Schlosser zu den Seeleuten gegangen. Er befand sich manches Jahr auf einem und demselben Schiffe mit Waldemar, den er anfangs wie einen Bruder lieb hatte. Freilich nicht lange; der anmuthige, heitere Waldemar wurde in den Kreis der Schiffsofficiere gezogen und bei jeder Gelegenheit bevorzugt; den stillen verschlossenen Robert ließ man unbeachtet in seiner finsteren Werkstatt und bürdete ihm Arbeit über Arbeit auf. Da warf er eines Tages den Hammer an die Wand und sprang auf das Deck und wollte, wie er sagte, eine Stelle im Tageslichte haben. Der Capitän wies ihn zu seinem Handwerk zurück, da wollte er sich in das Meer stürzen. Was ließ sich mit dem überspannten Burschen anfangen? Es wurde versucht, ob er im Tackelwerk zu verwenden sei; da ging Robert in seiner Selbstüberschätzung sogar zum Loggbrett, durch welches die Geschwindigkeit der Fahrt bestimmt wird, und welches zu den Messungen einen außerordentlich geübten und verläßlichen Mann bedarf; und endlich stellte sich Robert auch an das Steuerrad, um zu zeigen, was in ihm stecke. Aber siehe, da war es wieder der schöne Waldemar, der sich ihm überall vordrängte und wie ihm zum Trotze Alles besser zu machen wußte. Robert mußte wieder in seine finstere Kammer. Den Waldemar aber konnte er nicht mehr ausstehen, und wenn er seinen Hammer auf den glühenden Stahl sausen ließ, so bildete er sich ein, der Stahl sei Waldemar's Rücken — und siehe, da lieferte er gute Arbeit.

Als endlich das Schiff mit den beiden Burschen in die Vaterstadt zurückkehrte, da war eine seltene Gelegenheit für Robert, sich an Waldemar, an dem Schiffscapitän und an allen seinen Genossen zu rächen. Ein alter Oheim war ge-

ſtorben, nachdem er den Robert Wackar zum Erben eines bedeutenden Vermögens und eines hübſchen Landhauſes gemacht hatte. Am liebſten hätte nun Robert den Waldemar und alle Schiffsgenoſſen, die ihn mißachtet hatten, zu einer großen Tafel eingeladen, um ihnen ſeine Stellung und Herrſchaft fühlen zu laſſen; allein, er beſchloß, mit ſolchen Menſchen nichts mehr zu thun haben zu wollen, ſich hingegen aber mehr und inniger in der vornehmen Geſellſchaft zu befeſtigen. Zu dieſem Zwecke führte er ein großes Haus, gab Feſte, und da wuchſen ihm die Freunde wie Pilze aus der Erde.

Nun dachte Robert Wackar aber auch an's Heiraten, und indem er eine ſchöne, reiche Braut ſuchte, fiel ſein Auge auf die Kaufherrntochter Litta. Der Kaufherr war für dieſen ſo vermögenden Eidam ſchier gewonnen, auch Litta's Bruder, Oscar, lobte den Hengſten, welchen ihm Robert zum Geſchenke gemacht hatte — allein das Mädchen wollte von dem Freier nichts wiſſen. Litta war ein kühnes Kind und ſagte es offen, wenn man ihr denn zutraue, daß ſie ſchon an einen Mann denken ſolle, ſo wiſſe ſie bereits einen, der ihr gefiele. — Bald erfuhr es Robert, ſein Nebenbuhler und Bevorzugter ſei auch hier wieder der ſchöne Waldemar. Oscar meinte zwar, der junge bettelhafte Menſch ſei leicht bei Seite zu ſchieben; allein der Kaufherr ſagte, Princip ſei es ihm gerade nicht, einen reichen Schwiegerſohn zu haben, er müſſe billiger Weiſe doch auch ſeinem Kinde einige Wahl laſſen, und hätte ſich Waldemar nur erſt eine anſtändige Stellung verſchafft, ſo könne er, der Vater, eigentlich gegen ihn nichts einzuwenden haben.

Nun sah es Robert wohl, hier galt's einen Kampf mit seinem Nebenbuhler, einen Kampf auf Leben und Tod. Litta's Bruder hatte er gänzlich zum Verbündeten gewonnen.

Oscar jedoch war gesa...aidigerer Natur, als sein anzuhoffender Schwager, er meinte, Gewalt tauge hier nicht, aber List . . .

Es war jedoch ganz überflüssig, als sich eines Tages Oscar auf der Gasse zu dem betrübten Waldemar gesellte und Folgendes zu ihm sagte:

„Guter Freund, Du dauerst mich vom Herzen, aber Du kennst meinen Vater; er ist unbeweglam in dem, was er einmal will und sagt. Und mein Vater äußerte gestern: Wenn er zu den Helden der Nordpolexpedition geht und kehrt siegreich zurück, so soll er mein Eidam sein. Und, Waldemar, er meinte Dich."

Das war aber überflüssig. Waldemar war mit sich bereits völlig einig, daß er die große Fahrt im Dienste der Wissenschaft mitmachen wolle. Er hatte sich zum Zwecke der Aufnahme eben erst ein ärztliches Zeugniß seiner vollkommenen Gesundheit und körperlichen Tüchtigkeit ausstellen lassen.

Oscar kam triumphirend zu seinem Freunde und rief:

„Er geht und kehrt nicht mehr zurück; nicht mehr, oder zu spät. Ehe ein Jahr vorbei: Schwager Robert!"

Deß war Robert allerdings recht zufrieden. Und als nun die Werbung der Nordfahrer stattfand, mischte er sich unter die Menge, um sich zu überzeugen, ob Waldemar denn auch wirklich beitrat und den Schwur ablegte.

Und als Hauptmann Prachwald aus den Wenigen, die im Saale geblieben waren, seine achtzehn oder zwanzig Mann

auserlesen hatte, da war unter diesen erwählten auch der schöne Waldemar. Und als der Hauptmann von seiner neu angeworbenen Schiffsmannschaft den Eid der Treue und Beständigkeit forderte und darauf hinwies, daß der Eidschwur nichts Geringeres bedeute, als eine volle und unwiederrufliche Lossage von allen gesellschaftlichen Verhältnissen und allem Lieben und allem Eigenthume der Heimat, da erblaßte Waldemar und stürzte aus dem Saal.

„Der elende Feigling!" murmelte Robert und mit einem ganz unheimlichen Zucken seines wild glühenden Auges verließ auch er die kleine Gruppe der wackeren Männer, die eben ihre Hand zum Schwure erhoben.

In den nächsten Tagen war am Hafen ein außerordentliches Treiben. Hunderte von Neugierigen eilten die Dämme aus und ein und drängten sich gegen den neuen bekränzten und beflaggten Dampfer „Siegfried." Einrichtungen und Vorräthe aller Art wurden in das stattliche Schiff befördert. Speise und Trank, Kleidung, Feuerstoff für mehrere Jahre wurden beigeschafft. Waffen und Werkzeuge für die seltensten Kämpfe und Verrichtungen wurden im Schiffe versammelt; ein chemisches Laboratorium und ein physikalisches Cabinet und ein Bücherzimmer wurden eingerichtet. Eine kleine Welt wurde in dem geräumigen Fahrhause geschaffen; und Alles in zweckmäßigster, ja vornehmster Weise, daß man meinte, sein ganzes Leben könnte man mit Freuden in diesem Schiffe zubringen.

Die theilnehmenden Offiziere hatten noch allerlei wesent-

liche Obliegenheiten in der Stadt und correſpondirten vermittelſt der Kupferdrähte mit allen fünf Welttheilen. Die angeworbene Mannſchaft verbrachte die letzten Tage noch in ihren Familien oder in den Schenken. Die Leute machten ihre Teſtamente, und Mancher ſagte: „Ich überlaſſe der Welt das Einzige und Beſte, was ich habe, dieſes mein Branntweinglas. Prächtige Räuſche laſſen ſich daraus trinken; ſie ſeien getrunken auf mein Wohl!“

Der finſtere Robert ſpähte noch am Abende vor der Abfahrt des „Siegfried“ am Hafen. In einem ernſten Zuge, von Windlichtern begleitet, ſchritten die Männer auf das Schiff; allein, der ſchöne Waldemar war nicht darunter. — Waldemar bleibt daheim, um den Robert Wackar zu verderben. Es ſoll ihm nicht gelingen! — Krampfig preßte der ſchwarze Burſche ſeine Finger in die eigene Bruſt, als wollte er den Dolch, den er am Buſen trug, ſich ſelbſt vor Verzweiflung in's Herz drücken.

Robert haſtete durch die Gaſſen der Stadt, in deren Gasflammen der Wind eines nahenden Gewitters rüttelte. — Eine große Schwüle laſtete über Allem, und in den Schläfen des finſteren Mannes lag es ſchwer wie Bleigewicht. Gegen eine Vorſtadt trieb es ihn hin und gegen das Gartenhaus des Kaufherrn, wo er Litta oftmals wandeln geſehen im Haine. Und als er nun plötzlich am Eingange des Baumgartens ſtand, ſiehe, da huſchte eine behende Geſtalt an ihm vorüber. Sie war ſchnell wieder ſeinen Augen entſchwunden, allein bei dem trüben Schein einer Laterne, die an der Pforte ſtand, hatte er Waldemar's Geſicht doch erkannt. Wie ein entfachtes Glutmeer ſprühte es durch Robert's Nerven; er ſtürzte in den

Garten und durch die finsteren Lauben hin. „Herr Jesus, bewahre mich!“ stammelten seine Lippen, aber seine Hand haschte nach dem Griff des Dolches. Alle Farben des Lichtes tanzten ihm vor dem Auge, als platzte eine Granate vor seiner Stirne. Ein wüster Sturm rüttelte in den Eichenkronen. Athemlos raste Robert hin, wie eine vom Sturm getragene Flamme, kaum berührten seine Füße den Boden. — Hei, da hielt er an, dort hinter dem Strauchwerk war wieder die Gestalt. Stöhnend vor Begier stürzte Robert auf sie zu und stieß ihr den Dolch in die Brust . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter Blitz und Donner und unter dem Strome des Regens floh Robert Wackar dem Hafen zu. Er wollte dem Mörder entfliehen — dem Mörder in seiner eigenen Brust. Er empfand es: sein eigenes Leben war jetzt zu Grunde gegangen, da Jener todt im Haine lag. Den langen, schmalen Damm raste er hinaus, um sich in die See zu stürzen. Doch siehe, dieser Weg führte ihn schnurgerade dem „Siegfried“ zu.

Da ging dem Fliehenden ein Gedanke auf: „Mörder, setze dein Leben für ein Gutes ein, ziehe mit nach dem Nordpol!“

Um Mitternacht, eine Stunde vor der Abfahrt begehrte Robert Wackar Einlaß auf dem „Siegfried“. Es war eine lebhafte Unterhandlung; Hauptmann Prachwald wollte den Mann nicht aufnehmen. Da trat ein zweiter Officier dazwischen; dieser kannte den Bewerber als einen, wenngleich rauhen, so doch redlichen Charakter, der bereits größere Seereisen mitgemacht und auf denselben das Schlosserhandwerk betrieben habe. Der Officier meinte, obgleich die Mannschaft

auf dem „Siegfried" vollzählig wäre, so dürfte vielleicht ein zweiter Schlosser doch nicht von Ueberfluß sein; auch sei in den letzten Tagen ein angeworbener Matrose an einem Augenleiden erkrankt, der sohin nicht auf Bord gehen konnte. Der neue Bewerber, eine so kräftige und wohl auch abgehärtete Natur, sei denn anzunehmen.

Robert Wachar ward Mitglied der Nordpol-Expedition.

Das Glöcklein schrillte; die Mannschaft erwiederte den vielstimmigen Abschiedsgruß, der am Ufer hallte. Die Dampfmaschine pusterte, die farbigen Lichter des Hafens huben sich an zu bewegen und nach rückwärts zu gleiten.

Der „Siegfried" war von Stapel gelassen, um aus dem Bereiche der Menschen den fernen Regionen des Eises zuzusegeln. — Ob sie wiederkehren werden? ob auch nur Einer wiederkehren wird? und wann, und wie? oder ob sie Alle verloren sind, die zu dieser stillen, nächtlichen Stunde von der sicheren Hafenstadt hinausgleiten auf das hohe Meer?

Lustigen Sang und Klang gab es auf dem Deck; Robert aber lehnte sich an einen Mast und starrte hinaus gegen das Ufer, an welchem die letzten Lichter nun verschwanden.

Das Gewitter war vorüber, nur vereinzeltes Wetterleuchten zuckte noch und wies dem Hinstarrenden die Gegend, wo der Eichenhain war, in welchem der Erschlagene hingestreckt lag; wies ihm die Gegend, wo sein Landhaus auf der Anhöhe stand, das nun herrenlos dastehen und herrenlos verfallen wird.

Als der Morgen graute, zog der „Siegfried" auf hoher See.

Von günſtigem Wind und Wetter getragen, glitt das Schiff raſch dahin. Manchem Segler, der gegen Deutſchland zog, gaben unſere Fahrer noch ein Lebewohl mit an die Heimat. Eines Tages holte ſie ein Schnelldampfer ein, der an den „Siegfried" ein paar Kiſten abgab, und dann ſeinen Weg links gegen England nahm. Es waren heitere Tage. Das bläuliche Gewäſſer war ſo klar, daß auf ruhiger Fläche treibende Boote gleichſam in der Luft zu hängen ſchienen. — Einſamer wurde das Meer; rechts tauchten zuweilen Höhen der däniſchen und bald auch der norwegiſchen Küſte auf. Am Bord des „Siegfried" war Alles guter Dinge; für die Bemannung gab es wenig Arbeit, jedoch allerlei Ergötzlichkeiten. Hauptmann Prachwald hatte nichts ſo ſehr gefürchtet, als die Langeweile, und hatte dieſer Plage durch allerlei Spiele und angenehme Uebungen vorgebeugt. Die Officiere und Gelehrten des „Siegfried" waren theils auf dem Deck, theils in ihren Cabinen ununterbrochen mit Arbeiten beſchäftigt. Reiſebücher, naturwiſſenſchaftliche Werke und Karten gaben den vorläufigen Stoff dazu. Die Fahrt ſollte auf möglichſt geradem Wege dem Nordpol zugehen; und wäre der Pol zu paſſiren, ſo ſollte der Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika zugeſteuert und durch dieſelbe über die Gewäſſer des großen Oceans gegen Japan und Oſtindien gefahren werden. — Jetzt war Frühſommer. Für den Fall des Gelingens der Durchfahrt waren zwei Winter in den Eisregionen vorgeſchlagen, der dritte Winter konnte vielleicht ſchon unter den warmen Himmelsſtrichen zugebracht werden. Im Falle des Nichtgelingens war Untergang oder Rückkehr ſchon vor Verlauf dieſer Zeit wahrſcheinlich.

Immerhin iſt von der öſtlichen Halbkugel, d. h. von Europa aus das Gelingen einer Nordpolfahrt am Wahrſcheinlichſten; hier wird die Fahrt durch die wärmeren Gewäſſer, welche aus dem mexikaniſchen Golfe gegen den Norden von Europa ſtrömen, begünſtigt, während eine Expedition von Aſien oder Amerika aus mit den eiſigen Polarſtrömungen, die aus dem Norden kommen, zu kämpfen hat.

Auf dem Schiffe herrſchte die größte Ordnung und Pünktlichkeit. Eine militäriſch ſtrenge Satzung war aufgeſtellt, doch ſchien ſie überflüſſig zu ſein: Jeder that mit Liebe das Seine, und Einigkeit und brüderlicher Sinn beſeelte die Mannſchaft.

Auch Robert Wackar oblag ſeinem Geſchäfte; ununterbrochen ſchaffte er mit dem Hammer und der Feile, ſo daß ſeinem Arbeitsgenoſſen kaum etwas zu thun übrig blieb. Er war der Thätigſte und Anſpruchsloſeſte und Stillſte von Allen. Er war faſt unheimlich ſtill, und ſein Auge ſtarrte noch finſterer als ſonſt. Und wenn Robert merkte, daß er allein war und ihn Niemand ſah, ſo legte er die Hand an ſeine heiße Stirne; da drin war ein Pochen und Hämmern zum wahnſinnigwerden. Er ſehnte ſich nach den Eisgegenden; dieſe würden ſeine Gluthen doch kühlen, ehe er dem Wahnſinne ganz und gar verfiele. Zwar das Ungeheuer fühlte er bereits in ſeinem Gehirne nagen, und er konnte ſich einer fürchterlichen Erſcheinung nicht entſchlagen, die er in den letzten Tagen mehrmals geſehen hatte.

Auf dem Deck war er gewandelt, hatte einen trüben Blick über das lebendige unbegrenzte Meer hin, und zum nebelgrauen Himmel emporgeworfen — da ſah er oben

im Tackelwerk des Schiffes, nahe an der weißen Flagge — den erſchlagenen Waldemar ſitzen. Robert verhüllte ſein Auge und ſtürzte in die Kajüte. Aber am nächſten Tag zur ſelben Stunde ſah er die Erſcheinung wieder und diesmal kletterte das Geſpenſt die Taue auf und nieder und ſpannte die Segeln.

Bebend ſaß Robert in ſeiner Werkſtatt und murmelte:

„Nein; Einbildung iſt es nicht, ich habe ihn geſehen, er verfolgt mich, verfolgt mich noch im Tode und wird nicht eher ſeine Ruhe finden, als bis ich vernichtet bin!“

Von dieſer Stunde an war der Mann nicht mehr auf das Deck zu bringen. Eines Tages wurde ein plötzliches Sinken des Waſſerthermometers bemerkt, ohne daß ſich ſonſt ein fühlbarer Temperaturwechſel offenbarte. Der Kapitän ſchloß daraus das Beverſtehen eines Sturmes oder die Nähe verborgener Klippen. Und thatſächlich war Beides zu überwinden. Schon in der nächſtfolgenden Nacht brach das wüſte Ringen der Elemente los. Alles mußte aus den Kajüten, um im Falle der Noth thätig Hand anzulegen. Der „Siegfried“ kreuzte in der Nähe der verrufenen Lofoddengruppe und es galt hier, den zahlloſen Riffen und ihrem Strudel auszuweichen, oder denſelben zu pariren.

Wolkenfetzen flogen vom Windſturme gepeitſcht, über das brauſende, wildwogende Gewäſſer; durch die Riſſe des ſchwarzen, blitzſchleudernden Gewölkes blickte ein einzigmal der blaſſe Mond, um aber ſofort der Finſterniß des losbrechenden Gewitters vollends zu weichen. Jeder zuckende Blitz war zweifach, da er ſich, wenngleich vielfach gebrochen im Meere

ſpiegelte. Die Donner aber waren plötzliche und kurze Schläge und machten die Wände des Schiffes erzittern.

Robert kauerte wimmernd in einem Winkel des Deckes. Er hatte manchen Sturm ſchon miterlebt und hatte nie gezagt, im Gegentheil, in den wildbewegten Elementen fand er ſich wohl und leicht.

Heute aber erbebte ihm das Herz. Die Spiegelungen der Blitze waren ihm Blutſtröme auf der See; er ſah ein Gottesgericht.

Das Schiff ſchoß raſch dahin und als Robert einen Blick gegen den auf- und niederwogenden Kiel that, ſah er im Scheine der Blitze wieder — den Ermordeten. Waldemar ſtand am Drehrade und ſteuerte den „Siegfried".

„Alle, alle ſind wir verloren", ächzte Robert. Aber der Sturm legte ſich und am nächſten Tage leuchtete die Sonne wieder auf die beruhigte See.

An dieſem Tage war es, als ſich Robert Wackar bei dem Kapitän Prachwald meldete, um mit ihm zu ſprechen. Leutſelig empfing ihn der Hauptmann, war aber ſehr überraſcht, als der ſchwarzbärtige Schloſſer an ihn die Frage ſtellte, ob es heutzutage auf Erden noch Geſpenſter gebe.

„Daß ich nicht wüßte", entgegnete indeß der Kapitän gelaſſen, „es wäre denn, daß ſie zuweilen in hohlen müſſigen Köpfen ſpukten. Unſere einzigen und wahrhaftigen Geſpenſter ſind die Dinge, die wir wohl wahrnehmen, aber nicht kennen und begreifen. Ein ſolches Geſpenſt iſt auch der Nordpol, der die Menſchheit ſeit Jahrhunderten ſchon beunruhigt. Unſer braver „Siegfried" zieht aus, um dieſes Ungeheuer zu bannen, zu beſchwören, und wenn es ein guter Geiſt iſt, zu erlöſen."

Der Schloſſer ſchüttelte den Kopf:

„Herr Kapitän", ſagte er, „unſere Fahrt nimmt kein gutes Ende; das Geſpenſt eines Todten ſteht am Steuer. Kapitän, wir ſegeln dem Verderben zu!"

Nun verfinſterten ſich allerdings die Züge des Hauptmannes. Es iſt nicht angenehm, auf ſolcher Fahrt einen Irrſinnigen an Bord zu haben.

Robert wurde dem Schiffsarzte übergeben, und nun lag er tagelang in der wohleingerichteten Krankenkammer.

„Wie glückſelig!" rief er ein um das anderemal aus, „wenn ſie recht hätten, wenn ich irrſinnig und Alles nur Fiebertraum geweſen wäre!"

Als im Kalender der Monat Auguſt ſtand, huben die Tageszeiten an, unregelmäßig zu werden und wollten mit der europäiſchen Uhr nicht ſtimmen. Die Sonne lag tief, aber ſie ging erſt um zehn Uhr unter und nach vier Stunden wieder auf. Um dieſe Zeit begegnete den Schiffern das letzte Fiſcherboot, das der nördlichſten Küſte der Finnmarken zuſteuerte. Und um dieſe Zeit begegnete ihnen, trotz des hier noch wirkenden warmen Golfſtromes, das erſte Eisſtück, das aus dem Norden her trieb. Der „Siegfried" lief im zweiundſiebzigſten Breitegrad.

Gegen Ende September war auch in dieſen Strichen, wie überall auf der Erde, Tag- und Nachtgleiche. Jetzt wurde ſchon erklecklich viel Treibeis geſehen. Es war grünlichgrau und häufig in größeren Stücken zuſammengebacken. Selbſt auf dem freien Meere huben ſich bei ruhiger See ſchneeartige

feine Kryſtalle zu bilden an, die, ſich aneinanderſchließend, mehrere Zoll lange Eistäfelchen bildeten.

Auch begann nun die Magnetnadel unſichere Schwankungen zu machen, beſonders zur Zeit der zahlreichen und heftigen Nordlichter.

Erſt jetzt wurde es nöthig, daß der Kapitän unter der Mannſchaft die Pelze vertheilen ließ. Die Gelehrten des „Siegfried" wendeten ſich nun von ihren Schriften ab und der Natur zu; da gab es bereits allerſeits zu unterſuchen und zu meſſen und zu beſtimmen. Die Matroſen trieben mit großem Erfolge Fiſchfang. Der Steuermann, den wir ja ſchon kennen, ſchoß vom Decke aus den erſten Eisbären, der auf einer Inſel von Packeis trieb.

Bisher war die Fahrt glücklich und durch die günſtige Windſtrömung gefördert von Statten gegangen, gleichwohl die Eismaſſen bereits anhuben, hemmend einzuwirken und ſchließlich gefährliche Preſſungen zu verurſachen.

Die Ausdehnung der treibenden Eisſchollen war bereits unüberſehbar. Einzelne Schollen waren von außerordentlicher Größe und hatten eine Dicke von 20 bis 30 Fuß. Bisweilen ſtießen ſolche ſchwimmende Eisfelder zuſammen und geriethen dadurch in eine drehende Bewegung. Die Zuſammenſtöße dieſer viele tauſend Millionen Tonnen ſchweren Maſſen fanden mit einer ſolch' fürchterlichen Gewalt ſtatt, wie Aehnliches die Menſchen nur bei den großartigen Naturrevolutionen der Erdbeben und Bergſtürze erfahren. Der gute „Siegfried", zwiſchen ſolchen Gewalten verſchlagen, hätte das Schickſal gehabt, wie etwa ein Glaskäſtchen zwiſchen zwei zuſammenſtoßenden Eiſenbahnzügen.

Tag und Nacht mußten nun unsere Nordfahrer auf der Hut sein, um solch' treibenden Feldern und Bergen auszuweichen. Es mag beklemmend genug gewesen sein, die blassen, nebelhaften Massen mit ihren phantastisch wunderlichen Gestaltungen nahen zu sehen.

Mehrmals mußte das Schiff enge Sunde passiren, in welchen überhängende Lasten der Eisberge den düstergrauen Himmel verdeckten. Manches Wallroß, mancher Eisbär lauerte und lauerte in dem Gespalte; allein, die Seefahrer durften in solcher Umgebung das Schußgewehr nicht anlegen; die Erschütterung des Knalles hätte leicht das Losbrechen der kolossalen Ueberhänge bewirkt, und der Menschen Fahrzeug wäre zerschmettert und in den Untiefen begraben gewesen.

Mehrere solcher Einstürze hatten in Sicht des „Siegfried" stattgefunden; sie wühlten das Meer in seinen Gründen auf und verursachten eine meilenweite, sturmähnliche Bewegung der Wellen.

So brachte sich der „Siegfried" nun noch einige Zeit mit unsäglicher Anstrengung weiter; aber immer tiefer sank der Wärmemesser, immer unbesiegbarer wurde das Eis. Und als der Kalender schrieb: das Fest Allerheiligen, und die Nacht anbrach, da war das Schiff im starren Eise eingefroren.

Nun kam die Zeit der Prüfung. Dem Erzähler ist es unmöglich, in dem kleinen Rahmen dieses Bildes die Thaten und Drangsale unserer Helden eingehend zu schildern. Alle Versuche, das Schiff wieder flott zu machen, waren vergebens; in der Gegend des neunundsiebzigsten Breitegrades lag der

„Siegfried" mit den nimmerruhenden, ewig treibenden Eisfeldern verwachsen.

Und nun kam die Nacht. Von Tag zu Tag länger war die Sonne ausgeblieben, von Tag zu Tag tiefer hatte sie sich am Horizonte hingeschoben; und am Tage, als die Nordfahrer durch einen Fackelzug um das Schiff das Gedächtniß der Todten begingen, war die Sonne nicht mehr aufgegangen, und die Mittagsstunde kündete nur ein rother Schein im Süden.

Um diese Zeit begannen auch gewaltige Schneestürme zu wüthen und der „Siegfried" wurde eingehüllt in Schnee, aus welchem nur die Masten ragten.

So mußte denn unser Häuflein Menschen für die Winternacht hier häuslich sich bequemen. Heiter war das Völklein immer noch, und die Officiere setzten ihre Forschungen fort, so weit es die Umstände erlaubten. Bei Fackel- oder Nordlichtschein, oder unter dem blassen Glanze der Gestirne des schönen Polarsternes, machten sie kleine Wanderungen über das Eis, welches wüste Gebirge mit Schluchten und Schlünden und Spitzen und Wänden bildete. Und sie trieben Beobachtungen über Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, Meteorologie u. s. w. Die Temperatur konnte mit dem Quecksilber-Thermometer längst nicht mehr gemessen werden, denn das Quecksilber fror; der Spiritus aber zeigte fünfunddreißig bis vierzig Grad Kälte.

Die Sonn- und Feiertage wurden stets festlich begangen, nicht blos bei Tische, wo Erbswurst und Eisbärenbraten die Leckerbissen waren, sondern auch unter frommen Liedern und geistlichen Betrachtungen. Der Seemann betet gerne; auf den

Waſſern iſt es nicht für Jeden gut, Atheiſt zu ſein; im Eiſe noch um ſo weniger.

Aus der Bibel wurde geleſen und geſungen. Wie ganz anders als ſonſt klangen hier die Worte: „Gott, ſteh' mir bei! Herr, eile, mir zu helfen! Denn Du biſt meine Hilfe und meine Rettung; o Herr, verweile nicht zu lange!"

Auch Robert, der Schloſſer, an welchem ſich ein hartnäckiges Bruſtleiden zu offenbaren begann, wohnte ſolchen Andachten bei, gleichwohl er das erſtemal entſetzt zurückwich. Der, welcher aus der Bibel die Worte der Schrift las, war wieder niemand Anderer, als Waldemar, der Erſchlagene.

Zwar dachte der ſo ſehr verwirrte Mann nun das erſtemal an die Möglichkeit, daß er in jener böſen Nacht einen Andern getroffen, und Waldemar noch am Leben und wahrhaftig auf dem „Siegfried" ſein könne. Allein, der Gedanke, daß der Ermordete als Rächer ihn auf ſeiner Nordfahrt begleitete, hatte einen zu tiefen Eindruck in ſein phantaſiereiches Gemüth gemacht, als daß er ſich desſelben ſo plötzlich entſchlagen könnte. Erſt als er aus dem Munde des Vorleſers den Pſalm vernahm: „Herr, handle nicht nach unſeren Sünden und vergelt' uns nicht nach unſeren Uebelthaten. Laſſet uns beten für unſere abweſenden Brüder, laſſet uns beten für unſere Feinde! —" da war es dem geiſteskranken Manne klar: Er betet für ſeine Feinde, das kann kein Rächer ſein. Er klagt ſich ſeiner Sünden an, ſo iſt es ein Menſch mit Fleiſch und Blut.

Mit einem lauten Schrei ſtürzte Robert hin und umarmte Waldemar's Knie.

Waldemar hatte in dieſen Fernen ſtets ſeinen beſonderen

Troſt in den glühenden Geſängen der heiligen Schriften gefunden. Sie erinnerten ihn an ſeine Kindeszeit, da er, weil die Bibel armer Leute Zeitung iſt, mit ſeinen Eltern oftmals darin las. Und wenn er nun die Erzählung vor ſich hatte, wie Jakob bei Laban dreimal ſieben Jahre um die Rachel diente, ſo gedachte er mit blutendem Herzen an Litta, die ihm nach der Rückkehr aus dem Norden zum Preiſe ſein ſollte.

Der gute Junge hatte es kaum vermocht, ſich von dem lieben Mädchen zu trennen. Noch zur Stunde des Eidſchwures vor dem Hauptmanne Prachwald brach ihm das Herz und er eilte zu Litta. Erſt ſpäter ermannte er ſich, dem Mädchen zuverſichtlich ſeine glückliche Rückkehr verheißend, riß er ſich los und nur wenige Stunden vor der Abfahrt fand er ſich auf dem „Siegfried" ein, wo er, ein braver und getreuer Arbeiter, bei allen Verrichtungen verwendbar war und zuletzt am Steuerhebel ſeinen beſtimmten Platz fand. Wohl war ihm nicht unbekannt geblieben, daß ſich auch ſein ehemaliger Genoſſe Robert Wackar auf dem Schiffe befand, doch da ihm dieſer ſtets auswich und überhaupt trotziger und verſchloſſener als je ſchien, ſo hatte er nie verſucht, ſich dem alten Bekannten zu nahen. Zwar war es ihm auffallend, daß der nun durch eine Erbſchaft wohlhabende Mann die ernſte Fahrt mitmachte, doch kam dem guten Jungen die wahre Urſache dieſes Schrittes gewiß bei weitem nicht in den Sinn. Um ſo überraſchter war Waldemar in dem Augenblicke, als im Betſaale der finſtere Mann vor ihm niederfiel und ſeine Kniee umfaßte.

Doch wurde der Verfall ſofort dem Irrſinne in die Schuhe geſchoben, und der Schiffsarzt nahm den armen Schleſſer wieder in Verwahrung.

Nun war aber der Geisteszuſtand des finſteren Mannes noch ſeltſamer geworden. Wie auch die Welt im Norden erſchrecklich, wunderbar und berückend ſich geſtaltete: jene letzte Nacht in der heimatlichen Stadt ſchwand nicht aus dem Gedächtniſſe, und ſie war kein Traum. Robert fühlte es noch heute in ſeinem Arme, wie er damals der Geſtalt im Haine das Meſſer mitten in die Bruſt geſtoßen hatte. Völlig lautlos war der Getroffene zuſammengeſtürzt. Wer nun war es geweſen? wen hatte er ermordet? — Ach, daß keine Brücke gezogen iſt und kein Bote wandeln kann zwiſchen jener Stadt und dieſen ſtarren Gefilden! So muß im Jenſeits der unerlöſten Seele eines Abgeſchiedenen zu Muthe ſein, wie dieſem Manne, der nun ſelbſt wie ein Geſpenſt einherwankte, blaß und abgehärmt und mit erlöſchendem Auge.

Zuweilen ſtand Robert, wenn die Genoſſen ruhten, auf dem Decke des eingefrornen Schiffes, und ſtarrte hinaus in die Eiswüſte. Zu ſchauerlich phantaſtiſchen Maſſen hatten ſich die Schollen und Blöcke getürmt. Hier dräute ein überhängender Berg, der heute noch niederbrechen konnte auf den eingeklemmten „Siegfried", dort ſtand ein Rieſe mit gehobenem Arme, weiterhin ragte ein wildes Horn ſchief in die Nacht hinein. Dann wieder war das Krachen des berſtenden Eiſes vernehmbar. Und über dieſen Schreckniſſen zog ſich bisweilen ein rieſiges Feuerband über den Himmel, oder es ſtand in ſtiller Ruh das ungeheuere Blutrad des Nordlichtes wie das Fata Morgana des prophezeiten Weltbrandes.

Mit verdecktem Antlitze wankte Robert zurück in ſeine Kammer; nein, er vermochte es nicht, der Majeſtät Gottes in's Auge zu blicken. —

So ging es immer tiefer in die nächtliche Zeit. Die Officiere des „Siegfried" hatten Stoff über Stoff zu wissenschaftlichen Arbeiten. Keiner dachte an eine Weiterreise oder an die Rückkehr; es wäre wahrhaftig auch nicht gut gewesen, an so unmöglich Scheinendes zu denken. Was auch kommen und werden mochte, ihr Geist suchte die Gegenstände dieses Himmelsstriches, die noch kein Naturforscher bisher vor Augen gehabt, zu erfassen und zu durchdringen. Die Mannschaft aber, die nichts als Eis und Dunkelheit sah, begann an Langweile zu leiden. Das Erste, was sie zur Feier des Festfrierens that, war ein Begraben in die Pelze, um nach den Kämpfen mit dem Treib- und Packeise sich einmal gründlich auszuschlafen. Aber gesunder Schlaf gibt neue Kraft, die schaffen will: und hier gab es nichts zu thun.

Müssiggang ist ein böses Ding und kann auch Helden gefährlich werden. Das wußte Kapitän Prachwald wohl; und im December, als die Zeit gegen Mitternacht ging, ließ er in der Nähe des Schiffes auf einem flachen Felde aus Eis einen Bau aufführen. Da wurde nun bei Fackelschein lustig gestemmt und gesägt und gemeißelt, und als das Weihnachtsfest nahte, stand ein kleiner Palast mitten in der starrenden Wildniß, und wenn eben nicht schwere Nebel lagen über den Gefilden, so spiegelte sich Nordlichtschein und Sternenglanz in den Wänden des neuen Hauses.

Nun wurden einige Geräthe in den neuen Bau gestellt und aus Holzspreizen und farbigem Papier wurde ein Weihnachtsbaum geschaffen und mitten im Eispalaste aufgepflanzt.

So kam das liebe Christfest, zu welchem vom Oriente bis zum Occidente die Glöcklein läuten. Zur nächtlichen

Stund' ein Freudenruf ſchallt durch die Welt, und die Lichter und die Augen ſtrahlen wie ein Diamantengürtel um den Erdball.

Am Pole, im ewigen Aechzen und Krachen des berſten den Eiſes klingt kein Glöcklein. Aber wohin das Menſchenherz mit ſeiner Liebe vermag zu dringen, da wärmt und leuchtet auch die Flamme.

Zur Stunde, in welcher das liebe Feſt der Weihnacht in allen chriſtlichen Ländern gefeiert wird, waren auch unſere Recken hoch oben im Norden verſammelt, in dem Hauſe, aus Eis gebaut, und mitten unter ihnen ſtrahlte ſtill die Lichterkrone des Weihnachtsbaumes. Wie funkelte das ringsum in den glatten grauen Tafeln, und in den Augen der bärtigen Männer ſtand die Thräne!

„Ja, Kameraden!“ rief der Kapitän plötzlich, „ſie gedenken unſer daheim; ſie ſenden uns Chriſtgaben.“ Und eine Kiſte wurde vorgeſchoben, die der Hauptmann öffnete, und aus der er unter dem hellen Jubel der Männer, die heute wieder Kinder geworden waren, anhub, kleine Geſchenke zu vertheilen. Es waren niedliche und ſinnige Dinge, beſonders aber viel Feuerzeug und Tabak; und die Gegenſtände kamen wahrhaft von den Angehörigen daheim. Jeder las mit Begierde und wiederholt das beiliegende Briefchen an ſich, nicht achtend, daß ſelbes ſchon in den Tagen geſchrieben worden, als der „Siegfried“ noch im Hafen der heimatlichen Stadt lag, oder eben erſt vom Stapel gegangen war. Denn die für das Weihnachtsfeſt beſtimmte Kiſte war den Nordfahrern durch jenen engliſchen Schnelldampfer nachgeſchickt worden.

Die Freude im Eishause war unbeschreiblich. Nur der kranke Schlosser stand einsam und vergessen da; für diesen fand sich keine Gabe vor.

Aber auch Waldemar hatte an der geselligen Freude nicht theilgenommen. Ihn verlangte es, zu dieser Stunde allein zu sein. Dicht in seine Pelze gehüllt, stand er auf einer Schneewarte und hielte sein Antlitz gegen Süden gerichtet. Ein reicher, unsäglich reiner Sternenhimmel hatte sich gebaut, und die Gestirne schienen immer tiefer und tiefer niederzusinken, und manche prangten in blauen und röthlichen Farben.

Fast im Zenith leuchtete lebendig und hell wie eine kleine Sonne der Polarstern. Ein weißer, völlig freundlicher Schein lag auf der Eiswüste, der aber mit einem Male anhub, sich ein wenig zu röthen. Es hatte sich die Temperatur gebrochen, sie war plötzlich gestiegen, und so sah Waldemar jetzt eine über alle Beschreibung herrliche Erscheinung. Da war es jählings, als ob rings um den weiten Gesichtskreis mattröthliche Flammen emporzuckten. Sie hoben und senkten sich, stiegen im Ganzen aber immer höher herauf und leckten immer weiter in die Himmelskuppel hinein. Ein Stern um den andern wurde von den Flammenzungen ergriffen und nun strahlten sie durch den Rosenschleier in verschiedenen Farben. Endlich stand, vom Horizonte abgehoben, die ungeheure Feuerkrone am Himmel, und die Gestirne schimmerten in dieser Krone, wie Smaragden, Rubinen und Diamanten. Und siehe, auch auf den Eisgründen lag der Widerschein, und das glühte auf dem blassen Gefilde, wie tausend sprossende Blümlein.

Waldemar ſtieß vor Entzücken einen Schrei aus; „Litta!“ rief er, „ach, könnteſt du jetzt bei mir ſein!“

Doch, da kam die Wehmuth wieder. — Sie iſt im Feſtſaal, iſt von Pracht und Schmeichlern vielleicht umgeben; ſie denkt nicht an mich. . .

Ein kecker Ruf vom Eishauſe her weckte ihn aus ſeinem Sinnen: „Der ſchöne Waldemar Grillenfänger! er ſoll kommen um ſein Chriſtgeſchenk!“

Waldemar trat in das Haus. Vor dem noch ſtrahlenden Weihnachtsbaum auf dem Kryſtalltiſche lag ein Degen mit ſilbernem Griffe und mit einer weißſeidenen Schärpe; auf der Schärpe ſtanden mit gothiſchen Goldbuchſtaben die Worte: „Dem ritterlichen Norden Waldemar.“ Auf der andern Seite des Bandes, mit rothen Fäden geſtickt: „Von Deiner Litta.“

Wie neuer Nordlichtſchein ſtieg es jetzt auf über das Antlitz des jungen Mannes, und in ſeiner Bruſt war eine Wärme, als gäbe es gar keine Eisregion auf der ganzen Welt.

Da bemerkte Waldemar auch den beiliegenden Brief mit ſchwarzem Rand und ſchwarzem Siegel.

„Mein lieber Freund!“ ſchrieb die Tochter des Kaufherrn, „Wo Dich meine Zeilen, die ich einen Tag nach Deiner Abreiſe mit zitternder Hand niederſchreibe, auch finden und begrüßen mögen, wenn Weihnacht iſt, nimm freundlich das Andenken von mir, und laſſe Dich ein wenig damit erfreuen. Die Sendung geht bereits ab und ich vermag kaum zu ſchreiben. Dieſer Brief erſt ſoll Dir ſagen, was heute Nacht hier geſchehen iſt. Mein Bruder Oscar iſt im Garten ermordet worden. Alles Nähere iſt noch im Dunkeln. O,

mein Waldemar, der Himmel ſchütze Dich! kehre bald und glücklich zurück zu Deiner armen, verlaſſenen

Litta."

Hatte der junge Mann den Brief laut vor ſich hingeleſen oder hatte ihm ein unberufenes Auge über die Achſel in das Blatt geſehen? Ein plötzliches Wimmern wurde hinter ihm laut. Robert ſaß auf dem kalten Boden und rief mit gerungenen Händen: „Herrgott, ihr Bruder iſt es geweſen!"

„Ihr einziger Bruder!" ſtöhnte er wiederholt.

Endlich in das Schiff zurückgekehrt, hat Robert Wackar den Kapitän und Waldemar zu ſich an ſein Lager rufen laſſen, hat Alles geſtanden.

Offen und ohne Hinterhalt hat er erzählt, was der Leſer dieſer Geſchichte bereits weiß, und als er damit zu Ende war, ſagte er: „Jetzt iſt mir leicht geworden. Ich hoffe, daß ihn Gott in Gnaden aufgenommen hat; mir hat es ja auch das Leben gekoſtet. Das nordiſche Eis hat meine Liebe und meinen Haß und meinen Jähzorn gekühlt. Ich verdiene nicht, daß ich noch einmal zurückkehre, ich fühle es wohl, ich bleibe hier. Nur Eins wollte ich mir noch erbitten vor meinem Ende."

Der Kranke ſchwieg und in ſeiner Bruſt wogten die Stöße des Schmerzes.

„Armer Kamerad", verſetzte der Kapitän, „dein Wunſch, ſo er in unſerer Macht ſteht, ſoll erfüllt ſein."

Robert langte nach Waldemar's Hand und ſagte leiſe:

„Wenn Du mir verzeihen könnteſt! s'iſt wohl lange her, daß wir Freunde geweſen; das Geſchick hat uns entzweit und

doch immer wieder zusammengeführt. Waldemar, wenn Du in der letzten Stunde wieder mein Freund sein könntest!"

„Ich habe Dich nie gehaßt, Robert", entgegnete Waldemar mit feuchtem Auge.

„So kehre heim in unsere liebe Stadt und beschütze Vitta!"

Der Arzt trat dazwischen und verordnete dem Kranken strenge Ruhe. Der Athem war kurz und stockend; Zeichen stellten sich ein, daß der Proceß in der Brust durch das herbe Klima und vielmehr noch durch die gewaltigen Gemüthsbewegungen einen raschen Verlauf nehmen würde.

Das Weihnachtsfest war vorbei. Eine plötzlich eingetretene wuchtige Eispressung, welche auch den „Siegfried" von Neuem gefährdete, hatte den krystallenen Weihnachtspalast wieder zerstört. Gewaltige Massen hatten sich darüber hingeschoben und zu Bergen aufgethürmt, an denen manchmal ein schwerfälliger Eisbär sichtbar wurde, der mit vielem Erstaunen auf das Schiffwerk und seine seltsamen Bewohner niederlugte. Wer hätte auch diesen zottigen Geschöpfen gelehrt, vor den zweibeinigen Fremden zu fliehen? Sie flohen nicht; erst der Blitz und der Knall erschreckte sie, aber da stürzten sie auch schon von den Eiswänden nieder.

Für den armen Robert waren es böse Stunden; allein, Waldemar blieb stets an seinem Lager. Einmal aber, während Waldemar auf kurze Zeit das Gemach verlassen hatte, bat der Kranke den Wärter um ein Stück Papier und Feder. Nachdem er mit Mühe einige Worte geschrieben hatte, barg er das Blatt unter sein Pelzkissen, und als Waldemar wiederkehrte, machte der Kranke ein vergnügtes Gesicht.

Wenige Stunden ſpäter aber war es, als Robert ſagte: „Euch Alle führe Gott in das Vaterland zurück! Der Verbrecher ſei ausgeſchloſſen von der Gemeinſchaft, er ſoll im Eiſe verbannt ſein. — Nur das Tageslicht möchte ich gerne noch einmal ſehen. Und unter einer handvoll Erde möchte ich ruhen.“

Der eine Wunſch des Armen wurde nicht erfüllt; zu Anfang des Monates Februar, ehe es noch zu tagen begann, drückte ihm Waldemar die Augen zu. Eine Kapelle aus Eisquadern wurde gebaut und darin der Todte aufgebahrt.

Noch in demſelben Monate begann es zu tagen. Im Süden tauchte anfangs in Zwiſchenräumen von vierundzwanzig oder wenigeren Stunden das blaſſe Licht auf, das von Tag zu Tag lebhafter wurde und länger anhielt, bis zum Beginne des März unter einem unbeſchreiblichen Jubel der Mannſchaft die rothe Scheibe der Sonne auftauchte.

Nun war es Zeit für unſere Nerden, ſich aufzuraffen. Nur Wenige blieben beim Schiffe zurück, die Anderen zogen auf Schlitten über die nun goldig rothen Eisgefilde hin in nördlicher Richtung. Sie wandelten nicht auf dem Lande, aber von einem Gewäſſer keine Spur, Alles erſtarrt. Doch ſahen ſie manch' außerordentliche Herrlichkeit. In wunderlichſten Gebilden ſtarrte das Eis; Zacken ragten auf, Zacken hingen nieder; Säulen und Stämme und Statuen, wunderſam durchbrochene Tempel, tiefe Höhlen, ſchauerliche Ueberhänge. Und in Allem das ewige Schrillen und Berſten, und in Allem das lebendige Farbenſpiel des Lichtes, zuckend und zitternd in den Kryſtallen. Manchmal ſchwirrte vor den Wanderern eine Schaar Eisvögel auf; mitunter lugte auch

der neugierige Kopf eines Robben aus einer Kluft. Zweiten hatten die Männer ungeheure Tiefen, Wacken genannt, zu umgehen, aus deren finsteren Gründen das glanzlose Auge des Waſſers ſtarrte.

Als die Reiſenden manchen kurzen Tag über den wüſten ſchründigen Boden des Eiſes hingefahren waren, und nachdem ſie manche lange Nacht aneinandergeklammert in gemeinſamen Pelzen auf ihren Schlitten geruht hatten, ſahen ſie endlich graue Felsmaſſen, und unter dem Schnee kniſterte Sand — Erde!

Sie hatten Land entdeckt.

Mit neuem Muthe ging's zu Lande nun nach neuen Fahrten. Selbſt mußten die Männer ihre Schlitten ziehen. Die Hunde, die ſie zu dieſem Zwecke mitgenommen hatten, wurden vor Kälte und Waſſermangel krank und mußten erſchoſſen werden. Das Rennthier, auf das ſie gehofft, war nirgends zu finden. Jedoch entdeckten ſie Spuren von Haſen und Füchſen, und die Felſen waren voll kreiſchender Vögel, welche die noch nie geſehenen Menſchengäſte ununterbrochen begleiteten.

Es waren Schluchten und Thäler mit Sand und Geſtein; das vereinzelte Eis war dünn und dunkel-grünlich. Die Berge waren ſteil, kegelförmig, ſäulenartig, oder hatten wildzerriſſene Geſtalten. Auf ihren Höhen lagen Gletſcher. Nur wenige Mooſe und Flechten kamen vor, ſonſt war von Pflanzen nirgends eine Spur. Dieſe Gegenden hatten, auch wo ſie nicht mit Schnee bedeckt waren, ſtets einen weißen ſchimmernden Hauch, und die ſehr verkümmerten, ewig blüthenloſen Pflanzen waren ſtets mit Reif überzogen.

Eines Tages ſahen die Männer einen Gletſcher, der über eine Landzunge bis in das offene Meer hinab ging, ſich mit einem wuchtigen Geknalle loslöſen und niederſtürzen, daß die Wäſſer viele Klafter hoch giſchteten. Dann glitt der Eisberg mit all' ſeinen Hörnern und Riffen ſchwankend hinaus auf die hohe See.

Troſtlos waren die Schlittenreiſen; auch war Gefahr vorhanden, den Rückweg zum Schiffe nicht mehr zu finden; denn der Himmel war zumeiſt mit Nebel bedeckt und der Compaß hatte hier ſeine Bedeutung vollends verloren. Die Magnetnadel hüpfte ziellos hin und her wie ein geängſtigtes Hündlein, das die Spur ſeines Herrn verloren . . .

Doch beſtieg Hauptmann Prachwald noch ein nordweſtliches Cap, um von demſelben aus in ein wildes Meer von treibendem, wogendem Eiſe zu ſchauen, und um ſich endlich zu überzeugen, daß hier ein Weiterdringen gegen den Pol platterdings unmöglich ſei.

Noch pflanzte der wackere Mann auf dieſem nördlichſten Cap, das im zweiundachtzigſten Breitegrad lag, die Fahne der lieben fernen Vaterſtadt auf. Dann meißelte er in die graue Doleritwand, die gegen Norden ſtand, folgende Worte ein:

„Heut noch iſt der Weg verſchloſſen,
Und das Heiligthum umgoſſen
Mit des Eiſes ehernem Wall.
Wahrlich doch, die Berge wälzen
Und des Nordpols Rinde ſchmelzen
Wird dereinſt das Ideal!"

Dann ſtieg der Hauptmann nieder und trat den Rückweg an. —

Als er nach mehreren Tagen mit ſeinem Schlitten zurückkam an den Rand des Landes, wo über dem Meere wieder die feſtgewachſenen Eisberge begannen, da begegneten ihm Waldemar und noch einige Männer, die den Sarg mit dem Todten trugen. Waldemar war eben ſchon früher zum „Siegfried" zurückgekehrt, und wieder die Todtenkapelle vor Augen, hatte er ſich erinnert an den letzten Wunſch Robert's unter einer handvoll Erde ruhen zu können. Das war Heimweh nach der lieben Mutter!

So ließ denn Waldemar, eine zweite müh- und gefahrvolle Reiſe über das Eis nicht achtend, dem neuentdeckten Lande ſeinen erſten Einwohner zutragen.

Am Fuße eines ſchroffen, pyramidalförmigen Felſens grub er dem Manne, der ihm einſt das Meſſer in die Bruſt vermeint, ein ſechs Schuh tiefes Grab. In dasſelbe ſenkten ſie den Sarg, der aus des Todten Bettſtatt gezimmert war, nieder. Dann ſagte Waldemar die Worte des Johannes: „Gott der Herr wird über ihm leuchten und ſein Wächter ſein, bis in die ewigen Ewigkeiten!"

Und als das Grab geſchloſſen, verließen ſie die Stätte und zogen durch die Eiswüſteneien ihrem Schiffe zu.

Die nachtloſen Tage mit ihren langen Schatten zogen nun faſt gemüthſam dahin. Die Gelehrten der Expedition füllten die Zeit mit Forſchungen und Beobachtungen aus, und fortan wuchs ihre Spannkraft und ſie wünſchten ſich tauſend Organe des Geiſtes, um an dieſen neuen Quellen für die Wiſſenſchaft zu ſchöpfen.

Die übrige Mannſchaft war ſtets auf Eisbärenjagd und Seehundsfang, und ſie häufte von ſolcher Beute große Vorräthe in ihren Eisſcheunen auf. Pelzwerk, Nahrung und Lichtmaterial war ſomit im Ueberfluß; nur an trinkbarem Waſſer litten ſie harten Mangel — gleichwohl Alles, was ſie umgab, Waſſer und nichts als Waſſer war. Iſt das Eis auch frei von dem Meerſalze, ſo war doch das Löſen desſelben außerordentlich ſchwer. Das Deſtilliren des Waſſers, welches gleichfalls das Salz beſeitigt, war wegen Mangels an Brennſtoff nicht durchführbar.

Die Sonne war ſchon monatelang nicht mehr untergegangen. Im Laufe von vierundzwanzig Stunden zog ſie einmal um den ganzen Kreis des Horizontes. Im Süden ſtand ſie am höchſten, im Norden am tiefſten. Und als ſie endlich wieder anhub, im Norden auf kurze Zeit unterzutauchen, da fragten ſich unſere Recken: „Was nun?“

Die gegenwärtigen Zuſtände waren unterſucht, das neuentdeckte Land nach Möglichkeit durchforſcht. Ein Weiterhinausdringen war nicht denkbar. Das Schiff aber war aus der furchtbaren Umarmung des Eiſes mit menſchlicher Macht nicht frei zu machen. — Was nun alſo?

Es wurde aber doch verſucht; alle Kräfte der Dampfmaſchinen ließ man ſpielen. Vergebens, das Schiff rührte ſich nicht. Es war die letzte Zeit her noch tiefer eingeſunken, und das Geſchiebe preßte zuweilen, daß die Wände ächzten.

Der „Siegfried“ war verloren.

Es gab nur noch ein einziges und allerletztes Mittel. Die Rückkehr über das Eismeer und über die offene See zu verſuchen.

Die leichtbeweglichen Schlittenschiffchen wurden aus dem „Siegfried" hervorgeholt und mit Lebensmitteln für sechs Monate versehen. Der Kapitän ließ die seltenen Thiere, welche in diesen Strichen erlegt worden waren, sowie Steine, Metall u. s. w. und auch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Karten auf die Schlittenschiffchen bringen, und diese wurden sofort nach bestem Können in Stand gesetzt.

So mußte denn der „Siegfried" verlassen werden.

Ein Fest wurde noch abgehalten in dem schönen, stattlichen Schiffe, in welchem man so manche Freude und so manche Trangsal erfahren hatte. Die Reste an Speise und Trank, die nicht mitgeführt werden konnten, sollten bei einem frohsamen Mahle möglichst geschmälert werden. Aber an diesem Tage empfanden sie keinen Hang zum Essen und zum Trinken, und die Lippen blieben stumm. Das Mahl sah aus, wie ein Todtenmahl. — Noch waren der gesunden Köpfe neunundzwanzig; aber eine Seereise vom neunundsiebzigsten, bis zum dreiundfünfzigsten Breitegrad stand bevor — eine Seereise ohne Schiff!

An einem Sonntagsmorgen, als die rothe Sonnenscheibe im Norden auftauchte und langsam an der zackigen Schneide des Horizontes dem Osten zuwallte, brach die Mannschaft auf und verließ den „Siegfried". Mit unsäglichen Beschwerden brachten sie die vier Schlittenschiffchen auf dem Eisgeschütte weiter. Unzähligemale blickten sie zurück auf das liebe treue Haus, das mitten im ewigen Eise einsam liegen blieb und mit seinen hohen Masten noch tagelang die mühsam Davonziehenden grüßte.

Freilich ging's nun dem Süden zu, aber in welcher Weise? Sie mußten sich durch Engen und Schründe winden, mußten durch Schneemassen kriechen, Thäler und Mulden durchziehen, wo Viele selbst zuweilen mitsammt den Schlitten einbrachen. Auf allen Vieren mußten sie sich fortbewegen, und im Schnee mußten die Schlitten getragen werden. Streckenweise wurde dieser Weg des Gepäckes wegen dreimal und auch fünfmal gemacht. Kaum eine Seemeile konnte täglich zurückgelegt werden.

Endlich hub das Eis an, mit Wasser abzuwechseln, wo die Schlittenboote zu ihrer beiderseitigen Geltung kamen. Nun aber begann erst die Gefahr: Die Eismassen glitten hin und her und drückten und preßten. Dann auch schoben sie sich in- und übereinander und bauten sich zu hohen Mauern, die wieder einstürzten. Bei einem solchen Einsturze war eines der Boote mit Lebensmitteln zu Grunde gegangen.

Ein Theil der Mannschaft wollte zum „Siegfried" zurückkehren, auf daß er im Frieden eines Menschenbaues sterben könne. Allein der größere Theil beschloß, den Kampf bis auf den letzten Athemzug auszuringen; nur Eines fehlte den Meisten schon — der Tabak. Und dieser Mangel raubte Manchem auch den Humor. Ein paar Burschen jedoch waren dabei, die sangen fortweg kecklustige Lieder und pfiffen mit zugespitzten Lippen, wie es Andere machen daheim beim Fischfang im Teich.

Freilich genossen diese Männer den Vorzug, nicht auf Erden geboren zu sein. Auf hoher See hatten sie das Licht der Welt erblickt; der Tummelplatz der Kindheit war das Schiff gewesen, ihre Heimat das Meer.

Waldemar, stets einer der Ersten, Thätigsten und auch Anschicksamsten der Mannschaft, war weder übermüthig noch muthlos. Vor Allem suchte er seinen Degen zu wahren; und der Kapitän sagte einmal launig zu ihm: „Just von diesem Degen hoffe ich Alles; er ist der Preis einer treuen Liebe. Er ist unser Talisman."

Indeß wurde die Lage immer trostloser. Ein heftiger Luftstrom machte die Gewässer wegen; das Schieben und Pressen des Eises wurde noch stärker, und das Anstemmen und Abstoßen mit Stangen war dagegen erfolglos. Tag und Nacht lag die Mannschaft in Streit mit den Elementen; dabei litt sie außerordentlich an Frost und bald auch an Ermüdung.

Am siebzehnten Tage, nachdem sie den „Siegfried" verlassen, war in den Pressungen das Dritte der vier Schlittenboote zu Grunde gegangen. Der Kapitän selbst kam dabei in die höchste Lebensgefahr, und mußte unter Eismassen hervorgezogen werden. Waldemar war es, der auf die Weihe seines Degens vertrauend, sich mitten in die treibenden Schollen gestürzt hatte, um aus dem zerdrückten und untergehenden Boote auch noch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen der Expedition zu retten.

Und nun standen sie mit ihrem einzigen Boote auf einer ungeheuren Eisscholle. Nun war nichts mehr zu thun, nun mußte es dem Zufalle überlassen werden, wie viele Stunden lang er ihr Leben noch schonen wollte.

Eine schwere Abspannung war über die Männer gekommen. Nur vor dem Erfrieren suchten sie sich noch zu schützen. Aber die Versuche, Feuer anzumachen, waren in dem nassen Elemente vergebens.

Die Officiere ſchlugen unter einander vor, die aufgeſchriebenen Erfahrungen und Beobachtungen in ein Fäßchen zu verſchließen, und daſſelbe auf gut' Glück dem Meere preiszugeben. Denn ſie wollten ſich mit Allem zufrieden geben, aber nur mit dem Bewußtſein ſterben, daß ihr Werk der Menſchheit nicht verloren bleibe.

Kapitän Prachwald jedoch wollte das koſtbare Fäßchen bis auf den letzten Augenblick bei ſich bewahren.

Die Eisſtrömung und in dieſer auch die Scholle mit unſeren Tapferen wurde von einem anhaltenden Winde raſch weiter getrieben. Die Magnetnadel war wieder ein wenig beruhigter und beſtändiger geworden, jedoch ſtand ſie nicht gegen den Lauf der Strömung. Die Scholle trieb nicht ſüdlich, ſondern dem Nord-Oſten zu. Es ging wieder in die grauſige Nacht und in den ewigen Winter hinein.

„Wohlan!" rief der Kapitän, „jetzt endlich geht es flott dem Nordpol zu! Er ſelbſt hat uns zum Empfang das Kryſtallſchiff geſendet!"

Der Pelze waren genug vorhanden. So kauerten ſich Alle in das einzige Boot, genoſſen nach Thunlichkeit von den fetten Speiſen und deckten ſich zu. Nebel, nur von Nordlichtſchein durchdrungen, verhüllte den Sternenhimmel. Die Schiffer, nun auch bereits der meiſten Orientirungs-Inſtrumente entbehrend, wußten nicht mehr, wo und wie ſie trieben. — Verloren irrten ſie in den ungeheueren Weiten der Polargewäſſer.

In dem krachenden, ſturmumbrauſten Eiſe; wer hat ihr „Ora pro nobis!" gehört? —

Die deutsche Hafenstadt lag von einer üppigen, herbstlich prangenden Landschaft umgeben, im Segen des Friedens und der Arbeit da. Alles ging seinen geregelten Lauf. Hundert und hundert Schiffe zogen aus und liefen ein, und über das Meer wehten lebendige aber milde Lüfte, wie sie den Seefahrern so förderſam sind.

Seit dem Abzuge der Nordpolfahrer waren über sechzehn Monate verflossen. Man hatte in dieser Zeit doch irgend eine, etwa durch nordische Fischer vermittelte Nachricht von der Expedition erwartet. Allein, kein Lebenszeichen; seitdem der „Siegfried" die Cape Norwegens passirt hatte, blieb er verschollen.

Im Hause des Kaufmannes Grüneberg war es recht öde. Grüneberg war seit dem plötzlichen Tode seines einzigen Sohnes alt und grau geworden. Der Mörder, sowie die Ursache des Mordes war bisher vollständig unbekannt geblieben. Oscar war Spieler gewesen und da dachten manche an Selbstmord. Der Dolch stack dem Todten mitten in der Brust. Andere wieder gab es, die wollten das Verbrechen zu Robert Wackar in Beziehung bringen. Und thatsächlich, der schwarze finstere Besitzer des Landhauses auf der Birkenhöhe war und blieb seit dem blutigen Ereignisse verschwunden.

Litta hatte ein blasses abgehärmtes Gesicht und trug schwarze Kleider. Stundenlang saß sie einsam und verloren auf dem hohen Söller des Gartenhauses und blickte hinaus in das weite Meer. Schiffe aller Farben und Größen kamen gezogen. Den „Siegfried" hätte sie aus weitester Ferne sogleich erkannt.

Im Laufe dieſes zweiten Herbſtes kam eines Tages ein Telegramm aus dem hohen Norden:

„An den Magiſtrat von L... Die See hat hier eine Korkkapſel an das Ufer geſchwemmt. Der Inhalt derſelben iſt ein Brief mit folgenden Worten: Im zweiundachtzigſten Breitegrad Land entdeckt; unſer Schiff verloren; auf einer Eisſcholle verſchlagen worden. Hauptmann Prachwald.“ Aufgabsort des Telegrammes: „Hammerfeſt.“

Dieſe kurze Nachricht entfachte einen Seelenſturm in der Hafenſtadt, ja im ganzen Lande. Zur raſchen Ausrüſtung von neuen Expeditionen wurde geſchritten, um die Mannſchaft des „Siegfried“ aufzuſuchen. Allen Seemächten der Erde wurde der Verluſt bekannt gegeben und Prämien wurden ausgeſchrieben für die Wiederbringer der kleinen Heldenſchaar.

Vitta trug ſeit dieſer Kunde ihr Antlitz mit einem grauen Schleier verhüllt; und eines Tages, als ſie weinend an der Bruſt ihres Vaters lag, entdeckte dieſer graue Fäden in ihrem Haar.

„Das iſt Eis, mein Kind!“ ſagte der Kaufmann.

„Das iſt ein Gruß von ihm!“ rief das Mädchen, und mit ihren großen Augen aufblickend: „Vielleicht iſt er doch nicht verloren!“

Es vergingen Tage und es verging manche Woche. Kein Schiffer brachte Kunde; man gab die Nordpolfahrer für verloren.

Da war es am dreiundzwanzigſten Tage des Oktobers, daß zur mitternächtigen Stunde auf dem Kupferdrahte die Botſchaft geflogen kam: „Wir ſind gerettet und in wenigen

Tagen daheim. Prachwald." Aufgegeben in der norwegischen Stadt Vadse.

Unbeschreiblich ist die freudige Aufregung, welche diese Nachricht in der großen Hafenstadt entzündete. Schon am ersten Tage eilten Menschenschaaren dem Hafen zu, um die Heimkehrenden zu begrüßen. Alles war auf und allerseits wurden großartige Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet.

Kaufmann Grüneberg zeichnete zu den Festlichkeiten eine Summe von vielen tausend Thalern. Seine Tochter Litta hatte den Schleier von sich geworfen und band Kränze, und stickte goldene Worte auf Seidengrund.

Indeß war vollauf Zeit zu den Vorbereitungen. Tage um Tage vergingen. Die Thurmwächter wurden bestürmt, die Sicht der Heimkehrenden zu verkünden. Von jedem Dampfer, der aus nördlicher Richtung kommend, einlief, wurden die Nordpolfahrer verlangt.

Zwar hatte Hauptmann Prachwald durch sein lakonisches Telegramm jede Entgegenfahrt vereitelt, der Leser dieser Geschichte jedoch, der den Wackeren in Noth und Drang Genosse war, hat wohl das Recht, auch an ihrer glücklichen Rettung und Heimkehr Antheil zu nehmen.

Wir müssen es uns gleichwohl beschämt gestehen: wir haben sie in der größten Noth verlassen. Aber zur selben Bedrängniß war ihnen Gott am nächsten.

Nachdem die Mannschaft des „Siegfried" viele Tage lang in den Eiswüsten herumgetrieben worden, ward die Richtung der treibenden Scholle plötzlich eine solche, daß die

Magnetnadel nach rückwärts zeigte. Eine lebendige Briſe aus Norden wehte und raſch glitt das ſeltſame Schiff dahin. Das Treibeis lichtete ſich mehr und mehr und der dunkle Grund der hohen See wurde immer freier. Freilich verkleinerte ſich in demſelben Maße auch die Scholle, welche unſere Recken trug, und Stück um Stück fiel ab in dem wärmer werdenden Klima. — Ehevor ſie noch in das Bereich der Menſchen gekommen, wird der Boden unter ihren Füßen geſchwunden ſein ....

Dieſen bald eintretenden Fall wohl vorausſehend, beeilten ſie ſich, das einzige Boot, welches ſie noch hatten, zurecht zu machen, und demſelben zuzumuthen, die neunundzwanzig Mann etwa an die Küſte von Lappland oder Finnmarken hinzutragen. Nur das Allernothwendigſte und Nahrung auf kaum zehn Tage konnte behalten, alles Uebrige ſollte über Bord geworfen werden.

Und endlich war die treue Eisſcholle ſo ſehr zernagt und zerfreſſen und zerſprungen, daß ſie hin und her kippte und keinen Halt mehr gab. Da rutſchte das überfüllte Boot in die weiche Welle hinab. Tief ſank es ein und die Schiffer warfen Alles über Bord, was für die allernächſten Stunden nicht unbedingt nöthig geweſen war.

Aber das Boot wollte ſinken und ſinken.

„Ein Paar müſſen hinab!“ rief plötzlich Einer aus der Mannſchaft.

„Beſſer ein Paar, als Alle!“ rief eine andere Stimme.

„Wer hat kein Weib und Kind daheim?“

„Die Aelteſten von uns müſſen hinab!“

„In's Waſſer, in's Waſſer!“ ſo rief es wild durch einander — eine Revolution in der ſinkenden Schale.

„Wer wagt?“ donnerte die Stimme des Kapitäns, „das Loos entſcheide!“

Neunundzwanzig gedrehte Wollenkügelchen in einer Mütze; ſiebenundzwanzig Stück waren weiß, zwei waren ſchwarz.

Das Waſſer hub an über Bord zu rieſeln; die Männer fuhren mit zitternden Händen in die Mütze. Ein rothbärtiger Matroſe und — Waldemar zogen den Tod.

Ohne ein Wort zu ſagen ſchnallte Waldemar ſeinen Degen los und legte ihn in die Hand des Kapitäns. Der Rothbärtige wollte ſich ſofort in das Meer ſtürzen. Da erſcholl der Ruf: „Ein Schiff! ein Schiff in Sicht!“

Unbeſchreiblicher Jubel. Alle warfen ihre Pelze und Beſchuhung in die See. Das Fäßchen mit den Nachrichten ſchwamm hinter dem Boote her; der Kapitän führte es an einer Schnur.

Die Mannſchaft ſchrie aus Leibeskräften und ſchöpfte zugleich mit den Händen das Waſſer aus dem Fahrzeug und ruderte mit aller Macht. —

Wenige Stunden ſpäter ſtanden die Nordpolfahrer wohlbehalten auf dem Deck eines ruſſiſchen Schooners.

Die Fahrt ging ſüdweſtlich; am zweiten Tage nach der Rettung paſſirte das Schiff bereits das Nordcap und wenige Tage ſpäter lief es in Bodoe ein.

Von hier ſandte Hauptmann Prachwald die Nachricht in die Heimat und ſtellte dem ruſſiſchen Kapitän mit tauſend

Dank die Anweisung auf das Auffindungsprämium aus, von deren Thatsächlichkeit ihn die nun vorliegenden Zeitungsblätter unterrichteten.

Und dann fuhren die wackeren Männer auf einem norwegischen Dampfer der Heimat zu. —

Am letzten Tage der Fahrt, als die blauen Höhen der deutschen Küste bereits in Sicht waren, und zahlreiche Segler über die Wässer kreuzten, fielen sich die rauhen bärtigen Männer um den Hals und riefen: „Das ist ein glückseliger Tag!"

Hauptmann Prachwald erfaßte zur selben Stunde Waldemar's Hand und sagte: „Junger Freund, ehe wir nach den mühsamen ausgestandenen Gefahren und Drangsalen nun auseinandergehen werden, möchte ich Ihnen besonders danken für Ihre treuen und tüchtigen Dienste. Diesen Degen aus lieber Hand tragen Sie als Ritter; Sie kehren heim als ein Officier des „Siegfried". — Ferner, Kamerad, habe ich mich vor Ihnen auch noch einer Mission zu entledigen, die ich von unserem verlassenen Schiffe her mit mir trage. Unter dem Kopfkissen des verstorbenen Robert Wackar fand sich diese Schrift, durch welche er Sie zum Erben seines hinterlassenen Vermögens einsetzt. Ich theile Ihnen die Urkunde erst heute mit, weil ich Sie, so lange wir noch in Gefahren schwebten, nicht mit einem neuen Bande an das Leben ketten wollte. Nun, da wir hoffentlich bald geborgen sein werden, sei mit meinem Glückwunsche das Blatt in Ihre Hände gelegt."

Die Radschaufeln des Dampfers arbeiteten mit ununterbrochener Kraft in den Fluthen, aber es ging noch

ein Tag hin, bis endlich zur ſpäten Abendſtunde der bekannte Leuchtthurm mit ſeinem lieben Sterne ſichtbar wurde.

Still und ohne Prunk wollten die wackeren Männer in ihre Heimatſtadt einziehen, aber ein geſchwätziger Bootsmann hatte es doch verſtanden, von Dänemark aus der deutſchen Hafenſtadt zuzurunnen: heute kommen ſie!

Gerade um Mitternacht war's, als der nordiſche Dampfer in den Hafen einlief. Ein ungeheurer Lichterkranz glühte und loderte in allen Farben. Fackelzüge wogten über die Dämme, auf den Thürmen läuteten Glocken, auf den Anhöhen knallten Freudenſalven; Trommelwirbel und Muſik ſchmetterten an allen Enden.

Ehe das Schiff noch ankerte, wurde es von allen Seiten beſtürmt und erklettert; es war ein erſchütternder Augenblick, als die Menge hinſtürzte und die heimkehrenden Nordlandsrecken umarmte. Auf den Händen wurden ſie an das Ufer getragen, mit Bändern wurde ihr rauhes Pelzwerk geziert, mit Lorbeern wurden ihre ſtruppigen Häupter bekränzt. Durch Triumphbögen wurden ſie geführt, und in einem herrlichen goldſchimmernden Saal voll ſchwerer Pracht und üppiger Bequemlichkeit ſtand ihr Abendmahl bereit.

Die Erſten des Reiches ſaßen an der prunkenden Tafel, und obenan die aus den nordiſchen Regionen heimgekehrten Söhne des Landes.

Seltſam ſtachen die rauhen, herben, völlig abgezehrten Geſtalten in der nordländiſchen Kleidung ab, von den zarten,

vollen und ſtets lächelnden Geſichtern der ſchwarzbefrackten Gaſtgeber.

Mitten in der Jubelſtimmung erhob ſich Hauptmann Prachwald und, das ſchäumende Glas in der Hand, ſagte er:

„Zweier Freunde ſei zu dieſer Stunde nicht vergeſſen. Im hohen Norden, ſturmumbraust und eisumgürtet, ſteht verlaſſen unſer „Siegfried." Welchem Geſchicke das treue Haus auch verfallen wird, ihm ein Gedenken unſer lebelang! — Und ein Gedenken auch unſerem Todten, dem wir im mitternächtigen Lande dort ein neues Grab gegraben. Einſam ſchläft er nun am Pole, wo als ewige Gleriole ihn der Nordlichtſchein umſtrahlt!"

Wie Todtenglockenklingen war es, als die Geſellſchaft nun wortlos ſich erhob, und die Gläſer aneinander ſchrillten.

Ehe zur Morgenſtunde die Tafel noch zu Ende, und den Heimgekehrten in Paläſten ihre Schlafkammern angewieſen wurden, kam ein eleganter Wagen angefahren, um Waldemar zu holen. Die Thore des Hauſes Grüneberg, und die Arme des Kaufherrn, thaten ſich dem jungen Officiere auf, und Litta ſtürzte ihm mit einem lauten Schrei an die Bruſt.

— — — — — — — — — — — — — —

So waren die Nordpolfahrer heimgekehrt. Die Feſtlichkeiten dauerten tagelang, und das Volk trieb Götzendienſt mit den tapferen Recken.

Und ehe die Mannſchaft des „Siegfried" ſich trennte, auf daß Jeder im Beſonderen durch das Meer des Lebens ſeine weiteren Fahrten ziehe — nahm ſie Theil an dem fröhlichen Hochzeitsfeſte ihres Genoſſen Waldemar.

Robert's Erbe aber lehnte der junge Chef des Hauses Grüneberg ab. Das Landhaus auf der Birkenhöhe wurde zu einem freundlichen Lazarethe für Kranke und altersschwache Matrosen geeignet.

Und als sich all' die Wogen der Aufregung, Begeisterung und Freude endlich gelegt hatten, gingen die Gelehrten des „Siegfried" an ihre Arbeit, um die wichtigen Erfahrungen und Beobachtungen ihrer Nordfahrt der Welt zurechtzulegen, und dieselben den Büchern der Wissenschaft beizufügen.

Ende des zweiten Bandes.

Bilder von Defregger,

Geschichten von Rosegger.

Wien, 1880.

Verlag der Manz'schen k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Mir wird die Ehre zu Theil, Arm in Arm mit einem unſerer größten Meiſter vor die Leſewelt treten zu können.

Mein Unterfangen, Defregger's Bilder mit Text zu verſehen, war nicht geplant. Dieſe Werke brauchen keinen Text, ſie erzählen ſich ſelbſt. Ich ſah die Bilder, ſo wie man Scenen und Vorgänge aus dem Leben ſieht, und ſie regten mich zweifach an — einmal wie das Leben, einmal wie die Kunſt. Sie gaben mir die reizendſten Stoffe zu dichteriſchen Darſtellungen, die allmälig entſtanden, zum Theile im „Heimgarten" veröffentlicht wurden und nun, obwohl ſie ſelbſtſtändig ſind, im Glanze der Bilder an Farbe und Bedeutung gewinnen mögen.

Was da in Bezug auf die Illuſtrationen geboten wird, verdankt ſich vor Allem dem Herrn Verleger, der weder Mühe noch Koſten ſcheute, um die Bilder zu erwerben, herzuſtellen und ſie vereint mit meinen Erzählungen in die Welt zu geben;

ferner der freundlichen und entgegenkommenden Bereitwilligkeit der Firmen Franz Hanfstaengl und Josef Aumüller in München (erstere lieferte elf Originale, letztere eines) sowie der gütigen Uebermittlung des Porträts von Defregger durch ihn selbst.

Die Episoden aus der Jugendgeschichte des Meisters, die mir zum großen Theile ebenfalls von ihm selbst in seiner schönen, schlichten Weise mitgetheilt wurden, sind zu einzig, als daß ich dem Drange, dieselben in novellistischer Form zu behandeln, hätte widerstehen können.

Was in diesem Buche von mir ist, ich widme es dem verehrten Meister, dem geliebten Freunde. Möchte es sein Wohlgefallen finden!

Krieglach, im Herbste 1879.

P. K. Rosegger.

Ein Geldmacher.

Dorfgeschichte aus der Jugendzeit des Künstlers.

In Tirol. Auf einer grünen Höhe des Drangebietes — vor Zirmbüschen steht ein etwa sechzehnjähriger Bursche, schärft an einem Stein sein Taschenmesser und schneidet sich dann einen Zirmast. Dieses harte, feine, glattrindige Holz ist schon recht — da wird ein hübsches Rößlein daraus. Der Bacherwirth unten im Dorfe hat einen Hengst, ein schönes, feuriges Thier — das wird nachgeschnitzt aus Zirmholz. Ist gescheidter, als das Banknotenmachen. — Hätte ich nur meinen Fünfziger wieder im Sack!

So war's. „Aus Spaß nur", hatte der Franz gesagt, da er den Bleistift spitzte, „möcht' redlich gern wissen, ob's wahr, daß so ein Kaiserbildle gar nicht nachgemacht werden kann." Das feine Papier, die feine Zeichnung und Schrift, der Wasserdruck! Das ist nichts für die freie Hand. Aber gerade das reizte den Franz. Denn immer Heiligenbilder nachmachen und Vögel zeichnen und Leute abbilden — 's war keine Freude d'ran. — „Jesus Maria, Franzel!" hatte seine Schwester gerufen, „was sperrst Dich

denn ein, was treibst in der Kammer, daß Du die Thür hast verriegelt?"

Der Franz hatte aber selbst nicht genau gewußt, warum er die Thür verschlossen. Wollte doch etwa nur ungestört sein bei seiner heiklen Arbeit. Es war ihm aber heiß dabei gewesen, die Hand hatte gezittert, als sie den ersten feinen Strich gezogen, doch nach und nach ist sie ganz sicher geworden. Und als des Abends der Vater heimgekommen, hatte er zur Sonntagsarbeit seines Sohnes sonst gar nichts gesagt, als: „Da schau man her! ist das ein Fump, ein junger!"

In der darauffolgenden Nacht war ein schlechtes Schlafen gewesen, und so war der Franz mit sich einig geworden: es ist vernünftiger, ich laß' so Sachen bleiben und schnitz' den Hengst des Bacherwirths.

Und so finden wir ihn auf der Höhe, den schlanken Knaben mit den dunklen Locken und mit dem fröhlichen Auge.

Er hatte Bundschuhe an, und die Kniehose; und über die junge gerundete Brust ging nichts, als das Linnenhemd und der Hosenträger. Das Ungefüge war nur der hohe Spitzhut, der „Sternstecher", der wie ein finsterer Thurm über das heitere Antlitz ragte.

Aus dem Thale der Trau, der Isel, aus dem Boden von Lienz klangen in zartem Gesumme die Glocken des Feierabends herauf.

In solchen Stunden ist es, als wären vieltausend Saiten gezogen von Berg zu Berg, über das ganze Tirolerland, und als spielte auf dieser Riesenzither eine unsichtbare Hand; so zart und getragen tönt und klingt es durch die Lüfte. Von demselben Punkte, wo Franz stand beim Zirmbusch, waren achtundvierzig Kirchthürme zu sehen. Sie winkten und riefen — vergebens, dem

ſchlanken hellangezogenen Burſchen gefiel es auf dem hohen Berge, wo man die lichten Felſen ſah von der Glocknergruppe bis zu den Dolomiten.

Auch Andere gab es auf demſelben Berge, die das Läuten der Kirchenglocken nicht achteten. Sie ſaßen in der Bergſchenke der Riederung, die den ſchönen Namen: „Auf der Wacht“ trägt. Im Jahre Neun ſind dort die Tiroler auf der Wacht geſtanden mit Spieß und Stutzen, um ihr liebes Land vor dem übermüthigen Franzen zu ſchützen. Seither finden ſich an ſchönen Sommertagen im Berghauſe noch immer gerne die Scharfſchützen ein, um beim rothen Tirolerwein, bei Mädchengeſang und Zitherklang die Nächte zu „durchwachten“, denn nimmer vergeſſen werden und nimmer verboten darf das Hans auf der Wacht.

Wohl war heute ſchon das alte Moidle, des Wirthes Schweſter, lauernd in die Gaſtſtube geſchlichen, und hatte etlichemale laut vor ſich hingemurmelt: „Zuſammenläuten thun ſie. Zum Segen thun ſie läuten. Unſereine muhſelige Haut wollt' gern in die Kirch' gehen. Und das junge Volk ſchaut ſich heut' nach dem Herrgott gar nimmer um. Geh' weg, jetzt leb' ich's ſchon, die Leut' werden ganz kalt im Glauben.“

Man hatte gejungen, gelacht, mit den Mädchen geſcherzt und ſich um das Gebrumme der Alten nicht gekümmert. Nun plötzlich aber, da das Moidle das vom „Glauben“ geſagt, that ſich einer der ſtämmigſten Burſchen hervor und rief: „Moidle, wegen des Glaubens brauchſt Du Dir gar kein graues Haar wachſen zu laſſen, das wachſt Dir ſo auch ſchon. Einen Glauben haben wir noch, mußt wiſſen. Bin vorch gewiß nicht der Letzte in die Meß und in den Segen geweſen: ſeitlang ſie aber die

Leut mit den Gendarmen in die Kirche treiben lassen, seitlang mag ich gar nicht mehr hineingehen. Ich mag nicht mehr. Zum Beten lass' ich mich nicht zwingen, das sag' ich!"

„Nu, nur nit gar so laut", sagte jetzt der Wirth. „Ich sch' euch gern bei mir, Mannerleut' und Weiberleut'; aber wenn ich's aufrichtig will sagen, heut' wär's mir lieber, wenn — 's is morgen der Rosenkranzsonntag, und so kommen leicht heut' noch die Spitzhauben herauf."

Die Spitzhauben, damit meinte er die Gendarmen, die zu jener Zeit — es waren die schwarzen Jahre nach 1848 — so strenge Polizei hielten, daß sie während des Gottesdienstes, und an Sonnabenden die Gäste aus den Häusern und von den Straßen in die Kirche führten. In Tirol geschah es sogar etlichemale, daß man die so bevölkerten Kirchen verschließen ließ, damit es nicht etwa einem oder dem andern Andächtigen einfiele, vor Ende der Messe, der Predigt das Gotteshaus zu verlassen.

„Schaut, liebe Leut'", setzte der Wirth auf der Wacht bei, „es is halt der Verantwortlichkeit wegen. Unsereiner wird so viel gestraft, wenn man Unterstand gibt."

„Was!" rief eine alte, braune Knochengestalt aus dem Tischwinkel, „sind wir etwa Schwärzer, Wildschützen, Diebe, daß man uns nicht Unterstand geben darf?! Du, ich rath' Dir's, Wirth, heb' keinen Unfried an, 's kunnt Dich blutig reuen!"

„Ei geh'", beschwichtigte ein Anderer, ein dicker, staubiger Kohlenbrenner aus dem Zillthale, „weißt es so gut wie wir, daß der Wirth nicht anders kann. Willst Deinen Zorn auslassen über die neumodige Einrichtung, so mußt ganz wo anders anklopfen."

„Und ich werd' auch anklopfen", rief der Knochige, „hab' im Achtundvierziger Jahr auch angeklopft zu Pitten beim Herrn Bischof, daß die Aemter haben geflirrt. Und wenn's noch einmal anhebt, wird's nicht mehr so gut ausgehen, wie's erstemal, 's selb' will ich auf der Stell' mit meinem Blut unterschreiben!"

„Geh, geh," sagte der Dicke, „Du bist gleichweg mit Blut da. Das spar' auf, bis die Franzosen wieder kommen."

„Aber es ist wahr", versetzte ein Bauer aus dem Moll-thal, „langen thut sie nichts, die neue Gendarmerieliquen. Stücke geschehen heutzutag' auf der Welt, wie man sie früher wohl nicht gehört hat. Wißt ihr schon, was die Liesserthaler für ein sauberes Kruzifix haben?"

„Na, die Liesserthaler, was mögen denn die auch für ein sauberes Kruzifix haben", warf der Kohlenbrenner in gleichgiltigem Tone ein, doch merkte man ihm die Neugierde leicht an.

„Ja, los nur", sagte der Möllthaler. „Nächst' Montag, wie der Oberwirth z'Obmund zur Liesser geht, um seine Reischen (Fischnetze) zu heben, was steckt in einer d'rin?"

„Ru," machte der Köhler, „in der Reischen, was mag denn auch d'rin gesteckt sein? Kein Wallfisch nicht, 's selb' weiß ich."

„Noch was Größeres, herst, noch was viel Größeres!" sagte der Bauer, „ein geschnitzter Christus ist d'rin gewesen."

„Uh Maria und Anna!" riefen die Weiber und Mädchen.

„Ein Christus mit ausgestreckten Händen und Füßen, und mit den blutigen Zeichen — der Christus vom rothen Kreuz, das auf der Millstädterstraßen steht. Und wie die Leut' nachher zum Kreuz zusammenkommen, da — da ist an demselben — hell nicht zum glauben —" in ein krampfiges Lachen brach er aus.

„Das muß schon gar was Spaßiges gewesen sein", meinte einer der Burschen.

„Spaßig gewiß nicht", rief der Bauer, „ganz schauderlich, bei meiner armen Seel', schauderlich! — Wie sie hinkommen zum rothen Kreuz, da ist an demselben, anstatt des Christus ein — hi, hi, hi, hi —"

Thränen standen ihm in den Augen, indem er lachte. Er fuhr sich mit dem Sacktuche über das Gesicht, schwieg eine Weile und sagte endlich mit zuckenden Mundwinkeln: „Gott verzeih's denen, die's gethan haben, 's ist ein unerhörter Frevel. An das Kreuz ist ein wahrhaftiges, lebendiges Schaf genagelt gewesen."

Ein Aufschrei unter den Weibern, ein finsteres Gemurmel unter den Männern.

„Strolche aus der Spitalergegend haben's in der Nacht gethan," erzählte der Mühlthaler weiter, „aber sie sind heute schon hinter dem Schlüsselloch. In die Kerker (den Kerker) sperr' man solche Leut' und nicht in die Kirchen."

Ein drückendes Schweigen war, da rief plötzlich der Bursche, der vorhin die Aeußerung gethan hatte, daß er nicht in die Kirche gehe, seit man ihn dazu zwingen wolle: „Spielmann! wenn Du nicht schlafst, so sei so gut und kratz' ein paar Saiten

Lustig wehiaut,
Ju der Frauthaler Laut,
Ju der Frauthaler Zier,
Und das Fiedel g'hört mir!"

Singend umschlang er das hübsche, blühende Mädchen, das an seiner Seite saß und jetzt dem kernfrischen Burschen freudig stolz ins glühende Auge blickte.

„Und 's Dirndel liab'n fein,
Na, dös laß i nit sein,
Und sö da Standar (Gendarm)
Ba da Kirch'nthür steht,
Soda halt' i ban Dirndel
Bei Reigerl.“

Sie lachten. Es war ein neues Gesangel; der Fritz — wie der Bursche hieß — war nicht blöde und jauchzte aus dem Stegreif die keckften Lieder weg.

Schon hoben sich die Mädchen sachte von ihren Sitzen, und es sollte der Tanz losgehen, da schoß der Wirth zur Thür herein und wollte hastig das erst angezündete Kerzenlicht ausblasen.

„Warum denn!“ rief der Fritz und zog ihm den Leuchter weg.

„Um des Himmelswillen!“ hauchte der Wirth, „es steigen ja die Spitzbuben daher. Hab' sie schon gesehen.“

„Sollen nur kommen“, versetzte der Bursche, „wir sind ehrliche Leut.“

Bald darauf gingen dröhnenden Schrittes mit aufgepflanzten Bajonneten zwei Gendarmen zur Thür herein. Mitten in der rauchigen Stube blieben sie stehen und blickten finster um sich. Als sie die vielen handfesten Burschen und trotzigen Männer sahen, die an den Tischen saßen, setzten sie sich an einen noch leeren Platz, lehnten ihre Gewehre zwischen die Beine und verlangten einen Trunk.

Ueber eine solche Wendung war der Wirth glückselig und vor Freude ließ er aus seinem köstlichsten Faß den Wein in die Gläser der Polizeimänner rinnen.

Die Gendarmen, zwei junge Männer, die unten in den Thälern allfort mit gehörntem Gewehre und finsterem Gesichte herumziehen mußten, wollten sich vielleicht hier oben einmal ein wenig erheitern. Sie suchten sich an die Gesellschaft zu schließen, mit den Burschen ein Gespräch anzuknüpfen, mit den Mädchen zu scherzen; allein die Bauersleute thaten nicht viel desgleichen, als wollten sie mit den Spitzhauben gut Freund sein.

Es wurde getanzt. Einer der Soldaten warb um das schönste der Mädchen zum Reigen; da stand schon der Fritz da, zog das Mädchen mit sich fort und sang:

„A Spitzkoppnbua
Hot an Tirudl nochgtrogt;
A Spitzbua will i hoaßen
Wann's 'n wos trogt!"

Jetzt dauerte es nicht lange, so leerte einer der Gendarmen sein Glas und rief: „Feierabend ist! Sperrstunde!"

„Das weiß ich nicht, was die Herren haben", sagte einer der anwesenden Bauern, „überall wollen sie heutzutag zusperren. Redlich wahr, Haus Oesterreich ist ein Gefangenhaus geworden."

Alles still, der Sprecher selbst war über sein Wort erschrocken. Der Gendarm wollte seinen Namen aufschreiben.

„Seid keine Narren miteinand!" rief jetzt der Möllthaler dazwischen, um der bedenklich werdenden Stimmung einen kecken Ruck zu geben und wo möglich den Mann, der mit seinem Worte ein Verbrechen verübt hatte, noch zu retten; „laßt die gespreizten Geschichten jetzt und seid gemüthlich. So wie heut kommen wir bald nicht wieder zusammen. Wirth, Wein her!"

Er schenkte alle Gläser voll, auch die der Gendarmen.

„Nur zulangen!“, sagte er, „wisset, so Wortreitereien sind bei uns nicht bös gemeint, und einen Spaß muß man auch haben.“

„Sie retiriren“, murmelte der Gendarm, „nur aufschreiben Alle, Alle aufschreiben!“

Und die Polizeimänner begannen die Namen der Gäste — wahre und falsche, wie man sie eben nannte — in ihr Armensünderbüchlein zu verzeichnen. Dabei brummten sie über die „Bettlerkerze“, die kaum so viel Schein gab, als der Schreiber benöthigte.

Da richtete sich der Trip auf. „Eine Bettlerkerze?“ fragte er, „leicht, ihr Häscher und Häscher, leicht mögen wir Frauthaler Bauern noch mit einer anderen Kerze aufwarten. Wollen schauen!“ Und er riß seine breite Ledertasche aus dem Sack und zog aus derselben — man sollt's nicht glauben, was Bauersleute oft für Geld mit sich herumtragen — eine nagelneue Hundertguldennote hervor.

„Versaufen?“ schrie der Bursche hell, und hob den Schein mit zwei Fingern und ließ ihn flattern wie ein Fähnlein. „Nein. Ein Licht wollen wir davon anschaffen, daß der Herr Standau zum Schreiben sieht.“

Gelassen rollte er den Hundertziger zusammen, hielt die Rolle über das Kerzenlicht und als sie lohte rief er: „Ich bitt', meine Herren, wenn's gefällig!“

Die Gendarmen schrieben nicht, sie thaten den Mund auf. Die übrigen Männer schlugen Lärm, die Weiber fielen dem Trip in den Arm, um ihm das Geld zu entreißen. War aber schon zu spät; zehn Secunden lang — und die Anweisung, für

welche der Sage nach die privilegirte österreichische Nationalbank dem Ueberbringer fünfzig Gulden Silbermünze ausbezahlt, flog als Aschenflaum auf den Tisch.

Maria, die Peitschin und Tänzerin des Trix, hub zu weinen an, so leid that's ihr um das gute Geld; der Müllthaler sagte: „Du bist ein doppelter Halbnarr, Patriz!“ Und die Gendarmen schrieben — freilich wieder bei der Wetterkerze — das Factum in ihr Sündenbuch.

Am anderen Tag, gleich nach dem Gottesdienste, wurde der Trix zum Richter beschieden. Daselbst stand schon wieder einer der Gendarmen — der sollte dem Burschen ein Eisenband an die Hände legen und ihn führen nach Lienz zum Gericht.

Der Trix war angeklagt der Entheiligung des Feierabends, der Verhöhnung der Polizei und der Verschwendung. Die ersten zwei Verbrechen ließen sich vor dem Dorfrichter etwa noch schlichten, wenn der Bursche Abbitte leisten wollte. Aber das dritte? Das Prozigthun war ein alter Schaden der Trauthaler Bauern; viel Geld und Geldeswerth ging dabei zu Grunde. Man ließ es noch hingehen, wenn sie bei Hochzeiten tagelange Gelage hielten, wenn die Todtenmahle oft die ganze Erbschaft des Verstorbenen verschlangen; man verzieh es dem Trauthaler Großbauern oder Oberknecht, wenn er an seiner Sonntagsjoppe anstatt Holz oder Messingknöpfen echte Mariatheresienthaler trug. Wenn sie aber würfelten, kegelten, karteten um nichts Geringeres als um Dukaten; wenn sie zur „Bankozettelzeit“ ihre Pfeifen mit

eitel Zehnguldennoten anzuzünden, das wollte man nimmer gehen lassen, es war Zeit, solchen Uebermuth und Trotz einmal etwas zu biegen. Es mußte ein tüchtiges Exempel gegeben werden, wie die hohe Obrigkeit wohl das Recht habe, den Vergeuder und Verschwender zu strafen. Also schmiegte sich das Eisenband scharf um die kräftigen Arme des Patriz.

Und sie — seine Beisitzerin, seine Tänzerin — sein Dirndl Maria weinte an demselbigen Sonntag bei der Predigt, so daß der Prediger höchlich darüber erfreut war, weil es ihm gelungen, ein junges Herz zu rühren. Sie hörte aber kein Wort von der heiligen Lehr', sie weinte über den armen guten Trip, der unschuldig war und doch vor den Richterstuhl und gewiß auch hinter Schloß und Riegel mußte. Sie wußte Alles. Sie verwünschte den Uebermut', des Pinschen in die unterste Hölle, aber sie wußte, daß er kein Verschwender, daß der „theuere Spaß" eigentlich ein sehr billiger gewesen war, daß die Hunfzigguldennote nichts als jene gottverlassene Zeichnung gewesen, die ihr Bruder, der Franz am vorigen Sonntag ausgeführt hatte.

Hinan die Berglehne lief das Mädchen, wo ihrer Eltern Haus stand. Der Franz war ja ein gutes Bruderherz; sie wußte keine Bitte, die er ihr abgeschlagen hatte. Und that er bisweilen auch ein wenig trotzig, so trachtete die Schwester nur, daß ihn ein bischen das Auge naß wurde. Ein einzig Thränlein im Schwesterauge machte ihn weich wie Wachs.

Der Franz schnitzte just an der Mähne des Pferdes, als die Schwester auf ihn zustürzte.

„Jetzt mußt Du's sagen!" rief sie, „Du bist an Allem die Schuld. Jetzt geh' nur und klag' Dich selber an!"

„Den Narr werde ich nicht sein", gab der junge Schnitzer gelassen zurück. „Ich hab' ihm den Fünfziger nicht gegeben, er hat mir ihn weggenommen. Ich hab ihm's nicht geschafft, daß er damit die Leut' foppen sollt'. Schadet ihm gar nichts, dem Fritz, wenn er für seinen Uebermuth etliche Tage sitzen muß."

„Aber das ist ein Unrecht!" rief das Mädchen, „er soll eingesperrt sein, weil Du der Geldfälscher bist? Kannst das verlangen, Franz? Und hat er Dir's nicht gut gemeint, daß er den Fünfziger verbrannt hat, der Dich leicht hätt' können unglücklich machen Dein Lebtag lang? Und er will sich lieber mit Messern schneiden lassen, als wie Dich verrathen. Und Du redest so!" — Sie schluchzte.

Jetzt legte der Franz Holz und Schnitzmesser weg und sagte: „Maria, erhitz' Dich nicht. Ich bin kein Lump; ich geh' nicht zu Gericht und sag's, daß der Geldschein ein falscher gewesen ist. Aber wenn sie kommen und mich fragen, so werd' ich's nicht leugnen."

„Ja, sie werden schon kommen und Dich fragen!" sagte Maria.

Da kam der Vater, der alte Eberhofer dazwischen: „Ihr werdet mir noch eine Thorheit begehen! Der Teufel hat Dich reiten müssen, Franz! Jetzt ist die Sau fertig. Zwanzig Jahr' kann's Dir kosten. Aber das sag' ich Dir: selber verrath'st Dich nicht, 's wird doch gescheidter sein, wenn sie den protzigen Fritz auf ein paar Tag abstrafen, als wenn Du ins Criminal mußt. Meinst nicht, Dirn'?" — Und wer soll Dir's beweisen, Franz, daß der Fünfziger ein falscher und von Dir ist gewesen? Nur gescheidt sein!"

— Gescheidt sein! Es war leicht gesagt. Maria hatte ihren Bruder gewiß lieb, aber sie hatte keine Ruhe. Und wenn sie

ihn, den Liebsten, den Patriz nicht erlösen durfte und konnte, so wollte sie mit ihm sitzen hinter der eisernen Thür bei Wasser und Brod. Oft hatte sie gehört, ja aus merkwürdigen Geschichtenbüchern gelesen von verkannter, bedrängter Unschuld, von unverdienter Verfolgung und Verkerkerhaft edler Ritter. Jetzt war's an dem Fritz. Er duldete unschuldig, duldete für einen Andern wie ein wahrhaftiger Held in den Rittergeschichten. Patriz war ihr groß; sie hatte bisher nicht gewußt, daß sie im Stande wäre, ihr Herz aus der Brust zu reißen für diesen Mann.

Sie ging zu drei Kirchen und betete für den Fritz und auch für ihren Bruder.

Der Ederhofer wurde vorgeladen nach Lienz zum Gericht.

„Bleibt Ihr daheim. Ich geh' selber", sagte Franz.

„Unterfieh' Dich nicht!" rief der Alte, „Du wärst so dumm und thätst selber in den Treck springen. Na na, das laß' nur mich machen, Franz, und fürcht' Dich nicht, ich reiß' Dich schon heraus. Geh heut' auf die Alm und schau bei den Kühen nach; kannst oben bleiben über Nacht in der Heuhütten. Will Dich schon ins Haus rufen, wenn's vonnöthen ist."

Er ging nach Lienz und sann unterwegs nach, wie er beim Verhör die Reden wenden und drehen wolle, daß er nicht gegen seinen Sohn und auch nicht gegen sein Gewissen aussage.

Im Gerichtssaal war's gar dunkel und schwül und auf dem grünen Tisch stand ein Krucifix.

Die Richter waren ernste Männer mit grauen Haaren.

Dem Ederhofer brachte man einen Stuhl; einer der Richter setzte sich zu ihm, nahm ihn an der Hand und sagte milden Tones: „Ederhofer, die Sach' ist nicht so bös'; thut es uns nur schön

offen erzählen wie's gewesen mit der Zwanzigguldenbanknote. Ihr seid stets ein Ehrenmann gewesen, Eberhofer, sagt die Wahrheit, hat Euer Sohn den Schein gemacht oder nicht?"

Der Bauer ballte die Fäuste, die auf seinen Knien lagen, und starrte mit verglasten Augen auf den Boden hin.

Der Richter hob etwas seine Stimme und fragte: „Ja oder nein?"

Da zuckte der Verhörte seine Achseln und murmelte: „Wenn Ihr mich so angeht! Ins Gesicht sagen kann ich Euch nicht. Verhalten hab' ich ihn dazu; wir haben nur wissen wollen, ob er das Zeug zuwege bringt, weil er Alles leicht so nachmacht. Hatten den Letzen ja verbrannt, aber der Patriz hat ihn davon getragen; nu, und der hat ihn ja auch verbrannt."

„Folglich ist die Sache in Ordnung, Eberhofer, und Ihr könnt wieder nach Hause gehen!"

Der Richter erhob sich; der Bauer schritt zögernd der Thür zu, kehrte an derselben aber wieder um und fragte höflich, ob er sich also verlassen könne, daß aus der zuwidern Geschichte nichts weiter mehr entstünde.

„Wollen sehen, was sich machen läßt," war die kurze Antwort.

Der Eberhofer ging nach Hause, aber sein Herz war ihm nicht leicht. Daheim fand er den Franz.

„Jetzt aber gleich gehst mir auf die Alm, Bub!" herrschte er ihn an. „Bleib' nicht in der Heuhütte; geh' lieber in die Winklernhöhl' hinüber, zu essen werden wir Dir schon nachschicken."

„Sie wollen mich also einsperren?" versetzte Franz; „wenn ich's verdien' in Gottesnamen. Nun gutes Schmitzholz schickt mir nach, Vater."

„Ueber Deinen Rücken möcht' ich Dir's geben, das Schmutzholz;" polterte der Alte, „da will man Dir aushelfen und Du folgst nicht!"

„Davonlaufen mag ich nicht", antwortete der Bursche trotzig „Ich werd' verlangen, daß sie das Haus durchsuchen; wenn ich davonlaufe, so werden sie mich erst recht für den Spitzbuben halten."

Da ging die Thür auf. Der Patriz stand da.

Ein zweites Donnerwetter. Was hat die Maria dem Trin um den Hals zu fallen?

Da wurde es laut, sie hätten sich lieb.

„Ungerathene Kinder!" jammerte der Vater. „Das eine taugt nicht Geld und will sich einsperren lassen; das andere hängt sich einem Vetter an den Hals! Ja, was wird aus euch denn noch Zauberes werden?"

Das ist geschehen vor etlichen zwanzig Jahren. Schade, Schade, daß der alte Oberhofer nicht mehr gesehen hat, was aus seinen Kindern „Zauberes" geworden ist.

Die Maria hat den Patriz geheiratet, ist eine tüchtige Hausfrau, ein treues Weib und eine brave Mutter.

Der Franz? —

Ja, ihr lieben Leute, den Franz findet ihr nicht mehr in der Gegend. Die „Standarn" haben ihn nicht gehalt. Selbst ist er davongegangen mit dem Wanderstab, hat das Bilden — das Malen studirt in der schönen Stadt Innsbruck und in der großen Stadt München und in der Weltstadt Paris.

Heute ist er ein berühmter Mann. Von vielen seiner Bilder aus dem Tiroler Volksleben gibt dieses Buch euch Zeugniß. Hätte sich der Franz ganz und mit kaiserlichem Willen aufs Geldmachen verlegt — er hätte den Werth und Genuß nimmer zu schaffen vermocht, den uns seine Bilder bereiten.

Wie aber das Alles so kam, daß der Franz Defregger sein Vaterhaus und seine hohen Berge verließ; wie er es so weit hat gebracht, daß sie heute in ganz Europa von ihm reden — das nächste Kapitel erzählts.

Wie Defregger Maler wurde.

„Der Franzl hat jetzt den Ederhof z' Stronach übernommen? — Das ist der Rechte! ich sag' nur so viel: schaut euch nach etlichen Jahren sein Hausdach an! Zerrissen und verwindirt. Und seine Melkkuh' schnitzt sich der aus Zirmholz." — So sagten die Bauern von Dölsach. Und die Weiber und Mädchen: „Wird er bald heiraten, der Franzl?"

Die Leute redeten und der Franz wirthschaftete auf dem überkommenen Gute seines Vaters. Es war im Grunde kein schlechter Grund; aber es ging nicht besser und nicht übler wie bei den Nachbarn, es war ein großer Grund, aber ein kleiner Erwerb, es waren keine Schulden da, aber auch kein Baargeld, es war wie an jenem Orte, wo nach dem Volkswort die ungetauft verstorbenen Kinder hinkommen: keine Freud' und kein Leid.

Aber der Franzl war kein ungetauftes Kind, und „keine Freud' und kein Leid", das war ihm zu langweilig. Wenn er noch Zeit zum Bildschnitzen hätte! Wie glücklich sind doch die Grödner Holzschnitzer, die Pitzthaler Herrgöttlmacher, die Tesiner Bilderhändler. Die lassen ihre Landwirthschaft den Weibern über und widmen sich der Kunst, und reisen mit ihren Werken in der

Welt herum und führen ein fröhlich Leben. Einmal war der Franz gar schon d'ran, ins Pitzthal auszuwandern und sich dort dem Schnitzen hinzugeben — Werke zu schaffen, vor denen die braven Tiroler auf den Knieen liegen, als wie vor dem lieben Gott selber. Der Gedanke that ihm wohl, wenngleich er sich der Sehnsucht nach Kunstlerehre nicht bewußt war. — Aber er war an den Eberhof gekettet und gab sich drein.

Eines Abends, der Franz saß gerade beim Aufschaften einer Stallgabel — war auch Schnitzarbeit! — trat der Unterschlager Martin aus dem Aelthale ins Haus: Ob er fleißig wär', der Eberhofer? ob er nicht schon bald Feierabend mache?

Der Franz antwortete, was man eben darauf zu antworten pflegt, und der Martin möge abrasten, und es sei jetzt ein passabel schönes Wetter und was es Neues gebe in Lienz?

„Fall' gehen," sagte der Martin und warf die Hand so hin in die Luft, „in diesen Bergen gibt's nie was Neues. 's ist ein abweiliger Weltwinkel."

„Der Weltwinkel ist nicht zuwider," sagte der Franz.

„So?" versetzte der Andere, „na, Du schaust mir nicht darnach aus, als ob's Dir just eben gefallen thät dahier."

Der Franz schlug den Gabelstiel an, schob die Achseln in die Höh' und murmelte: „Was kann man machen?"

„Eder," sagte der Martin und blickte ihm scharf ins Gesicht, „geh' mit!"

„Wohin?"

„Nach Amerika — jetzt schau'st d'rein! Du, auf das D'reinschauen von Dir hab' ich mich schon lang gefreut. Ernster Weis, Eder, ich bin der Sach' wegen da. Sind allzuschlechte

Zeiten jetzt im Land Tirol. Wir an zwanzig Bauern aus dem Zillthal und auch von der Traungegend wandern aus in die neue Welt. Und sie lassen Dich fragen, ob Du dabei bist."

Der junge Eder warf die Stallgabel in die Ecke und sah dem Martin frisch und munter ins Gesicht. Der Zillthaler — es war der wortfähigste, den sie schicken konnten — setzte das Unternehmen jetzt auseinander, sprach von den deutschen Ansiedlungen in Peru, von einer tirolischen Colonie, von einem Neu-Innsbruck am Maranon, und wie man sich dort für geringes Geld große fruchtbare Grundstücke erwerben könne, auf denen aller Lebensbedarf selber wachse, so daß der Eigenthümer zum größten Theile für seine Lieblingsbeschäftigungen leben könne. — Bauerngüter seien jetzt leicht an Mann gebracht, in drei Monaten, um Jacobi, wären sie reisefertig und schifften sich in Bremen ein. — Er sollte sich's überlegen.

Der Franz trommelte mit den Schuhspitzen auf dem Boden und dachte nach. Er hatte schon Manches von Amerika gehört und selbst gelesen, nicht zu leugnen, es war ihm auch schon einmal der Gedanke gekommen, die neue Welt müßte besser halten, als die alte. Jetzt hob er den Kopf gegen den Martin und fragte: „Wo kann man euch finden, jetzt die Sonntage?"

„Auf der Post in Lienz sind wir Alle beisammen. Etliche haben ihre Häuser schon verkauft, Andere sind noch in der Unterhandlung. Der Zirbelhofer heiratet noch eher seine saubere Nachbarin. Sollst Du auch thun, Franz, wenn's dazu kommt — daß es eine Kurzweil gibt auf der See."

„Will mir das Ding überlegen," meinte der Eder, aber mit einer Miene, aus welcher der Martin nicht klug werden konnte,

wan's Spaß oder Ernst. Der Aelthaler ging davon und berichtete den Genossen: „Schwerlich, daß er wird mit dabei sein, der Eder z' Stronach. Er hat g'rad nit ja und nit na g'sagt."

Einige Tage darauf war eine Hochzeit beim Wirth in Tölsach. Die Verwandten des Ederhofer's waren auch dabei. Das dünkte eine Gelegenheit sein, dachte sich der Franz und ging des Abends, als es finster wurde ins Wirthshaus nach. Da hatte er guten Empfang, bei den Tischen wollten sie den unterhaltsamen Burschen haben und auf dem Tanzboden auch. Er entschied sich für den Tanzboden. Mit den hübschesten Dirndln der Gemein hopste er und bei jedem dachte er insgeheim: Wolltest Du mit übers Wasser? — Sie lachten ihn alle so treuherzig an und sie ahnten es nicht, daß jetzt auf einmal das weite Gewässer lag zwischen ihnen und dem lieben, flinken, dunkelgelockten Eder Franz.

Erst nach Mitternacht zog sich der Franz in eine Nebenstube zurück, wo mehrere seiner Grundnachbarn und Verwandten im Gespräche saßen. Sie sprachen über Wirthschaftssachen und daß jetzt billig Häuser kaufen wäre, da ein ganzes Rudel Aelthalerbauern nach Amerika auswanderten. Mehrere Kauflustige waren darunter.

„Kauft mir das meine ab!" sagte der Eder plötzlich.

„Dein Haus? ist es feil? Geh'st etwa auch ins Amerika, Franz?"

„Freilich."

„Zweimal darfst es nicht sagen, so glaub' ich's," rief seine Schwester Helene. „Gleichschauen thät's Dir, daß Du auf einmal davonliefst, so weit der Himmel aufgespannt ist."

„Nu iſt's recht, daß wir heut' beiſammen ſind und davon reden können," ſagte er, „ihr wißt Alle miteinander, daß ich meines Vaters Wirthſchaft, ſo lang ich ſie hab', nicht verſchau diren werde, wißt aber auch, daß ich keine rechte Freud' d'ran hab' Nehmt ihr von meinen Geſchwiſtern ein's das Haus, — ich ver kauf's — probir' mein Glück auf andere Art Was kann mir denn geſchehen, wenn ich nach Amerika geh'?"

Sie blickten alle auf ihn hin Der Eder ſah nicht aus, als wollte er ſpaßen Seine Schweſter riß gleich die Schürze zum Ge ſicht und ſchluchzte: Das hätt' ſie ja gewußt, hätt' ſich's immer gedacht, der Franzl würde auf einmal ſo was anfangen Jetzt ſei das Unglück da

Der Franz lachte überlaut, er ſehe kein Unglück, und ſchon vor Zeiten, da ſie noch keine Eiſenbahn und kein Dampfſchiff ge habt, hätten ſie ſchon geſungen: Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen, den ſchickt er in die weite Welt

„Na, na, Franzl", ſagte ein ſchon betagter Vetter und legte die hagere Hand auf den Arm des jungen Mannes: „Das iſt nichts, das mußt Dir aus dem Kopfe ſchlagen Bleibe im Land und nähre dich redlich, heißt's"

Es wäre ſchon gut, ſagte der Eder, aber es wäre auch ſpät, er wünſche Allen eine gute Nacht Stand auf, ging davon

Die Helene ſchluchzte weiter: „es iſt ſo viel, als wie wenn er ſchon fort wär'," meinte ſie, „was ſich Der einbildet, das führt er aus"

„Ohe, da werden ſchon auch noch andere Leute was d'rein zu reden haben!" rief ein Greis vom Nachbartiſch her, „ich bin kein Gott und den Wetter hat er zu fragen Daß er am End'

heimkäm', wie ein Haderlump und brächt' uns das gelb' Fieber mit und andere Schlechtigkeiten. Lieber geh' ich ins Amt und laß' ihn noch einmal assentiren — Schau da her!"

Die Entrüstung des Alten weckte eine Gegenströmung. Mehrere junge Leute riefen, wenn der Eder Franzl nach Amerika gehe, so gingen sie auch mit. Mädchen liefen herbei: was das für eine Mode wäre, auf dem Tanzboden kein einziger Tänzer mehr! — Amerika! — Aber die Fiedeln übertönten das Wort.

Am nächsten Sonntag Nachmittags nach dem Segen kamen sie im Ederhofe zusammen, die Geschwister, Schwäger, Vettern und Muhmen des Franz. Zuerst lobten sie seine Wirthschaft, den stattlichen Hof, den weiten Ackergrund, die schöne Alm, und was das für ein Glück wär', heut' zu Tag, hausgesessen zu sein, und daß Einer wisse, wo er daheim sei und seine Freunde finde, so oft er sie brauche.

Franz freute sich, nun Gutes zu hören von denselben Leuten, die sonst immer mit seinem Hauswesen zu nergeln gehabt hatten, denen sonst weder er, noch die Tölfacher Gegend, noch sie selbst recht gewesen waren, die dem lieben Gott unter der Hand seine Welt ausbessern wollten, oder ihm weisen, wie man am besten eine neue erschaffe.

Als sie nun aber in ihrem Gespräche der Wendung immer näher kamen, unterbrach sie der Franz lachend: „Laßt's gut sein, Leut', mich g'freut's, daß ihr mich doch gleichwohl noch so gern habt; das wird mir wohl thun, wenn ich in der Fremde bin."

Jetzt fuhren sie los.

„Du darfst nicht fort!“

„Dein Vater müßt' sich noch im Grab umdrehen, wenn Du den guten, alten Ederhof so wolltest verschleudern!“

„Und ein Vagabund wolltest werden —“

„— und zu den Heiden wolltest gehen —“

„— und so viel Schand bringen auf Deine Landsleut!“

„Wenn Du den Hof verkaufst!“ rief ein Aeltester von Tölfach, „so legt die Gemeinde das Geld in Verschlag, wie's für einen Verschwender gehört.“

Da ließ der Franz seine Hand plötzlich stark auf den Tisch fallen und sagte: „Jetzt hab' ich genug! Noch ist das Haus mein, und das sag' ich euch: wenn ich gehen will, Euretwegen bleib ich nicht!“

„Ist auch gut,“ brummten sie, „weil wir's nur wissen.“ Und verloren sich noch und nach aus dem Hause —

Und der Eder ging wiederholt nach Lienz, kehrte auf der Post ein und unterredete sich mit den Pfelthalern. Ein Käufer fürs Haus war auch gefunden. Franz wollte nur früher noch mit Bruder und Schwester reden und ihnen in ernster und gütlicher Weise die Sache klar legen, und sie dahinbringen, daß sie mit seiner Auswanderung einverstanden wären.

Der Bruder hatte schließlich nichts mehr dagegen, nur, meinte er, dürfe der Franz nicht allein fort, auch er würde mit ihm gehen. Jetzt faßt der Franz erst recht in der Klemme. Den jungen Burschen, der niemals nach Weiterem gestrebt hatte, als was eben ein Bauernjunge im Gebirge bedarf, mitnehmen, konnte er nicht wagen; ihn zurückdrängen war dasselbe Unrecht, was die Anderen an ihm, dem Franz, begingen.

„Ja, Brüderchen," fragte Franz, „ließe Dich denn die Hannele mit?"

Der Bruder schwieg. Das war ein Punkt, der erwogen sein wollte. Und nach einiger Zeit kam er darüber ins Reine: es würde denn doch wohl das Vernünftigste sein, der Franz thue nach seinem Willen, er selber aber — er bliebe daheim.

Aber bei der Schwester ging es schwerer. Sie hing mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Bruder, und hub in dieser Zeit schon immer zu weinen an, so oft sie ihn sah: „Gerad', als ob Du mir auf der Todtenbahr lägst. Gestorben bist mir schon und fortgetragen haben sie Dich noch nicht."

Er war heiter und schmeichelte ihr bisweilen ein Lächeln ab, und bat sie dann mit der ganzen Innigkeit des Bruderherzens, sie möge die Sache mit Ruhe und Vernunft überlegen; nach Amerika sei es heute nicht weiter, als wie früher nach Galizien, nach Siebenbürgen hinein, wohin doch so viele Tirolersoldaten marschirt und glücklich wieder zurückgekommen wären. Auch er komme wieder zurück, er bleibe nicht im fremden Land, er suche nur sein Glück und würde es finden, und würde in wenigen Jahren die Mittel erwerben, sich seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Bildschnitzen hinzugeben — und dann würde sie erst sehen, was sie für einen Bruder habe!

So sagte sie endlich, wenn er in dieser Auswanderung denn sein Glück zu finden hoffe, sei es in Gottesnamen — sie singe sich: nur auf seine Gesundheit sollt' er schauen.

Am nächsten Feiertage sollte der Hausverkauf amtlich geschlossen werden. Am Vorabende kam der Schwager André und nahm den Franz mit ins Dorf und ins Wirthshaus.

Da waren schon [illegible] beisammen, thaten aber, als ob sie ganz zufällig so zusammengekommen wären. Der Herr Pfarrer war auch da. — Die Unterhaltung wollte nicht recht vorangehen. Eine lange Weile wurde vom Wetter gesprochen, dann eine halbe Stunde lang von der Klauenseuche, die auf den Almen grassirte, endlich wußte man, daß es mit der Eisenbahn durch das Thal, von Franzensfeste her doch Ernst werden würde. Aber merkwürdiger Weise war heute kein rechtes Interesse an der Eisenbahn und die Leute kamen bei dem Thema nicht in die Hitze, wie sonst und das Gespräch wollte wieder versickern.

„Ja, Einer muß doch anfangen," flusterte man und trat sich unter dem Tische auf die Füße. So fing Einer an: „Ja, die Eisenbahn, die sollt' halt in acht Tagen schon fertig sein."

„Warum?" fragte man.

„Damit unsere Auswanderer nach Amerika gleich per Dampf könnten abfahren."

Die Wendung war plump, aber sie war gemacht und man mußte man — wohl oder übel — den Stier bei den Hörnern packen. Der Pfarrer erhob sich von seinem Platze und setzte sich an die Seite des Eder Franz. Da schwieg schon Alles.

„Franz," sagte der Pfarrer und schmiegte sich an den Angesprochenen, „Franz, ich kann's nicht glauben, daß Du uns verlassen willst."

Nach einer Weile antwortete der Eder: „Ja doch, Herr Pfarrer."

„Es ist nur ein Spaß gewesen oder jetzo Höchste eine kleine Ueberreitung, nichts weiter. Du bleibst uns daheim."

„Es ist schon Alles so ziemlich in der Richtigkeit. Mein Haus ist so viel als verkauft; habe darauf schon die Hand gegeben."

„Der Handel geht wieder zurück!" riefen Mehrere, „dafür sind wir da! Schau, was sollt' denn aus der Tölfacher Musikbande werden, wärest Du nicht dabei? — Du bleibst bei uns, Franz. Da kannst treiben, was Du willst, wir lassen Dich nicht fort!"

Sie fielen ordentlich über ihn her und hielten ihn an den Händen und schlangen ihre Arme um seinen Nacken. Lauter Nachbarn und Schulfreunde von ihm waren es.

„Schau," sagte jetzt der Pfarrer wieder, „konntest es denn übers Herz bringen? An jedem dieser Freunde, die Dich heute an ihre Brust schließen, hängt ein Stück Deiner Kindheit und Jugend. Nie bist eines der liebsten Pfarrkinder seit je gewesen; ich weiß am besten, wie treu Du stets gehangen hast an Vater und Mutter, an Geschwistern und Freunden, an der ganzen Gemein. Wie, daß Du Dich jetzt loszureißen vermöchtest für immer aus dem heiligen Verband, der Freud' und Noth zu jederzeit brüderlich mit Dir getragen hat; daß Du Dich jetzt könntest trennen von dem geliebten, alpenumfriedeten Thale der Heimat, um, ein Abenteurer, auszuwandern in einen fernen Welttheil, einer höchst unsicheren Existenz entgegen, um in der Jagd nach Gold vielleicht unter wilden Stämmen elendlich zu Grunde zu gehen! — O blicke hier hinaus, wie friedlich Deine altehrwürdige Pfarrkirche im Mondlichte steht; sie gab Dir die Taufe; vor ihrem Altare hat das Mutterherz in Kummer gebetet, der Herr möge ihren geliebtesten Sohn in seiner Hut bewahren immerdar. — Franz! an diesen Kirchhofsmauern ruhen die Gebeine Deiner

Eltern, Deiner Vorfahren alle, die der treuen Heimat treu geblieben sind.

Der Eder riß sich los, sprang auf und schritt rasch hinaus in die Stille der Mondnacht. Er stützte sich auf einen Pfeiler und krampfig hob und senkte sich seine Brust.

Am andern Tage unterzeichnete er den Kaufvertrag — und das Heimatshaus war in fremden Händen.

Noch an demselben Tage ging ein Gerücht, die Abreise der Auswanderer sei verschoben worden. In das Zielthal waren durch Zeitungen und Privatbriefe beunruhigende Nachrichten gekommen: man möge sich wohl versehen, mit der amerikanischen Angelegenheit stünde es nicht ganz so wie man etwa glaube; die Reise nach Peru sei viel kostspieliger, als es die Agenten eingestehen; in Peru sei Grund und Boden längst vertheilt und bevölkert und in den Gold- und Silberminen fänden wohl Tausende ihr Elend und ihr Grab, aber nur Wenige ihr Glück. Die Eingewanderten, die der Landessprache nicht mächtig, das Klima und die Lebensweise nicht gewöhnt wären, würden bald das Opfer gewissenloser Spekulanten oder böser Seuchen; glücklich noch diejenigen, die einen letzten Blutpfennig besitzen, denselben opfern können, um wieder in die alte Heimat zurückzugelangen.

Nein, dachte der Eder Franz, von solchen Gründen lasse ich mich gerne bestimmen. Und aufrichtig, ich wußte nicht, ob ich es übers Herz gebracht hätte, der Heimat, den Verwandten, besonders der Schwester Helene, die so sehr an mir hängt, Ade zu sagen.

Auf der Post zu Lienz blieb bald Einer und der Andere der Amerikalustigen aus und die Sache schlief ein. Unser Franz aber stand da und hatte kein Haus und kein Geschäft. Jetzt gab es wieder gar nicht Viele zu Stronach und Tölfach, die sich sonderlich um ihn kümmerten; wohl aber Etliche, die heimlich lachten über Einen, der da zwischen zwei Stühlen auf dem Lehm saß.

Saß eines Tages wirklich auf der Lehmbank am Wege, als zwei Maurergesellen, gute Bekannte von ihm, die wie er zu der Tölfacher Musikbande gehörten, mit Stock und Reisesack bepackt daherkamen.

„Ei, wohin denn?" fragte sie Franz.

„Ins Amerika," antwortete der Eine, schmunzelte aber dabei, daß man sah, es war sein Wort nicht ernst.

„Nach Spragge (Innsbruck) gehen wir," sagte der Zweite, „wenn Du mitwillst, Franz?"

„Das ließe sich überlegen," meinte der Franz, „aber ihr habt mir's zu eilig."

„Wir warten auf Dich, wir packen sogleich ab, wenn Du hernach mitgehst."

„Welchen Weg nehmen wir?"

„Wir reisen dem Land nach" (nach der Landstraße).

„So laßt Zeit ein paar Tage."

„Was fangen wir an dieweil?"

„Ich weiß euch was," sagte Franz. „In Traunburg ist morgen Hochzeit. Eine Wegmacher-Dirn heiratet. Die kann sich nicht viel kosten lassen; der spielt ihr den Hochzeitsmarsch und ein paar Tanzeln im Wirthshaus auf. Die denkt euch's ihr Lebtag lang. Und ich bin, dieweilen ihr geiget, fertig."

So war's den Maurergesellen recht. Sie gingen mit ihren Musikinstrumenten nach Traunburg. Der Franz ging zu seiner Schwester und erzählte ihr von seinem neuen Reiseziel. Ihr war auch das nicht recht. — Er verthut sein Geld und wird vom Glauben abkommen. Die Stadtleut' sind so viel schwach in der Religion. —

Nichtsdestoweniger ging der Franz nach Innsbruck. Es war im Jahre 1860. Es war eine lustige Burschenreise mit den zwei Maurergesellen — alle drei Musikanten.

Bald hernach schrieb er einen Brief an seine Schwester Helene, in welchem unter Anderm auch Folgendes stand:

„Als wir das letztemal beisammen waren, da war mein Herz noch so bedrängt, daß es mir stete Trehnen aus den Augen preßte und so mußte ich euch in meiner Heimat verlassen. Aber nach Regen kommt Sonnenschein. — Den als ich zum erstenmale Innsbruck erblickte, da waren meine Trehnen abgetrocknet." (Hierauf schreibt er von einer Reise, die er nach München, Augsburg und Kempten machte.) „Und jetzt ist mein einziges Bestreben nach meinem Vorhaben, den meine Pension scheint auch nicht schlecht zu sein, wenn ich einmal weitere Vorschritte machen kann. Und übrigens bin ich ganz gesund Gott sei Dank, wie ich auch euch alle anzutreffen hoffe und es geht mir recht gut. Und wenn du vielleicht gedenken jetzt ist er in einer Stadt da wird er sich nur an Eitelkeit und Unterhaltung ergetzen, und beten wird er nichts, so irrst du dich treue Schwester den Innsbruck bietet zum guten eben so viel Gelegenheit dar, als zum schlechten denn an Kirchen hat es ja nicht wenn man beten will. Zeit nun tausendmal gegrüßt treue Schwester u. s. w. — Die Adress ist zu machen: An

Erwirdigen Herrn Michael Stolz Bildhauer k. k. Akademiker in Innsbruck."

Franz war nämlich in die Zeichenschule gegangen, wo er unter der Leitung des Professors Stolz ungefähr drei Monate lang Unterricht nahm. Da zeigte es sich denn, daß in diesem Bauernburschen mehr steckte, als bloße Auswanderungslust und als Neigung für Baumrindenschnitzereien. Dem fehlt nur ein großer Lehrmeister, dachte Professor Stolz und empfahl seinen Zögling dem Maler Piloty in München.

So kam der fünfundzwanzigjährige Franz von Stronach aus Innsbruck in die Großstadt, in die Maler- und Künstlerstadt an der Isar. Fort begann er mit Hilfe seiner aus dem Hause geholten Geldsumme ein geordnetes Studium. Er besuchte die Gewerbeschule und trat bei Meister Piloty in die Lehre. „Was?" sagte Piloty eines Tages, „Sie wollen auch Maler werden? Da haben Sie eine schwere Aufgabe in den heutigen Tagen!" Sah aber bald, daß der gelehrige, geniale Schüler die schwere Aufgabe überwinden dürfte.

Ein andermal stand Franz vor einer Gemäldeauslage in der Stadt und hörte hinter sich die Bemerkung: „Ja, die Bilder sind schön. Nur schade, daß die Maler verhungern müssen." Aber er verlor nicht den Muth — er lernte und lernte. — Wenn ich's nur einmal so weit bringe, dachte er, daß ich mir täglich zwei Gulden verdiene! — Hat's noch weiter gebracht —

Piloty gewann den schlichten, offenen Tiroler bald lieb, und oft sah man an seiner Seite den strammen Alpenburschen, der noch seinen grauen Lodenrock und eine mit Pfauenfederkiel gestickte Leibbinde trug, durch die Gassen wandeln. Piloty's Haus und Atelier

standen ihm stets offen und war ein eigenes Klopfzeichen an der Thür bestimmt, das ihm zu allen Tagesstunden Einlaß verschaffte.

Später lebte der junge Maler aus den Tiroler Bergen ein paar Jahre in Paris, kehrte dann (1865) aber mit um so größerer Freude in die Alpenheimat zurück — ein ganz Anderer, als der war, welcher fünf Jahre früher mit den Mauern davonzog. So lange er unter den Leuten und Naturgegenständen noch Skizzen sammelte — hier einen Kopf, dort eine Hand, ein Thier, einen Baum, da ein Geräthe, ein Haus, einen Stein — so lange lächelten sie über sein Gehaben. Als er aber den Tölzachern für ihre neue Kirche das herrliche Altarbild malte, die heilige Familie — da lächelten sie nicht mehr, da wollten ihre Hände sich schier heben zum Hutabnehmen vor diesem Manne.

Sie glaubten es, sie sagten es zu einander und sie sagen es zu allen Fremden, die in das schöne Thal kommen: „Der Franzl, unser Oder Franzl ist halt ein großer Künstler geworden"

Festgegrüßt ist einer jener wenigen glücklichen Propheten, die auch in ihrem Vaterlande siegen. Die Tölzacher treiben einen wahren Cultus mit ihrem lieben, berühmten Franz. Alles weiß und spricht von ihm — wenn er auch, da er in München lebt, oft Jahre lang abwesend ist — Alles hat Bildchen von ihm, meist Porträts, die trefflich sind. Sie freuen sich, daß er ein großer Herr geworden ist und hören es gerne, wenn die Fremden erzählen, wie lieb und werth sie draußen in der Welt den Meister von Tölzach haben. Nur selten kommt Franz heim, aber wenn er doch da ist, dann mischt er sich unter seine Bauern auf dem Kirchplatz, im

Wirthshaus, in den Heimstuben, und verkehrt mit ihnen schlicht und fröhlich, als wäre er noch ihresgleichen. Im großen Wirthshause des Dorfes ist sogar ein Defreggersaal, geziert mit vielen Reproductionen Defregger'scher Gemälde und mit dem Bildnisse des Meisters. Darunter ist auch ein Original, wovon wohl auf der Welt keine Copie existirt: Es stammt aus der ersten Lehrzeit des Künstlers in Innsbruck, ist mit Wasserfarben auf Papier gemalt und stellt die Tötschacher Musikanten dar, der Eder Franz selbst dabei, die Pfeife blasend. Die Figuren stehen gar unbeholfen und unvermittelt in der Art der Silhouettenbildchen da; dem Laien kommen sie kaum feiner vor als die Arbeiten der Marktcafetiermaler; der Sachverständige aber spürt in diesem Bildchen bereits den Hauch des Gottesgnadenthums. Ein anderes Gemälde, ebenfalls aus der Lehrzeit Defregger's, besitzt der Tötschacher Oberlehrer, Herr Weißkopf. Dasselbe stellt einen alten Soldaten vor, der abendlich in einer Bauernhütte, von einem dankbaren Publicum umgeben, Geschichten erzählt. Details sind wohl auch auf diesem Bilde noch mangelhaft aber die Gruppirung und in Sonderheit, die Lichteffecte desselben sind ganz meisterlich.

Ich habe bei meinem Aufenthalte in Tötschach des Malers Geschwister besucht. Eine Schwester ist verheiratet mit einem Bauer, der einst oben „auf der Wacht" im Wirthshause vor den Augen der Gendarmen, scheinbar aus Uebermuth jene arge Kunkzig gutdeutsche verbrannt hatte, von welcher im ersten Kapitel dieses Buches erzählt worden ist.

Franz Defregger's Bruder, der „Hauser", ist ein junger baldhubicher Kerntiroler, heiter und treuherzig unter seinesgleichen, ein bischen trutzig gegen den Fremden. Als der Maler längere

Zeit an einem Gichtleiden krank war, ist der Hauser etliche Monate beim Bruder in München als Rossteuler gewesen. Als aber der Franz wieder zu Fuße gehen konnte, kehrte der Hauser ins heimatliche Alpendorf zurück, heiratete dort ein schönes Mädchen, und der Franz kaufte ihm dazu einen stattlichen Bauernhof, wo er ein braves und fröhliches Leben führt.

Teilsach mit seinen tirolisch gebauten Häusern, mit seiner schönen Kirche, die auf dem Hügel steht, mit seiner großartigen Umgebung im Thale der rauschenden Drau, im Angesichte der freundlichen Gegend von Lienz und der leuchtenden Tolewitschen — ist ein schöner malerischer Ort und aus allen Richtungen blicken uns die Motive entgegen, die uns aus Defregger's Bildern schon so lange bekannt sind.

Zur Abendstunde stieg ich die Treppe zum Kirchhofe hinan, der um die Kirche liegt. Gleich am Eingange steht ein rothangestrichenes Wetter- oder Missionskreuz, das über alle zulässigen Verhältnisse schlank, schier so hoch ist wie die nebenstehende Kirche und im Winde wie ein Baum schaukelt. Man findet diese unschönen, so lebensgefährlichen Kreuze in Tirol nicht selten; sie sind für den Einen grauenhaft, für den Andern komisch zu sehen und scheinen, während man sie anblickt, noch immer höher aus der Erde hervor und in den Himmel hineinzuwachsen. — Ein Denkstein an der Kirchhofmauer bezeichnet die Ruhestätte der Eltern Defregger's. Unweit davon ruht auch der Winkelarzt, der Defregger von seinem gichtischen Knöchel geheilt hat, nachdem der Kranke bei den renommirtesten Aerzten vergebens Hilfe gesucht. Der Maler hatte dem alten Bauerndoctor aus Dankbarkeit ein werthvolles Bild zum Geschenke gemacht.

Eines Tages zur frühen Stunde ſtieg ich in freundlicher Begleitung des Herrn Lehrers Weißkopf den ſteilen Berg hinan, an welchem zerſtreut die Stronach-Häuſer liegen. Auf bedeutender Höhe und ſchiefer Lehne, nicht weit vom Waldrande, ſteht das Geburtshaus des Künſtlers, der Ederhof. Es iſt ein alter Bau nach Tiroler Art mit den Steinen auf dem flachen Dache und dem Glockenthurme auf dem Giebel. Nur iſt es nicht ganz ſo ſtattlich, wie jene Häuſer, die in der Ebene ſtehen. Es iſt in den Händen entfernter Verwandter des Franz, an welche es dieſer ſelbſt verkauft hatte. Die Bäuerin, als ſie hörte, wir ſeien Defregger's wegen da, that uns viele Ehre an und bot uns Speiſe und Trank. Dann führte ſie uns in die ziemlich düſteren Räumlichkeiten des Hauſes, und ich ſah ſelbſtverſtändlich auf jeder Bank, auf jedem Holzblock, an jeder Wandſtange, an jeder Leiter, an jedem Fenſterchen den kleinen Franzel ſitzen und ſchnitzen, klettern und gucken. Das rückwärtige Stübchen, wo er geboren ward, iſt öde und dumpfig, und der Genius, den unſer geiſtig Auge hier zu ſehen verhofft, ertrinkt in den Milchtöpfen, die an der Wand ſtehen. Hier hat der kleine Franz an Sonn- und Feiertagen — des Werktags hatte er dazu keine Zeit — gezeichnet und geſchnitzt. Noch höher oben auf der Alm, von wo aus man in den Thälern die achtundvierzig Kirchthürme ſieht, wuchert heute noch der Zirbenſtrauch, aus welchem der Knabe ſein Material zum Bildſchnitzen gezogen hat. Hirzen, Vögel, Pferde, Rinder und Gethier des Waldes mögen wohl die erſten Werke dieſer geſegneten Hand geweſen ſein. Als er größer wurde, war's freilich aus mit dem Bilden; man ſpannte ihn an die Wirthſchaft und als ſein Vater ſtarb, mußte er das Gut vollends übernehmen. Wie er ſich davon

glücklich losgelöst hatte, um eine neue Laufbahn anzutreten, das ist eben gezeigt worden.

Im Jahre 1868 hat er sein erstes Bild: „Der verwundete Wildschütz" in die Welt gegeben. Bald darauf folgte das Gemälde „Speckbacher". Dieses trug den Namen Franz Defreggers in weite Lande. Seither hat er wohl an die sechzig größere und kleinere Meisterwerke geschaffen, die zum größten Theil um enorme Preise verkauft und in allen Manieren vervielfältigt worden sind.

Wenige Tage nach Tölfach war ich in München und drückte am Klingelknopfe des Hauses Nr. 15 in der Königinstraße. Bei meinem Eintritte hüpfte ein heiteres, blondlockiges Knäblein von kaum dritthalb Jahren heran, es jagte ein flinkes Reh. Im Garten zwischen Blumen sah ich eine junge, liebliche Frauengestalt schweben. Vom Gartenhause her eilte in ziemlich raschem Schritte ein Mann mit dunklem Vollbart und freundlichem Auge auf mich zu:

„Gruß Gott!"

Er hatte keinen Sammtspenzer und er hatte keine langen, bis über die Schulter hängenden Locken — wie sonst Maler brauch; einfach und schlicht und treuherzig — so ist er, so fand ich den Franz.

Ich sah ihn das erstemal; sah ihn auch seither nicht wieder. Aber an den glücklichen Mann denkt man gerne. In seinem Wohnhause weht der süße Friede des Familienlebens. Sein Atelier hat Defregger im Gartenhause. Dort werden die herrlichen Bilder aus den anmuthigsten und bedeutendsten Seiten des Volkslebens und der Geschichte Tirols geschaffen.

Eng ans Atelier gebaut findet ſich ein altdeutſches Eckerſtübchen mit Zellenfenſtern, einem grünen, edelgeformten Kachelofen, einem ſchweren Eichentiſch und etlichen deutſchen Krügen drauf. Da mögt ihr Münchner Meiſter ehr- und loberſam-wohl bisweilen fröhliche Tafelrunde halten, bei eurem treuherzigen, weitberühmten Wirtsherrn aus den Bergen von Tirol.

Der Tanz auf der Alm.

So thaten ſie denn wieder einmal auf die Alm gehen, der Toni und der Leonhard. Es iſt der Sonnenwendtag, da dreht ſich's am Himmel um, da muß ſich auch auf der Welt herunten etwas umdrehen. Am Sonnenwendtage iſt allemal ein Tanz auf der Alm. Der Sennen fuhrt Wein hinauf, die Zitherſchlager gehen zu Fuß hinten drein. Und der Wein iſt ein guter Wegweiſer, dem die Muſikanten gern vertrauen. Sonſt ſind auch die Herren von Brunneck hinaufgeſtiegen und Andere aus der Stadt Bozen, Innsbruck und aus dem „Reich" herein, die des Sommers und der wilden Berge halber ins Puſterthal gekommen ſind. Da war aber vor ein paar Jahren Einer dabei, der iſt auf den Herd geſtiegen und hat gepredigt, da die Bauersleute doch gekommen waren, um zu tanzen. Iſt aber keine Predigt geweſen, wie ſie der Herr Pfarrer zu Sanct Vigil hält — nein, geſcheidt machen hat er die Leut' wollen. Und das hat ſie verdroſſen. Hätt' er's anders angepackt, der Stadtherr, hätt' er geſagt: Jetzt haltet einmal ſtill, meine lieben Almer, thät euch gern ein Eichtl dumm machen! Alle hätten ihm lachend zugehört und hätten bei ſich gedacht, der kann lang' reden, ſo werden wir nicht dumm, wir nicht!

Es ist aber Einer aufgestanden während der Rede über Aufklärung, Viehzucht und Fortschritt — der Kanfer Zirk, der blatternarbige Zirk ist aufgestanden und hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen.

Ist der Redner einen Augenblick still gewesen und hat den Burschen sinnend angeblickt; hierauf ergreift er wieder das Wort. Aber da springt der Zirk wie ein Tiger auf den Tisch, reißt eine Wandlatte los, und seine Augen sind grade, wie zwei glühende Messer.

Der Redner hat nicht weiter geredet und bald sind die Stadtherren zu Thal gestiegen, weil ihnen dieses wilde Gebirge zu gefährlich gewesen war. Der Zirk hatte nicht ein einziges Wort gesagt. Der Stadtherr hielt etliche Tage später in einem Saale der Stadt eine Rede mit der Devise: Auf der Alm herrscht die That.

Seither war am Sonnenwendtage die Bauerngesellschaft rein und echt — und das war ein Leben. Schöne Dirndln beisammen — das versteht sich. Aber Ein's ist darunter, und das ist gerade das allerschönste, „verteufelt sauber!“ wie der Leonhard sagt — und das ist so spröde und so gottlos hochmüthig, daß es kein Engel im Himmel herumkriegen kannt.

„Der Engel im Himmel freilich nicht,“ meinte unser Tori, „aber der Mensch auf Erden.“

„Dem Menschen auf Erden gibt diese Sennin eine drei doppelte Ohrfeigen hinein!“ weiß der Leonhard zu berichten.

„So wird sie des Teufels sein,“ meint der Tori.

„Das laß' ich Dir gleich gelten. Wie heißt sie denn?“

„Frag' einen Andern.“

„Kein Mensch weiß, wie sie heißt, und sie ist jetzt schon das dritte Jahr auf der Alm. Im ersten Jahr ist sie die Kiml gewesen, im zweiten die Hanele und heuer hört sie auf den Namen Margerl."

„Heißt das, wenn sie der Rechte lockt?"

„Ja, wenn ihr aber keiner recht ist! Ich sag's selber: ein Teufelsmaidle."

So thäten die beiden Burschen miteinander reden, als sie auf Kreuz- und Krummwegen hinanschritten zur Alm.

Auf einem Baumstock saß der Woding. Der Woding war ein alter pensionirter Forstgehilfe, der's vor lauter Lustigsein nie mals zum Oberförster gebracht hatte. Wildschützen hatten ihm an der rechten Hand zwei Finger abgeschossen. Seitdem er nicht mehr schießen kann, ist er eigentlich ein alter Griesgram, der in seinen weißen Schnurrbart beißt, in denselben Schnurrbart, der sonst seine prächtige Zier und sein Vergnügen gewesen. Weil's ja wahrhaftig Leut' gibt, deren ganzes Glück an einem Haar hängt, an dem selbigen Haar, das dem Menschen auf der Oberlippe wächst, oder an sonst einer schicklichen Stelle des Gesichtes. Vom „Putzeln", heißt es, kriegt Einer Bart; so kann es darauf an, daß wir das Augenlicht des Woding unterrichten.

Die Burschen banden richtig mit ihm an. Der Leonhard rief ihm zu: „Oho, Woding, nichts Fingerhakeln, hem?"

Der Fort lachte. Der Woding war ein berühmter Fingerhakler gewesen; an Sonntagen und Kirchweihen suchte er Orte auf, wo die kernigsten Finger und Fingerhakler zusammenkamen. Derlei Körperübungen sind in Tirol ein beliebtes Spiel, Zweikämpfe harmloserer Art, bei welchen sich die Streitenden nach einigem

Umlauern plötzlich Brust an Brust anfallen, mit den Armen umspannen und durch allerlei Wendungen und Finten bemüht sind, sich gegenseitig zu Boden zu werfen. Beim Fingerhäkeln hakt der Kämpfer einen Finger in den seines Partners und es gilt, diesen solchermaßen an sich heranzuziehen, will er nicht selbst zum Andern hingezerrt werden oder den Haken seines Fingers anstassen. An Zuschauern fehlt es bei derlei Zweikämpfen niemals und man merkt es leicht den Gesten derselben an, daß sie innerlich den Streit mitführen, daß dieser Streit ein Bedürfniß ihres Blutes ist.

Also: „Nichts Fingerhakeln, Goding?" spottete der Leonhard, denn die Hakelfinger des Alten waren ja eben die abgeschossenen.

„Wohl, wohl!" antwortete der Goding, „mit euch Jungen von heutzutag nehme ich's alter Krüppel noch auf. Her damit!" — Und er streckte ihnen die linke Hand entgegen.

„A na," meinten die Burschen, „mag mir keinen Finger ane legeln lassen," und drehten sich abseits.

„Halt mit dem Redwerk' seid ihr so viel stark," brummte der Goding, „wenn ihr aber einmal was Rechtes ausrichten sollt, da thut's ihr Einem die ins Herz hinein derbarmen. — Porch, bei meinem Aufwachsen, da sind wir besser bei Kraft gewesen, als wie ihr von heut', da ist's andere zugegangen. Da haben wir zusamm' gehalten und haben was gemacht. Was wir für Lustbarkeiten haben gehabt — Herr Jesses! Schießen und Scheiben, Ringen und Tanzen und allerlei Gespiel. Heutzutag' fällt keinem Menschen mehr was ein. Und singen! Wo ist denn heut' Einer, der eine Stimm' hätt'? Und wenn er eine hat, so thut er sie zu Grund' richten mit Larmen und Schimpfiren und Leut' verspotten. Die

alten guten Gesänge kann auch Keiner mehr, kein Zithern und Hackbrettschlagen, kein Platzen und keine Standsprüchel mehr, wie Ein's sie zu Hochzeiten und Kirchtagen oder bei den saubern Weibsbildern kunnt brauchen. Heut, weil die jungen Leut' in die ABC-Schul müssen, wollen sie sonst nichts mehr lernen. Trinken, Tabakrauchen und Kartenspielen! Anstatt singen, thun sie raufen, anstatt Hackbrettschlagen sich die Köpf blutig schlagen. 's ist keine Gemüthlichkeit unter den Jungen, und wenn sie schon einmal eine Lustbarkeit haben wollen, so wissen sie keine andere, als daß sie sich über alte Leut' lustig machen."

„Geding!" rief der Leonhard, „Du bist aber heut' wieder rechtschaffen grantig. Nicht unser Jungsein ist d'ran Schuld — bei Leib' nit, ganz was andere: Dein Altsein!"

„Glaubt ihr das nicht!" sagte der Geding, „ich weiß es recht gut, daß für mich die Zeit vorbei ist — will auch selber gar keine Unterhaltsamkeit mehr haben; aber ihr jungen Vögel, ihr dauert's mir. Wir, weil haben aus lauter Uebermüthigkeit nicht gewußt, wo Tag und Nacht hinkommen; unsere Unterhaltung, unsere Lustbarkeit heißt: Zeitlang. Ihr seid's Haschen. Ihr kennt's gar nicht jung sein; ihr wißt's nicht, was das heißt, zusamm'halten und ihr wißt's nicht, was das heißt, ein Dirndl haben. Ihr seid's Bodlent' und ihr packt's eure Liebschaften dort an, wo sie sonst gewöhnlich auf hören. Deswegn' weicht euch ein jed' braves Dirndl aus und mit den unbraven fahrt's ihr paarweis ins Elend hinein."

Den beiden Burschen wurde es schier unheimlich, sie gingen weiter. Der Geding lachte ihnen nach: „Nußt aber nit bös sein. Ihr könnt's ja nichts dafür, daß es so worden ist. Weil ihr mir mir zuerst habt anbunden, so wollt' ich euch nur sagen,

daß ich's wohl wissen that, wie's sein muß', daß es lustig wär' — Behüt' Gott!"

Sie sahen noch einmal um. Sie konnten gar nicht böse sein auf den Alten — er hatte so gutmüthige Augen. Er blieb sitzen auf dem Baumstocke und pfiff jetzt ein fröhlich Liedchen.

Der Leonhard und der Dori stiegen vollends zur Alm hinauf. Laut ging's zu in der Hütte, sie hörten es schon von weitem. Hier sang man einen Jodler, dort fluchte Einer, weil er zeigen wollte, daß er heißes Blut habe, dort wieder stänkerte Einer, in einem andern Winkel stritten ein paar grobe Gesellen; und beim Tisch hieb ein übermüthiger Bursche mit dem Alpenstock auf den Tisch, daß die Scherben der Weingläser klirrten — denn ein Jux muß sein auf der Alm. In der Henkammer saß Einer und unterhandelte mit seinem Mädchen. Es war ein nagelneues, das alte hatte er gestern verlassen.

Es war viel Lärm aber wenig Gemüthlichkeit in der Hütte. Der Leonhard und sein Freund stellten der jungen Sennin nach, dem saubern „Teufelsmaidle", deswegen sie heute eigentlich auf die Alm gekommen waren.

„Lieb' Dirndl, Du, sag mir doch einmal, wie Du heißt!"

„Den Mutternamen sag' ich nur meinem Herzliebsten!" ist die Antwort.

„So möchten wir dieweilen halt den Schreibnamen wissen!"

„Der heißt: Fahr ab!"

„Na, Maidle, das glaub' ich nicht —"

„So? da hast meine Handschrift!"

Der Bursche hatte einen schneidigen Klapps auf der Wange — mit dem Halfen wär's vorbei.

Der Schwegelblaser und der Zitherschlager huben ihre Musik an. Was war's? sie lärmten und stritten nach dem Tacte; und als endlich doch zwei Paare sich zu einem Tanze aufrafften, war es ein französischer Springer, der keine Schönheit und keine Sinnigkeit hatte, und von dem, als er ausgestampft war, nur ein mächtiges Pfauchen und Schnaufen zurückblieb.

Und als sie drinnen schnauften, erscholl draußen das Lied:

„Juhu, nur heut,
So lang's uns guat geht,
So lang uns der junge Kopf
Ueber sich steht.

Und wann uns der junge Kopf
Unter sich leit (liegt),
Hab'n ma zan Lustisein
Keama ka Freud!

Juh, juh, juh, weil ma noh
's frische Bluat ham;
Lusti sein! kema so
Jung nimma z'sam!"

Wer war's, der diese gemüthlich übermüthigen Töne echter Jugendlust erklingen ließ? Der alte Goding war's.

Er schlich jetzt leise zur Thür herein und musterte mit schalkhafter Geberde die Gesellschaft. Er sah um zehn Jahre jünger aus, als unten, da er auf dem morschen Baumstocke saß.

Fürs Erste wendete er sich gegen die Weibsleute hin, that seinen Spitzhut rücken und sich minniglich verbeugen. Und als er sah, daß sein Gruß wohlgefällig aufgenommen wurde, trat er ganz zu den Mädchen hin und fragte, ob er wohl

Erlaubniß habe, sich ein wenig zu ihnen zu setzen, seinen alten Knochen thät's so viel wohl, wenn sie einmal ein bißle warm kunnten werden zwischen jungem Blut.

Sie rückten Alle. Jede hatte für ihn Platz. Er schmunzelte: „'s ist gar aus, jetzt thut mir die Wahl weh'. Eine krieg' ich nimmer, so möcht' ich gern Alle haben!"

Da stand Eine auf, und zog ihn sanft an ihrer Seite nieder. Die Sennin war's, von der kein Mensch wußte, wie sie eigentlich hieß.

Und so ergötzten sich nun die Mädchen mit dem alten Goding, während das Mannsvolk trank und lärmte und ausgelassen war.

Als wieder die Zither klang, begleitete der Goding mit weicher, heiterer Stimme:

„Bin a lustiga Bua,
I kriag Dirndln grod gnua;
Vor an traurigen Monn
Lauf'n s' olle davon.

Wan ih sonst a nix woaß
Moch ih selber an Gspoaß,
Führ' in Bock zu da Kua,
Und die Kua zu da Goas!"

„Du bist schon auch der Rechte, Du!" drohte eine der Beisitzerinnen mit dem Finger. Und er weiter:

„Bin a lustiga Bua,
Loß in Teufel ka Kua,
Und die Engel im Himmel,
De loch'n dazua."

Er hätte sicher noch weiter gesungen wenn er nicht von einer Amsel unterbrochen worden wäre, die man unter den Bänken der Sitzenden plötzlich schlagen hörte. Alles sprang auf. — Wie kommt denn der Vogel herein? — War hell und in wirbelnder Luft schmetterte das Thier im finsteren Winkel, und sein Gesang übertönte den Lärm der Zecher. Der Goding beugte sich unter die Bank und hielt seinen Hut in Bereitschaft, den Vogel zu fangen. Ein Kreischen und Zwitschern. — Er hat ihn erwischt. Alles drängt sich an den Alten, guckt in den Hut. Der Hut ist leer, der Goding schmunzelt. Das ganze Vogelgetriller hat er selber gemacht. — Auch sonst weiß er noch allerlei Possen und Schwänke. Verschiedene Thierstimmen ahmt er nach, verschiedene Spiele und Ergötzlichkeiten bringt er vor. Der Kreis um ihn wird immer größer; die Burschen vergessen auf das Lärmen und Tollen; sie hören zu, sie lassen sich auf die Unterhaltsamkeiten des Alten ein, es steht ihnen gut und Manche werden ganz gemüthlich dabei.

Jetzt steht der Goding auf, geht zum Musikantentisch und sagt: Er hätt so ein weiß' Knöpflein gefunden in seinem Sack', es wär' das letzt' und so thät ihm halt leicht die Zeit lang werden in der finsteren Ledertaschen drin, und es hätte gesagt, es möcht' wieder einmal bei Kameraden sein und weil's so schön scheibetmund wäre, so möcht's schier einmal tanzen — aber einen altväterischen Almer, wie sie vorch gern getanzt hätten, da sie — diese Knöpflein — noch jung und viel auf der Welt herumgekommen wären.

Das ist die Bitte. Zierlich läßt der Goding den Silberthaler auf den Tisch springen, daß er schon tanzt, bevor die Spielleut' anfangen zu spielen. Der Zitherschläger ist gar glückselig;

für's Erste freut ihn das „Knöpflein" mit dem er sich wieder einmal einen guten Tag beiknöpfeln kann, und für's Zweite ist er vergnügt, daß wieder einmal ein „Almer" verlangt wird. Die Zither ist ja dazu geschaffen.

Und nun klingt eine jener volksthümlichen Weisen, die uns Aelplern in die Nerven greifen, so daß diese selbst wie Saiten zittern und singen, bis das Blut zu springen anhebt und die Muskeln zucken.

Der Goding ist ruhrsam geworden, aber seine Bewegungen sind nicht willkürlich; es scheint, als überlasse er sich ganz einem Elementaren, und als rausche durch ihn ein Sturmwind, oder als gleite er auf hoher See. Die Töne der Zither bewegen seine Seele und seinen Leib. — Zuerst tritt er mit den Fußspitzen leicht den Tact, dann beugt er sich ein wenig zusammen, als untersuche er den Boden, auf dem seine Füße zu schleifen beginnen. Dann thut er, als weiche er schälernd einem unsichtbaren Wesen aus, und als wolle er auf Umwegen dasselbe wieder erhaschen. Dann stoßt er, von plötzlicher Lust erfaßt, den Fuß in den Boden, daß es dröhnt, dann klatscht er mit beiden Händen den Tact auf seinen Oberschenkeln und dabei lugt er nach den Weibsleuten hin und schnalzt mit den Fingern und mit der Zunge, und dreht sich im Kreise und winkt mit den Augen zuerst, dann mit dem Finger eine Genossin herbei und — die junge Sennin — die spröde, die gottlos hochmüthige, die namenlose Sennin — fliegt ihm an die Brust.

Sie tanzen Arm in Arm. Das Mädchen legt den blonden Lockenkopf an sein Herz, er legt leicht und fein seinen Arm um ihren Nacken und schmiegt seine Wangen an ihr Köpfchen, und

mit der andern Hand hebt er die ihre hoch in die Luft wie einen Triumphbogen, durch welchen — als sich der Reigen wendet einmal die Tänzerin, dann wieder der Tänzer hindurch gleiten. Da steht er wie ein Mann, um den im Kreise die Windsbraut rauscht; er ist der Mann, nach dessen Winken das Weib sich dreht und schwingt und schmiegt. Dann wieder ist er es, der sich niederbeugt und sein Haupt unter das süße Joch des weiblichen Armes legt, durch denselben sich in leichter Anmuth zwängt, bis er ihm wieder entschlüpft ist. Endlich läßt er die Genossin ganz aus der Hand und schließt die Augen, und klatscht mit den Händen und stampft mit den Füßen den Tact zur Musik, und thut ein Jauchzen, als müsse davon die Decke der Hütte zerspringen. Man meint schon, so in den Schallwellen schwimmend vergesse er ans Mädchen, aber er streckt den Arm aus und sie ist wieder bei ihm. Sie halten sich an der Hand und schreiten langsam voran wie ein Brautpaar, und wieder schnalzt der Goding mit den Fingern und pfeift zum Zither- und Schwegelspiel, daß es wahrhaftig seine Form hat. Das Mädchen stemmt den Arm an die Seite und lächelt über die Achsel zu den Leuten hin, die auf Alles vergessen haben und dem Tanze zusehen. Wie ihr schönes Auge leuchtet, wie ihre Wange roth ist, wie ihre Brust in Freude wogt — wie sie stolz ist auf ihren Tänzer, den feinsten weit um, und daß sie zeigen kann, wie der Tanz sein müsse, den sie tanze, und der Tänzer, dem sie sich vertraue!

Die Zellisten und Winnesten hatten, als sie gesehen, hier werde der altväterische Tanz Meister, die Hütte verlassen. Etliche heitere Burschen blieben zurück; sie hätten jetzt auch schier gerne ihre Mädchen ergriffen und wären mit ihnen im Steirertanze

durch die Stube gewagt. Aber sie — und gerade die Kecksten darunter — getrauten sich nicht. Und doch, es lachte ihnen das Herz, es war ihnen plötzlich, als sei ihre stämmige und wieder so schmiegsame Gestalt und ihre Alpentracht gerade für diesen Tanz recht und als läge etwas in ihrem Wesen, was weder durch Wort noch durch Gesang, sondern nur durch diesen Reigen zum Ausdrucke gebracht werden könne. — Ja, wie ein ganzes Menschenleben legte sich's in diesen Bewegungen dar, ein Leben mit Lust und Leid, mit seinem Schaffen und Ruhen, mit seinen Rechten und Pflichten — ein Leben mit seinem Suchen und Finden, Hingeben und Abstoßen, und Verlieren — ein Menschenleben mit all' seinem Ernst und all' seinem Jammer. Darum sahen sie dem Tanze wie einem Schauspiele zu, und wenn sie dabei auch nichts dachten, so fühlten sie umsomehr, und endlich wollten doch ein paar der Burschen mit dreinhopsen. Da klang das Spiel aus.

Der Goding führte seine Tänzerin an ihren Platz, verbeugte sich vor ihr: „Elisabeth, ich sag' Dir Vergeltsgott. Ich wünsch' Dir einen jungen Mann, der so gut, wie Du tanzen kann."

„Wie weiß er ihren Namen?" fragen sich die Burschen.

„Den hat sie ihm sicherlich beim Halsen ins Ohr gelispelt."

Elisabeth, ja anders kann sie gar nicht heißen!

„Das Steirischtanzen, das mußt uns lernen, Goding!" riefen ihm Mehrere zu.

Er antwortete: „Seid ihr von euren Eltern die Söhne, so braucht ihr das nicht erst zu lernen. Unsere Vorfahren haben alle so getanzt. Macht es ihnen nach."

Die Zither schlug an! jeder der Burschen faßte seinen Schatz, und der keinen hatte, warb mit Höflichkeit um einen, und der Tanz hub an.

Da merkten sie es und staunten: sie waren alle Söhne und Töchter ihrer Eltern.

In aller Gemüthlichkeit ist der Sonnenwendtag vergangen. Der Goding stieg stillvergnügt zu seinem Häuschen nieder und wer ihn anbrummte, den brummte auch er an, und wer fröhlich war, den machte er noch fröhlicher. Er lebt heute noch; ich wollt' mit vierzig Jahren so jung sein, wie er mit achtzig.

Und Elisabeth, die Sennin, wurde umworben, wie bisher: der Dorl und der Leonhard übten sich sehr im Tanzen, vergaßen aber, ihre sonstigen Derbheiten und Ungeschicklichkeiten abzulegen; und zu Jedem sagte sie: „Der erste von euch, der so wird, wie der Goding, den nehm' ich zum Schatz".

Es muß Einer so geworden sein. Denn heute ist sie eine junge Bäuerin im Pusterthale — und ihren rechten Namen, noch echter, als der im Taufbuche steht, ganz wie sie es gern hört, daß er ihr ausgesprochen werde, den hatte sie ihrem Mann vertraut: Liesle.

Liesle Heidingerin die Tannhofwirthin, wer kennt die nicht! Man muß sie aber die Tannhofwirthin oder die Heidingerin nennen, auch wenn man noch so gut almerisch tanzt, sonst schenkt sie keinen Wein. Liesle heißen darf sie einzig nur ihr Mann.

Der Zitherſpieler.

Dieſes Bauerngut auf dem Schabelberge war ein rechter Herrenhof. Die Beſitzer deſſelben — und es war ſeit unvordenklichen Zeiten eine und dieſelbe Familie — ſchrieben ſich Herſcher, immer waren die Herſcher entweder Richter, Kirchen- oder Armenväter oder irgend ſonſt etwas Hervorragendes und beſonders Ehrenhaftes in der Gemeinde. Sie waren ſo reich, daß ſie eigentlich gar nicht zu arbeiten brauchten, daß der Reichthum ſelber wuchs. Aber ſie arbeiteten vom frühen Morgen an, als ob das Mittagsmahl erſt zu erwerben wäre, und ſie arbeiteten bis in den dunklen Abend hinein, als ob ſie ſonſt kein Pfefferbrot zu eſſen gehabt hätten. Sie arbeiteten angeſtrengter als ihre Dienſtboten, und wer in irgend einer Angelegenheit mit dem Richter oder Armenvater ſprechen wollte, der mußte zu ihm aufs Feld hinaus oder auf die Wieſe; und während der Herſcher den Pflug leitete, den Dung auf die Erde ſtreute oder das Gras mähte, hörte er die Verhandlungen der Leute, die neben ihm einhertrotteln mußten; und ohne von ſeiner Arbeit abzulaſſen, ertheilte er Beſcheid nach Wiſſen und Gewiſſen. Auch während der kurzen Eſſenszeit zu Mittag, oder des Morgens, da er ſich das Geſicht wuſch und die Schuhriemen knüpfte, oder des Abends,

während er sich auszog und ins Bett stieg, hielt er Amtsstunden, war Jemand da, der sie heischte. Und schlief er, so träumte er von der Wirthschaft und es kamen ihm im Traume ganz gescheidte Gedanken, wie er dies oder das beginnen und vollbringen werde. Und saß er des Sonntags in der Kirche, so war das wohl die einzige Zeit, in der er nicht arbeitete und nicht an die Wirthschaft dachte, in der er schlief, ohne zu träumen.

Auf dem ganzen Schabelberg war Keiner so praktisch wie der Herscher, der nichts that und nichts sah und nichts kannte, woraus nicht ein Groschen oder wenigstens ein Pfennig hervorspringen konnte. Im Herscherhof war Alles, vom Dunghaufen vor der Hausthür, bis zur Hausfange zuhöchst oben im Scheunendach, nur für die Wirthschaft und nur für diese allein; aber nichts war da im ganzen Hause, was man sonst für die Verschönerung dieses Lebens hält. Ein paar auf Glas gemalte Heiligenbilder, die über der Tischecke in der Gesindestube hingen und lauter Marterscenen aus der Legende vorstellten, waren Alles, was in diesem Hause, freilich in armseligster Weise, an die Kunst erinnern sollte. Um den Schabelberg gab es Leute, die so sagten: „In der Gegend ist keiner so reich, wie der Herscher und keiner so arm" — Das Erstere hörte der Herscher gerne gehört, das Letztere hatte er wohl nicht geglaubt. Arm fühlte er sich nicht, denn er hatte die Scheunen voll Feldfrüchte, die Ställe voll Vieh und die Gegend voll Schuldner. Baargeld hatte er im Hause und in der Sparcasse liegen, sein Kummer aber war der: er habe immer noch nicht so viel Geld in den Kasten, als er haben könnte. — Geiz, sagt der Pfarrer, ist ein Laster; Sparsamkeit, sagt der Herscher, ist eine Tugend. Beide haben Recht. Bettelleute bekamen im Herscherhofe ihre Gaben, wie in jedem

andern Hause, kam aber einmal ein Hausirer, der Miene machte, auf dem großen Tisch seine Bilder zur Ansicht auszupacken, oder ein Werkelmann, der vor der Thür Etliches leiern wollte, so sagte der Herischer: „'s wird Alles recht schön sein, was ihr habt und könnt, aber mir ist's lieber, ihr geht eures Weges, sonst haltet ihr meine Leut' auf" — Ans Gemeindewohl gab der Herischer jedes Jahr seinen braven Theil; war eine Straße herzustellen, eine Brücke zu bauen, eine Wasserleitung aufzurichten, da wußten die Leute schon, daß der Herischer mit seinen Knechten der Erste dabei sein würde. Sollte aber einmal im Wirthshaus das Passionsspiel oder sonst eine Bauernkomödie aufgeführt werden zur Erbauung und Ergötzung der Gemeinde, so sagte der Herischer: er wisse nicht, wie sich ein Mensch bei derlei Faxen erbauen und ergötzen könne, nur daß sie den Sinn der Leute von der Arbeit abzögen. Und gab zu solchen Veranstaltungen nie einen Kreuzer.

So waren die Herischer — einer wie der andere. Sie erbten es von einander und der große Bauernhof wurde noch immer stattlicher, zog alle kleinen Güter der Nachbarschaft an sich, wuchs nach allen Seiten hin und das einzige Leid der Herischer waren die Steuern, die sich mit dem Wachsthume des Besitzes eben auch vergrößerten.

Und als der Hof so groß und breit war, daß er mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern den ganzen Schabelberg eindeckte, da stand unter den Herischern ein Mann auf, welcher der Dynastie dieses Namens eine seltsame Wendung gab.

Josef Herischer — seinen Namen nannte man in ganz Tirol. Auern — als er noch Kind war, — meinte man, es stecke ein Heiliger in ihm, oder gar ein Caplan. Er fehlte bei keinem Gottes-

dienst in der Kirche. Andere Jungen sind Sonntags bei der Heerde auf den Almen oder im Gebüsche hinter der Kirchhofsmauer, der Josef saß im Kirchenstuhl seines Vaters ruhig wie eine Bildsäule und wendete kein Auge vom Altar. Er sah aber nicht den Altar, sah auch sonst nichts — er hörte nur das Klingen der Orgel. Und erst, wenn Trompeten, Pfeifen, Geigen und Trommeln dabei waren, die seinen Vater unbequemerweise aus dem Schlafe schreckten, schwamm der kleine Josef in dem Tonmeere der Seligkeit. Und war er wieder daheim, so schnitt er sich Pfeifen aus Schilfrohr, baute sich Trommeln aus Melkzubern, verfertigte sich Saiteninstrumente aus Zwirnfäden, die er über Töpfe und Kübeln spannte. Eine Holzschachtel, die er beim Krämer geschenkt erhalten hatte, überzog er mit Roßhaarfäden, die ihm der Pferdeknecht vom Schweife einer alten Mähre schnitt und bereitete so ein Instrument, auf dem er sowohl mit den Fingern, als auch mit einem Streichstäbchen verschiedene Töne hervorzubringen vermochte. Weil der kleine Josef dadurch Arbeiten vernachlässigte, die ihm sein Vater jeden Tag auferlegte, so setzte es Strafen. Heute einen Fasttag, morgen einen Ruthenstreich: das Instrument wurde selbstverständlich confiscirt und zertrümmert, so daß Josef nur noch mehr Arbeit versäumte, weil er die Geräthe immer wieder neu anfertigen mußte.

Ein Schritt abwärts führt leicht zum zweiten. Als Josef zwölf Jahre alt war, kam er eines Tages von der Weide mit der Vorschaft heim, sein graues Schaf sei von der Heerde abhanden gekommen.

„Ist Dein eigenes Schaden", sagte der Vater, „warum schaust mir traurig? Hast gewiß wieder Pfeifen geblasen wie ein Narr. Ich schenk' Dir kein Lamm mehr, das laß Dir gesagt sein."

ließ sich's gesagt sein, der Knabe, und freute sich. Sein graues Schaf war freilich von der Heerde abhanden gekommen, weil er es selbst an den Berghäusler verschachert hatte, und zwar gegen eine alte Zither, die nur zwei Saiten hatte. Freilich klangen diese zwei Saiten tausendmal schöner, als je das graue an und für sich ja ganz tüchtige Schaf gemäkert hatte; aber Josef durfte die Zither nicht mit nach Hause nehmen, sondern mußte sie oben auf der Halde in einer Steinklüft verbergen, bis er am nächsten Tage mit seiner Heerde wieder hinaufkam und spielen konnte.

Als aber eines Tages der alte Herrscher mit einem Holzhändler auf den Berg stieg, um nach fällbaren Tännchenstämmen zu sehen, hörte er das verdächtige Klingen. Er ging hin, nahm dem Knaben das Instrument aus der Hand, trug es mit sich und als demnächst der Jud' ins Haus kam, um Lumpen, Roßhaar, Glasscherben, Federsetzen u. s. w. zusammen zu kaufen, fragte er ihn, was er für so eine Zither gebe.

Abrahams Sohn zuckte die Achsel: „Gotteswunder, was kann ich brauchen den Scherben? Kann nicht brauchen den Scherben."

Da sieht man's wohl, wie armselig so ein Ding ist, wenn nicht einmal der Jud' etwas dafür gibt! In den Ofen damit! — Der Herrscher ging in die Küche und schupfte die Zither ins finstere Ofenloch hinein. — Da ereignete sich ein Wunder, ähnlich dem, als Daniel im Feuerofen das Lob Gottes sang: die Zither hub drinnen zu spielen an. Der Bauer wurde im ersten Augenblicke roth vor Schreck. Freilich klärte sich's bald auf, daß der Josef im Ofen saß, in den ihn die Mutter geschickt hatte, um die Scheiter regelrecht zu legen, weil die Brotbacke da war.

Der Knabe spielte einen lustigen Tanz, daß die Mägde hinliefen an das Dienloch und horchten und licherten. Der Herscher schlug die Hände vor Entsetzen zusammen über ein so mißrathenes Kind; ein Schmerz, der noch um so empfindlicher war, als der alte Herscher in weiter Runde außer dem Josef kein Kind kannte, als dessen Eigenthümer er sich hatte ausweisen können. Und nun zu bald zeigte sich, daß der musikalische Sinn des Knaben den wirthschaftlichen der Herscher, welcher doch gewiß in seinem Blute stecken mußte, nicht aufkommen ließ. Josef pfiff, klapperte, trommelte, jodelte, oder machte auf irgend eine andere Art Lärm, aber die ihm aufgetragene Arbeit ging niemals voran. Schließlich horte er den Vögeln zu, oder den Grillen, oder dem Windrauschen im Walde; er war ganz Ohr, so sehr sich der Alte auch Mühe gab, dieses unglückselige Organ seines Jungen handgreiflich zu zernichten.

Vielleicht war es gar dieser Umstand und Kummer, der den alten Herscher endlich ans Krankenbett legte. Jetzt hatte er alle Mühe seines Lebens dreingelegt, den schönen Bauernhof noch größer, reicher und vollendeter zu machen, als er ihn von seinen Vorfahren übernommen hatte, und jetzt sollte er das Nest räumen, daß sich dieser nichtsnutzige Taugsaug hineinsetzen konnte. Sänger sind Faullenzer; Musikanten sind Wirthshaussitzer. Der alte Herscher horte in seinen Fieberphantasien schon das Sprichwort von dem Sparer und Zehrer.

Weh' that's, aber es mußte hierin was angeordnet werden, daß der Hof nicht binnen Kurzem ruinirt werde, daß er so lange vorhalte, bis der Junge selbst vernünftiger werde oder vernünftigere Kinder ins Haus schaffe. So gab der Armenvater und Richter,

der Herscher vom Schabelberg der Gemeinde die Vollmacht, so den Auftrag, daß sie nach seinem Tode an dem Josef Herscher, dem Erben des Gutes auf dem Schabelberge, streng Vormundschaft vertrete, daß derselbe die Wirthschaft nach der Vorfahren Weise fortzuführen habe, daß es ihm nicht gestattet sei, nichtigen Dingen nachzustreben und seine häuslichen Angelegenheiten dadurch zu vernachlässigen, oder wohl gar endlich irgend eine Liegenschaft zu veräußern, wie es solch' leichtfertigen Gesellen leichtlich in den Sinn kommen könne.

Nachdem solcherlei Anordnungen gemacht und verbrieft worden waren, starb der Alte, wie es einem Testator geziemt.

Josef aber, als er sah, daß er für die Person nun sein eigener Herr sei, hingegen mit Haus und Hof nicht nach Belieben schalten und walten konnte — kaufte sich eine Zither mit drei Dutzend Saiten und zog davon, als ob ihm der Hof auf dem Schabelberg nichts anginge. Er schlug sich zu einem Zitherspieler, der im Lande herumzog und solchergestalt seinen Unterhalt erwarb. Der lange Franz — so hieß dieser Musikant — war weit und breit bekannt wegen seiner unglaublichen Kunste, die er auf der Zither zu vollbringen verstand. Er ahmte darauf alle möglichen Musikarten nach, jetzt die streichenden Töne der Geigen, jetzt das feine, langgezogene Gellen der Pfeifen, jetzt das tiefe Tönen der Orgel, jetzt wilde Kriegsmusik mit Trommelwirbeln und Kanonenschlägen, jetzt das Klingen der Glocken, und dann wieder allerlei Thierstimmen, daß es zum Verwundern war. Er hatte viel Geld haben können, der lange Franz, aber er hatte gar keins. Da er die Einnahmen von einem Spielabend auf den andern allein nicht zu verzehren mochte, so lud er sich immer

seine Tafelrunden ein — aufopferungsfähige Freunde, die sich keine Mühe verdrießen ließen, dem Franz von seinem Weide zu helfen, das wie glühende Kohlen in seinem Sacke und in seiner Hand zu brennen schien. Es war daher wohl selbstverständlich, daß der Franz den neuen, für seine Kunst so begeisterten Jünger ohne Alles in vollständige Pflege nahm.

So lernte Josef Perscher das Zitherspielen. Sie zogen von Ort zu Ort. In den Bädern spielten sie und in den großen Wirthshäusern auf Alpenhöhen spielten sie; im Winter zogen sie in die Städte und spielten vor dem großen Haufen und vor hohen Herren. Es war ein lustiges Leben; auf seinen Bauernhof hatte Josef vergessen. Anfangs hatten ihn Schreiben von seiner Gemeinde verfolgt; er antwortete mit Saitenspiel. Es ging ihm ja nirgends so gut, als bei ihr, seiner lieben Zither. Er und sie verstanden sich vortrefflich. Er hatte von seinem Meister wohl die Künste gelernt, die auf dem Saitenkasten zu machen sind, aber er pflegte sie nicht gerne, er war bestrebt, die Kunst zu üben. Seine Musik waren nur die schlichten, natürlichen Töne der Zither und mit dieser spielte er wieder nur jene schlichten, frischen oder getragenen Weisen des Volkes, welche die Zither, wie sonst kein anderes Instrument wiederzugeben vermag. Nur das süße Klingen der Glocken behielt er bei, von all' den Nachahmungen fremder Töne, denn mit den Glocken — seien sie auf der Alm, seien sie in der Waldkapelle, seien sie in der Klosterkirche — ist das Volkslied eng verflochten.

Und nach einer Zeit, da die beiden Zitherspieler so in der Welt herumzogen, geschah es, daß sich zwischen ihnen die Zuschauer theilten. Dem langen Franz jubelten die großen Massen zu; dem

Josef blieben die gebildeteren und die sinnigen Menschen treu. In den Wirthshäusern wurde vorzüglich Franzens Fertigkeit bestaunt; in geschlossenen Gesellschaften bezeigte man dem Spiele Josefs besonderes Wohlgefallen.

In solcher Zeit kehrten sich auch die verschiedenen Charaktere der beiden Musikanten gegen einander. Dem Franz war es nur in den Wirthshäusern behaglich; Josef fühlte sich in kleineren Kreisen heimisch, spielte gerne in Familienhäusern und noch am liebsten war's ihm auf dem Lande im gemüthlichen Dorfe und in Almhütten.

So kam es, daß Josef eines Tages zu seinem Meister sagte: „Lieber Franz, Du hast mir so viele Freundschaft angethan, daß ich nicht haben möchte, daß wir gegen einander in Hader verfielen."

„Ja", sagte der Andere, „das wäre, mein Seel', eine dumme Sach'!"

„Aber sie bleibt nicht aus, Franz, wirst sehen, sie bleibt nicht aus, wenn wir nicht bei Zeiten auseinandergehen."

„Bist Du ein Narr, Josef?"

„Das glaube ich dieweilen noch nicht; aber — mußt bedenken — wir haben Instrumente, die nicht zusammenpassen."

„Wie kannst Du das sagen? Wir Beide haben Zithern für Prim und Secund'."

„Ich will Du's gern sagen, was ich denke," entgegnete Josef, „eine Zither, lieber Freund, habe nur ich allein. Du hast allerlei andere Instrumente, die durch Deine Saiten gar possirlich zu hören sind."

Franz hielt das für eine Schmeichelei und lächelte

„Ich verderbe Dein Spiel," setzte Josef noch bei, „und habe es schon mehrmals gehört, daß es die Leute gesagt haben."

„Was geht das die Leute an?" brauste Franz auf, „die Leute geht das gar nichts an und wir bleiben beisammen."

Josef sah, es kommt so nicht toe. Er sagte daher: „Laß ich redlich bin, Franz, mich verlangt's doch wieder einmal heim auf meinen Schabelberg."

„Da gehe ich ja mit Dir."

Und bald hernach zogen sie in die Gegend, in welcher Josefs Heimatshaus lag. Josef war drei Jahre abwesend gewesen und seither war ihm ein schöner Bart gewachsen, auch trug er feinere Kleider, so daß ihn die Leute nicht wieder erkannten. Zuerst entzückte er sie im Wirtshause durch sein Zitherspiel, dann fragte er lachend, wie es nur dem Josef Hirschler gehe. Jetzt erst sahen sie ihn recht an und riefen: „Da ist er ja, der Haderlump!" und schüttelten ihm wacker die Hand. Und der Forstrichter sagte: es sei ganz unerhört, wie der Josef von seinem Hab' und Gut so davongelaufen wäre, und jetzt müsse er sieben Jahre lang daheim bleiben und rechtschaffen Bauernarbeit betreiben, bis ihm der Hof auf den Schabelberg anvertraut werden könne.

„Sieben Jahre rechtschaffen Bauernarbeit betreiben," meinte Josef, „das werde ich wohl kaum zuwege bringen. Wenn ihr mir meine Eitelkeit anders nicht lassen wollt, so muß ich eben mit der Zither allein wieder davon."

„Ja recht," antwortete der Richter.

Josef fragte nicht, was mit dem Gute denn eigentlich geschehe; er stieg den Berg hinan zu seinem Hause. Es waren fremde Leute da, und die Wirtschaft sah aus, wie sie sonst ausgesehen hatte.

Franz wollte den Josef wieder mit in die Stadt nehmen; aber Josef sagte: „Ich bleibe nicht da und ich gehe nicht in die Stadt."

„Was willst Du denn?"

„Das weiß ich nicht."

„Du bist ein Sonderling, gehe Deine Wege."

„Die werde ich gehen, aber Deine Hand mußt Du mir zum Abschied geben. Wie ich heute dastehe, zahlen kann ich nicht für Deine Gutheit."

„Philister!"

„Aber gedenken werd' ich Du's, Franz, gedenken werd' ich Du's. Lebe wohl!"

Sie gingen auseinander. Der lange Franz trachtete der Stadt zu; Josef Herscher stieg hinan zu den Almen.

Jetzt fühlte er sich frei. Und auf einem Stein ließ er sich nieder und nahm die Zither auf seinen Schoß und spielte einmal ganz für sich.

Hierauf zog er manches Jahr im Land Tirol umher. Einen Dachshund hatte er sich erzogen, denselben hatte er vom Wassertode gerettet. In der Nähe der Stadt Bozen war's, wo Forcher das junge Hündlein in der Etsch ersäufen wollten, weil sie viel zu wenig Brod für sich selbst, geschweige für das Thier gehabt hatten. Der Dachsl schloß sich in unbeschreiblicher Dankbarkeit und Treue an seinen Herrn und Freund, und Josef war nicht mehr allein.

Er hatte sich wieder in die tirolische Bauerntracht gehüllt, ohne darin auffallend zu werden, wie das sonst Sänger und Musikanten so gerne sind. Wo es lustig war, da kehrte der Zitherspieler ein mit keckem, fröhlichen Wesen; wo es ernst und traurig war, ging er auch nicht vorüber, ohne ein sinnig tröstreich Lied seiner Saiten zu spenden. Ueberall hatten ihn die Leute lieb und nannten ihn den

Zitherschlager Sepp. Ueberall wußten sie es auch, daß der Josef eines reichen Bauern Sohn sei, und eigentlich einen großmächtigen Bauernhof besäße, wenn er in denselben nur zurückkehren wollte. Und Jene, die sich besondere gescheidt dünkten, thaten allerlei gescheidte Ausspruche. Das Bedürfniß nach dem Schönen, nach der Kunst sei in jedem Geschlechte und in jeder Familie der Menschen. Es gabe aber Solche, welche diese Neigung in sich selbst eben nicht aufkommen ließen, weil sie ihnen für die Erlangung ihrer praktischen Zwecke verderblich scheint, und sie daher auch an ihren Mitgliedern und Nachkommen zu unterdrücken strebten. Das gehe oft lange so hin, aber plötzlich breche aus solcher Familie ein Glied hervor, das ins gerade Gegentheil umschlage. Die größten Idealisten und Poeten gingen aus den hausbackensten Familien, die größten Künstler aus den materialistischesten Kreisen hervor. An Josef Herscher, dem Meister auf der Zither, zeige sich das deutlich.

Ein alter Doctor auf Xerien war's, der so sprach, nachdem ihn das Spiel des Knaben fast zu Thränen gerührt hatte.

Oft traten Leute an Josef heran, die ihm riethen, doch endlich seine Erbschaft anzutreten, dieselbe nicht von fremden, eigennützigen Menschen verwalten zu lassen, sondern sie selbst in Nutz und Genuß umzusetzen.

„Ich habe keine Art, mich mit solchen Dingen und Angelegenheiten herumzuschlagen," war stets die Antwort des Musikanten, „ist das Gut mein eigen, so muß es mir bleiben. Am jetzt leb' ich so am besten, wie ich lebe."

Und ging mit seiner Zither.

Siebenundzwanzig Jahre war er schon alt, als er es so recht inne wurde, wie sehr er der Zither ergeben war.

In einem Jägerhause auf der Rieselalm hatte er seine Zuflucht. In demselben lebten zwei Schwestern, zu denen er Zuneigung spürte. Nicht als ob die Mädchen — um die zwanzig oder zwei undzwanzig Jahre mochten sie alt sein — ihm mit Vorliebe entgegengekommen wären und ihm ihr Tach und Dach so bereitwillig angeboten hätten; aber sein Spiel hörten sie gern und seinem Dachshunde ging es in diesem Hause so gut. Das Thier, sonst in aller Welt von Niemandem beachtet, nur daß man es „dem Zitherschlager sein Hund" nannte, bekam im Jägerhause manches wohlschmeckende Süpplein, manch' nahrhaft Stück Fleisch und etwa noch einen guten Schmalzbummel dazu. War kein Wunder, daß sich der Dachsel mehr und mehr an die Seite der Schwestern schlug und schließlich gar nicht mit seinem Herrn laufen wollte, wenn dieser das Haus verließ und auf Künstlerfahrt ging.

So war es anfangs eigentlich der Dachsel gewesen, welcher Josef immer wieder ins Jägerhaus zurückgeführt hatte. Und den Mädchen war das auch recht. Der Bruder war meist in den Wäldern, und in einem einschichtigen Hause ist es nicht trautsam, so ganz ohne eine Mannsperson zu sein. Margaretha und Agnes hießen die Schwestern. Das Zitherspiel hörten sie für ihr Leben gern, und wenn der Sepp das Instrument so auf seinen Knieen ruhen hatte und mit leichten Fingern die Töne hervorlockte, da war es den Mädchen seltsam ums Herz. Margarethe sagte einmal zu Josi: „Mir ist an so was sonst gar nit so viel gelegen, aber Dir möcht' ich drei Tag und Nacht zuhören."

Und Agnes sagte: „Spielt wer der will, wenn er nur fein spielt; das Zitherschlagen ist alleweil mein Liebstes gewesen."

Was Josef dazu meinte? Er sagte nichts und dachte sich seinen Theil. Ueber Mädchen hatte er eigentlich noch niemals so recht nachgedacht. Viel gesprochen von Weibsbildern ist immer worden, das geht bei fahrenden Musikanten schon nicht anders; ist auch just nicht allemal das Feinste und Vernünftigste, was so in den verschiedenen Gesellschaftlichkeiten gesagt wird, jedoch den Weibsbildern langts und den Mannsbildern vergeht die Zeit dabei.

Wenn aber einmal nicht gesprochen wird, sondern still innerlich daran gedacht — hernachen nimmt's eine andere Wendung.

— Jetzt kenne ich mich nimmer aus, dachte Josef, die Margarethe ist die Schönste, und die Agnes ist wieder die Schönste. 's wird wohl doch ein Unterschied sein. Ei ja, der ist freilich; die Margarethe ist feurig, die Agnes ist sanftmüthig. Jetzt weiß man nur wieder nicht, was Einem davon das Liebste ist. Die Eine hat dunkles Haar und braune Augen; die Andere hat lichtes Haar und blaue Augen. Aber ich weiß nicht was das Schönste ist. Die dunklen Augen möcht' ich haben, aber die blauen möchte ich nicht lassen. Ja, wenn ich zwei Herzen hätte.

Dann spielte er wieder und sie hörten ihm zu. Agnes saß auf dem Blocke des Herdes; Margarethe stand neben ihr und stützte sich leicht auf die Schwester. Agnes blickte auf die Zither; Margarethe schielte unverwandt auf den Burschen. Josef spielte das Lied vom Fensterlein:

Es heint das Weta klor und schen,
Sullt ich zu meiner Herzliabsten geh'n
Da ichs zu meiner Herzliabsten kim,
Da klopf ichs an mit meinem Ring.

„Wer is dan draußen, wer klopfet an,
Der mich so schön aufwecken kan?
Ich steh nit auf, laß' Dich nit ein,
Bis daß mein Vater wird schlafen sein.
Geh' hinaus, hinaus auf die Heiden grean,
Bis daß der Vater wird schlafen geh'n."
Da geh' ich hinaus auf die Heiden grean,
Fort ich ich herauf zwei Nachtlein geh'n.
Die Nachtlein leuchten, als wie die Stern;
Bei meiner Herzliebsten, da war ich gern.
Bei meiner Herzliebsten, da will ich sein,
Wie in grenen Wald das Vögelein.
Und in grenen Wald, Du Vögelein,
Sag' an, wan wirds gut schreiben sein?
„Wans gut schreiben is, das will ich Dir sagen,
Morgens Früh, wans Hämmerlein vieri thut schlagen."

Auch der Fuchs horchte. Margarethe blickte unverwandt auf den Burschen, ihre Wangen waren roth, und in ihren schwarzen Augen war es, wie ein Brand. Agnes blickte auf die Zither und war, wie in einen Traum versunken. Die Eine hatte das Wort gehört, die Andere das Lied.

„Sepp," sagte Margarethe nun, „weißt noch so was Lustiges?"

Er blickte sie schalkhaft an. „Wäre denn das lustig gewesen?"

„Das Waldvöglein?" lachte Margarethe und streichelte den Fuchsel, der jetzt zu ihr gekommen und sich an ihren Fuß schmiegte.

„Auf's Gsang (den Text) hab' ich nicht aufgepaßt," antwortete Agnes, „ich hab' nur das Zitherspielen gehört . . ."

Jetzt wußte es Josef, er hatte zwei Herzen. Das eine war in seiner Brust, das andere war die Zither. Margarethe

liebte das eine, Agnes das andere. Margarethe war ein Weib, das nur den Mann begehrt; Agnes war ein Gemüth, das den Künstler sucht —

Der Dachshund mochte sich fürder an Margarethe halten, wie er wollte, Josef wußte doch was er that.

Eines Tages, als Agnes auf dem Zirmanger, der etliche Minuten vom Hause entfernt war, für die Ziegen Gras sammelte, hörte sie aus dem Knieholz das Klingen der Zither.

Sie ließ die Sichel sinken und horchte.

Er sang zum Spiel ein Liedchen:

„Der Apfel ist rosenroth,
Hat schwarzi Kern;
Wascht' Dich gern frag'n,
Obst mei Dirndl willst wern."

Sie hörte das Lied, aber nicht die Worte.

Jetzt trat er hervor, daß er ihr's in ungereimten Worten und ohne Saitenbegleitung sage, was er meinte. Aber sie kam ihm zuvor. Mit ganz leisem, aber etwas erregtem Tone sagte sie: „Sollst nicht jetzt, Josef. Ich kann nicht arbeiten, wenn Du spielst. Wenn Sonntag ist, mußt Du spielen, wenn ich beten will, wenn ich glücklich bin, wenn ich weinen darf. In meiner Sterb'stund' möcht' ich Dein Zitherspiel hören."

Sie wendete sich rasch nach seitwärts, denn es glitt ein Thränlein nieder an ihrer Wange.

Josef blieb stehen, wo er stand. „So Eine," murmelte er und lugte seitwärts auf das Mädchen hin, „die nach meiner Musik fragt, so Eine such' ich — Agnes, diese Zither ist nun bis zum heutigen Tag mein Liebstes gewesen. Jetzt ist sie

Dein — aber gar rechtschaffen wollt's mich freuen, that'st auch den Spielmann dazu nehmen."

Da lachte das Mädchen auf und rief: „Ja, den müßt' ich freilich dazu haben. Allein kunnt ich nicht spielen."

Nach diesem Gespräche wies es sich, wie stürmisch so ein fahrender Spielmann küssen kann.

Agnes fühlte es. Margarethe sah es von weitem und wurde vor Schrecken ganz blaß. Und der Dachs hub an vor Aufregung zu bellen, denn in einer solchen Stellung — hell zusammen verwachsen mit einem Andern — hatte er seinen Herrn bisher noch nie gesehen.

Und nimmer haben sie von einander gelassen. Arm in Arm gingen sie dem Hause zu und Josef rief der Margarethe entgegen: „Weißt Du schon, Schwägerin, daß in vierzehn Tagen eine Hochzeit ist?"

„Meinetwegen," entgegnete die Angesprochene mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, die aber sehr mißlungen war, „was kümmert das mich? Hochzeiten gibt's mehr!"

Und sang und jodelte den ganzen Tag, daß Agnes vor Herzweh weinen mußte über das innere Unglück ihrer armen Schwester.

Es vergingen aber nicht der Tage zehn, so brachte auch Margarethe einen Bräutigam herbei — einen baumfrischen Försterburschen.

„Ist ja recht, dachte Josef, ihr Sinn ist nach einem braven Mann gestanden; und brave Männer gibt's, Gott sei Dank, genug. Meine Agnes hat keine so große Wahl gehabt; ich habe auch keine Wahl gehabt. Daß die Seelen für einander passen, ist die Hauptsach'; die Leiber behelfen sich.

So dachte der Zitherspieler; und so ist's Künstlerart. Ein Mann, der die Kunst, welcher er sich ergeben hat, höher achtet, als sich selbst, wird vor Allem jenes Mädchen erkiesen, das mehr noch an seiner Kunst, als an seiner Person hängt. Und oft ist es die Kunst, die ein schöpferisches und ein anbetendes Herz zusammenführt und die Brautwerberin spielt.

Dann traf auch was Anderes ein, was nicht übel zu der ganzen Wendung paßte. Josef erhielt ein Schreiben von seiner Gemeinde: Man glaube, es wäre endlich Zeit, daß Josef Herscher von seiner elterlichen Erbschaft Besitz ergreife. Die Gemein' habe Anderes zu thun, als eine Wirthschaft zu betreiben, die ihr keinen Nutzen abwerfe. Er sei längst mündig und möge von jetzt an mit dem Gute auf dem Schabelberg machen, was er wolle. Sei er gesonnen, dasselbe billig zu verkaufen, so thu' er besser, er ließe den Vortheil der Heimatsgemeinde zukommen, als irgend einem fremden Käufer. Die Gemeinde biete ihm für den Hof auf dem Schabelberg mit allen dazu gehörigen Liegenschaften und Fahrnissen die Summe von zwanzigtausend Gulden, und gewärtige auf dieses Angebot baldigen Bescheid.

Josef lachte. Er hatte ja gewußt, daß sie endlich der Vormundelei müde werden müßten. Und jetzt war es die Gemeinde, welche ihn gerade zu dem verleiten wollte, was sie früher zu verhindern hatte: dem billigen Verkauf des Gutes.

Jetzt ist aber eine andere Zeit gekommen. Josef nimmt ein Weib und in den Wänden des eigenen Heims klingt die Zither noch am besten. Er zieht ins Haus seiner Väter, stellt für die Wirthschaft einen tüchtigen Meier. Und für sich und seine Agnes richtet er eine Stube ein, deren Fenster nicht auf die Tangstätte

blicken, sondern über die grünen Waldwipfel hin in die blauen Felsenberge des herrlichen Tirol. Und in dieser Stube kann nach Herzenslust Zither gespielt werden.

Dem langen Franz muß man's auch zu wissen thun; der darf bei der Hochzeit nicht fehlen.

-o-

Wildschützen in der Almhütte.

Im Sennerhäusel auf dem Holzblock sitzt die Moidei und legt die Hände auf die Knie, daß sie ein Eichtel rasten mögen nach des Tages Last, und läßt sich die Haare flechten von der Burga. Die Moidei ist jung, aber die Burga ist noch jünger, daher schickt sich's, daß die Moidei zuerst sitzt; dann kommt die Andere dran.

Andere Weiberleut' in Tirol flechten sich die Locken des Morgens, wenn sie aufgestanden sind — unsere Sennerinnen halten es zwar auch so, nur am Samstag machen sie ihren Putz, wenn es Abend wird, 's ist so der Brauch, 's ist von wegen der Besuche. Die Almhütten haben nämlich eine ganz andere Zeit für Visiten, als die Salons der Stadthäuser. — Ihre Erste frisch gewaschen; dann ein Röckel anziehen, welches nicht gar zu viel Flicken verschiedener Farben hat; dann die Haare auskämmen und ein Töpfchen Kölnerwasser drauf stäuben und endlich mit Sorgfalt flechten. Ist Eine dabei allein, so nimmt sie den Haarsträhn zwischen die Zähne und bringt mit gelenkigen Fingern den schönsten Zopf zuweg. In unserem Almhäusel aber ist das nicht nöthig.

Wie der Moidei die zwei Flechten als Doppelkranz um das Haupt gewunden waren, sagte die Burga: „So, Alte, und nu heb

Dich auf die Höh', jetzt will ich die Frau sein und Du das Stubenmädel" Sie hatte lange Locken, so schwer und weich wie Seide und so golden wie der Sonnenschein, der hoch dort auf der Kimmlerspitze lag und von dem man gewiß nicht Schönes genug sagen kann

So saß die Burga breit auf dem knorrigen, kropfigen Holzblock und spitzte die Ohren, ob die Meidei, die schon im Flechten war, ihre schönen Locken nicht ein wenig loben werde. Weil aber die Arbeit schier zur Küste gehen wollte, ohne daß das geschah, so sagte sie zur Meidei: „Du hast aber recht schöne Haar' jetzt"

„Die Deinigen wären mir schon noch lieber", antwortete die Flechterin; da empfand die Burga ein großes Wohl in ihrem Herzen

„Bin eine reine Jungfrau, Burga?" fragte die Meidei plötzlich

„Ich?" entgegnete die Gefellin, „möcht' aber schon wissen, warum Du das fragst"

„Weil ich Dir das Kranzel nicht um den Kopf winden dürft' wär's nimmer wahr"

„Darfst Du ein doppelt's tragen, wird für mich ein dreifach's nicht zu viel sein", gab die Junge den Spott zurück

„Eine Haarlocken ist kein Rosmarinstamm", vertröstete sie die Burga

„Seit was Zeit hast Du keinen Rosmarin mehr in Deinem Garten?"

„Seit wann' nun, Burga, wann ist's denn gewesen? Zu Medardi wird's g'rad' zwei Jahr, seit ich keinen mehr anbau'"

„Ist selb' Zeit nicht der Mirtel Knecht gewesen in Deinem Vater seinem Haus?"

„Ja Du, das mag schon sein, daß selb' Jen der Mittel Knecht ist gewesen in meinem Vater jenem Haus."

„Geh', thu' nit so dappert", lachte die Jüngere, „weiß es ch' schon lang, daß der Mittel der Deinige ist."

„Was geht's denn Dich an?" versetzte die Andere scharf und that einen Ruck an den Haarlocken, daß die Burga „Aumeh!" schrie.

„Wirst doch deswegn nit bös sein, Du Katzert!" sagte diese dann, „einen Spaß muß Eins ja haben — und wenn's wahr ist, so fällt deswegn auch der Himmel nicht ab. Thät selber Einen nehmen, wenn mich Einer möcht'."

„Wenn Du mit Jedem zufrieden bist, wirst nit allein bleiben", gab die Aeltere zurück.

„Bist' Dich nit, Meidel und singen wir Eins, 's ist ja der heilig' Samstagabend."

„Gescheidter ist's schon", sagte die Andere und hierauf huben sie an — die Aeltere tief, die Jüngere hoch zu singen:

Es wollt' ein Sünder beichten,
Wohl in die Romerstadt,
Drei Sünden wollt' er beichten,
Die er begangen hat.

Der Papst wird voller Zorn,
Und schreit den Sünder an,
Ewig bist Du verloren,
Ich Dir nicht helfen kann.

Es nimmt ein dürres Stabel,
Und steckt es in die Erd',
Eh' wird das Stabel grünen,
Eh' Du wirst selig wer'n.

Sie setzten ab. „Du", sagte die Burga leise, „los einmal, mir ist g'rad' gewesen, ich hätt' ein' Schritt gehört draußen vor der Thür."

„Ich hab' auch einmal einen gehört", verwies die Aeltere, „und Deine Andacht zum Lied wird nicht gar groß sein, wenn Dich die Gaiß da draußen schon schrecken."

„Weil's halt schon finster wird", meinte die Burga; dann sangen sie weiter:

Der Sünder geht voll Peinen
Und ruft von Berg zu Thal,
Kommt, helfet mir beweinen
Die großen Sünden all'.

Stund an ein kleines Zeitlein,
Das Stabel wird gar grün,
Treibt aus drei junge Zweiglein,
Und d'rauf ein schönes Blüh'."

Und nochmal wiederholten sie es in weichem Klange:

„Treibt aus drei junge Zweiglein,
Und d'rauf ein schönes Blüh'."

Dann schwiegen sie. Die Moidei ging an den Herd, die Burga blieb noch sitzen und war nachdenklich.

„Moidei," sagte sie nun, „gelt, das Gesang hat Dir Deine Mundl gelehrt."

„Freilich."

„Und hat sie Dir niemalen gesagt, was das für drei Sünden sind gewesen, die der Jüngling hat begangen?"

„Wie weißt denn, daß er ein Jüngling ist gewesen?" versetzte die Moidei stets altklug, „kann ja auch ein" —

In diesem Augenblick war ein doppelter Aufschrei. Stockfinster war's den Mädchen plötzlich — fremde Finger hielten ihnen die Augen zu.

Sie hatten sich aber bald gefaßt. Es sind stets gutbekannte Leut', die Einen auf diese Weise blenden.

„Wer ist's?" rief eine Stimme hinter dem Rücken der Moidei.

„Der Eischer Kasti?" sagte diese.

„Himmelweit fehlgesprungen."

Und „Wer ist's?" rief eine verstellte Stimme hinter dem Rücken der Burga.

„Wer wird's denn sein? Wenn's der Hirlacher Mirtel nit ist, so ist's ein Anderer."

Kein übles Rathen, Burga, ein Anderer ist's nicht. Wie Dir jetzt die Augen wieder frei sind, sieh'st Du die Bescheerung. Die Sennhütte ist voll von Männern — und von was für Männern!

Da ist der Kernthaler Franz, Holzer aus dem Pusterwald; da ist der Rößltoni, der Kohlenführer beim Bachgruber; da ist der Salzburger Hans, der fort in der Gegend herumschleicht und doch nirgends ein Geschäft hat, den sie bei heimlichen Stückeln nicht gerne mithalten lassen, weil er ein tückischer Gesell' ist, und den sie ungerne abweisen, weil sie dann sein Verschergen (Verrathen, Anzeigen) fürchten; und da ist der Hirlacher Mirt, ein abgedankter Jagdgehilfe, von dem man nur weiß, daß er an Verträglichkeit und Unterhaltsamkeit ein prächtiger Kerl ist, die Weibsleute gern hat und sich auf das Bildern verlegt.

Der Mirtl war bisher zu der Moidei — die wir schon kennen — gestanden, zwar nicht so öffentlich, daß der Herr

Pfarrer außer in dem Beichtstuhl ein Wort darüber hätte reden können, und auch nicht so heimlich, daß nicht alle Leute davon gewußt hätten.

Heute nun — knirschte die Moidei — „Was hat der Wirt der Burga die Augen zuzuhalten? Er hat die Moidei zu verblenden und sonst keine!"

Recke Burschen sind es aber auf und auf. Festgespannte, abgeschlissene Bocklederhosen tragen sie, dicke Hänte, die nur an den Nähten etwa hie und da ein wenig auseinanderklaffen, schier gesprengt von den strammen Gestalten. Die Knie sind nackt und rauh und braun wie Kohlenrinden. Bis über die halben Waden gehen die buntgestrickten Wadenstutzen empor, oben nach außen übergeschlagen, unten über den Knöcheln, die nackt sind, zusammengebunden. Niedere Bundschuhe dann, mäusegrau und hart wie Holz, haben seit undenklichen Zeiten schon keine Fettung mehr erfahren, aber derb beschlagen mit Hackennägeln, welche wie Silber funkeln im glatten Schliffe, den ihnen das Gestein des Hochgebirges verliehen hat. Ferner trägt Jeder einen breiten Ledergurt mit der Messingschnalle vorne über dem Prachtstück der Bockshauthose, dem mit weißen Fäden kunstvoll ausgenähten und verzierten, an zwei Knöpfen oben befestigten Bauchfleck. Dieses Prachtstück, die Stirn und der Schild aller „Häutenen" ist nicht leicht zu beschreiben. Jeder, der je einmal eins gesehen hat, wird sich das Bild leicht vervollständigen. Die Zoppen der Burschen, aus grobem, fadenscheinigem Tuche mit den über den Achseln aufgefalteten Aermeln, sind rückwärts so kurz, daß sie zwischen sich und dem Ledergurte, drei Finger breit das „Kupfenhemd" sehen lassen. Der Hirlacher-Wirt hat an seine Vorderärmel noch je

einen Lederfleck geheftet, auf daß beim Klettern, Anstemmen und Ankriechen in den Wänden die Joppe nicht zu sehr leide, an welcher jedoch, unserer Meinung nach, nicht allzuviel mehr zu verderben sein kann. Messerbesteck in der Hosentasche. Rückwärts über dem Schienbeinknochen ein strammgereidelter Tabakbeutel aus Schweinsblase, und daran gängelnd ein langer Pfeifenstierer, aus Draht zierlich gewunden.

Der Wirt hat ferner eine mächtige Waidtasche umgehangen, an welcher die Haare und Klauen jenes Thieres noch hängen, das diese Tasche einst als bluteigene Haut getragen hat. Ueber der Brust die kameelhaarenen Hosenträger; um den Halskragen etwa ein verblaßtes, zerfasertes Seidentuch lose gewunden; auf dem Haupte den arg zugerichteten Filz mit den kecken Hahnen- und Geierfedern (nur der Kernthaler Franz trägt auf seinem Hut einen Strauß von Almrausch und wildem Thimian); — wirre Locken in der Stirne, buschige Schnurrbärte und schneeweiße Zähne darunter — da habt ihr die Kerle, wie sie leiben und leben.

Jeder der Biere hat beim Eintritte leise ein Gewehr an die Wand gelehnt. Jetzt stopfen sie ihre Pinzgauer Pfeifen und holen mit zierlichen Stahlzänglein eine glimmende Kohle aus der halbverglosenden Gluth. Dann setzen sie sich an den Tisch und der Mirtel, der sich auf dem Holzblock festgestemmt hat, wo vorhin die Burga gesessen, faßt das Mädchen nun einmal am Rande des feingeschnürten Mieders und sagt: „Heut' hilft Dir kein Gott und kein Heiliger, heut' mußt uns über Nacht behalten".

„Ja lach' nur nit," fügt der Rößltoni bei, „'s ist kein Spaß, wir können heut' nicht mehr hinab; die Rabenklausen unten ist mit Jägern besetzt."

„Jesses," haucht die Burga, „werd's doch nicht wieder aufs Gamsschießen aus sein!"

„Na, zum Zähnausstochern brauchen wir die Eisenprügel g'rad' nit, die Du leicht siehst," lachte der Kernthaler Franz.

„Der Jäger sind heut' Stuck a zehn," berichtet der Mirt, „sie spannen (ahnen) was; aber sie glauben, wir seien auf der Speikleitalm, weil wir dort etliche Handpöller gerichtet und mit Zunder belegt haben, die jetzt vor einer Viertelstund' erst losgegangen sind. Da, bei Dir sind wir schon sicher, Burga, und können morgen früh auf den Dreispitzkofel hinauf."

Burga setzte ihnen frische Milch vor, blieb dann in ihrer schönen, heiteren Gestalt, das Vortuch nach Almersitte hübsch emporgeschlagen und rückwärts mit den unteren Ecken leicht zusammengebunden, den Arm mit seinem weißen Hemde in die Seite gestemmt, vor den Burschen stehen und lud die Gäste mit einem fröhlichen Lächeln ein zum Genusse dessen, was sie bieten konnte.

Die Männer ließen aber die Pfeifen nicht aus- und die Löffel nicht angehen. Der Mirt stemmte seinen Arm auf das Knie und fragte: „Na, Burga, und was ist's nachher mit der Liegerstatt?"

Drauf gab sie trillernd zur Antwort:

„Dös is a schlechta Schütz,
Der sich af a Gams't wagt,
Und in der erst'n Hütt'
Um a Liegerstatt fragt."

„Weißt," sagt der Rößltoni,

„So geht's af der Alm,
Denkt ka Dirndl af die Kalb'n,

Und ka Schütz af die Jagd,
Wan sie d'Lieb amal plagt."

Darauf die Burga:

„Wia hoha die Alm,
Um so frischa das Kraut;
A jad's Dirndl is a Narr,
De an Jaga z'viel traut."

„Schau", sagte jetzt der Kernthaler Franzl und nestelte mit der Pfeifenspitze seinen Schnurrbart auf, „sein thut das so:"

„Die Sennerin af der Alm
Thuat an Juchschrei an halb'n,
Und den andern da Bua,
Wann er hinkimmt dazua."

Dann fiel wieder der Hirlacher Mirtel ein:

„Und Sennerin af der Alm,
Schau, was thast mit an halb'n,
Sei froh, wann Ana kimmt,
Daß d'an ganz'n z'sammbringst."

Es war schon eine Freude, wie die drei Burschen um den Tisch herum saßen und von Liedchen zu Liedchen lecker werdend das Mädchen mit frischen Augen anblinzelten.

Abseits am Herde war die Moidei. Sie wusch in einem Zuber den Käsbeutel und zerknitterte ihn und zerkratzte ihn mit den Fingernägeln, daß es arg war. Arg und hell unvernünftig; was konnte der Käsbeutel dafür, daß ihr heute der Mirt noch nicht ein Wörtel gesprochen hatte; daß er ihr den Rücken

zukehrte, während er der Andern die b'sondersten Schelmenliedlein ins Gesicht sang! — 's ist aber wahr, diese Burga ist so eine Schmeichelkatz. Wart' nur, Mädel, wenn ich dir nachst wieder die Haare flechten soll — die Feigen zeig' ich dir; auszupf' ich sie dir, nicht ein Strehndl laß' ich dir steh'n! — In diesem Augenblicke hatte der arme Kaspar im Zuber einen bösen Riß erfahren.

Hinter dem Tisch in der Ecke lehnte der Salzburger Hans, ein blasser Bursch' mit schütterem Bartanflug; er blickte etwas finster d'rein. Er rauchte keine Pfeife, er hatte die Hände in den Hosentaschen stecken, und er that nicht mit im Singen und Recken. Das Singen und Recken führt zu nichts. Er war weit hergekommen aus der Kriemel heraus. Just der Gemsen wegen nicht. Man mag schon suchen auf den Almen, bis man ein sauber Stück Zennin antrifft. Die hübschesten und die laubfrischen sperrt der Bauer lieber unten in seinem Hof ein, als daß er sie eben auf den Höhen frei herumhupfen läßt wie die Gemsen — in einer Gegend, wo es so viele Wildschützen gibt. — Die Burga — na, die ist eine Ausnahme. Ihre Anverwandten sind gestorben: ihr Vormund, ein dicker Postmeister im Pustertal drunten, schaut sich nicht nach ihr um, und weil sie in der Milch- und Butterwirthschaft gut Bescheid weiß und darin verläßlich ist, so hat man sie auf die Alm gesetzt. Die Moidei, die Aeltere und Gescheidtere, ist ja auch bei ihr, die wird das jung' Blut schon zurecht halten.

Der Salzburger Hans hat gemeint, er würde heut' allein der Hahn im Korb sein. Da ist er, wie er so sacht und still heraufschleichen wollte ins Gemsgebirg', unten auf der Kreuzhalde

zu alten Bekannten gestoßen. Nun ist er nicht der Hahn im Korb; noch kein einzig Wort hat er mit der Burga gesprochen, und die Andern haben schon so oftmals gekräht. Indeß, der Hans ist nicht verzagt. Halten sich die Dreie an die Burga, so ist die Moidei noch da.

Leider hat sich Moidei's Auge zu sehr mit dem Mirtel und der Burga beschäftigt, als daß sie den Blick des blassen Burschen bemerkt hätte. Ihr zitterten alle Glieder vor Wuth, ob einer so schwarzen Untreue des Hirlachers. Und gar erst, als der Mirtel ein wenig gegen den Herd hingewendet folgendes Liedchen sang:

„Ich kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickt ban Bett,
Daß die Buabn kann dahattn,
Sunst bleibn s' ihr ja net."

Gelächter. Und die Burga lachte auch.

Oh, dachte die Moidei, diese Schlange mit dem rothen Haar! — Auf den Fußdielen lag die Holzspalthacke — wie wollt' sie — die Moidei — mit diesem Beil — ! Rasch schlug sie den Gedanken nieder und flehte im Herzen: Heilige Maria Schnee, behüte mich vor allen Anfechtungen! — Aber, sie weiß schon, was sie thut, denn heute zusammen verbleiben unter einem Dach, das darf für diese Leut' nicht sein, und sollte sie ihnen die Hütte über dem Kopf anzünden müssen — heilige Maria Schnee, behüte mich vor allen Anfechtungen! — Nu, auf das kommt's nicht an; sie — die Moidei ist fein abdraht (schlau), sie weiß schon noch ein ander Mittel. Und wenn er nur erst zu Mitterfill im Arrest sitzt, der Mirtl, nachher hat er gut Weil' zum Nachdenken über

vergangene Zeiten — wird ihm die Meidei wohl wieder einfallen —

Nach einer Weile, als es schon wettern finster geworden ist und die Burga einen Kienspan anzündet, ruft sie hell: „Jegerl, wer hat uns denn die Meidei gestohlen?"

„Kannt mir's nit denken, wer die Dummheit hätt' g'macht", entgegnete der Martel.

„Mir kommt's für, ihr seids nimmer gut miteinand", bemerkte der Kerenthaler Franz, „zwischen Dir und der Meidei hat's was antragen."

„Ihr Buben seids schon so", sagte jetzt die Burga, „kurz Erst, da hängts einem Mädel allerweil an der Kittelfalten und zärtelts und bettelts und habts fort die brennheiße Lieb und Treu auf der zuckersüßen Zung' Und ist 's Dirndl z' gut um ein klein Bisel z' gut nachher ist's gar nachher schaute es nimmer an."

„Schau, schau," versetzte hierauf der Rößltoni und blinzelte der Burga ins Gesicht, „bist auch kein heuriger Has mehr."

„Von mir selber kannt' ich's nit wissen," sagte das Mädchen, „um so öfter hab' ich's von meinen Kameradinnen gehört Ich hab' Eine gehabt von Kienz herauf; hab' Eine gehabt vom Pustertal; hab' wieder Eine gehabt von der Sprungergegend und Eine vom Zillerthal Alle haben das gleiche Lied gesungen Die Buben sind auf der ganzen Welt nichts nutz Die Meidei habts mir schon verzagt gemacht, wollts leicht jetzt mit mir anhand'in?"

„Ah na," brummte der Kerenthaler Franz, „Du wär'st viel zu kommehm für so arme Teufel, wie wir sind."

„Harb müßts nit werden," lachte die Burga, „ich hab' nur gesagt, daß die Buben nichts nutz sind. Daß ich keinen mag, das hab' ich nit gesagt."

Darauf klopfte der Hirlacher-Mirtl mit seinem Pfeifensattel auf den Tisch und murmelte: „Ich denk', Mannerleut, wir machen uns auf die Füß' und gehen um ein Häusel weiter." Seit ihm von der Moidei war angespielt worden, war seine Munterkeit weg. Das Ding wurmte ihn, daß er, zudem ihm das Mädel nicht mehr gefiel, auch noch den Vorwurf hatte — und von so unberufener Seite.

Er erhob sich, nahm seinen Stutzen um, sagte: „Gut Nacht, Sennerin" und ging davon.

Der Kernthaler-Franzl konnte es nicht lassen, die Burga noch ein wenig in die Wange zu kneipen, dann nahm auch er seinen Stutzen in die Hand.

Der Rößltoni blieb einen Augenblick kerzeng'rad vor ihr stehen, dann flüsterte er: „Ueber das, was Du voreh' zuletzt hast g'sagt, reden wir noch weiter. B'hüt Dich Gott, schöner Schatz." Dann nahm er seinen Stutzen und ging den Anderen nach.

Die Burga hantirte am Herd herum und trillerte:

„Büabel, Du schmierst Dih an,
Wan'st glaubt's Du hast mih schon."

Von draußen herein hallte noch folgendes Liedchen:

„Wan'st mih ah Du nit liabst,
Is ka Königreich hin,
Woaß noh mehr scheane Dirndln
In Tirolerland drin."

Dann waren sie fort. Es war still und dunkel in der Hütte. Ein einziger Kugelstutzen noch lehnte an der Wand und an der Ecke hinter dem Tisch stand der Salzburger Hans.

„Na, Hans," redete ihn das Mädchen an, „thust Du nit mit Deinen Kameraden mit?"

„Na."

„Warum denn nit?"

„Weil's mich nit g'freut — Weißt, Dirndl, mir g'fallt's bei Dir besser." Und er trat auf sie zu.

Sie waren nun allein in der Hütte. Die Moidei kam nicht zum Vorschein. Draußen schellte zuweilen die Kuh oder makerte eine Ziege. Sonst Alles in der Ruh! Burga schürte in der glosenden Herdkohle und blies eine Flamme an. Der Salzburger Wildschütz stand unbeweglich und finster vor ihr; er war so blaß, daß nicht einmal der Gluthschein sein Antlitz zu röthen vermochte. Nur seine schwarzen Augen funkelten.

Als nun, angefacht von dem Athem des Mädchens, die Flammen emporsprangen aus der Gluth, sang der blasse Bursche — aber gar mit tonloser Stimme — auch ein Liedchen:

„Jetzt gib mir a Bussel,
Jetzt san mir alloan,
Die Nacht ist stockfinsta —"

Der Sang erstickte in der leidenschaftlichen Aufregung seines Wesens.

„Wenn Du deswegen dablieben bist", versetzte, ohne mit einem Liedchen zu erwidern, das Mädchen, „so — muß ich Dir sagen — hast es nit gescheidt angestellt. Hättest es halt früher

gesagt, so lang noch die Leut' dagewesen sind. Thu' ich wem einen Gefallen damit, für einen Schmatz ist mir Keiner feil. Jetzt sind wir allein, da ist's nichts. Mit Busserln hebt's an, drauf kommen allerlei Neckheiten — na, na, Bübel, da bist bei der Unrechten."

„Du", stöhnte der Bursche und packte sie wild in die Arme, „Du musst!"

„So! Gewalt willst brauchen!" rief die Burga, erhaschte einen brennenden Kienast: „Da hast eins!" und hieb den Ast ihm über die Achsel, dass die Funken brausten.

Nun war in ihm auch die Wuth entfacht. Mit der ganzen Wucht seines Körpers fiel er über das Mädchen her; sammelnd stieß Burga einen Hilferuf aus — da — sprang die Thür auf und herein stürmten etliche Hunde und ein halb Dutzend Männer mit vorgestreckten Gewehren.

„Was geschieht da? Wo sind die Wilddiebe!" fuhr Einer drein.

Der Salzburger Hans hatte von seiner Beute abgelassen und brummte: „Sind sie nit mehr da, so werden sie halt schon fort sein."

„Wohin?"

„Was gehen mich die Wildschützen an?"

„Wem gehört dieses Gewehr?"

„Hättet Ihr dem Hirlacher Wirt Zeit gelassen, so hätt' er's wohl mitgenommen."

„O beileib!" schrie die Moidei dazwischen, die auch bei den Jägern war, „derlogen, dass das dem Wirt sein Stutzen ist!"

„So wird er wem Andern sein; was geht das mich an!" sagte der Hans, „werd' wohl Niemandem Rechenschaft zu geben haben, wenn ich zu meiner Liebsten geh'."

Jetzt richtete sich die Burga auf: „Was? Wer ist denn seine Liebste? Den möcht' ich mit und hält' er eine goldene Plaid auf dem Leib!"

An der Wand hing ein Futterkorb, von dem schnitten sie den Strick und banden damit die Hände des Salzburger Hans kreuzweise über einander. Dann hingen sie ihm sein eigenes Gewehr um den Hals und von den Hunden umknurrt und von den Jägern gehöhnt und gestoßen, stieg der Wildschütze nieder von der grünen Alm gegen die düstere Sündenkammer zu Mitterfill.

Die Maidei war über diesen Vorgang gar überrascht. Sie hatte vor Allem nur ihren treulosen Geliebten, den Hirlacher Wirt, gefangen nehmen lassen wollen. Deswegen hatte sie die Jäger geheißen herauf von der Rabenklausen. Und jetzt war der Vogel schon wieder davon und er spanzelte (schäkerte) vielleicht in anderen Hütten herum; weiß Gott, die Alm ist weit!

Aus Zorn verzehrte die Maidei an demselbigen Abend von den Tugend Hirschen (Schmalznocken), die für beide gekocht worden waren, neun Stück, so daß für die Burga nur drei blieben. Und sie redete den ganzen Abend kein einzig Wort mit der Burga. Diese aß den Rest in stiller Ruhe und dachte bei sich: Aller guten Dinge sind drei. Aber das thu' ich und jetzt schau' ich mir um einen Liebhaber, daß die kecken Mannerleut' wissen, wem ich zugehöre.

Reich.

(Zum Bild „Wohlthätigkeit".)

Jetzt bist du noch in Sorgen und Kummer; in einer Stunde wirst du fröhlich sein. Jetzt bist du noch demuthig und musst dienen; in einer Stunde wirst du herrschen. Jetzt bist du noch arm — in einer Stunde wirst du reich sein. Gutes Weib, liebe Maria Steinwenderin, wie ist dir ums Herz? Dein lebelang hast du keinen lastenfreien Tag gehabt; schwer arbeiten von frühen Morgen bis in den späten Abend und dann die müden Hände erst aufheben zur Bitte ums tägliche Brod. Und vor dem Einschlafen die Angst, deinen Kindern könne es einst noch schlechter gehen, als dir, und im Schlafe träumen von deinen verstorbenen Vater und Mutter, die wie du in Kummer und Trangsal haben gelebt. Das ist bisher dein Lebenslauf gewesen. Aber heute — Maria Steinwenderin — heute ist dein Mann nach Landeck gegangen, um bessere Zeiten heimzutragen in dein Haus. Geld wird er bringen, viel Geld, so lasterhaft viel Geld, dass du jetzt schon anfangst, dich vor der Hölle zu fürchten, die nach der Bibel reichen Leuten so gewiss ist.

Zwölf Wochen mögen nun aus sein, oder gar ein Viertel jahr — wie doch die Zeit vergeht! — seit du das gestrickte

Geldsäcklein gefunden hast. Unten auf der Innbrücke war's, und just zwischen zwei Pfählen ist's gelegen, und wenn die Pfählen um ein nadelspitzbreit weiter auseinander gewesen wären, so wäre das Säcklein ins Wasser hinabgefallen. Es war nicht gar dick, ein zusammengerunzeltes Heiligenbildchen war drin — der heilige Jakobus — und vier Zehnkreuzerstücke. Als wie wenn es glühende Kohlen gewesen wären in deiner Hand, so bist du mit dem Fund in den Pfarrhof gelaufen und dreimal ist's verkündet worden auf der Kanzel: es wär' auf der Stubener Innbrücke ein Geldsäckel gefunden worden und der Verlustträger möge ihn im Pfarrhofe abholen. Verwunderlich! 's ist Niemand gekommen um das Geld und dasselbe ist der Maria Steinwenderin als Eigenthum anheim gestellt worden.

Darauf hat sie eine ganze Nacht nicht schlafen mögen, hat sinnirt, was sie denn anfangen sollt' mit dem Fund, daß er ihr am besten gedeihe und auch der armen Seele des Verlustträgers noch zugute kommen möge. Und da — wie schon der Hahn das erstemal kräht draußen in der Laubau, fällt ihr jählings ein, daß der heilige Jakobus, der beim Geld gelegen wäre, ein Patron für die Lotterie ist. Eigentlich einen heißen Stich gibt's ihr im Herzen; ja, in die Lotterie setzen will sie die vier Kreuzer und das wird zum Glücke sein. Sie betet noch ein Vaterunser und dann will sie einschlafen, da ist schon die Zeit zum Aufstehen und sie muß die Steine abtragen von des Nachbars Kornfeld. Und am Sonntag, wenn ihr Mann heimkommt von der Holzarbeit und die zwei Kinder hütet, geht die Marie nach Landeck und setzt drei Nummern — wie sie ihr zufällig in den Kopf kommen — in die Lotterie. Sie hat so große Hoffnung

auf den Gewinn, daß sie den Kindern zwei Lebkuchen kauft und ihrem Manne neue Schuhriemen und, weil sie immer noch Geld in der Tasche hat, auch einen großen Wecken. Je näher aber die Zeit der Ziehung kam, desto kleiner wurde die Hoffnung und am letzten Tage war sie so muthlos, daß sie es gar nicht wagte, in das Städtchen zu gehen, um sich von ihrer Enttäuschung zu überzeugen. Da schleppte sich ein Dörchergespann des Weges, das die Bauernhäuser und Kleinhäusler abbettelte und ablauerte, ob nicht irgendwo etwas heimlich zu erhaschen wäre und das den Leuten die Nummern angab, welche bei der nächsten Ziehung herauskommen mußten.

Die Maria Steinwenderin schenkte dem Gesindel ein paar Stücke Brod und sagte, um neue Nummern wär' ihr nichts, aber die zuletzt herausgekommenen möchte sie wissen.

„Kann ja gern sein, Bäuerin", gab ein altes Fräulein zur Antwort und holte mit den erdfahlen Fingern ein Papierstückchen aus ihrem Wanderbuche, „derlei heißt Eins fort mit, wenn man aus der Stadt geht. Sind brühwarm, sind erst gestern herausgekommen."

Die Maria griff nach dem Papier, sah, las die Ziffern und erschrak so heftig, daß sie sich auf die Bank setzen und das Fräulein bitten mußte, es möge ihr die Gutheit thun und ein Schöpfel frisch' Wasser holen vom Brunnentrog.

Die Ziffern, mit widerspenstigem Bleistift von der starren Hand einer Bettlerin auf das zerknitterte Löschpapier gekritzelt, sagten der Maria, daß sie reich war, daß sie wohl — — jetzt mußte das Weib auf die Bank sinken — wohl an die tausend Gulden baar in der Stadt liegen habe, die ihr und ihrem Manne

und ihren Kindern alle Noth ein Ende machen sollten. Weiter konnte sie nicht mehr denken, bis das Wasser kam. Und während sie, die Ellbogen zitternd auf die Knie gestemmt, trank und absetzte, um tief Athem zu holen und wieder trank — trottete das Förchergespann träge davon.

Und noch an demselben Tage hat sie ins Holz zu ihrem Manne geschickt, er solle Alles liegen und stehen lassen und eilends heimkommen.

„Na, in Gottesnam'!" sagte der Gatte, als er die Botschaft hörte, „jetzt kann ich mich zusamm'halten, jetzt ist daheim was geschehen. — Das Haus steht noch?" fragte er den Boten.

„Warum soll's denn nimmer stehen?"

„Hat mein Weib selber mit Dir geredet?"

„Sie hat mich selber geschickt."

„Und hätten auch noch einen kleinen Buben gesehen?"

„Zwei Bübeln — recht flinke, saubere Bübeln — sind vor der Thür herumgelaufen."

„Hui!" jauchzte der Holzer auf, „sonst kann's sein, was es will!" und eilte nach Hause. Daß anstatt dem großen Unglücke ein großes Glück da war — wie hätte der arme Mann daran denken können!

Als er vernahm, sie hätten einen Lerm gemacht, faßte er sein Weib mit beiden Armen um die Mitten und rief: „O du faktische Mirzel!"

Dann verglichen sie wieder die Nummern mit denen auf dem Zettelchen und es waren dieselben — das Glück war verbucht.

Und am Tage darauf ging also der Holzer Simon hinaus nach Landeck. Er nahm einen schweren, knorzigen Weißdornstock

mit sich, er schliff sich noch das Tischmesser, das sonst zum Brod schneiden war und steckte es in den inwendigen Rocksack, denn das wußte er, wer Geld hat, der muß auch Wehr haben. Als er fortging, stolperte er noch über den holperigen Fußboden der Vorkammer und brummte lachend: „Da verfluchtiete Keilschen du alte, von dir laß' ich mir schon lang noch keinen Fuß brechen!"

Und nun verging im Hause der Vormittag und die Maria zählte die Stunden auf der wurmstichigen Wanduhr bis zur Rückkehr des Simon. Die Uhr hatte mit ihrem hölzernen Zeiger fünfzig Jahre oder mehr herabgemessen, aber mit dem heutigen Tage wollte sie nicht fertig werden. Jetzt war's um zwei Nachmittag. Die Maria hatte ein gutes Mittagessen fertig, das sie auf dem Herde sorgfältig mit einer umgestülpten Kochpfanne zudeckte. Sie aß selbst keinen Bissen davon, mit ihm zusammen wollte sie heute Mahlzeit halten und in einer Stunde konnte der Simon da sein.

Aber das Glück — weil's eh so selten kommt — muß man höflich empfangen. Zuerst warf die Maria ihre rauhen bestickten Werktagskleider weg und zog was Besseres an. Dann wusch sie den beiden Knäblein Gesicht und Hände und versah dieselben mit frischen Hemdchen. „Wascht nicht schlimm sein heut", sagte sie, „es kommt ja das Geld!"

„Ist das Geld brav?" fragte der kleinste Knabe, der in seinem schneeweißen Hemdchen auf dem Strohpolster saß, mit seiner zarten Hautfarbe schon jetzt anzusehen wie ein Herrenkind, das nur zufällig in die Holzerhütte gekommen sein mochte.

„Ja freilich, Tonel", antwortete die Mutter, von freudigster Hochstimmung getragen, „das Geld ist wohl brav. Wisset Kinder

— geh her, Zepple, und setz' Dich da auf die Bank und laß' mir das Fingerspitzeln sein! — jetzt leset einmal zu. Wenn der Vater mit dem Geld kommt, nachher kaufen wir das Hochbrunner Häusel, wo wir gestern oben gewesen sind."

„Und den Taubenkobel auch dazu?" fragte der größere Knabe.

„Freilich Zepple, auch den Taubenkobel dazu. Und nachher kauf ich euch ein schönes Gewandel, wie die Schlagwirthbuben haben und nachher gehst mir mit dem Schlagwirthbuben in die Schul', Zepple, und lernst was und kommst nachher gar auf Spruche und kannst ein Pfarrer werden. Wirst aber fauber sein, wenn Du in der weißen Pfaid predigen thust und nachher mußt im Deine Mutter schön eine Beiß' lesen —"

„Und wenn Du stirbst, so werde ich Dich einsprengen" (einsegnen), sagte der Kleine.

Sie lachte über den Einfall des Kindes, doch das war ein Dämpfer gewesen und sie brach die weiteren Schilderungen von ihrem künftigen Pfarrer ab.

„Herentgegen Du, Tonel", sagte sie aber zu dem kleinsten Knablein, „Du wirst nachher schon daheim bleiben, wirst Dein' Vater und Mutter hausen helfen und in zehn Jahren mögen wir leicht einen großen Hof kaufen, den Thalschlösserhof, weißt, wo der große Kettenhund ist."

Der Kleine schmiegte sein Köpfchen an den Busen der Mutter, ihm graute vor dem Kettenhund, der ihm in Erinnerung war, weil derselb' vor etlichen Tagen, als er mit dem Vater am Hof vorbeigekommen, so schauderhaft bös gebellt hat.

„Klein's Närrle Du!" rief die Mutter, „wenn Du Bauer auf dem Thalschlösserhof bist, wirst schon froh sein, wenn Du

einen scharfen Rettenhund hast. Der Thalschlosserhofer hat viel Sachen, da sind die Schelm' (Diebe) nit weit. — Ja, Bubie, aber halt' still, daß ich Dir das Haidle kann einknopfeln! Du magst doch nit ein Vaterunser lang Ruh' geben den ganzen Tag'. Wart, wenn Du nur Thalschlosserhofbauer bist, wirst schon gewetten (eingespannt) werden. Alle Kammern voll Korn und alle Stall' voll Kuh' und Schion wirst haben, sammle auch' Aretlich sammle auch. Und Dienstknechte wirst haben müssen und Mägde, daß es nur so haubt im Hof. Nachher bist angesehen weit und breit, und nachher mußt Dir ein Weib heiraten —"

„Und nachher kriegst Du kleine Kinder", ergänzte der Zepple mit ernsthaftem Kopfnicken.

„Ja, und Du laß' lieber das Fingerzeln sein!" mahnte die Mutter den Größeren, „weißt, was der Vater sagen wird, wenn er heimkommt und einen Lebzelten (Lebkuchen) mitgebracht hat? Den geb' ich allen dem Tonel, wird er sagen, der Zepple hat eh seinen Finger im Maul."

Da zog der Junge seinen Zeigefinger aus dem Mund, ballte die Hand und steckte sie rasch in die Hosentasche. Ging aber nicht lang her, so fand er den Finger wieder zwischen den Lippen; ganz von selber und ohne daß es der Zepple gemerkt hatte, war er hineingekommen, darum biß der Junge jetzt die Zähne darüber zusammen, um den Ungeberdigen zu strafen und war überrascht, daß der gebissene Finger ihm selber weh that.

Die Maria Steinwenderin aber hub nun an, zum Fenster hinauszuguden. Der Simon konnte schon da sein oder sie sollte ihn fürs wenigst dort über die Grabenwiese herangehen sehen.

Am Schlagwirthshaus unten wird er vielleicht ein halb

Stündlein abrasten. Da hat er schon Recht; er gunnt sich so sonst nie ein Tröpfel. Aber lang bleibt er nicht sitzen, das weiß ich, und so möcht' er schon da sein. — Wenn man's aber recht bedenkt, so kann er noch nicht leicht da sein. Das Geld werden sie ihm nicht gleich bis vor die Thür entgegengetragen haben, selb' kann sich Eins raiten (denken, berechnen); da wird gewiß auch bei der Herrschaft (beim Amt) was zu thun sein und allerlei Geschrift ausgestellt werden müssen, 's ist kein' kleine Sach'. Oder zuletzt hat die Lotterie gar nicht einmal so viel Geld beisammen, daß sie's auf einmal auszahlen kunnt. Wenn sich der Simon nur nicht überdöppeln (übervortheilen) läßt und daß wir Alles kriegen, was uns gebührt! — So simulirte das Weib, und es waren schon neue Sorgen da, bevor noch das Geld kam.

— Daß ihm unterwegs nur nichts Böses begegnet ist! dachte sie weiter, es gibt allerhand so Leute auf der Straßen, und daß Einer in der Lotterie was gewonnen hat, kommt gleich auf. — Nein, 's ist ja der hellichte Tag. Wenn auch: den Holzmeister haben sie auch beim hellichten Tag ins Wasser geworfen und haben ihm das Geld weggenommen, mit dem er hätt' sollen die Knecht auszahlen. Vor einem Jahr wird's gewesen sein, und die Leut' sind heut' auch nicht besser, wie dazumal und das Gesindel wird allerweil mehr auf der Straßen.

Immer tiefer dachte sie sich in die Angst hinein. Da rief der Zepple, der auf der Bank kniete und zum Fenster hinaus lugte: „Der Vater geht über die Grabenwiesen!"

„Du machst wieder ein' Possen!" rief die Mutter, als wollte sie die Kunde erst nicht glauben.

„Ja, und aufrichtig Gott wahr, er geht über die Gräben wiesen!"

Die Marie sah es nun selbst. Mit großen, aber sehr langsamen Schritten stieg der Simon über den weichen Moorgrund, wo hie und da ein Brett, ein Stein lag, um den Fuß darauf zu setzen. Seinen Stock benützte er als dritten Fuß, auf welchem er sich bisweilen über einen Sumpf oder Wassergraben schwang. — Ist so viel wie gar kein Weg, da von der Straßen bis zum elendigen Steinwenderhäusel. Ein ewiges Glück, daß Eins von diesem Grund einmal erlöst wird. — Und wie er zu Boden schaut, der Simon, und in die Erden hineinlacht! Und nicht einmal die Pfeifen hat er heut' im Mund. Fein sieht man's leicht an, daß er extra was hat. Glaub's gern, der in seiner Tag mit Tausendern noch nicht viel umgesprungen. — So war wieder das Denken der Häuslerin.

Als der Simon von der Wiese über die Holzschranke auf den Hausanger hereinstieg, brach er einen Zaunstecken, daß es krachte, und schleuderte ihn dann von sich. — Wie er schon übermüthig ist! dachte Marie, nun, wir brauchen auch diesen alten Zaun gar nicht mehr.

„Jetzt, Kinder, seid hübsch ruhig, jetzt kommt das Geld!" flüsterte die Maria, da schrieen die Kinder: „Jetzt kommt das Geld!" und polterten der Thüre zu. Diese ging schärfer als gewöhnlich auf und nicht ganz ohne Gefahr für die Kleinen. Der Simon trat herein. Wortlos schob er die Kinder von seinen Knien weg, schritt dann schwerfällig über die Stube, zog seinen Janker aus und warf ihn auf die Bank hin. Davon erschrak die Maria etwas. Er hing den Rock sonst immer hübsch an

den Nagel, wenn er ihn auszog, und heute, wo in dem Sack die volle Brieftasche stak, sollte er's schon ganz besonders thun. Der Simon wird doch von denen keiner sein, die leichtsinnig werden, sobald sie Geld haben! Nein, das nicht, ein Seitel getrunken dürft' er haben — das macht nichts, jetzt wird er sich wohl was vergunnen dürfen.

Der Simon, den Hut noch auf dem Kopf, etwas ins Gesicht hereingeschoben, ging in der Stube so hin und her, griff ein ums andremal auf die Leisten hinauf, als ob er was suchte, fuhr sich dann mit den Hemdärmeln über das rauhe und geröthete Gesicht, wobei er in seinem Schnurrbarte eine arge Verwirrung anrichtete. Dabei knurrte er gegen die Wand gekehrt ein paar Silben, die nicht verstanden werden konnten.

Sein Weib war nicht weit von der Ofenbank gestanden und hatte ihn so von der Seite angesehen.

„Na", sagte sie endlich, „jetzt ruck' nur aus."

„Ein höllvermaledeites Gsindel!" stieß der Mann wild hervor.

„— Aber, Sim, was —? wirst doch nit!" stotterte das Weib.

Da wendete er sich gegen sie und schrie ihr ins Gesicht: „Versunken und verlogen ist's!"

„Wird leicht doch nicht sein", hauchte sie.

„Keinen Hundskreuzer haben wir!" rief er, „nit eine Nummer ist da, nit eine, die auf unserm höllmentischen Aegen steht. 's ist eine angespielte Sach', 's ist ein heilos Teufelsg'spiel, daß die Nummern, die Du Dir von dem Strolchen hast aufschwatzen lassen, mit zusammpaßt haben. Ausg'lacht haben sie

mich, wie ich, der Narr, heut' hintritt' und 's Geld haben will. Und gemeint hab' ich, bei der Gurgel packen müßt' ich ihn auf der Stell', den Lotterieschreiber, bis er mir mein' Sach' weist. Zum Gerathen, daß sie mich nit eingesperrt haben. „Ich sag' Dir, Alte, eine Bestie kannst werden, wenn Du Dir zuerst einbildest, Du hättest die Säckel voll Geld und ein einzig Wort, ein Rauberwort, greift Dir hinein und reißt Dir's weg. So ein Rauberwort ist das gewesen, wie der Schreiber den Aegen anschaut und sagt: Was wollt's denn Ihr? Habt's ja nichts errathen!

Pump! sag' ich ihm ins Gesicht, weil Ihr meint's, ein Arbeitsmensch kannt sich nit repesentiren (vertheidigen), so wollt's ihm's ablaugnen. Ja, wie ich sag', ein kleines Gfehlt hat's g'habt, daß sie mich nit in die Reichen (Arrest) necken."

Die arme Maria war blaß geworden. Sie setzte sich jetzt auf die Ofenbank und sagte kein Wort. Die Kinder kamen zu ihr und fragten wo das Geld wäre. Dem Kleinen reinigte sie mit ihrer Schürze das Näschen. Und mit derselben Schürze fuhr sie sich dann selbst zu Gesichte, um anscheinend ein ähnliches Geschäft zu verrichten, in Wahrheit aber, um in die Leinwand zu schluchzen.

„So was halt' ich für das größte Unglück", versetzte der Simon und ging die Hände in den Hosentaschen, rasch über die Stube.

„Ist es auch", antwortete das Weib, „und oft genug hat der Schlagwirth gesagt: Die Armuth kennst nur, wenn Du einmal reich gewesen bist. Jetzt trifft's uns selber. — Ich hab' mir schon den Thalschließerhof gekauft gehabt", lachte sie mit nassen Augen.

„Der ist Dir niedergebrannt und Du darfst nit einmal Brandsteuer sammeln gehen"

„Und sollten wieder fortradern und fortkummern in der Elendigkeit"

Er blieb vor ihr stehen und die Fäuste in den Taschen machten zwei große Knoten an den Hüften: „Weißt, daß ich jetzt ein schlechter Mensch werden kunnt?"

Sie sah ihn an

„Ich trau' mir nimmer."

„So mußt halt nicht denken", sagte sie

„Wenn's mir einmal so zusetzt, daß, wenn Eins schon bettelarm ist, man vom Herrgott noch obendrein zum Narren gehalten wird — nachher bin ich Alles im Stand"

„So unchristlich möcht' ich mir auch wieder nicht denken", sagte das Weib

„Ich möcht' auch nicht!" rief er, „aber wenn's Einen so überfällt und der Mensch in den Inn gestürzt ist, mit dem ich heut' unten bei der Kreuzwand zusammenkommen bin —"

Sie sprang von der Bank auf, daß das Sepple, welches ihr in dem Schoß gehockt war, ordentlich auf den Boden hinabkollerte

„Jesu Christi — Simon!" kreischte sie, „wirst doch nichts angestellt haben!"

„Schon vor dem Postwirthshaus z' Landeck hab' ich ihn troffen So ein Stadtherr, der sich vor lauter Gutleben in der Stadt gar nimmer zu helfen weiß, daß er für nichts im Gebirg herumsteigt, weil er sein Lebtag einmal möcht' müd' und hungrig werden Mit einem Hunderter hat er den Postmeister auszahlt; hab's wohl gesehen, hat noch mehr so Papier gehabt in seiner

Briefstaschen. Und nachher, wie ich später hell verzagt auf der Straßen daher geh', zur linken Hand die Steinwänd, zur rechten das Wasser, und kein Mensch in weit und breit, als wie der Stadtherr, der ein paar Büchsenschuß vor mir hinsteigt, so hab' ich nur gedacht: Simon, weil's heut' so schlecht ausgangen ist und daß du noch verlacht worden bist, dieweil deine Elendigkeit wieder neuerdings anhebt, mag' einmal ein ander G'spiel."

„Simon!" schrie das Weib, und als wie wenn sie ihn würgen wollte, fuhr sie mit den Fingern gegen seinen Hals: „Red' mir nit weiter!"

„Weiß auch nichts mehr", sagte er.

„Der lieb' Herrgott wird Dich beschützt haben!"

„Auf den hab' ich nit denkt. Du bist mir eingefallen — die Kinder —", die Stimme verschlug's ihm.

„Geh", fuhr er dann spöttisch fort, „grimm' Dich nit um den Stadtherrn, der steigt frisch und gesund dem Engadin zu, und Du hast ja so viel einen braven Mann, der läßt Weib und Kind schon noch eine zeitlang hungerleiden."

„Vom Hungerleiden ist gar keine Red'", sagte sie, „und wenn wir und unsere Kinder in Plag und Kummernuß sterblichen müssen, so ist das freilich wohl bös, dieweils Anderen so gut geht, aber daß Eins deswegt schlecht werden muß' —"

„Sei lieber still!" fuhr er sie an, wir sind einmal für die Mühsal auf der Welt, und da hilft kein Reden. Du bist auch so dumm! Hättst das Geld, das Du hast gefunden, lieber im Sack behalten, anstatt dem Kaiser einzuspielen, der eh genug hat, wär' mir der heutige Tag verspart blieben und die Aergernuß

Das hätteſt Du denken mögen, hätteſt ein Tüpfel Verſtand in Deinem dicken Kopf."

„Freilich!" entgegnete ſie gereizt, „zu todt gern haſt mir's glaubt, wie ich Dir vom Glück hab' erzählt. Und jetzt hätt' ich die Schuld! — Geht's weg, ihr Gezücht!" damit ſchob ſie die beiden Kinder, die ſich an ſie gedrängt hatten, unwirſch von ſich. „Euretwegen hat man nichts Gut's und kein Stündel Ruh' auf der Welt, und letztlich gebt's auch ihr Einem die Schuld ſeiner Tag, wenn's euch nit ſo geht, wie's euch thät taugen. Wahr iſt's: wer einmal heiratet, der begeht ſiebenmal eine Narrheit und neunmal eine Dummheit, und gar eine Straf' Gottes iſt's, wenn Bettelleut' zuſammenheiraten."

So ging's zu, und es war ein rechtes Elend zu dieſer Stunde in dem ſonſt ſo friedlichen Steinwenderhauſe. Der Mann grollte, das Weib ſchmollte, die Kinder ſchluchzten. Der Seppie aber, der ſich gar nicht beruhigen wollte, weil er das Böſe, ſo ins Haus eingekehrt war, ſchon ahnte — er bekam von der Mutter endlich doch eine Birne geſchenkt, die ihm den Mund ſtopfen ſollte. Der Toni hockte in einem Winkel, nichts am Leibe, als das weiße Hemdchen, das ihm zur Feier des Tages angethan worden war. — Das erwartete Glück aber ließ ſich ſein entſchuldigen, es ſei bei Fürſten und Grafen geladen, es könne nicht kommen, ſchicke aber, da die alte Armuth denn einmal abgedankt ſei, eine neue ins Haus. —

An der äußern Seite der Stubenthür war ein Taſten nach der Klinke, ein unſicheres Drücken an derſelben, bis endlich die Thür ein klein wenig aufging, dann aber wieder langſam zugezogen wurde. Dem Kleinen kam das ſo unheimlich vor, daß

er trotz Allem von seinem Winkel zur Mutter schoß. Aber draußen war keine Ruhe und an der hölzernen Thürklinke knarrte und ächzte es leise, bis es dem Simon zu toll wurde. Er trat zornig zur Thür, riß sie auf — da kollerte ein alter Bettelmann, der sich an der Klinke gestützt haben mochte, über die Schwelle herein zu Füßen des Holzers.

Diesem wäre der Bettler sehr gelegen gekommen, um an ihm seine Wuth auslassen zu können; aber vor Allem mußte der Alte von der Erde aufgehoben werden. That wohl selbst das Möglichste, der kreuthafte Mann, um wieder auf die Beine zu kommen, aber der starke Arm des Simon war doch auch nöthig. Und als der Holzer sah, wie ihn der Alte mit seinem abgezehrten, doppelbärtigen Gesichte, mit seinen müden und trüben Augen so traurig und dankbar anblickte, da verging ihm alle Rauheit.

„Wie närrisch, daß Ihr da hereingefallen seid?“ sagte er.

Der Alte blickte ihn an und antwortete nichts.

Stand auch schon die Marie da und fragte: „Was wollt Ihr denn? Ist Euch leid geworden, gelt?“

Er richtete sein müdes Auge auch auf sie; mit halb geöffnetem Munde und vorgebeugtem Haupte stand er da und sagte noch immer kein Wort.

„Mein Gott, Ihr seid ja halb nit bei Euch selber!“ rief das Weib.

Da tastete der alte Mann zitternd nach ihrem Arm, um sich zu stützen, und mit der andern Hand fuhr er gegen den Mund und machte die Geste des Essens.

Jetzt blickte die Marie ihren Mann an und er sie. Nun wußten sie, der Greis hatte Hunger.

Der Simon hieß ihn auf die Ofenbank niedersetzen, aber der Alte hörte die Einladung nicht, er wankte wieder zur Thür hinaus und von derselben auf der Wandbank legte er unbeholfen sein Bündel ab und setzte sich mit Hilfe seines Stockes daneben hin. Welch eine Mühsal, der selbst das Abrasten so sauer wird!

Das kleine Tonele auf dem Arm, das sich fest an sie schmiegte, eilte die Maria Steinwenderin in die Milchkammer und brachte eine volle Kein Milch heraus, von der sie nicht einmal die Rahmschichte für die Butter weggeblasen hatte, wie sie sonst stets that, wenn sie den Ihren die Gottesgabe auftischte. Der Simon nahm aus der Tischlade den Laib Brod, schnitt ein Stück davon ab und das Messer ging tiefer, als sonst.

Und als die Maria an der Thür stand, an ihrer Seite der neugierige Seppie, der an seiner Birne nagte und dabei, halb in Furcht, halb in Mitleid, den alten Mann beschaute; an ihrem Arm das kleine herzige Knäblein in weißen Linnen, mit apfelrothen Wangen und feinen paar klaren Augensternen — ein engelhaft holdes Kindesköpflein, sich an den Mutterbusen schmiegend, und wie sie, die Maria, in ihrer drallen Gestalt, mit zierlich geflochtenem Blondhaar, dastand und mit einem Angesichte voll Milde und Wohlwollen die Milchschüssel reichte, da blickte der Simon nur so hin — Und als der alte taubstumme, altverlassene Mann vorgebeugten Leibes mit zitternder Begier nach der Schüssel langte, während die blassen Lippen zuckten und aus den stieren Augen der Hunger glotzte, da blickte der Simon nur so hin.

Und während der Greis draußen Milch und Brod verschlang und Maria in die Stube zurückgekehrt war, setzte sich der Holzer

auf einen Fußtritt, hielt die Ellbogen auf seine nackten Kniee gestützt und sah zu seinen Schuhspitzen hinab

„Geh' her ein wenig, Maria", sagte er nach einer Weile, ohne aufzublicken

Sie ging ganz leise zu ihm, neigte ihr Haupt nieder zu dem seinen und sagte: „Willst mir was, Simon?" Ihre Stimme war weich und innig

„Maria", versetzte er und zog mit beiden Händen, aber lässig die Riemen seiner Bundschuhe fester. „Mußt nit bös sein deßertweg, daß ich so bin gewesen Mußt mir die Red' wer ziehen, so schlecht, wie ich's gesagt, hab' ich's nit vermeint"

„Geh', sei nit närrisch", war die Antwort

„Gar versündigen kannt man sich mit solch' gottlosem Zeug", fuhr er fort „Wenn man's nimmt, möcht' wissen, was uns fehlt? Sind gesund, mögen unsere Sach' verdienen, haben unser Dach und Fach, halten brav zusamm' und haben keine Feindschaftlichkeiten herum Nachher — Maria — schau Dir einmal die zwei Buben da an Frisch wie's Leben — Wenn man's nimmt und wenn man den alten Fischer anschaut da draußen, so kann man wohl sagen, wir sind nicht arm, wir sind reiche Leut'!"

Darauf antwortete das Weib: „Gerad' wie Du's jetzt gesagt hast, so hab' ich gedacht, wie ich dem armen Mann das Kindl Milch hab' gereicht Der ist alt und krank und hat leicht keinen Menschen auf der Welt, zu dem er kann seine Zuflucht nehmen Und sein Anliegen, das kann er nit sagen, und wollt' ihn wer trösten, so kann er's nit hören Halb blind ist er auch schon — Der ist arm und doch weiß man's nit

ob er auch unglücklich ist. Zwischen Armuth und Unglück liegt ein tiefer Graben, hab' ich oft gehört. Und andertheils, wenn man bedenkt, daß wir reich sind, damit wär ich noch lang' nit zufrieden. Im Herzen drin muß Einem leicht sein — und das ist mir jetzt wieder. Schau' mich an, mein Simon! Gelt, Du verzeihst mir das grob' Wort, das ich vorch hab' dahergeschrien, wo ich selber nit dran glaubt hab. Gelt', Simon, 's thut Dir nit mehr weh?"

Er neigte mit dem Kopfe tief hinab, zog die Schuhriemen ganz übermäßig fest zusammen und sah starr zu Boden. Sie brauchte es ihm nicht zu wissen, daß seine Augen naß sind.

Jetzt ging wieder die Thür auf, ganz leise, aber weit, und herein schaute der alte Bettelmann und der hatte ein ganz anderes Gesicht, als das erstemal. Es war nicht so schmal und blaß, es lächelte und die Augen waren viel lebhafter und von der grauenden Haarlocke frei, die ihm früher so wirr nieder gehangen. Er war gestärkt. Und als er sah, daß die Eheleute auf ihn hinschauten, tappte er mit dem Finger seiner rechten Hand auf die linke Seite seiner Brust und zeigte darauf hastig mit demselben Finger nach oben.

„Gesegne Euch's Gott!" rief ihm die Maria zu, gleich wohl sie schon die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er taub stumm war.

Der Simon sprang auf, rascher, als man es sonst thut, will man ein gut Werk verrichten, schnitt noch ein Stück Brod ab und reichte es dem Alten.

Dieser dankte durch allerlei Geberden, dann trippelte er auf seine Bank zurück, und das Bündel auf den Rücken, faßte

den Stock und wandelte davon. Völlig frisch und munter sah er aus, der Gefattigte, aber der Schüssel, die auf der Bank stehen geblieben, war es nicht anzusehen, was heute in ihr gewesen sein mochte. Nur Kettenhunde lecken sonst die Schüsseln so blank und rein.

Der Simon hatte dem Alten eine Weile nachgeblickt; dann setzte er sich wieder auf den Dreifuß, aber mit der Miene des Behagens. Dann that er einen Pfiff und sagte: „Recht her, Buben, wir wollen Ein's hopsen mit einand'! — Und Du, Mutter, wenn Du was zum Essen hast, so bring's herein, sonst krieg' ich Schaden im Magen."

Da war sie die geschäftigste Hausfrau und das glücklichste Weib. Und der Simon, als er am Tische stand und Brod in die Suppe schnitt, wackelte mit dem Haupte und murmelte: „Du verdammelte Sach'! jetzund wär' ich heut' bald verrückt worden. Eine Schand für die Welt, daß der Bettelmann muß reich machen!"

Der Mann in Gefahr.

(Zu dem Bild „Jäger in der Sennhütte".)

Schließlich, was hat ein Jäger in der Sennhütte zu suchen, wenn nicht etwa ein menschliches Wild, das er unter seine Gewalt bekommen will — irgend einen versteckten Wild schützen? Oder soll er selber ein Wildschütz werden? Denn die Sennhütte schlägt sich wahrlich nicht in sein Revier. — Man soll von keinem Menschen niemals nichts Schlechtes denken! sagte die alte Muhme gern, und sie hatte Recht. Die Jäger denken auch nur Gutes von der Sennin, wenn sie in ihren Kaser treten. Es wird doch verstattet sein, nach Milch und Butter zu fragen, wenn man seine Zech' zahlt! Und wenn sie was Gekochtes hat, um so besser, „die Jager und Hund' fressen gern alle Stund'".

Sie hat schon was, meint sie

Und wie es mit dem Uebernachten aussehaue?

Möcht' nur wissen, wo sie liegen wollten? „Doch leicht auf den untenausern Seiten."

„Ist uns nicht seltsam", sagt der Förster Tasel, „auf den liegen wir daheim auch."

„Ist recht, so macht euer Nest unters Dach hinauf, wie die Schwalben."

So närrische Reden müssen immer gelacht werden, aber die Leutchen kommen leichter überein, als man glauben sollte.

Der Toni Oberbrunner schaut den Andern nur so zu, wie sie mit der Zenzin scherzen. Der Dasei ist der Aelteste unter Allen, freilich auch der Aelteste, denn bei ihm ist Alles schon weiß, Haar und Bart. Und so Leute sind die Aergsten mit dem Mundwerk, wenn's drauf ankommt ein Weibsbild zu überreden. Der Toni Oberbrunner sieht und hört ihnen zu und schmunzelt. Er richtet mit seinem Augenblinzeln allein doch mehr aus, als wie der Alte mit seinem Spaßen und Handdrücken, und mit seinem anzüglichen Discurs. Der Toni ist der Prächtigste unter Allen, ein Mann von dreißig Jahren, voll Mark und Kern auf und auf — ein Mensch her, daß man ihn nur gern anschaut.

Die Miadai sollt' man deswegʼ aber doch auch nicht übersehen. Es wäre fast unbesinnt gewesen von ihrem Brodherrn, ein so frisch Röslein auf die hohe Alm zu verpflanzen: aber er hatte sicherlich bedacht, daß so ein Gewächs auch im Thal über kurz verblühe, und daß es doch ersprießlich sei, wenn er mitunter zu seiner Alm hinaufsteige, oben etwas so Anmuthiges zu finden, denn jede Blume ist schöner auf der Höh', als im Thale, und wenn man schon einmal oben ist, so steckt man gerne auch etwas auf den Hut.

Dem Toni Oberbrunner wird es nicht unbequem gemacht, er bekommt auf dem Moosbansen im Ueberboden sein Lager angewiesen, während die Anderen sich im Stalle draußen behelfen

mussten. — Als er hinaufgestiegen war, stieß er unversehens mit dem Fuße die Leiter um. Die gastliche Riadai lehnte sie wieder an, denn man kann nicht wissen, was in der Nacht geschieht, und jetzt, wenn der Mensch vom Ueberboden nicht herabkönnte!

Da der Gedanke an Feuersgefahr nun in ihr einmal lebhaft geworden war, so konnte sie nicht einschlafen. Die Thür war verschlossen, und die Luft kam der Sennin so drückend, der Hütten kaum so niedrig vor, als sinke das Obergeschoß nieder — Wer da oben lag, er mußte ihr gewichtig vorkommen.

Sie seufzte. Sie stand auf und knetete sich das Bett einmal zurecht und stieß dabei an die Leiter, daß es polterte. Da hörte sie von oben ein mehrmaliges Hin- und Herrücken auf dem Moose.

Es war auch für ihn kein leichtes Liegen. Immer heißer wurde ihm die sonst so kühle Lagerstätte. War es ein Wunder, da ja unterhalb ein so wildes Feuer brannte? — Ihm verlangte nach einem Trunk Wasser. Von draußen hörte er den Brunnen rieseln, aber sich den Trunk zu holen, das war gefährlich.

„Fehlt Dir was, Toni?" rief sie hinauf, denn es war schon spät.

„Riadai, fehlt Dir was?"

Sie antwortete nicht, und er blieb auch ruhig und hub allmalig zu schnarchen an.

„O mein Gott", sagte die Sennin zu sich selber, „ist das heut' eine Nacht! Nichts weniger kann Eins ausstehen, als wenn ein Mannsbild so schnarcht."

Draußen waren die Jagdhunde unruhig, es mußte ihnen fremd sein, sie bellten langweilig um die Hütte.

„Kannst denn Du schlafen bei so einem verdammten Gebeul?“ rief wieder die Sennin auf den Boden hinauf, „möcht' Dich bitten, Toni, daß Du die Bicher stillstein heißen thätest. Ich bin ganz in der Pfaid und geh' nicht gern hinaus.“

Der Toni Oberbrunner stieg die Leiter herab, ging hinaus, beruhigte die Hunde, umarmte den Brunnenstock, um aus seinem Rohre zu trinken, kam wieder zurück, verschloß mit Sorgfalt die Thür, schlich an der Sennin vorüber und kletterte die Leiter wieder hinan.

„Ist aber das ein Lahmlack von einem Manneten!“ zischelte die Miadai, „möcht' wissen, was so ein Herabsteigen nutzt, heben doch die Hund' schon wieder an.“

Zum Glück wurde es der Tafel gewahr. So kam er aus dem Stalle und wußte die Thiere zu befriedigen.

Am Morgen, als sie allerseits aufwachten, war die Hütten thür nicht verschlossen.

Die Jäger bekamen ihr Frühstück, Kaffee mit Milch. Der Tafel erhielt drei Löffel voll Rahm zugeschöpft, der Toni wurde nicht befragt, und nicht beachtet.

Als sie davongingen, nahm der alte, aber keck aufgefederte Tafel den Strick mit den Hunden in die eine, die Sennin in die andere Hand, und sie erfaßte mit beiden Händen seine Linke, hielt sich gar gerade und that ganz auffallend unbefangen. In ihrem gegenseitigen Blick allein schon stand's zu lesen, wie gut der Jäger und die Sennin mit einander auskommen können. — Der Toni Oberbrunner stand daneben, schmauchte sein Pfeiflein und hatte wieder dasselbe Schmunzeln und Blinzeln, wie gestern — so ein grundfalsches Spanzeln, da! Man meint es wär', und es ist doch nicht.

„Behüt' Dich der Obere, Miadai!" rief ihr der Oasel zu, „der Untere ist Dir ch' gewiß!"

Wieso der Untere? Aus lauter Liebseligkeit versichert ihr der Alte, daß sie dem Teufel verfallen ist, und sie läßt sich's gefallen, sie kennt das böse, das sündhafte, das harmlose Sprichwort.

Als sie von der Hütte abwärts schritten, sagte der Oasel zum Toni: „Heut' hast es einmal gut gehabt."

„Bin's auch zufrieden gewesen. Wöltern gut liegen auf dem Moos."

„Nach Mitternacht meinst."

„Auch vor Mitternacht nicht zu verachten."

„Daß Du ein Narr warst, Toni!"

„Jetzt nimmer. Bei der Nacht ist's mir schier selber so vorgekommen."

„Du wirst noch heilig gesprochen, und kommst im Himmel als Hofmeister zu den elftausend Jungfrauen."

„Kein schlechtes Verheißen."

„Werden eine mentische Freud' mit Dir haben."

So spottete der Alte weiter. Da der Toni gelassen blieb, so ging der Spott fast in Ernst und Bitterkeit über. „Ich bin auch just kein Hallodrian, aber ich mach' meinen Unterschied. Wie sollt' ein Weibsbild mit den Jagdhunden fertig werden? Verlangst es, verlangst zu viel. Weiß ich, daß Eine die Gottesgab' estimirt, warum soll ich ihr die Freud' nicht machen? Da heroben auf der Alm, den ganzen Sommer keine Kameradschaft, keine Unterhaltlichkeit, keinen Tanz und keinen Kirchtag, allerweil beim grünen Gras und beim lieben Vieh. Mit den Stadtherren, die unterschussen (bisweilen) heraufkommen, wird sie sich nicht abgeben, und wenn

sich kein dasiger Mensch um sie kümmern will — wie wird's denn der jungen Dirn sein? Was im Thal anders heißt, das kann auf der Alm eine Gutthat sein — auf das mußt denken!"

„Ist schon recht, lass' gut sein", fiel ihm der Toni ins Wort.

„Nu kann's gleich sein, aber die Dirn hat mir derbarmt."

„So wirst sie wohl getröstet haben, bist gerade alt genug dazu."

„Leicht mitsammt meinem Weißkopf jünger als wie Du."

„Am Ende bist giftig deswegen. Das wär' doch zum Lachen."

„Weil ich Dich für gescheidter gehalten hätt'. Sie will Dich gernhaben und Du bist ein Holzstock."

„Wie weißt denn das?"

„Weil sie mir's gesagt hat, Narr."

„Da kennt sich der Teufel aus."

„Du eh' nicht." —

Unter der Felswand, der Kofel geheißen, gingen sie auseinander. Der Förster Tasel wendete sich gegen seine Hochwaldungen, die Anderen zerstreuten sich nach dem Plane; der Toni Oberbrunner ging seinen eigenen Weg.

— Gewiß überlegt er sich's und steigt hinter dem Felsen jetzt wieder zur Tennhütte hinauf, dachte sich der Tasel.

Aber nein. Der Toni stieg nicht aufwärts, er stieg niederwärts, und kam nach wenigen Stunden zu seinem Hause.

Hier klärt sich's auf, warum es oben in der Tennhütte auf dem Kofle so gemütlich liegen gewesen ist. Ein holdes, herziges Weib kam ihm schon vor die Thür entgegen und legte lachelnd ein munteres Knablein in seine Hände, das sogleich

mit beiden Aermchen nach dem trauten Antlitze des Vaters langte. Und ein kleines Mädchen sprang herbei, stellte sich auf die Zehen, um die heimgekommene Jagdtasche zu untersuchen, eine Mühe die stets ihren Lohn fand.

Und als er den Knaben in seinen Armen wiegte, legte erst sie ihre Hand um seinen Nacken und sagte: „Weil Du nun endlich da bist, Toni, mir ist schon angst und bang worden."

„Wieso? es ist doch daheim nichts vorgefallen?"

„Wir sind Alle gesund, aber die ganze Nacht ist mir ein Stein am Herzen gelegen und ich hab' nicht gewußt, was das bedeutet. Und ist mir der Gedanke kommen, es kannt Dir was widerfahren sein, und wie ich nachher eingeschlafen habe, träumt mir, Du tägest auf einem Spinnenweb, und unter Dir war ein fürchtlicher Abgrund; und ist's mir vorgekommen: wenn er nur ein Glied regt, so reißt das Web und er stürzt. — Nit glauben kannst mir's, Toni, was ich ausgestanden hab'!"

— Nein, du ahnungsreiches Weib, das Spinnenweb ist nicht zerrissen unter der Last deines Mannes, denn dieser ist an Blut und Seele mit den ewigen, goldenen Ketten dir verbunden. Was er ließ und that! Es hat wohl einen Streit gekostet, doch wofür wäre er denn ein Mann? Nicht einmal der großen Liebe zu dir, die wohl in ihm ist, war er sich bewußt. Er weiß, was er versprochen hat und halten will — und dabei bleibt es. Laß' die Kinder jetzt spielen auf dem Rasen, sich ergötzen mit Käfern, Blumen und Schmetterlingen — geleite deinen Anton ins Gemach und danke ihm.

Das Verbrechen.

(Hierzu das Bild „die zerbissene Gans".)

Der Hof war in Aufregung. Ueber den gefrornen Erdboden hin und her klangen die Schritte der Bäuerin, der Mägde, der Kinder. Der alte „Tata" (Großvater) saß drinnen auf der Hühnerstiege beim warmen Ofen, weil ihm seine achtzig Jahre schwer in den Gliedern lagen, aber es war kein behagliches Sitzen zu solcher Stunde, wo der Lärm das Haus umgellte und schrill in die sonst so traurliche Stube drang.

Was ist denn geschehen?

Das kleinste Knäblein, welches zum Gegensatz des Alten noch die ersten zwei Jahre frisch und verhältnißmäßig sauber hinten am Höslein hervorhängen hatte, dieses kleinste Knäblein kam laut weinend in die Stube gelaufen und verbarg sein Gesichtchen in den blauen Schurz des Tata.

Was ist denn geschehen?

Krampfhaft fest klammerte sich der Junge an die alten Glieder und das ganze, kleine Wesen wurde durchwuhlt vor Angst und Entsetzen. Jetzt kam auch das zweite, ein Mädchen zur Thür hereingesprungen. Darinn war es draußen gewesen auf dem

eisigen Boden und im frostigen Nebel; ach, wer denkt heute an Kälte, wo es Allen so gluthend heiß zu Herzen fuhr.

„Hinter dem Stadl liegt sie," schluchzte das Mädchen und verhüllte mit den Händen seine Augen, daß es jenes gräßliche Bild nicht mehr sollte sehen können.

„Was ist denn geschehen, mein Kind?" fragte der Großvater noch einmal.

„Sie hat kein Leben mehr, Tata, und ist voll Blut — so viel Blut!"

Jetzt hörte man auch die Bäuerin schreien: „Wie denn das hat geschehen können! wie denn so was hat sein können! Just erst ist sie beim Brunnen gestanden und habe ich sie noch über den Hof laufen gesehen. Und jetzt auf einmal! das Madel hat noch den Schrei gehört, vom hintern Stadl her, aber hat die Sach' weiter nicht beachtet, denn geschrien hat sie öfters, sie war so lustig, wenn sie bisweilen ins Freie kam. Und jetzt das Unglück! Wer's denn gethan hat, o heiliger Martinus!"

Wahrhaftig ja, es war ein Verbrechen an dem heiligen Martinus. Nur noch eine Woche auf sein Fest und jetzt, so zu sagen vor den Pforten zu seinem Tempel, trägt sich das Unheil zu. Und mitten am hellen Tage, nur begünstigt durch den dichten Spätherbstnebel. Noch lag kein Schnee, um die Spuren des Mörders zu verfolgen und der sonst weiche Lehmboden war steinhart gefroren. Wollte denn die Natur das Verbrechen begünstigen? — War die That vorbereitet? Fast schien es so. Sollte es auf einen Raub geplant gewesen sein? Allem Anschein nach nicht, denn der Leichnam lag des Weiteren unversehrt auf

der Stelle, wo das Verbrechen verübt worden sein mußte. Nur ein nackter Mord, aus Haß? aus Rache? O Gott, wem hätte das gute, arme Wesen was zu Leide gethan? Sie war so munter und harmlos, sie gedieh und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Wen konnte sie zum Feinde gehabt haben!

Draußen kamen nun vielerlei Stimmen näher — wimmernde, zetternde, klagende, fluchende, die Thür sprang auf, der wirre Zug polterte in die Stube, trug den Leichnam mit sich — die todte Gans.

Schwer und fett, ließ sie den Kopf, die Flügel hängen, sie war gut gestopft und hätte in einer Woche noch vollendeter werden können. Und nun, mitten in der Brust trug sie die Todeswunde. Ein Biß war's, ein einziger, gutgezielter Biß.

Der Bauer untersuchte mit einem Stocke in der Hand den Hof, aber es fiel ihm nichts Verdächtiges auf. Des Nachbars Karo lief ihm lustig wedelnd zu, der kam oft herüber und konnte ihn gut.

„Ja, mein lieber Karo!" rief ihm der Bauer an, „wärest du heute um eine halbe Stunde früher herübergekommen, die Gans lebte noch, bist ein wachsames Thier, du!"

„Einen Haushund sollten wir doch haben," meinte die Magd.

„Werde schauen, daß uns der Nachbar den Karo abläßt," sagte der Bauer, „will ihm ohnehin nicht recht im Hofe bleiben, ich glaube, sie füttern ihn nicht."

„Na, wer schon einmal einen Hund haben will, der soll ihm auch was zu fressen geben", beschied die Magd.

„Das sage ich auch," versetzte der Bauer, „komm, Karo, du kriegst die Knochen von Mittag!"

Das Thier folgte ihm wedelnd in die Stube. Dort aber, als der Hund in der Hand der Bäuerin die gemordete Gans sah, duckte er sich, zog den Schweif ein, ließ die Ohren hängen und blickte mit verwirrtem, flackerndem Auge um sich.

Da stutzte der Bauer, da stutzte die Bäuerin.

„Am Ende hat's dieses Vieh gethan!"

„Wetten mag ich nichts!" sagte der Bauer, indem er die Hand mit dem Strick hinter seinem Rücken barg. „Ich, Karo, komm her da, komm'! da her komm, pü!"

Der Hund legte sich auf den Bauch und zitterte und begann vor Angst zu stöhnen.

Nun war's offenbar. Das böse Gewissen hatte ihn verrathen. Wie ein Salamander, so langsam kroch er heiß winselnd vor die Füße seines Richters hin. Diesem zuckte die Hand mit dem Stricke, und was nun geschah, davor verhüllt Klio ihr Haupt. Dem Verbrecher wurde sein Recht angethan. Das Motiv des Mordes ist bis heute nicht bekannt worden. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, das verthierte, verkommene Subject hätte das unglückliche Wesen gewürgt, um dessen Fleisch aufzufressen.

In wenigen Tagen kam die fette Gans wohlzubereitet auf den Tisch und wurde verzehrt zu Ehren des heiligen Martinus.

Heimſuchen.

(Wenn das Volk „der Beſuch“.)

Unſer Städter fürchtet ſich vor einer Heimſuchung, unſer Landmann freut ſich deren in der Regel. Erſterer verſteht darunter ein Mißgeſchick, eine ſchwere Prüfung, Letzterer den Beſuch eines willkommenen Mitmenſchen. — Piſte, ſpricht der Städter, aber der Bauer, der leider nichts gelernt hat und ſich alſo kaum deutſch auszudrücken verſteht, ſagt „Heimſuchen“.

„Such' uns heim einmal!“ lautet die Einladung des Landmannes, und wenn er es ſagt, ſo meint er es auch, weil er es nicht verſteht, wie der intelligente Städter durch das Wort den Gedanken zu verhüllen, ſondern gerade im Gegentheil die Sprache mißbraucht, um ſeine Gedanken auszudrücken.

„Such' uns heim einmal!“ Wenn der Bauer das Wort ſagt, der iſt ihm auch willkommen. Er ſagt es zu ſeinem entfernt lebenden Verwandten, zu ſeinem Geſchäftsfreund, zu Manchem, dem er dienſtlich war, oder der ihm dienſtlich werden kann. Zum Nachbar, zum Freunde ſagt er es gar nicht, weil es ja ſelbſtverſtändlich iſt.

Die meiſten Heimſuchungen kommen in der Schwager- und Gevatterſchaft vor, alſo in jener Art von Verwandtſchaft, die man

sich selbst macht. Heimsuchungen von Blutsverwandten sind nicht immer willkommen, geht's dabei anfangs auch auf die höflichste Weise her — und Bauernhöflichkeit kann gar beredend sein — so endet's doch häufig mit einer Schuldforderung oder Erbschaftsangelegenheit — mit Zank, Streit und Feindschaft. Heimsuchungen, die sich ohne Einladung ereignen und wiederholen, haben auch sonst oft ihre besonderen Gründe. Wenn ein Dienstbote für das nächste Jahr z. B. beim Grundbichler dienen will, so trachtet er in diesem Jahre beim Grundbichler möglichst viele Heimsuchungen zu machen, mit dem Bauer eine Art Freundschaft zu pflegen, die sich der Verkauf vollzieht. Wenn dem Bauer aber ein heiratslustiges Mannsbild wiederholt ins Haus kommt, so mag er einmal Umschau halten unter den Seinen, ob nicht ein hübsches oder wohlhabendes Mädchen darunter ist.

Im Ganzen geht's bei einem Besuch im Bauernhause recht gemessen zu. An dem Gruß erkennt man den Kommenden. „Gelobt sei Jesu Christi!" — es ist ein alter Mann oder ein betagtes Weib, oder ein schüchternes Mädchen, oder ein befangener Junge. „Gruß Gott!" Es ist ein Bürger aus dem Markt, oder ein Vetter aus den Vorgegenden, oder ein Fremder, der mit den Bauern umzugehen weiß. „Guten Morgen!" Das ist schon ein „Herrischer", einer von der „Neuzeit". Dann gibt es noch eine Unzahl anderer Bauerngrüße, die nur eben der Eingeweihte als Grüße erkennt, nimmt und in ihrem Geiste erwidert: z. B. „Fleißig, fleißig?" oder: „Gehts in die Tenn' hinaus!" „Will schon ein bißel in die Stuben gehen" u. s. w.

Der Hausvater, die Hausmutter, oder wenn diese nicht zugegen sind, Eine von der Familie, dem Gesind heißt nun den

Eintretenden willkommen: „Geht's nun her!" „Naht's ab ein Gicht!" „Laß Du Dich auch einmal zu uns her traut hält!" Hier bemerke ich, daß man jüngere Leute mit „Du", ältere, denen man Ehrerbietung schuldig zu sein glaubt, stets mit „Ihr" anzusprechen pflegt. Es gibt Verhältnisse, in denen der junge Hausvater zu einem alten Knecht per „Ihr" redet, während dieser jenem gegenüber das „Du" gebraucht. Fremde Leute, als: Handwerker, Bettler u. s. w. werden immer mit „Sie" angesprochen, während man nur vornehmeren Personen das „Sie" bietet. Man sieht hierin die genaue Abstufung der Behandlungsweise, die Bauernleute verschiedenen Menschenklassen entgegenbringen.

Nach der Begrüßung kommen, genau, wie bei den Städtern, die nichtssagenden, oft abgeschmackten Redensarten vor über das Wetter, den Weg, der Besuchende lobt die schöne Stube, die Kinder, die er mit Semmeln oder Aepfeln beschenkt, und allerlei Anderes, das ihn umgibt, lobt auch den Hausknecht, die Katz und die Bäuerin. Der Hausvater rührt sich, wenn ein Besuch kommt, nicht vom Fleck, geht dem Eintretenden mit keinem Schritte entgegen, 's ist viel, wenn er den Arm ausstreckt zum Handedruck und dazu das alte Wort: „Nunah!" murmelt.

Der Ankommling wartet meist nicht erst auf die Einladung Platz zu nehmen, sondern setzt sich auf die erste beste Bank und stopft sich vielleicht die Pfeife. Den Hut thut er nur vom Kopf, wenn es Schweiß zu trocknen gibt, setzt ihn hernach aber sofort wieder auf. Eine Bauernstube hat nach der Bauart unserer Dörfer gewöhnlich zwei Eingänge, einen vom Hausflur, den anderen von der Küche. Heimsuchende Bettler oder auch Männer, die sich recht bescheiden geben wollen, wählen gerne den Eingang

durch die Küche. Tritt Einer durch die Thür vom Hausflur, so ist's schon ein Selbstbewußter, der auch erwartet, daß ihm ein bischen Ehre angethan werde.

Sind die obligaten gleichgiltigen Worte gewechselt, so beginnt die Gastfreundschaft. Der Hausvater zieht die Brodlade heraus, legt den Laib auf den Tisch, ein Messer dazu: „Geh' Du, Vetter, kost' ein unserig's Brod. 's ist halt nichts gut, 's ist woltern braun. Schneid' Dir aber ein's." Der Gast: „Jo so! Beim Brod, da lass' ich mich nicht lang heißen. Ein' Bissen Brod ißt Einer gern. Habts aber ein rechtschaffen gutes Brod — vergelt's Gott fleißig!" Selbstverständlich verlangt es die Bescheidenheit, daß ein ganz dünnes Schnittchen genommen werde. Gehört der Besucher der ärmeren Classe an, oder hat er einen weiten Weg zu machen, so nimmt der Hausvater selber den Brodlaib in die Hand und schneidet ihm ein schweres Stück zum „Einschieben" ab. Der Andere weigert sich, es anzunehmen: „Na, Du, ich hab' mir meinen Theil schon abgeschnitten. Da durft' ich nimmer kommen, das thät' zu tief greifen. Na, halt ja, ich greif' gleich an und sagt' fleißig: Vergelt's Gott!"

Ist gerade Mahlzeit, so wird der Besucher stets zu Tische geladen. Ist's ein besonders „seltsamer" (seltener) Gast, so wird ihm auch außer der Mahlzeit irgend eine Eierspeise gekocht. In Obst- und Weingegenden fehlt selbstverständlich der Krug nicht.

Groß geht's her, wenn eine entfernt lebende, gutmüthige Muhme kommt, oder gar die Gevatterin, um einmal die kleine „Gödel", oder den kleinen „Göden" anzuschauen. O jerum!

„Das Bubel, das ist ja schon großmächtig! Und wie's wachsen thut! Die muthschönen Augen, die's hat und Zahnerln

auch schon! je, das ist doch gar! und das faist' Bröckel schauts an! Aber na! Micherl, ja, gehst her zu mir? Seh, magst eine Birn?"

Das kleine Micherl ist bislang noch ein bischen zugeknöpft gegen die freundlichen Weiber. Um so glücklicher ist die junge Mutter. Jede Mutter ist dankbar, wenn man ihr Kind schön und lieb findet, aber ein junges Weib, das den Erstling auf dem Arm trägt, ist selig, wenn es den Sprößling loben hört. Sie weiß zwar, es sind so Redensarten, sie selber hat deren ja bei mancher Gelegenheit schon angebracht; aber daß es diesmal ausnahmsweise ein ernstgemeintes und durch und durch gerechtfertigtes Lob ist, davon ist sie fest überzeugt.

Geht's doch dem Mann und Vater nicht besser, der hinter ihr steht und mit großem Behagen den Rauch der Pfeife von sich bläst. Nicht der Rauch ist's, der ihm so wohl thut — die Lobsprüche der Frauen sind's, die seinem Knäblein gelten. Selbst der Haushund, überhaupt ein dankbares Thier, gibt durch das zutraulichste Beschnürseln der jungen Muhme zu verstehen, wie sehr es ihm freut, daß der kleine Herr des Hauses schon so große Verehrerinnen findet.

Aber plötzlich wird die Mutter unruhig und auf der Stelle will sie den Michel aus den Händen haben. Der Vater gab ihn, er soll ihn nun wieder nehmen. Er thut's — aber das kostet seine mit Neusilber beschlagene Pfeife, die ihm der Junge keck aus dem Munde schlägt. Ich wette, Micherle, du wirst froh sein nach etlichen Jahren, wenn dir das der Vater nicht heimzahlt!

Die Mutter stürzt in die Küche und ist im ersten Augenblicke unentschlossen, soll sie einer Henne an die Eier oder ans Leben

An die Eier! Das kostet weniger Zeit. Und nun hebt ein Prasseln und Schmoren an, das in der Stube nicht unbemerkt bleibt und noch neue Schmeicheleien und Liebkosungen zur Folge hat, bis das Micherle sich fangen läßt und in den Armen der jungen Muhme oder der Gevatterin zappelt.

Mit dem feinsten Linnen deckt sich der Tisch — der Kuchen dampft mitsammt der Pfanne daher.

„Halt ein klein bissel was," meint die Bäuerin, „trau mich weiter hell nicht recht damit für; 's ist gar ein Eichtl anbrennt worden. Thuts es doch nur verkosten!"

„Geh', Du Närrisch!" meint die Gevatterin, „das wär' schon gar zu viel. Aber so was! Na, deswegen sind wir nicht da herkommen; gar kein Brösel, daß wir ein' Hunger haben. So Extrigkeiten da! Eine Grobheit. Da müßts wohl auch mithalten, allzwei. 's selb wohl, 's selb!"

Für einen Hunger wär's eh zu wenig, entgegnet die Bäuerin, sie thät auch allemal so viel essen, wenn sie zu der Gevatterin käm'. Sollten doch nur schauen, daß sie's möchten.

Gar gesittig machen sich endlich die Besucherinnen an das Mahl, und ganz kleine Bissen stecken sie in den Mund, gleichwohl es für größere weder an Raum, noch an Neigung fehlte. Mehr als die Hälfte der Speise lassen sie in der Pfanne, ein paar Stückchen auch auf dem Teller liegen, so verlangt's die Art.

Hernach gibt's noch allerlei Höflichkeiten; die Eheleute mitsammt ihrem Kleinen begleiten die Besucherinnen noch bis zur äußeren Thür und dort: „Ja, behüt' euch halt Gott, allzwei, und bleibts gesund und suchts uns ja fein bald wieder einmal heim!"

Es geht wirklich herzlich zu, nur daß es keine Raufe setzt, wie bei den Stadtleuten, die nach dem Abschiedskuß das Scheiden kaum erwarten mögen, um sich den Mund abwischen zu können.

Beim Schlegelbauer ist ein Halterbub', ein armes, ledig's Kind. Der will an einem Wintersonntag seinen Vater einmal heimsuchen gehen. Sein Vater ist der Großbauer auf der Brände. Er ist eine Jugendsünde vom Großbauer, weiß aber nichts davon, weiß nur, daß der Brändbauer sein Vater ist, und freut sich schon wochenlang auf den Besuch. Der Junge kommt nun in den Bauernhof, tritt durch die Küchenthür zagend in die Stube und murmelt seinen Gruß so still, daß er überhört wird. Der Bauer sitzt mit seinen Knechten am Tisch und spielt Karten. Der Junge bleibt hinter der Thür stehen, kein Mensch beachtet ihn. Nach einer Stunde ist es Zeit, daß er zu seinem Dienstherrn zurückkehrt, um bei der Abendfütterung im Stalle zu helfen; er schleicht still davon — und so hat er seinen Vater heimgesucht. Im Schlegelhofe fragen ihn die Leute, was er von seinem Vater, dem reichen Brändbauer, Schönes bekommen habe. „Karteln hab' ich ihn gsehen", ist die kleinlaute Antwort des Jungen.

Da möchte man doch schier meinen, nicht der Großbauer, sondern der arme Halterbub' wäre heimgesucht worden.

Das Tischgebet.

(Hierzu das Bild.)

's ist Schade drum! Unsere Vorfahren haben um ihr tägliches Brod nicht allein gearbeitet, sondern auch gebetet. Sie standen um den Tisch, da die Schüssel schon dampfte, und sprachen mit ineinander geklemmten Fingern ihr: „Aller Augen warten auf Dich, o Herr!" Dieweilen aber lagen Aller Augen schon in der Schüssel und Jeder spähte sich seinen Bissen aus, wie der Geier das Hühnchen, bevor er drauf niederstürzt. Je länger das Tischgebet war, desto weiter ging dabei der Magen auseinander; die Armen beteten um Nahrung, die Reichen um Appetit.

Wir nicht mehr. Wir gehen — sagt der Volksspruch — zum Tisch, wie die Säue zum Trog. Kein Vaterunser, kein Kreuz, kein „Vergelts Gott" und kein „Vergelts Gott". Aber brummen, laut brummen, wenn die Suppe ein bischen versalzen, der Braten ein wenig versengt ist. Der liebe Gott weiß gleichwohl, daß er seine Pfui einnehmen muß, ob sie jetzt betet oder flucht, und nimmt sich gerade der Kinder oft den Kapaun, während dem Beter nur die Kartoffeln bleiben. — aber unsertwegen ist's Schade.

daß wir das Tischgebet vergessen haben. Zum Mindesten fiele Einem dabei ein, daß es Leute gibt, die vor keinem gedeckten Tisch stehen können, erstens weil sie keinen Tisch haben, zweitens kein Gedeck und drittens vielleicht kein Brod. Und wenn das auch nicht zu einem Almosen antreibt, so ißt man — auf die vielen Hungrigen denkend — doch selbst mit um so größerem Appetit.

Aber wir sind die Gebildeten und ich möchte um keinen Preis mehr vor oder nach Tische ein lautes Vaterunser aufsagen. 's ist Schade drum, denn ich hätte keine üble Stimme dazu. Es hat Zeiten gegeben, in welchen ich im Jahre mit dem Tischgebet allein auf zweiundzwanzigtausend Vaterunser und Ave Maria gekommen bin. Die Zeit, in welcher ich am meisten Hunger litt, in den Hageljahren kam auf ein Vaterunser kaum ein Löffel Brodsuppe. Und doch war das Tischgebet andächtiger als nachher irgendwann. Ich verhoffe immer, zwei Drittheile jener Vaterunser und Psalter habe ich beim lieben Gott noch zugute, wenn er mir sie nicht etwa für die jetzige Zeit allmälig abrechnet, wo ich vor dem Mittagstische und Abendessen, da ich sonst den Kosenkranz gebetet, im Concert oder im Theater sitze, oder, um Appetit zu kriegen, einen Spaziergang mache.

„Schlechte Zeiten!" rufen die Besitzenden. „Gib uns heut' unser tägliches Brod!" flehen die Armen. „Schimpfen und Beten hilft nichts!" sage ich; aber wenn ich eins von beiden thun soll, so halte ich es mit den Betenden. Jene sind die Verbitterten, diese sind die Getrösteten. Diese werden satt, wenn sie Brod kriegen, jene werden nimmer satt. Sie können zu viel haben, aber niemals genug.

Am Tische der Armen könnten wir Alle was lernen. Das Essen ist nicht gar so selbstverständlich auf dieser Welt. Es gab Zeiten, wo man in unseren Ländern Hungers starb; es gibt heute noch Länder, wo man Hungers stirbt. Die Menschen werden immer mehr, die Kornfelder werden nicht größer, die Himmelsstriche mit der allmaligen Erdabkühlung nicht fruchtbarer. — Die arme Familie in der Hütte faltet die Hände und betet: „Gib uns heute unser tägliches Brod!“

Die Großmutter lehrt es dem kleinsten Knaben. Der zweite Bub' hat freilich schon zu früh um den Löffel gegriffen, er kniet und sitzt zugleich — versuch's, wer's kann! — und seine ganze Andacht schwimmt schon in der Schüssel um.

Das ist ein Sohn seiner Zeit. Die beiden kleinen Mädchen stellen sich zwar fein gesittig, sind ruhig und falten die Hände, thun es aber nur, um dem Brüderchen zu zeigen, daß sie die „Braven“ sind. Das erwachsene Mädchen scheint noch am aller andachtigsten zu sein, aber just für dessen Andacht gebe ich am wenigsten; wenn es auch recht harmlos fromm auf das kleine Bublein hinschaut, so meint es damit doch vielleicht schon ein großes Will damit gerade nicht gesagt haben, daß sie es wie jene Magd macht, welche das schöne Tischgebet: „Aller Augen warten auf Dich, o Herr, Du gib ihnen Speis' und Trank zu rechter Zeit und segne sie, durch u. s. w.“ folgendermaßen modificirte: „Meine Augen warten auf Dich, o Herr, Du gib ihnen einen Mann zu rechter Zeit und segne sie u. s. w.“ Und selbst dem Hausvater mitsammt seinem Gesinde gebe ich nicht ein bairisches Gröschlein für die Andacht. Was steckt nicht alles in so einem Dickkopf drin, und was tritt nicht alles hervor,

so lange die Zunge lallt und lullt! Beim Beten denken auch Jene, welche sonst niemals einen Gedanken haben, aber nicht aufs Gebet, sondern auf — — ja, liebe Leute, wenn ihr mich fragt, woran sie denken, so würde ich närrisch. Vielleicht aus Essen, an die Hengabel, an den Tanzboden, an die Katze, an den Schuster — ach, schlaget selbst ein Wörterbuch auf.

Die Gebete sind nicht uneben! man verlangt nicht allein Nahrung für den Körper, sondern auch geistige Speise: „Was uns gesetzt wird auf den Tisch, gesegne uns der liebe Herr Jesu Christ, er speis' uns mit seinem göttlichen Wort, daß wir satt werden, hier und dort, in der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen". Auch ist man recht artig gegen den Spender: „Herr Jesu Christ, sei unser Gast und segne, was Du uns bescheeret hast". Doch an die Worte wird monatlich kaum einmal, an deren Sinn jährlich — wenn's gut geht — höchstens zweimal gedacht.

Aber ein Wunder geschieht doch. Sagen wir: fünf Vaterunser, das wäre die Norm des Tischgebetes. Und acurat so viel! Dann kommt irgend noch ein Gebetlein, dann das Kreuz — Alles thut die Zunge auf eigene Faust, beim „Kreuz" kommt auch noch die Hand von selber herauf — kein Mensch zählt nach, kein Mensch denkt dran — aber es geht in schönster Ordnung, und das ist ein Wunder. Der Haushund vor dem Tisch ist vielleicht der einzige, der im Geiste und in der Wahrheit betet. Mit klugen und man darf auch sagen, mit begehrenden Augen blickt er auf das dampfende Gericht, allein er denkt: Mit einem Sprunge könnte ich Alles erreichen, will aber nicht; es gehört den Menschen. Was übrig bleibt, das werden sie mir

schon geben, ich bin nicht der Erste im Hause und so will ich mich gedulden. Ganz vergessen werden sie mich doch nicht.

Die Hühner auf dem Fußboden picken bereits an zerstreuten Körnern; sie sind die Lieblinge der Bäuerin und haben kein Tischgebet vonnöthen. Aber ob es wahr ist, daß die Hühner bei jedem Tropfen Wasser, den sie trinken, ihr Haupt dankend gen Himmel erheben? In diesem Falle stünde das Hühnervolk doch auf einer gar niedrigen Culturstufe. Denn je intelligenter ein Wesen, desto weniger, seltener besitzt es die Schwäche der Dankbarkeit. Der Mensch auf dem Culminationspunkte der Intelligenz ist gänzlich frei davon; er weiß, daß er Alles, was er hat und jeden Tag erhält, ihm gebührt, ja, daß ihm eigentlich noch viel mehr gebührte, als er besitzt und bekommt — wäre die Mitwelt und das Schicksal nicht so undankbar.

Wo dieser mein Spaß hinaus soll? Das Tischgebet möchte ich anbringen. Lieber ist mir noch die Ceremonie des Bauers, als gar nichts. Aber ich bete nicht und wenn's die Ruthe setzt oder einen Fasttag, ich will zum Trotz, wie — —

Nein. Nur gegen das laute inhaltslose Plappern hab' ich's. Vom Essen müssen wir leben, wie die alten Weiber vom Stricken — daher ist ein ernster Gedanke zur Essensstunde schon am rechten Platz. Ein stilles Gedenken an die Armen, die hungern während unsere Mägen nach Appetit seufzen, ist schon etwas, und eine milde, mit Liebe gespendete Gabe dann — ist das ganze Tischgebet. In diesem Tischgebet liegt Alles, was Gott verlangen kann, und nun allerseits — gesegnete Mahlzeit!

Barmherzige Seelen.

(Hierzu das Bild.)

Das war ein Pfingstsonntag! Wenn Jammer ist und es scheint die Sonne drein! Traurigeres weiß ich nicht zu denken.

Die Großen waren Alle fort in die Kirche gegangen; wir Kleinen hatten uns eingeschlossen ins Waldhaus, schlichen auf den Zehenspitzen umher und fürchteten uns vor Räubern und Mördern. An den vergitterten Fenstern blaute der Wald herein und über Allem lag das stille Licht der heiligen Pfingstsonne. Da eine ganze Stunde der Einsamkeit vergangen war, ohne daß etwas Unerhörtes geschah, so wurden wir etwas dreister und allmälig kam sogar das Verlangen zur Vormittagspause, welche uns die Schwester Agath zu kochen den Auftrag hatte. Da war plötzlich draußen in der Vorlauben ein Gepolter. Wir zum Tode getroffen schrakten zusammen und krochen zu einem Knäuel ineinander.

„Meine Mutter Gottes steh' uns bei", betete die Agath, „ein Schelm (Dieb) ist im Haus!"

Wir hörten ein zartes Winseln und Kreischen. Da sprang der Hatterbub', der Hansel auf, ein kecker Junge, armer Leute Sohn, den unser Vater erst vor wenigen Tagen zum Viehhüten

ins Haus genommen hatte; er trug schon die Brodtasche um gehangen, weil er eben das Vieh auf die Weide treiben wollte. Der sprang auf, erfaßte das spitze Brodmesser und wollte in die Vorlauben. Unsere Schwester hielt ihn zurück, er solle doch um Gotteswillen nicht mit dem Messer hinaus, das koste uns Allen das Leben.

„Wenn's ein Rauber ist, so steche ich ihn ab!“ knirschte der Hansel, riß sich los und sprang ins Vorhaus.

Da draußen ging's grauenhaft zu, ein paar Spatzen schossen kreischend umher und mitten in der Lauben auf der Erde lag ein zerrissenes Vogelnest. Die Katze war eben daran, mit Vorderpfoten und Schnauze ein Junges aus dem Halmgewebe zu fangen, als der Hansel hinzukam und ihr mit dem Messerstiel einen Schlag versetzte.

Nun waren wir Alle dabei. Wir kos'ten und herzten das hilflose Thierchen; es gibt nichts Armseligeres auf der Welt, als einen Vogel ohne Federn. Den Schnabel that es auf, da brachte die Agath schon eine handvoll Sterz von der Vormittagsjause, und der Hansel nahm das Spätzlein geschickt in seine Hand und begann es zu atzen. Es war eine helle Freude. Mittlerweile stand ich schon mit dem alten Vogelbauer daneben, auf daß wir das Ding hineinthäten und so auf einmal eine ungeahnte Bereicherung unseres Gutes hätten. Aber der Halterbub' rief: „Bist ein dummer Bub! Glaubst es bliebe lebig? Sollst's nur Du probiren, wenn Du nicht essen und trinken kannst und sie sperren Dich von Deiner Mutter weg in eine Vogelstegen! Wird Dir nicht taugen. Das Junge gehört zu den Alten“

Aber das Nest war von der Katze ganz und gar zerstört worden. So lief ich — das Wort des Hansel lief im Herzen —

mit dem Vogelbauer wieder davon und kam mit meinem Kopfkissen zurück. Dieses thaten wir in eine Mauernische, legten das arme Vöglein drauf, der Schnabel ging stetig auf und zu, und doch wollte es kein Krümchen Sterz mehr schlucken, die kleine Brust wogte arg auf und nieder und das Wesen war schier zu schwach zum Piepsen. So lag es auf dem Kissen, im Grübchen, das ihm die Agath mit den Fingern gedrückt hatte, wir ließen es auf Anordnung des Hansel in Ruhe und hofften, daß nun die Alten kommen und ihr Kleines hegen und pflegen würden.

Aber die Alten flatterten in Angst draußen um die Dachgiebel herum; der thatkräftige Hansel strich mit dem Messer durch Stall und Scheunen. Er suchte die Katz.

Was ich an demselben Vormittage ausgestanden habe! Ich lauerte ruhelos in der Vorlauben herum, streckte meine Zehen an und meinen langen Hals, aber allvergebens, ich war zu klein, um dem jungen Spatzen in sein Bettlein gucken zu können. Ich horchte vergebens, ob ich es nicht etwa piepsen oder athemholen höre. Bruder Jackerl machte den Vorschlag, um den kleinen Vogel zu sehen, solle ich ihn, den Jackerl, auf meine Achsel steigen lassen. Er würde mir schon Alles sagen, was er sehe. Wir versuchten es, aber das Gerüste war zu schwach, wir kollerten beide auf die Erde. Endlich um die Mittagszeit war's, als die Schwester mit trauriger Miene berichtete: „Jetzt ist das Vogerl schon hin!"

Es mußte sich im Falle zu arg verletzt haben, oder der Schreck! die Angst! „Jetzt kannst das Vogelhaus bringen," befahl mir der Hansel. Und im Vogelhause haben wir den kleinen Leichnam aufgebahrt. Er lag auf einem Nestchen aus weißer Wolle, mit einem Stämmchen Rosmarin und Maßliebchen

hatten wir ihm einen Kranz geflochten; ich schlug auch vor, daß man an dieser Bahre ein Tellämpchen anzünde, so wie es bei der Leiche des alten Thomas gewesen war, aber meine Schwester gab mir einen kleinen Stoß mit dem Ellbogen und meinte, so was wäre eine Aergerthaftigkeit, der Spatz hätte ja keine Seele gehabt.

Wie schaute ich das Vöglein so traurig an! — Du armes Geschöpf, jetzt hast du gar keine Seele gehabt. Bist unschuldiger Weis' von der Katz umgebracht worden und kommst doch nicht in den Himmel. Wenn man dich ins Abendgebet einschließen thäte, vielleicht wollt' der lieb' Herrgott mit dir eine Ausnahm machen.

Am Abende als es dunkel wurde, trugen wir das starre Vöglein hinaus an den Rain, wo die Hagebutten stehen; dort scharrte der Hansel eine Grube und wir legten das Thierchen mitsammt seinem weißen Wollbettlein und seinem Kranze hinein. Und als wir mit unseren kleinen Händen das Gräblein zulegten, flatterte ein Spatz über unseren Häuptern hin und her. Das Herz hätte uns Allen mögen brechen, als die Agath sagte: „Das ist gewiß vom Vogerl die Mutter!"

Nach dem Begräbnisse schleppte der Hansel noch einen großen Stein herbei und legte ihn auf das Grab, denn die Katze — er hatte sie nicht erwischt.

Der Hansel lebt heute noch. Er hat Haus und Hof und was hineingehört, er ist ein ganzer Mann. Schwesterlein Agath ist sein Weib geworden. Gegenwärtig aßen sie wieder ein Junges, aber mit mehr Glück, als dazumal.

Ums Heimatland.

(Dazu die Bilder: „Das letzte Aufgebot“ und „Heimkehr der Sieger“.)

Im Dorfe wilde Noth. Auf dem Platze laufen Leute zusammen, Weiber, Greise und Kinder. Die Männer und jungen Burschen sind alle längst fort. — Eine Zeit wird kommen, so sagte ein altes Sprichwort, wo die Weibsleute um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. Die Zeit war jetzt da und das verzagteste unter den Weibern schrie laut über den Dorfplatz her: „Schad' ums Blut! 's ist Alles umsonst, das Tirolerland ist hin!“

„Du Hundsfott!“ rief dieser eine Andere zu.

„Der Feind ist mit Haufen vor der Thür!“

„Vom Kärntnerischen rückt er ein.“

„Die Lienzerstadt brennt! Die Männer haben sie erschossen, die Kinder mit den Säbeln aufgespießt.“

„Das Beste, wir flüchten uns gen Brixen und ins Italienische hinein.“

„Schnurgrad rennt den Franzosen auf den Spieß. Bei Trient stehen sie schon.“

„So laufen wir nach Innsbruck zum Hofer.“

„Eh, der ist lang' nicht mehr in Innsbruck, den haben die Baiern vielleicht schon aufgeknüpft.“

„Niederschlag' ich Dich, wenn Du das Wort noch ein mal sagst.“

„Habt es nicht gehört, was der Feind im Innthal anstellt? Plündern und Rauben, Sengen und Brennen, Kirchen schänden —“

„Ja, das ist wahr! Ueber vierzig Menschen haben sie bei Wörgl wie die Heiligen gemartert — erzähl's, erzähl's, Peter!“

Und der Peter, ein alter Veltträger aus dem Zillerthal: „Jesus Maria! bei Schwaz ist's gewesen. Schwaz steht gar nimmer. Niedergebrannt bis in den Erdboden. Und das Gemetzel, Ihr Leut! Alle Baiern besoffen. Die Weiber sind von den Männern gerissen und vor ihren Augen verschandirt“

„Hört mir auf, Peter!“

„Will's nur noch von dem verdammten Brede erzählen, vom Baierngeneral. Der alte Graf Tannenberg ist ein blinder Mann; bei dem hat der General zu Mittag gegessen. Der Graf läßt ihm alles Gold- und Silberzeug hertragen, was er hat, nur sein Schloß möchte der Feind beschützen um Gottes will! Was wird denn! Noch eh' sie gar abgegessen haben, hebt das Schloß schon zu brennen an, und der alte blinde Mann wär' schier mitverbrannt. Das sind Galgenvieher, diese Baiern.“

„Und hast ihnen nit können Skorpionöl in 'die Krag' schutten, daß sie krepirt wären?“

„Oho, bei denen thut's kein Gestöt. Vermeint, es wär' Branntwein, haben sie mit selber die Pfuzer geleert. Keiner ist hin worden! Keiner! Die Baiern haben den Teufel im Leib! — Du gehst bizeit! denk' ich mir und bin davon. Gestern in der Nacht, wie ich über den Bergos steig, hat wieder was Großes gebrannt im Innthal — gluthroth ist der Himmel gewesen."

„Und die österreichischen Soldaten sind davon — haben uns im Stich gelassen."

„Die Unserigen selber sind etwa viel besser? Der Spekbacher hat es mit hinaufschlupfen wollen? Da unten in unserm Thal ist's gewesen, wo ihn der Hofer erwischt hat."

„Wenn die Christen einmal laufen!"

„Nachher müssen die Gemeinen aushalten und wenn sie schon gar nichts mehr haben, über den Feind herfallen mit Nagel und Zähnen!"

„Wirst erwürgt — aufgeknüpft!"

„Bin schon eins — ich wend' mich auf dem Galgen so, daß mein Hintertheil den Franzosen zusieht."

So wurde geschrien und geflucht in wildfluthendem Hasse gegen den Feind des Vaterlandes.

Da trat ein hagerer, einarmiger Mann vor, der Schulmeister war's des Orts. Mit kräftigem Schritt sprang er auf die steinerne Auftrittstreppe eines Hauses, riß mit seiner einzigen Hand ein Papierblatt aus dem Sack und rief: „Leut', steckt jetzt die Zungen in den Sack und habt Ruhe. Vom Andreas Hofer was!"

Da legte sich das Wetter.

Der Mann las:

„Herzallerliebste Tiroler!

Für Gott, Kaiser und Vaterland! Morgen in der Früh ist der letzte Angriff. Wir wollen die Bayern mit Hilfe der göttlichen Mutter hauen oder erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilfe! Wollt Ihr aber gescheidter sein, als die göttliche Anordnung, so werden wir es ohne euch auch richten.

Andreas Hofer,
Obercommandant."

Einen Augenblick alles still. Die Frömmigkeit weckte Hoffnung, der Trotz Vertrauen. Aber wer — fragten sie — soll denn noch zur Hilfe kommen? Die streitbaren Männer sind ja längst weg!

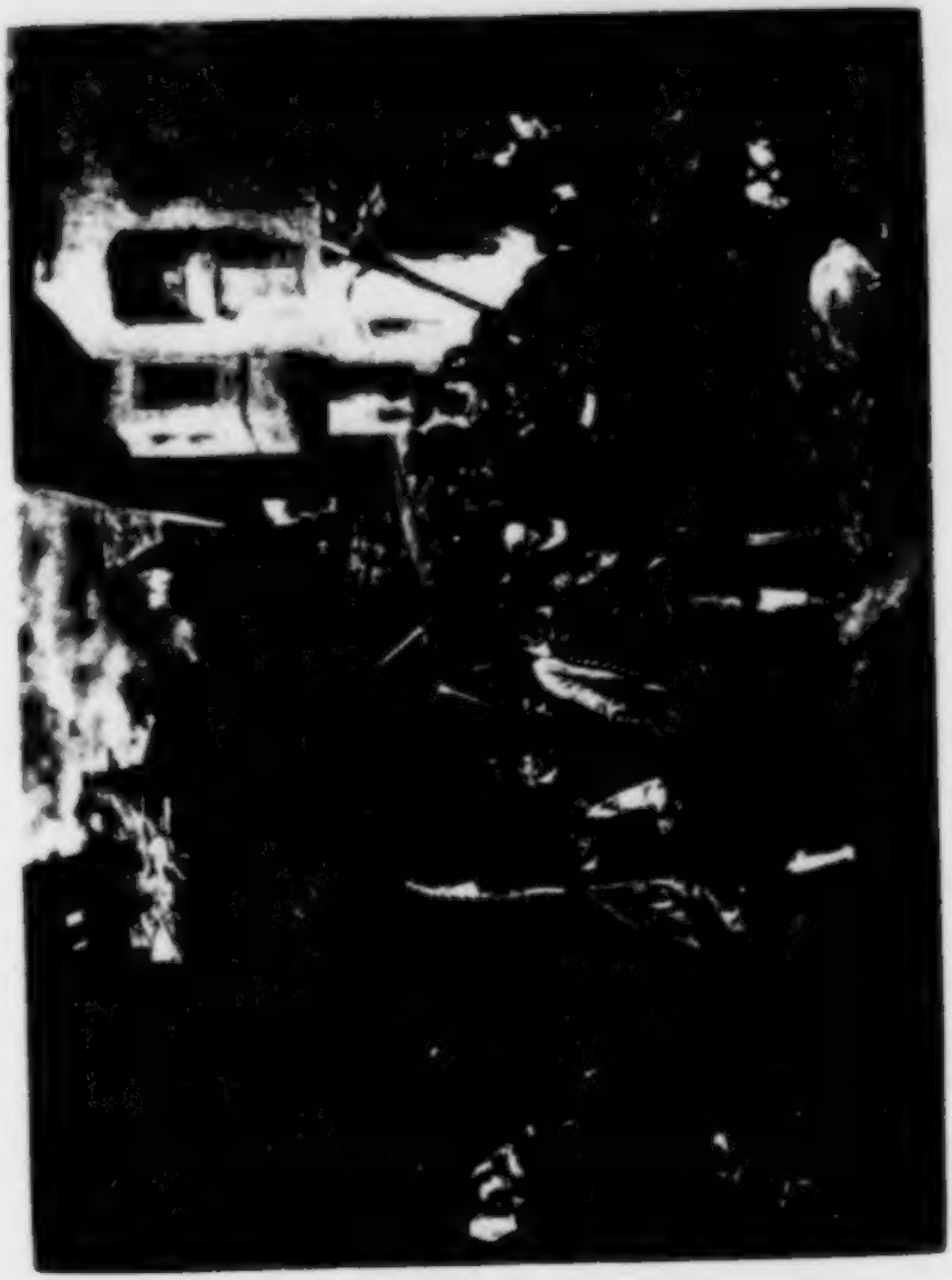
Was wird jetzt laut von der Berggasse her? Der Himmel ist schwarz und zerrissen und der Wind rüttelt an den Dachschindeln, daß die Schwersteine wackeln. Was anders ist's. Der Erdboden dröhnt vor dem Traben einer nahenden Rotte.

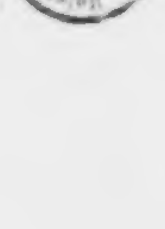
„Jungfrau Maria zu Otterfing, das werden doch die Franzosen, die Bayern nicht sein? — Ihr vierzehn Nothelfer! Leut', schaut dort über den Zaun hin! Stangen und Spieße und Messer!"

Ein grausses Stöhnen und Auseinanderstieben.

„Fahrt lieber gleich aus der Haut und laßt Hasen hinein!" rief der Schulmeister, laßt das Davonlaufen vor diesen Leuten den Franzosen über, ist gescheidter. Habt Ihr hinten keine Augen, so schaut um. Der letzte Landsturm ist's; die Bauern sind's von Sanct Martin und Oberschutz. Der alte Sauer Lindl ist dabei. Das wird was, Leut', das wird was!"

Da kamen sie schon herangefahren im Sturmschritt, die alten Racker und Lotter mit den krummen Rucken und Ellbögen,





weißen Haarsträhnen und Stoppelbärten, auf den Achseln
ge und Sensen und Morgensterne und Stallgabeln und
nd gezähnte Messer und rostige Lanzen und Flinten
alben Lederhosen, Joppen und breiten Filzhüten. Voran
der Samer-Luidi, das Brennscheit umgekehrt auf der
tragend und unterwegs die Weisung schnaufend —
nd wie anpacken! Zu seiner Rechten der Zimmermeister
rt Martin mit einem eisenzähnigen, stahlbespitzten Schlag
er vor hundert und hundert Jahren schon auf die Türken
ll niedergesaust sein. Ihm daneben der Richter von Ober
n das Recht in diesen Tagen zum Messer geworden. Links
l der weißbärtige Vieharzt Wimmer von Kreuzeck in seinem
n Joppensack nicht die geringste der Waffen schleppend —
chtigen Brodlaib. Und hintenher alle Anderen, Wildler
ger, Hirten, Holzer, Steinklauber, Zuchner; sogar der alte
dler-Michel aus Imst und ein Herrgöttlitrager aus dem
ist hinten her; jetzund brauchen die Leut' keine Kanarien-
nd keine Christusle — sintemal, zuschlagen heißt's jetzt!
lle schreiten drein im finsteren Ernste, ihren Söhnen und
nach, die zweimal schon das Tirolerland befreit, das
l der List und Uebermacht der Feinde zu unterliegen
Der Welteroberer führt Krieg gegen die Tiroler; und
e er niedergeworfen, keifen lobhudelnd ihrem Bändiger
nd neben ihm her und sind die ärgsten Pinthunde.
„Gott und Sanct Sebastian!" dieser Ruf wird vernommen
Bauernrotte; des Weiteren verlegen sie sich heute nicht
eten, „denn!" deutet der Viehazt, „die Boarn beten
r zum nämlichen Herrgott, der uns helfen soll. Daß

wir ihn brauchen, das weiß er; daß wir unser gut Recht haben, das sieht er, und will er's thun, so wird er uns finden."

Dennoch aber klingen die drei Glocken auf dem spitzen Dorfkirchthurme und das Glöcklein der Kapelle, die oben an der Felswand steht. Sie rufen nicht Gott, sie rufen die Menschen.

„Der himmlische Herr!" sagt der Kammermeister von Sanct Martin, „hat seine Sach' gethan, wie er die Tiroler berge hat aufgebaut. Wir haben nun die Löcher zu hüten, wo das Wasser herausrinnt, daß keine Blauhosen und Weißmäntel hereingerathen."

„Wär's nit zu spat, so kunnt's noch früh genug sein!" rief der Schrager von Oberschutz.

„Der Schrager auch dabei!" grollt der Hans Schacher von unserem Dorf, der schon da ist mit seinem Spieß, um sich gleich Anderen dem Zuge anzuschließen. „Der Schrager! Da bleib' ich daheim, der wird den Feind schon allein vertauschen, wenn's mit dem Maul geht."

„Du, Hanns!" ruft sein Weib, „wenn Einer so redet in Tirol und es ein Nachbarezank thut, daß Einer nit gegen den Landesfeind will — hernachen ist's Pfutsch mit unser Sach', und laßt den Feind herein lieber heut' als morgen, so sind wir fertig und ist das grausig Leutumbringen nit vonnöth."

„Hast eh Recht, Weib", drauf der Schacher, „ich krach in Gottsnam mit."

„Mann," sagte sie siehernd, „Dein Gesicht halt' her; ich mach' Dir's Kreuz; behut Dich Gott, der himmlisch Vater und der Sohn und der heilige Geist und die lieb' Mutter Maria

vom grünen Baum. Zwei Paar Strümpf' hab' ich Dir in die Ranzen packt und ein Nähzeug ist auch drin und drei Pflasterbänd' für den Fall, daß doch ein Unglück wär'. Halt' Dich fest, Hanserle! Denk', Du verzahlst den Baarn die Kugel, die unsern Buben hat troffen. Verzahl's gut, mußt ihn nit zu wohlfeil geben, unsern Rüdel!"

„Ja, wie bist denn?" sagt er und schaut sie mit nassen Augen an, „meiner Tag' hätt' ich's nit vermeint, daß Du Einem so zureden kannst."

„Selber möcht' ich mit und heiße Stein' auf sie nieder werfen Tag und Nacht, bis die Bergwänd gar wären."

„Hast die Enkelkinder daheim. Vergiß' mich nit."

„Da, das da", und sie entrollt den Luscharianer Rosenkranz aus ihrer Faust, „beten will ich für Dich, so lang und so viel mit den Kindern, die Ihr glücklich wieder daheim seid."

Ein kurzer Händedruck und das alte Ehepaar geht auseinander.

Auf dem Söller des nächsten Hauses sitzt ein noch junger, aber blasser Mann; dem hängen die Haare arg über die Stirne, aber die Augenbinde mögen sie nicht verdecken. Sein Weib und seine zwei Buben müssen ihn niederhalten auf die Bank, daß er nicht aufspringt und mit der Schaar geht. Er kann ja nicht, ist erst vor etlichen Tagen vom Eisackthal heimgekommen mit durchschossener Hand. Dem Nachbar geht's nicht besser, der muß sich mit der einen Hand ans Stiegengeländer, mit der andern an die Krücke halten. Zwei französische Bohnen haben ihn gefunden bei Mantua; die eine steckt noch im Bein. 's ist jetzt kein Arzt in der Gegend, der sie herausziehen thät. Seine ganze

Familie, vom Säugling an der Mutterbruſt bis zum alten Ahnmütterlein am Stock, ſind um ihn herum, und das Mütterlein, welches ſchon ſeit mehreren Jahren dreiundneunzig Jahre alt iſt, weil ſie die Zeit vergißt, denkt: was der Menſch mit dreiundneunzig Jahren derleben kann auf der Welt! Jetzt gehen die alten Narren auch. Nur Schad' daß Unſereins kann nimmer nichts helfen dabei. — Und den Knäblein iſt das ein luſtiger Aufzug, die haben beim vorig' Kirchtag neue Taſchenfeitel kriegt wollten gleich mithupfen. Aber das Mädchen hält feſt den Vater bei der Hand, der darf nimmer davon; die Mutter hat ſo viel geweint!

Die Hühner heben ihre Köpfe und ſchauen, der Hund lenkt ſeinen Schweif und ſchaut, die Katz ſchleicht oben über die Scheunenbalken heraus und ſchaut: ſo ein unheimlich Weſen! Gegen Meier? gegen Wölfe und Baren? gegen Schinder? gegen was geht's denn?

Manches Dachbrettlein ſchwirrt über die Häupter hin — der Wetterſturm iſt im Losbrechen, aber es kann kein Halt und Unterſtand ſein. Der Feind zieht in Haufen an der Frau heraus.

„Behüt' Euch Gott Alle daheim, habt Obacht auf das Feuer und auf die Kinder! — Jetzt vorwärts in Gottes heiligen Namen!"

Die Stangen, Lanzen und Senſen ſchlagen klirrend aneinander über den alten Köpfen, die eiſenbeſchlagenen Schuhe geben Funken im Geſtein des Weges — ſo brauſt und grollt der Zug davon.

Lebnuß auf dem Dorfplatz. Die Krüppel, die Weiber und Kinder stehen noch an den Thüren und blicken traurig den Männern nach. [illegible] Da fährt das Wetter los und die armen verlassenen Menschen ziehen sich zurück in die finsteren Stuben. Aber nicht um zu klagen und zu weinen. Die Riegel der Thüren und die schweren Fenstergitter werden untersucht, die Wand- und Fachwerken verschlagen und verrammelt. Beile und Haken werden hervorgeholt und alles Eisenwerkzeug, was schneiden stechen und schlagen kann, wird in Bereitschaft gehalten. Die Kettenhunde werden an die Stallthüren gebunden, das Federvieh in den Gewahrsam des Hauses gebracht. Und Alles, was werth und schätzbar an Metall, die Halsketten, die Silberkreuzlein, die Trauringe und die Thalerhäckleln, all dergleichen wird tief in den Herd vermauert oder im Keller vergraben.

Ein emsig Rüsten ist's — ein ängstig Bestenbauen, kaum gut gegen den einzelnen Räuber, geschweige gegen einen Schwarm von Franzosen oder Baiern.

Wer einen Tobiassegen hat, der nagelt ihn an die Hausthür.

Und in der Klausen ist's, von Lienz. Ueberall an den Bäumen hängt grauer Rauch mit feinem Brand- und Pulvergeruch. Aus der Lienzerstadt, die dort im schönen breiten Thale liegt, steigt träge Dunst- und Rauchwolke aus Feuerstätten auf. Aber in der Schlucht springen rasch die weißen Rauchstrahlen hervor aus den Röhren, und Mancher, der sie von oben hinab

ſieht, merkt auch ſchon das Blei in ſeinem Fleiſche, viel eher, als noch der Knall heraufdringt aus der Tiefe

Sind tollkühn geworden, die Tiroler Sonſt haben ſie hinter Büſchen und Bäumen gelauert und nach dem Feinde geſchoſſen, ohne ſich ſelbſt treffen zu laſſen Jetzt aber war das Pulver zu wenig und die Wuth zu groß geworden Nicht mehr mit kleinen Bleiſtücken ſtreiten ſie, wuchtige Felsblöcke ſchleudern ſie nieder auf den Feindeshaufen, der mit den ziſchenden Wellen des Alpenfluſſes ringend durch die Schlucht drängt Die Wege an den Lehnen ſind längſt zerſtört und die Brücken zerriſſen, und die Eindringlinge müſſen bei der Erſtürmung der Schlucht mehr Blut laſſen, als ſonſt bei der Einnahme einer großen Stadt Doch ſind ihrer zu viele und durch das Waldgehänge klettern ſie hinan, zahllos wie die Ameiſen und die Eidechſen im Weſten Da geht's Zahn um Zahn, und die Tiroler brechen mit ihren Spießen und Meſſern los, und mit den harmloſen, in Arbeit geheiligten Werkzeugen des Landmannes, des Holzfällers, des Handwerkers ſollen ſie jetzund das Vaterland noch retten

Vor Allem gilt es heute, das Thor des Puſterthales zu vertheidigen Mancher Stein fährt nieder den ſteilen Hang, an Bäume prallt er an und knickt und ſpaltet ſie, tiefe Löcher gräbt er bei jedem Niederſchlagen in den Erdboden, und die wuchtige Maſſe, die ſich anfangs in langſamem Rollen bewegt hatte, macht Sprünge in immer weiteren und höheren Bogen, bis ſie, auf einen Felsgrund fallend, in viele Stücke zerſchellt, welche nun mit zehnfachem Verderben niederſauſen auf die feindlichen Rotten und unter ſchneeweiß aufziſchendem Schaum in die Fluthen ſpringen

Immer dünner wird unten die Schaar, aber immer wüthender eilt, theils eng an der Bergwand huschend, theils kühn durch das Wasser reitend, sie voran, nahe schon der Stelle, wo die Schlucht sich weitet und das Feld also gewonnen ist.

„Ein etlich Knödel noch abi!“ schreit der Schacher auf der Anhöhe und hebt und schiebt an einem moosgrauen Felsblock, aber der mag meinen, es hätt' manch Jüngerer an ihm schon die Kraft erprobt, so wolle er dem Alten auch noch nicht weichen. Und einem moosigen Stein, der mit seiner Erde verwachsen ist und noch mit vergoldeten Lettern keine vaterländischen Heldenthaten erzählt, so einem Klotz ist's Eins, sitzt singend ein tirolisches Hirtenknäblein auf ihm oder wird er von welschen Hämmern zu Straßenschotter geschlagen oder zu einer Zollschrankensäule gemeißelt. Wie denn der alte Schacher mit Armen und Stangen auch hob und anstemmte, der Felsblock blieb liegen.

Der Alte blickte um sich und sah, es war für den Augenblick keiner der Genossen nahe genug, um ihm das Werk thun zu helfen, und doch sah er, wie es entscheidend sein konnte, wenn jetzt der Stein niederfuhr und in die Feinde schlug, ehe sie noch den Ausgang der Schlucht erreichen konnten.

Da hub er in Herzensangst an: „Rückt abi! lieber Herr, aber so geh', schlag' sie zusamm'. Ich sag Dir's, ich laß' darnach eine Kapellen aus Dir bauen. Sei gescheidt, laß' Dich bewegen und rumpet abi!“ Und als er sah, es war vergebens, hieb er mit der Faust drein und knirschte: „Schurl' Du! wenn's einmal das blutigen Land gilt!“

Noch sah der Schacher, wie unten etliche Schützen, die am Ausgang der Schlucht standen, die Kranken aufhielten

Wie lange konnten diese dem Haufen widerstehen? — „Ist denn kein Gott und kein Teufel zu weg, der mir diesen vernagelten Stein wollt' helfen rucken?"

Da erblickte er nicht weit von sich den Schrager. Den Schrager von Sanct Martin, mit dem er seit Jahr ein sieben in Waldstreu lebte. — Das war sein Feind, der ihn hatte beliftet und verschimpfirt, der ihm vor Neid das Korn auf dem Feld und den Brunnen im Hof möcht' vergiften, — mit dem aller Lebtag ein Wörtel zu reden verschworen war. Der hastete mit vorgehaltenem Schußprügel jetzund an ihm vorbei.

Einen Schlag hat er sich gegeben, der Schacher, in die Rippen, als wollt' er auch noch einen andern Feind niederhauen, und darauf: „Schrager! geh' her, hilf mir den Stein auf!"

Der Andere hört's. „Muß noch eh' den Pfeifer thun!" sagt er, schießt hinab in die Schlucht, schaut noch, wie sein Mann fällt und ist mit beiden Händen schon da zur Hilfe. — Ein paar Rucker oder drei, und der Block ist los. Zuerst rutscht er über das Moos hin, dann schlägt er über. Und wie er sich so aufbäumt, da erschrecken die beiden Alten schier selber vor dem Koloß.

„Der kannt sich machen", sagt der Schrager.

„Der wird brav sein", sagt der Schacher.

Dieweilen ist der Stein schon in gutem Laufe. Er hat gewaltige Kanten und Auswüchse, aber bald erscheint er in seinem raschen Ueberschieben wie ein runder Ballen, und lustig und immer lustiger hebt er an zu springen, zuerst über jeglich Buschwerk weg, dann über die Buchen und endlich über den Lärchenbaum, der unten am Rande steht, wo die Wand niederstürzt. Und in einem schreckhaft weiten Bogen fliegt der Stein über die Wand hinab in die Schlucht.

und mitten in die Feindesschaar. Keinen einzigen trifft er, an eine Felsmasse, die am Flußufer liegt, prallt er, zerspringt in hundert Scherben, und diese Scherben machen nach allen Seiten hin ihre wilden Sprünge und schlagen grauenhaft arg in die feindlichen Haufen.

Ein Schrei, der durchs Herz geht, hallte zur Höhe und dann sanken die Getroffenen auf den Sand und in die Fluthen, und das weiße Wasser aus den Tolomiten wurde roth. — Die noch Uebrigen machten, unbekümmert um die Vorwärtsrufe der Commandanten, Kehrt und flohen in Verwirrung zurück. Noch sprang ihnen manch verspätetes Kugelein nach von den Höhen, und von allen Gräben kamen nun die Scharfschützen und Gemsjäger, die Bürger von Lienz, und der ganze Landsturm war da; einschließen wollten sie den Feind im Feuerkreise wie einen Scorpion.

An die Tausend und Hunderte von Franzosen blieben todt an den Ufern der Drau und der Isel, die Uebrigen flohen nach Kärnten hinaus.

Der Schacher aber und der Schrager, als sie die Wirkung ihrer gemeinsamen That gesehen hatten, starrten sich gegenseitig eine Weile an und sagten kein Wort. Endlich gaben sie sich die Hand und gingen miteinander davon.

Die Irme war eben auf dem Wege zum Brunnen, der droben am Schachen aus einer grünbemoosten Rinne in den Trog floß. Da fiel ihr ein seltsam Klingen auf, das dort in den Bäumen war, und die Rothwand warf einen Schall herüber, der nicht anderes gewesen, wie ein keck herausgestoßenes Jauchzen. Das Mädchen eilte zu den Häusern zurück und erzählte es: „Jetzt

möcht' ich wiſſen, was das iſt! Geht's denert nur g'ſchwind zu hören, Leut', die Baumwipfeln jodeln und die Steinwand juchezt!"

Eilends liefen ſie aus den Häuſern, und nun hörten ſie's ſchon deutlicher, das Johlen und Jauchzen kam vom Hochthörl her, aber das der Weg von der Lienzerſeite herüber führte

„Die Mannleut'! Die Mannleut' kommen!" rief eine aus den Weibern

„Biſt nit g'ſcheidt!" ſagten Andere, aber das Wort kam jubelnd heraus und ſie glaubten nichts lieber, als das

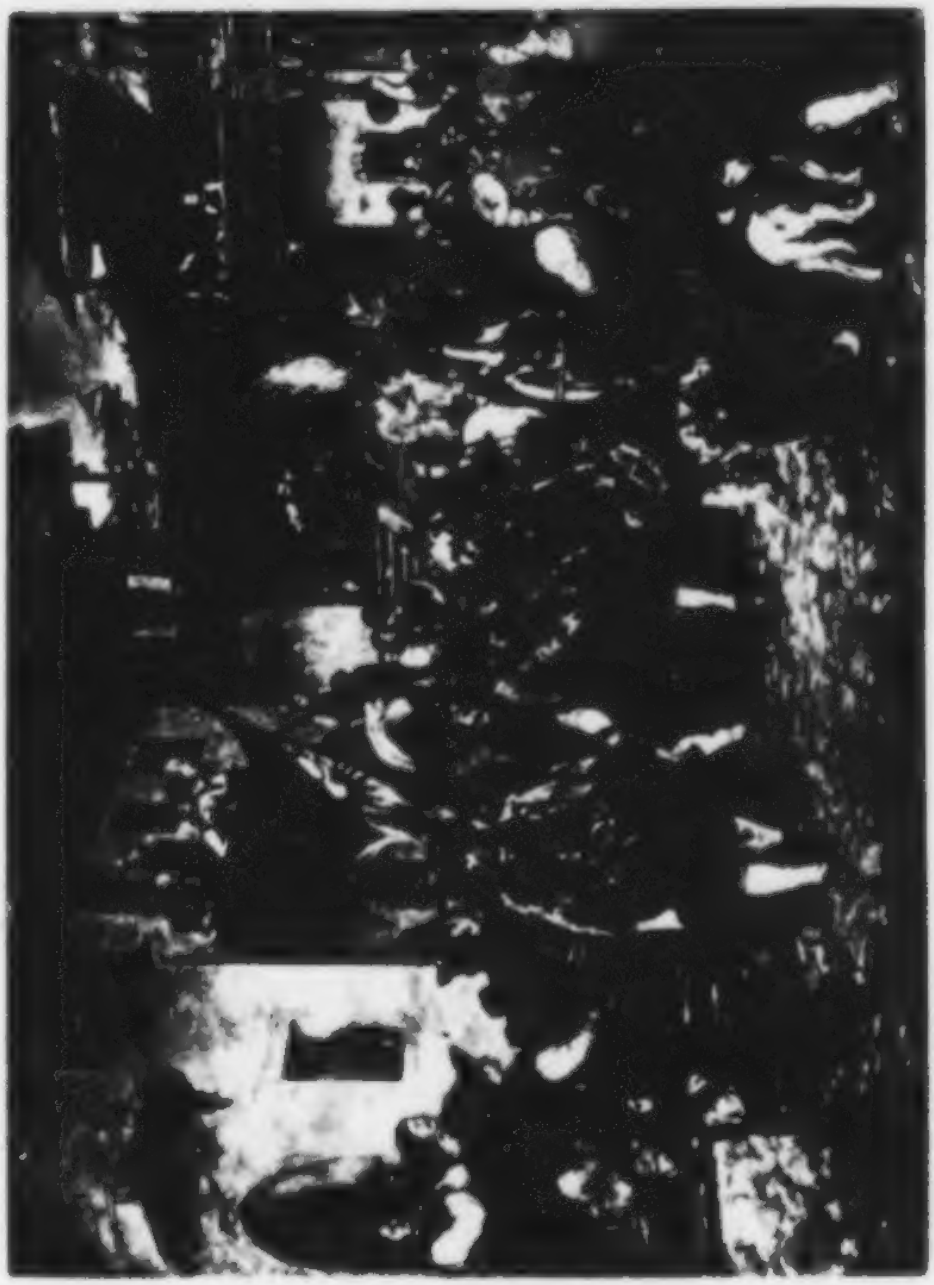
„Schau, ſchau!" ſchrie ein junges Mädchen, „ſelm über den Riegel, ſelm wacheit der ſchwarzgelb Schlampen daher!"

Wahrhaftig! die öſterreichiſche Fahne tauchte auf dort über dem Bergrücken und daneben etliche Spieße und Stutzenläufe und dann die gefederten Hüte und die Burſchen dazu, die jungen und die alten, ſpringend und lärmend, und ein ketzerhaftes Trommeln und Blaſen darunter

„Das ſein aber rechte Halbnarren!" rief die Stegſchlager Burga überlaut; inwendig wollt ihr vor Angſt das Herz zerſpringen: „Der Martin, ob er wohl glückſelig dabei iſt!"

„O heilige Maria vom grünen Baum!" kreiſchte ein alt Mütterchen auf, „das iſt der Feind! Seht's es denn nit, daß Roßer dabei ſein und Weißmäntel!"

Als ſie näher kam, die laute übermüthige Schaar, da war's bald beſſer zu ſehen. Die Tiroler waren es, ſtämmige, kräftige Leute, und auch die Alten darunter, die erſt ausgezogen vor etlichen Tagen. Und mitten d'rin im tollen Haufen gefangene Kriegsknechte, entwaffnet und gefeſſelt, in finſterer Wuth auf ihren Karren kauernd. Und der kleine Bergamer Michel,



der fürwitzige Bub', thut, als wär er auch dabei gewesen bei der großen Sach, reitet auf einem wälschen Schimmel daher, schaut drein wie ein General und ist — kommt's aufs Messen an — von der Zehe bis zur grauen Hahnenfeder ja schier so lang, wie Napoleon der Große. Und was ihm die Kanon' die auf schweren Rädern hinterdrein rollt für ein martialisch Ansehen gibt! So große Kugelstutzen haben die Leutchen noch ihrer Tage nicht gesehen, wie dieses erzene Rohr, das manch' feste Mauer durchbohrt, manch' tirolischen Kirchthurm gelöpft hat. Jetzund ist der Schlund gegen die Weißmäntel gerichtet, und darüber beucht sich im Wind das vaterländische Banner mit dem Doppeladler, und ein Greis humpelt von seinem Schubkarren heran, streckt die Arme aus und ruft: „O du lieber, schwarzer, sakrischer Schwanz, hab's ja g'wußt, daß dir die Flügel wieder wachsen müssen!"

Voran dem übermüthigen Zug die Musikanten mit den Schwögeln und Seitenpfeifen, mit Trommeln, Fingerschnalzen und Jauchzen. Allem voraus aber schreitet der Bauerncommandant, einen zerfetzten Soldatenmantel über der Tirolertracht, verbunden die linke Hand, mit der rechten den blanken Säbel an der Schulter — in strengem Ernste einher, trotz des unendlichen Jubels nicht vergessend an der Zeiten noch nicht gebrochene Noth.

Unweit von dem Führer, auf der Trommel wirbelnd, trottet der Habertrumpf, dem vor lauter Gehen und Trommeln gar die Strümpfe schon über die Waden sitzen. Er schaut nicht nach links, nicht nach rechts, er sieht nichts und hört nichts als das Rollen seiner Schlägel — der Richtenung war er sonst, aber zum Wohl des Vaterlandes ist er Trommler geworden.

„Habts ihn g'jagt? Habts ihn recht g'jagt?" ruft ein alt Weiblein vom Söller herab, und die Knaben und Mädchen, lustige Kinder überall, schreien von den Wandgängen und Thüren und Stiegen ihr Hurrah hinaus. Der stocktaube Wirth an der Thür lächelt heiter drein. Heut' macht das Gerede, das er eh nicht versteht, nichts aus, heut' sieht's das Aug'. „Eine schöne Sach'! eine tapfere Sach'!" spricht er in sich hinein. Daneben der Schulmeister mit den großen Glasaugen und mit der Pelzmütze, die er auch im Sommer trägt, weil sie so gut vor der Sonne schützt; der hat in der ersten Eil' den Mund aufgerissen, um irgend ein gewichtig Wort zu sagen, aber er fand keins, das für ein solch' groß Ding gewichtig genug gewesen wäre. Und der Mund ist offen geblieben.

Die junge Steghschlager Burga hat seit einer ganzen Minute keinen Athemzug mehr gethan. — Kannt ihn schon sehen, wenn er dabei thät' sein. — Da springt er jählings hervor aus dem Gewirre, der Martin — hat sich den Bart stehen lassen schon seit Wochen; hätt' ihn die Burga schier nicht wieder erkannt.

„Moidle' — Moidle!" schreit er und packt sie bei der Hand. Einen schnippischen Gruß will sie ihm sagen, daß er ihr starkes Herzklopfen nicht sollt' merken, aber sie kann nicht reden, zuerst lacht sie, dann schiebt sie sich um und schluchzt in ihre Schürze.

Und die anderen Moidli, es gibt deren genug auf dem Platz, und alle sind herfürgekrochen aus ihren Stuben und Winkeln — sie lugen aus nach Fern und Fern, und wenn sie ihn sehen, den Rechten, so heben sie ihre Arme und schnalzen ihm mit den Augen ihren Gruß entgegen.

Und kommen sie auch mit Wunden und rieselndem Blute, glückselig ist die Heimkehr.

Ein paar Töchterinnen, die mit ihren Drahtwaaren und verzinnten Blechtöpfen im Dorfe hausirt, geschachert und gebettelt hatten, sind auch darunter. Sie glotzten ganz blöde drein und konnten die Lust der Sieger und den Jubel nicht verstehen; die Armen wissen ja nicht, was das heißt: ein Vaterland; sie haben keines, ihr Gebiet ist der Schubkarren mit der durchlöcherten Blache, an den ein magerer Esel gespannt ist oder eine Schindmähre, oder aber — Vater und Mutter. Wie diese Leutchen nirgends daheim, so sind sie auch nirgends fremd, sie sind die Kosmopoliten der Armuth und ihnen ist's alleins, ist der Napoleon Herr in Tirol oder der Andreä von Passeyer — ihr Freund ist Jeder, den sie anbetteln oder bestehlen können, ihr Feind ist der Landrichter mit seinen Leuchten (Arrest).

Gottlob, Gottlob, der Krieg will nicht enden! Es kommen die Allermeisten wieder heim, und unter den alten, weißhärtigen Männern sind die Letzten der Schacher und der Schinger, brüderlich plaudernd und Schwarzbrod essend von einem und demselben Laibe.

Ihnen jubelt Keiner mehr als Anderen zu — und doch mögen sie leicht die größten Helden sein unter Allen — sie haben nicht allein den fremden Feind, sie haben auch den inneren überwunden.

Vom Neujahr.

(Dazu das Bild: „Hofer's letzter Gang".)

Ein Abend auf Kufstein.

Es war im Juli des Jahres 1809. Der Bauernhäuptling Josef Speckbacher belagerte mit seinen Tirolern die Feste Kufstein, in welcher unter dem Major Aicher eine baierische Garnison lag.

Seit dem ersten Lenzen dieses Jahres rangen die Tiroler mit den Baiern und dem corsischen Weltbezwinger um ihr Heimatland, um ihre Religion und altehrwürdigen Sitten. Mit einem Heldenmuthe, der in den glorreichsten Blättern der Weltgeschichte verzeichnet bleiben wird, befreiten sie dreimal das Land und wenn sie endlich wichen, so wichen sie nicht der Uebermacht, sondern der Hinterlist. Während sie auf ihren Bergen fürs Vaterland und für den Kaiser stritten bis auf den letzten Tropfen Blut, während das ganze Volk in beispiellosen Einigkeit am Kampfe theilnahm, daß selbst Weiber mit den Antiersensen fochten und Kinder die verschossenen Kugeln aus dem Erdboden stachen, um sie ihren Schützen zu bringen — wurde Tirol von diplomatischer Seite dem Feinde ausgeliefert. Die Tiroler kämpften trotz Waffen-

Waffenstillstand und Friedensschluß noch fern, denn sie wußten es nicht, daß sie überantwortet waren, oder konnten es nicht glauben. Mitten im Siegen — ein Tiroler Corps marschierte schon gegen Munchen hin — begegnete ihnen auf einem alten Schimmel einer ihrer Bauern ohne Hut und in Hemdärmeln, der schwang ein weißes Tuch und rief: „Schießt's nimmer, Leut', schießt's nimmer! Waffenstillstand ist's, richtig wahr! Ich bin ja der Pack von Rachel!" Und übergab ihnen die Münchner Zeitung, da stand's drin: Tirol wird von Oesterreich getrennt, den Baiern auf Gnad' und Ungnad übergeben!

Aber sie glaubten es nicht und der Speckbacher sagte: „'s ist ich Alles Lug und Trug! Unser Kaiser gibt uns nit her!"

Die Kufsteiner Bürger wollten es mit den Baiern im Schlosse halten, aber Speckbacher ließ ihnen sagen, wenn sie nicht zu den Tirolern stünden, so brenne er das Nest nieder. Hatten die Herren draußen ausgemacht was immer, er ergebe sich nicht und er wolle den Baiern noch Schwaz zurückzahlen.

Die Erinnerung an das unglückliche Schwaz, in welchem die „Binder Baiern wilder als der Turk" gehaust hatten, die Männer erschlagen, die Weiber geschändet, die Kinder zerrissen, die Stadt niedergebrannt — diese Erinnerung entflammte in dem Tiroler immer wieder den glühendsten Haß gegen die „Boarn".

Diese hatten sich nun eben in der Festung ganz gut eingerichtet und ließen es der Belagerung einstweilen keinen Kummer machen. Speckbacher herunten wurde schon ungeduldig. Er sann auf Mittel, die Veste in Brand zu stecken. Vor allem mußten die Teichwerkzeuge zerstört werden, damit das Feuer keine Gegenwehr

stunde und die stolze Kufsteiner Burg lustig zu Staub und Asche wandle.

„Wer will's wagen, auf die Bastionen der Veste hinauf zusteigen und ins Spritzenhaus zu dringen?"

Keiner. Es wäre Tollheit. Der Tiroler ist tapfer, aber die Baiern sind schlau. Doch die Tiroler hatten einen Anführer, der war tapfer und schlau zugleich und hieß Josef Speckbacher. Dieser unternahm es denn, in der finsteren Wetternacht des 30. Juni, nachdem er sich Schlüssel verschafft hatte, zum Spritzenhause emporzuklettern. Hastig machte er sich an die Abschraubung der Spritzenköpfe, an das Zerschneiden der Schläuche; eine der Spritzen war schon ruinirt, da erscholl von der Schildwache herab ein „Wer da?" Speckbacher stand ruhig wie ein Eisenblock und beschloß, seine Arbeit zu unterbrechen. Um aber sein Vorhaben dennoch auszuführen, sich vorderhand jedoch möglichst sicherzustellen — er mußte durch einen kleinen Hofraum in Schußweite unter der Schildwache vorbei — bückte er sich und nahm die Gestalt eines Hundes an. So kroch er knurrend im Dunkeln der Wetternacht von einem Versteck zum andern, zerschnitt die Schläuche, kletterte dann niederwärts zu einem aufgeschichteten, an sechshundert Klafter mächtigen Holzstoß und zündete ihn an. Rasch fiel das Feuer über das durch Sonnenhitze getrocknete Holz her und loderte im Sturme des Gewitters gegen die Veste empor und über die zunächststehenden Häuser der Stadt hin. Speckbacher war bald in Sicherheit. Ein Theil der Stadt Kufstein brannte nieder; die Festung war eingehüllt in die Wirbel des Rauches oder wiederleuchtete im Blutlichtscheine — des Weiteren aber geschah ihr nichts.

Major Aicher ließ sich nicht verdrießen, von der Festung die Tiroler im Thale recht oft mit Pulver und Blei zu begrüßen, weswegen ihn die Bauern den „Pulverkessel" nannten.

Einmal, als die Belagerer just bei ihren sieben Knödeln saßen und sich dieselben schmecken ließen, kam eine sechzigpfündige Bombe dahergefahren, die gerade in der Knödelschüssel zerplatzte und das Mehlspeishäuflein jämmerlich zunichtete. — Seit diesem Mahle schmeckten auch von den Ueberbleibenden keinem die Knödel mehr, und sie schworen, dem bairischen Commandanten auch einmal eine Mahlzeit zu versalzen.

Eine andere Gruppe von Bauern war im Wirthshause zur „Klause" bei einer Kegelpartie. Etliche Tollköpfe riefen zur Festung hinüber: die Herren Baiern wären eingeladen zum Kegelscheiben, wohingegen Andere sich so kehrten, daß der Festungs-Commandant die „hintere Arent" zu sehen bekam. Dieser verstand aber unrecht, sah die Bauern fürs Kegel an und ließ einen Sechzigpfünder herüberkrachen, der mehr als „alle Neune" schlug.

Ueber den Inn führte bei Kufstein eine hölzerne Brücke, über welche den Belagerten häufig Lebensmittel zugeschanzt wurden. Diese Brücke war daher dem Speckbacher sehr verhaßt; da er sich aber mit den Bauern nicht in den Schußkreis der Festung wagen durfte, so fiel ihm etwas Anderes ein, diese Brücke zu zerstören. Er ließ oberhalb Kufstein mehrere Schiffchen zusammenrollen, füllte dieselben mit Kien und Pech, zündete sie an und ließ sie brennend gegen die Brücke schwimmen. — Andere Fahrzeuge, welche die Baiern zum Schutz einer Schiffbrückenbauer am Innufer mit Tauen festgebunden hatten, schnitt Speckbacher los, daß sie den Strom hinab gegen das Flachland schwammen.

Und das Alles, nachdem draußen bei Znaim schon der Waffenstillstand geschlossen war, wodurch den Franzosen Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, Ungarn bis an die Raab, ein Theil von Mähren und Tirol zufiel. Längst war die Uebergabe dieser Länder auf Kufstein durch hundertein Kanonenschüsse angezeigt worden, in den Kirchen wurde Te Deum gesungen und das Geläute aller Glocken kündete das Ereigniß. — Ein Tiroler Bauer schoß seinen Stutzen nach einer solchen Kirchthurmglocke ab: „Du Schandglocken! Zum Kaiserfest hast geläutet, zu unseren Siegen hast geläutet; zu unserer Schmach läutest auch. Der Teufel hol' Dich!" Noch heute zeigt man in jener Glocke die Kugel.

Die Erbitterung auf der Feste Kufstein gegen die immer noch aufständigen Bauern hatte ihre ganze Höhe erreicht. Ueber den Bauernhäuptling Speckbacher war längst das Urtheil gesprochen: auf seinen Kopf stand ein hoher Preis gesetzt. Beinahe möchte gesagt, war den Baiern damals Josef Speckbacher das, was später den Oesterreichern — Hadschi Loja geworden.

Und gerade zu dieser Zeit unternahm der tollkühne Bauern-Commandant ein Wagestück, welches an Verwegenheit wohl zu den allerersten seiner Unternehmungen, Abenteuer und Streiche gezählt werden muß.

Speckbacher wollte persönlich in die Feste gehen und mit dem Commandanten Aicher sprechen — des Waffenstillstandes wegen, er wollte doch wissen, was Wahres an der Sache sei.

„Seppel, das mußt nit thun!" widerriethen ihm seine Kampfgenossen, die in einer großen Heuscheune beisammen waren, „sonst machen sie Dir's, wie den fünf Bauern an der Zeller Brücken und hängen Dich auf die Eichen."

„Ja, ja, Dich allein hängen sie fünfmal auf, und rädern und köpfen Dich nachher. Wer hat was davon? Na, na, Seppel, so trotz mußt nit sein."

„Als der Speckbacher geh' ich nit eini, so gescheidt bin ich schon", antwortete er, „und allein auch nit, der Moser und der Bärenlochner müssen mit. Jetzt will ich doch sehen, ob nichts zu erfahren ist. Möcht' auch wissen wie sie eingerichtet sind, da oben, mit den Lebensmitteln, und ob sie nit schon krepiren."

„Das kann ein Anderer auch richten."

„Aber wie! Erstens heißt's ausspähen, zweitens muß man den Alten redantreiben, daß er Farb aussagt; aufs Dritt' muß man jedes Wort genau abfangen und darf sich nit schrecken und nit irren lassen. Na, da muß ich selber gehen."

„Daß Du dem Alten den Namen nit auf die Nasen bindest, versteht Eins gleichwohl. Aber meinst, die Boarn haben keinen Steckbrief von Dir? Ueber und über bis auf die Zehenspitzen bist beschrieben; Dich kennt jeder stockblinde Boar schon im Greifen."

Der Bauernhäuptling legte seine Waffen ab, den Kernstutzen, den großen Säbel mit der schwarzledernen Kuppel, an welcher die Messingplatte mit dem Doppeladler hing. Er warf den Bauernmantel, den gefederten Lodenhut, die derben Halbstiefel von sich.

„Geh' her, Kaspel", sagte er, „schneid' mir den Schnautzbart ab, den Backenbart aber auch. — So, der Waldteufel wär' wegbalbirt. — Du, Altranser Kirchenprobst, gibst mir Dein Gewand; auch den Stecken her. — Ob ich nu nit ausschau, wie ein Roßtreiber?"

Wie er sich verstellen konnte! Es schien, als wäre kein einziger Knochen Speckbacher mehr an dem Mann.

„Na, so behüt' Gott, Seppel, sei gescheidt!"

Und in der Dämmerung schritt er mit verstelltem Gange davon.

Die Anderen blieben in der Scheune zurück und redeten von ihrem tapferen Commandanten.

„Der narrt sie noch in der Kufsteinerburg", sagte Einer, „gerade wie er sie letzt Wochen an der Bolderserbrücken genarrt hat."

„Wie ist das eigentlich zugegangen", fragte ein Anderer.

„Wie wird's denn zugegangen sein? Die Boarn-Teufel haben die Innbrücken besetzt gehabt, und wir hätten auf die link' Seiten hinüber fortweg Post thun sollen, wie's bei uns steht und wie sich dreuten die Unsern zu richten haben. Ihnen das G'schrift bringen und ja wissen lassen, daß die österreichischen Reiter sind gesehen worden auf dem Brenner und daß sie nur guten Muths sein und aushalten sollten. Aber Jeder, der auf der Brücken hin- und hergangen, ist untersucht worden; die Mannsbilder haben sich gar bis auf die Pfaid ausziehen müssen. — Na, da hat der Speckbacher zuerst seine Hausdirn, die Burga auf die Brücken gehen lassen. Ist gleich ausgesucht worden — haben nichts gefunden. Gleich nach der Burga kommt der Zoppel, dem Speckbacher sein Knecht, mit seinem Haushund, dem großen Pudel — leicht kennst ihn eh. Schau, und der Hund hat unter der Halsen, hübsch in der Woll' versteckt, das Briefel tragen, für die Bauern dreuten — das Aufmahnungsbriefel. Den Knecht gehen sie gleich an: ob er nichts Verdächtig's bei sich hätt'? — Suchts mich halt aus! sagt der. Dieweilen sie's thun, pfeift

drüben schon die Puiga nach dem Hund; der lauft lustig seiner Hausgenossin nach und der Bericht ist auf der andern Seiten gleich umgangen."

„Ja, das Ueberlisten, das kann er, der Speckbacher Zeppel Sogar die Spione spionirt er aus, und wie fein' So ist's auch beim Hirschbuhel Paß gewesen Da haben uns die Baarn dran kriegt, weil uns so ein Lump — ein Salzburger Bauer ist's gewesen — verrathen hat Gehabt haben wir den Kerl bald, aber gestehen hat er nichts wollen Der Zeppel ist nit ganz überzeugt von seiner Schuld, aber er sagt gar kein Zweifel, Du bist schuldig, Mann, morgen laß' ich Dich hängen. Weil ich's aber nicht gern hab', wenn Du vom Mund auf in die Höll' fahrst, so schick' ich Dir heut' einen Beichtvater Konnte auch denken, was der Gefangene für ein Gesicht gemacht hat Der Speckbacher — was thut er? Er läßt einen Schützen in die Kutten stecken und schickt ihn als Beichtvater Dem hat der arme Sunder Alles gestanden Der Hofer hat ihn dann zum Tod verurtheilt; der arme Teufel ist aber später begnadigt worden

— Ja, der Zeppel, das Ueberlisten, das kann er."

„Wenn's aufs Raufen ankommt, das kann er noch besser."

„Ist er noch so, wie vorzeit beim Ringeln? Da hat sich ja gar Keiner mit ihm einlassen wollen, bis er sich die rechte Hand auf den Buckel binden hat lassen."

„Und von wegen dem Speckbacher Wildschützen hat ja Keiner mehr Jager werden wollen' Haben sie sich von ihm nicht foppen lassen, so hat er sie prügelt."

„Und auf fünfzig Schritt Weiten schießt Du Dir einen Thaler aus der Hand, daß Du gar nit weißt, wie Dir ist."

„Geh', geh', das ist Alles noch nichts gegen sein Anfahren und Raufen mit den Boarn und Blauhoseten. Wer dabei ist gewesen auf dem Brenner, auf dem Iselberg, bei der Hallerstadt — der vergißt's nimmer."

„Die Haller Herren haben schon auch Respect vor ihm kriegt, wie er ihnen auf dem Schubkarren den großen Raubbären hat daherbracht, der oben im Iglerwald das Vieh hat zerrissen."

„Dasmal hat er's halt mit keinem Bären zu thun", meinte ein alter Bauer, „dasmal geht er mitten in die Wolfshöhlen. Sie haben sakermentischen Hunger auf den Seppel. 'Ich sag', wir beten ein' Rosenkranz für ihn."

„Ein' Rosenkranz ist gut", rief einer von den Jüngeren, „aber noch besser ist's, wenn wir unsere Stutzen frisch laden. Wenn wir was Verdächtiges wahrnehmen auf dem Kufsteiner G'schloß, so fahren wir d'rein, und geht's aus, wie's will. Im Stich lassen wir ihn nicht."

Die drei Männer stiegen in der Abenddämmerung gegen die Veste hinan — drei unbewaffnete Bauersleute, denen die Vorposten freien Weg gaben. Der Größte darunter — es war Speckbacher — hob einen Stein auf und pochte damit an das Thor.

„Wer da?" rief die Schildwache.

„Tiroler aus der Umgegend, wollen mit dem Commandanten reden."

Wie sie hießen? wurde angefragt.

„Johann Moser und Andreas Bärentochner."

„Und der Dritte, der Große?"

„Josef Hartes", antwortete Speckbacher

Sie sollten warten

Nach einer Weile, als es schon finster geworden war, erschien Major Aicher selbst. Er ließ ein Pförtchen öffnen, welches so niedrig war, daß sich Speckbacher tief bücken mußte; aber innerhalb desselben richtete sich der Häuptling um so strammer wieder auf, daß der bairische Commandant nicht meinen sollte, ein Tiroler neige sich vor ihm.

Major Aicher schickte eine Streifwache hinaus, um sich zu versichern, daß Niemand mehr im Hinterhalte sei; die drei Ankömmlinge ließ er zu sich rufen. Früher aber mußten sie sich die Augen verbinden lassen und so stolperten sie, von einigen Soldaten begleitet, die Stufen des Forts hinauf. In einem dunklen Vorsaal angelangt, wurden ihnen die Binden abgenommen. Zwischen den Soldaten stand der Klausen Martel, ein Wirthssohn aus dem Städtchen, der in der Festung allerlei Dienste verrichtete. Der Martel, als er die drei Männer sah, erschrak etwas, denn er erkannte den Speckbacher. Dieser hinwiederum erschrak ebenfalls ein wenig, als er bemerkte, daß er erkannt war, ließ aber nichts merken. Der Martel gab sofort durch ein Zeichen zu verstehen, daß er nichts verrathen werde und wußte, als Speckbacher durch eine zweite Thür eintreten mußte, so nahe an diesen heranzukommen, daß er ihm ins Ohr flüstern konnte: „Nur anhalten, im Schloß ist schier Alles verfressen."

Endlich standen sie vor dem Commandanten. Dieser blickte sie mit forschenden Augen eine Weile an, dann fragte er finster und mit barscher Stimme, was sie wollten.

„Herr Major," sagte Speckbacher, „mit dem Maul fechten haben wir nit gelernt und so sag' ich's gleich ohne Umschwänf' (Umschweife), daß wir mit den Oesterreichern unzufrieden sein. Jetzt haben wir uns so lang' gewehrt, und sie lassen uns im Stich. Wir möchten uns von unseren Anführern lossagen, weil sie uns von einer Gefahr in die andere hetzen — und ist doch Alles umsonst. Ist's denn wohl richtig wahr, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen ist worden?

„Das ist euch oft genug schon kund gemacht worden", fuhr der alte Major los, „ich bin nicht mehr willens mit Rebellen in eine Unterhandlung zu treten."

„Ist auch unnütz", sagte Speckbacher gelassen, „wenn wir einmal gewiß und bei Euren Ehrenwort wissen, daß wir nimmer österreichisch sein, so wollen wir mit unseren Schützen zu den Baiern treten."

„Ich traue keinem Tiroler", unterbrach ihn der bairische Commandant, „ich gebe mein Ehrenwort nur einem Ehrenmanne. Der Waffenstillstand ist abgeschlossen, aber nicht für die Empörer von Tirol, die sind vogelfrei. Zweimal sind sie begnadigt worden und zweimal haben sie die Gnade mißbraucht. Mit dem dummen Volk wird man wohl ein drittesmal Nachsicht haben müssen, obwohl es werth wäre, daß es ausgerottet würde; aber die Anführer und Verführer, sobald sie eingebracht werden — wehe ihnen! Für diesen Hofer, für diesen Speckbacher ist kein Galgen zu hoch!"

Die drei Männer standen fest wie drei Tannenbäume vor dem Polternden. Und als dieser schwieg, um sich auszuschnaufen, sagte Speckbacher: „Danken schön für die gütige Auskunft. Jetzt thäten wir's wissen und wär' insoweit mit den Tirolern schon

was anzufangen, wenn man sich halt auch auf die Potentaten verlassen kannt. Wenn's so hergeht, daß oben keine Treu mehr ist, verthun wir unser Gut und Blut umsonst. Und was die Anführer angeht, so sind wir ganz überzeugt, daß man sie henken wird, sobald man sie hat. Aber hart zu kriegen werden sie sein."

„Kennt ihr den Speckbacher?" fragte der Major.

„Ob wir den nicht kennen!" antwortete der Genannte, „ist nicht weit von Rastern. Gerade der ist es ja, der uns immer in die größten Gefahren jagt."

„Wißt ihr, daß dieser freche, ruchlose Galgenvogel Tirol zu Grunde gerichtet hat? Und daß er euch selbst noch zu Grunde richten wird, wenn ihr ihn nicht bald ausliefert?"

Die drei neigten ironisch beistimmend ihre Köpfe.

„Einstweilen bleibt ihr als Geiseln für ihn da. Wenn der Anführer mit den Füßen auf den Pastionen hängt, könnt ihr heimgehen."

Das waren keine erfreulichen Aussichten. Aber ohne die geringste Befangenheit zu verrathen, meinte Speckbacher, er sehe das Alles recht gut ein. Der Landesverderber müsse fallen, das werde jeder patriotisch gesinnte Tiroler wünschen und verlangen. Aber dem Manne sei schwer beizukommen, er habe seine Schlupfwinkel in den Wäldern und auf den Almen und vermöge es, mit den wilden Thieren zu leben und breche doch wieder plötzlich hervor mit einem Rudel von Waldteufeln. Man sei vor ihm niemals sicher, und so lange Der nicht festsitze oder hänge, sei keine Ruh' im Land. Sie — die drei Abgesandten — blieben gerne auf der Burg, da hätten sie endlich einmal Frieden. Wenn sie aber etwas meinen dürften, so möchten sie meinen, daß es

vielleicht nicht ganz praktisch wäre, gerade jene Männer im Gewahrsam zu halten, welchen die Schleichwege Speckbacher's am besten bekannt seien und daher am ehesten in der Lage sein könnten, seiner habhaft zu werden.

„Ja, wollt ihr ihn kriegen, wollt ihr ihn mir bringen?" schnarrte der Major.

„Wenn uns eine gute Belohnung gesichert wird — warum nicht?"

Aicher hatte den Speckbacher nie gesehen und konnte auch nicht im Entferntesten vermuthen, daß ein so berüchtigter Oberanführer in eigener Person spioniren gehen würde, er wurde daher irregeführt. Nun wollte er zeigen, daß er gesonnen sei, gegen die Tiroler versöhnend zu handeln; auch war ihm darum zu thun, die drei Männer wirklich für den Angriff auf Speckbacher zu gewinnen; er knüpfte mit ihnen ein freundlicheres Gespräch an. Er stellte ihnen die politische Sachlage der Wahrheit gemäß dar, deutete ihnen an, wie das neue Regiment in Tirol vorgehen werde, und was die Zustände auf der Festung anbelangte, ließ der alte Mann manches unbedachte Wort fallen, welches Speckbacher für seine Pläne auffing.

Indeß hatte der Major gleich Anfangs in das Städtchen um einige Bürger geschickt, um über die drei Männer, die ihm doch etwas verdächtig vorkommen wollten, Zeugenschaft zu haben. Da diese Gerufenen bis jetzt noch nicht erschienen waren, so ließ er Speckbacher und seine Gefährten in eine Nebenstube treten.

„Wir sitzen im Pech!" flüsterte Moser.

„Sind schon öfter d'rin gesessen", entgegnete Speckbacher.

Die Bürger aus dem Städtchen kamen. Der Commandant fragte, ob sie die gefährlichsten Rebellen persönlich kennten. Sie bejahten es und er führte sie in die Stube, hielt dem Major ein Licht unter die Nase und fragte die Passeirer mit strengem Tone: „Kennt ihr diesen Menschen?"

„Vom Sehen aus. Ein Tiroler Bauer. Näher ist er uns nicht bekannt."

Das Licht vor den Bärenlochner: „Und diesen?"

„Das muß ja der Bärenlochner Anderl von Absam sein. Soweit ein rechtschaffener Mensch!"

Der Major beleuchtete das Gesicht Speckbacher's: „Und diesen?"

„Den da?" sagte einer der Bürger mit etwas unsicherer Stimme. Speckbacher starrte ihn mit seinem gluthvollen Auge an, der Blick war flehend und durchbohrend zugleich.

„Kennt ihr ihn?" fragte der Commandant noch einmal.

„Nein", antwortete der Passeirer.

„Gut. Ihr könnt wieder gehen."

Die drei Bauern aber behielt er noch zurück und betrachtete sie als Unterhändler, denen er die Waffenstillstandsbedingungen vorlegte und erklärte. Dabei ließ er Wein auftragen und sagte, daß es ihn freue, endlich einmal Tirolern begegnet zu sein, mit denen sich ein vernünftig Wort reden lasse. Er meine es ja gut mit den Leuten und denke, mit ihnen — wären nur die Rädelsführer einmal hin — auch auszukommen. Er trinke auf das Wohl des schönen Landes Tirol.

Der Wein war in Südtirol gewachsen und die beiden Begleiter Speckbacher's ließen sich ihn schmecken. Sie wurden heiter und redselig — und dem Speckbacher wurde angst und bang.

„Na, Zeppel!“ rief der Moſer und hielt dem Angeſprochenen das Glas hin, „daß wir heut' noch ſo luſtig ſein ſollten! was? Trink' einmal! Auf Dein Weibel! Dein braver Anderl — er ſoll auch leben!“

„Iſt das ein Sohn von euch, der Anderl?“ fragte der Major

„Und was für einer!“ ſchrie der Moſer, „der kann euch das Boarnerſchießen! Wird ein Raufteufel wie ſein Vater, gelt — “

„Gift!“ ſchrie Speckbacher plötzlich und ſprang empor, daß der Lederſeſſel hinter ihm ſtürzte, „in dieſem Wein iſt Gift!“

Raſch erhoben ſich auch die beiden Andern und wurden bleich

„Aber Männer!“ rief der Major, „ſeid ihr verrückt?“

Speckbacher hielt die Hände an ſeinen Unterleib

„Wundet euch der Wein nicht, ſo laßt ihn ſtehen“, fuhr der bairiſche Commandant fort, „ich trinke ihn ſelber!“ Und ſtürzte Speckbacher's Glas in ſeine Gurgel

Der Bauernhäuptling ſtellte ſich gar überraſcht; nun trat er zum Major, legte ſeine Hand treuherzig auf deſſen Arm und ſprach: „Verzeiht mir Seitdem mich dazumal in Sprugge meine eigenen Landsleut' haben vergeben wollen, bin ich ſo viel aufgeregt Eine Verkältung muß es ſein — ein augenblickliches Leibſchneiden Iſt wohl das Beſt', wir bedanken uns für heut' und bitten noch einmal um Verzeihung “

„Na, na, geht nur, in Gottesnamen“, ſagte der Major, „ich hoffe, ihr holt euch demnächſt die Belohnung für den Speckbacher “

„Wie viel, wenn man fragen darf?“

„Hundert Thaler “

„Herr Major, der ist sein Geld werth! — Sagen gute Nacht"

Der Festungscommandant begleitete die bäuerlichen Unterhändler noch bis hinab zur kleinen Pforte, verabschiedete sie nicht ohne Freundlichkeit und stieg dann zufrieden mit seinem diplomatischen Vorgehen hinan zu seinem Gemache.

Die drei Bauern eilten hastig von dannen. Keiner sprach ein Wort. Erst als sie hinter dem Wäldchen gegen das Kaisergebirge hinschritten, athmete Speckbacher auf und sagte: „Mir ist angst und bang worden!"

„Aber was ist denn das mit dem Gift gewesen?" fragte Moser.

„Ein höllisches Gift war in dem Wein. Das hätt' uns bald umgebracht alle drei. Laß ihn's wißt: mit euch geh' ich nimmer spionieren! Da geht das beschissene Aas her und fängt von dem Alten mit meiner ganzen Lebensgeschicht' an. Erwürgen hätt' ich Dich mögen, Moser. Wie ich euch mit mit meinem zahen Aufspringen derschreck', so hammeln wir noch heut'."

„So steht's mit dem Gift!" sagte der Bärenlechner.

„Mehr Glück als Verstand!" brummte der ergrimmte Speckbacher noch. Bald darauf kamen sie zu den Genossen, welche mit Kummer auf die Zurückkehrenden gewartet hatten.

Aber die Gefahren dieser Nacht waren umsonst bestanden. Speckbacher erhielt von österreichischer Seite einen derben Verweis, des tollen Wagestückes wegen. Gleichzeitig marschirten die österreichischen Truppen aus der Gegend. Neue Schaaren von Baiern und Franzosen zogen heran, um das „friedensbrüchige Tirol" zu zermalmen. Die Tiroler Bauern versammelten sich von Neuem

und hielten Rath, was nun zu machen sei. Da krachte von der Festung plötzlich ein Hagel von Kugeln nieder und füllte den Platz mit Leichen. Nur Wenige entkamen, um im Lande zu berichten, daß der Waffenstillstand für Tirol nicht zu gelten scheine.

Als Speckbacher sah, daß nun Alles verloren sei, schwang er sich in einem Anfall von Verzweiflung auf sein Rößlein, sprengte in die Schußlinie vor die Festung und rief höhnend und lachend hinauf: „Da bin ich! Trifft's mich! Bringt's mich um!“

Ein paar Freunde zerrten ihn vom Platze weg. Man rieth ihm, daß er nun Tirol schleunigst verlasse, sich nach Oesterreich und Wien rette und sich für eine Zeit spare, da es sein Vaterland mit besserem Erfolg wieder was zu thun gebe. Er verabschiedete sich von Weib und Kind.

„Wirst uns doch nicht ganz verlassen, mein Seppel!“ schluchzte seine Gattin und die Kinder umklammerten seine Knie.

„Ich muß!“ rief er, „ich muß; ich komm' schon wieder!“

Mit mehreren österreichischen Officieren auf einem Leiterwagen fuhr er dahin. Da begegnete ihm auf seiner Flucht im Passeierthale Andreas Hofer, der eben von Trient kam, wo er die Trauerbotschaft vom Waffenstillstande vernommen hatte. Als er auf dem Leiterwagen unter den Uniformen eine Bauernjoppe sah, erkannte er seinen Kampfgenossen.

„Seppel!“ rief er, „auch Du willst mich im Stiche lassen! Sie schänden sich der Schande zu!“

Wie Speckbacher dieses Wort hört, läßt er zwar seinen Hut im Stich, ergreift aber den Zügel und springt vom Wagen

auf die Straße zum Hofer. Beide bleiben in ihrem Zirkel, sammeln um sich neue Schaaren und erwarten den Feind.

Bald wird erzählt, wie wenige Wochen später die Bauernhelden den glorreichen Sieg auf dem Iselberg errungen haben und eingezogen sind in die Stadt Innsbruck als Herrscher von Tirol.

Der Bauernregent.

„Seids beinand, Finster? Nachher gehen wir's an. Die Mess' habts g'hört, einen Schnaps habts trunken. Also in Gottesnam'!"

Das war die Schlachtrede des Passeyer Landwirthes auf dem Iselberg an jenem 13. August. Die Matten waren feucht und kühl im Morgenthau. Die Gipfel der Stubeiergletscher glühten schon in der Sonne. Im Thale lag ausgegossen der Nebel, aus welchem die Thürme von Innsbruck ragten. Die Stadt selbst war ganz verdeckt, und auch das Kriegsheer war verhüllt, welches das Thal des Inn besetzte und beherrschte.

„Da unten wirthschaftet der Feind!" rief Haspinger, der geistliche Bauern-Commandant, „er bethört die Jugend und verführt die Frauen, er entweiht die ehrwürdige Burg und schändet die Kirchen, die ihre Thürme wie hilferufend aus dem Nebel emporrecken nach den Söhnen und Rettern des Vaterlandes. Andert, ich halt' mich mit meinen Leuten links von Natters her; der Speckbacher fahrt gegen Ambras hinunter. Da lachst g'rad aus. Der Herrgott sei uns gnadig' halts z'samm. Amen!"

Und nun begann jene gewaltige Schlacht, der heißeste und glorreichste Kampf der Tiroler um ihr Heimatland. Er dauerte zwei Tage lang ununterbrochen. Schreckbar widerhallte das Knattern der Gewehre, das Krachen der Kanonen in den Wäldern und Felsen. Die Commandanten waren überall dort, wo es am heißesten herging. „Vorwärts!“ rief Speckbacher, „für uns ist keine Kugel gegossen!“ Die tapferen Baiern, die im Kriegshandwerke Meister gewordenen Truppen des corsischen Weltbesiegers wurden zurückgeworfen vor dem wilden, todestrotzigen Ansturme der Kelpler. In der Nacht beleuchteten brennende Höfe das Schlachtfeld. In den Wehren der Sill hauten sich die Leichen der Baiern und Franzosen.

Bauernweiber schleppten unerschrocken fortwährend Waffen und Stärkung herbei, manche mengten sich sogar in den Kampf. Kinder gossen Bleikugeln, oder stachen mit ihren Taschenmessern die verschossenen aus Erde und Baumstämmen. Anderl, der zehnjährige Sohn Speckbachers, war der Vordersten Einer und brachte ganze Hüte voll von aufgelesenen Kugeln herbei, bis ihn sein Vater plötzlich anfuhr: „Bazbub', was hast Du da zu thun! Jetzt aber gleich gehst mir heim!“ Er sollte ja mit der Mutter das Haus hüten, den Hof zu Rinn. Aber es war ihm lieber, frisch beim Gefecht als daheim auf dem Judenstein mit der Mutter beten. Auf den Kapellenstufen knieen den ganzen Tag und die Hände falten, es litt ihn nicht daheim.

„Rinn ist schon von Baiern besetzt“, berichtete ein Bauer, „die Feinigen haben sich gegen den Kofel hinaufgeflüchtet.“

„Lo lauf ihnen nach, Anderl“, befahl der Speckbacher seinem Sohne, „und sag' ihnen, daß es uns gut geht.“

In demselben Augenblicke pfiff eine Kugel am Haupte Speckbacher's vorüber und schlug in den Baumstamm. Der Baiern-Commandant lenkte sein ungeduldig Rößlein wieder nach vorwärts, der kleine Andrä strich sich noch eine Weile zwischen den Kämpfenden herum, bis ihn nochmal das zornglühende Auge seines Vaters traf, dann machte er sich davon.

Arge gab's unter den Landesvertheidigern, die eigentlich waren, wie der Satan. So der rothe Hans von Hall, ein Mann von sechsundsechzig Jahren, ein Riese an Gestalt; der faßte zwei bis an die Zähne bewaffnete Soldaten, die auf ihn eindrangen, rechts und links an der Brust und stieß sie mit den Köpfen so arg aneinander, daß beide mit zerschmetterter Hirnschale vor ihm niederbrachen.

Ein schönes, junges Mädchen brachte ein Weinfaß gerollt, den Streitenden zur Erquickung. Da schlug eine feindliche Kugel ins Faß, daß der Wein alsogleich in einem weiten Bogen herausschoß. Sie hielt den Finger vors Loch und wich nicht von ihrem anvertrauten Gut, bis sie selbst eine Kugel traf.

Und als dann die Franzosen und Baiern sahen, daß bei einem solch' heldenhaften Zusammenhalten der Leute die Kraft des Wettersturmes auf dem Iselberge nicht zu brechen war, daß hinter allen Bäumen und Felsen, aus allen Büschen unversiegbar Kugeln hervorschossen, daß jeder Stein und jeder Strauch in diesem Lande ein Feind war, da gaben sie den Kampf auf, räumten Innsbruck, verließen das Thal.

Und am Morgen des 15. August — am Tage der Himmelfahrt Mariens — war Tirol wieder frei. Hofer stand, umgeben von seinen bäuerlichen Streitern, auf dem Iselberg und schaute

hinab auf die Stadt. Dann ließ er auch die anderen Commandanten rufen: „Sie sollen daher kommen — Alle nahend zu einand'!“ Und als sie beisammen waren, zog der Passeyer Landwirth seinen großen Rosenkranz aus dem Sack und sagte: „Jetzt, Leutel, thun wir ein paar Vaterunser beten, zur Danksagung, daß uns der Herr geholfen hat“

Und er kniete nieder — ihm zur Rechten der Priester Haspinger, ihm zur Linken der Speckbacher — drei schlichte, aber trotzige, bärtige Gestalten, die es mit jenem Gewaltigen aufgenommen hatten, der eine Welt unter seinem Fuße zermalmte.

Nun knieten sie da, schlangen über Gesicht und Brust ein Kreuz, falteten — im Armwinkel noch die Stutzen haltend — die Hände und beteten. Die ganze Schaar auf dem Iselberg, und so weit sie gegen das Thal hin ausgestreut stand, folgte solchem Beispiel. Und die Morgensonne beleuchtete glorreich die herrliche, echt germanische Heldengruppe auf dem damals einzigen freien Stücklein deutscher Erde!

Manchem Auge, das vorhin am Stutzenlauf hinaus scharf auf den Feind gezielt, entfloß jetzt eine Thräne. Mehrere protestantische Baiern und Sachsen, die sich als Gefangene mitten unter den Bauern befanden, wurden von dieser Scene so sehr ergriffen, daß sie ebenfalls auf die Knie sanken, laut mitbeteten und dem Himmel dankten, daß sie solchen Siegern in die Hände gefallen waren.

Jetzt strömte mit Hall und Schall das Volk aus der Stadt heraus. Studenten waren dabei, die riefen: „Da seids ja, ihr prächtigen Leut', ihr Männer und Helden! Gott will komm'!“

Winkte ihnen der Hofer! „Still seids! Nit schreien und musiciren jetzt! Beten thuts. I nit, und ös a nit — Der droben hat's than!"

„Jetzt müßts mit in die Stadt, Manner, und müßts unser König Kaiser sein. Die Oesterreicher haben eh vergessen auf uns!" So rief die Menge.

Da antwortete Hofer: „Gehts nur voraus, wir kommen schon nach. A Bissel Ordnung stiften werden wir, 's Weitere wird unser Kaiser z'Wien schon machen."

Eine Carrosse mit vier flinken Schimmeln bespannt — man hatte sie vorhin einem feindlichen Obersten abgenommen — ließ man heranfahren, dahinauf mußten sich die drei Bauern-Commandanten jetzt setzen, und unter dem Jauchzen des Volkes, unter Schwögelpfeifen und Geigenschall der Landleute; unter dem Klange aller Glocken von Wilten, Ambraß und Innsbruck zogen sie in des Landes Hauptstadt ein. Gleich der Burg zu strebte der Zug, allein beim Adlerwirth in der Neustadt ließ Hofer halten: „In die Kaiserburg gehören wir halt doch nit hinein. Adlerwirth, Du mußt uns aufnehmen!"

Aber das Volk wollte den Retter sehen, den Sandwirth, fast stürmte es das Haus. Da trat Hofer ans Fenster und hielt folgende Anrede:

„Nu, so grüß' Enk Gott, meine lieben Sprugger! Ihr habts mich zum Obercommandanten haben wollen; so bin ich halt da. Andere sein a noh da, die keine Sprugger sein. Haben a tapfer mitthan. Die das nit thun wollen, sollen heimgehen; meine braven Waffenbrüder werden mich nit verlassen; ich will Enk a nit verlassen, so wahr ich Andreas Hofer heiß'! So,

gesagt hab' ich Euch's, gesehen habts mich. Jetz behüt' Euch Gott!"

Das war sein Manifest.

Aber in einem Einkehrwirthshaus das Tirolerland regieren, das ging doch nicht recht, und so zog Hofer denn endlich in die Burg.

Das Erste dort war, daß er die kostbaren Teppiche einrollen ließ, die auf Treppen und Außböden ausgebreitet lagen, „'s wär' Schad' drum — für die groben Bauernschuh'". Freilich verdarben diese eisenbeschlagenen Schuhe an den glatten, feinen Außböden mehr, als sie an den Teppichen verdorben hätten, und es war noch gut, wenn auf so schlüpfrigem Boden keiner der Herren Minister und Höflinge im Lodenwams ausrutschte und hinfiel.

Da saßen sie denn in den Räumen des altehrwürdigen maximilianischen Schlosses, in den herrlichen Sälen, welche Maria Theresia so prachtvoll ausstatten ließ — da walteten sie nun herum, die knorrigen Männer in Hemdärmeln, mit den rauhen schwieligen Händen. Sie studirten die Archive, ordneten die Register, vernichteten die Verordnungen der Baiern, beriethen neue Gesetze, heißt das, die Wiedereinführung der alten, und rauchten aus ihren Pinzgauerpfeifen schlechten Tabak dabei.

Der Hofer war vollauf in Anspruch genommen. Allerlei Deputationen kamen mit allerlei Beschwerden, Wünschen, Anträgen. Hofer schlug nicht viel nach in den Gesetzbüchern, das war ihm alles zu langweilig und zu gewunden und zweideutig; er sprach frisch von der Leber weg seine Meinung aus. Und die galt.

Doch kam der Commandant von Tirol bald zur Ueberzeugung, daß ein redlich Wort nicht genug ist — und selbst

wenn es ein Regentenwort wäre daß Geld sein muß. Aber die öffentlichen Kassen waren leer, die Hilfsquellen erschöpft. Es war ja der Feind dagewesen.

Der Rath lief ein, man solle den Leuten die Fahrnisse abnehmen, den Viehstand wegtreiben, die Vorräthe aus den Speichern heben.

„Das mag ich schon einmal gar nicht thun," entwortete drauf Hofer, „wenn's schon sein muß, daß wer im Land raubt und plündert, so ist's gscheidter, der Franzos thut's, als der Tiroler."

Aber er konnte doch nicht mit dem Hut in der Hand absammeln gehen von Haus zu Haus, und so beschied sich der Finanzminister von Tirol denn, so gut es gehen mochte.

Zu Hall ließ er Einkreuzer und Zwanzigkreuzerstücke prägen. Das Silber und Kupfer nahmen sie im Schmelzwerke zu Brixlegg. Der bäuerliche Hofstaat rieth dem Oberkommandanten daß er sein Bild oder wenigstens seinen Namen auf die Münzen prägen lasse. Hofer entgegnete ihm: „Davor hüt' mich mein Herrgott! ich bin dem Vaterland ein Diener, wie ihr Herr denken aufs Geld, was drauf gehört: Befestigte Staatschaft Tirol und den Kaiseradler."

Viel schärfer, als der Finanzminister war in dem Landwirthe der Cultus- und Justizminister. An Schulen konnte zu solcher Zeit freilich nicht gedacht werden; aber Zucht und Sitte nach alter Väter Brauch mußte aufrecht bleiben.

Manch' schuldig Paar wurde eingebracht, das sie draußen in einer Bergbutte ertappt hatten. Strohkranz und Einsperren in die Todtenkammer waren sonst die gefürchteten Strafen für

unerlaubte Zärtlichkeiten zwischen Mann und Weib; aber der Hofer that anders.

Stellte er sich mit ausgespreizten Beinen, die Arme auf dem Rücken vor das Paar und versuchte einen strengen Blick zu thun, wobei aber nie was herauskam, denn sein Auge war kindlich sanft.

„Anderer leid' ich keine", war sein Aufbegehren, „wer leids denn."

Er und Sie.

„Seid's mit einan hintaverwandt?"

„Ah, das nit."

„Habts Euch wirklich gern?"

„Arglich nocht."

„Auf der Stell' z'sammheiraten."

Das war sein Urtheil. Manches Liebespaar wurde auf diese Weise in ein Ehepaar verwandelt, und bisweilen dadurch freilich in Armuth und Noth gestürzt. Aber der Andreä sagte: „Selber gethan, selber gelitten."

Diebe und Hochverräther — solche Mißwüchse gibt es selbst im herrlichsten Volke — ließ er sofort hängen oder erschießen. „Zum Prozeßverfahren und Einsperren haben wir keine Zeit."

Scharf eiferte Hofer gegen das Tanzen und nächtliche Herumschwärmen, welches die lustigen Aeltler auch in schwerer Zeit nicht lassen. Hofer meinte, wer jetzt so tollen und ausgelassen sein könne und dem die Lustigkeit vom Herzen ginge, dem läge nicht viel am Vaterland. In Innsbruck gab es Frauen, welche von den Franzosen schon gelernt hatten, ihre Arme und Brüste nackt zu tragen. Wegen dieser Mode zog der Commandant von

Tirol ganz besonders streng zu Felde. „Fürs Erst' ist es ein wällisch Wesen; fürs Zweit' ist es für meine lieben Waffenbrüder unchristlich und ungesund, solche Frauenzimmer von allerhand Gattungen anzuschauen."

Er selbst lebte als Regent im Hofpalaste so einfach, wie er es als Sandwirth gewohnt war. Seine Passeyer Landestracht, die legte er nicht ab. Sein Strohsack auf dem er schlief, hatte er nicht ins prachtvoll geschnitzte Kaiserbett, sondern im Vorzimmer auf den Fußboden legen lassen. Bei Tische aß er mit seinem Ministerium, das aus Bauern, Wirthen und Geistlichen bestand, aus Einer Schüssel die tirolerischen Landesspeisen, welche aus dem nächsten Wirthshause für die Person zu vierundzwanzig Kreuzer geholt wurden. Seine Leibwache bestand aus Passeyer Schützen.

Der ganze Hofhalt von Tirol kostete während einer sechswöchentlichen Regentschaft fünfhundert Gulden, was Hofer schon ein wahres „Heidengeld" nannte.

Des Obercommandanten einziger Luxus machten die vier Schimmeln aus, welche von den Baiern erobert worden waren und mit welchen er seine nothwendigen Visitationsreisen führte.

Und wenn der Regent der gefürsteten Grafschaft Tirol so des Weges fuhr, geschah es wohl oft, daß irgend ein Bäuerlein ihm winkte: „Anderl, halt' a Bissel auf! hätt' eppas zu reden mit Dir." Und er ertheilte auf offener Straße Audienz, schlichtete, was er schlichten konnte, und fuhr mit einem: „Behüt' euch Gott, beinand'!" wieder davon.

Einer der Bittsteller nannte ihn einmal: „Excellenz." Da wurde er fast zornig und sprach: „Laßts solche Dummheiten jetzt, denkts auf was Gescheidteres!"

„In den Häuſern wo er ſich unterwegs bei ſolchen Landfahrten einfand, kamen bald Leute zuſammen, hielten Landtag, oder leiſteten dem Commandanten Geſellſchaft.

„Schön Dank," ſagte Hofer hierauf, „Eure Anweſenheit hat mich g'freut; muß eh bald wieder zurück in die Stadt."

Einmal, als ſie ihn nach Neuigkeiten fragten, antwortete er: „So viel, als wie nichts kann ich Euch vermelden. Ich hab' wohl drei Boten auf dem Weg, den Patſcher Hiesel, den Sixtl Zeppel und den Memmel Hans. Die Lötter, ich erwart' ſie alle Stund; die Schwänz kunten ſchon lang da ſein."

Viele Tiroler aber ſagten um dieſe Zeit: „Es bleibt nit ſo! So bleibt's nit. Es thut ſchon wieder Zeichen geben, wie es lett (vor einem Jahr) hat Zeichen 'geben, ehvor der Feind iſt kommen. Eben auf dem Standerfelſen, wo kein Menſch und kein Thier hinauf kann, hört man allweil Roßgewieher."

„Und der alte Kaiſerthurm zu Kufſtein thut nächtlicher Weil ſchon wieder in Flammen leuchten."

„Im Gnadenwald ſollen abgeblühte Lilien wieder aufblühen."

„Und auf dem Längmoos haben ſie geſehen, wie zwei Hände aus der Erde herausgeſchaut haben, eine mit dem Schwert, die andere mit einem Feuerbrand!"

„Und in den Höttingerkirchen ſollen die Heiligenbilder weinen."

„Und in einem Kreuz an der Martinswand thut der Herrgott mit den Augen zwinkern."

„Ja, ja, 's kommt wieder was."

Es bereiteten ſich thatſächlich Ereigniſſe vor und die Volksahnung erfüllte ſich.

Eines Tages kam der Kerkermeister zu Hofer und fragte, was denn mit den gefangenen Baiern und Sachsen zu thun wäre; der Kerle seien so viel, daß sie das Land arm zu fressen im Stande wären: ob man ihnen nicht die Kopfe abschlagen sollte.

„Wenn sie Dir zu viel fressen, so laß sie laufen", beschied Hofer. Damit war der hohe Rath aber doch nicht ganz einverstanden. Den „Boarn" dürfe kein Tiroler trauen; und als Geisel müßte man sie ja auch zurückbehalten. Der Feind hätte wohl ebenfalls viele Tiroler mit sich geschleppt.

„So laßt sie wenigstens nicht Hunger leiden," sagte Hofer. „Was können die armen Teufel dafür, daß sie gegen uns verhetzt worden sind."

Die Gefangenen auszutauschen. Das war freilich ein kluger Gedanke. Aber wie war das anzufangen? Da ließ sich eines Tages der gefangene baierische Generalstabs-Oberlieutenant Völderndorff vor Hofer führen, verlangte seine Freilassung und machte sich erbötig, in München die Auslieferung der Tiroler Gefangenen zu bewirken.

Hofer blickte ihn lange an und fragte: „Darf man Euch trauen?"

„Auf Offiziers-Ehrenwort. Und gelingt mir die Befreiung Eurer Landsleute nicht, so kehre ich selbst und freiwillig wieder nach Innsbruck unter Eure Botmäßigkeit zurück."

„Herr, Ihr seid ein Ehrenmann und stellt mir keinen Schranken. Es ist abgemacht."

Völderndorff reiste von Hofer mit Pässen versehen ab. Hofer aber mußte sich von seinem Ministerium arg auszanken lassen, daß er den feindlichen Offizier so leichtgläubig, wie ein

Kind, entlassen habe. Der davongeflogene Vogel würde sich über solche Staatsklugheit der Tiroler recht in die Faust lachen.

Und als Wochen vergingen, ohne daß die gefangenen Tiroler nach Hause kamen, und die Sticheleien des Hofpersonales immer ärger wurden, da bereute Hofer seine Gutmüthigkeit selbst.

Eines Tages jedoch war der Völderndorff wieder da.

„Ich habe," sagte er zu Hofer, „die Freilassung der Tiroler nicht durchzusetzen vermocht, weil die Gefangenen von München schon nach Frankreich transportirt worden waren und weil die Friedensverhandlungen zwischen Napoleon und Oesterreich noch nicht abgeschlossen sind. Somit stelle ich mich wieder als Euren Gefangenen."

So hat der brave Officier auch gegen Bauern sein Ehrenwort heilig gehalten.

Hofer ließ ihn selbstverständlich nun nicht mehr ins Gefängniß stecken, sondern frei herumgehen, ja lud ihn sogar häufig zu Tische, wo sie sich in Heiterkeit und Gemüthlichkeit miteinander unterhielten.

Und eines Tages, als die beiden Männer nach dem Speisen in der Hofkanzlei beisammen saßen, der bairische Officier eine Pfeife schmauchte und Hofer die neu eingelaufenen Bittgesuche durchblätterte, sagte Völderndorff: „Ihr seht es wohl, Commandant, daß ich nicht Euer Feind bin, ein Mann von Wort, auf den sich, glaube ich, bauen läßt. — Euer Regieren, mein lieber Hofer, ist etwas Außerordentliches und sehr Merkwürdiges und flößt mir den größten Respect vor Euch ein. Und doch will ich Euch noch einmal auf Ehrenwort etwas sagen."

Der Landwirth blickte ihn treuherzig an und fuhr fort in seinen Schriften zu blättern, wobei er sehr unbehilflich war, das glatte Papier wollte seiner rauhen Hand nicht pariren Papiere, die ihm berücksichtigenswerth erschienen, steckte er sogleich in seine Rocktasche

„Wie es heute in der Welt hergeht, mein braver Freund", fuhr Waldendorff fort, „ist Euer Gebahren das allerunsinnigste, was man sich denken kann Eine handvoll Bauern in einem armen, erschöpften Ländchen, das ganz und gar nimmer für sich bestehen kann, widersetzt sich der Weltordnung; widersetzt sich dem allmächtigen Franzosenkaiser, dem ganz Europa heute dient, mit dem in wenigen Tagen Oesterreich alliirt sein wird Durch Euren Widerstand habt Ihr Tirol in eine unendliche Gefahr gebracht Ihr könnt es nicht verantworten! Dasselbe Land, welches Ihr, mein lieber Landwirth, heute liebt, mehr als Euer Herz, wird einst Euer Andenken verfluchen, denn Ihr habt es in ein Unglück gestürzt, an welchem Kind und Kindeskind noch schwer zu tragen haben werden "

Hofer's Hand krampfte sich zur Faust, in welcher ein Papier zerknittert wurde, aber sein Auge sah mit Angst in die Züge des Officiers

„Ihr seid nun fertig", fuhr dieser fort, „Ihr habt Alles aufgeboten, was Ihr aufzubieten habt Was wir Euch entgegen gestellt haben, das nennen wir nur Vortruppen, wenige Divisionen Aendert Ihr Napoleon zu einem wirklichen Kriegszuge heraus, so seid Ihr von seinen Millionen Soldaten erdrückt in Einem Tage Wenn Ihr glaubt, daß Oesterreich mit Euch sei, so seid Ihr sehr betrogen Das kann sich um Euch nicht mehr kümmern; es hat seinen Herrn gefunden, denselben, dem auch

Tirol von Kriegs Rechtswegen nun angehört — Wenn Ihr heute vernünftig seid und Euch in das Unvermeidliche und Unabänderliche fügt, so ist es vielleicht noch nicht zu spät Napoleon ist großmüthig, und unser gnädigster König ist herzensgut, er wird Euer Vater sein, und Ihr gehört wieder dem Ganzen an; wie muß es Euch wohlthun, nach so langen fruchtlosen Eigenkämpfen — wie der vogelfreie Verbrecher in seiner Wildniß sich wehrt um das armselige Leben — wieder in Schutz und Schirm eines mächtigen Staates zu sein — Euretwillen, Hofer, Eures schönen Landes willen, bitte ich Euch, verschickt noch heute an Eure Commandanten die Abrufungsschreiben, laßt Abgeordnete nach München gehen, schließt Euch selbst diesen an, um Eure willige Rückkehr an das bairische Haus zu bezeugen."

Andreas Hofer, das große, gläubige Kind, wollte schon einschlagen, da wurden drei Couriere gemeldet, die eben vom Kaiser aus Wien kamen

„Na, na", rief Hofer, „unser lieber Herr vergißt auf uns nit Gehts nur, jetzt hab' ich keine Zeit" Damit war Feldernborff abgefertigt

Die Sendboten aus Wien brachten Geld und vom Kaiser eine goldene Kette für Andreas Hofer Gleichzeitig erschien Speckbacher und sagte: „Weit, Andert, aufgeben thun wir nit Da kann der Franzos machen, was er will, unsere Berge kriegt er nit um. Pulver und Blei ist da Der Krieg ist richtig!"

Zur selben Zeit war ein alter Kohlenbrenner vor Speckbacher gekommen, der drehte seinen Hut gar schämig in der Hand umher, machte ein halb lächelndes, halb verzogtes Gesicht und gestand schließlich, daß er was abzugeben hätte

„'s ist ihm", berichtete der Kohlenbrenner, „die Zeit lang worden auf der Alm, und so oft er schießen gehört hat herunten im Thal, ist ihm allemal ums Soldatenerschießen so viel gewesen. So ist er zu mir kommen, und haben uns allzwei etliche Wochen herumgetrieben, und jetzt will er's haben, daß ich ihn herfuhr', und er möcht' halt so viel gern mitschießen."

„Red' bedeudt, daß ich weiß, was Du willst", sagte Speckbacher, da führte der alte Kohlenbrenner Speckbacher's Sohn, den Anderl vor. Der Knabe hatte ein nettes Büchslein auf dem Rücken und stellte sich recht soldatisch vor den Vater hin; auf seinem jungen Gesichte war aber doch die Angst zu lesen, der Vater könne ihn wieder davonjagen.

„Ja freilich", rief Speckbacher, „mit diesem alten Radschließprugel wirst Du der Katz die Schellen anhängen! Na, bleib' nur da, dein Büchsel, das werd' ich zum Schmied schicken. Zu schießen wird's schon wieder was geben!"

An des Kaisers Namenstag wurde in der Hofkirche zu Innsbruck das Goldene Kettenfest gefeiert. Der ehrwürdige Abt von Wilten hing die Kette des Kaisers unter Musik und Glockenklang dem Landwirth um den Hals. Es war ein Fest für die ganze Stadt. Abends gab's sogar Schauspiel im Theater. Hofer saß in der Hofloge, aber er war gar ernst und fast traurig. „Mir geht was vor", sagte er, als man ihn um die Ursache seiner Stimmung gefragt hatte, „jetzt fangen wir wieder an, und man weiß halt doch nicht, was es für einen Ausgang nehmen wird. Mir geht was vor."

Es war, als hätte das Gold, welches auf seinen Schultern lag und über seiner Brust hing, den Muth des braven Bauern-Commandanten gebrochen.

Bald rückten die Baiern und Franzosen von vielen Seiten neuerdings an und es begann wieder eine Zeit heißer Gefechte und blutiger Schlachten.

Das ganze Volk von Tirol war Ein Wille, und der hieß: ‚Nicht aufgeben' war Eine Kraft, und diese hieß: ‚Drein schlagen'. Jeder Einzelne war ein Held. Kein Blut und kein Feuer schreckte sie zurück. „‚In Gottesnam' schießts los'" war das Commando. „‚Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit los' en'" war das Losungswort und die Felsen brachen an den Bergjochen und die Steine sausten nieder auf den Feind. Wo das Schießen nicht zugriff, da arbeiteten sie mit dem Gewehrkolben. Speckbacher war mehrmals in Todesgefahr, er kämpfte wie ein Löwe. Einmal wurde er im Handgemenge zur Erde geworfen; mit Bajonetten stachen sie nach ihm, seine Waffen und seine Kleider rissen sie ihm vom blutenden Leibe. Aber mit Riesenkraft raffte er sich wieder auf, schlug wie ein Rasender mit den Fäusten um sich und entwand sich den Feinden. Von nachgeschickten Kugeln umsaust, kletterte er einen Berg hinan, entwand der krampfhaften Hand eines sterbenden Tirolers das Gewehr und begann wieder zu schießen. Jetzt dachte er aber an seinen Sohn Anderl, welcher in der Schlacht bisher nicht von seiner Seite gewichen war, und welchen jetzt fehlte. Der Knabe war in den Händen der Baiern. Speckbacher stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, brüllte dann wie ein verwundeter Löwe, und wollte sich wieder unter die Feinde stürzen, um sein Kind zu retten. Aber seine Leute hielten ihn zurück und in demselben Augenblicke brach der Bauernheld, von Schmerzen überwunden, zusammen.

Nach der Schlacht wurde der gefangene Anderl nach seinem Vater befragt. Der schlaue Knabe, um ihn zu schützen, antwortete weinend, sein Vater sei neben ihm gefallen und gab die Leiche eines im Gesicht arg zerhauenen Bauern als seinen Vater an. Dadurch wurde Speckbacher für den Augenblick von den Nachstellungen der hassenden Feinde geschützt. Anderl aber wurde mit anderen Gefangenen exercirt.

Die Franzosen verübten unglaubliche Grausamkeiten. Bei Lienz wurden junge Bauern und wehrlose Greise erschossen, Geistliche gehangen und ans Kreuz geschlagen, den Pferden an den Schweif gebunden und durch die Stadt gejagt, daß das Hirn der Unglücklichen an die Mauern spritzte.

Am 6. October schrieb Hofer an Speckbacher: „Oesterreich hat uns aufgegeben, heißt es; ich kann's aber nicht glauben. Helfen wir uns weiter!"

Aufgegebene. Am 23. October, nachdem die 25 vom Streiter Tirols acht Monate dem Weltenbeherrscher getrotzt hatten, erschien die Proclamation des Prinzen Eugen Napoleon, Erzkanzler des französischen Kaiserthums an die Völker Tirols. Sie war groß muthig, aber sie war herrisch, sie brachte den Frieden, aber sie brachte die Erniedrigung.

Die Bauernanführer, immer und unermüdlich noch weitere Kämpfe planend, flohen trotz Winterszeit ins Hochgebirge. — Am Passeyer ist ein eingefallenes Grab, auf dem kein Halm will wachsen und kein grünes Blättchen. Darunter liegen die Gebeine des Knechtes Raffel, der den schnee- und eisumgürteten Aufenthalt Hofer's den Franzosen verrathen hat.

Der Baiern Commandant wurde ins welsche Land geschleppt, auf die Festung Mantua

In der Nacht vor seinem Tode schrieb er: „Ade, du schnode Welt! so leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht einmal die Augen naß werden"

Da war es am Morgen jenes 20 Februars 1810

Als die Gerichtsdiener den Mann aus seiner Zelle zum Tode führten, hatten sich im Vorsaal und an der Treppe einige seiner treuen Tiroler eingefunden, Kampfgenossen, die entweder selbst erst auferstanden waren aus der dumpfen Kerkerluft Mantuas, oder die sich in die Festung geschmuggelt und gebeten hatten, um ihren Führer das letztemal zu sehen Einer, dem die Baiernkugel das Bein zerschmettert, war auf der Krücke den weiten Weg gekommen — und rascher, als die Begnadigungsbotschaft — um den Sandwirth noch beim Leben zu treffen

Nun standen sie in der düsteren Halle und hörten über die Mauerbrüstung und durch die Schießscharten herein das Commando der sich aufstellenden Soldaten Jeder der Männer war blaß wie die Quadernmauer Keiner sagte ein Wort zum Andern; Jeder bebte insgeheim vor dem Erscheinen dessen, den sie erwarteten Wenn sie selbst schon gebrochen waren, die doch wieder heimkehren sollten in ihre Berge, wie erst mußte der Mann an ihnen vorüberschreiten, der nach fruchtlosem Kampfe ums Heimatland dem Henkertode entgegenging

Endlich knarrte eine Pforte, langsame Schritte hallten und kamen näher und näher und von einem Priester begleitet, zwischen Bütteln schritt fest aufrecht Hofer einher

Die Männer standen wie versteinert; als sie aber sein Auge sahen, sein mildes, kindliches Auge, in welchem keine Angst lag und kein Trotz, welches auf sie hinblickte, wie dankend, daß sie gekommen waren mit dem letzten Gruße von Tirol — da stürzten sie auf ihn zu, faßten seine Hände und fielen auf's Knie. Ein Jüngling, an seiner Seite die Reiseflasche tragend, ist wohl die ganze Nacht gewandert, um ihn noch einmal zu sehen; nun, da Hofer vor ihm steht, bedeckt er vor Entsetzen die Augen. Ein Anderer ist an den Stufen der Treppe auf's Knie gesunken, wie vor einem Heiligen; ein Greis, die eine Hand verzweiflungsvoll ins weiße Haar wühlend, mit der andern Hofer's Finger umklammernd, ruft, schreit im Tone des höchsten Entsetzens das Wort: „Ander!"

Schauerlich wiederhallte hier und zu dieser Stunde der gemüthliche Name aus deutscher Heimat; ein Schrei der Verzweiflung war's. Den Einen stützte die Krücke, daß er nicht niedersank unter der Last des Schmerzes, der Andere preßte sich an die kalte Mauer und weinte.

Hofer blickte sie ruhig und traurig an; vielleicht war ihm, als sehe er in jedem seiner Kameraden ein Stück seiner selbst. Jedem wollte er die Hand reichen, allein die sie einmal erfaßt hatten, die wollten sie nicht mehr lassen, diese treue, warme Hand. „Männer!" sagte er zu ihnen und seine Stimme war nicht hell, wie sonst, „mir hats wohl gethan, daß ich Euch noch einmal gesehen hab'. Geht heim, geht heim! Wenn Ihr mir noch was zu Lieb' wolltet thun: eine Schaufel voll Tiroler Erden möcht' ich auf mein Grab."

Er war nun fertig mit Allem, mit sich, mit allem Schmerze der Enttäuschung, mit dem Leide über sein verlorenes Land.

Draußen auf freiem Platze scholl ein Horn. Die Gerichtsdiener gaben das Zeichen, die Zeit sei um; der Priester legte traurig mahnend seine Hand auf Hofer's Arm — noch ein Drucken der Hände, wortlos, lautlos bis auf das Schluchzen und Aufstöhnen der Tiroler — und Andreas Hofer riß sich los und schritt fest aufrecht die Quaderntreppe hinab, schritt durch die Reihen der französischen Grenadiere ins trübe Licht des Wintermorgens hinaus auf den Richtplatz —

Auf dem Richtplatz wollte man ihm die Augen verbinden.

„Das brauch ich nicht", sagte er, „nicht das erstemal ist's, daß ich dem Tod ins Gesicht schau"

Man bedeutete ihm niederzuknien.

Er antwortete: „Ich will Dem, der mich erschaffen hat, meinen Geist stehend zurückgeben" Dann trat er einige Schritte vor und rief: „Feuer!"

Die ersten Schüsse trafen ihn schlecht, er brach aufs Knie zusammen, winkte mit der Hand und rief: „Franzosen schießts besser!"

Erst der dreizehnte Schuß machte dem Leben des einundvierzigjährigen Mannes ein Ende.

„Eine Schaufel voll Tiroler Erden will ich auf mein Grab!" Das war sein letzter Wunsch. Heute ruhen die Gebeine dieses unerschrockenen Martyrers für Vaterland und Treue als kostbarste Reliquie in der Hauptstadt von Tirol.

Der Geächtete

Alles war vorbei. Franzos und Baier waren Herren im Lande. Ich will zum Schluße nur noch Einiges aus den weiteren Schicksalen Speckbachers erzählen, wozu ich den Stoff theils aus Privatmittheilungen, theils aus J. G. Ramm's: „Der Mann von Rinn" schöpfe.

Hofer hatte noch im November an seine Genossen geschrieben: „Es ist Alles erlogen, daß uns der Kaiser aufgegeben hat. Die Unterschriften sind gefälscht. Der Erzherzog Johann kommt uns zu Hilf. Ich habe schon wieder angefangen und im Passeyerthal 1200 Franzosen gefangen. Thut desgleichen und führt den Krieg einmal wie allemal!"

Aber umsonst war's. In wilder Uebermacht brachen zu allen Pässen die fremden Soldaten herein. Speckbacher wollte mit dem Messer in der Hand mitten unter die Feinde springen; da rief ihm ein altes Weiblein zu: „Warst doch ein Narr, Dich selber umzubringen! Für diesmal ist's aus; aber spar' Dich auf, das Tirol wird Dich noch brauchen!"

Ein altes Weib und doch ein gutes Wort! Speckbacher sparte sich auf und floh.

Alsogleich waren die Steckbriefe da. Auf Gassen und Straßen war es angeschlagen: „Wer den Rebellen Josef Speckbacher, den Bauer von Rinn (und hier seine Personsbeschreibung und sogar sein Bild in Holzschnitt) lebendig oder todt der königlichen Behörde einbringt, dem werden fünfhundert Gulden in Silber baar ausbezahlt." Auf den Kanzeln wurde es verkündet

von Tiroler Priestern verkündet: „Wer der rechtmäßigen Obrigkeit sich widersetzt, der ist ein Heide und wenn er auch getauft wäre. Speckbacher, der Aufwiegler, der so viel Unglück und Elend gebracht hat über unser liebes Land Tirol und Schmach und Schand', daß wir es nur der Großmuth seiner Majestät des Königs zu verdanken haben, wenn wir nicht alle bis aufs Blut gezüchtigt werden: Speckbacher ist einzufangen und auszuliefern, auf daß ihn die Strafe treffe, die er verdient hat. Dieser Befehl sei kundgemacht allen treuen Christen und Unterthanen im Namen Gottes und unseres gnädigsten Königs."

Aber bei den Tirolern fand der Aufruf keinen Anklang. Viele äußerten ihren Unwillen über die Treulosigkeit der Kirche, nachdem Speckbacher für Vaterland und Religion so lange und heldenmüthig gestritten hatte. Die bairischen Häscher aber verfolgten den Geächteten rastlos wie ein wildes Thier. Soldaten, Jäger und Forstleute belauerten die Wege, auf denen man ihn vermuthete. Schon war der December da und Berge und Schluchten voll tiefen Schnees.

„Das muß ein Feuerteufel sein", sagten die Baiern, „der bei solcher Zeit davon kann. Sobald wir ihn nur haben: Riemen schneiden wir aus seiner Haut!"

Mit Speckbacher flohen noch dreizehn Genossen. Sie flohen auf die Alpen, auf die sturmumbrausten, schneeumstöberten, und von einer Sennhütte zur andern. Diese Hütten waren menschenleer und die mitgeschleppten Lebensmittel bald verzehrt. Speckbacher versuchte den Uebergang über Tux, Zillergrund und über das Hörndljoch ins Pusterthal, um sich von dort ins Oesterreichische zu schwärzen. Aber der Winter war so wüst, daß der

Uebergang über diese gewaltigen Felshohen unmöglich wurde. Speckbacher's Genossen fielen allmälig von ihm ab: ihr Leben war nicht bedroht, sie zogen gegen Sterzing hin und arbeiteten sich über den Berlos durch den Schnee ins Pinzgau. Einer war unter ihnen — die Tiroler schämen sich seines Namens und haben ihn nicht genannt — der ging zu den Baiern und verkaufte sich um zweihundert Gulden, für die er sich verpflichtete, den Commandanten Speckbacher in ihre Hände auszuliefern. Für's Erste verrieth dieser Judas in der Lodenjoppe, daß Speckbacher im Lunerthale hause.

Alsogleich begannen die Soldaten das Lunerthal zu durchsuchen, aber Speckbacher hatte durch seine Freunde bereits von dem Verrathe erfahren und floh unter unsäglichen Anstrengungen übers Weilerjoch in die Hochwüsten. An Felsenhöhlen ruhte er aus. Alle Nahrungsmittel begannen ihm zu fehlen; wohl hatte er das Schußgewehr bei sich, wohl kreuzten große Rudeln von Gemsen seine Pfade, aber der Knall eines Schusses hätte ihn verrathen können an die Baiern, die ihn — wie er von weitem sehen konnte — immer höher hinan verfolgten.

Die Jännerkälte wurde grimmig. Speckbacher traute wohl auch den Bauern nicht mehr, aber um nicht zu verhungern und zu erstarren, mußte er sich doch entschließen, zu Menschenwohnungen niederzusteigen. So sprach er eines Tages in einem vereinzelten Hause zu, gab sich für einen Einsiedler aus, dem im Gebirge die Klause abgebrannt sei und bat um etwas zu essen. Die Bäuerin buk ihm bereitwillig ein Eiergericht, aber noch ehe dasselbe fertig war, nahte dem Hause eine bairische Streifpatrouille und der Flüchtling hatte kaum noch Zeit, auf das

Dach zu klettern und hinterwärts hinabzuspringen. Er entkam, fügte sich durch den Sprung aber eine Verletzung zu, die ihm in Verein mit anderen in Kämpfen erhaltenen Wunden, welche wieder aufbrachen, später fürchterliche Schmerzen verursachte. Die Leiden dieses Mannes sind fast unglaublich und gar unbeschreiblich.

Nun trieb er sich auf den Höhen herum und manchmal gelang es ihm, in einem der näherliegenden Bauernhöfe Nahrung zu finden. Aber die Bauern verschlossen vor ihm ihre Thüren. „Und das darfst uns nicht für Uebel nehmen", erklärte ihm eines Tages einer, „schau' an den Bogen da: wer Dir Unterkunft gibt, dem verfällt Haus und Hof und er selbst dem Kotter. Da nimm', im Sack ist Brod und Mehl und Speck, nimm', nimm', aber komme mir um Gotteswillen nicht mehr ins Haus."

So mußte er wieder hinauf in die finsteren Nebel, in die eisigen Winde und in die schauerlichen Schneestürme. In Sturmtagen durfte er doch wenigstens Feuer machen; bei klarem Wetter hatte ihn der Rauch verrathen. Voll Argwohn spähte er stets um sich, er traute seinem eigenen Schatten nicht mehr. Schon war er halb geblendet durch das immerwährende Hinausblicken in die blinkenden Schnee- und Eisfelder. Eines Tages, als er wieder etwas niederwärts gestiegen war, sah er auf den Schneelehnen einige menschliche Gestalten. Anfangs hielt er sie für Verfolger und wollte fliehen, bald aber merkte er an ihrem muhsamen Emporklimmen, daß es Flüchtlinge seien und erkannte schließlich — sein Weib und seine Kinder.

„O, was ist denn das! was ist denn das!" rief ihnen Speckbacher halb in Freud und halb in Schreck entgegen. Sein Weib fiel ihm schluchzend an die Brust: „Mein Josef, sie wollen

uns zu Grund' richten all' miteinander. Du weißt, daß wir uns in der Tulfererer Sennhütte haben aufgehalten. Da ist gestern auf Abend ein Bot' heraufgekommen: wir sollen eilends davon und ins Hochgebirg. Die Baiern wären im Anzug und wollten mich und die Kinder als Geiseln für Dich haben. — Jetzt sind wir da und so viel abgemattet und kein Krümmel Brod im Sack."

Speckbacher hatte bisher sein fürchterliches Schicksal wie ein Mann und Held ertragen. Jetzt — wendete er sich ab und begann laut zu weinen. „Meine Marie!" schluchzte er, „ich bin die ganze Schuld an Deinem schrecklichen Leiden!"

„So mußt nicht reden, Josef!" sagte das Weib und wischte mit ihrer Hand die heißen Thränen von seinem Antlitz, „Du bist ja brav, und unser lieber Herrgott weiß, es geschieht für unser Landel."

„Gut muß es noch einmal werden!" rief Speckbacher, von solchem Troste seines geliebten Weibes neu erquickt. „Auf dem Holdererberg hab' ich noch einen Freund, der muß Euch aufnehmen. Und jetzt, Kinder, kommts her, ihr seids ja schon ganz blau und starr, kommts her!" Er schloß die Halberfrornen an seine Brust und erwärmte sie mit seinen Liebkosungen. „Habts vom Andern keine Post?"

„Das liebe Bübel", verletzte sein Weib, „sie haben es nach München geschleppt. Weiß Gott, wie es ihm geht!"

„Besser, als uns, Marie, das kannst mir glauben."

Der Freund auf dem Holdererberge nahm Speckbacher's Familie liebreich auf. Speckbacher selbst wagte nicht bei ihm zu bleiben, er eilte wieder davon und in dem hochgelegenen Dorfe

Tulfes verkroch er sich in den Glockenthurm, wo er ein paar Tage zubrachte.

Bald waren auch hier die Häscher wieder und der Geächtete mußte abermals in die höheren Gebirge hinauf. Der brave Freund auf dem Boldererberg schickte ihm dann und wann Lebensmittel nach. Auch Speckbacher's Knecht, der getreue Zoppel, der in Rinn das Hauswesen besorgte, wußte seinem Herrn manchmal Nahrung und Anderes beizubringen.

Eines Tages brachen die Häscher auf den Hof in Rinn ein, setzten dem Zoppel das Bajonnet an die Brust, und er solle augenblicklich sagen, wo sich Speckbacher aufhalte.

„Ihr schreckt mich schon lang' nicht", antwortete der Knecht mit aller Ruhe; „erstens weiß ich nicht, wo mein Bauer jetzt ist. Und wenn ich's auch wüßte, glaubt Ihr denn wirklich, daß ich es Euch auf die Nasen binden wollt'? Gewiß nit. Stecht's mich nieder!"

„Stechen wir Dich nieder", antwortete der Patrouillenführer, „so hast Du nichts davon und haben wir nichts davon. Das wollen wir uns gescheidter einrichten und Du bist doch auch nicht so dumm, daß Du Dein Blut mit Füßen treten und für einen Lumpen aufopfern wolltest. Sage, wo er sich aufhält und Du hast so viel Geld auf der Hand, daß Du Dir den schönsten Bauernhof im Innthal kaufen kannst."

„Ich habe mein Wort geredet", sprach der Zoppel und sagte kein weiteres mehr. Sie mußten unverrichteter Dinge abziehen.

In das gastliche Bauernhaus auf dem Boldererberg kam eines Tages eine Patrouille und als sie Speckbacher's Kinder

sah, fragte man die Bäuerin, wem die vielen Kinder hier gehörten?

„Wem denn, als wie mir!“ antwortete die hochbetagte Bäuerin.

„Auch das Kleinste, welches vorhin in der Küche draußen von einem andern Weib gesäugt worden ist?“

„Ist von meiner ältesten Tochter das Kind.“

Sie fragten nicht mehr weiter. Die Speckbacherin hatte insgeheim gezittert.

Am Lichtmeßtage, als die Speckbacherin eben von der Kirche in ihr bäuerliches Asyl zurückgekehrt war, stand auf einmal der Josef vor ihr.

„Hab's nimmer länger ausgehalten, da oben,“ sagte er, „und heut' ist ja Dein Namenstag, da will ich bei Dir sein.“

Es war eine Freude und die Weiber des Hofes huben an, an einem festlichen Mittagsmahle zu schmoren. Da stürzte plötzlich der Hausvater zur Thür herein: „Die Bayern kommen!“

Speckbacher will fliehen, aber das Haus ist schon rings umzingelt. Das Entkommen scheint unmöglich. Was thut der Geächtete? Er nimmt einen an der Wand lehnenden Holzschlitten auf die Schultern und schreitet, unter solcher Last gebückt, langsam zur Thür hinaus und den Häschern entgegen. Da sie ihm den Weg verstellten, so brummte er: „Geht's auf d' Seiten!“ und scheinbar für sich: „Bei der Heidenzeit da hat Einer nicht einmal am Feiertag Ruh' Holz heimfahren, Holz heimfahren heißt's! Leutschinderei!“

Die Soldaten glaubten, es wäre ein mißmuthiger Knecht vom Hause und ließen ihn gehen.

Auf einer faſt unzugänglichen Höhe des hinteren Tuliſeer Wamsgebirges war eine Höhle, die dem Speckbacher ſchon in ſeinem Wildſchützenleben als Zufluchtsort gedient hatte. Das war das letzte Aſyl, welches er wußte. Für den äußerſten Nothfall hatte er ſchon früher dorthin einigen Vorrath an Mehl, Schmalz, geſalzenem Fleiſch und Brennholz gebracht; ſo auch eine Anzahl von Schießgewehren mit Zugehör.

Zu dieſer Höhe ſtieg unſer armer Geächteter mit vieler Mühe hinan, und zwar in Nacht und Schneegeſtöber, damit jegliche Spur hinter ihm verweht und vertilgt ſei. Um für alle Fälle ſeine Verfolger zu täuſchen, band er ſich ſeine Schuhe verkehrt, mit den Abſätzen nach vorn, unter die Füße. Den einzigen Zugang zur Höhle verſchanzte er mit allen Mitteln und war entſchloſſen, wenn ſie kämen, ſich gegen jede Ueberzahl zu vertheidigen. Seine Gewehre hatte er ſtets geladen in Bereitſchaft. Nur das Eine fürchtete er: im Schlafe überraſcht zu werden. Zu ſolcher Vorſicht legte er unweit des Einganges, auf dem einzigen ſchmalen Fußſteig eine geladene Büchſe, die er mit Reiſig verdeckte. An das geſpannte Schloß dieſes Gewehres befeſtigte er einen Bindfaden, den er ganz niedrig über den Fußſteig ſpannte. Jedes leiſe Berühren dieſes Fadens von einem Herannahenden mußte das Gewehr entladen und durch den Knall den Schlummernden wecken.

In dieſer Oede verlebte der Flüchtling, ferne von den Menſchen, den Reſt des in dieſem Jahre (1810) ſehr langen Winters. Gemſen und Steinadler waren ſeine Lebensgefährten, und körperliche Schmerzen ſeine Gäſte. Denn allmälig begann eine und die andere der zahlreichen Wunden ſich wieder zu

entzünden. Fieberfrost stellte sich ein. Er überwand, so gut es ging. Mit der heranrückenden Frühlingszeit kamen gewaltige Elementarereignisse: entsetzliche Stürme, Schneelawinen, Eisbrüche. Das Krachen und Donnern war grauenvoll, und selbst die Gemsen kamen entsetzt zum Eingange der Höhle heran. Und eines Nachmittags, als der Alpeneinsiedler an den Hängen hingestiegen war, um Reisig zu sammeln, erfaßte ihn eine solche niederfahrende Lawine. Kaum konnte er noch denken: Jetzt hat's ein End', Gott, steh' mir bei! — als er auch schon bewußtlos zur Tiefe fuhr.

Aber sein Unglück war so groß, daß immer noch so viel Glück dabei war, als er bedurfte, um nicht ganz zu Grunde zu gehen. Ueber einem jähen Abhang, an einer Legföhre blieb er hängen. Zum Bewußtsein zurückgekehrt, versuchte er wieder aufzustehen, wurde aber gewahr, daß er sich das Hüftbein derart verrenkt hatte, daß ihm das Aufwärtsschreiten unmöglich war. So weit getrieben, faßte er nun in der Verzweiflung den Entschluß, lieber bei den Menschen zu sterben, als im Hochgebirge elend, wie ein wildes Thier, umzukommen.

All' seine Kräfte bot er auf und schleppte sich hinab nach Volderersberg zu seinem Freunde. Auf dem qualvollen Marterwege dahin kam ihm der Gedanke, seinen Freund aufzufordern, daß er ihn gegen die ausgesprochenen fünfhundert Gulden den Baiern überliefere; das Geld solle theilweise Speckbacher's Familie, theilweise dem gastlichen Freunde in Volderersberg zufallen.

Der aber bedeutete ihn kurz und scharf, für einen Josef Speckbacher wären solche Gedanken eine Schmach und kein braver Tiroler würde sich hergeben, den Schergen zu machen.

Speckbacher's Familie war indeß, nachdem ihr versichert worden, daß ihr die Baiern kein Leid mehr zufügen würden, bereits wieder auf ihren Hof nach Rinn zurückgekehrt. Nachdem sich Speckbacher einige Tage in Volderersberg ausgeruht und daselbst durch die Vermittlung seines Freundes sogar ärztliche Hilfe von einem alten Kampfgenossen erfahren hatte, erwachte in ihm eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner zwei Stunden entfernten Heimat Rinn und nach seiner Familie. Der Volderersberger und der Arzt begleiteten ihn in einer unwirthlichen Nacht; er mußte sich auf Beide stützen, um zur Noth weiter kommen zu können.

Auf diesem nächtlichen Wege begegneten ihnen sogar zwei Häscher, von welchen sie angehalten und befragt wurden, ob sie nicht Waffen bei sich hätten. „Waffen nicht, aber einen Sterbenden, wenn ihr wollt!" antwortete der Volderersberger. Da trollte sich die Patrouille davon.

Noch vor Tagesanbruch erreichten sie Speckbacher's Haus. Es schien ihnen nicht rathsam, die Leute zu wecken, sie trugen den Kranken in das Stallgebäude, welches ungefähr vierzig Schritte vom Hause entfernt stand; dort legten sie ihn auf Stroh und kehrten auf ihren Berg zurück.

Der alte, treue Hausbund war der Erste, welcher seinen Herrn in der Morgenfrühe besuchte und in freudigster Aufregung bellte und winselte, bis der Stallknecht Zoppel herbeikam, um zu sehen, was es denn hier gäbe. Der Knecht weinte, wie ein Kind, als er Speckbacher so sehr abgemagert und erschöpft hier liegen sah. „Aber Gott Lob!" rief er, „weil Du nur da bist. — Nur darfst nit ins Haus, Bauer. Schier jeden Tag schleicht

so ein bayrischer Spion um den Hof herum und lugt, ob sich der Speckbacher nicht eingefunden hätt'. Freilich durchstöbern sie gern auch den Stall und weiß ich nicht recht, was wir machen sollen."

Aber in dem halbtodten Geächteten war der schlaue Geist noch nicht erloschen. „Zeppel", sagte er, „da im Stall, gleich von der Thür herein, neben der ersten Kuh am Fußboden grab' ein Loch, sechs Schuh lang, drei Schuh tief; da leg' ich mich hinein."

„Oh! nicht begraben", unterbrach ihn der Knecht traurig.

„Laß' mich ausreden. In das Loch leg' ich mich hinein, Du legst Bretter darüber, deckst sie mit Stroh zu, laßt aber am Kopf ein so großes Loch, daß ich Luft krieg und was essen kann. Du besorgst ja den Stall und die Kuh', so wirst auch mich besorgen und kein Mensch braucht etwas davon zu wissen — mein Weib dieweilen auch nicht."

So geschah es. Und in dieser beispiellosen Lage — nein, das Beispiel ist das Grab — brachte der Geächtete fünf Wochen und fünf Tage zu. Im Hause lagen fast ununterbrochen die bairischen Einquartierungen, die stets das Gehöfte umspähten. Marie betete täglich mit den Kindern für den „Vater", den sie hoch oben im wilden Gebirge glaubte. Speckbacher hörte eines seiner Kinder vor dem Stalle sogar einmal rufen: „Mutter, wo ist denn der Vater so lang?" Sie hatten keine Ahnung wie nahe er war. Und der treue Knecht hegte und pflegte ihn mit Milch, Brod, Eiern und Wäsche, so gut er konnte, und ließ Niemand in den Stall als die Häscher, die freilich nicht abgewiesen werden konnten. Sie stachen mit den Bajonetten in den Futterbarren und Streuhaufen herum; einmal trat Einer so nahe ans Luftloch des lebendig Begrabenen, daß ihn dieser

fast mit den Zähnen bei der Ferse hätte fassen können. Aber entdeckt wurde Speckbacher nicht.

Speckbacher litt in dieser Zeit unsägliche Schmerzen, sowohl an seinem halbsiechen, eingeengten Körper, als auch an seiner Seele. Er war daheim und hatte keine Heimat mehr; er war seinen lieben Angehörigen nahe und durfte sie nicht sehen. Endlich aber ließ er seinem Weibe mittheilen, daß er da sei. Sie war vor Freude und Schmerz völlig außer sich, ihn so wieder zu sehen.

Draußen hub der Frühling an; dem Vergrabenen wurde die Lage von Stunde zu Stunde unerträglicher, aber in der Gewißheit, daß sein Auferstehen sein Verderben wäre, hielt er noch aus.

„Mußt drinnen bleiben, Bauer," sagte ihm der Knecht eines Tages, „den Sandwirth haben sie schon ertappt, der ist hin. In Welschland drinnen derschossen."

„Und unser Kaiser?" rief Speckbacher aus seinem Grabe hervor, „legt er sich denn gar nicht ins Mittel für uns beim Napoleon?"

„Der wird jetzt sein Schwiegersohn," antwortete der Loppel*).

Da hörte man im Boden drin die Zähne knirschen. Und nach einer Weile sagte Speckbacher: „Loppel, erzähl' vom Hofer, wenn Du was weißt."

„Der hat sich nit einmal die Augen verbinden lassen beim Derschießen," sagte der Knecht.

*) Napoleon der Erste heirathete nach dem Friedensschlusse mit Oesterreich Maria Louise, die Tochter des Kaisers Franz.

Da stieß Speckbacher einen Laut aus, der war wie ein Juchschrei — der war wie ein Siegesruf.

Allmälig stellte es sich heraus, daß die Ruhe und die Stallwärme günstig auf die Gesundheit des Geächteten gewirkt hatten. Und mit der Wiederkehr seiner Kraft kehrte auch sein Muth und seine alte Zuversicht zurück. Er fürchtete sich vor nichts und so stieg er am zweiten Mai aus dem Grabe. Daß er wieder fort müsse, war gewiß; der Abschied von seinen Lieben war bitter hart, aber die Flucht über das Gebirge war glücklich und gegen Ende Mai war Speckbacher in Wien.

Die hohen Herren hatten viel Gethue mit dem bäuerlichen Helden und hefteten ihm die goldene Medaille auf die Brust. Dann schenkte man ihm ein Landgut. Aber wo? In einer Sumpfgegend unten im Banat. Da wollte es dem Alpensohne nicht gefallen und ohne seinem Weibe schon gar nicht. Doch sein Weib schrieb ihm, es gehe ihr schlecht genug, es sei ihr so hart, daß Tirol nicht mehr österreichisch wäre, sie sehne sich unsäglich nach ihrem lieben Manne und die Kinder nach dem Vater, aber ins fremde Land hinabgehen? nein, lieber daheim betteln!

So verzichtete auch Speckbacher auf das Gut im Banat und erwarb sich in einem Dorfe bei Wien ein Häuschen. Aber auch hier wollte es seinem Weibe nicht gefallen. Als die Speckbacherin von einem Besuche daselbst nach Tirol zurückkehren wollte, und zwar so rasch als möglich, weil sie erfahren hatte, daß daheim ihre Kinder erkrankt seien, wurde sie in Salzburg von den Baiern festgenommen, nach München geschleppt und dort dreizehn

Wochen lang in einem finsteren Gefängnisse, dem Taschenthurme, verschlossen. Hier kam die arme, unschuldige Frau fast von Sinnen, weil sie an ihre kranken Kinder dachte, die sie ohne Mutterpflege sterben und verderben sah. Ferner wußte sie in derselben Stadt, in deren Mauern sie schmachtete, ihren gefangenen Sohn Andrä, ohne ihn sehen zu können. Man bedeutete ihr, daß man sie so lange gefangen halten werde, bis sie die Einbringung ihres Mannes vermittle. Da lachte sie wie wahnsinnig auf und rief: So werde sie ihn Lebtag keine Freiheit mehr sehen!

Endlich sah man die Fruchtlosigkeit ihrer Gefangenschaft ein und ließ sie frei. Sie fand daheim ihre Kinder frisch und gesund. Als Speckbacher erfuhr, wie sie seinetwegen so lange im Gefängnisse geschmachtet hatte, entbrannte sein Zorn gegen die Baiern von neuem. Als es später wieder losging gegen die Fremdherrschaft, kehrte Speckbacher rasch nach Tirol zurück, um für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu kämpfen. Tausend Gulden setzten die Baiern auf sein lebendiges oder todtes Haupt. Heute Flüchtling, morgen wieder Häuptling, so verbrachte er die Tage in Noth und Gefahren, unerschütterlich auf den Stern Tirols glaubend, der Fahne Oesterreichs vertrauend.

Und sein Glauben wurde nicht zu Schanden. Am Juni 1814 kam durch den Pariser Vertrag Tirol und Vorarlberg wieder an das österreichische Kaiserhaus zurück.

Die Tage der Prüfung waren vorüber. Speckbacher hatte die Majorswürde erhalten und eine jährliche Gnaden?gabe von tausend Gulden. Mit reichen Auszeichnungen und hohen Ehren kehrte er nach Rinn zu seiner Familie zurück und übernahm wieder seinen Hof. Und eines lichten Gottesmorgens kam ein schöner,

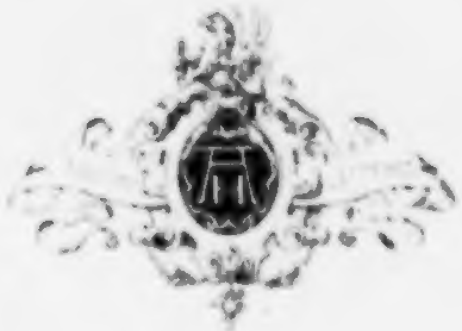
frischer Jüngling in grauem Studentenröcklein des Weges und trat ins Haus des Speckbacher. Alle thaten einen Freudenschrei, als sie ihn sahen — es war Anderl, der Sohn und Bruder.

An diesem jungen Gefangenen hatte König Max von Baiern eine herrliche Königsthat vollbracht. Er ließ den Sohn seines erbittertsten Feindes nicht in den Kerker werfen, sondern nahm ihn in das königliche Gymnasium auf, wo Andreas Speckbacher zu einem edlen, tüchtigen Manne herangebildet wurde. Andreas widmete sich der Bergmannswissenschaft, studirte später in Schemnitz und verlebte die erste Zeit seiner praktischen Thätigkeit im Bußwerke zu Mariazell in Steiermark. Dann kam er nach Tirol und wurde einer der ausgezeichnetsten Montanistiker seiner Zeit.

An dem Vater Speckbacher begannen sich — als er wieder in der Ruhe der Häuslichkeit lebte — bald die Folgen seiner Anstrengungen, Verwundungen und Entbehrungen zu äußern. Als kränklicher Mann zog er mit den Seinen in die Stadt Hall hinab. Dort sammelte sich oft ein Kreis von Zuhörern um ihn und er erzählte leuchtenden Auges von den Thaten der Tiroler in den Tagen der Gewalt.

Im Jahre 1820 erlag er als zweiundfünfzigjähriger Mann einer Nervenkrankheit. Auf seinem einfachen Grabstein im Friedhofe zu Hall lesen die Nachkommen folgende Worte:

„Im Kriege wild, doch menschlich auch,
Im Frieden still und den Seinen treu,
War er als Krieger, Unterthan und Mensch
Der Ehre und der Liebe werth."



Druck von Adolf Holzhausen in Wien

Am Tage des Gerichts.

Am Tage des Gerichts.

Volksschauspiel in vier Aufzügen

von

P. K. Rosegger.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1892.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das Aufführungsrecht ist in der Theateragentur von Gustav Lewy
in Wien zu erwerben.

Vorwort.

In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gangel-Blas hätte den Kreuzjäger erschossen, er stehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erschossenen als Hauptzeugin, sagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was diesen so tief rührt, daß er sich nun selbst als den Thäter bekennt. — Nach diesem Traume erwachte ich, der Herzschlag ging mir lebhaft, ich war von der Erscheinung ganz und gar erfüllt. Am nächsten Tage schrieb ich in Bauernmundart die kleine Geschichte „der Gangel-Blas", welche hernach im „Heimgarten" abgedruckt worden ist. Wenige Tage nach dem Erscheinen des Heftes schrieb mir ein Freund, der Dichter Richard Voß aus Berchtesgaden: „Liebster! Aus diesem Gangel-Blas mußt Du ein Theaterstück machen, Du mußt! Ein herrlicher Stoff!" — Was

ſollte ich thun, als ein wenig lächeln? Ich ein Theaterſtück ſchreiben! Und aus dieſer Geſchichte, die mir ſo gar nicht knetbar ſchien, um ſie in ſo und ſo viel Acten ſtilgerecht auf die Bühne zu bringen. Anſtatt ein Stück daraus zu machen, ſchrieb ich ſpäter eine größere hochdeutſche Erzählung über den Gaugel-Blas, und damit glaubte ich die Sache vom Halſe zu haben. — Vier Monate nachher, an einem Herbſtmorgen, als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was ich an dieſem Tage unternehmen ſollte, denn ich fühlte mich nach einer überſtandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke ſtand auch der dramatiſche Aufbau für ein Theaterſtück klar vor mir. Ich ſtand auf, begann zu ſchreiben und an dem Abende desſelben Tages war der erſte Aufzug fertig. Fünf Tage ſpäter ſah ich zu meiner eigenen Ueberraſchung, daß ich ein Stück geſchrieben hatte, welches den Titel führt: „Am Tage des Gerichts". Aus dem Gaugel-Blas war der Straßl-Toni geworden. Und nun kam das Nachdenken und Meſſen und Fügen; ich war gerne geneigt, das Stück zu zergliedern, anders zu bauen, um es bühnengerecht zu machen, allein es ſtellte ſich heraus, daß die Arbeit in der urſprünglichen Form bleiben mußte, um einfach und folgerichtig zu ſein, daß ſie aber in dieſer Form kein

Stück nach dem ästhetischen Leisten war. Das macht nichts, wenn nur der Gehalt etwas bedeutet, und des Gehaltes wegen war mir nicht bange. — Sehr oft war ich von Theaterdirectoren und Schauspielern angegangen worden, einmal ein Stück zu schreiben; auch unser Grazer Director, Herr Alfred Schreiber, hatte mich wiederholt freundlichst dazu ermuntert. Diesem erprobten Bühnenmanne schickte ich nun halb im Spaß und halb im Ernste das Stück, ihn um seine Meinung darüber ersuchend. Die Meinung kam postwendend: Das einzige, was da zu thun, rasch die Rollen herausschreiben, das Stück einstudiren und aufführen! — Ich war überrascht, das geht zu schnell, so ist es nicht Sitte in deutschen Landen, wo die größten Dramatiker auf langen, mühevollen Wegen und nur durch mannigfaltige Kämpfe zur Bühne gelangen. Ich hatte auf den Lorbeer des Dramatikers nicht allein willig verzichtet, sondern war ihm sogar ausgewichen, er ist allzuschwer und — allzuleicht zu haben. Anzengruber starb in Armuth, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem Einen und nicht nach dem Anderen. Ich entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der Theaterwelt zu vertauschen, also stand ich dem Antrage des braven Directors, der einen anderen Dilettanten glück-

lich gemacht hätte, längere Zeit ziemlich gleichgiltig gegenüber. Dann aber dachte ich: Du haſt ſchon ſo Vieles verſucht auf dieſer Welt, verſuche auch das. Du haſt ja immer bedauert, daß bei deinen Vorleſungen dein geiſtiges Naturell nicht recht zum Ausdrucke kommt. Wenn du ein ſpaſſiges Stückel vorbrachteſt, ein ſchelmiſches Anekdotlein oder ſo was, da hieß es ſtets: Ein echter Roſegger! — Vielleicht iſt doch dieſes Schauſpiel, geſchöpft aus tiefſtem Ernſte des Lebens, ein noch echterer! Ich willigte zur Aufführung des Stückes und ein paar Wochen ſpäter, am 8. November 1890, las man auf dem Theaterzettel: „Theater am Stadtpark: Heute das erſtemal: „„Am Tage des Gerichts““, Volksſchauſpiel in vier Aufzügen von —“ u. ſ. w.

Seither iſt das Stück meines Wiſſens an mehr als dreißig größeren Bühnen des In- und Auslandes, im Ganzen an zweihundertmal zur Aufführung gekommen. Doch konnte dieſer Erfolg mir nicht das Gefühl beibringen, als ſei zwiſchen mir und der Bühne ein intimeres Verhältniß anzuſtreben.

Der Theaterſtückſchreiber muß allzuſehr Knecht der Menge ſein. Er ſoll dichten, nicht wie er ſelber will, ſondern wie die Leute wollen, das heißt, immer nur des äußeren Erfolges wegen. Mir widerſtrebt das. Ich habe geſehen, daß der Thespiskarren nur vom

Merkur geleitet wird, und diesem brutalen Kutscher gebe ich mein Reitrößlein für die Länge nicht hin.

Heute lege ich mein Volksschauspiel in die Hände der Leser, für die es ja ursprünglich geschrieben worden ist. Verinnerlichte Gestalten der Dichtung können doch immer leichter mit dem geistigen als mit dem leiblichen Auge richtig geschaut werden.

Graz, im Frühjahre 1892.

Der Verfasser.

Am Tage des Gerichts.

Volksschauspiel in vier Aufzügen.

Personen.

Ferdinand Stamhardt, Oberförster, genannt der Kreuzjäger.
Martha, sein Weib.
Anton Straßt, genannt der Straßt-Toni.
Jessel, sein Weib.
Evert, ihr Kind, ein Mädchen von fünf Jahren.
Scherlacher, ein Bauer, Gemeindevorstand.
Rath Berger, Vorsitzender des Gerichtes.
Dr. Scharf, Staatsanwalt.
Dr. Schenerer, Vertheidiger.
Thomas, Vorarbeiter der Holzknechte.
Lodel, ein Pecher,
Schwarz-Seppel, ein Kreisgräber,
Waberl, eine Wurzlerin,
Hupfer Hansert, ein Fortentsprung,
Simmerl, ein Kohlenbrenner,
} Waldleute.
Laderer,
Greiffel,
Blümlein,
} Arrestanten.
Kerkermeister.
Zwei Gendarmen.
Zwei Knechte.
Altes Männlein.

Richter, Geschworene, Kinder, Volk.

Ort der Handlung: In den Alpen; erster Aufzug im Waldgebirge; zweiter und vierter Aufzug in der Kreisgerichtsstadt; dritter Aufzug auf der Straße, unweit der Kreisgerichtsstadt. — Zeit der Handlung: Gegenwart.

Der Dichter an das Publicum.

Prolog.

(Der Vortragende als fahrender Sänger gekleidet.)

Das erstemal steh' ich in diesem Haus,
Wo Dichter ihre Lorbeerzweige brechen.
Doch such' ich nicht des Publicums Applaus,
Ich will als Mensch nur zu Euch Menschen sprechen.

Ein kunstvoll Drama kann ich Euch nicht geben,
Der Thespiskarren fährt nicht meine Bahn.
Ein schlichtes Bild ist es aus ernstem Leben,
Ein Menschenschicksal tritt an Euch heran.

Ein Menschenschicksal, wie es jeder Tag
In unserm Volke reift, wo Schatten nachten;
Weil es dem Kind des Glückes frommen mag,
Einmal auch tiefstes Elend zu betrachten.

Und Jener, der mit Kummer selbst beladen,
Er sieht an diesem herben Lebenslauf:
Der Weg der Schuld auch ist ein Weg der Gnaden,
Und Liebe weckt die todten Herzen auf.

Doch nicht des losen Amors heut're Spiele
Umgaukeln heute uns in bunten Reih'n.
Ich lad' Euch, Menschen, jetzt zu höherem Ziele:
Die heilige Lieb', sie soll die Heldin sein.

Ihr Stichwort heißt: Vergebung und Geduld!
Denn Keiner wandelt noch den Weg des Lichtes.
Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld
Und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Erster Aufzug.

Verwilderter Hochwald. Morgendliche Dämmerung, die allmählich in helles Licht übergeht. Auf den hinter den Wipfeln sichtbaren kahlen Bergspitzen erglüht sachte die Morgensonne.

Im Vordergrunde ein vom Sturme gestürzter Baum, der, an anderen Bäumen hängend oder an seinem eigenen wildknorrigen dürren Astwerk gestützt, auf Mannshöhe quer in der Luft hängt. Vor demselben auf einem wuchtigen niedergebrochenen Aste kauert der Straßl-Toni.

Erster Auftritt.

Straßl-Toni. Ein etwa 35jähriger Mann mit interessantem Charakterkopf, mager, abgehärmt, der Anzug etwas zerfahren: zerschundene Kniehosen, zerschlissene, mattgrüne Strümpfe, rauhe, mit Eisen beschlagene Bundschuhe. Rauhes, bräunliches Hemd, die braune Jacke lose über eine Achsel geworfen. Ueber der westenlosen Brust ein alter lederner Hosenträger. Auf dem Haupte verwegen gestülpt ein verwitterter Aelplerhut. Gesicht gebräunt, Blick scharf, unstet; schwarzer verwilderter Bartanflug, quer über die Stirn Haarfetzen herab. Die ganze Gestalt etwas verkommen. Der Straßl-Toni ist eben damit beschäftigt, einen Doppelstutzen alter Art mit Pulver, Kugel, Pfropfen vermittelst Ladstock zu laden. Dabei läßt er seine Augen unstet umherschweifen.

Straßl (für sich allein).

Sie mögen sagen, was sie wollen. Ehevor der Mensch zugrunde geht, ehevor probirt er viel. — Viel!

— Noth lehrt beten — und ſchießen. Dem dort unten (deutet gegen das Thal hin), dem mag ein Rehbock mehr werth ſein als wie eine Menſchenbrut, eine jämmerliche. Mir nit. — Hinein mit dem Blei! Wirſt nit lang im Loch bleiben, Kugerl. So lang wie ich ſchon gewiß nit. Je feſter hineingeſtopft, deſto ſchärfer heraus. Iſt ſo. — Aber g'ſcheidter will ich's jetzt angehen. Bin ja auf der Hochſchul' geweſen, ſechs Wochen lang. In ſechs Wochen lernt der Menſch was, mein lieber Kreuzjäger! In keiner Doctorſchul' ſo viel Juriſterei wie im Kotter. — Hungern? Und das herrenloſe Fleiſch läuft im Wald um! Ein Lump, der nit zugreift. — So, das erſte Läufel hat ſein Theil. Jetzt noch das zweite. Weil wir zweiſpannig fahren. Nobel! mir derbarmt's, wenn's nit aufs erſte gut getroffen iſt. Mag's nit eine Weil' leiden ſehen, das unſchuldige Thier. Muß der Menſch leiden genug, einer vom anderen; was man Nächſtenlieb heißt. — Gut iſt's. (Mit Wohlgefallen den Kugelſtutzen betrachtend.) Der ſollt halt mein ſein, der! Das Ausborgen taugt nit. Taugt nit. Der Hahn ſpielt? (Läßt ihn knacken.) Brav ſpielt er. — Iſt doch vielleicht g'ſcheidter, du gehörſt nit mein. Ein gefährlicher Kamerad manchmal. Thut leicht verführen. Wenn's nit muß ſein, laß ich's bleiben. Aus Unterhaltung Thier umbringen iſt ein ſchlechter Spaß. Lieber holzhacken. Heißt das, wenn man eins zu hacken hat. Andere Bettelleut' betteln um Brot, unſereins um Arbeit. Iſt ein Ding. Bettler iſt Bettler. — Ich denk', Kamerad, jetzt ſind wir's. — Die Luft wär' heut rein. Der Jäger hat ſich unten bei den Holzknechten anſagen laſſen, im Karwald.

Na, die werden sich g'freuen! — Pst! — (Lauert gegen das Dickicht hin.) Ich glaub'! — Ich glaub' der Schützenengel treibt mir schon ein Wildbret zu. — O ha, das ist eins mit zwei Füßen. Auf das zünden wir nit. Sonntagsjäger sind wir keiner. Aber das Flinterl thun wir verstecken. (Birgt das Gewehr hinter einem Baum.) So, Toni, jetzt wären wir wieder passabel brav. — Ah, der Meisterknecht ist's. Der Vorarbeiter. Der geht in den Holzschlag. — Halt, den bettle ich an!

Zweiter Auftritt.

Voriger. Thomas. Von links auftretend, ein älterer Mann mit blondem Vollbart, in gewöhnlicher Holzknechttracht, über der Achsel eine Holzart. Tritt langsam auf, die Bäume prüfend.

Straßl.

Guten Morgen, Meisterknecht!

Thomas.

Wer? Der Straßl Toni? Was suchst denn Du auf dem Kreuzeck?

Straßl.

Mein Gott, was werd' ich suchen? Was Du schon hast. Und was Du auch thätest suchen, wenn Du es mit schon hättest.

Thomas (unwillig).

Das dumme Reden da. So viel wie ein Holzknecht hat gleich wer.

Straßl.

Ich nit, Thomas, ich nit. — Heut ist der Montag morgen. Du gehst auf Arbeit aus. Frisch holzhacken

die Wochen. Am Samstag zum Feierabend Löhnung faſſen, heimgehen zu Weib und Kind, anſchaffen was ſie brauchen. Lebſt in Frieden. Wie Du's gut haſt, Thomas, wie Du's gut haſt!

Thomas.

Kannſt es ja auch ſo haben, mach mir's nach.

Straßl.

Gilt ſchon, Meiſterknecht, ich mach' Dir's nach. Aber helfen mußt mir. Kennen wirſt mich ja von Schrambach her, wo ich vorig' Jahr gearbeitet hab. Schau, Du biſt der Vorknecht, Du brauchſt gewiß Leut im Holzſchlag. Nimm mich. Gieb mir Arbeit.

Thomas (ſich beſinnend).

Straßl-Toni, Dir Arbeit geben, das iſt eine ſchlimme Sach'. Du ſtehſt beim Oberförſter ſchlecht angeſchrieben. Aber nit mit Kreiden.

Straßl.

Nein, mit Kohlen. Ich weiß es. Ich will aber nit angeſchrieben ſtehen, ich will arbeiten. Meine Leut ſind in Noth. Aus der Hütten will man uns werfen. Und ich, wie ich da vor Dir ſteh', das iſt mein beſtes Gewand. Gar nit mehr unter die Leut traut man ſich. So verfolgt's mich! Meiſterknecht, nimm mich an, ich bitt' Dich. Mir iſt nichts zu ſchwer, will auch nit feilſchen um Lohn. Was Du geben magſt. — Wenn ich mir gar nichts kann verdienen — ſo weiß ich nit was geſchieht.

Thomas.

Mußt halt mit dem Oberförster reden.

Straßl.

Was braucht's der Oberförster zu wissen. Nimmst Du ja auch Andere auf. Denk Dir, seit vier Wochen lauf' ich schon um. Wie ein Kind um Brot, so hab ich gebeten um Arbeit. Nichts. Der hergelaufene Schelm! heißt's überall. — Thomas, Du bist ein guter Mensch, hast auch die Deinigen daheim . . .

Thomas.

Ja ja, das ist alles recht. Aber ich hab eh Arbeitsleut genug. Man nimmt doch allemal lieber die Ein heimischen, und die nit schon einmal —

Straßl.

Nur heraus damit, daß Du nit d'ran erstickst.

Thomas.

Ich weiß, daß man Einem eine abgesessene Straf' nit vorhalten darf. Solche Leut haben ein großes Recht. — Aber ich kann Dich nit brauchen. Helf Dir Gott!

Straßl (bitter).

Helf Dir Gott, sagen sie. Und wenn ich zu Gott bet', der weist mich wieder an die Leut. — Auf dieser schönen, reichen Welt! Arbeit ist wohl eh' das wenigste, was der arme Mensch verlangen kann. Die solltet Ihr ihm nit versagen.

Thomas.

Lieber Toni, das mußt Du mit Anderen ausmachen. Mir ſelber kann's morgen ſo gehen wie heute Dir. — Mußt halt weiter ſuchen. (Die Bäume betrachtend, für ſich.) Das ſoll ſchlagbar ſein? Mit fünfzig Jahren ſtirbt der Menſch noch nit gern, und erſt der Baum! Höchſtens der! (Er will dem Baume nahen, hinter welchem das Gewehr lehnt. Der Straßl ſucht ſeine Aufmerkſamkeit vom Baume abzulenken.)

Straßl (nach rechts hin lebhaft in die Luft deutend).

Ah, da ſchau her! da ſchau her! Haſt ſo was ſchon geſehen?

Thomas.

Was denn? Was denn?

Straßl.

Ein Vogel! Ein Adler!

Thomas (eilt nach der Richtung).

Wo?

Straßl (mit dem Finger deutend).

Dort über die Wipfel hin! Siehſt? Siehſt ihn? Jetzt — jetzt fahrt er nieder. Haſt ihn geſehen? Dort in die Schlucht muß er hinab ſein. Du, den ſollt man fangen!

Thomas.

Nichts hab ich geſehen. Schauen kunnt man aber doch gehen. Die Federn von ſo einem Vieh!

Straßl.

Na, ich glaub's!

Thomas.

Zu meiner Arbeit muß ich.

(Ab.)

Straßl (für sich allein).

Den Vogel hat er nit gesehen. Und mein Gewehr hat er auch nit gesehen. Das wär' wieder a Wetten worden! (Holt das Gewehr hinter dem Baume hervor.) Geh her, Büchserl. Es ist nit anders, du bist mein einziger Freund. Aber da herum ist's heut nichts. Fahren wir ab.

(Ab ins Dickicht.)

Dritter Auftritt.

Lodel (ein Pechsiedler, in aschfalbem schlechtem Bauerngewand verwildert, einen leeren Leinwandsack umgebunden, ein langes krummes Messer in der Hand, läuft aus einem Dickicht hervor.

(Für sich.) Jetzt nur geschwind! (Gegen die Richtung hin, die Straßl abgegangen.) Weil nur Der fort ist! Der Straßl muß es gewesen sein. Der hat jetzt wieder keine Arbeit und streicht im Wald um wie ein Spitzbub. Dem trau' ich nit! Der hätt' mich verrathen. Von so Leuten geht kein ehrlicher Mensch sicher. — Der braucht auch einen Kratzer. (Schürft mit dem Messer einen Baum an.) So. — Was denn das ist, daß heuer die Lärchen nit rinnen wollen. Muß schlecht angebohrt haben im vorigen Herbst. (Er schabt Harz von einem Fichtenstamme in seinen Sack.) Die Fichten, das sein halt

alleweil noch die Bravern. Kann ſchon eine Weil ſchabeln, bis ich meinen Zegger voll hab.

Vierter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel. Amtsgräber, in ähnlich ſchäbiger Gewandung wie der Lodel, aber doch verſchieden an Geſtalt und Farbe. Sehr roth im Geſicht, langer ſchwarzer Bart. Huſcht mit einem großen Bündel auf dem Rücken und einer langſtieligen Krane in der Hand von der rechten Seite herbei. Pfauchend und ſchnaufend.

Lodel (der bei ſeinem Schaben den Seppel plötzlich bemerkt, erſchrickt).

Jeß! — Aber ſo ſchrecken wie Du einen magſt.

Schwarz-Seppel.

Der Lodel iſt's. Was thuſt denn Du da?

Lodel.

Ich? Bäum' anzapfen. Was laufſt denn ſo?

Schwarz-Seppel.

Wirſt gleich ſelber laufen. Der Kreuzjager!

Lodel (auffahrend).

Der Oberförſter? Wo?

Schwarz-Seppel.

Da enten über die Wieſe ſteigt er herauf.

Lodel.

Freunderl, nachher fahren wir ab. Oh, dieſer verdammte Förſter! Jetzt hat's geheißen, heut wär' er unten im Karwaldſchlag.

Schwarz-Seppel.

Nein. Heut heben sie da drüben im Kreuzwald an zum Holzschlagen. Er hat die Leut angewiesen, muß ihn aber nit g'freuen bei der Arbeit, geht lieber mit der Büchsen; wird gleich da sein.

Lodel.

's ist umsonst, man hat keine Ruh beim G'schäft.

Schwarz-Seppel.

Und was ich Dir für einen Haufen hätt' gefunden! Lauter Schwarz-Ameisen.

Lodel (drohend).

Den Förster, wenn ich einmal derwisch! (Beide links ab).

Fünfter Auftritt.

Man hört im Walde von rechts her aus der Ferne von einer Männer- und einer Frauenstimme ein Lied singen. Kommt näher, und endlich werden die Sänger sichtbar.

Ferdinand, ein hübscher, stramm er Mann in malerischer, alpiner Jägertracht, das Gewehr über der Achsel, lässig und heiter.

Martha, jugendlich, schmuck und munter, in einfacher, aber geschmackvoller Werktagsbauerntracht, das blonde Haar sorgfältig in Zöpfe geflochten und als Kranz um das Haupt gewunden. Sie trägt auf dem Rücken einen leeren Futterkorb und über der Achsel eine Grassense.

(Beide treten langsam, gleichen Schrittes, singend auf).

Mein' Schatz seine Augen
Sein allerweil blau,
Es ist halt mein Himmel,
Wann ich eini schau.

Wann's regnt und wann's ſchneibt,
Wann's donnert und blitzt,
Da fürcht ich mich nit,
Wann mein Schatz bei mir ſitzt.

(Jodler.)

Denn ſchau, ſeine Augen
Sein hell wie der See
Ich bin wie im Himmel,
Wann ich mit ihm geh.
Mein Schatz iſt mein alles,
Er iſt halt mein Leb'n,
Kein Schönern, wie er iſt,
Kann's nimmermehr geb'n.

(Jodler.)

Martha.

Nau, weiter!

Ferdinand.

Beim Berganſteigen ſingen, wie die Narren.

Martha.

Tag und Nacht kunnt ich ſingen und juchezen!

Ferdinand.

Biſt aber nit geſcheit!

Martha.

's iſt halt gar ſo viel luſtig auf der Welt.

Ferdinand.

Und deswegen muſst mit dem Geſchrei die Reh verjagen?

Martha (zärtlich).

Laß ſie gehen, die Vieher und denk an die Leut! — Meinſt nit, Ferdel, daß wir uns ein biſſel zuſammenſetzen kunnten? Da wär' ein Platz zum Raſten. (Auf einen Baumſtrunk deutend.)

Ferdinand.

Meinetwegen. Kann ich mir Eine anzünden. Heut ſieht man ohnehin nichts mehr. (Für ſich.) Mit einem Frauenzimmer in den Wald zu gehen iſt ſchon auch das Klügſte, was ein Jäger thun kann.

Martha (hängt Korb und Senſe an einen Baumaſt, ſetzt ſich zu ihm auf den Strunk, ihren Arm um ſeinen Nacken legend).

Denkſt denn allweil nur an die Hirſchen? Nie mehr an Dein Weib?

Ferdinand (macht Anſtalt zum Stopfen einer Pfeife).

Wohl, wohl, Alte. Aber beim Tag hab ich halt auf mein Amt zu ſchauen.

Martha.

So ein Herrgottsmorgen, wie heut iſt!

Ferdinand.

Zur Hahnenbalz, wenn man ſolche Morgen hätt'!

Martha (bewundernd).

Und der Wald!

Ferdinand.

Gelt! Und denk Dir, der gnädige Herr will da ſchlagen laſſen. Auf dem Kreuzeck, wo der beſte Wild

ſtand iſt, den Wald verſilbern laſſen. Glaubt er, daß die Böcke ſtehen bleiben werden auf dem abgeſtockten Boden? Die werden ihm was pfeifen.

Martha (leiſe).

Ferdinand!

Ferdinand.

Hörſt Du was?

Martha.

Fällt Dir heute denn gar nichts ein, Ferdinand? Gar nichts?

Ferdinand.

Ach, Du meinſt das Fuchseiſen, das ich geſtellt hab?

Martha.

Heut früh beim Aufwachen, hat Dich kein Engerl beim Schnurrbart gezupft?

Ferdinand.

Wieſo?

Martha.

Der dreißigſte Mai!

Ferdinand.

Jeſſas, meiner Seel. Unſer Vermählungstag. Na, Alte, komm her, ſo einen Tag muß man doch gleich mit einem Buſſel feſtnageln. (Giebt ihr einen herzhaften Kuß.)

So iſt's recht. Nachher noch eins. Schau, mein Weiberl biſt, mein liebes, mein herziges!

Martha (an ſeine Bruſt geſchmiegt).

Hätt's nimmer vermeint, daß ich auf dieſer Welt einmal ſo glücklich werden kunnt, als mit Dir, mein Ferdinand. Schon ein Jahr vorbei und alleweil noch glückſeliger.

Ferdinand.

Kunnt mir's auch nit beſſer wünſchen. — Was — iſt denn das? (Wird aufmerkſam auf Fußſpuren, ſteckt die Pfeife in den Sack.)

Martha.

Und das Schulmeiſterdirndel einſtmals, wie es ſich gefürchtet hat vor dem geſtrengen Förſter! Denkſt Du noch dran, wie ich die Ziegen hab verloren? Und Angſt, der Förſter wird ſie todtſchießen! Ich, wie beſeſſen durch den Wald, um die Ziegen, und da kommt er daher und hilft ſelber ſuchen. Denkſt noch dran?

Ferdinand (in die Spuren vertieft).

Nit ſo laut reden ſollſt!

Martha.

Aber nachher drei Jahr lang warten auf die Oberförſterſtell' und aufs Heiraten, das iſt halt bitter geweſen. Gelt!

Ferdinand.

Verdammt will ich ſein, wenn da nit ein Wildſchütz gegangen iſt. Schau her da! Die Spur im Thau!

Martha.

Muß es denn juſt ein Wildſchütz geweſen ſein?

Ferdinand.

Sonſt hat kein Menſch was zu thun auf dem Kreuzeck. Weg führt da keiner.

Martha.

Holzleute.

Ferdinand.

Der Holzknecht hat im Dickicht nichts zu ſuchen. Schau her da! (Zeigt die Richtung, welche Straßl gegangen.)

Martha.

So kann's ja ein Hirſch geweſen ſein.

Ferdinand.

Weib, Du magſt wohl Hühner- und Ziegenſpuren voneinander unterſcheiden, aber Thier oder Wildſchütz! Das zu beſtimmen überlaß mir. Sei ſo gut.

Martha.

Geh, wer wird denn wegen ſo was fuchtig werden! Wär' wohl ſchad' um ſo einen Tag.

Ferdinand (für ſich).

Es iſt unbegreiflich!

Martha.

Ferdinand, ſchau den ſchönen Wald an! Du biſt der Förſter und ſiehſt vor lauter Hirſchen und Böcken keinen Wald mehr.

Ferdinand.

Es ist unbegreiflich, daß wir immer noch kein Gesetz haben gegen die Wildschützen.

Martha.

Wir haben ja eins, wenn Du sie einsperren lassen kannst.

Ferdinand.

Lächerlich. Etliche Wochen im Kotter, das ist ihnen gerade recht, diesen Halunken. Da werden sie nur abgefeimt untereinander. Kommen sie nachher wieder aus, treiben sie es noch höllischer als vorher. Gehenkt müssen sie werden!

Martha (auflachend).

Aber Du bist schon gar! Anhängen, ja, das wohl; aber wegen ein paar Hasen oder was gleich aufhängen, das nit, das wär doch ein zu grober Spaß.

Ferdinand.

Oder auf sein Lebtag eingesperrt. Denn weil er's nit laßt, so ein Lump! Just wie der Straßl Toni. Seit er gesessen, soll er's noch ärger treiben.

Martha (schalkhaft).

Mein Gott, wenn der Mensch schön ausgerastet ist.

Ferdinand.

Herrgott, der, wenn er mir einmal in die Hand läuft!

Martha.

Wer weiß, ob er sich nit dasselbe von Dir wünscht!

Ferdinand.

Ich glaub's, daß er mir den Rotter nit vergißt, in den ich ihn hab ſtecken laſſen.

Martha.

Ich bitt Dich, weich ihm aus!

Ferdinand.

Ich? Ich ihm ausweichen?

Martha.

Er ſoll im Wirthshaus geſagt haben, Du würdeſt noch einmal an ihn denken.

Ferdinand.

Ich ihm ausweichen? Ein Jäger dem Wilddieb? Ein Soldat dem Feind? Der Jäger, mußt Du wiſſen, iſt immer in Feindesland. Da giebt's keinen Waffenſtillſtand und keinen Friedensſchluß. Ich dem Straßl ausweichen?!

Martha.

Er ſoll ein wilder Menſch ſein. Niemand mag ihn. So Einem iſt alles zuzutrauen. Vergeſſen wird er Dir's ſein Lebtag nit. Schon für den guten Menſchen iſt Verzeihen das allerſchwerſte, und erſt für ſo einen!

Ferdinand.

Ich brauch ſein Verzeihen nit.

Martha.

Meine Mutter hat oft gesagt, wenn der Mensch wo einen großen Feind hat, so soll er hingehen und ihm was Gutes thun. Dann geschieht ein Wunder, und der größte Feind wird oft zum größten Freund. Der Strafil, hör ich, soll Arbeit suchen. Gieb ihm eine.

Ferdinand.

Diesem Lumpen Arbeit geben? Weib, geh Du jetzt auf Deine Wiese. Ich hab meinen eigenen Weg.

Martha (indem sie ihr Werkzeug auffaßt, für sich).

Mit der Büchsen und nur mit der Büchsen! Vor lauter Passion zum Umbringen vergißt er aufs Leben. (Sieht den durch den Pechschaber verletzten Baum.) Ferdinand, warum sagst denn da nichts? Die Pecherslent, die Waldrauchgraber machen dem Wald wohl mehr Schaden, als etwa so ein hungriger Hasendieb.

Ferdinand (scharf gegen Martha).

Geh Du zu Deinem Gras!

Martha (innig und schalkhaft).

Ich geh schon. Behüt Dich Gott, Ferdel, komm fein gut heim, und auf Mittag kriegst Du heut was Gutes.

Ferdinand (lauert mit vorgebeugtem Körper gegen da) Dickicht hin).

Ein Bock! Waas? Hinter dem Haselbusch steckt einer? Ein Schütz!

Martha.

Was haſt Du, Ferdinand?

Ferdinand.

O du hölliſcher Kerl! (In gebückter Stellung. Fährt mit dem Gewehr zur Wange. Schreit.) Das Gewehr weg! Das Gewehr weg! Na, das wollen wir doch ſehen, wer hier der Hausherr iſt!

Martha (ſtarr vor Schreck, haucht).

Ferdinand!

Ferdinand (ſchußbereit, halblaut).

Er zielt? Geht das mich an? Auch gut. (Schießt gegen das Buſchwerk hin.) Oh, verdammt, das war ſchlecht. Na wart, Canaille, wir haben noch eins! (Schickt ſich an zum zweiten Schuß. Hinter dem Buſchwerk knallt es. Ferdinand ſpringt mit einem kurzen dumpfen Schrei auf, taumelt, läßt das Gewehr ſinken, fährt mit der Hand krampfig nach der Bruſt, als ob er aus derſelben mit den Fingern etwas hervorwühlen wollte.) Mir ſcheint, der Kerl — hat mich — angeſchoſſen.

Martha.

Jeſus Maria! (Sie ſpringt ihm bei. Er ſinkt zu Boden.)

Ferdinand.

Gut getroffen. Hölliſch gut.

Martha.

Ferdinand! Ferdinand! Was iſt Dir? Um Gotteswillen, iſt Dir ſchlecht?

Ferdinand.

Ach, ich hab genug. — Mit mir iſt's aus. (Liegt hingeſtreckt, ſein Haupt auf Marthas Schoß.)

Martha (mit gewaltſam zurückgedämpfter Aufregung).

Heiliger Gott, wie das Blut aufſpringt! Was thu ich denn? Was fang ich denn an, um des lieben Herrgotts Willen! — Ei ſchau, ei ſchau, es wird ſchon beſſer. Nein, Ferdinand, ſo ſchlimm nit, ſo ſchlimm wird's nit ſein. Nur ſo viel erſchreckt hat's Dich. Der Schreck treibt allemal das Blut her. In den Rippen wird's ſtecken, das Blei. Der Bader kriegt es leicht heraus. Es wird alles wieder gut, nur ein wenig ausruhen mußt Dich, nachher — nachher — (Ferdinand richtet ſich noch einmal empor, hallt die Fauſt gegen das Dickicht hin, wo geſchoſſen worden, bricht dann zuſammen. Sie ſtarrt ihn an, die Worte bleiben ihr im Munde ſtecken. Plötzlich ſchreit ſie wild auf.) Was iſt denn das? — Jetzt — jetzt haben ſie mir meinen Mann erſchoſſen! (Eilt über die Bühne.) Leut! Kommt mir zu Hilf! O, wer ſoll mich hören im weiten Wald! (Wieder zu Ferdinand, leiſer, lebhaft ihn rüttelnd.) Nein, Ferdinand, es iſt nichts. Eine Ohnmacht. Sie geht bald vorüber. (Mit Moos kühlt ſie ſeine Stirn.) Schau, das naſſe Gras, das erfriſcht. Das thut Dir gut. — Nein, Ferdinand, ſterben nit. Das mußt Du Deiner Martha nit anthun, ſchau, wie ich Dich lieb hab, Du mein Alles! Du mein Alles! (Bedeckt ihn mit Küſſen. Fährt zurück.) So blaß! So kalt! (Gräßlich aufſchreiend.) Jeſus, er iſt todt! todt! (Bricht wie ohnmächtig zuſammen.)

Sechster Auftritt.

Es laufen zuerſt einer, allmählich mehrere Waldleute zuſammen von allen Seiten: Pechſchaber, Ameisgräber, Wurznerinnen, Holzknechte, Kohlenbrenner, theils mit ihren Werkzeugen verſehen, Hirten, die ſich in die Runde ſtellen, theils rückwärts auf den geſtürzten Baumſtamm klettern, um den Todten ſehen zu können. Manch halbverkommene, verdächtige Geſtalten in abenteuerlichen Anzügen, mehrere barfuß.

Alle machen die Geberde des Schreckens, haſten in nervöſer Aufregung näher, flüſtern zu einander, ſchlagen die Hände zuſammen, zeigen mit den Fingern nach verſchiedenen Richtungen hin, murmelnd, mit den Geſten des Mitleides hier, wilder Drohung dort; auch manches Zeichen von Befriedigung, bunt bewegte Scene. Der Leichnam iſt durch Gebüſch gedeckt, man ſieht nur die Füße.

Lodel (heranſtürmend).

Was hat's denn? Was iſt denn geſchehen?

Martha (auf den Todten weiſend).

Erſchoſſen!

Lodel.

Wer? Wer erſchoſſen? Der Förſter? Unſer lieber Förſter? Unſer guter Oberförſter?

Schwarz-Seppel.

Der Kreuzjäger erſchoſſen? Aus iſt's! Aus iſt's!

Hupfer-Hanſerl (ein Hirtenjunge, barfuß, läuft über die Bühne, wieder zurück und neu Ankommenden entgegen.)

Da geht's her! Da geht's her! Da hat ſich ein Jager derſchoſſen!

Schwarz-Seppel.

Nit er ſich ſelber, Du Dodel. Ein Raubersmenſch. Ein Mordkerl . . .

Hanſerl (immer umherlaufend).

Da geht's her! Ein Jager! Ein Mordkerl!

Waberl (alte Wurznerin).

Unſer' liebe Frau und alle Heiligen! Das möcht ich nit derleben, daß der Herr Förſter — O ihr vierzig Märtyrer, ſteht uns bei! (Drängt ſich zu Martha vor, rüttelt ſie an der Achſel.) Frau Förſterin! Ja, was iſt denn das? Aber ſo ſchlecht hauſen! Ja, wer hat denn das gethan?

Martha.

O mein Herrgott, wer kann's ſagen! (Macht immer noch Verſuche, den Todten zu beleben.)

Simmerl (Kohlenbrenner, theilweiſe geſchwärzt, iſt ſchwerhörig, fragt den Hanſerl).

Was ſagt ſie? Wer hat's gethan?

Hanſerl.

Vom Herrgott iſt die Red'.

Simmerl (ſchlägt die Hände zuſammen).

Wer hätt' ſich das denkt!

Waberl.

Aber was ſtellen wir denn an! Wenn ich nur mein Kräutertrankel bei mir hätt'! Habt's ihm ſchon Aber gelaſſen?

Yodel.

Ein biſſel zu viel!

Hanſerl (hinter die Couliſſen rechts deutend).

Jeſſas, Jeſſas, dort! dort ſchaut's hin!

Schwarz-Seppel.

Was hat er denn, der Halterbub!

Hanſerl.

Da enten! Da enten lauft er! Da enten lauft er abi!

Mehrere.

Wer?

Hanſerl.

Der Raubmörder! Der Mordbrenner! Faugt's ihn, faugt's ihn!

Schwarz-Seppel.

Wahrlich ja, dort rennt Einer.

(Aufruhr.)

Waberl.

Aber Leut, das iſt ja Reiner. Das iſt ein Holzknecht.

Schwarz-Seppel.

Jetzt ſpringt er durchs Gſtander. Durch iſt er. Yump, geſehen hab ich dich doch!

Yodel.

Haſt ihn geſehen, wer iſt's geweſen?

Schwarz-Seppel (vortretend, wichtig thuend, leise)

Ich hab ihn gesehen. Nur einen Huscher hab ich ihn gesehen, aber groß werd ich mich nit irren. Wenn ich jetzt reden wollt!

Yodel.

Bessere Aussicht will ich haben. (Klettert rückwärts auf den dürren, gestürzten Baumstamm, der noch theilweise in der Luft hängt. Mehrere ihm nach, so daß sich amphitheatralisch eine Gruppe aufbaut hinter dem Leichnam, an welchem Martha kniet und sich dem vollen Schmerze hingiebt.)

Simmerl (zum Hansert)

Warum thun's denn Alle dort auffi?

Hansert.

So viel fürchten thun sie sich.

Yodel (vom Stamm aus).

Leut giebt's da, wie bei der Kirchweih.

Wabert.

Wo sie denn herkommen, die Leut'

Schwarz-Seppel.

Den Schrei hat man weitum gehört, mein du! Bis zum Holzschlag. Und in der Noth halten wir z'samm! Halten all z'samm!

Wabert.

Ich kenn' mich gar nit aus vor lauter Schrecken! Der gute, arme Förster! Wir haben viel verloren, Leut, wir kriegen keinen besseren mehr!

Schwarz-Seppel (flüſternd).

Leicht erlaubt der neue das Ameiſeln!

Waberl.

Und das Wurzelſtechen! (Laut). Iſt nur ein Glück, daß er nit noch eine Weil hat leiden müſſen.

Simmerl (zum Hanſerl).

Was ſagt ſie?

Hanſerl.

Iſt ein Glück, daß er ihn ſo gut getroffen hat.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Straßl (langſam herankommend, innerlich erregt).

Straßl (für ſich).

O Gott, daß das hat müſſen ſein! — Und haben mich ſchon geſehen. Jetzt heißt's geſcheit ſein. — (Laut.) Was habt's denn da?

Waberl.

Geh nur her. Da iſt grad Einer derſchoſſen worden.

Straßl.

Iſt's wahr? Iſt's richtig wahr?

Schwarz-Seppel.

Schau, der Straßl iſt auch da. Biſt nahend geweſt, Holzknecht.

Straßl.

Weil ich grad auf dem Weg zum Holzſchlag bin. Auf ſo ein Geſchrei muß man doch ſchaun gehen, was geſchehen iſt. Derſchoſſen ſoll einer ſein? Um Gotteswillen, wo denn? Wer denn?

Schwarz-Seppel (hämiſch).

Wird Dir eh bekannt geweſen ſein. Ein guter Freund zu Dir. Im Winter iſt's kalt. Magſt wohl beten für ihn, daß er Dir ein warmes Quartier hat verſchafft.

Straßl.

Von wem redſt? Doch nit vom Kreuzjäger?

Schwarz-Seppel.

Gelt! Na ich glaub's, ſo was vergißt der Menſch nit.

Straßl (etwas gedämpft).

Ich trag ihm nichts nach. Hat's ja thun müſſen. Iſt ſeine Schuldigkeit geweſen, hat dafür ſein Brot. Is ein harter Dienſt, ein Jägerdienſt. — Wenn der arme Kerl wildert, ſo hat er recht, und wenn ihn der Jäger einſperren laßt, ſo hat er auch recht. So muß man ſich denken. Ich hab meine Sach abgeſeſſen, und meinetwegen ſoll er nichts zu leiden haben. Rachgierig bin ich mein Lebtag nit geweſen. — Iſt ſchon wer um den Arzt?

Raberl.

Braucht keinen, iſt todt.

Simmerl (zum Hanſerl).

Was ſagt ſie?

Hanſerl.

Arzt braucht er keinen mehr, weil er eh ſchon todt iſt.

Straßl.

Und was ſteht Ihr denn da? Um und um hinaus, Leut, den Mörder ſuchen, iſt geſcheiter!

Lodel (vom Baumſtamm her mit ſcharfer, ſchneidender Stimme).

Geh, geh, Straßl, mach keine Gſchichten. Leicht hätten wir nit weit ſuchen.

Straßl (zuckt merklich zuſammen).

Wie ſagſt?

Lodel.

Leicht biſt Du's ſelber!

Straßl.

Pecher! Du Pecher! Was haſt Du jetzt geſagt? Muß Dich nit gut verſtanden haben, ſag's noch einmal.

Lodel.

Vielleicht haſt Du ſelber geſchoſſen!

Straßl.

Ah, ſo meinſt. Geſchoſſen. Natürlich, geſchoſſen hab ich ſchon oft.

Lodel.

Auf den Jäger.

Straßl (ſtellt ſich verblüfft, dann zu den Umſtehenden).

Habt ihr's gehört? — Habt ihr's gehört?

Mehrere.

Nau, nau, nau! Aufbegehren ah noch!

Straßl.

Ihr ſeid meine Zeugen, wenn ich ihn klagen geh. Das iſt kein Spaß. Wer ſo was ſagt, der muß es beweiſen, ſonſt kommt er ins Loch, und leicht a biſſel tiefer hinein als wie der arme Teufel, der hungers halber einmal einen Hirſchen will ſchießen. Ja, mein lieber Lodel, mit ſo Reden wirſt einer nit herum, ſie koſten zu viel! Wirſt es ſchon ſehen. — Ihr habt es gehört, ihr ſeid meine Zeugen.

(Die Umſtehenden weichen murrend von ihm zurück.)

Schwarz-Seppel.

Ja, ja, wir werden ſchon Zeugen ſein, daß wir Dich zu dieſer Stund heroben am Kreuzeck haben geſehen.

Straßl.

Was ſoll das heißen?

Schwarz-Seppel.

Ah nix, gar nix, als daß Du halt heroben biſt geweſen.

Straßl (aufgebracht).

Daß ich heroben bin! Und ihr? Seid nicht auch Ihr heroben? — Stund er jetzt da, der Oberförſter,

wie er da liegt, Ihr wäret nit zu sehen da heroben, das weiß ich. So gut wie mir das Wildern, hat er Euch das Ameisgraben und Pechschaben und Wurzelstechen verboten. Wenn er auch nit so streng ist gewesen gegen die Waldverderber als gegen die Schützen, wo er ein erlegtes Reh am liebsten mit der ewigen Verdammniß bestraft hätt' — verkrochen habt Ihr Euch doch vor ihm, verkrochen wie die Füchse und Marder in ihre Höhlen. — Jetzt, weil er daliegt starr und kalt, jetzt flattert Ihr hervor wie das Unzücht aus allen Löchern und heuchelt Mitleid, dieweilen Ihr aufschreien möchtet vor Lust und Gier, daß er dahin ist. — Damit Ihr weiß ausschauen solltet, macht Ihr einen Andern schwarz und möchtet, wenn's möglich wär', Unsereinen noch schlechter machen, als Ihr selber seid — Lumpenpack!

Lodel.

Versteht Ihr dem seine Beweisführung? Ich nit.

Schwarz-Seppel (schreit dem Straßl ins Ohr).

Die Diebssprache verstehen wir nit.

Straßl.

Wem hab ich was gestohlen?

Schwarz-Seppel (ironisch).

Gestohlen! Gott bewahr. Der Kreuzjäger hat Dir den Hirschen hübsch zutreiben lassen und eine Bittschrift an Dich: Lieber Anton Straßl! Erweis mir die Ehr und brenn ihn nieder, zum Geschenk als bsunderes

Zeichen meiner Freundschaft! (Gelächter.) — Ist gesessen wegen des Diebstahls — und jetzt leugnet's der Erzlump!

Straßl.

Meine lieben Leut! Wenn jetzt alle Wildschützen eingesperrt wären, so stund auf diesem Platz Niemand als die paar Weiber. Kein Bauernhaus und keine Hütten in der ganzen Gegend, wo die Büttel nit ein verstecktes Gewehr kunnten finden. Und kein Jäger auf der Welt, der nit einmal ein heimlicher Lehrbub ist gewesen. Den meisten Schützen macht das Umbringen Freud, und wenn sie einmal Einen erwischen, der schießt, um leben zu können — Jesus Maria, da ist ihnen für seine Straf das höllische Feuer zu kühl und die Ewigkeit zu kurz.

Simmerl (zum Hanserl).

Was sagt er?

Hanserl.

Die Ewigkeit ist zu kurz.

Straßl (fährt fort).

Daß wenigstens wir armen Leut thäten zusammenhalten. Aber die sind die Schlechtesten; sind aufeinander wie Hund und Katzen, verschergen einander, zerbeißen einander, möcht aus Wohldienerei Einer den Anderen wegen eines Hasen zutodt verhetzen und verleumden — diese Bestien, die vermaledeiten!

Yodel.

Was gehen uns jetzt die Wildschützen an! Wer den Jäger hat auf die Decken gelegt, wollen wir wissen.

Straßl.

Weiß ich's!

Yodel.

Aschen über Dein Haupt, Straßl-Toni! Und jetzt fort mit Dir! Wir wollen Dich nicht sehen. Geh Deines Weges!

Straßl (wild erregt).

Den geh ich auch. Und weißt Du wohin? Den kürzesten Weg zum Gericht. Beim Gericht sehen wir uns, Pechschaber. Du kommst mir bald nach. Das will ich sehen, ob einer keinen Richter findet gegen Ehrabschneider. Auf der Stell — ich geh zum Gericht.
(Rasch ab. Sie schreien durcheinander und dem Straßl höhnend nach.)

Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Arreſtſtube mit mehreren Strohpritſchen, auf welchen Arreſtanten herumliegen und kauern. Dunkel gehalten. Eine Nachtlampe. Etwas im Hintergrund gegen die Mitte liegt der Straßl-Toni in ſeinem Holzknechtgewande, ſehr verſtört und unruhig ſchlummernd. Nebenhin Blümlein in ſchwarzem Anzuge.
Im Vordergrunde, rechts und links der Bühne, die Arreſtanten Raderer und Greiffel in Zwilchkleidern.

Erſter Auftritt.

Raderer (ein älterer Patron, aufgedunsen, mit gelbem, ſchielendem Spitzbubengeſicht, kurzgeſchorenem rothen Haar, bartlos. Sich den Schlaf aus den Augen reibend und den Körper ſtreckend)

Ah, das war ein Schlafen! Der Kaiſer hat zu ſeinem Namenstag kein beſſeres. Und geträumt wie der Sultan. Pickfein! Es geht nichts über ein ſorgloſes Leben.

Greiffel (auf der entgegengeſetzten Seite, dumm verſchmitztes Geſicht, niedere Stirn, vorſtehende Kinnbacken)

Sorglos wär's, aber Leben iſt's keins.

Raderer.

Bruder, Du biſt immer unzufrieden. Das Schlafen mußt fürs Leben rechnen. Im Schlaf finde ich blut-

wenig Unterſchied zwiſchen dem Diebskerl Raderer und dem Rothſchild; nur daß der Rothſchild ſich vor dem Einbrechen fürchtet und der Raderer das Ausbrechen hofft.

Greiffel.

Du ausbrechen! Dazu biſt Du viel zu faul.

Raderer.

Bruderherz, Du haſt recht. Die Faulheit iſt mein Schutzengel. Ich ſage Dir, der ſchreckbarſte Mordbrenner wäre ich, aber halt zu commod dazu. Vor lauter Faulheit bin ich ein guter Menſch.

Greiffel.

Der bei der Nacht die Leut ausraubt.

Raderer.

Narr, weil ich beim Tag ſchlafen will.

Greiffel.

Sag mir einmal, Raderer, wo haſt denn Du die Kuraſch hergenommen das erſtemal?

Raderer (geht hinkend hinüber zu Greiffel, kauert ſich an deſſen Bettecke).

Herz, es iſt ein reiner Zufall. Eine wahre Schand, ſag ich Dir, was ich jahrelang für ein ehrlicher Kerl bin geweſt! Zum Verhungern, ſo ehrlich. Auf einmal bricht's durch, das Talent.

Greiffel.

Hei, das mußt mir erzählen.

Raderer.

Was wirſt machen, wenn Du bei der Nacht durch ein Stadtgaſſel gehſt, ſtreift eine Creatur an Dich, und wie Du nachſchauſt, haſt Deine Uhr nit im Sack!

Greiffel (verwundert).

Du biſt beſtohlen worden?

Raderer.

Hat nit einmal mir gehört. Ausgeliehen zum Windmachen. Halloh, die Uhr! ſchrei ich und lauf dem Kerl nach. Er rennt, was er kann, aber bei der Brücke hol ich ihn ein, pack ihn beim Kragen: Die Uhr her! — Er die Uhr aus dem Sack, mir ſie her und davon.

Greiffel.

Prächtig!

Raderer.

Und denk Dir, Greiffel, wie ich auf meine Kammer komm, liegt meine Uhr dort uneingeſteckterweiſe auf dem Tiſch. Ha, ha, und raub Dir auf ſolche Art einem harmloſen Kind Gottes zur nachtſchlafenden Stunde die Uhr weg! (Geht auf ſeinen Platz zurück.)

Greiffel.

O Du verdammter Kerl!

Raderer.

Kannſt Dir den Reſpect denken vor mir ſelber! Nit im Traum wär's mir eingefallen, daß das Leutausrauben ſo leicht iſt.

Greiffel.

Lugen thuſt! Das Geſchichtel, in der Zeitung, haſt es geleſen.

Raderer (unbeirrt).

Richtig. Am nächſten Tage ſteht's ſchon in der Zeitung, daß bei der Nacht ein baumſtarker Mann einen armen Geigenlehrer verfolgt und ihm die Uhr weggenommen hätte.

Greiffel.

Natürlich haſt ſie ihm zurückgeſchickt.

Raderer (mit Entrüſtung).

Zurückgeſchickt? Schaf, dummes. Vernetzt hab ich's.[1] Der Geigenlehrer kann ſich wieder eine zuſammengeigen. Wie aber ſoll ein Dieb leben, wenn er nit ſtiehlt? Und daß der Herr Edelbert Raderer ein geborener Dieb iſt, hat ſich doch dazumal gewieſen. Hab ich mir gedacht: Schau, ans Schickſal muß der Menſch glauben — ſo ſchlecht, mußt wiſſen, bin ich nie geweſt, daß ich an nichts geglaubt hätt'. Sag ich mir: Wenn dich das Schickſal ſchon mit der Naſen daraufſtoßt zum Stehlen — gut, ſo ſtiehl! (Mit Selbſtbewußtſein.) Und hab mein Wort gehalten.

[1] Bauernausdruck für veräußert.

Greiffel (zu Kaderer hinübergehend).

Bei mir ist es umgekehrt. Ich bring's mit dem besten Willen nit zu einem ordentlichen Spitzbuben, und wenn ich einmal was stehlen will, accurat stehl ich mir's selber und schenk's einem anderen.

Kaderer.

O Heiligthum in Menschengestalt!

Greiffel.

Wie dazumal in der Herberg. Will dem Schlafkameraden bei der Nacht die Hosen aussuchen und seinen Geldbeutel in die meine prakticiren. Spielt der Teufel nit so, daß ich im Finstern das Ledertaschel aus meiner Hosen in die seinige steck'? — Und bin doch Kaule gangen.[1] Du höllische Wildsau!

Kaderer (leiser).

Anständig reden, junger Mann! (Deutet gegen Blümlein im Hintergrund.) Wir haben über Nacht vornehme Zimmergesellschaft bekommen.

---

[1] Gaunerausdruck für: bin doch eingesperrt worden.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arreſtant Blümlein. Schlanke Geſtalt in ſorgfältig gehaltenem, aber fadenſcheinigem, ſchwarzen Anzug, mit blaſſem Geſicht, ſchwarzem Schnurrbärtchen. Sitzt auf dem Strohbund, ſein Haupt auf den Ellbogen geſtützt. Nun ſteht er auf, geht gegen die beiden Anderen hin.

Blümlein.

Geniren Sie ſich nicht, Freunde, und ſeien Sie munter. Wenn ich geköpft werde, können Sie zuſchauen. Gratis.

Raderer.

Geköpft?! Sakerment, der giebt's nobel!

Greiffel (geht auf ſeinen Platz zurück).

Na, der muß was Ordentliches angeſtellt haben. Hat gewiß wo Speck geſtohlen, daß er eingeſperrt iſt worden.

Blümlein (mit Empörung).

Stehlen?! Gaunerſeele!

Greiffel.

Unſer neuer Freund iſt noch in Vorurtheilen befangen.

Raderer.

Welch eine Heldenthat, wenn man fragen darf, edler Fremdling, daß ſie Dich ſo ſehr wollen verkürzen? Gar um den Kopf. Warum denn?

Blümlein.

Nichts weiter, als daß er ihnen unbequem ist.

Greiffel.

Na, dann freilich: Schwips, herab mit ihm!

Raderer.

Aber glorreicher Zeitgenosse, zahlst Du denn keine Kopfsteuer? Ja? Nun also, dann kann Dir nichts geschehen.

Blümlein (mit der Geste des Kopfabschneidens).

Herab mit ihm!

Raderer.

Etwas mußt Du aber doch Schönes vollbracht haben!

Blümlein.

Bei Unsereinem machen sie es klüger als bei Anderen. Andere werden erst eingesperrt, wenn sie was angestellt haben; mich schon vorher — und das ist sehr gescheit!

Raderer.

So hast Du gewiß etwas Feines im Sinn gehabt.

Blümlein.

Eine Kleinigkeit. Ich wollte bloß die Welt in die Luft sprengen.

Greiffel.

Bum, das müßt a Kracher ſein!

Blümlein (unwirſch).

Nur zu, mit Ihren dummen Späſſen. Sie ſind ganz gemeine Spitzbuben!

Laderer (gemüthlich).

Bruder, nit ſo ungemüthlich! Geh her! Sei'n wir Du und Du miteinand! Weißt, mußt wiſſen: im Himmel und im Arreſt ſind wir Alle gleich.

Blümlein.

Diebereien und Mordbrennereien, wie Ihr ſie treibt! Kindiſch. Das muß groß angepackt werden. Die gegenwärtige Welteinrichtung! Für Euch Alle iſt gedeckt an der Tafel des Lebens. Greift zu! Greift zu!

Greiffel.

Wenn ſie einem keinen Löffel geben!

Laderer.

Zu was haſt denn Deine langen Finger?

Blümlein (ſcharf herausſprudelnd).

Dort der reiche Praſſer, hier der arme geſchundene Teufel. Gefällt Euch das? Nicht? Nun alſo empor! empor! empor! Reißt vom Himmel Euer Recht und ſtürzet das Beſtehende!

Greiffel.

Ah ſo, von der Gattung biſt!

Raderer.

Bruderherz! Wenn ich mich erſt gewaſchen hab, kriegſt von mir einen Kuß. Aber hölliſch ſchade, daß ſie Dich vor dem großen Bumperer haben ins Loch geſteckt.

Blümlein.

Sind ſchon noch Andere draußen. Wir ſind ein vielköpfiges Thier. Jeder Kopf wächſt zehnfach wieder nach.

Greiffel.

O Du Rabenvieh!

Blümlein (beſinnt ſich).

Kameraden, Eure Einfalt iſt rührend. Ich reiche Euch die Hand, ſeien wir auf Du und Du miteinander. Noch lieber halt ich's mit den Bewohnern dieſes Hauſes als mit denen, die da draußen auf Platz und Heeresſtraße gehen. Schlemmer, heimliche Betrüger, Verführer, Ehrabſchneider, Schurken. Keinem kann was nach gewieſen werden. Lauter brave Leute!

Greiffel (ſich die Hände reibend).

Das iſt ſchon eine Paſſion, wie der die Leut verſchandiert! Hat aber recht! Wenn ich nit das Glück hab und ſo viel eingeſperrt bin, ſo wär' ich längſt ſchon

verdorben — von denen da draußen. Grundschlecht wär' ich worden.

Blümlein.

Grundschlecht wäre nicht das Schlimmste; besser werden kann man. Aber blitzdumm sein — da ist nicht zu helfen.

(Man hört Straßl schwer seufzen.)

Raderer.

Schau, der Holzknecht hat auch süße Träume.

Greiffel.

Ja, von der Schlinge.

Raderer.

Ist selber schuld. Warum springt er hinein!

Greiffel.

Wenn's einer halt gar zu pfiffig machen will.

Raderer.

Ha, ha, ich seh ihn noch, wie er in den Saal stürzt und unser Verhör unterbricht. — Geh, Greiffel, mach den Richter, zeigen wir's unserem neuen Freunde, wie es war.

(Die folgende Scene muß sich scharf vom übrigen Spiel abheben.)

Greiffel.

Gut ist's. Ich ziehe den Richtermantel an. (Hüllt die braune Bettdecke über sich, giebt sich eine würdevolle Haltung.)

Jetzt Achtung vor mir! — Also, Raderer und Greiffel, Ihr zwei Erzlumpen, was habt Ihr wieder angestellt? — Wer stürzt zur Thür herein? Wer unterbricht die Verhandlung?

Raderer (stellt sich, als wäre er der Straßl, stürzt wie rasend auf den Richter zu, vor demselben auf die Knie).

Herr Richter! Herr Richter!

Greiffel (als Richter).

Hinaus! Diener, was haben Sie da für einen Tollhäusler hereingelassen?

Raderer (als Straßl).

Ich bin kein Tollhäusler. Ich bitt um Schutz, Herr Richter, ich bitt, sie verfolgen mich, sie verleumden mich!

Greiffel (als Richter).

Wer sind Sie denn?

Raderer (als Straßl).

Ich bin der Anton Straßl, den Straßl Toni heißen sie mich und sagen, ich hätt' den Kreuzjäger derschossen. Ist nämlich heut — auf dem Kreuzeck droben — der Jäger derschossen worden, der Oberförster Ferdinand, und da sagen sie, ich hätt's gethan.

Greiffel (als Richter).

Wer sagt es denn?

Raderer (als Straßl).

Der Pecher Vodel hat's gesagt, und der Schwarz-Seppel, und die Anderen auch, und ich geh' nimmer sicher, und ich bitt, daß sie gestraft werden!

Greiffel (als Richter).

Anton Straßl, sind Sie nicht vor einiger Zeit im Arrest gesessen?

Raderer (als Straßl).

Ich bitt, von wegen einer Wilderei. Trag aber keinem Menschen nichts nach.

Greiffel (als Richter).

Sie wollen vom Gericht Schutz haben?

Raderer (als Straßl).

Ich bitt tausendmal!

Greiffel (als Richter).

Die gerichtliche Untersuchung wird Alles aufklären und Sie hoffentlich rechtfertigen. Allein, wie sollen wir Sie einstweilen schützen vor Ihren Gegnern?

Raderer (als Straßl, lebhaft).

Sie einsperren lassen!

Greiffel (als Richter).

Die vielen Leute einsperren? Da wird's vielleicht besser sein, daß wir die Leut' hinaussperren. — Gerichtsdiener, führen Sie diesen Mann in die Zelle

Nummer sieben, die hat ein festes Schloß. (zu Straßl) da sind Sie geschützt.

(Beide brechen in ein Gelächter aus und hupfen auf ihre Pritschen.)

Raderer (gegen Blumlein).

Und so, Freund, ist der Herr, der dort die seligen Seufzer macht, in die Schlinge gegangen. Dem sein Gesicht, wie ihn nachher der Standarm in den Kotter hat geführt!

Straßl (hebt sich etwas von seinem Lager empor, seufzt).

Ach Gott!

Raderer.

Bist schon wach, Straßl? Gut Morgen! Haben gerade von Dir gesprochen.

Straßl.

Spottet nur zu. Ihr wißt es nicht. Mir ist schrecklich weh.

Raderer (mit hohnischer Theilnahme).

Warum? Du hast ja heut, so viel ich weiß, Deinen fürnehmen Tag. Wie die Leut zusammenlaufen werden, Deine Freunde und Bekannten, und die hohen Herren sich mit Dir unterhalten — stundenlang. Fein! Und eine Ehrenwacht vor der Thür. Pickfein!

Straßl (halb für sich).

Mir geht nichts Gutes zu Sinn.

Raderer.

Na verſteht ſich! — Nur feſt bleiben, Holzknecht. Nur recht leugnen, wenn Du einen ehrlichen Rath annimmſt. So lang der Menſch leugnet, wird er nit gehenkt. Allemal. Eine ehrwürdige Spitzbubenregel! Sollt' ſie jeder Arreſtant in ſein Gebetbuch ſchreiben. Glaub es mir.

Straßl.

Mein Gott, leugnen! Hab ich's denn gethan?

Raderer (ſchelmiſch).

Das wirſt ſchon ſelber wiſſen.

Straßl.

Und eine Menge Zeugen ſollen geladen ſein.

Raderer.

Sei froh. Je mehr, deſto beſſer. Je mehr Vögel, deſto weiter fliegen ſie auseinander. Sind ſie nit einſtimmig, ſo haſt gewonnen.

Straßl.

Sind ja Alle zuſammengeredet. Auf einen armen, verachteten Menſchen geht ja Alles los. Auf mich ſchon gar wie die Teufel! Hätt' ich mich lieber ſelber derſchoſſen!

Greiffel.

Geh! Solche Gedanken! Selbſtmord iſt eine Todſünd!

Raderer.

Und eine ordentliche!

Straßl.

Es wär' das allerbeſte.

Raderer.

Und wenn ſie Dich überweiſen — was liegt dran! Nothwehr, ſagſt! Mit Nothwehr macht man auch manchmal viel.

Greiffel.

Das iſt gewiß! Mein Fall. Ein ſchöner Fall. — Im Stöckelhof zu Lahndorf, da bin ich beim Dachfenſter hineingeſtiegen. Bin nämlich Schränker. Ganz ſchlicht und harmlos ſteig ich ein. Die Schränke will ich räumen und weiter Niemand ſtören, denn es ſchlaft Alles. Nichts ungeſünder, als wie die Leut ſo plötzlich aus dem Schlaf wecken! Steht Euch auf einmal ſo ein Lackel da mit der Hacke, und wenn ich ihm nit noch zuvorkomm' mit dem Stoßeiſen, ſo ſchlagt er mich nieder — maustodt! — Zum Glück bin ich geſchwinder geweſen als er. Was kann man machen? Nothwehr! — Ich kann wegen Einbruchs und Diebſtahls verurtheilt werden, das kann ich. Aber wegen Mords nie — nie. Nothwehr iſt erlaubt.

Blümlein.

Verzeihen, ich glaube diesmal werden Sie mit Ihrer Nothwehr aufſitzen. Das Geſetz dürfte es ein bißchen anders meinen.

Greiffel (mit Verachtung).

So, Sie wollen mir das Geſetz erklären! Sie, der kaum erſt ein paar Stunden im Kerker ſitzt. (Auf ſeine Bruſt pochend.) Wiſſen Sie, wie oft wir ſchon geſeſſen ſind? Neunmal! Jetzt das zehntemal.

Raderer (lacht dazwiſchen).

Jubiläumsſitzen!

Greiffel (fährt fort).

Sie ungebetener Herlaufer oder Roßdieb, was Sie ſind! Haben zwar einen ſchwarzen Rock an, heißen vielleicht Magiſter, heißen Doctor gar, wie der Schekſchbir in ſeinen Räubern ſo ſchön ſagt: aber mir, der eine Bildung hat genoſſen und ſein Lebtag nur mit Richtern, Geſchworenen, Staatsanwälten und Vertheidigern verkehrt hat — mir das Geſetz erklären! Sie nit, Sie. Gun Morgen!

Raderer.

Kinder, nur keinen Streit! Wir müſſen verträglich ſein untereinand, wir ſind eine geſchloſſene Geſellſchaft. — (Dem Straßl die Hand auf die Achſel legend.) Und Du nit ſo verzagt, Kamerad! Der Gerichtsſaal iſt inwendig nit ſo ſchlimm, wie er auswendig ausſchaut. — Sag, Bruderherz, haſt Du Dich ſchon mit Deinem Vertheidiger beſprochen? Der wird Dir's auch ſagen. Was haſt denn für einen?

Straßl.

Vertheidiger? Den Doctor Scheuerer haben's mir genannt.

Kaderer und Greiffel.

O je!

Straßl.

Wird mir eh nix nutzen.

Kaderer.

Haſt heut ka Schneid, ſo mach Dich krank, wird's verſchoben.

Straßl (für ſich und ſtark markirt).

Lieber zur Einzelhaft verurtheilt, als da noch länger!

Kaderer.

Kannſt Dich auch taubſtumm ſtellen bei der Verhandlung, oder wahnſinnig, wenn alle Strick reißen.

Greiffel.

Narr, wenn alle Strick reißen, das wär' ja eh gut.

Kaderer.

Und vor den Richtern, wenn Du ſtehſt, nur hübſch den Kopf in die Höh und feſt ins Aug ſchauen, den Herren, recht treuherzig ins Aug ſchauen — ſo! (Macht ein einfältiges Geſicht.) Nur immer einen offenen Blick. Auch nicht vergeſſen, vor dem Richtertiſch ſchön die Knie beugen! Sehr wichtig! Auch vor dem Crucifix. Nur immer fromm und gottesfürchtig, mein Sohn! (Vertraulich.) Weißt Du, wie ich's gemacht hab, als ich noch Vorbeter in Karleiten bin geweſt? — Schlag ich

auf dem Dorfplatz bei der Nacht einen reichen, halbbesoffenen Viehhändler nieder. Die Leut rennen zusamm', ich natürlich auch darunter und hilf tapfer jammern. Ist aber noch nicht ganz todt. Reden kann er nicht mehr, aber deuten — und deutet allerweil auf mich. Ich schon Angst, er kunnt noch einmal zu Wort kommen. Aha, sag ich schnell: Beten! Beten, meint er, soll ich, und heb geschwind einen schreienden Rosenkranz an, bis er todt ist. — Darum sag ich, das Gebet hat schon Manchem geholfen?

Straßl (sich unwillig wegwendend).

Unter solchen Leuten sein müssen! Wie weit ist es mit mir gekommen!

Greiffel.

Thun wir ihn ein Bissel aufmuntern, den armen Schelm. — Rath' einmal, Holzknecht, was ist das größte Verbrechen auf der Welt!

Straßl (macht eine abwehrende Bewegung).

Greiffel (zum Blümlein).

Weiß es der gestrenge Herr?

Blümlein.

Das größte Verbrechen ist ein Millionär zu sein.

Raderer.

Gott, was sind wir für tugendhafte Leute!

Greiffel.

Es ſteht aber anders, Euer Liebden! Das größte Verbrechen iſt, ſich erwiſchen laſſen. Für alles Andere geh'ſt frei aus. Beſtraft wirſt nur, wenn Du Dich erwiſchen läßt.

Raderer (gegen den Straßl Ton deutend).

Bruderherz, ſchau den Waldteufel an. Dem wird ganz ſchmerzhaft vor Deiner Weisheit.

Greiffel.

Nachher wollen wir den ſchmerzhaften Roſenkranz beten.

Straßl (macht eine Geſte des Abſcheues).

Raderer (in der Abſicht, ihn aufzuheitern).

Willſt aber lieber ſingen, als wie beten — iſt auch gut. Biſt ja ein feſcher Wildſchütz, hör ich. — Süßes Bruderherz Greiffel, komm, hilf mir, wir ſingen unſerem chriſtlichen Mitbruder zu Hilf und Troſt das Wildſchützenlied.

Greiffel.

Gut iſt's, das ſoll er haben.

(Singen mit poſſirlichen Geberden.)

I.

Schön iſt das Wildſchützleben,
Ein Jäger auf der Jagd;
Kann er ſein Stutzerl heben,
Hat er ſein Glück ſcho g'macht.

Hat er recht ſcharfe Augen,
A recht a fein's Gehör,
Das thuat dem Wildſchütz taugen,
Was will der Burſch noch mehr?
Gamſerl jag'n, thua'n d' Leut' ſag'n,
Das wär' nit ſchlecht,
Aber fein muaß ma ſein,
Nachher iſt's recht.

(Jodler.)

II.

Schleicht ſich die Sonne unter,
Und ſagt recht gute Nacht,
So wird der Wildſchütz munter,
Sein Stern am Himmel wacht.
Ob's regnet oder ſchneiet,
Ob's donnert oder blitzt,
Er denkt in ſeinen Träumen,
Daß ihn der Ob're ſchützt.
Gamſerl jag'n u. ſ. w.

(Jodler.)

Straßl (der ſich während des Singens abgewendet hat).

Ich bitt Euch, hört auf, mag nichts hören davon. Verflucht und vermaledeit ſei das ganze Wildſchützleben! So ſchöne Lieder haben ſie drauf gemacht, zum Leutlocken, und heißt's alleweil, für die Armen hätt' der Herrgott das Wild erſchaffen — der Teufel ſoll's holen, alles miteinander! Was das Wild ſchon für Unheil hat angerichtet auf der Welt! Nichts iſt mir gefährlich worden. Bin vorbeigangen an offenen Truhen, hab Brot liegen ſehen drinnen, Geld — und nit ein-

mal kommt mir der Gedanken: nimm's! — Aber wie ich im Wald das erste Reh hab gesehen, da hat's gezuckt in den Fingern, als sollt ich losdrücken am Hahn, und hab doch mein Lebtag noch kein Schießgewehr in der Hand gehabt. Und ist oft auch gleich die teuflische Gier dabei, man kann sich nit mehr helfen, denkt an nichts mehr, schleicht und schießt und stiehlt und geht zugrund. Ich sag Euch's: vor Zeiten der Bär und der Löw und der Tiger sind nit so gefährlich gewesen für die armen Leut, als wie heut der Has und das Reh und der Hirsch.

Blümlein.

Lappalien! Wegen ein bißchen Wildern!

Straßl (bedeutsam).

Wenn die Wildschützkugel aber den unrechten Bock trifft!

Blümlein.

Ich verstehe Sie. Aber glauben Sie mir, Freund, es werden noch ganz andere Böcke geschossen auf dieser besten der Welten!

Straßl (für sich hinträumend).

's ist vorbei. Schon ganz unmöglich kommt's mir vor, daß ich einmal glücklich bin gewesen. Und doch, Jessel, mein Weib! — Hätten wir uns nie gesehen, besser für Dich. Aber ich ohne Deiner! Ich kann's nit

ausdenken. Jeſſel, Du mein einziger, mein herzgetreuer Kamerad . . .

Greiffel.

Er thut halt ſchon wieder ſpintiſiren. Den luſtig machen!

Raderer.

Wart' nur, bis ihn erſt der Strick am Hals kitzelt, da wird er ſchon lachen.

Straßl (für ſich).

Wenn die Förſtersfrau da iſt, dann iſt alles verſpielt. Alles.

Greiffel.

Aha, das Weibsbild fürchtet er.

Straßl (wild aufſpringend).

Mit Fried laßt's mich! Was wißt Ihr, wie mir ums Herz iſt! Ihr thut nichts als auf Spitzbübereien ſtudiren! Lumpen, die nichts Liebes und nichts Heiliges haben auf der Welt und in der Ewigkeit. Habt Ihr's einmal erfahren, das Brav ſein? Ich glaub nit. Was wißt Ihr, wie es einem armen Menſchen gehen kann, der redlich arbeiten, ehrlich durch die Welt kommen will und überall zurückgeſtoßen wird! Von Kind auf verfolgt, umhergehetzt auf der Welt, überall fremd und verachtet. Will man nit umkommen, ſo heißt's: was erliſten, und nachher iſt ihnen der Gauner

fertig, meiden ihn, treten ihn, hetzen ihn weiter, alleweil weiter, bis ins Verderben.

Raderer.

So laß Dich doch lieber auf den Schub geben.

Straßl.

Wohin? — (halb für sich). Ich hab schon viele Stöße ausgehalten, aber kein Stoß hat mir so weh gethan als derselbige, den der Dorfrichter zu Kirchbach meinem Weib hat versetzt, wie sie mit geeignetem Leib ist heim getrieben worden in ihre Gemeinde. Du bist fremd dahier! hat der Richter gesagt. Du gehörst dort hin, wo Dein Mann zuständig ist.

Raderer.

Und wo bist denn Du's?

Straßl.

Auf der Straßen. — Die Straßen ist meine Wiegen gewesen, von der sie mich als kleines Kind haben aufgenommen aus Barmherzigkeit. Ein armer Steinschlager ist mein Straßenvater worden. Wie er gestorben, hat er mich zu seinem Erben eingesetzt, meine Armuth von ihm, meinen Namen von der Straßen, auf der ich gefunden worden. O hätten sie mich dazumal liegen lassen auf der Erden und umkommen lassen aus Barmherzigkeit! Glauben kannt' man's nit, wie einen Gott verlassen kann!

Raderer.

Weißt, Herzerl, wen Gott verlaſſen hat, der muß es halt mit dem Teufel probiren — iſt auch manchmal kein ſchlechter Kamerad.

Greiffel (zu Raderer).

Bruder, dem prediſt umſonſt, der Menſch iſt ja ganz verſtockt.

Raderer.

Ei was, ich geh ſchlafen.

Straßl (für ſich, allmählich in Affect kommend).

Hart hab ich gerungen — mit der Welt, mit mir ſelber. Es müßt ſein, hab ich gemeint, daß Unſereiner anſtändigerweis ins Grab ſteigt — und es iſt doch nit. Wenn ſie mir nur einmal was Gutes hätten gethan, nur einmal! Kein Halm im Buſch kann durſtiger ſein nach einem Sonnenſtrahl, als ich es geweſen bin nach dem freundlichen Blick aus einem Menſchenaug! — 's iſt all umſonſt geweſen. Nieder muß der arme Schelm, nieder muß er! — So weit er nit ſelber ſinkt, reißen ihn die Leut hinab. Dumm iſt der Menſch von ſich ſelber, ſchlecht wird er durch Andere. Jetzt haben ſie mich dort, wo ſie mich haben wollen, die mich gehetzt — gehetzt haben bis zum Henker. — (Knirſchend.) Aber nein! In der Unſchuld hab ich vergeblich gewinſelt unter ihren Fäuſten, jetzt ſteht's anders. Ins Geſicht ſchreien möcht ich dieſem heuchleriſchen, feigen, ſchurkiſchen Gezücht: Mit ihm allein, Euch allen wäre das Blei vermeint geweſen.

(Gegen Nadorer und Greiffel mit ſchwerem Nachdruck.) Spitzbuben, am End habt Ihr recht! — Na, na, hüte mich vor ſolchen Gedanken! Nur nit ganz weich von mir, o großer Gott!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter ſperrt von außen raſſelnd die Pforte auf, innerhalb wieder ab. Martialiſches Ausſehen, ſpricht ungariſch deutſch. Trägt eine weiße Schale und ein Stück Brot unbehilflich vor ſich her. Tritt grauſam mitten auf die Bühne, bleibt dort ſtehen, ſchaut ſtrenge um ſich. Nadorer und Greiffel geben ſich eine ordnungsmäßige Poſitur, verſpotten aber gelegentlich den Kerkermeiſter hinter ſeinem Rücken.

Kerkermeiſter.

Wer hot räſonnirt?! Hob gehört räſonniren. Do hier wird nix räſonnirt. Wem's nit recht is, ſul fuſchen. Kerl, wos mir noch emmol thut räſonniren, loß ich krump ſchließen, daß Eel beim Ellbogen raus fohrt, verſtonden! (Gegen den Straßl.) To hoben Se Ihner Fruhſtuck! (Stellt Schale und Brot auf Straßl's Bett.) Wochen's ſchnell. Stondar wird bold do ſein.

Greiffel (auf das Fruhſtuck hinlugend).

Das laß ich mir gefallen! Kaffee kriegt er heut, der Herr Holzknecht.

Nadorer.

Die Henkerſuppe.

Blümlein.

Kein geſundes Eſſen.

Greiffel (zum Kerkermeiſter).

Eine geiſtige Nahrung, Herr Profoß, eine geiſtige Nahrung hätten Sie ihm bringen ſollen, dem armen Teufel. Für den armen Sünder iſt Schnaps allemal geſünder. Ein altes Sprichwort. Bei ſo einem Feſt muß der Menſch illuminiren, ſonſt iſt's zu tumper. Und ich — (für ſich) wenn ich nur den Kaffee kunnt haben!

Kerkermeiſter (zu Straßl, der halb gebrochen vor ſeiner Schale kauert, ohne zu eſſen).

Mochen's, mochen's! Zwei Trumm Zucker hob ich 'nein gſchmiſſen.

Straßl (traurig).

Dank, dank.

Kerkermeiſter.

Oh, für wos denn? Ich zohl jo nix.

Raderer.

Der Ungar zahlt nichts, merk Dir das.

Straßl (verdeckt ſein Geſicht und beugt ſich tief nach vorne).

Mein Weib, meine armen Kinder!

Raderer.

Nur meinem guten Rath folgen, Holzknecht. Und solltest schon picken bleiben, so verleg Dich aufs Schlafen. Ist das letzte Mittel, aber auch das beste. Das Schlafen können's Dir nit nehmen und im Schlafen bist Freiherr!

Straßl (für sich).

Wenn sie da ist — die Försterstrau!

Greiffel (auf die Schale plangend, leise).

Wenn ich nur den Kaffee kunnt haben! (Er macht Miene, sich hinzuschleichen.)

Raderer (zu Greiffel).

Nur nit heimlich nehmen. Nur schön bitten drum, den Profoßen, wenn Du ihn haben willst, um alles schön bitten. Nur nix so nehmen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

An der Pforte pocht es. Der Kerkermeister öffnet, ein Gendarm tritt herein mit aufgepflanztem Gewehr, während ein zweiter vor der Pforte stehen bleibt.

Kerkermeister (den Gendarm an Straßl weisend).

Do hoben's!

Gendarm (zu Straßl, indem er Feſſeln hervorzieht).
Hände aneinander!

Straßl (hält die Hände gekreuzt hin. Gefaßter).
Es muß überſtanden werden. Jetzt hab ich Kuraſch.

Gendarm.
Vorwärts! (Führt Straßl vor ſich zur Pforte hinaus.)

Greiffel (zum Kerkermeiſter in kriecheriſchem Tone).
Ich bitt unterthänigſt, Herr Profoß, das Tröpfel Kaffee, was er hat übrig gelaſſen!

Kerkermeiſter.
Wos wollen's?

Greiffel.
Wenn ich's haben kunnt.

Kerkermeiſter.
Gengen's weiter. Voſſen's Ihnen Proceß machen, bekummen's auch Kaffee!

Greiffel (zum Kerkermeiſter).
Ich bitt, Herr Profoß.

Raderer (hat, während Greiffel bittet, hinter deſſen Rücken die Kaffeeſchale erhaſcht, leert ſie mit einem langen Zuge, dann höhnend zu Greiffel).
Nur um alles ſchön bitten!

Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Straße. Rechts von den Zuschauern eine gemauerte, halb verfallene Hütte, zu deren niedriger Thür ein paar Stufen hinanführen. Links ein großes rothangestrichenes Kreuz mit einem fast lebensgroßen Christusbilde. Unter dem Kreuze eine Kniebank. Im Hintergrunde freie Gegend, schönes, sonniges Landschaftsbild. Die Stimmung hochsommerlich.

Erster Auftritt.

Der Schorscher, ein vierschrötiger Mann in hohen Stiefeln, grauer Kniehose, dunkler Weste mit einer Reihe von großen Silberknöpfen, in Hemdärmeln, mit bunter Zipfelmütze, das Gesicht breit, geröthet, bartlos, brutale Züge, Augenbrauen und Wimpern olchfalb.

Schorscher (steht mitten auf der Straße und betrachtet die Hütte).

Sünd und Schad! Was das für ein sauberes Häusel ist gewesen vor ein paar Jahren! Und wie schaut's jetzt aus! Das Dach zerlempert, die Fensterscheiben zertrümmert, der Zaun zerrissen und verbrannt. Und was die Alten übrig lassen, das zerstören die Rangen. — Schad um die Hütten. Und seit zwei Jahren nit einen Kreuzer Zins! — Am allermeisten harb ich mich

über mich selber, daß ich so gut bin und es nit schon lang 'nausgeschmissen hab, das Glumpert! — Aber jetzt, jetzt ist meine Geduld zu End. — Er ist ein geiperrt, kommt eh nimmer aus, vor dem brauch' ich mich nit mehr zu fürchten. Jetzt mag er lästern wie er will. Lästermaul! Als Gemeindevorstand und Armenvater ist es meine Pflicht, diese Leut' zu verjagen, wir haben unsere eigenen Bettelleut'. Ich bin Armenvater und weiß, was meine Pflicht und Schuldigkeit ist. (Hinausblickend.) Nau, was steigt denn da für eine verdächtige Creatur daher! Wird ihnen doch der Straßl nit wieder auskommen sein! — Ah, der Ameisgraber ist's. (Ihn anrufend.) Na, Seppel, ist heut Feiertag bei Dir, daß Du im schönen Gwand umgehst?

Zweiter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel in seinem zerfahrenen, abenteuerlichen Waldanzug kommt von rechts die Straße heran.

Schwarz-Seppel.

Heut hat alles Feiertag. Heut wird der Straßl eintunkt.

Schorscher.

Ah, zum Gericht gehst. Na, schaut's nur, schaut's, daß was ausricht's. Ich werd' derweil da drin' Ordnung machen.

(Tritt rasch in die Hütte.)

Schwarz-Seppel (betrachtet die Hütte).

Sas Maria, is das a Glumpert, de Hütten! Ich glaub', es wohnt ſogar wer drinnen. Na, da möcht' ich nit bleiben. Da iſt's mir erſt in meiner Wolfshöhlen noch lieber.

Der Vorige. Yodel. Ebenfalls in ärmlichem, aber ziemlich ſorgfältig gehaltenem Sonntagsgewande, mit einem Stock in der Hand, kommt dieſelbe Richtung wie der Zepp, dieſen einholend

Yodel.

Laß Zeit, laß Zeit, Seppel! Schon a Weil hab ich Dich vor mir dahergehen ſehen, man meint, Du biſt nit zum derwiſchen.

Schwarz-Seppel.

Sie ſagen, wenn man zu ſpat kam, wurd' man geſtraft.

Yodel.

Mußt gewiß auch in die Stadt zum Gericht, des Straßl wegen?

Schwarz-Seppel.

Freilich verlangen's mich, zum Ausſagen. Der Straßl, das iſt ein Hartgeſottener, mit dem g'ſchaffen's nix allein, die Richter. Müſſen wir ihnen helfen. Wenn wir nur den wegbrachten! Unſer Gemeindevorſtand hat's auch geſagt.

Yodel.

Jetzt, wenn wir zuſammenhalten, bringen wir ihn weg.

Schwarz Seppel.

Du ſag', kriegen wir a Bezahlung?

Yodel.

Für'n Gang?

Schwarz-Seppel.

Freilich für'n Gang, weil wir nit fahren und nit reiten. Der Weg vom Kreuzeck her iſt weit.

Yodel.

Umſonſt thu' ich's nit. Fünf Gulden für den Gang wird nit zu viel ſein bei einem ſo groſſen Spitzbuben. Und weiſst, was ſie gefunden haben bei ihm?

Schwarz-Seppel.

Nau?

Yodel.

Rath' einmal.

Schwarz-Seppel.

Geh' mit dem Rathen da! Wenn einer einmal ſagt: rath', da rath' ich nit. Da errath't man's gewiſs nit.

Yodel (wichtig thuend).

Eine Pechfratzen hat man bei ihm gefunden! Der ſchlechte Yump wär' mir noch ins Gei 'gangen! Werd's

ſchon fürbringen. Werd' reden heut' — ich red'! Pechkratzen wär' er 'gangen, wenn ſie ihn nit zum Glück früher derwiſcht hätten. Der miſerablige Kerl!

Schwarz Seppel (mit der Fauſt niederwärts ſtoßend).

Der Straßl, der muß abi!

Yodel (in die Lüfte weiſend).

Auffi muß er, auffi! Und wir müſſen abi — in die Stadt. 's wird ſchon bald neuni.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Altes Männlein, welches etwas Poſſirlich Altweibiſches an ſich hat, zahnlos, gebückt und haſtig, trippelt dieſelbe Richtung wie die Früheren daher.

Altes Männlein.

Stad, Leuteln, laßt's mich ah mitkemma.

Yodel.

Oh, ſchau, die zottete Maus iſt auch da. Biſt auch vorgeladen?

Altes Männlein.

Vorgeladen, das nit. Ich geh' freiwillig. Will mir amal an guten Tag anthun. Bin neugierig, was ihm geſchieht. Ich fürcht' nur, er geſteht's ein, nachher wird er am End gar nit gehenkt.

Yodel.

Die Leugner nit? und die Eingeſteher auch nit? Ja, wer ſoll denn nachher überhaupt noch gehenkt werden?

Altes Männlein.

Die ehrlichen Leut'!

Schwarz-Seppel.

Das wär' ja ſchrecklich!

Yodel (dem Schwarz-Seppel auf die Achſel klopfend)

Sei ganz ruhig, Dir geſchieht nichts.

Altes Männlein.

Gehn ma, gehn ma, daß ma nit z'ſpat kema. Bin ſchrecklich neugierig!

(Alle drei ab.)

Vierter Auftritt.

Martha. In einfachem, dunkelfärbigem Gewand, ſtaubigen Schuhen, einen gebrochenen Baumaſt als Stock tragend, kommt dieſelbe Richtung wie die Vorigen. Steht ein wenig ſtill, ſchaut aus, ſetzt ſich dann auf die Stufe unter dem Kreuze und trocknet ſich mit einem Tuch den Schweiß vom Angeſicht.

Martha (in einem ernſten Volksliedtone halblaut vor ſich hin)

Und wenn Dein Lieb geſtorben iſt, geſtorben iſt,
So graben ſie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz ihm auf die Bruſt, wohl auf die Bruſt,
Und ſenken es ſtill hinab.

So haſt Du Dich von mir gewend't,
Und ich bin blieben Dein,
Gott mit Dir, Gott mit Dir, Du ſüßer Freund,
Es hat ſo müſſen ſein.

Meine ſelige Mutter, wie oft hat ſie dieſes Lied geſungen! Hat ſich wohl nie gedacht, daß es einmal ſo auf mich wird paſſen, und daß ich einmal den Weg ſollt' machen müſſen, den ich heute geh'. Zum Gericht. Freilich wohl beſſer als Ankläger, wie als Angeklagter. Gott mög' uns behüten — all' miteinand'! Mein Weg iſt hart genug. Als Zeugen gegen den, der mein Alles hat zerſtört. — Still iſt's hier wie in der ewigen Ruh'. Daß es gar ſo kurz iſt geweſen mein Glück auf der Welt! Daß es gar ſo ſchreckbar hat müſſen enden! Wochen und Wochen ſind ſeither vorbei, und ich kann's nit faſſen und immer noch nit glauben. Als ob mir einer einen Schlag hätt' gethan aufs Haupt — und betäubt. So taumle ich hin. — Jetzt ſoll ich ausſagen gehen, was ich weiß. Mein Gott, was weiß ich denn? Wer kann's ſagen? Mein Glauben iſt wohl, daß er's war. Geweſen wird er's ſein, es weiſt ſich alles ſo. (Mit innerer Leidenſchaft.) Jeſus, ich bin nit rachgierig, aber für den, der's geweſen, iſt kein Galgen zu hoch. (Von der Ferne hört man das gleichmäßige Klingen einer Kirchenglocke. Martha horcht.) Läuten thun ſie. Was ſie nur ſo läuten mitten im Werktag? Freitag iſt, die neunte Stunde. Das Verſcheiden Chriſti. (Sie faltet auf dem Schoß die Hände, und mit geſenktem Haupte betet ſie, während die Glocke noch leiſe klingt.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Vor der Hütte wird ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen ſichtbar, Everl, mit wirrem Haar, in ſchlechte Lumpen gekleidet, barfuß, mit mageren Gliedern. Hübſches Geſichtchen. An einem Finger lutſchend, ſteht ſie an der Hüttenecke und ſchaut mit ſchreckigen Augen, mißtrauiſch und neugierig zugleich auf Martha.

Martha (bemerkt das Kind, hebt den Kopf. Für ſich).

Mein Gott, das Kind dort. Arme Leut'. Ueberall voller Elend, wo man hinſchaut. (Freundlich zu Everl.) **Dirndl! Geh her da, Dirndl, geh her zu mir. Komm, ich thu' Dir nichts.**

Everl (naht zögernd, bleibt aber einige Schritte vor Martha ſtehen.)

Martha.

Schau, biſt ja ein braves Madel, Du. Magſt mir nit ein Krügel Waſſer bringen? Zum Trinken. Kriegſt nachher von mir einen Kreuzer. Gelt ja!

Everl (geht um die Hüttenecke und verſchwindet.)

(In der Hütte erhebt ſich ein Lärm, Geſchrei, krachende Möbel.)

Sechster Auftritt.

Die Vorige. Der Schorſcher. Jeſſel, noch jugendlich. Nicht unſchönes, aber blaſſes, eingefallenes, krankes Geſicht, ſchwarzes Haar in loſen Strähnen, dunkle, große, wirre Augen. Nothdürftig mit grauer Leinwand bekleidet, eine mattfarbige Bettdecke flüchtig um den Oberleib gewunden.

Schorſcher (tritt mit geballten Fäuſten lebhaft geſticulirend aus der Hütte, indem er einen daneben ſtehenden Holzſcheiter mit dem Fuß fortſtößt. In die Hütte zurückſchreiend).

Das will ich doch ſehen, ob dieſe Brut nicht zu vertilgen iſt! Wimmern und betteln die Hex', die faule!

Jeſſel (wankt zur Thür heraus. Mit vorgeſtreckten, fleiſchloſen, gefalteten Händen dem Schorſcher nachflehend).

Herr Vorſtand! Mein Herr Vorſtand! Nur noch kurze Zeit Gnad' und Barmherzigkeit! Bei dem am Kreuz bitt' ich, nur heut noch Geduld! Nur heut noch! Wer weiß, wie ſich's ändert! Gott wird's vergelten an Euren Kindern

Schorſcher (hart).

Hab ich ihrer? Gott ſei dank, nein.

Jeſſel (fällt vor Schorſcher aufs Knie).

Gott ſoll Euch ſegnen an Eurem Haus und Stall, an Allem, was Ihr lieb habt. Nur unſer Elend laßt Euch erbarmen

Schorſcher.

Ich hab's geſagt. Ich bin Armenvater. Hab auf unſere Leut' zu ſchauen. Du weißt, was geſchieht.

Gehſt nit hinaus, ſo fliegſt hinaus! mitſammt Deiner Brut. In einer halben Stund wird auskehrt! Ich hol' meine Knechte. Hinweg da! (Stößt das ihm mit dem unglaſirten Waſſerkrug über den Weg laufende Everl beiſeite.) Bande, verdächtige!

Siebenter Auftritt.

Martha. Everl. Jeſſel. Letztere iſt an der Stufe der Hüttenthür zuſammengeſunken.

Everl, dem bei dem Stoße der Waſſertopf zu Boden gefallen und zerſchellt iſt, hebt an zu ſchluchzen.

Martha (gütig zu Everl).

Malheur haſt gehabt mit dem Waſſer. Der harte Mann! Der grausliche Menſch! — Komm her, Kind, Deinen Kreuzer kriegſt Du doch. Seh', greif an: (Everl naht zutraulicher.) Einen weißen kriegſt, einen Schimmel. Da ſchau, daß Du Dir eine Semmel kannſt kaufen, eine recht große. (Giebt dem Everl eine Silbermünze.) Biſt ja ein liebes Dirndl, Du. — Die dort, das iſt Deine Mutter, gelt?

Everl (nickt mit dem Kopf).

Martha.

Sag mir einmal, Kind, wie thuſt denn Du heißen? han?

Everl.

Eva Straßl.

Martha.

Wie? Wie ſagſt?

Everl.

Eva Strafſl.

Martha.

Strafſl! Strafſl! Und Dein Vater?

Everl.

Eingeſperrt.

Martha (ſchlägt die Hände zuſammen. Für ſich).
Da hat man's. Die Strafſl Toni Leut'. — Gott, da ſchaut's aus!

Jeſſel (für ſich).
Iſt das ein Leben!

Martha (theilnehmend).
Iſt Euch ſchlecht?

Jeſſel (ſtets bitter und herb).
O Gott!

Martha.

Was iſt denn das mit Euch?

Jeſſel (aufzuckend).
Was das iſt? Das Elend iſt das.

Martha.

Ihr ſeid krank. Und ſo allein.

Zeisel (auf mehrere hübsche, aber verwahrloste Kinder deutend, die in der Thür zum Vorschein kommen).

Leider Gottes, nein.

Martha.

Steht Euch denn Niemand bei?

Zeisel.

Uns? Uns beistehn? — Frau, bist denn Du nit gescheit? oder fremd? Bist nit auch Du gekommen, uns einen Fußtritt zu geben? Nur zustoßen, da sind wir.

Martha.

Weib, was sind das für Reden?

Zeisel (ernst).

Also was willst?

Martha.

Auf dem Weg in die Stadt bin ich. Wollt' ein wenig rasten da, und — wenn Dir schlecht ist, und sonst Niemand bei Dir —

Zeisel (bitter).

Zu die Stadt, da mußt schnell machen, sonst versäumst. Ist große Unterhaltung dort.

Martha.

Weiß nichts. Ich kümmere mich um keine Unterhaltung.

Jeiſel.

In der ſollſt aber doch gehen. Man ſieht's mit alle Tag, wie Einer gehenkt wird.

Martha.

Ich weiß nur, daß in der Stadt eine Gerichtsverhandlung iſt.

Jeiſel.

So viel wie gehenkt. Iſt ja der Straßl-Tom. Natürlich. Hat ja einen Jäger derſchoſſen.

Martha.

Iſt es doch wahr!

Jeiſel.

Natürlich! Sagen es ja Alle. Alle ſagen's. So muß es wahr ſein. Da hilft ihm nichts. — Morgen, wenn die Sonne unten iſt — oh! (Birgt ihr Geſicht ſchaudernd in die Kappen.)

Martha (beugt ſich nieder zu Jeiſel, um ihn aufzurichten).

Mußt nit, Weib, mußt nit ſo. Gott iſt barmherzig. Und Du biſt ja unſchuldig.

Jeiſel.

Unſchuldig? Mitſchuldig, mußt Du ſagen. Mitſchuldig! Ich und die Kinder ſind ſchuld, wenn er mit dem Gewehr in den Wald gehen muß. Wir haben ja nichts! — Oh, die Leut' verfolgen uns.

Martha (sich gegenüber auf einen Holzblock setzend).
Aber mein Gott, das muß doch eine Ursach haben!

Jessel.

Freilich hat's eine!

Martha.

Thut er trinken oder spielen, oder was?

Jessel.

Dazu haben wir kein Geld. Aber so viel schimpfen, wenn er wild ist und zornig und trutzig. Der Trutz ist sein größter Fehler. Und sonst sich halt auch nit schicken können zu den Leuten. Aber das thät' alles nichts machen, unsere größte Untugend ist, daß wir arm sind. Arm und fremd, haben keinen Heimgang. Jeder Bettler kann heimgehen und sein Elend ablasten auf der Heimatserden. — Wir sind anders dran, mein Du. Der Straßl Toni ist fahrender Leute Kind, hat keine Schriften, gar nichts. Ueberall, wo wir mögen sein, hätten sie uns gerne fort und wissen nit, wohin mit uns. Was wir schon hin und hergeschummelt worden sind wie die Zigeuner! Möchten gerne arbeiten und sesthaftig werden — sie lassen uns nit. Nichts als getreten, nie was Gutes, keine Brüderlichkeit bei den Leuten. Man muß verzagt werden. Schier wild und listig ist er worden, der Straßl, aber schlecht nit. Gewiß wär's ausgeblieben damals, das erstemal, aber verführt ist er worden. Hat ihn ein schlechter Kamerad in den Wald mitgelockt. Den Hirschen hat der Andere

geschossen, erwischt und eingesperrt ist der Strafil worden.

Martha.

Ist das wahr?

Jessel (steht auf).

Was fragst denn? Willst mir glauben, so thu's aufs erstemal. — Hätt' er ihn verrathen dazumal, den Kameraden, leicht wär' er früher auskommen. — Oh Narr, immer noch früh genug. Hätt's drinnen besser gehabt wie heraußen! Der Sündenbock! Allemal, wenn im Wald was ist gestohlen worden: der Strafil hat's gethan, und kein Anderer als wie der Strafil. Um Arbeit hat er herumgebeten wie ein Mensch nur bitten kann, und wär's die härteste, er wollt' sie mit Fleiß verrichten und keinem Menschen was Uebles. — Was hat's ihm geholfen? Der verdächtige Lump hat er sein müssen und allerweil alles hinter ihm her. — Gott, wie mir dieser Mensch oft hat erbarmt! (Sinkt wieder an der Thürtreppe nieder.)

Martha.

Ich glaub Dir's, Weib, daß Du verzagt bist und verbittert, ich glaub Dir's. Aber schau', sollst es ihnen nit so schwer anschreiben, sollst ihnen verzeihen.

Jessel (lacht [illegible] auf).

Martha.

Ich weiß wohl, verzeihen ist das Allerschwerste, aber auch der größte Segen Gottes. Man erlöst sich

ſelber, man macht ſich ſelber ſelig, wenn man Anderen gut iſt.

Zeiſel.

Sollen uns nit ſo ſchlecht machen, wenn ſie uns gut haben wollen! — Sie ſchlagen ihn ja in uns hinein, den Teufel. — Wie im vorigen ſtrengen Winter. — Der Toni geht in den Wald und klaubt Holzäſt' zuſammen — Aeſtlein, wie ſie der Wind vom Baum bricht. Derwiſcht haben ſie ihn dabei und zuſchanden geſchlagen. Dazumal hat er vor dem Kreuz dort die Hand aufgehoben und geſagt: „Herrgott, hüt' mich, daß es kein Unglück giebt!" — Durch Mark und Bein iſt es mir gegangen, das Wort. Arbeit hab ich geſucht, um Gotteswillen, nur Arbeit, daß ihm ſolche Gedanken vergehen. Gethan hätt' er nichts, aber ſchon die böſen Gedanken vergiften den Menſchen. — (In der Hütte hineingeſchrien und Gepolter.) Evert, geh' hinein! Fried geben ſollen ſie! (Evert geht in die Hütte.) Der einzige Ueberfluß, denn wir haben, Kinder und nichts als kleine Kinder.

Martha.

Wie viel habt's ihrer?

Zeiſel.

Sieben thäten ſein, wenn ſie alle am Leben wären. Zwei ſind an der Auszehrung geſtorben, ein drittes —

Evert (von der Hütte herausſchreiend).

Rauſen thun ſie ſo viel, und der Jackerl hat dem Micherl mit dem Hammer ins Geſicht geſchlagen. Weil er's Brot will haben.

Jessel (stammelnd).
Das Brot sollen sie theilen!

Everl.
Ja, der Michel hat's schon 'gessen.

Martha (für sich).
's ist ein Jammer!

Jessel.
In Zeit und Weil bete ich zu unserem Herrgott, daß er die armen Würmer zu sich nehmen möcht', und geschwind darauf bet' ich wieder zu unserer lieben Frau um Fürbitt', daß der Herrgott doch mein Gebet nit erhören möcht'! Ich hab ja sonst kein Leben und keine Freud auf der Welt, wie dieses große liebe Kreuz, die Kinder. (Er weint.)

Martha (legt ihr die Hand auf die Achsel).
Wein' Dich still aus, dann wird Dir leichter.

Jessel (sich wieder sammelnd, zu Martha aufblickend).
Ich weiß nit — so gut wie Du ist mir schon lang kein Mensch mehr gewesen. Und kenn' Dich gar nit.

Martha.
Sollt's Dir wohl thun, daß Du Dich aussprechen kannst, so thue es — thue es zu mir. Armes Weib (indem ihr selber der Schmerz den Hals zuschnürt), erbarmen thust mir bis ins Herz. — Wie hat's denn können sein, was jetzt ist geschehen?

Jessel.

Mit ihm, meinst! — Bei der Hochwand oben haben sie einen Steg gebaut. Weil sich sonst keiner hinaufwagt in die wilde Wand, hat der Strasil dort die Eisenklammern eingebohrt. Dafür zwei Gulden Lohn. Wir schicken gleich das Dirndl hinaus ins Dorf zum Bäcker. Woher nehmen denn diese Leut' das Geld? hat's geheißen. Sind eh' schuldig bei uns, gieb's nur her! Weinend kommt's Dirndl zurück, und nit ein Krümmel Brot bringt's mit! Da ist der Toni still, kein Wort hat er gesagt und geht fort.

Martha.

Erzähl' weiter.

Jessel.

Denk' ein Unglück, Frau, aber denk' nichts Schlechtes von ihm. Die Nacht vergeht, und am Morgen ist mein erster Blick auf den Herd hin, wo er sonst schlaft. Ist nit da. Am Vormittag kommt der Plattel-Franz, sein Holzschlagkamerad von ehezeit her und fragt nach seinem Kugelstutzen. Mir gleich ein Stich ins Herz, wie ich vom Schußgewehr hör'. Wieder wildern. Wieder eingesperrt werden! — Gegen Mittag kommt er selber. Ohne Gewehr und ohne Wildbret. Lehnt in den Winkeln herum und redet nichts. Ist Dir was, Toni? hab ich ihn noch g'fragt. — Laßt's mich mit Fried'! schreit er auf, und nachher wieder nichts. — Ruft auf einmal der Wegmacher beim Fenster herein: Habt es schon gehört? Der Kreuzjäger ist erschossen! — Ich still, schau den

Toni an. Hast es gehört? sag' ich, der Kreuzjäger! — Wegen meiner, giebt er Antwort, wer so tief im eigenen Elend steckt, der sieht fremdes nit mehr. Und geht wieder fort. Mir ist ach und weh' gewesen und hab nit gewußt warum. Es wird Nacht, es wird Früh, und er ist nit da. Kommt die Nachbarin und schreit: Gut, daß sie ihn haben. (Erhebt sich.) Wen? frag ich. Den Straßl Toni. Er sitzt schon, sagt sie, er ist's gewesen. — Ich, gar nit einmal soviel erschrocken, sag: Natürlich, allemal, wenn was geschieht, ist's der Straßl gewesen. Zum Lachen ist's. — Gut, wenn Du Dir's nit schwer legst, sagt die Nachbarin und geht wieder. Und ich allein mit meiner Angst. Geschossen kann er haben, aber nit auf einen Menschen! Auf einen Menschen nit, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer.

Martha.

Dein Vertrauen zu ihm ist brav.

Jessel (aufschreiend).

Was hilft das? Er steht vor dem harten Gericht. Die Zeugenschaft lauter Feinde. Die Kreuzjägerin selber soll dabei sein. Alle werden schreien: Er hat's gethan. Und Keiner, der ihm zur Seiten stund.

Martha (beruhigend).

Mußt Dich nit so aufregen. Schau, denk' an Deine Kinder.

Jessel (auffahrend).

Hei, die Kinder! Das wird noch lustig werden mit diesen Kindern! Wenn sie einmal fragen: Wo ist unser

Vater? Was werde ich antworten? Soll ich warten, bis fremde Leut' zu Schand und Spott hinschreien: Gehenkt ist er worden! — Ach, weh, weh, ich weiß mir nit zu helfen! (Bricht an den Stufen zusammen und stöhnt.)

Martha (mit Innigkeit sie beruhigend).

Armes Weib. Du denkst nur an das Schlimmste. Es wird anders sein und besser als Du meinst. Schau, mußt nit vergessen auf den da oben! Oft lange bleibt er aus und läßt den Menschen sinken, aber in der größten Noth, wenn Niemand sonst mehr helfen kann, steht Er da mit seiner Barmherzigkeit und Allmacht. Zu dieser Stund kann er Erleuchtung und Erbarmen legen in das Herz seiner Richter, Mitleid in die Brust seiner Ankläger und stillen Trost in seine eigene. Sei in Frieden, meine arme, gute Schwester, Du wirst nit verlassen sein. Sonst kann ich Dir nichts mehr sagen, ich muß jetzt fort, habe einen wichtigen Gang. Da nimm, ich bitte Dich, nimm, was ich bei mir habe (legt ihr die Geldbörse in den Schoß), und stärke Dich und fasse Muth.

Jessel (erdumm zu Martha aufblickend).

Wer? Wer bist denn Du? (Reibt sich die Augen.) Ich kenn mich nit mehr aus.

Evert (von der Thür aus aufgeregt in die Gegend zeigend).

Mutter! Er kommt! Er kommt schon wieder!

Jeſſel (auffahrend)

Wer kommt?

Evert

Der grauſliche Menſch! (Stürzt in die Hütte zurück)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Schorſcher mit zwei Knechten.

Schorſcher (zu den Knechten gegen Jeſſel weiſend)

Da packt an! Das ganze Glumpert hinaus! Weg mit der!

Martha (für ſich)

Iſt das nit der Schorſcher Bauer? Der Gemeindevorſtand von Karleiten?

Schorſcher (zu den Knechten)

Na wird's?!

Ein Knecht (zögernd)

Die da? Aber Bauer, die iſt ja ganz krank!

Schorſcher (zum Knecht)

Was? Willſt vielleicht Du mir Weiſung geben! Schlingel, Du fauler, gieb acht, daß Dir nichts paſſirt! — Hinaus mit dem Geſindel! Oder ich greif ſelber an, und bei Dir zuerſt!

Martha (gegen den Schorſcher tretend)

Das iſt nit Euer Ernſt, Herr Gemeindevorſtand. Leute, die in einem ſo großen Elend ſtecken, wie die da, ſtoßet Ihr nicht auf die Straßen.

Schorscher.

Die Bagasch soll arbeiten! Diebs- und Mordsgesindel!

Martha (ernst).

Gebt acht auf Eure Red', sie kunnt Euch schaden. Noch ist er nit verurtheilt.

Schorscher.

So! Und sonst nichts? — Warum ist er denn eingesperrt gewesen? Und was sagt denn das Zuständigkeitsgesetz? Han?

Martha.

Blümel blamel, Bauer. Nit weil der Straßl-Toni eingesperrt ist gewesen, und nit weil das Zuständigkeitsgesetz was sagt, macht Ihr diese Leute obdachlos, als vielmehr, weil sie den Zins nit können zahlen.

Schorscher.

Soll ich, der Schorscher-Bauer, der sein Lebtag einen ehrbaren Rock tragt, soll ich mein Geld an Herlaufern und Wildschützen verlieren?

Martha (leiser und bedeutsam).

Was den Wildschützen betrifft, mein lieber Schorscher Bauer, so seid Ihr selber einmal so nahe an der Arrestmauer vorbeigestreift, daß an Eurem ehrbaren Rock der Aermel ist weiß geworden.

Schorscher (auffahrend).

Wer sagt das?

Martha.

Ich.

Schorscher.

Höll' Teufel, Saggerment! Wer! Wer kann mir was Schlechtes beweisen?

Martha.

Ihr sollter das nit so laut ausschreien. Im Forsthaus oben, noch von früheren Zeiten her, liegt ein G'schrift vom Bauer Johann Schorscher, der sich für den gestohlenen Rehbock mit einem Paar Ochsen auskaufen will.

Schorscher.

Wer? Mit einem Paar Ochsen? Der Johann Schorscher? Ich? Hi hi — wer ist denn die Frau, daß sie so viel weiß?

Martha.

Ich bin das Weib des verstorbenen Oberförsters.

Jessel (horcht auf. Zu sich).

Die Kreuzjägerin.

Schorscher (einlenkend).

So, so. Die Frau Oberförsterin. Ist wohl ein rechtes Unglück, das Euch getroffen hat, Frau. Wohl zu bedauern. Die Leut' reden alle so gut von Euch. Recht derbarmen thut Ihr mir.

Martha.

Ich bedank' mich für Euer Mitleid, mir hilft es nichts. Aber die da (auf Jessel zeigend), die braucht's.

Schorſcher (verwundert).

Und der redet die Frau Oberförſterin das Wort?

Martha.

Ich frag Euch im Guten, Bauer, werdet Ihr jetzt dieſes kranke Weib, dieſe armen, unſchuldigen Kinder aus der Hütte vertreiben?

Schorſcher.

Iſt kein Spaß nit! Eine alleinſtehende Frau! Iſt eh viel, wie die Frau Forſtmeiſterin feſtſteht, iſt eh viel!

Martha (nachdrücklich).

Werdet Ihr dieſe Leute aus der Hütte vertreiben?

Schorſcher (tentiert thuend).

Ah na, na, das nit. Freilich, die Kinder, die Kinder ſind unſchuldig. Will ſchon noch ein Randel zuwarten, ah halt ja, halt ja. Das laßt ſich der Schorſcher nit nachſagen, daß er hartherzig wär'. Auf die Armen hab ich alleweil geſchaut. Sollen halt noch bleiben, dieweil, ah freilich, ſollen noch bleiben.

Martha.

Na ich denk' auch. — Und weil der Schorſcher ein ſo braver Mann iſt, ſo gar nix hartherzig — und Armenvater, ſo wird er auch noch ein Uebriges thun. Ein biſſel die Hütten da herrichten laſſen, gelt?

Schorſcher.

Was meint die Frau? Ah, die Hütten? Iſt eh noch paſſabel, die Hütten.

Martha.

Hat ja kein Dach und kein Fensterglas mehr.

Schorscher.

Werden's halt ausflicken.

Martha.

Und ein Ackerl dazu, und ein Wieserl dazu, Herr Gemeindevorstand.

Schorscher.

Oho! Das nit!

Martha.

Ah freilich. Ein Erdäpfelgarterl und eine Kuh ist das best' Mittel gegen Bettelleut'.

Schorscher.

Das Gesindel wollt's reich machen und mich zum Bettler!

Martha (ironisch schmeichelnd).

Nachher thut der brave Schorscher-Bauer noch was, wie ich ihn kenne. Daß die armen Leut' da recht schön und friedsam können hausen und bauen und ihren Zins zahlen, so laßt ihnen der Herr Vorstand das Gütel verschreiben auf zehn Jahr'.

Schorscher (aufbegehrend).

Was nit noch? Warum nit gleich ganz schenken! Und selber ihr Knecht werden. Nit? Die Hütten hergeben!

Und ausflicken! Aecker und Wiesen! Jesses, wer soll denn da d'rauskommen! Nein, ich thu's nit! Ich thu's nit!

Martha.

Nachher, Herr Gemeindevorstand, nachher fahren wir!

Schorscher.

Fahren? Wohin?

Martha.

Mit ein Paar Ochsen in den Kotter.

Schorscher (geht rasch über die Bühne auf und ab).

Verfluchtes Weibsbild!

Martha (hält ihm die Hand hin).

Also? — Abgemacht?

Schorscher.

Ich geh'! Ich geh'! (Zu den Knechten.) Kommt's, Buben! (Mit den Knechten ab.)

Martha (ihnen nach).

Wir reden noch darüber. Du laufst mir nit davon. Die Kette, an der ich Dich hab, ist lang, aber reißen thut sie nit. Manchmal einen Wildschützen laufen lassen hat auch was Gutes. — Der geizige Schorscher-Bauer wird noch ein recht großer Armenfreund werden. — Aus der Weis' ist's, wie ich mich da verweil'. Und

sollt' schon lang dort sein. (Zu Jessel.) Behüt' Euch Gott, beisamm'. Auf dem Heimweg meld' ich mich wieder. Gescheit sein! (Ab.)

Jessel (blickt ihr nach, kann sich noch immer nicht fassen).

Jetzt ist das die Oberförstersfrau gewesen! Und so ist eine zu mir, der mein Toni den Mann erschossen haben soll! — Er ist unschuldig, jetzt weiß ich's gewiß.

(Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Gerichtssaal. Am erhöhten grünen Tisch mit Crucifix und brennenden Kerzen das Richtercollegium, nebenhin der Schreiber. Die Geschwornenbank mit zwölf Geschwornen, lauter Charaktergestalten aus dem Bürger- und Bauernstande. Tische des Staatsanwaltes und des Vertheidigers in herkömmlicher Ordnung. Seitwärts hinter Holzschranken ein Theil des Gerichtssaalpublicums sichtbar. Die Richter in Amtskleidung, hohe, ernste Gestalten. Staatsanwalt ein ruhiger, behäbiger Mann, bisweilen schriftliche Aufzeichnungen machend. Vertheidiger mit dunklem Vollbart, blättert viel im Gesetzbuche. Anklagebank, an welcher zwischen schwerbewaffneten Gendarmen der angeklagte Straßl Toni steht in seiner gewöhnlichen Holzknechtkleidung, unbeweglich und vor sich zu Boden starrend.

In dem Augenblicke, als der Vorhang aufgeht, stehen vor dem Richtertische mehrere Zeugen, der Lodel, der Schwarz-Seppel, der Simmerl, die Wabert. Der Gerichtsdiener löscht die Kerzenlichter aus.

Erster Auftritt.

Richter (der Vorsitzende des Gerichtes).

Das Zeugenverhör ist beendet. Die Zeugen können abtreten. (Die Zeugen mischen sich ruhig in das Saalpublicum.) — Angeklagter, nun können Sie sprechen, wenn Sie noch etwas zu sagen haben.

Straßl.

Es ist nicht wahr, was sie sagen, es ist nicht wahr! Sie wollen mich zugrund richten.

Richter.

Warum sollte man gerade Sie ohne Ursache zu grund richten wollen?

Straßl.

Weil sie mich nit mögen. Weil ich nit in den Ort gehöre, weil sie fürchten, daß wir ihnen zur Last sein kunnten. Geschimpft hab ich sie auch, und deswegen gehen sie los auf mich. Bis daher haben sie mich gehetzt und sagen aus, was sie nit wissen. Sie haben gar nichts gesehen und wissen nichts, und ist alles nit wahr!

Richter.

Also erzählen Sie uns nochmals, wie es gewesen ist.

Straßl.

Ich bin ein armer Mensch. Meine Familie hat nichts zu essen —

Richter (unterbrechend).

Das haben wir schon gehört. Es handelt sich um den Mord auf dem Kreuzeck. Sie sind an dem verhängnißvollen Morgen auf das Kreuzeck gegangen.

Straßl.

Ich bin nit auf das Kreuzeck gegangen, um den Jager zu erschießen.

Richter.

Was wollten Sie denn schießen?

Straßl.

Ich bin in den Holzschlag gegangen, um Arbeit zu suchen.

Richter.

Mit dem Schußgewehr?

Straßl.

Ich hab' kein Schußgewehr.

Richter.

Der Holzknecht Sebastian Ebner hat ausgesagt, daß Sie von ihm ein Schußgewehr entlehnt haben.

Straßl.

Das mag früher einmal gewesen sein.

Richter.

Einen Tag vor der That.

Straßl (schweigt).

Richter.

Was sagen Sie dazu?

Straßl.

Mein Gott, Gewehre leihen viele Leute aus; wenn sie da allemal wen umbringen wollten!

Richter.

Man hat dasselbe Gewehr im Dickicht gefunden. Die Kugel, die man in der Leiche fand, paßt genau in das Rohr.

Straßl.

Was geht das mich an? Kann mir das Gewehr nit Einer gestohlen haben?

Richter.

Ein Zeuge hat ausgesagt, daß er Sie damals auf dem Kreuzeck mit dem Gewehr gesehen hätte.

Straßl.

Kann mir's nit der genommen haben?

Lodel (aus dem Saalpublicum).

Bedank mich schön!

Richter.

Das ist keine Antwort.

Straßl.

Warum denn ich? Warum denn just ich? Als ob der Förster keine anderen Feinde hätte.

Richter.

Nennen Sie uns welche.

Straßl.

Einen Jager mag Niemand.

Richter.

Warum weichen Sie meinen Fragen aus? Anton Straßl, antworten Sie mir nun deutlich und bestimmt, ob Sie den Oberförster Ferdinand Stambardt ermordet haben oder nicht?

Straßl.

Warum soll ich den Oberförster ermordet haben?

Richter.

Antworten Sie mit ja oder nein.

Straßl (erregt).

Meine Herren! Wir alle sind Mörder! Die Sterbenden in den Spitälern, die Verschmachtenden auf den Straßen, die Todten auf den Friedhöfen, wie Viele sind denn dabei, die nicht zugrunde gegangen an unseren Todsünden? Der Starke würgt den Schwachen, der Reiche jagt den Arbeiter um Gold ins finstere Bergwerk zu schlagenden Wettern, der General führt die Soldaten aufs Schlachtfeld, der Richter verurtheilt den armen Sünder zum Tode, als ob wir nit alle arme Sünder wären!

Richter (laut).

Nicht weiter!

Straßl (mit wilder Leidenſchaft)

Und mich haben ſie auch ermordet! Ermordet, hingerichtet mein kleines, beſcheidenes Glück, meine Ehr, meine arme Seel und meinen Leib, der jetzt zuſammenbricht in jungen Jahren, morſch wie ein Baum, den der Wurm hat zernagt. Nichts iſt mehr übrig von mir als ein böſer Geiſt, vor dem mir ſelber grant und der immer noch gepeinigt wird, gepeinigt von den Teufeln dieſer hölliſchen Welt! (Knickt zuſammen.)

Richter (ruhig und ernſt gegen den Staatsanwalt).

Es fragt ſich, ob man nicht einen Arzt für Geiſteskranke herbeiziehen ſollte.

Staatsanwalt.

Ich ſehe dafür keine Veranlaſſung.

Richter.

Ein einziger Zeuge iſt zur Stunde noch nicht erſchienen, nämlich die Frau des Ermordeten, welche zur Zeit der That am Thatorte anweſend geweſen ſein ſoll. Es iſt nun die Frage, ob die Verhandlung fortgeführt oder unterbrochen werden ſoll bis zum Erſcheinen dieſes Zeugen, die allerdings einen weiten Weg hat.

Vertheidiger (erhebt ſich).

Richter.

Der Herr Vertheidiger hat das Wort.

Vertheidiger.

Hoher Gerichtshof! Ich stelle den Antrag, daß die Gerichtsverhandlung eines abwesenden Zeugen wegen nicht unterbrochen werde, und berufe mich auf den § 242 der Strafproceßordnung. Den Zeugen ist die Stunde, sowie die Pflicht, pünktlich zu erscheinen, bekanntgegeben worden, und der Frau des Verunglückten läge es wohl im eigenen Interesse, sich rechtzeitig einzufinden. Uebrigens kann ich auf diesen Zeugen kein besonderes Gewicht legen. Wir haben es schon bei der Voruntersuchung gesehen, daß die Aussage der Försters-frau nicht weniger vage ist als die der übrigen Zeugen. Ich beantrage also, daß die Verhandlung fortgeführt werde. (Setzt sich. Im Saalpublicum Zeichen des Mißfallens.)

Staatsanwalt (giebt ein Zeichen, daß er sprechen will).

Richter.

Herr Staatsanwalt, ich bitte!

(Im Saalpublicum während der Rede des Staatsanwaltes stets Gesten der Beistimmung.)

Staatsanwalt.

Ich kann unter gar keinen Umständen zugeben, daß mit Umgehung einer so überaus wichtigen Zeugenschaft die Verhandlung fortgeführt werde. Ich verlange auf das Entschiedenste, daß die Verhandlung unterbrochen, beziehungsweise — falls Zeugin überhaupt verhindert sein sollte, heute zu erscheinen — vertagt werden muß. —

Wenn der Herr Vertheidiger von vagen Aussagen der Zeugen zu sprechen beliebt, so weiß ich nicht, was er will. Haben die bisher vernommenen Zeugen nicht einstimmig ausgesagt, daß der Anton Straßl ein verkommener Mensch ist, der nicht arbeiten will, der wegen —

Straßl (aufgeregt).

Ich bitt, sie geben mir keine Arbeit, sie geben mir keine!

Richter (streng).

Angeklagter, Sie haben zu schweigen, bis Sie gefragt werden.

Staatsanwalt (fortfahrend).

Der wegen Wilddiebereien schon einmal gesessen ist, der seit seinem Arreste einen Haß gehabt hat auf den Oberförster und sogar einmal die Aeußerung fallen ließ: Dieser Kreuzjäger wird noch einmal an mich denken! Es ist nicht nachweisbar, daß der Oberförster, ein braver, pflichteifriger Mann, sonst Feinde gehabt, es ist auch nicht nachweisbar, daß es in der Gegend noch andere Wilderer giebt als den Straßl Toni. Was aber weist dieser Straßl nach? Indem er behauptet, er wäre an jenem unseligen Morgen ruhig seinen Weg in den Holzschlag gegangen um Arbeit zu suchen, sagen die Zeugen einhellig aus, daß er unmittelbar nach der That am Thatorte gesehen worden ist. Man hat schon dort mit Fingern auf ihn gezeigt, ihn als den Mörder bezeichnet. Und, meine Herren, eine so spontane, so ein

müthige Volksstimme trügt nie! — Seit vielen Jahren, da ich an dieser ernsten, verantwortungsvollen Stelle stehe, bin ich nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle. Nichts spricht für den Angeklagten, nichts als sein hartnäckiges Leugnen, und das spricht erst recht gegen ihn, weil es von einem gründlich verdorbenen Gemüthe, von einem verstockten Sünder zeugt, der keiner Nachsicht, keines Mitleides werth sein kann. (Setzt sich. Im Saalpublicum Aeußerungen des Beifalls.)

Schwarz-Seppel (zu seinen Genossen).

Das ist unser Mann!

Vertheidiger.

Möge mir hier noch eine Bemerkung gestattet sein!

Richter.

Bitte!

Vertheidiger.

Die eben gesprochenen Worte des Herrn Staatsanwaltes könnten mich fast herausfordern zu einem der Sache vorgreifenden Plaidoyer. Wenn der Herr Staatsanwalt erklärt, er sei nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle, so beneide ich ihn um seine großartige Phantasie, welche ihm —

Richter (unterbrechend).

Ich ersuche den Herrn Vertheidiger, persönliche Bemerkungen zu unterlassen.

Vertheidiger.

Es sind Verbrechen verübt worden, bei welchen der Thäter von vielen Augen gesehen und mit Händen ertappt wurde. Verbrechen, die der Thäter eingestanden hat. Und diese Thatsachen sollen nicht überzeugender sein als der vorliegende Fall, wo der Verbrecher bei der That weder ergriffen, noch gesehen worden ist, wo gar nichts, aber auch gar nichts vorliegt gegen den Angeklagten, als Vermuthungen und Vermuthungen. (Im Publicum Mißfallensäußerungen.) Weil der Anton Straßl einmal gewildert hat, darum muß er an jenem Morgen mit einem Gewehre auf dem Kreuzeck gewesen sein! Weil er einmal gesagt haben soll: Der Jäger wird noch an mich denken, darum muß er ihn niedergeschossen haben! Ja, kann Einer, den ich getödtet habe, an mich denken? — Und hauptsächlich stützt die Anklage sich auf den Umstand, daß der Anton Straßl zur Stunde am Thatorte anwesend gewesen ist. Ja, meine Herren, ist nur dieser Mann allein dort anwesend gewesen? Nicht auch Andere? Sind am Thatorte unmittelbar nach dem Morde nicht auch jene Personen anwesend gewesen, die heute als ehrenwerthe Zeugen hier gestanden? Was haben denn die zu thun gehabt an jenem Morgen auf dem Kreuzeck? Der Eine will Pech geschabt, der Andere Ameiseier gegraben, ein dritter Wurzeln gestochen haben. Ich frage nicht nach ihrem Gewerbeschein, ich frage nur, ob solche Leute denn immer die intimsten Freunde eines Forstmannes sind? Wenn ich den Spieß umkehren wollte —

Lodel (aus dem Gerichtssaalpublicum mit dünner, ſcharfer Stimme).

Verdächtigen? Verdächtigen?

Vertheidiger.

Ich habe nichts geſagt.

Mehrere aus dem Publicum.

Ja, ja! Er hat's geſagt! Es könnten's auch wir Einer geweien ſein. Widerrufen! Abbitten!

Richter.

Ruhe! (Schellt mit der Glocke, es tritt wieder Ruhe ein, doch gährt es ſtill.)

Vertheidiger (fährt fort).

Endlich führt der Herr Staatsanwalt noch einen Beweis für die Schuld des Angeklagten, der ſo merkwürdig iſt, daß auch ich ihn nicht umgehen kann. Erſt recht gegen den Angeklagten, ſagt der Herr Staatsanwalt, ſpreche das hartnäckige Leugnen desſelben! Alſo, weil Einer ein ihm zur Laſt gelegtes Verbrechen leugnet, darum muß angenommen werden, daß er es verübt hat!!

Staatsanwalt (aufſpringend).

In dieſem Sinne habe ich nicht geſprochen!

Vertheidiger (heftig).

Ja, ſo muß es verſtanden werden.

Staatsanwalt.

So habe ich es nicht geſagt!

Vertheidiger.

Ich bitte das Protokoll vorlesen zu lassen!

Schwarz-Seppel (aus dem Publicum).

Er verdreht Alles! Er fälscht Alles!

Mehrere Stimmen aus dem Publicum (aufgeregt).

Das ist ein sauberer Rechtsgelehrter, der Alles entstellt! Mit Gaunern und Lumpen hält er's. Und ehrliche Leut' verdächtigen! Herab mit ihm! Hinaus mit ihm!

Richter.

Ruhe! Ruhe! (Er schellt vergebens mit der Glocke.) Gerichtsdiener! Säubert den Saal!

Lodel (sich leidenschaftlich vordrängend).

Den werden wir säubern! Wir brauchen keine Fürsprecher für die Spitzbuben! Hinaus mit ihm! Hinaus!

(Das aufgeregte Publicum durchbricht die Schranken, stürzt gegen den Vertheidiger, der sich gegen die Geschwornen flüchtet. Richter und Geschworne erheben sich. Allgemeiner Aufruhr. In diesem Augenblicke tritt Martha auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Martha, eine ernste Erscheinung. Man macht ihr Platz, das Publicum drängt zurück.

Stimme aus dem Publicum.

Sie kommt! Die Försterfrau! Ruhig sein! Die wird's schon sagen!

(Die Massen beruhigen sich und nehmen wieder ungefähr ihre Plätze ein.)

Straßl (welcher während der Rede des Vertheidigers sich selbstbewußter aufgerichtet hatte, knickt bei Marthas Erscheinen wieder zusammen. Für sich).

Aus ist's. Ich bin geliefert.

Richter (zu Martha).

Sie sind Frau Martha Stamhardt, die Witwe des Oberförsters?

Martha.

Ja.

Richter.

Wollen Sie sich setzen. (Martha bleibt stehen.) Ich muß Ihnen einige Fragen stellen und bitte dieselben ganz ruhig und nach Ihrem Wissen und Gewissen zu beantworten. (Pause. Gegen den Angeklagten.) Frau Stamhardt, kennen Sie diesen Mann?

Martha (blickt lange und ruhig auf den Straßl).

Richter.

Kennen Sie ihn?

Martha.

Es wird der Anton Straßl ſein.

Richter.

Woher kennen Sie ihn?

Martha.

Ich habe ihn einmal geſehen.

Richter.

Wann war das? — Und wo? — War es nicht auf dem Kreuzeck?

Martha.

Es wird wohl ſein.

Richter.

Sie ſind bei der Unthat auf dem Kreuzeck an weſend geweſen?

Martha.

Ja, ich bin mit meinem Mann durch den Wald gegangen.

Richter.

Und wie war es? Sie erinnern ſich wohl noch genau!

Martha.

Wir haben miteinander geplaudert. Bemerkt mein Mann auf einmal im Buſchwerk einen Menſchen, der ſchießen will.

Richter.

Auf was will er ſchießen?

Martha.

Das weiß ich nicht. Auf ein Thier glaube ich, weil mein Mann geſagt hat: Ein Wildſchütz. — Nachher geſchoſſen.

Richter.

Wer hat geſchoſſen?

Martha.

Mein Mann.

Richter.

Da muß er wohl bedroht geweſen ſein.

Martha.

Ich weiß es nicht.

Richter.

Und weiter?

Martha.

Da hat's auch im Buſch gekracht. Mein Mann ſagt: Mir ſcheint, der Kerl hat mich angeſchoſſen! — und ſinkt um.

(Bewegung.)

Richter.

Mir ſcheint, der Kerl hat mich angeſchoſſen, ſagte er. Wen ſoll er damit gemeint haben?

Martha.

Das weiß ich nicht.

Richter.

Haben Sie früher Jemanden begegnet?

Martha.

Nein.

Richter.

Oder von einem bestimmten Menschen geiprochen?

Martha.

Wir haben früher vom Straßl geiprochen. Aber ich weiß nicht, ob der gemeint war.

Richter.

Sie wissen es nicht, ob der gemeint war. Und Sie selbst, Sie haben wohl auch gegen den Busch hingeschaut? Haben Sie Jemanden gesehen?

Martha.

Mein Gott, ich bin so im Schreck gewesen. Hab an nichts mehr gedacht, als nur, wie ich ihm das Blut kunnt stillen.

Richter.

Zu mehreren Personen haben Sie geäußert, daß Ihr erster Gedanke an den Straßl gewesen wäre.

Martha.

Ja, das habe ich wohl gesagt.

Richter.

Und daß es ihnen vorgekommen wäre, Sie hätten durch das Dickicht einen Mann huſchen geſehen.

Martha.

Es iſt mir wohl ſo vorgekommen.

Richter.

Und daß Sie in der Geſtalt des Fliehenden den Straßl Toni erkannt zu haben glaubten.

Martha (ſchweigt).

Richter.

Können Sie mir das wiederholen?

Martha (mit einem tiefen Athemzug).

Es iſt ſchwer.

(Pauſe.)

Richter.

Sprechen Sie.

Martha.

Es iſt ſchwer ſprechen. In ſo einem Schreck und in der Angſt weiß man nit, was man ſieht und hört. Für gewiß kann ich nichts ſagen. Ich kann nicht behaupten, daß es der Straßl nicht iſt geweſen; aber — dieſer Mann, er kommt mir heute größer vor als die Geſtalt damals .... Mehr kann ich nit ſagen.

(Pauſe. Im Saal große Spannung.)

Richter.

Liebe Frau. Sie ſind die Schwerbetroffene. Sie ſind der natürliche Ankläger deſſen, der Ihr Lebensglück zerſtört hat. Rufen Sie ſich in dieſem Augenblick das Geſchehniß auf dem Kreuzeck recht lebhaft vor die Seele. Wenn Ihnen jetzt, zu dieſer Stunde, vor Gott und dem weltlichen Gericht freigeſtellt wäre, dem Mann, der hier als Angeklagter vor uns ſteht, die Feſſeln abnehmen und nachhauſe gehen zu laſſen oder ihn ins Gefängniß zurückzuſchicken — was würden Sie thun?

Martha (macht einen Schritt gegen den Richtertiſch. Eine Hand auf der Bruſt, faſt leiſe ſprechend).

Es iſt hart. Er hat ein krankes Weib und kleine Kinder. Sie ſind ſo arm. So verlaſſen ſind ſie und ſo zertreten. Alles iſt gegen ſie, Alles. — Wenn ich mein Gewiſſen frage, ob ich ihn verdammen ſoll — (ſtockend).

Richter.

Würden Sie ihn verdammen?

Martha (ſchüttelt das Haupt).

Richter.

Sie würden ihn nicht verdammen.

Straßl (der mit vorgebogenem Haupte die Scene verfolgt hat, ſtöhnt nun auf. Man merkt an ihm ein Ringen mit ſich ſelbſt, plötzlich ſtürzt er aufs Knie, die gefeſſelten Arme aufhebend gegen Martha).

Du Heilige! Du Heilige! Wer biſt denn Du? Deinen liebſten Menſchen hab ich umgebracht. Und Du mir ſo! Und Du mir ſo!

(Große Bewegung.)

Rufe im Gerichtssaalpublicum.

Geſtanden hat er's!

Murmeln der Geſchwornen.

Geſtanden hat er's!

Richter.

Eingeſtanden hat er's.

Straßl.

Eingeſtanden hab ich's. — Jetzt iſt's vorbei. — Dem Haß bin ich geſtanden, die Liebe wirft mich nieder. — Ihr Herren Richter! Ja, ich hab's gethan — ich leugne es nimmer.

Richter.

Stehen Sie auf. Sie ſind geſtändig und werden nun ein volles Bekenntniß ablegen vor Ihrem irdiſchen Richter, als ſtünden Sie vor dem Richterſtuhle Gottes.

Straßl (erregt).

Ich weiß es wohl. Und ich ruf' es zum barmherzigen Gott: Ich bin der Mörder! — Aber ſo nit, wie ſie geſagt haben, ſo nit!

Richter.

Beruhigen Sie ſich und erzählen Sie alles. Erleichtern Sie durch ein aufrichtiges Bekenntniß Ihr Herz.

Straßl.

Ich bin ausgegangen um Wildbret. Das iſt wahr und kann's nit leugnen. Der Jäger iſt bei den Holzknechten im Karwald, hat's geheißen, ſo geh ich aufs Kreuzeck. Dort leg ich mich hin und denk: Heut iſt's nichts, es giebt zu viel Leut'. Da hör ich ſingen und verſteck' mich hinter einem Buſch. Steht der Jäger dort und ich kann nit mehr aus. Duck mich nieder und denk: Joſef und Anna, wenn er mich jetzt ſieht! Der Menſch iſt grob! — Da hat er mich ſchon. Sein Rohr auf mich und ſchreit, ich ſollt's Gewehr weg werfen. — So ſteht's! denk ich, und wer vor dem Feind iſt, wirft kein Gewehr weg. Singt mir ſchon die Kugel am Kopf vorbei. — Haben noch eins, Canaille! ſchreit er. Ich nichts mehr denken als wie: Mein Leben gilt's! Fahr zur Wange, druck los ... Und ſo — ſo iſt's geſchehen. (Nach einer Pauſe auffahrend.) Hat das ſein müſſen? Iſt's meine Schuld, wenn ich leben will? Iſt's meine Schuld, wenn ich ſchwächer bin als ſie alle zuſammen, die wider mich ſind! Sie haben ſtarke Kameraden, haben an ihrer Seiten das Geſetz. Ich bin nichts als ein hilfloſer Menſch. Und daß ich leben will, das iſt mein Verbrechen. Still hätt' ich ſollen verhungern, die laute Klag kunnt Anderen den Appetit verderben. Ruhig hätt ich mich ſollen todtſchießen laſſen, wie ein argloſes Thier im Wald. Am beſten wär's für mich, ihr Herren, am beſten wär's geweſen. Aber kann man das? Iſt einer in dieſem Saal, der mir's lernt, wie man mit der Waffe in der Hand ſich

wehrlos umbringen läßt? — Es iſt eine Frage, wer hier zu richten hat, ihr oder ich! Was Andere an mir haben geſündigt, an dieſem ſchuldloſen Weib hab ich's vergolten — und ſie verzeiht. Ihr zulieb verzeih' auch ich. Jeſus Chriſtus wird mir gnädig und barmherzig ſein!

Martha (wankt, als wäre ſie einer Ohnmacht nahe).

Richter (zu Martha).

Setzen Sie ſich doch, liebe Frau.

Straßl.

Dieſes Weib! — Das erſtemal, daß ein Menſch den Fuß auf meinem Nacken hat und tritt nit nieder. — Wenn ich ſo was früher hätt' erlebt, es kunnt anders ſein. Du heiliger Gott! Jetzt ſeh ich's. — Dieſes Weib hat mich aufgeweckt, nit anders, als wie der Engel die Todten wird wecken am jüngſten Tag. Barmherzigkeit hab ich erfahren. Jetzt bin ich wieder Menſch. Oh, gar ſo ſpät! — Sterben müſſen, was liegt dran. Aber haſſend ſterben müſſen, das hätt' mich verdammt gemacht. — Selig, glückſelig, daß ich wieder auf gleich bin mit Euch, ihr böſen guten Leut! — Nur eine Gnad, nur noch eine. (Vor Martha mit gefalteten Händen aufs Knie niederſinkend.) Ich bitt um Verzeihung! Büßen will ich's mit Leben und Sterben. Nur meinem Weib thu's nit entgelten, meinen Kindern — ſie können nichts dafür .... (Kann vor Schmerz nicht weiter ſprechen, birgt ſein Geſicht in die Arme.)

Martha (ihm liebreich die Hand auf die Achsel legend).

Anton Straßl, mußt nit verzagen. Sei standhaft. Das Urtheil, fällt es aus wie der Will, Deine Familie wird nit verlaffen sein. Meine Kräfte sind freilich gering, aber wenn man will, kann man viel. Das schwere Kreuz, das unser Herrgott uns hat auferlegt, wir wollen es geduldig tragen und einander Alles verzeihen. Wir Alle sind arme Sünder und werden um Barmherzigkeit flehen am Tage des Gerichts. — Und auch zum Troſt einer armen Seele faß' ich zu dieſer Stund ein heiliges Fürnehmen, daß ich Alles will vergeſſen und Deinen Leuten beiſtehen. Die Kinder ſollen aufwachſen zu braven Menſchen, ſollen eine Heimat haben und nimmer verachtet ſein. — Sei getröſtet!

(Straßl bricht nun in heftiges Schluchzen aus.)

Staatsanwalt.

Ich verlange die Verurtheilung des Mörders.

Vertheidiger.

Was wir da eben gehört, davon bebt wohl Jedem von uns das Herz. — Die Liebe warf ihn hin, so richte Liebe ihn wieder auf! — Das Recht ſich zu vertheidigen, dieſes ewige, allgemeine Menſchenrecht — ihm iſt es zur Schuld geworden. Dieſer Angeklagte gehört zu jenen unſchuldigen Schuldigen, die kein Sünder richten darf. In ſeinem Namen berufe ich mich auf ein höheres Gericht. Mit den Worten des Dichters bitt' ich für ihn um Gnad' und Huld. Wir wandeln

selbst noch nicht den Weg des Lichtes. Auch uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Richter (feierlich.)

Nach dieser unvorhergesehenen Wendung haben wir nichts mehr zu sagen. Die unumwundenste Anklage und die einzig mögliche Vertheidigung liegt in seinem eigenen Geständnisse. — Barmherzigkeit ist ihm geworden, nun rufe ich die Gerechtigkeit!

(Vorhang fällt.)

P. K. Rosegger's

Ausgewählte Werke.

Prachtausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von A. Coreil und A. Schmidhammer.

In 6 Original-Prachtbänden zum Preise von 7 fl. 50 kr. = 12 M. 50 Pf. pro Band. Einband in grüner, rother oder brauner Farbe.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

P. K. Rosegger's

Ausgewählte Werke

sind auch in 115 Lieferungen à 30 Kr. = 50 Pf. beliebig nach und nach zu beziehen.

Einbanddecken à Band 1 fl. = 1 M. 70 Pf. in grüner, rother oder brauner Farbe.

Ein edler Zug unserer Zeit ist es, der Kunst und Poesie zu einem Gemeingute Aller gemacht hat und der, unterstützt von einem steten Fortschritte der Technik, bestrebt ist, diese weiter und immer weiter zu verbreiten. Ihrem Zusammenwirken haben wir es zu danken, daß die „Nation der Dichter und Denker" ihre Lieblingspoeten im Rahmen künstlerischer Darstellung zu besitzen wünscht, und diesem Drange folgen wir, indem wir einen der besten Schriftsteller unserer Tage, den unerreichten Meister der Alpenpoesie, P. K. **Rosegger**, in einer des Dichters würdigen illustrirten Pracht-Ausgabe in die Welt senden.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Alpengeſchichten.

Von

Peter Roſegger.

Illuſtriert von Fritz Reiß.

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Vorwort.

Dieſe vier Alpengeſchichten dürften vereint mit einer größeren Sammlung in ihrem Leipziger Verlage erſt nach Jahren erſcheinen. Alſo haben ſie mittlerweile Zeit, auf Einladung einen Abſtecher nach Stuttgart zu machen, um von dort aus in der „Illuſtrierten Reiſebibliothek“ mit leichtem Gepäck eine fröhliche Fahrt durch deutſche Lande zu unternehmen. Möchten dieſe Geſchichten die Eigenſchaft beſitzen, gelegentlich auch Bummelzüge zu Schnellzügen zu machen, was ja mancher kurzweiligen Hiſtorie ſchon gelungen ſein ſoll. Denn gute Unterhaltung verkürzt die Zeit und verlängert das Leben. Alſo glückliche Reiſe dem Büchlein und ſeinen Freunden!

Graz, im Winter 1896.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Lieb und Haß im Gebirge	1
Die Büßer von Kinigl	17
Arme Sünder	45
Dämon Buchstabe	58

Lieb' und Haß im Gebirge.

..

uſtina!" flüſtert er.

Es bleibt ſtill, nur der Brunnen rauſcht unter den Wänden.

„Juſtina!", lockt er.

Der Nachtvogel krächzt im Gezirm.

„Juſtina!" ruft er und klopft ans Fenſter.

„Jetzt hör' mir aber einmal auf!" ſchreit es drinnen in der Hütte, „dieſe verdammte Remplerei ſoll ſchon der Teufel holen übereinand!"

Jetzt weiß er wenigſtens, daß ſie daheim iſt und daß ſie nicht ſchläft.

„Juſtina," ſagt er und hält ſein Haupt ganz an die Fenſterſcheibe hin. „Dasmal iſt's wohl keine Remplerei, bewahr' mich Gott!"

„Jeſſas!" kreiſcht ſie drinnen. „Das — das wird doch der Maxl nit ſein!"

„Er iſt's freilich wohl, meine liebe Dirn. Und

er kommt heut mit gerungenen Händen zu dir, und daß du ihn in die Hütten sollst lassen!"

Die beiden Hände, an denen ein Kettlein rasselt, hält er hin, stößt mit ihnen das Fenster auf, daß die Scheibe in Scherben niederklingelt.

Sie drinnen macht einen heftigen Atemstoß und sagt hernach: „Wie aber du eins schrecken kannst! Jetzt hab' ich hell gemeint, du wärst geschlossen (gefesselt)!"

„Wird schier nit anders sein, meine liebe Dirn. Laß dir's sagen. Ich bin ausgebrochen."

„Heilige Mutter Anna!" schreit sie und springt aus dem Bett. „Du wirst doch nit eingesperrt gewesen sein!"

„Daß ich den Hirschen geschossen und den Jäger geprügelt hab, wirst doch wissen. Nit? Nu, so hab' ich dir's jetzt gesagt. Am Samstag vor acht Tagen. Im Kreßwald. Noch dieweil ich ihm mit dem Griesbeil den Buckel dresch', denk' ich mir: Man sollt' dich eigentlich ganz derschlagen, sonst verratst mich und ich werd' eingesperrt. Denn ich bin so dumm gewesen und hab' mich nit angerußt gehabt. Na, zuerst ist er eine Weil liegen geblieben, dann wieder aufgestanden und zum Gericht gegangen. In der Sonntagfrüh weckt mich schon der Gendarm auf und gleich in den Kotter. Jetzt, weil sie mich nit geschwind gehenkt haben, so ist mir die Zeit lang geworden, hab' aus Langweil das Fenstergatter wollen ausbrechen. Das

ist wieder dem Profosen, oder wie der Herbergvater heißt, nit recht gewesen und er hat mir Eisen angelegt. Das hat mir die Arbeit wolter umständlich gemacht, aber in der dritten Nacht bin ich doch fertig gewesen mit dem Fenstergatter. Jetzt wär' ich halt da und jetzt mußt einmal du mein Schutzengel sein, Justina."

„Bist aber doch ein rechter Halbnarr!" entgegnet das Dirndl, dieweil sie in der Eile ihren Kittel umwirft. „Beim Fenster 'naus und beim Fenster wieder 'nein, was ist denn das für eine Mode!"

„Geh, Schatz, mach die Thür auf. Beim Fenster gehts heut' nit. Und mir ist kalt."

„Einem Mannsbild aufmachen bei der Nacht, das ist ein teurer Spaß."

„Plausch nit und mach auf. Wenn einer in solcher Not ist, wie ich heut bin, da denkt man an nichts. Jeden Augenblick können sie da sein. Du mußt mich verstecken. Ich will dir's nimmer vergessen, Justina, mein Lebtag nit, wenn du mir jetzt aushilfst."

Da macht sie eilends Licht, geht aufmachen, und er schlüpft zur Thür hinein. Ein bildsauberer Kerl, ohne Hut und ohne Rock, doch wohl in der Kniehose des Holzknechts und — mit gefesselten Händen.

Sie bleibt starr vor ihm stehen, den Span leuchtet sie ihm ins Gesicht, daß er zuckt mit den Augen.

„Sag mir's heilig, Maxl, hast sonst nichts angestellt?"

„Wie ich gesagt hab, den Hirschen geschossen und den Jäger geprügelt. Hat mich ja gleich niederbrennen wollen, der Saggra, wie er mich laufen sieht im G'stauder, mit dem Wildpret. Ich geschwind alles weg und dieweil er schon glaubt, ich bin sein, da kriegt er's von mir. Das Gewehr hab ich ihm aus der Hand gewunden. Hätt ihn leicht kalt machen können, kein Mensch erfahren, wer. Wenn er gescheit ist, laßt er mich nimmer einfangen. Aber jetzt riegel die Thür zu, Dirndl, und lisch das Licht aus. Sie können auf einmal da sein."

„Die Thür will ich wohl zuriegeln, aber das Licht lösch ich nit aus, mein Bübel. Muß dich ja anschauen, wie sauber dir die Diebseisen stehen!"

Er will zornig werden über den Spott, aber das möchte leicht schaden, die Justine hat ihren eigenen Kopf. Zum Glück, daß dieser Kopf so herzig ist — ein rundes blühendes Gesichtlein, zwei tollkirschenschwarze Augen drinn, ein keckgestülptes Näschen und ein Lippenpaar, dem man's ansieht, daß es nicht zum Plaudern allein gegründet worden ist. Ein wahrer Frevel, solche Dirnlein in die Sennerei zu setzen auf die Alm. Der Almherr mag sich aber gedacht haben, daß Wildwässer im Thale viel gröber graben als auf der Höhe.

„Die Hauptsach ist," sagt jetzt der Bursche, „daß wir die Eisen von den Händen kriegen."

„Hast einen Schlüssel dazu?" fragt sie.

„Ja, den mußt schon beim Prososen holen.“

„Nachher müssen wir was anderes probieren.“

Mit der Feuerzange versuchen sie's und zwängen. Es geht nicht. Dann die Hände mit dem Eisen auf einen Holzblock, die Hacke dran gesetzt, mit dem Schlegel draufgehauen. Es geht nicht, einen guten Stahl hat der Schmied genommen zu diesem verfluchten Armensünderkettlein.

„Aber halfen laßt es sich so besser,“ sagt der Maxl und will seine aneinandergebundenen Arme über den Kopf des Dirndls streifen.

„Oho!“ lacht sie zurückweichend, „just so! daß wir nachher nit auseinander kunnten!“

„Mir macht's ja nichts, wenn wir fest bei einander bleiben,“ meint der Bursch, „mir gefallen halt die zweidoppelten Leut so viel gut.“

„Ein Gagg bist!“ ruft sie aus. „Geh jetzt hinaus

ins Heu, morgen wenn's Licht wird, probieren wir noch einmal. Die dumme Ketten wird doch zu brechen sein."

Und am Morgen geht die Juſtina zeitlich hinüber zur Nachbarshütte und fragt nach einer Feile.

„Zu was brauchſt denn du eine Feil?" ſagt die andere Sennerin.

„Ja du, Mirzl, meiner Braunen, der thun die Hörner ſo viel krumm wachſen."

„Ja ſo, eine Hornfeil willſt."

„Freilich wohl, Mirzl, liebſte, eine Hornfeil will ich. Sei ſo gut, wenn du eine haſt!"

Aber die Hornfeile thut es nicht. Nicht ein Ritzlein macht ſie an der Kette, wie geſchmiert gleitet ſie darüber hin. Und ſoll der arme ſchöne Holzknecht Maxl ſein Lebtag in Ketten ſchmachten! Wie der Burſch gar ſo hilflos vor ihr ſteht und ſeine Pfoten immer wie bittweiſe zuſammenhält, da iſt der Juſtina zum Weinen, ſo weh. Sie füttert die Ferkel mit Heublumtränke, milkt die Kühe, treibt ſie auf die Weide und befiehlt dem Maxl, derweil acht zu geben auf die Hütte, ſie gehe hinab zum Schmied. Und unten beim Schmied verfängt ſie ſich in ein Netz von Lügen, wozu ſie die Eiſenfeile brauche: Zum Senſen ſchärfen. „Aber dazu iſt ja der Wetzſtein!" Zum Dachnägel abfeilen. „Aber die Dachnägel ſind ja hölzern!" Endlich ſagt ſie: Als Sympathiemittel müſſe ſie eine Feile haben.

Ihre Kühe hätten die Klauenſeuche, und da habe man ihr geraten, den Viehern eine Eiſenfeile auf den Nacken zu binden. Erſt das leuchtet dem Schmied ein und er borgt ihr die Feile.

Um die Mittagszeit iſt der Marx los und ledig. „Und jetzt, Bübl, ſchau, daß du weiter kommſt.“

„Ich? Weiterkommen? Da möcht ich ſchon wiſſen wohin! In meinen Holzſchlag etwa? Dahin iſt wohl gewiß ihr erſter Weg. Nach Niederweng hinüber? Da wird ſchon der Steckbrief voraus ſein. Bei dir in der Hütten will ich bleiben und du mußt mich verſtecken.“

„Das kann ich nit leiden!“ ſagt ſie.

„Nachher, meine liebe Dirn, biſt du dran ſchuldig, wenn ſie mich wieder abfangen. Und wenn du nachher in die Kirchen gehſt Sonntags, werden die Leut mit den Fingern auf dich zeigen: das iſt dieſelbige, die ihren Schatz hat henken laſſen.“

Ihren Schatz? denkt ſie, auch gut wenn er's glaubt. „Ich weiß was,“ ſagt ſie plötzlich. Dem Schmied trägt ſie die Feile zurück, ſie bedankt ſich tauſendmal und die Klauenſeuche wäre davon gleich beſſer geworden, aber was anderes wäre über ſie gekommen, ihre zwei Ferkeln hätten den Brand und da ſei das beſte Mittel dagegen, den armen Tierlein die Ohren balbieren und ob ihr der Meiſter nicht um Gotteswillen ein Balbiermeſſer leihen möchte?

Der Schmied hat zwar nur ſein eigenes Balbiermeſſer, aber in der Not darf man den Leuten die

Hilfe nicht verſagen. „Soll ich mitgehen oder kannſt es ſelber machen?“

„Mein Gott, freilich! wie oft hab ich den Säuen ſchon die Ohren balbiert, daheim bei meiner Mutter!“

„Glaub dir's eh. Bring mir's halt wieder gut zurück.“

Als ſie mit dem Raſiermeſſer hinauf in die Hütte kommt und den Maxl dort verzagt hinten im Herdwinkel ſitzen findet, ſagt ſie ſchneidig: „Jetzt geh her, Bübl, ſetz dich da auf die Butten. Jetzt wird dir das Schnurrbartel wegbalbiert!“

„Geh, laß die Narreteien bleiben, dafür bin ich ſchon einmal gar nit aufgelegt.“

Sie ſtemmt die runden Arme in die Seiten, ſtellt ſich vor ihn: „Nachher muß es der Herr Maxl ſchon ſelber ſagen, wie ihm zu helfen iſt. Ich hab' ein zweites Gewand in der Hütten und da hätt' ich gemeint, daß ich jetzt eine Stalldirn brauchen kunnt, die Futter macht. Ich werd' nit Zeit haben dazu, wenn die Herren Fanger kommen. Aber eine ſchnurrbartige Magd kann ich nit brauchen. Verſtehſt?“

Hat er ſie endlich verſtanden. Den feinen Schnurrbart vertraut er ihr aber nicht an, den ſchneidet er ſich ſelber weg. Aber beim Anziehen der Weibskleider muß ſie ihre Wiſſenſchaft und Fertigkeit gar ſehr hervorkehren. Wie unglaublich läppiſch ein Mannsbild von Natur aus beſchaffen iſt, das zeigt ſich erſt, wenn

er Weibergewand anlegen ſoll, er kann keinen Rittel einhäkeln, keine Schürze binden, kein Buſentuch falten, kein Strumpfband knüpfen, und erſt beim Kopftuch! Als ſie ihn eine Weile ausgelacht hat darüber, wie er mit dem Kopftuch herumthat, ohne damit zu ſtande zu kommen, bindet ſie es ihm ſelber um, knüpft es

unter dem Kinn zuſammen und zieht es vorne weit über die Augen, wie einen Blendſchirm.

„So, jetzt iſt die Waben fertig, jetzt ſoll ſie die Futterſenſe nehmen und auf die Wieſe hinaus, und jetzt können ſie kommen.“

Wie ungeſchickt dieſe nagelneue Dirn dahergeht! Eckig, gſpreizt und ſtarr aufrecht, wie wenn ſie einen Zaunſtecken hätte geſchluckt. Zum Glück krümmt die Arbeit den Menſchen ein wenig, und beim Mähen und Rechen und Grastragen hätte es keiner gemerkt, daß dieſes alte Weib im Kern ein ſauberer Holzknecht iſt.

So führen ſie miteinander die Wirtſchaft, aber doch nicht wie Hausvater und Hausmutter, ſondern wie Frau und Magd. Schon reden ſie von einem guten Glück, da ſteigt am dritten Tage der Jäger daher mit ſeinem roten Bart. Mit großen, leicht und vorſichtig auftretenden Schritten, wie Jäger zu gehen pflegen, ſchleicht er gegen Abend in die Hütte. In alle dunklen Winkel läßt er ſeine Augen fliegen, bemerkt aber niemanden, als die Sennerin Juſtina und eine alte Magd, die am Schweinstrog mit Tränke arbeitet. Er iſt heute nicht ſo zuthunlich wie ſonſt, wenn er in dieſer Hütte zugeſprochen, der wohlbeſtallte Jäger, barſch fragt er, ob der Holzknecht Marxl auf dem Boden oben liege oder draußen im Stadl!

Oho! denkt ſich die Juſtina, Jager, Jager, ſo dumm bin ich nit! Und ſagt ganz betroffen: „Der

Holzknecht Maxl? Der iſt ja eingeſperrt, hört man. Hat ihn eh, glaub ich, der Herr Jager einſperren laſſen."

„Er iſt geſehen worden da auf der Alm."

„So! der muß gute Augen haben, der den Holzknecht jetzt auf der Alm hat geſehen."

Er nimmt ſein Gewehr ab, lehnt es an die Wand und ſein Geſicht wird gemütlicher, wie er nun das Dirndl anſchaut. „Hab's ja ohnehin nicht geglaubt, daß ſo ein properes Madel dem Faloten Unterſtand ſollt' geben," ſagt er artig, „aber weil ich ſchon einmal da bin, ſo ſchlagſt mir etliche Eier ins Schmalz, gelt! Ich will dir nicht zu ſparſam ſein, nachher."

„Eier im Schmalz, die ſoll Er haben," ſpricht ſie bereitwillig, „thu' Er ſich halt nieder beim Tiſchel dort. Will bald fertig ſein." Die alte Magd iſt hinausgegangen, die Juſtina macht Herdfeuer, thut Butter in eine Pfanne, läßt ſie praſſeln und ſchlägt dann ein halb Dutzend Eier hinein. Jäger haben ja alleweil ſo viel Hunger, und daß er ein rechter Eiermarder iſt, das weiß ſie ſchon. Für eins ein Silbergröſchel! Von dem feinem Eiergeld will ſie ſich ein ſeidenes Schürzlein kaufen. Ei, ei, wenn die Holzknechte ſo viel Geld hätten als die Jäger! Bald ſetzt ſie ihm die Speiſe vor: „Nur gleich eſſen, Eier im Schmalz muß man heiß eſſen!" Ihr iſt darum zu thun, daß er vor der Dämmerung fertig wird und nicht etwa wieder auf den Gedanken kommt, in der Hütte zu nächtigen.

Auf den Gedanken kommt der Jäger aber merkwürdigerweise doch. Zuerst zieht er aus dem Lodenrock seinen Schnapsplutzer, heut' hätte er einen Guten bei sich! Thut dann einen prächtigen Zug und lad't auch die Justina ein, sein Kirschwasser zu verkosten.

„Dank schön, ich thät rauschig werden," lacht sie.

„Ein bissel rauschig, das steht den sauberen Dirndln gar so gut," meint er. „Du schau, auf dieser Bank ist's gut sitzen." Faßt sie um die Mitte und zieht sie nieder auf sein Knie.

Die alte Magd ist wieder da, mit verbundenem Kopf, sie hat Zahnweh; heftig ist sie mit dem Besen beschäftigt, an der Holzwand die Spinnenweben abzufegen und weiß dabei des Gewehres habhaft zu werden. Dieweilen schaukelt der Jäger mit dem roten Bart das geduldige Dirndel auf dem Knie, mit dem einen Arm umschlingt er sie, in der anderen Hand hält er den Plutzer und in heißem Flüstern schildert er ihr die Güte des Kirschwassers. Sie lauscht ihm, scheint es, nicht ungern, preßt aber die Lippen zusammen, als er mit dem Plutzer in ihre Nähe kommt.

„Mich scheikt's vor Branntwein!" haucht sie und ein Schauer geht durch ihren Leib.

„Man kann auch Zucker dazu nehmen," bemerkt er. „Wirst sehen, Schatz, wie das warm macht ums Herzl . . ."

„Mein lieber Jager, mach' Reu und Leid!“ Von der Thür her ruft's eine Männerſtimme, dort ſteht die alte Magd ſtramm aufgerichtet und zielt mit dem Schießgewehre ſchnurgerade auf den Jäger hin. Dieſer ſpringt auf, bleibt aber ſtarr ſtehen und wird blaß.

„Heut' hab' ich dich ſo, wie vor etlichen Tagen du mich gehabt haſt!“ ſagt der Mann im Weiberge-

mand, „kennst du mich?“ Das Kopftuch ist ihm in den Nacken gerutscht, der struppige Kopf und im braunen Gesicht zwei glühende Augen. „Kennst du mich, Jager?“

Sucht es der Jäger ins Harmlose zu ziehen und sagt gleichsam gutmütig grollend: „Mach' keine Dummheiten mit dem Gewehr, es könnt' losgehen!“

„Meinst? Möglich ist's schon. Heut, Jager, bist du in meinem Gai! Gelt, wie du mir in den Kotter hinein so lustig hast nachgelacht, da hast dir's nit denken mögen, daß wir uns da heroben so gemütlich wiedersehen sollten, gelt? Bleib stehen, Jager, sonst geht's los!“ Denn der Jäger schleicht an der Wand hin und sucht ihm seitlings beizukommen. Der Holzknecht weicht nicht von seinem Posten und kehrt dem Gegner immer das Rohr zu.

„Was ist jetzt zu machen?“ frägt er wie plaudernd, „daß ich deinetwegen ein Mordsgesell werden soll, ist mir verdammt zuwider. Und thu' ich's nit, so verratst mich und kann's mir ein paar Jahr kosten. Werd' ich halt doch müssen losdrucken. Ihr Jager spart's es ja auch nit, wenn ihr einmal einen armen Wildschützen niedertauchen könnt's.“

„Meine Büchsen gieb mir!“ schreit der Jäger. „Und nachher geh zum Teufel, wohin du willst. Nur daß du dich in meinem Revier nimmer blicken läßt! Dann will ich weiter nichts gesehen haben.“

„Das iſt eine Red', Jager! Wenn du mir darauf auch noch dein Ehrenwort giebſt, nachher ſind wir handelseins."

„Was ich ſag', dabei bleibt's!"

„Ich möcht' nur noch darüber deine Meinung wiſſen, Jager, welcher von uns zweien heut' in der Hütten bleibt und welcher fortgeht."

„Meinetwegen mach' was du willſt, ich ſteh' auf die dumme Hütten nit an."

„Iſt das auch gewiß?"

„Zum Teufel, ja!" ſchreit der Jäger.

„Du biſt ein verfluchter Jager, aber Hundsfott biſt keins. — Da haſt deine Büchſen."

Wie der Jäger ſein Gewehr in der Hand hat, tritt er ein paar Schritte zurück und hebt langſam das Rohr. Wehrlos ſteht der Holzknecht da, die Juſtina faltet ihre Hände in ſtummer Angſt, was da werden ſoll. Der Jäger weidet an beiden ſeinen herriſchen Blick und legt den Finger an den Hahn. — In dieſem Augenblick gehört ihr mein, alle zwei! Aber nein, ſo nicht! Heute nicht! — Dann ſchlägt er ſich die Fauſt auf die breite Bruſt, daß es dröhnt, und ſtürzt zur Thür hinaus.

Der Maxl kann hierauf das Weibergewand von ſeinem ſchlanken Leibe ſtreifen. Er macht der Juſtina den Vorſchlag, ſo lange in der Almhütte zu verbleiben, bis der Schnurrbart wieder gewachſen iſt.

„Wenn's dich freut, Bübel, ſo kannſt in dieſer Hütte bleiben bis er grau iſt," ſagt die Juſtina. An einem der nächſten Tage zieht ſie mit ihrer Herde zu Thale, denn es iſt Herbſt geworden.

* * *

Im darauffolgenden Frühjahre ſollte ihre Hochzeit ſein. Am Vorabende wird der Bräutigam im Hage gefunden — mauſetot geſchoſſen.

Die Büsser von Kinigl.

Eine Dorfgeſchichte aus Steiermark.

„Was darf ich dir bringen, Maurer?“ fragte der Straßenwirt den Eingetretenen.

Dieſer ſetzte ſich behäbig zum großen Tiſch, that ſeine juchtenlederne Cigarrentaſche hervor, nahm ſich einen „Rattenſchweif“ (Virginia-Cigarre) heraus und ſteckte ihn mit einem Streichhölzchen, das er aus dem Behälter auf dem Tiſch nahm, in Brand. „Ein Bier kannſt mir bringen und Aufgeſchnittenes, wenn du haſt,“ ſagte er, „man muß ſich noch ein wenig was Gutes thun, bevor die Bußzeit kommt. Das wohl.“

Es war nämlich etliche Wochen früher, juſt in der Nacht zum 1. Mai, in der Gegend ein Erdbeben ge-

weſen, das hatte die Häuſer erſchüttert und die Gewiſſen erſchreckt. Es giebt auch nichts Unangenehmeres, als wenn die Mauern berſten und der Erdboden wankt unter den Füßen. Und wenn hinter dem jähen Tod erſt noch die Hölle offen ſteht! Die Leute waren auch etwas ungebunden geweſen die letzten Jahre her. Die ſieben Hauptſünden waren nachgerade epidemiſch geworden. Nun hatte der Pfarrer zu Kinigl auf Drängen der Älteſten der Gemeinde neun Bußtage angeordnet, die zur nahen Pfingſtzeit durch eine Wallfahrt nach der Kirche zum Heiligen Lamm eingeleitet werden ſollten.

„Die Wirte kriegen extra eine ſtrenge Buß," ſpottete jetzt nach dem erſten ſcharfen Trunk der Maurer, „die müſſen — hab ich gehört — bei der Wallfahrtsprozeſſion hinter dem Fahnenträger ein großes Waſſerfaß vor ſich herwälzen. Ja, das wohl!"

Der Wirt entgegnete ernſthaft: „Daß Waſſer in den Wein muß, iſt wohl nichts Neues, weißt! Und ich will das Waſſer, das ich unrechtmäßiger Weiſe in den Wein gemiſcht habe, recht gern vor mir herwälzen. Auch über die Alm hinüber."

„Iſt auch nicht ſo gemeint," begütigte der Maurer, „bei dir findet man noch jederzeit ein gutes Tröpfel."

Der Straßerwirt war noch ſehr jung und das goldblonde Backen- und Schnurrbärtchen, das erſt aufflaumte, wollte er doch ſchon hübſch zu einem „Kaiſerbart" kämmen. Vor kurzem waren ſeine Eltern nach-

einander geſtorben, da lagen auf ſeinen etwas ſchmalen Schultern plötzlich die Wirtſchaft und das Gaſthaus und allerhand andere Sorgen. Auch an's Heiraten mußte oder vielmehr durfte er nun denken, denn es ſtand irgendwo eine auf der Welt, und gerade mitten drin, und alles andere, was da war, die Gärten, die Wälder, die Schneeberge, die Dörfer und Schlöſſer und das Firmament und der ganze Mai mit ſeiner Roſen- und Vogelherrlichkeit rankte ſich nur als Zier um dieſe eine Einzige: ſeine Agnes.

Der Maurer war ſein beſter Freund. Der war um etliche Jahre älter und kerniger und gewitzigter als der junge Wirt, welcher bisher eigentlich nicht viel zu thun gehabt hatte auf Erden, als ein Mutterſöhnlein zu ſein. Der Maurer hatte ein ſchier feines Geſicht und ein munteres Auge und einen geſpitzten dunklen Schnurrbart. Er trug ein ſchwarzes Tuchgewand und eine hellrote, ſeidene Halsbinde vor dem ſchneeweißen Hemdkragen. Er war wohlbeſtellter Maurermeiſter in Rinigl und ſchon von Schulzeiten her ein guter Bekannter des Wirtsſohnes. Wenn ſie ſich als Knaben gebalgt hatten, war freilich das Wirtsſöhnlein immer untenauf gelegen, ſpäter jedoch hatte ſich der Maurer recht brav zu einem Freund herausgewachſen, was nicht zu ſeinem Schaden ausſchlug im Wirtshaus.

Weil ſonſt kein Gaſt zu bedienen war und der Maurer das Seine nun hatte, ſo ſetzte ſich der Wirt

zu ihm an den Tiſch und ſteckte auch eine in den Mund.

„Aber mit gehſt doch, nach dem Heiligen Lamm?“ fragte der Maurer, das angefangene Geſpräch gleichgiltiger Weiſe fortſetzend.

„Sakra!“ verſetzte der Wirt, „bei mir wird's es nicht thun. Ich hab ſonſt noch niemand und es kommen die Fuhrleute, auch Reiſende giebt's um ſolche Zeit. Ich muß freilich wohl daheim bleiben.“

„Es thut ſich auch bei mir nicht recht ſchön, daß ich gehe,“ ſagte der Maurer. „Der Bäcker und der Grabenbauer möchten ihre Sprünge ſchon gern verſchmiert haben. Dem Bäcker ſein Pferdeſtall hat ſchauderhafte Sprünge. Nun, iſt er ſo lang geſtanden, wird er noch länger ſtehen, ich gehe mit der Prozeſſion über die Alm nach dem Lamm. Der Menſch muß dankbar ſein, ich habe heuer ein gutes Jahr. Das wohl.“

„Ah ſo, du gehſt dich für das Erdbeben bedanken,“ lachte der Wirt.

„All miteinander gehen ſich für's Erdbeben bedanken,“ gab der Maurer zurück, „mögen froh ſein, daß es uns nicht mit Haut und Haar in die Erden hinabgebeutelt hat.“

„Iſt eh wahr,“ gab der Wirt verſtändig bei. Dann machte er etliche ſtarke Züge aus ſeiner Cigarre — ohne zu bedenken, daß ihm ſolches nachträglich nicht immer gut anſchlug — und wie er ſo den Rauch

vor ſich hinblies, blies er auch wie unverſehens das Wort hin: „Die Agnes geht auch mit der Prozeſſion.“

„Da wollt ich an deiner Stell erſt recht nicht daheim bleiben,“ antwortete der Maurer.

Der junge Straßerwirt neigte beiſtimmend den Kopf und ſagte leiſe: „Ich hab ſie hölliſch gern.“

„Iſt auch ein feines Dirndl,“ gab der Maurer bei.

„Du weißt ja auch, wie dem Menſchen iſt, wenn er eine gern hat, ſeit du deine Kathrin haſt,“ bemerkte der Wirt.

Der Maurer neigte beiſtimmend ſein Haupt.

Der Wirt lehnte ſich zurück an ſeinen Seſſel, die Hand auf den Tiſch, trommelte er ein wenig mit den Fingern und ſagte: „Mir iſt's halt gar nicht recht, daß ſie mit der Prozeſſion geht. Aber ich mag ihr's nicht ſagen, daß ſie nicht glauben kunnt der Eiferſucht wegen. Eiferſüchtig bin ich nicht, aber ſchon gar nicht, nur viel gelegen iſt mir an ihr, und das würde jedem ſo ſein.“

„Ganz natürlich. Freilich. Das wohl,“ beſtätigte der Maurer.

„Ich hab ſie in Ehren gehalten bis dato; ich kann dir mein Wort geben, daß ich ſie nicht angerührt hab, weißt. Wenn die Hochzeit ſo nahe vor der Thür iſt, müßt einer ein Narr ſein, wenn er das Weib nicht mit aller Ehr und Bravheit in ſein Haus führen wollt. So denk halt ich mir. — Darf ich noch einmal nachfüllen?“

„Freilich wohl noch einmal.“

Als der Wirt das zweite Glas Bier auf den Tisch gestellt und sich wieder hingesetzt hatte, that er die Frage: „Wie lang wird sie denn aus sein, die Prozession?“

Der Maurer war gerade mitten im Trunk, er setzte der Antwort wegen nicht ab, trank das Glas bis zur Hälfte leer, strich dann seinen Schnurrbart glatt, steckte die Cigarre in den Mund und sagte nun: „Einen Tag hinüber, einen Tag drüben, einen Tag herüber.“

„Also drei Tage. Und wird gewiß ein recht großer Schock sein.“

„Die halbe Pfarr. Jung und Alt.“

„Zu stark wird's sein für Weibsbilder.“

„Allein möchte ich keine schicken über die Alm. Aber im Kreuz (in der Prozession) da geht's. Eines hilft dem andern weiter.“

„Gelt, Julius,“ sagte nun der junge Wirt, „du bist so gut und schaust mir ein wenig auf die Agnes. Daß sie sich nicht überlauft, daß sie in der Hitze keinen kalten Trunk thut und etwan krank heimkommt.“

„Will schon aufpassen,“ antwortete der Maurer, „wie wenn sie meine Schwester wär, das wohl, dir zu lieb.“

„Auf ein paar Liter Österreicher kommt's mir nicht an. Und auf der Nachtherberg — du bist so gut und sorgst, daß sie ein besonderes Stübel hat,

oder mit älteren Weibsbildern eins. Du weißt ja, wie's oft zugehen kann bei ſo einer Wallfahrt, wo allerhand Leut zuſammenkommen. Thu ein wenig achtgeben, Maurer. Wenn mir einer über das Mädel käm, ich wüßt nicht, was ich thät!" Eine lohe Glut flammte über ſein Geſicht und ſchlug wie ein Blitz zu den Augen heraus. Er war einen Moment ſchier verändert.

„Ich glaub dir's," ſagte der Maurer, „ich verſteh dich ſchon. Kannſt dich verlaſſen, Anton. Will ſchon aufpaſſen."

Es kamen Fuhrleute, und das Geſpräch war gebrochen. Die Sache war ja ohnehin ſchon feſtgemacht. Als der Maurer ſich ſpäter zum Fortgehen herrichtete und ſo eine Weile umſtändlich im Sack ſtierte, klopfte ihm der Wirt auf die Achſel und ſagte halblaut: „Laß gut ſein, Julius." Der Maurer antwortete: „Gut iſt's. Dank ſchön."

An demſelben Abende hielt ſich der Straſſerwirt ſehr ſtreng an die Polizeiordnung. Schon um zehn Uhr ſperrte er das Haus zu. Er ging zu ſeiner Agnes. Zum Starhof ging er hinaus, dort ſtellte er ſich an's Fenſter einer Hinterſtube. Hinter dem Fenſter war ſie drinnen. Der Anton hat's gut, er braucht nur ihre freundliche weiche Stimme zu hören und ſieht im Geiſte ihre ganze Schönheit. Der Leſer hat ſie noch nie geſehen und weiß nicht, ob ſie ſchwarz iſt oder braun, groß oder klein, ob ſie im Kinn das

Schönheitsgrübchen hat oder wie ſich die Wänglein runden, wenn ſie lächelt. Es iſt eine wahre Pein, wenn man nichts weiß. Aber horchen wollen wir, denn die beiden pflegen flüſternd eine wichtige Unterredung. — Zunächſt Jakobi alſo, das dauert noch acht Wochen. Dann werden ſie Mann und Weib. Er malt die ſchöne Zeit aus, die da kommen wird, denn man kann auch im Finſtern malen. Sie wird die Straßerwirtin ſein, dann wollen ſie auch auskochen (den Gäſten gekochte Speiſen verabreichen), manchmal wollen ſie den Gäſten was vorſingen, denn ſie hat eine wunderſchöne Stimme und er kann Zither ſpielen dazu. Des Abends wollen ſie rechtzeitig das Thor zuſperren, von den Stunden, die ihnen ganz allein angehören, laſſen ſie ſich keine abzwicken. Wie ſie das Schlafzimmer ausgemalt haben wolle? fragt er. — Blumig iſt's ihr am liebſten, und nelkenrote Vorhänge. Der Betteinrichtung wegen fragt er ſie, ob Decken, ob Tuchend, und ob ſie Doppelkiſſen gewohnt ſei — denn der Schlucker weiß noch gar nichts. Sie meint, das werde ſich noch alles finden, und ob er denn wirklich nicht mitgehen könne nach dem Heiligen Lamm? — Dann müſſe er das Wirtshaus rein zuſperren und dazu ſei gar nicht einmal die Erlaubnis da. Ob denn ſie — die Agnes — wirklich ſo bußfertig ſei und die Wallfahrt mitmachen wolle? — Buße, meinte das Mädchen, habe ſie auch nicht mehr vonnöten, als andere Leute, aber ihrer Freundin, der

Engelbergerin, habe sie's versprochen, dabei zu sein. Sie komme ohnehin sonst nirgends hin und über die Alm möchte sie doch einmal gehen.

„Ist eh recht," sagte der Wirt, „ist eh recht. Und wenn dir was fehlen sollt unterwegs, oder sonst, so thu's nur dem Maurer Julius sagen, der geht auch

mit. Die Seinige wahrscheinlich ebenfalls. Wird schon schauen auf dich."

„Hi, hi," lachte das Mädchen drinnen, „zu was ich etwan den Maurer thät brauchen. Mir hat das Erdbeben nichts zusammengebeutelt."

„Hast auch ganz recht, Dirndl," sagte er und war sehr beruhigt. Dann ging er heim.

Am Pfingstsamstag in der Morgenfrüh zog zu Kinigl die Prozession aus. Als sie mit wehender Fahne und schallendem Gesang am Straßerwirtshaus vorbei kam, guckte der Anton an einer Fensterecke heraus. Die Agnes ging gar ehrbar unter den Weibern, trug ein Handbündel an den Arm geknüpft und unter den breiten Krämpen des weißen Strohhutes schaute sie verstohlen gegen das Wirtshaus hin und sah richtig hinter dem Fenster von ihm die eine Wange und ein zärtlich blickendes Auge. Weiter that sie nichts desgleichen und der lange Zug wallte vorüber.

Jetzt haben wir sie gesehen. Sie ist nicht zu groß und nicht zu klein, noch gar jung, aber schon hübsch rundlich über und über. Goldblondes Haar hat sie, wie er; wie es gekraust ist, das können wir des Strohhutes wegen jetzt nicht erfahren. Große runde Augen,

blauer als Veilchen, und hochgewölbt, weswegen ſie auch etwas kurzſichtig iſt. Das Näschen war einem für den erſten Augenblick eher zu klein, als zu groß, man gewöhnt ſich aber ſehr bald an ſolche niedliche und kecke Stumpfnäschen. Der Mund mit den vollen kirſchroten Lippen war ſo klein, daß es bei der Agnes nicht ſo fein konnte, wie bei anderen Bauerndirnlein, die ganze Zwetſchen in den Mund ſtecken können und dann mitſamt dem Kern verſchlucken. Aber daß ſie auch vom Naſchen was weiß, die Agnes, das verraten die kleinen weißen Zähnchen, die ein wenig leckerig zwiſchen den Lippen hervorſchimmern. Das Kinn iſt wohl rund und herzig, aber das Schönheitsgrübchen iſt nicht drin, hingegen bilden ſich, wenn ſie lacht, an den Wangen zwei Grübchen, die — ſo leicht und klein ſie ſind — mir ein Abgrund werden könnten, ich geſtehe es offen.

Es war eine maienhafte Lieblichkeit an dieſer Geſtalt trotz des dunkelblauen Gewandes, das ſie an hatte und trotz manch harten Tages, der in ihrem Leben lag. Ein Schweſterkind des Starhofers war ſie, ein unbeſtelltes Schweſterkind, das bei der Geburt der Mutter das Leben genommen hatte und deswegen wie eine kleine Miſſethäterin, welche die Familie an der Ehre geſchädigt, eigentlich nur geduldet wurde im Starhofe. Als ſie aber nun ſo ſchön aufgeblüht war und Nachfrage nach ihr entſtand, und als gar der junge, wohlhabende und brave Straßerwirt um ihre

Hand warb, da wurde ſie dem Vetter Starhofer lieb und er freute ſich, daß das feine kluge Dirndl die Unehr in Ehr verwandeln werde.

Der Starhofer ſelber war nicht bei der Wallfahrt. Der war beim Erdbeben über den Schreck in ein Nervenfieber gefallen, aus dem er ſich noch nicht ſo weit erholt hatte, um den Bußgang über die Alm mitmachen zu können. Der Maurer Julius ging mit dem Tiſchlermeiſter und dem Greilberger Sohn aus Kinigl hinter der Kreuzſchar drein um plaudern und rauchen zu können. Sie würden unterwegs noch genug ſingen und beten, war ihre Meinung. Wenn der Maurer zufällig die Agnes erblickte, ſo ſah er, daß an ihr alles in Ordnung war. Später, als ſie in's Gebirge kamen und der Weg bergauf zog, nahte er ſich ihr und fragte ſie, ob er ihr nicht etwa das Bündel tragen dürfe. Sie dankte recht ſchön. Hoch oben auf den grünen Weiden der Alm, unweit einer einſchichtigen Sennhütte, ſetzte ſich die ganze Schar auf weiße Steine oder auf das Federgras und raſtete. Wer Kuchen mit hatte, der aß Kuchen, den anderen ſchmeckte auch das Schwarzbrot.

Der Maurer hatte ein plattes Glasfläſchchen bei ſich. Daran war auf einer Seite Roß und Reiter, auf der anderen ein ſchöner Adler eingepreßt. Der Inhalt war Rotwein, und damit kam er nun zur Agnes und trug ihr einen Trunk an. Da ſie wieder nicht wollte, ſo ſagte er, eine junge Wirtin müſſe

ſich an den Wein gewöhnen und er würde den Trunk ſeinerzeit ſchon wieder zurückverlangen. Hierauf nippte ſie an der Flaſche, wiſchte ſich mit dem weißen Sacktüchlein das Mündchen und ſagte: „Vergelt's Gott.“

Gegen Abend kamen ſie zur Kirche, welche dem Lamme Gottes geweiht iſt.

Sie ſteht als Stiftskirche in einem weiten Thale, das von hohen Felsbergen umgeben iſt, auf einem ſteilen Hügel, und hat zwei Kuppeltürme. Sie leuchtete den Wallfahrern ſchon von weitem entgegen und die Knaufe an den Türmen funkelten in der Abendſonne wie zwei Glühlichter. Unten um den Hügel herum ſteht ein großes Dorf mit vielen Einkehrhäuſern und Krämerbuden.

Die von Kinigl hielten ihre Begrüßungsandacht vor dem Lamme Gottes, das über dem Hochaltare in einer Niſche ſteht, wie pures Gold glänzt und ein rotes Oſterfähnlein hält. Manche der Wallfahrer ſchauten, ob dieſe Kirche denn Sprünge habe. Sie hatte nicht einen, weil ja erſtens die Engel dieſes Gotteshaus beſchützt hatten, und weil zweitens in dieſer Gegend das Erdbeben kaum verſpürt worden war. Nach der Andacht zerſtreuten ſich die Büßer von Kinigl in die Gaſthäuſer; der Maurer kehrte zum Goldenen Bären ein, wo auch die Agnes Unterkunft genommen hatte. Aber es war kein Anlaß, ſie zu beſchirmen und zu betreuen.

Am nächſten Tage war feierlicher Gottesdienſt und große Bußpredigt, gehalten vom Prälaten des Gnadenortes zum Heiligen Lamm. Er ſagte ſehr ſchön, wie die grauen Ungeheuer in der Erde, vor deren Atem alle Menſchenwerke erbeben, durch ein Lämmlein beſiegt werden, weil dieſes Lämmlein die ewige Unſchuld und Liebe ſei — das Lamm Gottes. Nicht in Löwen

oder Elefanten, Haifiſchen oder Drachen habe ſich der ewige, gewaltige, allmächtige Gott verſinnbildlichen wollen, ſondern in einem zarten kindlichen Lämmlein. Und das Milde und Sanfte ſei die höchſte Herrlichkeit, und das Liebliche und Geduldige ſei die Erlöſung.

In der von Menſchen überfüllten Kirche war es ſchwül und dunſtig. Der Maurer ſah, wie Agnes ſachte anhub, ſich zwiſchen den Leuten durchzuwinden, dem Ausgange zu. Ihr Geſicht war blaſſer als ſonſt. Kein Menſch kümmerte ſich weiter um das Mädchen, ſondern jeder horchte auf die Predigt. Der Maurer ging dem Mädchen nach. Draußen hinter der Kirche fand er ſie ſitzen auf einem umgefallenen Grabſtein, ihren Kopf auf den Ellbogen geſtützt und das Sacktuch an die Stirn gedrückt. Er eilte zum Pfarrhofbrunnen und brachte Waſſer. Sie nahm einen Schluck und ſagte: „Es iſt ſchon wieder gut.“

„Agnes,“ ſagte der Maurer und ſetzte ſich neben ſie hin auf das Gras, „du mußt es nicht ſo ernſt nehmen mit der Buße. Du biſt den weiten Weg nicht gewohnt, haſt ungleich gegeſſen und vielleicht ſchlecht geſchlafen auf dem Stroh. Jetzt ſtehſt ſeit aller Herrgottsfrüh in der dunſtigen Kirche und haſt nichts warmes im Magen. Geh, komm mit zum Bären, ich laß dir einen Kaffee geben.“

Sie winkte unwillig mit der Hand: „Laß mich in Ruh und ſchau auf dich ſelber!“

Ein Achſelzucken, dann ging er wieder in die Kirche. Und als das Hochamt war, ſah er die Agnes ſchon wieder ſtehen an einem Seitenaltar und aus ihrem kleinen Gebetbüchlein leſen.

Es ereignete ſich den ganzen Tag nichts merkwürdiges. Am Abend, beim Goldenen Bären, als die Agnes zu ihrer Schlafkammer hinaufſteigen wollte

ihre Freundin, die Engelbergerin, war nie bei ihr zu ſehen, denn das war eine junge Witfrau und hielt ſich gern bei einem ſtattlichen Manne auf, mit dem ſie auf dieſer Bußwallfahrt einen neuen Eheſtand richtig zu machen hatte — als die Agnes nun allein hinaufſteigen wollte, ſtand an der Stiege der Maurer. „Gute Nacht, Maurer," ſagte ſie und hielt ihm lächelnd die Hand hin, „iſt mir nicht unlieb, daß ich dich noch ſehe. Du mußt nicht böſe ſein auf mich, daß ich dich heute ſo harb angefahren hab, wo du mir's gut gemeint haſt."

„Agnes!" entgegnete er und hielt ihre Hand feſt, „auf dich kunnt ich nicht böſe ſein und du möchteſt ſchon machen was du wollteſt."

„Bedank mich ſchön!" war ihre Antwort.

„Nein du, das iſt nicht ſo gemeint!" beteuerte er. „Wenn ich's recht bedenk, es iſt gerade umgekehrt, und ich wüßt keinen Menſchen in Kinigl und weitum nicht, und keinen auf der Welt, der mich ſo tief beleidigen kunnt als wie du."

„Bedank mich noch einmal!" lachte ſie, entwand

F. Reiss

ihre Hand der ſeinen, eilte in die Kammer und ſtieß den Holzriegel vor die Thür, daß es klappte.

Am nächſten Morgen, nachdem die Büßer von Kinigl dem Heiligen Lamm noch einmal in Wort und Lied verſprochen hatten, recht fromm zu leben und ſich das eine erbaten: „Kein Erdbeben! Nur kein Erdbeben mehr!“ machten ſie ſich auf den Heimweg. Wo unterwegs geſungen oder gebetet wurde, da hielt ſich die Kreuzſchar hübſch geſchloſſen; ſonſt aber lockerte ſie ſich und etliche gingen weit hinten und andere weit voran, wie ſie ſich eben in plauderſamen Gruppen oder Paaren geſellen mochten. So geſchah es ganz zufälliger Weiſe, daß die Agnes und der Maurer nebeneinander hergingen und voran waren. Der Maurer hatte nämlich bemerkt, wie der Schmiedgeſelle Martin aus Kinigl — ein ſtrammer Knabe — der Agnes nachſtieg; er hatte ſich an ſein Verſprechen, das Dirndl zu hüten, erinnert, rief nun den Martin an, er möge warten, ſein Vater, der Schmiedmeiſter, der hinten ging, habe ihn gerufen. „Will gewiß wieder zu zweien beten,“ brummte der Martin und blieb ſtehen. Da war der Maurer ſchon bei der Agnes und ſie gingen miteinander. Er fragte recht artig bei ihr an, ob es ihr nichts mache, wenn er ſich eine anſtecke? Oh, meinte ſie, das Rauchen ſei ſie längſt gewohnt, daheim im Starhofe rauchten die Mannleute oft die Stube ſo voll, daß man aus dem dicken Rauch Heilige ſchnitzen könnte. Ihr Handbündel war weſent-

lich zuſammengeſchrumpft, doch erbat er ſich, es ihr zu tragen, was ſie geſchehen ließ. Denn heute wollte es mit ihr nicht mehr ganz ſo flink vorangehen, als vor zwei Tagen. Die Füße waren heiß und wund und bei einem Raſten zog ſie die Schuhe aus, wobei er ihr behilflich war. Nun wollten ſie warten auf die Kreuzſchar, die ſie hinter ſich gar aus den Augen verloren hatten. Weil dieſe aber nicht zum Vorſchein kam, ſo rückten die beiden wieder an – das Mädchen barfuß — und der Maurer trug nun auch ihre Schuhe und führte ſie am Arm. So ſtiegen ſie nicht ohne Mühſal den Berg hinan gegen die Almen. Oft blickten ſie zurück, aber die Kreuzſchar mußte in einem Wirtshauſe eingekehrt ſein, ſie kam nicht und kam nicht zum Vorſchein.

„Das macht nichts," ſagte der Maurer, „wir werden auch noch einkehren unterwegs. Oben auf der Matte ſetzen wir uns in's Gras und trinken aus meinem Adlerfaß." Er meinte die flache Glasflaſche mit der Adlerzeichnung, die er ſich im Goldenen Bären friſch hatte füllen laſſen. Sie waren unterwegs mit einander leidlich vertraut geworden, er hatte ihr manches Perſönliche erzählt und ſie ihm manches Geheimnis anvertraut, ſofern eins war, das in der Sonne nicht litt und einen Spaß gab. Gelacht wurde auch, obwohl die Agnes dazu kaum genug Atem aufbrachte, und wenn ſie lachte, da ſchaute er ihr mit Freuden in's Geſicht, denn die Grübchen

in den Wangen durften um keinen Preis verſäumt werden.

Als ſie auf der grünen Höhe waren, wo die helle Ausſicht iſt in die weite Welt, und von wo aus ſie ringsum noch ſo daliegt, wie am erſten Tage, da ſie der junge Gott zu ſeiner Luſt erſchaffen, wollten ſie ſich alſo in's weiche Gras ſetzen. Da hörten ſie vom Hange her, daß die Kreuzſchar nachkam.

„Was ſich die Leute denken werden, wenn ſie uns da ſo allein beiſammenſitzen ſehen?“ fiel es der Agnes ein.

„Du haſt recht,“ ſagte der Maurer, „verſtecken wir uns dort hinter dem Zirmſtrauch, bis ſie vorbei ſind.“

„In den Buſch krauche ich deswegen nicht,“ verſetzte ſie, „da iſt's geſcheiter, wir gehen dort zur Sennhütte hinüber und warten bei der Sennerin, bis die mehreren vorbei ſind, und machen uns nachher an die letzten.“

Sie eilten quer die Matte hinan bis zur Hütte; an derſelben war die Thür halb offen, allein die Sennerin war zu ſo früher Jahreszeit noch nicht da und niemand war da. Im dunklen Raum war nichts als ein kahler Herd und ein ſchmales Gelaß mit Stroh, und ein verſchimmelter Tiſch; und der Dieb, welcher die Thür erbrochen haben mochte, hatte hier eine große Enttäuſchung erlebt. Durch eines der niedrigen glasloſen Fenſterchen guckten ſie hinaus und

hinab auf den Weg, wo die Wallfahrer nun in einer langen Reihe vorüberzogen. Etliche löſten ſich vom Zuge, ſetzten ſich auf den Raſen, und eine Gruppe von Männern und Weibern ſtieg zum Entſetzen unſeres Paares gegen die Hütte heran.

„Jeſus Maria, wenn ſie uns da finden!“ ächzte die Agnes, und ſtatt der Grübchen in den Wangen zogen ſich von dem Mundwinkel hin die Falten des Grames. Der Maurer beeilte ſich, geräuſchlos die Thür zu ſchließen und zu verrammeln. Die Männer draußen gingen um die Hütte herum, tranken am Brunnen und beſprachen ſich, daß es nicht übel wäre, da drinnen Feuer zu machen und ſchwarzen Kaffee zu kochen. Bald rüttelten ſie an der Thür. Die Agnes war in Todesangſt und machte gegen den Maurer Geberden, daß ſie ihn am liebſten erwürgen wolle, weil ſie unſchuldiger Weiſe hier ſeinetwegen ihren guten Namen verlieren müſſe.

„Krieche unter das Bettgeſtell hinein!“ befahl der Maurer, ſie that's mit aller Haſt; er machte Miene, dasſelbe zu thun, ſie ſtieß ihn zurück. Draußen hatten die Leute ihre Abſicht aufgegeben und entfernten ſich von der Hütte.

Als die beiden drin wieder aufrecht ſtehen konnten, kniete der Maurer vor der Agnes nieder, preßte ſeine Hände an die Bruſt und ſagte: „Agnes! Die Erde ſoll ſich aufthun und mich verſchlucken auf der Stelle, wenn's nicht wahr iſt, was ich jetzt ſage. Wenn du

hier meinetwegen den guten Namen verloren hätteſt, ſo hätte ich ihn dir unten in der Kinigler Kirche wiedergegeben. Das wohl!"

„Und wem ich angehöre, an das denkſt du nicht?"

„Du gehörſt dem an, dem du die Liebſte biſt. Ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll, wenn ich von dieſer Wallfahrt heimkomm und wieder allein bin."

„Wenn du's nicht weißt, ſo wirſt du halt die Kathrin fragen müſſen," meinte die Agnes.

Er lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand, ſtarrte finſter drein und murmelte: „Die Kathrin mag ich nicht."

Sie ging aber darauf nicht ein, ſondern ſagte: „Na, wollen wir denn heute anwachſen dahier in der Hütten? Ich denk, es wär Zeit, daß wir den Leuten nachgingen, nicht?"

„Freilich iſt dazu noch immer Zeit," verſetzte der Maurer. „Wir müſſen erſt unſern Wein austrinken, ſonſt kriegen wir beide die Knieſchnappen (Kniegelenksſchmerz) thalwärts. Ich muß ſagen, ich gehe lieber bergan als bergab. Trink!"

„Uh!" ſagte ſie nach dem erſten Schluck, „jetzt haſt ja gar einen Süßen."

„Mach aus, mach aus, daß wir weiter kommen!" drängte er.

Sie trank noch einmal und hübſch tapfer, dann eilte ſie in's Freie. Er hinter ihr nach, da hörte ſie einen dumpfen Schlag, und mit einem halbverhaltenen

Schmerzensruf ſetzte ſich der Maurer an die Thürſchwelle.

„Was haſt du? Was iſt dir geſchehen?“ rief ſie.

„Es iſt gleich wieder gut,“ ſagte er leiſe und hielt die Hand vor die Stirn. „Da, an dem verfluchten Thürpfoſten, habe ich mir den Schädel angeſtoßen.“

Sie ſchaute auf den Weg hinab, es ging niemand mehr, und wenn auch, ſie hätte ja nicht um Hilfe rufen dürfen.

„Es iſt bald vorüber,“ ſagte er, „ein paar Tropfen Waſſer in der hohlen Hand, wenn du mir bringen willſt.“

Er hatte ſich in die Hütte zurückgezogen und kauerte auf dem Stroh; ſie labte ihn, indem ſie mit der naſſen Hand über ſeine Stirne ſtrich.

„Ich danke dir, meine liebe Agnes,“ ſagte er, „ich danke dir recht ſchön. Ich kann nicht mit dir gehen, ich werd wohl in dieſer Hütte verbleiben müſſen.“

„Um Gotteswillen!“ jammerte das Mädchen, „Maurer, hat's dich denn ſo arg getroffen?“

„Nur um ein' Zoll tiefer, wenn der Stoß gegangen wär, bei der Schläfe — dann thät mir kein Kopf mehr weh, und — kein Herz mehr. Wär das beſte für mich . . .“ Er verdeckte mit den flachen Händen ſein Geſicht und beugte das Haupt vor.

„Julius!“ ſagte ſie, vor ihn hinkniend und mit ihren Händen die ſeinen faſſend, „Julius, was iſt dir? Um des Himmelswillen! Julius!“

„Geh heim," hauchte er und sank hin auf das Stroh, „laß mich — versterben!"

„Verlassen thu ich dich nicht!" rief das Mädchen, „jetzt ist's mir schon alles eins und ich bleib bei dir, bis du gehen kannst. Ruh' nur ein wenig, es wird bald besser sein. Du verdammter Thürpfosten!"

— Du verdammter Thürpfosten! Diesen Fluch hat das arme Wesen auch nach drei Wochen wieder ausgestoßen, als die Dornen sproßten aus dem Zweige, von dem sie die Rose gepflückt an jenem Abende in der Almhütte. Denn des Maurers Kopf war überraschend schnell heil geworden, als er auf ihrem Schoße konnte ruhen . . . Und als es damals dunkel geworden, waren sie ihres Weges gegangen gegen Kinigl.

* * *

Von diesem Ereignis am vierten Sonntag stand die Agnes beim Lindenkreuz vor dem Dorfe, wo die Wege sich einen. Sie wartete auf den Maurer, der hier vorüberkommen mußte, sie hatte ihm etwas zu sagen. Für ihn war's ja kein Unglück, denn er hatte sie gern und ihr's wohl heiß gestanden. Aber für sie! Der Anton ging ihr nicht aus dem Sinn, der so gut und treuherzig war und den sie an jenem Abende so gottlos vergessen konnte. „Den Kopf möchte sie sich abreißen!" Aber das hilft alles nichts mehr —

ſie gehört dem Julius an. Vielleicht doch — ſo ſann das Mädchen bei ſich, während die alte Linde rauſchte über dem Chriſtusbild — vielleicht doch, daß ſich alles noch zum Guten wendet. Den Anton hat ſie gern wie einen leiblichen Bruder, aber nicht anders, und ſie wüßte nicht, ob ſie ihn ſo hätte glücklich machen können, als den Julius, der ſich das Leben genommen hätte ihretwegen!

Sie ſtand am Kreuze, bis die Kirchenglocken läuteten zur Predigt, und der Maurer kam nicht. Agnes ging in die Kirche. Die Predigt war ihr recht erbaulich, ſie handelte von den Freuden und Leiden des heiligen Eheſtandes und Agnes nahm ſich im Herzen vor, ein recht braves Eheweib zu werden. Nach der Predigt nahm der Pfarrer eine blaue Papiermappe zur Hand und verkündete den Maurermeiſter Julius Samſinger und die Katharina Staude als Brautpaar.

Wie die Agnes aus der Kirche kam, ſie wußte es ſelbſt nicht. Unter der Friedhofsmauer ſtand ſie, kreuzte die Hände über der Bruſt und ſagte: „So, jetzt haſt es.“

Erſt als die Nacht kam und ſie in ihrem Bette lag, hub ſie zu weinen an und weinte die ganze Nacht.

Allerhand Gedanken und Fürnehmungen zermarterten jetzt ihr armes Hirn. Aber den einen Plan, von dem Maurer ihr Recht zu fordern, verwarf ſie. Dieſer Menſch iſt zu ſchlecht, aus iſt's. Doch zum Straßerwirt ging ſie und ſaß in der Wirtsſtube einen halben

Tag; aber die Gäſte wollten ſich nicht verlieren, gingen die einen, ſo kamen andere, und mancher neckte das Mädchen und ſagte, ſie ſolle nicht ſo duſelig daſitzen, ſondern ſich flink üben im Einſchenken und Ankreiden. Sie lächelte ein wenig dazu, aber die Wangengrübchen machten ſich diesmal nicht ſo ſchalkiſch, wie ſonſt. Endlich, als der letzte Gaſt, ein Kohlenbrenner, den Witz gemacht hatte, er bekomme weder als Kriegsheld ein Denkmal, noch auf dem Kirchhof einen Denkſtein, ſo wolle er ſich auf der Schiefertafel beim Straßerwirt verewigen laſſen, — und damit davongetorkelt war, wollte der Anton die Agnes an der Hand nehmen und fragen, wie es ihr gehe. Sie barg die Hand unter ihre Schürze und ſagte: „Was hilft's, wenn du ſie jetzt nimmſt, du wirſt ſie doch nicht behalten.“

Was das heißen ſolle?

Sie war blaß wie die Wand, aber ihre Stimme zitterte nicht, da ſie ihm jetzt alles geſtand. — „Jetzt weißt es, Anton,“ ſo ſchloß ſie, ſich raſch gegen den Ausgang wendend, „falſch ſein kunnt ich nit gegen dich. Und jetzt dank ich dir für deine Lieb, und denk manchmal an die arme Agnes.“

Etliche Augenblicke lang war der junge Straßerwirt dageſtanden, ſtarr wie ein dürrer Baum.

Plötzlich ſchnellte er die Thür auf in das Nebenſtübchen, riß dort das Schußgewehr von der Wand und wollte damit davonſtürzen. Sie warf ſich ihm entgegen: „Was willſt du thun?“

„Niederſchießen muß ich ihn!“ ſagte er tonlos. Sie klammerte ſich an ſeinen Arm. „Anton! Mein Anton!“ kreiſchte ſie, „nur das nicht! Du biſt der einzige ohne Schuld! Mach dich nicht unglücklich! Anton!“

Bis zur Hausthür ſchleifte ſie ſich mit, dort ſchüttelte er ſie mit einem Fluche ab und raſte davon.

Sie blieb eine Weile bewegungslos kauern und ſtarrte ihm nach. — Als Mörder kommt er zurück und ſtirbt am Galgen! Das konnte ſie noch denken, dann verließen ſie die Sinne.

Im Abenddunkel, während der Wirt abweſend war, um den Maurer zu ſuchen, kam ein Mann an's Wirtshaus, um in ſeiner bräutlichen Stimmung noch ein Glas Wein zu trinken. Als er an der Thürſchwelle die Menſchengeſtalt liegen ſah, hob er ſie auf, als er an ihr die Agnes erkannte, wollte er ſie wieder zu Boden gleiten laſſen, aber ſie ſchlug die Augen auf, blickte ihn an und ſagte wie träumend: „Julius, du biſt ein falſcher Menſch!“

„Sei klug, Kind,“ flüſterte er ihr zu, „es ſoll begraben ſein in meiner Bruſt, du ſollſt deine Ehre haben am Hochzeitstag, wie jede andere. Ihr ſollt beide an mir einen Freund haben, ſei klug.“

„Laß das, Julius,“ ſagte ſie, „und bete dein Sterbgebet. Oder fliehe, fliehe geſchwind! er ſoll eines Wichtes wegen nicht zum Mörder werden.“

„Biſt du wahnſinnig? Laß mich los!“

Sie zerrte ihn der Wand entlang: „Fliehe!“ Da krachte ſchon der Schuß — mit einem Doppelſchrei ſtürzten beide zu Boden.

Agnes durch den Hals, Julius in die Bruſt geſchoſſen, ſo lagen ſie aneinandergeklammert da in ihrem Blute.

Der Straßenwirt trat herbei, um ſich noch an dem letzten Zucken des Schurken zu weiden. Als er an demſelben auch ſeine Braut verbluten ſah, ſchlug er ein gräßliches Lachen an.

Es war ſein letztes Lachen geweſen auf dieſer luſtigen Welt.

Arme Sünder.

Den runden Arm legt ſie um ſeinen Hals und ſpricht: „Franzl, hörſt, du mußt mir einen Gefallen thun!“

„Schon wieder?“ entgegnet der Schelm.

„Nix ſchon wieder!“ grollt das Dirndl, „kein Thau ſoll mehr vom Himmel fallen, wenn ich dir nit mehr zu Gefallen gethan habe, als du mir. — Heut möcht' ich wiſſen, ob du Kuraſch haſt!“

Er ſpannte die Arme aus, als wollte er der Weltkugel einen Boxer geben, daß ſie dem Gottſchöpfer unter die Beine kugle und Sonne, Mond und Sterne vom Himmel ſchlage.

„Hände braucht's keine,“ ſagte ſie, „aber Herzhaftigkeit braucht's und wenn du die haſt, ſo gehſt morgen mit mir zum Pfarrer.“

Er ſteht ſtill, ſchaut ſie an und lacht auf. „Zum Pfarrer! Wäre ſchon recht. Aber ſchau, Roſel, es geht halt noch nit. Hab dir's eh geſagt, daß ich mir vorher was derwirtſchaften muß. Auf eine ſtubenvoll Nix kann der Menſch nit heiraten.“

„Grimm dich nit, Bürschel. Das weiß ich gleichwohl, daß man euch Mannerleuten das Heiraten frei nachlassen muß. Ihr kommt halt schier allemal ohne Buß davon, keinen Ablaß und keine Lossprechung habt ihr vonnöten, dieweilen unsereins ein unreines Wesen geworden ist, das erst eine Weile gewaschen, besprengt, beräuchert und eingesegnet werden muß, bis es wieder halbwegs unter die Leute geben kann. — Weißt eh, morgen sind die vierzehn Tag vorbei und ich muß mit dem Kindel in die Kirche zum Herrn Pfarrer. Und den fürcht' ich, mein du, wie das höllische Feuer fürcht' ich ihn, und deswegen sollst mitgehen, Franzl."

„Weil ich leicht auch ausgeräuchert werden soll?"

„Mir ist gar nit ums Spaßmachen zu thun, mein lieber Bub. Unser Pfarrer ist scharf. Und weil du die Suppe eingebrockt hast, so sollst sie auch auslöffeln helfen. Kunnt's wohl nit glauben, daß du so hartherzig wärst und uns jetzt verlassen wolltest allzwei, und dich verleugnen, wenn der Herr Pfarrer fragt."

„Na sei so gut!" begehrt er auf. „Mich verleugnen! So brav möcht ich nit sein."

„Er ist so viel gestreng, der unsere. Ohne den Vater segnet er keine für."

„Wenn's schon sein muß, ich geh' mit zum Pfarrer, fressen kann er mich nit. Um welche Zeit denn?"

„Vor der Messe um sieben."

„Gilt. Beim Lindenkreuz kommen wir zusammen."

So ist's ausgemacht.

Und am nächſten Morgen, ſchon eine Weile vor ſieben Uhr ſitzt die Roſel auf der Bank im thauigen Schatten der Linde vor dem Marienbild. Ihr Kindlein, ſorgfältig in bunte Tücher eingewickelt, hält ſie an der Bruſt. Das rote Apfelgeſichtlein mit der weißen Krauſelhaube guckt noch ein wenig herfür, denn es iſt am warmen Mutterbuſen erſt gefrühſtückt worden. Nun ſchläft es wieder. „Trinken und Schlafen, o ſeliges Los!“

Das Glöcklein läutet ſchon zum letzten Viertel vor Sieben. Der Franzl iſt noch nicht da. Sie ſteht von der Bank auf und ſchaut hinaus auf die ſonnigen Felder, wo flüchtige Wolkenſchatten hingleiten über die grünende Flur. Aber kein Franzel iſt zu ſehen. Sie hat Zeit und ſchaut auf zum Bildnis. Die liebe Mutter Gottes! Und ihr herziges Knaberl auf dem Arm! Und wie ſie es gern hat! Und wie es aufſchaut ins Muttergeſicht! . . . Lange betrachtet ſie dieſes Bild, dann neigt ſie ſich nieder zum eigenen Kind, um es zu koſen, und dann hebt ſie an zu lachen.

„Heißt das beten?“ ſagt der Franzl, der plötzlich hinter ihr ſteht und ihr zu beiden Seiten hervor die Hände an die Wangen legt.

„Biſt da?“ ſagt ſie, „ja du, ich hab' juſt lachen müſſen. Weißt wegen —.“

„Wegen?“

„Wegen dem, weil, weil ſie auch eins hat. Wir haben jede eins.“

„Haſt dir eine fürnehme Geſponſin ausgeſucht," ſagt der Burſch, völlig verweiſend, daß die Roſel ſich vergleicht mit der Frau im Bilde. „Na biſt es, ſo gehen wir."

Anklopfen iſt Höflichkeit. Ein ſchrilles Herein. Der Franzl klopft noch einmal, man kann nicht leicht zu höflich ſein in ſo einem Fall.

„Iſt ja offen!" ſchreit es von innen, die Thür wird aufgeriſſen und die Wirtſchafterin ſteht da. Sie ſind an die Küchenthür geraten.

Die kugelrunde Wirtſchafterin, das will der Franzl für ein gutes Zeichen halten.

„Was wollt's denn?" fragt ſie weich wie Butter, obſchon ſie es recht gut weiß, was es zu bedeuten hat, wenn zwei junge Leute gar ſo demütig in den Pfarrhof kommen, und eins davon hat etwas auf dem Arm. Sie weiſt das Paar zur richtigen Thür und ſchleicht leckrig hinten nach.

Der Pfarrer ſitzt vor dem Bücherpult auf dem Lederſeſſel und bleibt ſitzen, er iſt ein ſchlanker, hagerer Herr und die Bösartigſten ſeiner Gemeinde behaupten, ſein Geſicht würde allſamstägig in Eſſig gebeizt. Seine Augengläſer ſind bis hart an die Naſenſpitze herabgerutſcht und ſo ſchaut er finſter hinaus auf das gar beſcheiden eintretende Menſchenpaar.

„Was wollt's denn?" läßt auch er ſie an, „jetzt habe ich keine Zeit, 's iſt zum Meſſe leſen."

Tritt der Franzl langſam vor, da keift der Pintſcher unter dem Seſſel — der fremde Menſch hat gar

ſo breite Hände und Füße, daß doch etwa dem „Herrl“ nichts geſchieht. Der Franzl hält ſich mit beiden Händen an ſeinen Hut, als wollte er eine Stütze haben

und ſpricht leiſe: „Thäten halt wohl recht ſchön bitten, Hochwürden Herr Pfarrer.“ Und ſenkt ſein Haupt.

„Was?“ Der Pfarrer hält ſeine Hand ans Ohr, als hätte er nicht verſtanden.

„Die da —“ fährt der Burſche etwas vernehmlicher fort, „das wäre halt die Roſalia Wendlerin, die — die vor vierzehn Tagen zur Tauf geſchickt hat. Und heute thät ſie bitten um das heilige Fürſegnen.“

Der Pfarrer ſtemmt ſeine Arme aufs Knie und ſagt: „So! Vorſegnen! Und damit glaubt ihr's abgethan — wieder auf ein Jahr. Ich ſegne niemanden, den der Herr verflucht, verſteht ihr mich? Na ja freilich! das Laſterleben gemütlich fortführen und nachher, wenn ihnen doch einmal die Grausbirn aufſteigt, zum Pfarrer rennen, daß er ihnen die Lüderlichkeiten mir nichts dir nichts abbeten ſoll. Recht kommod möchten ſie ſich's einrichten. Nichtsnutziges Volk!“

Jetzt ſetzt der Franzl den einen Fuß vor und etwas feſter auf die Dielen, gleichſam um die Sicherheit des Bodens zu prüfen. Und ſagt: „Der Grausbirn wegen thät's freilich nit ſein, Hochwürden, 's iſt nur wegen des Brauches und weil es die geiſtlichen Herren ſelber wünſchen, daß ſich eine nach den Wochen in der Kirche ſoll beſegnen laſſen. Wenn's aber nit notwendig iſt . . .“

Sie hat ihn am Ärmel gezupft mit dem Bedeuten, nicht weiter zu reden, ſo bleibt er denn auch ſtecken.

Der Pfarrer fragt ihn: „Du biſt der Vater, natürlich!“

Der Franzl nickt kaum merklich mit dem Kopf.

„Und du ſchämſt dich nicht, mir vor die Augen zu treten.“

Schaut der Burſche aufs Dirndl, als wollte er ſagen, die hat mich hergezogen.

„Und jetzt,“ fährt der Pfarrer fort, „ſoll ich mit euch in die Kirche gehen und euch am Altar aufſtellen als ein gutes Beiſpiel für die Gemeinde, wie? Und den Segen dazu, natürlich! Ja, dann iſt's freilich kein Wunder, wenn das ſechſte Gebot ein Loch bekommt. Man kann's ja wieder flicken.“ Nun ſpringt er auf und ſchreit ihnen ins Geſicht: „Ich

aber ſage euch, man kann's nicht flicken! — 'Getauft habe' ich den Wurm, weil ich leider muß und weil er nichts dafür kann. Vorſegnen werde ich ſie nicht, die da, weil ſie ſelber dran ſchuld iſt. Da locken ſie den Vogel ins Neſt und nachher wenn's voll iſt, ſoll das ganze Dorf helfen putzen. Das Waſſer, verſteht ſich! Ja, für Eheweiber, wenn ſie wieder rein werden wollen, iſt das Weihwaſſer freilich gut. Für die Ledigen iſt das Fegefeuer. Habt ihr mich verſtanden? Wenn ihr mich verſtanden habt, dann könnt ihr gehen." — Der Pintſcher hebt ein leidenſchaftliches Keifen an, zum Beweis, daß er es auch in ſolchen Stücken zum „Herrl" halte; dem Burſchen ſpringt er an den Hut, den der Franzl ſich vor den Bauch hält.

Da haben ſich die Leut ſchön langſam umgedreht. Das Geſchrei hat das Kleine aufgeweckt und die junge Mutter ſchaukelt es auf dem Arme. „Sei gut, Kindel, ſei gut, der Mann-Mann thut dir nix, darf dir nix thun. Sei gut."

An der halboffenen Thüre iſt mittlerweile die Wirtſchafterin geſtanden und hat vor Vergnügen über die ſchneidige Abfertigung ſo heftig die Thürklinke gerieben, daß dieſe faſt noch heiß iſt, als der Franzl ſie nun langſam zudrückt.

Vor dem Pfarrhofe ſtehen ſie im heißen Sonnenſcheine und der Franzl ſagt: „So hätt' ich mir's nit gedacht, Roſel, mach' dir nichts daraus. Dort gehen die Leute in die Kirchen, werden wenige darunter ſein,

die viel beſſer ſind als wir. Natürlich zur Meſſe werde ich jetzt gehen!“ ſetzt er hinzu, als auf dem Turme die Glocken zuſammenläuten.

„Franzl, das wär' wieder gefehlt, wenn du nit wollteſt in die Kirchen gehen, deswegen,“ beruhigt die Roſel, „die Kirchen kann nir für den Pfarrer und wir wollen bei der Meſſe nur an den lieben Herrgott denken.“

So gehen ſie hinein, denken aber doch nicht an den lieben Herrgott. Der Burſch, der hinten in einem Winkel ſitzt, iſt dafür zu zornig und das Dirndl vermeint mit ſamt dem Kleinen unter die Bank ſinken zu müſſen. Noch kein Jahr iſt vorbei, ſeit ſie unter den übrigen Jungfrauen mit dem grünen Kranz geſtanden war vor dem Altar. Und jetzt, wenn ſie ſich auch verſtecken wollte hinter dem Pfeiler, ſo ſchreit's das dünne Stimmlein des Kleinen aus, was ſich geändert hat ſeit einem Jahre.

Nach der Meſſe halten ſie Rat, wo ſie den Segen finden könnten. Der Franzl meint, zum Kaplan in St. Johann ſollten ſie gehen, der ſei noch jung, der würde die Sache linder auffaſſen.

„Wenn du glaubſt, daß die Jungen linder ſind,“ ſagt die Roſel, „ſo irrſt du dich weit. Die Jungen ſind in ſolchen Stücken ja die allerſtrengſten.“ Nun denken ſie an die Alten, und da fällt ihnen der Benefiziat zu Oberſchachen ein. Das Beſte, ſie thun's gleich heute ab, daß ſie ſich nicht ein anderesmal wieder müſſen extra anlegen und Segenſuchen gehen.

Oberſchachen ſteht auf dem Berg oben, das ſpitze Kirchtürmlein ragt ſcharf in den blauen Himmel hinein. Es iſt eine Stunde hinauf, der Weg iſt ſteinig und ohne Schatten, in kreuz und krumm liegt darüber Gefällholz. Die Bäume, die entſchält daliegen, ſtrömen einen ſtarken Harzduft aus und werfen die Sonnenhitze zurück, daß es ſchier zum Verſchmachten iſt. Der Franzl hat freilich das Kind zu ſich genommen, und die Roſel hat Angſt, daß er ſtolpern und es fallen laſſen könnte. Dieweilen ſinkt ſie ſelber hin ins braune Erikenkraut vor Erſchöpfung. Nur einen Schluck Waſſer! Aber es iſt weitum keines vorhanden. Heidelbeeren pflückt er und ſteckt ſie ihr zwiſchen die Lippen. So arm und bleich kauert ſie da und nun fällt es dem Burſchen doch ein, was ſonſt ſo ſelten einem einfällt: wie hart ſie's büßen muß!

Endlich bringt er ſie doch hinauf, auf einem Arm das Kind, an dem anderen die Mutter. Als er das Kirchlein ſieht und den halbverfallenen Pfarrhof, und ſonſt nichts ringsum als etliche alte Kiefern, da ſagt er lachend, denn er will ſie aufheitern: „Der Berg iſt ſo ſteil, daß nit einmal der Teufel herauf kann. Heißt's doch, wo der Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel das Wirtshaus dazu. Hier iſt kein Wirtshaus, ſo wird der Teufel nit heroben geweſen ſein."

„Ich wollt's heut nicht verachten, das Wirtshaus," ſagt ſie.

„Lieber wär's mir ſchon, wie der Pfarrhof," meint er.

„Weißt Franzl, da heroben fürcht' ich mich auch vor dem Pfarrhof nicht," ſagt die Roſel. „Zu dem alten Herrn getrauen wir uns allein hinein, gelt Micherl? Und der Vater kann warten da herauſſen auf dem Anger, bis wir beſegnet wieder zurückkommen."

Das iſt dem Franzl freilich ſehr angenehm, und er will dieweilen unter der Rieſer Beeren ſuchen, damit's dann ein Feſtmahl giebt.

Der alte Beneſiziat ſitzt in Hemdärmeln und iſt gerade beim Kanarienfüttern, wobei er dem Vogel ein Liedchen vorpfeift zum Auswendig lernen, als die Roſel mit dem Fatſchkinde beſcheidentlich eindringt und ihre Bitte vorbringt.

Er nimmt die lange Pfeife aus dem Mund, ſchaut mit ſeinem roten, bartſtoppeligen Geſicht gutmütig auf das Dirndl und ſagt: „Eine Gridelbäuriſche von Stahlbach biſt du? Ein Kleines haſt kriegt? Vorgeſegnet willſt ſein? — Na, komm nur mit, werden's gleich machen." Dabei ſchlüpft er raſch in ſeinen Talar, der einmal ſchwarz geweſen iſt.

Als der Franzl das Raſſeln der Kirchthürſchlüſſeln hört, ſchleicht er auch herbei und hinten nach hinein. Der Greis ſtreift ſich in der Sakriſtei das Chorhemd über, legt die Stola um, faßt den Henkel des Weihwaſſerkeſſels und den Sprenkel und tritt zum Altar hinaus. Dort bringt er am Beine ein Streichhölzchen in Brand und zündet damit zwei Kerzen an. Weil die Roſel noch unbehilflich an der Mauer ſteht, ſo

ſagt er: „Na, mach, mach, Mädel, knie nieder!“ Sie thut's, er nimmt das Buch und ſpricht ein lateiniſches Gebet, dann taucht er den Sprenkel in den Keſſel und ſchwingt ihn über die andächtige Mutter mit dem Kinde.

Als es vorüber iſt, neſtelt ſie an ihrem Tüchlein und ſagt verſchämt, jetzt wäre ſie halt ſchuldig geworden.

„Haſt eh dein Kreuz dafür,“ ſagt der Prieſter, „halt ſchön geduldig tragen, dann wird's der liebe Gott ſchon verzeihen.“

Sie ſchaut verblüfft drein, ſie iſt nicht verſtanden worden. Schuldig wäre ſie etwas fürs Fürſegnen.

„Geh, Tſchapperl,“ ſagt der Pfarrer, „ſteck ein dein Zwanzigerl wieder. Wirſt es ſchon ſelber brauchen, Pappperl kaufen fürs Buberl.“

Später, als der alte Herr am Altar und in der Sakriſtei wieder alles in Ordnung gebracht hat, geht er mit raſchen Schritten an das hintere Thor, wo die beiden Leutchen mit dem Kindlein beiſammen ſtehen, zupft den Franzl beim Ohr und ſagt: „Der iſt es, nicht wahr? — Schlingel! Na kommt's nur recht bald wieder. Aber nicht etwan ſo wie heute, ihr vertrakten Menſchenkinder. Mit dem Brautſträußel müßt ihr kommen, zur heilſamen Buße, verſtanden?“

Der Segen des guten alten Prieſters iſt aufgegangen. Nach einem Jahre kommen ſie richtig wieder, und bitten um das Sakrament der Ehe. Und die Kinder hat ſich der Franzl vorgenommen, ließe er alle taufen zu Oberſchachen auf dem Berge.

Der alte Herr zwinkert bedenklich mit den grauen Äuglein: „Wenn nur's Waſſer reicht!"

* * *

Nachwort: Was an dieſer unmoraliſchen Geſchichte noch das ſchlimmſte iſt? Nicht daß ſie geſchrieben wurde, ſondern vielmehr, daß ſie ſich zugetragen hat. Es iſt halt ein rechtes Kreuz mit ſolchen Leuten und von den zwei Geiſtlichen der Strengere war weitaus der zu Oberſchachen, der trotz ſeiner Gutmütigkeit den armen Sündern die lebenslängliche Ehebuße auferlegt hat.

Der dämon Buchstabe

In jener Gegend, in welcher Felix geboren wurde, hat man einen heillosen Respekt vor dem Buchstaben. Die meisten Leute kennen ihn zwar nur vom Hörensagen oder vom Sehen aus; nur wenige stehen mit ihm in näheren Beziehungen. Eine unbekannte Größe ist eine unmeßbare, unabsehbare Größe, daher die hohe Achtung vor ihr. Der Buchstabe ist den Leuten in jener Gegend die erste Autorität. Das Evangelium ist Buchstabe, der Katechismus, das Gebetbuch, das Meßbuch ist Buchstabe, das Steuerbüchel ist Buchstabe, der Exekutionsschein ist Buchstabe. Und neben dem Abc steht der Schulmeister mit dem Haselstäbchen!

Welche Gottheit wird ſo feierlich bekannt, ſo ſchlagend bewieſen als der Buchſtabe!

In einer Kohlenbrennerei lebt der kahlköpfige Oswald. Auch dem glauben die Leute viel, erſtens weil er kahlköpfig iſt und daher mancherlei erlebt haben wird, zweitens weil er Kohlen brennt und daher Zeit und Gelegenheit hat, über die vier ſchwarzen Dinge nachzudenken: die Kohle, den Teufel, den Frater und den Buchſtaben. Der kahlköpfige Oswald nun hat einmal den Ausſpruch gethan: „Der erſte Buchſtabe iſt die Rute des Erzengels Gabriel geweſen, mit der er die erſten Menſchen aus dem Paradieſe getrieben, und das erſte Blatt der Rücken des Adam, auf das der Engel geſchrieben: „Merkt's euch!“ Hinter dieſem erſten Satze wären nach Oswald die übrigen Offenbarungen gekommen bis herab zum Traumbüchel. Da der Mann in ſeinem Walde lauter Bücher aus früheren Jahrhunderten geſehen hatte und auch ſolche, auf denen es ſeit Urzeiten ſtand: „gedruckt in dieſem Jahre“, ſo war er auf die Vermutung geraten, daß den Menſchen die von Gott gelehrte Buchſtabenkunſt wieder abhanden gekommen ſei. Dagegen aber belehrte ihn ein Waldbruder, daß auch in neuer Zeit noch Bücher gemacht würden, aber daß man ſich nicht mehr recht auf ſie verlaſſen könne. Es ſei ſchon vorgekommen, daß man ſchwarz auf weiß Dinge geleſen, die am Ende erſtunken und erlogen geweſen wären. Wie man höre, dürfe heutzutage alles mögliche und

unmögliche gedruckt werden, auch die unerhörteſten Lügen, wenn man nur die Druckkoſten bezahle. Dazu ſchüttelte allerdings der Oswald ſein Haupt. Er glaubte wohl, daß verzauberte Kapaune Milch geben und verhexte Ochſen Eier legen können; aber daß wahrhaftige Lügen gedruckt und geleſen werden wollen und dürfen wie ein Evangeliumbuch, das ging ihm über den Köhlerglauben.

Wenn der Mann erſt gewußt hätte, daß man nicht einmal die Druckkoſten zu zahlen brauche, um Dinge drucken zu laſſen, die in ſeinen und in den Augen der meiſten Menſchen Unwahrheiten ſind, daß ſie ganz umſonſt gedruckt werden, ja noch mehr: daß einer für das Druckenlaſſen von ſolchen „Lügen" ſogar Geld bekommen könne! daß viele Leute von dieſem Geſchäfte lebten, daß das Geſchäft ein ſehr geachtetes, ja ſogar hochgeehrtes ſei! wenn das der Kohlenbrenner Oswald gewußt hätte!

Felix, der Weberburſche, hatte in ſeiner Kindheit den ſtillen Zuhörer abgegeben, wenn von ſolchen Sachen geſprochen wurde, dachte ſich aber dabei ſeinen Teil. Er dachte ſich ſo viel, daß er es endlich nicht mehr bei ſich behalten konnte. Doch ſagte er es nicht mit der Zunge, denn dieſe war ungelenk und ihr Laut genoß keine Achtung, weil er ſich von dem anderer Alltagszungen nicht unterſchied. Der Junge ſagte ſeine Gedanken mit der Feder, ſchrieb ſie mit den vierundzwanzig Buchſtaben in unzähligen wunderlichen Zu-

ſammenſtellungen aufs Papier. Manches, was er da ſchrieb, war ſo glatt und vernünftig, daß die Leute es lobten aber nicht leſen wollten. Manches hingegen war ſo fürwitzig und pudelnärriſch, daß die Leute ſich darum riſſen, um dann auszurufen: „Gott, iſt das dumm!“ Felix hatte ſeine Schriften in Hefte eingeteilt und wer ein ſolches Heft leſen wollte, der wußte: es ſtand ein Kreuzer Leſegeld darauf. Ein einziger Schuſterjunge verſtand unrecht. Der rauchte ſchon Tabak, konnte ihn aber noch nicht kaufen. Daher begehrte er einen großen Pack Hefte vom Felix zu leſen; als er ſie nach kurzem zurückbrachte, hielt Felix die hohle Hand hin, aber auch der Schuſterjunge hielt die hohle Hand hin, denn dieſer war der Meinung geweſen, er bekäme die Kreuzer für das Leſen!

Dieſe negative Auffaſſung des Wertes ſeiner Schriften teilte übrigens Felix ſelbſt. Er war ein Dorfkind und wußte wohl, daß das Brot im Schweiße des Angeſichts verdient ſein wollte. Und eines Sonntags ging er hinaus in die Kreisſtadt, wo eine Buchdruckerei war für ein kleines Wochenblatt und für Steuerbögen, Taufzettel und Totenſcheine, auf welchen die ſelbſtverſtändlichſten Wörter gedruckt ſind, die übrigen mit der Feder ausgefüllt werden müſſen. In dieſer Druckerei fragte Felix an, was es koſte, wenn er ein Büchel drucken laſſen wolle. Während der Geſchäftsinhaber in ſeinen Rechnungen nachſchlug, hatte jung Felix Gelegenheit, die bleiernen Buchſtaben zu ſehen und wie

man ſie zuſammenſetzt, daß ſie nachher mit der ſchwarzen Farbe ein leſerliches Wort aufs Papier drucken. Das Zeug war aber ganz verkehrt, was rechts ſein ſollte, war links, was oben ſein mußte, war unten; ja wenn das ſo iſt mit den Buchſtaben, dann glaubt man's freilich gerne, daß ſie alles auf der Welt durcheinandergewirbelt und die feſtſtändigſten Sachen von oben zu unterſt gekehrt haben. Übrigens war dieſes Zuſammenſetzen der Bleibuchſtaben ein mühſeliges Geſchäft, zehnmal umſtändlicher als das Schreiben mit der Feder; wenn ſie aber einmal beiſammenſtanden in der Tafel und unter der Maſchine lagen, dann ging's vorwärts, das Rad drehte ſich ſchneller wie ein Mühlrad, und ſo oft es ſich umdrehte, war ein gedruckter Bogen da! Dieſe Buchſtabenmühle machte dem Dorfjungen ſehr viel Spaß. — Endlich kam der Geſchäftsinhaber und gab den Beſcheid, daß hundert Stück des angeführten Buches auf zweihundertfünfundzwanzig Gulden zu ſtehen kämen.

„Gut," antwortete Felix mit erleichtertem Herzen, „ſo koſtet ein Stück zwei Gulden fünfundzwanzig Kreuzer," denn im Rechnen war er fix! Und die zwei Gulden fünfundzwanzig Kreuzer konnte er ſich gerade koſten laſſen, um ſeine Schriften hübſch in einem Bande gedruckt zu haben, wie Schillers Gedichte oder die Hiſtorie von den ſieben Schwaben. Aber dieſe Hochſtimmung wurde ſchnöde zerſtört, als der Buchdrucker geduldig aber unwiderleglich darthat, daß das erſte

Stück zweihundert Gulden koste, die übrigen neunundneunzig den Rest.

„So werde ich eins von den neunundneunzig nehmen," sagte Felix, da meinte der Buchdruckerei-Inhaber, er habe nicht Zeit für solche Albernheiten, was der junge Bursche so auffaßte, als sei er verabschiedet.

Dieser Mißerfolg in der Litteratur hinderte aber unsern Felix nicht, in freien Stunden tapfer weiter zu schreiben. Weil er dachte, gedruckt werde es ohnehin nicht, so schrieb er alles frischweg auf, was ihm durch den Kopf schoß, und das war oft das allertollste Zeug, so toll, daß die Leute anhuben, ihn für einen Narren zu halten, ja sogar für einen Wahnsinnigen, dem Sachen einfallen und der Dinge zusammenphantasiert, an die ein vernünftiger Mensch sein Lebtag nicht denkt. Der Verruf, in welchem der kleine Dorfbursche bereits stand, drang weiter und weiter und endlich sogar in die Kreisstadt. Auch etliche Narrheiten vom Felix, welche die Leute sich wundershalber abgeschrieben hatten, kamen in die Kreisstadt, wo mehrere Wirtshaustischgesellschaften sich köstlich damit unterhielten. Und eines Tages erhielt Felix ein Schreiben von dem Buchdrucker, in welchem dieser sich erbot, die Schriften des Felix zu drucken und ein schönes Buch daraus zu machen, ganz kostenfrei, ja er, der Verfasser, bekäme noch zehn Stück davon umsonst.

Jetzt dachte sich Felix: Wenn es wahr ist, daß die Sachen so dumm und närrisch sind, da werden sie

nicht in ein Buch gedruckt. Lachen wollen sie, aber ich will mich nicht auslachen lassen. — Denn er war nicht bloß phantastischer, sondern auch allmählich klüger geworden. Und doch schrieb er in seinen freien Stunden frisch drauf los, weil er schreiben mußte. Andere müssen atmen und rauchen oder atmen und trinken oder atmen und Weiber herzen oder atmen und Leut' ausrichten, Felix mußte atmen und dichten. Die Leute lachten zu seinen Schriften und verspotteten ihn. Einige weinten auch dabei und meinten: schön sei es schon, aber ein Taugenichts sei er doch. Denn als Webergeselle war er nicht viel nutz. Er verwirrte das Garn, und die Fäden brachte er nicht so zurecht wie die Gedanken. Ihm schoß das Schifflein aus den Fäden, dieweil seine Gedanken auf stolzen Dampfern über den Weltozean zogen. Allmählich kam es zum Hungerleiden, weil er sich nicht genug verdiente, insgeheim aber war er der glücklichste der Menschen, er dichtete, schrieb und las es. Er las es und bildete sich ein, es bisher nicht gekannt zu haben, und war überrascht und war gerührt und mußte herzlich lachen. Doch hatte er dabei nicht das Gefühl, als ob er sich selber auslachte, im Gegenteil, es that ihm wohl, dieses Lachen, und wenn ihm einmal die Augen naß wurden, so that ihm sogar dieses Weinen wohl, und er freute sich lachend und weinend, daß er auf der Welt war. Daß er in Luftschlössern wohnte, die er sich selbst gebaut, sowie, daß er diese Wohnsitze ganz nach eigenem

Geſchmacke eingerichtet und mit unterſchiedlichen irdiſchen Freuden ausgeſtattet hatte, verſteht ſich von ſelbſt. Die mit Brettern verſchlagene Bodenkammer, in welcher ſein Leib am Tiſchchen ſaß oder auf dem Stroh lag, bedeutete nicht viel, war ſo gut als nicht da, oder nur als nüchternes Schattenbild; er, er ſelbſt lebte draußen in Glück und Herrlichkeit, unter allerlei Geſtalten verkleidet, wie ein Harun Al Raſchid. Weil Felix jetzt ein Menſch von dreiundzwanzig Jahren war, ſo verſteht ſich die ſchönſte Geliebte von ſelbſt. Daß die übrigen Güter keine greifbaren Eigenſchaften hatten, verdarb nichts, wenn aber die Geliebte von Fleiſch und Blut geweſen wäre, das hätte nicht geſchadet. Allerdings, ſie war von Fleiſch und Blut, aber unter dieſer Zuſammenſetzung nicht zu haben. Sie war die Tochter des Bürgermeiſters, war neunzehn Jahre alt, ſehr reich, umſchwärmt vom Kaufmannsſohn und vom jungen Notar und von einem Oberlieutenant auf Urlaub, all das, und dazu trug ſie den Namen Euphroſine! Ein lumpiger Weber kann da nicht dran. Und doch hatte er ſie. Er begleitete ſie auf ihrem Wege zur Kirche, er ſaß neben ihr, wenn ſie, eine altdeutſche Maid, den Rocken drehte, er ſcherzte mit ihr, er führte ſie zum Tanze, er vertraute ihr in heimlicher Stunde ſeine innerſten Regungen an und in ſtillen Nächten ſchlich er an ihr Fenſter und koſte und herzte ſie, daß ſie faſt erſticken wollte an ſeinem Munde. Freilich ereignete ſich all das nur in ſeiner Einbildung, denn in

Wirklichkeit hatte er kaum noch zehn Worte mit ihr geſprochen. Wenn ſie aber des Sonntags in ihrem Kirchenſtuhle ſaß, züchtig und ſtolz, in holder Magdlichkeit ihr ſchönes dunkles Auge geſenkt hielt auf das Geſangbuch, lugte Felix ſie von der Seite her an und dachte: O ſchöne, ſtolze Euphroſine! Wenn du wiſſen thäteſt, wie zahm du biſt und wie ich dich allnächtig küſſe und herze!

Da es mit der Weberei auf die Länge platterdings nicht gehen wollte, ſo bewarb Felix ſich bei der Ortsbehörde um eine Schreiberſtelle. Da er keine üble Schrift hatte und auch keine ſchlechte Form für Kundmachungen, Aufrufe, Einmahnungen u. ſ. w., ſo erhielt er ſie. Nun war er dem Buchſtaben ſchon wieder um einiges näher, und mancherlei, was er ſchrieb, wurde ſogar — doch zwar nur als Fremdes, denn der Name des Bürgermeiſters ſtand darunter — gedruckt, auf die Kirchhofmauer geklebt und geleſen. Aber die Leute lachten gar nicht dabei. Mittlerweile ſuchte Felix durch vieles Leſen ſeinen Geſichtkreis zu erweitern, und dieſer wurde in der That allmählich ſo weit, daß er kühnlicher ausblickte nach dem Fräulein Euphroſine. Ob er ihr ſchreiben ſolle? Vielleicht, daß doch auch unter dieſe Schrift der Herr Bürgermeiſter ſeinen Namen ſetzte, das heißt, miteinverſtanden wäre. Oder ob er ſie mündlich angehen ſolle? Letzteres ginge vielleicht raſcher, zwiſchen zwei Liebesleuten iſt ein Dritter immer überflüſſig und ſelbſt wenn's der Buchſtabe wäre. —

Auch nicht übel, Felix, daß du ſchon auf den Buchſtaben eiferſüchtig biſt; haſt aber nicht unrecht! Am beſten — denkt er endlich — wird es ſein, Buchſtaben und Zunge zuſammen.

Und wie demnächſt Kirchweih iſt, da wagt er's. Ein großes Lebkuchenherz kauft er, auf welchem mit weißen Zuckerſtriemen geſchrieben ſteht: „Ich liebe Dich!" Eine einfachere und ſinnigere Liebeserklärung kann es ja nicht geben. Und wie Euphroſine in den Garten hinaus geht, läuft er ihr nach und ſteckt in die Falten ihres Buſentuches das Herz hinein.

Sie bleibt betroffen ſtehen, zieht die Spende wieder hervor, betrachtet ſie, betrachtet den Spender und wieder das Herz und ſagt: „So? das ſoll mir gehören?"

„Freilich!" ſagt Felix und zwinkert mit den Augen.

Sie ſchweigt jetzt und er auch. Endlich meint ſie liſpelnd:

„Hätte mir's nicht gedacht, daß ich heute einen ſo ſchönen Kirchmarkt ſollt' kriegen! Aber wiſſen Sie, Herr Felix, ſo Süßigkeiten mag ich nicht. Wenn ich ſo Süßigkeiten eſſe, da wird mir übel."

„Aufheben! Zum Andenken aufheben!" ſtammelte der Jüngling.

„Da will ich dieſes Herz, dieſes wunderſchöne Herz —" entgegnete ſie wie ſinnend und ſchaute nach einem armgekleideten, barfüßigen Dirndl aus, welches mit einem Handkorbe des Weges kam. „Du Dirndl, was trägſt denn im Korb!"

„Erdäpfel!“ antwortete das Mädchen.

„Du thuſt gewiß gern Lebkuchen naſchen!“ fragte das Fräulein. „Da haſt ein ſchönes Herz. Schau, ſteht auch etwas geſchrieben drauf. Nimm's!“

Das Dirndl faßte es an, ſagte: „Dank ſchön!“ biß tapfer drein und verzehrte Herz und Liebeserklärung, ohne auch nur eine Miene dabei zu verziehen.

„Jetzt danke auch ich für den guten Willen!“ flüſterte das Fräulein gegen Felix und machte einen Knix.

Der junge Mann wußte, wie er dran war. Er ging in den Wald hinaus und wartete auf Wehmut und Verzweiflung, die jetzt kommen müßten. Aber ſie kamen nicht, es wurde ihm im Gegenteile ſchier frei und luſtig zu Mute, er ſchrieb ein ernſtheiteres Gedicht über das kleine Erlebnis: „Das Lebkuchenherz“. War dann ordentlich froh, daß dieſe Sache auch vorüber. In der nächſtfolgenden Nacht hatte er vortrefflich geſchlafen.

Das „Lebkuchenherz“ kam in Umlauf, die Leute ſchrieben es ab, einer vom andern; die Männer lachten darüber und die Weiber weinten und darüber war alles einig: dieſer Felix iſt ein prächtiger Kerl! Dem Fräulein Euphroſine war ums Lachen und ums Weinen zugleich, aber ſie ſchwieg fein und that, als ob ſie das Ding nichts anginge. Ein paar Wochen vergingen, da ſtand das „Lebkuchenherz“ plötzlich gedruckt im Wochenblatte. Felix errötete und erblaßte, wußte ſelbſt nicht, wieſo das gekommen. Eine unbeſchreibliche

Freude fühlte er, als er das erstemal sich so gedruckt sah mit schönen Buchstaben und sein ganzer Name darunter. Doch der Freude folgte Zweifel und Angst, ob das Gedicht wohl auch recht verstanden würde überall? Ob die kleine Herzensgeschichte nicht etwa Spott und Hohn finden werde? Und jetzt sah er auch, wie er in Form und Ausdruck vieles hätte besser machen können. Aber es war zu spät, der Buchstabe beharrte auf seinem Rechte: unauslöschlich dazustehen. Dieses Recht aber ward an einer einzigen Stelle zum himmelschreienden Unrecht, denn anstatt „einst hab' ich dich gekost im Traume" hieß es unerhörterweise: „nicht hab' ich dich" u. s. w. Dieser Druckfehler, so meinte Felix, richte das ganze Gedicht zu Grunde in der That hatte ihn aber kein Mensch außer ihm bemerkt.

Nicht lange nach diesem Ereignisse erschien in der Gegend ein fremder Herr mit hoher Stirn, silberbeschlagenen Augengläsern und einem hellblonden, halb kurz zugestutzten Bart. Dieser Fremde fragte dem Felix nach, und was wollte er? Er sprach mit dem jungen Manne über dessen Schriften, machte sich erbötig, einen Band davon zu drucken und eine Ehrengabe von hundert Thalern dafür zu entrichten.

„Wer soll denn diese Ehrengabe bekommen?" fragte der einfältige Dichter.

Es war gerade nicht unangenehm, ihn darüber aufzuklären.

Und ein halbes Jahr später war das Buch da,

ein ſtattlicher, hübſch ausgeſtatteter Band mit dem Titel: „Am Webſtuhl der Zeit. Ein Singen und Sagen von Felix.“

Dem Verfaſſer zitterte die Hand, als ſie das erſtemal blätterte in dieſem Buche. Gedruckt! Tauſendfach verbreitet in der Welt! Aber — dieſe Frage fiel ihm faſt hart aufs Herz — kann ich alles verantworten, was da geſchrieben ſteht? Den kleinſten Vertrag, einen unbedeutenden Schein muß man zweimal leſen und prüfen, ehe man ihn einmal unterſchreibt. Und hier ſtehen mehr als dreihundert Druckſeiten, verfaßt in den verſchiedenſten Lebenslagen, Aufregungen und Stimmungen. Überall die beſtimmteſten Ausſprüche, Behauptungen, Darſtellungen — und beſiegelt mit meinem ehrlichen Namen. Kann ich alles aufrecht halten? Wenn es falſch wäre! Irrtümer, Albernheiten! Und es iſt ſchwarz auf weiß, es iſt untilgbar mit meinem Namen verknüpft. O Buchſtabe, du biſt fürchterlich!

Ein guter Bekannter, der Notar Eckel, tröſtete ihn. „Wenn du einen Vertrag ſchreibſt,“ ſagte dieſer, „oder auch nur einen einfachen Leutbrief, da heißt's fix ſein! Jedes Wort wägen, für jedes mußt du mit deinem ganzen Namen und Menſchen einſtehen. Bei einem Druckwerke, wenn es ein Dichter ſchreibt, iſt es anders, das nimmt man nicht ernſt im kleinen bürgerlichen Sinne, ſondern ernſt im großen menſchlichen. Da darfſt du heute verneinen, was du geſtern bejaht

haſt, und morgen einen Spaß machen aus dem, was dir heute ernſt war. Denn du ſprichſt nicht als die Perſon Felix, du ſprichſt als Menſch überhaupt, im Sinne und im Namen irgend eines oder vieler Menſchen. Du biſt der öffentliche Ausdruck deſſen, was Tauſende wandelbar empfinden und meinen; du magſt drucken laſſen was du willſt, ſo toll, ſo verſchroben es ſei, ein Teil der Menſchen wird dir immer recht geben: und du magſt das Größte, Schönſte und Wahrſte ſagen, ein Teil wird dir immer widerſprechen. Darum nicht nach rechts und nicht nach links geſchaut, nicht nach vorwärts und nicht nach rückwärts — was dir heute iſt, was du heute fühlſt, ſinnſt, erlebſt, das ſchreibe, und der Menſch in dir und die Menſchen für dich werden es verantworten."

Einen Juhſchrei that Felix. Das iſt doch gar zu leicht. Ich darf meiner Natur, meiner Neigung frei die Zügel ſchießen laſſen, ſchreiben nach Belieben und Laune und ich bekomme noch Ehrengeſchenke dafür! Giebt es ein ſchöneres Leben auf der Welt als das meine?

„Ich glaube nicht, daß es ein ſchöneres Leben giebt als ein Dichterleben," antwortete der Notar. „Aber ein echter Dichter muß es ſein, der nicht aus Buchſtaben wieder Buchſtaben ſchreibt, ſondern aus dem vollen Leben ſchöpft. Ein Dichter, deſſen Herz voll iſt von allen Freuden und Leiden der Welt und in welchem Glück und Weh der ganzen Menſchheit ſich

vereint wie in einem Brennpunkte. Ein Dichter, der für all das die richtige Form findet, die einfache, klare, ſchöne, verſtändliche, lebendige Ausdrucksweiſe. Ein Dichter, der dichten müßte, auch wenn es dafür keine Ehrengaben gäbe, ſondern viel mehr Kerker und Scheiterhaufen — ein ſolcher echter Dichter — man nennt ihn mit Recht gottbegnadet — führt gewiß das ſchönſte Leben auf der Welt, ſolange bis er verbrannt wird oder verhungert."

Felix blickte dem Notar ins Geſicht und ſagte: „Freund, du ſprichſt, als ob du ſelber einer wäreſt."

„Sei verſichert, ich bin keiner," verſetzte der Notar und legte dem jungen Manne die Hand auf die Schulter. „Doch ich wollte einmal einer ſein. Wer es nicht hat, der weiß, was ihm fehlt; wer es von Natur aus hat, der weiß nicht, was ihm fehlen könnte. — Weil ich als Gymnaſiaſt in der Schule Verſe machen lernen mußte und ihrer auch recht glatte machen konnte, ſo kam ich in den Wahn, ein Dichter zu ſein. Ein Dichter, wie herrlich! Ohne etwas gelernt zu haben, ohne viel Körperkraft und Werkzeuge ſo drauf losſchreiben, Ehre! Ruhm! Geld! Nur Geſcheitheit gehört dazu, und geſcheit natürlich iſt jeder. Ich weiß viele, die von ſich ſelbſt ſagen, daß ſie klein, ſchwach, krank, ungeſchult ſind, aber keinen, der zugiebt, daß er dumm iſt. Und am wenigſten giebt das der zu, der es iſt. Daher die unzähligen Genies. Ich ſuchte Gedanken, jagte nach Gedanken und ſtahl Gedanken,

alte Gedanken, banale Gedanken, hundertfach ſchon ausgepreßte Gedanken, um ſie in Verſe zu ſetzen; und konnte ich Gedanken nicht aufbringen, ſo begnügte ich mich mit leerem Wortgeklingel, welches ich nach akademiſchem Rezepte zu erzeugen wußte. Ein paar ſolcher Dinger wurden richtig auch gedruckt, und das war mein Unglück. Nun war ich der unerſchütterlichſten Überzeugung, daß in mir ein großer Retter der Poeſie, ein Klaſſiker der Zukunft geboren ſei, und ich machte täglich mein gewiſſes an Gedichten, Epen, Dramen, Novellen, Romanen. „Ich“ zählte nicht allein im Metriſchen die Silben, ſondern auch in anderen Dichtungsarten die Zeilen — wegen des Honorars. Denn von meinem Handwerke wollte ich auch leben können. Hörte ich doch von ſo manchem, der — weil für alles andere untauglich — zu den Schriftſtellern gegangen ſei. Meine Studien hatte ich anfangs vernachläſſigt, nach dem Durchfall bei einer Prüfung aufgegeben. Nun ging aber ſachte mein Mißgeſchick an. Bald ſtellte es ſich heraus, daß ich ein zu großer Dichter war: ich wurde nicht aufgefaßt, nicht verſtanden, konnte von der kurzſichtigen Gegenwart noch nicht gewürdigt werden, wie das ja allen Genies ſo ergeht. Meine Schöpfungen wurden nirgends angenommen, meine Manuſkripte bildeten ganze Mauern um mich, ich ſaß wie in einer ſicheren Burg und ſchrieb und ſchrieb — und hungerte, wie es ja allen Genies ſo ergeht. Es traf alles zu!“

„Nun?“ fragte Felix, „und weiter!“

„Zur Zeit machte ich die Bekanntſchaft mit einem Leidensgenoſſen, der ebenſo ſchuf wie ich und ebenſo hungerte. Zwei Geiſtesheroen, die einſt ſo nebeneinander auf dem Sockel ſtehen werden, wie heute Goethe und Schiller zu Weimar! Eines Tages begann mein Genoſſe, der ebenſo unerſchütterlich an ſich glaubte, als ich an mich, mir ſeine Dichtungen vorzuleſen. Da begriff ich ſein Schickſal freilich, denn dieſe herrlichen Schöpfungen waren ſchnödeſter Schund. Das machte mich nachdenklich, denn im einzelnen ähnelten ſie meinen Erzeugniſſen, und allmählich kam ich, durch ſehr frugale Lebensweiſe ernüchtert, auf den Gedanken — bei Gott, es war der beſte meiner ganzen litterariſchen Laufbahn! — meine eigenen Werke möglichſt ebenſo gegenſtändlich und kühl zu prüfen, wie ich die des Kameraden geprüft hatte und —. Entweder ich war zur Erkenntnis gekommen oder des Hungerns ſatt, an einem der nächſten Tage ſchrieb ich meinem Vater, er möchte mir doch ſeine Hilfe wieder gewähren, ich wolle meine Studien beenden und ein praktiſcher Menſch werden. Und das, lieber Freund, iſt die tauſendfach ſich wiederholende Geſchichte des Genies, das kein Talent hat. — Felix, du biſt glücklich, dir hat es die Natur gegeben.“

Alſo ſprach der Notar und Felix gewann eine gewiſſe Hochachtung vor ſich ſelbſt. Er ſchritt von nun an ſtrammer über die Gaſſe als ſonſt, er blickte kecker

aus und der Kreis ſeiner Freunde erweiterte ſich von Tag zu Tag. Es ſtanden bald nur noch wenige Häuſer im Orte, in welchen das Buch: „Am Webſtuhl der Zeit“ nicht zu finden war. Ein rechter Stolz für die Leute, daß der Verfaſſer dieſes Buches einer der Ihren! Den Pfarrer wollte es ſchier verdrießen, daß man das neue Werk neben die Bibel legte, aber öfter darin las als in dieſer; er wäre gerne ganz allein der Hüter und Ausleger des Buchſtaben geweſen im Orte. Insgeheim ergötzte er ſich aber doch an dem „Weberbüchel“; ſolange Felix ſich nur in Religion nicht hineinmiſcht! meinte der würdige Herr. Sein Amtsbruder in der Nachbarspfarre bedauerte gerade im Gegenteile, daß die Dichtungen ſo gar nichts religiöſes an ſich hätten, ſo weltlich wären. Auch anderes Für und Wider gab es, die Zeitungen ſchrieben Artikel über den „Webſtuhl der Zeit“ und in den Wirtshäuſern wurden laute Geſpräche geführt über das Werk und den jungen Dichter, als ob er Napoleon wäre oder der Graf von Luxemburg oder ſo einer! Die Berühmtheit war fertig.

Um ſolche Zeit war es, daß Felix dem Fräulein Euphroſine einmal auf der Treppe begegnete. Er rückte grüßend ſeinen Hut und wollte ihr höflich ausweichen, ſie aber blieb mitten auf der Stiege ſtehen und fragte: „Wohin gehen Sie denn, Herr Felix?“

„Ich? Nur ſo ein biſſel umher,“ war ſeine Antwort.

„Man ſieht Sie ja gar nicht mehr,“ ſagte ſie mit einer Miene, die faſt vorwurfsvoll that.

„Das wundert mich," antwortete er, „ich bin nicht kleiner geworden und ſtehe ganz nahe vor Ihren Augen, Fräulein Euphroſine."

Das Fräulein ließ ſich aber nicht irre machen. „Sie ſollten doch einmal mit uns den Kaffee trinken und uns ein paar Ihrer Gedichte vorleſen."

„Ja gern," ſagte Felix, „vielleicht das ‚Lebkuchenherz', wenn Sie wollen."

„Das mag ich nicht," verſetzte ſie mit ſchalkhaftem Unwillen.

„Dann will ich wieder zum Floßwarter Dirndel hinübergehen, die das Lebkuchenherz mitſamt der Liebe verſchluckt hat. Ich wünſch' guten Abend."

Hierauf ſchritt er treppnieder. Das Fräulein ſtieg die letzten Stufen hinan und was ſie in jenem Augenblicke bei ſich empfunden, das hat ſie jedem verläugnet, alſo dürfen auch wir es nicht wiſſen.

Felix ging richtig hinaus vor das Dorf, wo am Fichtenſchachten das Floßwarterhäuſel ſtand. Dort guckte ſie ſchon zum Fenſter heraus, mit den hellen Äuglein winkend: Komm nur, mein herziger Bub'! — Seit jenem Tage, als ſie das Lebkuchenherz verzehrt, welches ihr die Bürgermeiſterstochter hergeſchenkt, hatte ſich das Dirndel merkwürdig verändert. Damals noch ein halbes Kind, jetzt rundlich auswachſend, keckſchelmiſche Augen, ein roſiges Mündchen, volle Wänglein, und das mehr als ein Paar. Es iſt erſtaunlich, was

ſo ein Lebkuchenherz kann, wenn man es ißt mitſamt den Zuckerbuchſtaben: „Ich liebe Dich!“

Sofort holte das Dirndl den „Webſtuhl der Zeit“ hervor, als der Burſche eintrat, allein Felix ſagte: „Agathel, heute wird nicht gewebert mit dem Büchel. Ich komme dir zu ſagen, daß ich endlich Ernſt machen will. Hier iſt meines Bleibens ja doch nicht. Ich bin noch nicht ganz, will es aber werden. Ich brauche Ausbildung, Anregung, ich muß Erfahrungen ſammeln, ſtreben, hoch hinauf! — ich will fort in die Welt.“

Das Dirndel zupfte ein Veilchen am Schürzenzipf, dann ſagte es leiſe, ohne aufzublicken: „Ich habe mir's gedacht. Mir hat ja geträumt davon: ein weißer Buchſtabe hat dich zu mir gebracht und ein ſchwarzer nimmt dich wieder weg. — Es wär' auch zu fein geweſen. Ich bin ein armes Weſen, ſo gut darf's mir nicht gehen auf der Welt, daß ich bei dir kunnt ſein. Du wirſt eine ſchöne, vornehme Frau finden. Mir iſt's ſchon recht, Felix, nur ein einzigesmal möcht' ich ſie ſehen und ihr zu Füßen fallen und ſie bitten: Mach' ihn recht glücklich . . .“

Eine Flut von Schmerz wogte durch ihr Weſen, ſie biß tapfer die Zähne zuſammen und verwand.

„Ich habe dir nur ruhig zugehört, Agathel,“ ſagte jetzt Felix, „weil ich mein Lebtag noch keine ſo närriſche und ſo herzliebe Red' gehört hab'. — Wie willſt denn das anſtellen, möcht' ich wiſſen, daß du der ſchönen Frau zu Füßen fallen kannſt? Das Ge-

ſchäft, vor dir ſelber zu Füßen zu fallen, wirſt ſchon mir überlaſſen müſſen. — Schau, da liegt er ſchon. Agatha, mein Herzlieb, bleibe mir gut, bis ich wieder heimkomme und nachher — nachher erſt recht!“

Einige Tage ſpäter, als die zwei jungen Leute auseinandergingen, ſchluchzte das Dirndel: „Ich hab' glückſelige Stunden mit dir gelebt.“

„Es wird ſchon noch beſſer kommen,“ ſagte er. „Halt' dich nur tapfer.“

Dann blies auch ſchon das Horn des Poſtillons.

Zwiſchen den Liebenden lagen Berg und Thal und ganze Länder. Agathe fühlte, dachte nur Liebe und nichts als Liebe. Felix fühlte und dachte auch noch Ruhm.

* * *

Daheim, Kindheit, Jugend, erſte Liebe! hinter ihm, hinter ihm. — Seine weiteren Straßen der Welt, nur flüchtig können wir ſie andeuten, und kühl wird uns und kalt bis ins Herz hinein.

Der Buchſtabe! Mit dieſem Stabe war er bisher einen ſeltſamen Weg gewandert, der Buchſtabe lockte, leitete ihn, trieb ihn, hetzte ihn. Die Stadt, die Studienſäle, die Büchereien, die ſchöngeiſtigen Anſtalten, die Zeitungen, in alles, was aus Buchſtaben gebaut war, flocht ſich ſein Leben, ſein Herz wie in ein Rad.

Alles, was er ſann und dichtete, ſetzte ſich in Buchſtaben um. Immer mehr dürſtete ihn nach den ſchwarzen Tinten und Typen, die ſein Lob ſangen, ſeinen Ruhm verkündeten. Geringer wurde ſein Mitleben mit anderen Menſchen und Dingen, geringer ſein Streben nach Freude der Jugend, nach Freundſchaft, nach häuslichem Glücke, nach anderen Vorteilen der Welt. Die Begierde nach Ruhm erfüllte ſein Herz und der Ausrufer ſeines Ruhmes, der ſchwarze Buchſtabe war faſt ſein einziger Genoſſe und Freund.

Und dieſer ließ es wahrlich nicht fehlen. Felix' Name wuchs Jahr für Jahr, ſein Ruf verbreitete ſich in viele Lande, in fremden Sprachen ſelbſt ward er geehrt und erhoben. Die Werke, welche Felix ſchuf, ſteigerten ſich mit jedem neuen an Reife, Bedeutung, Vollendung. Und der Buchſtabe des Litteraturrichters nahm endlich nicht Anſtand, Felix als den größten Dichter ſeiner Zeit zu bezeichnen.

In ſeiner glanzvollen geſellſchaftlichen Stellung, umkreiſt von Bewunderern, umgeben von Pracht, umworben von ſchönen Frauen, gefeiert wie ein Gott, fand Felix nicht allzu oft Zeit und Stimmung, zurückzublicken auf den Weg, den er gekommen, nach vorwärts richtete ſich ſein Blick, ſeine Sehnſucht. Am Himmel ſtand mit leuchtenden Buchſtaben geſchrieben: Unſterblichkeit! Wohl that es ihm aber doch, wenn einmal ſein heimatliches Dorf, ſein klappernder Webſtuhl und die alten Bekannten auftauchten in ſeiner

Erinnerung — der Abſtand, der ungeheure Abſtand von damals und jetzt erfüllte ihn mit Befriedigung. Man iſt ſehr kindiſch geweſen auf dem Dorfe . . . Euphroſine! Agathe! Gute Kinder! — Die eine iſt glücklich vermählt, wie man hört . . . .

Künſtler und Dichter ſollen nicht heiraten. Wenn der Dichter für alle iſt, ſo müſſen wohl alle für ihn ſein. Wozu ſich da kümmern um Weib und Kind und Broterwerb! Das ſollen die Philiſter thun: der Dichter hat eine andere Welt zu beſorgen, die er den Leuten erſchafft wie ein Gott und in der ſie ſich nach Belieben ergehen und erheitern können. Einer für den andern. Und daß ein Schöpfer der Welt um Haus und Magd und Wurm ſich nicht härme, das verſteht ſich doch von ſelbſt. Die Liebe muß er beſchreiben und beſingen, alſo ſie auch kennen lernen in allen ihren Arten, wieſo das, wenn er an einem Weibe kleben bleiben wollte? Die Menſchen, das Leben muß er erfaſſen, wieſo das, wenn er in einem engen Neſte hocken bleiben müßte? Die Dichtung gehört zu den ſieben freien Künſten, der Dichter alſo zu den ſieben freien Männern.

Der Buchſtabe war's, welcher ihm ſolches zuflüſterte, und wieder dem Buchſtaben kam es zugute, wenn dieſe Einflüſterungen Gehör fanden. „Ins weite geht des Dichters Weg, in der Zukunft liegt ſein Ziel; für die Gegenwart erſetzt ihm der Buchſtabe alles, dieſer iſt ein Zauberſtab, der Geiſt und Herz in den Bann legt.

Allmählich begann Felix' Wange blasser zu werden, sein Haar vom Blonden ins Graue zu schillern. Sein Auge aber blieb jung, wurde immer noch lebhafter, sein Auge wurde zum Brennpunkte, in welchem alle Lust und aller Schmerz der Menschen gewaltig sich zu vereinigen schien.

Die begeisterte Bewunderung, welche ihm gezollt wurde, erweckte naturgemäß eine Gegenströmung, welche wiederum die Folge hatte, daß seine Anhänger noch strammer zu ihm hielten und anhuben, den Dichter nachgerade zu vergöttern. An einem lauschigen Plätzchen des Stadtwaldes ward ein künstlerisch ausgeführter Brunnen errichtet, dessen weiße Marmorfiguren Hauptgestalten aus Felix' Dichtungen versinnlichten. Und auf dem Mittelbaue des Brunnens stand mit goldenen Buchstaben weithin leuchtend der Name des Dichters. Wenn Felix durch den Stadtwald lustwandelte, so war es kein Wunder, daß er gerne den Weg einschlug zu dem Brunnen hin, an welchem sein Ehrgeiz so reiche Nahrung fand. Es that ihm nur leid, daß das Werk nicht mitten auf dem Marktplatze stand, von allem Volke gesehen und umwogt, und wie trefflich würde es sein, wenn dann der Marktplatz den Namen Felixplatz erhielte!

Allein auch der ein wenig abgelegene lauschige Platz im Walde hatte viel für sich. Mehrmals schon hatte Felix auf der steinernen Bank, welche vor dem Brunnen in einer Halbrunde sich hinzog, eine blasse, schwarz-

gekleidete Dame ſitzen und aus einem Buche leſen geſehen. Blaſſe, ſchwarzgekleidete Damen, die einſam im Stadtwalde umherſitzen, ſind immer intereſſant, beſonders für einen Dichter. Felix konnte es alſo nicht unterlaſſen, eines Tages ganz nahe an der Geſtalt hinzuſtreichen, ſie ſtumm zu grüßen und dabei einen Blick auf das Buch zu werfen, welches ſie in der Hand hielt. Es war richtig ſein neueſtes Werk. Am nächſten Tage war ſie wieder hier und der Dichter begann mit ihr eine Unterhaltung. Das ging ja ſehr leicht, ſie behauptete, ihn ſchon lange perſönlich zu kennen, und zwar bis in den innerſten Winkel ſeines Herzens, da es wohl keine Zeile von ihm gedruckt gäbe, die ſie nicht geleſen. Felix fand, daß die Dame ſehr anmutig und ſehr geiſtreich ſei. Sie fanden ſich alſo faſt täglich am Brunnen und endlich lud die Frau den Dichter ein, an einem Abende bei ihr den Thee zu nehmen. — Das kann eine Lebenswende bedeuten, dachte Felix, denn endlich würde es doch an der Zeit ſein, auch an das häusliche Glück zu denken. Und eine ſchöne, anregende Frau iſt ein Ding, welches der Poet auf die Länge nicht entbehren kann.

Wie war aber Felix erſtaunt, als er anſtatt einer gemütlichen Bürgerswohnung, die er zu finden hoffte, in glänzend ausgeſtattete Salons trat, an den Eingängen von Lakaien umkrochen, in eine zahlreiche vornehme Geſellſchaft von Herren, welche den Zwicker auf der Naſe oder ein Glas ins Auge geklemmt, ein wenig

näſelnden und lallenden Tones ihm die ſchmeichelhafteſten Worte ſagten. Dabei blickten ſie ein bischen von oben herab auf den Dichter; auch ſolche, welche kleiner waren als er, verſtanden das zu machen. Felix hatte aber nur Augen und Ohren für die Hausfrau, die heute in ihrem Roſakleide mit halb entblößtem Buſen unbeſchreiblich reizend war und den neuen Gaſt beſonders auszeichnete. Einen nächſten Beſuch machte Felix bei der Gräfin Andrea zu ſolcher Zeit, in welcher er eine weniger große Geſellſchaft bei ihr zu finden fürchten mußte. Es waren außer der Geſellſchafterin richtig nur drei oder vier Herren da. Einer davon, ein blondes Barönlein in Huſarenuniform und mit magyariſch aufgeſpitztem Schnurrbarte trieb allerhand Späße und machte ſich dabei ſo bedientenhaft um die Hausfrau zu ſchaffen, daß Felix unſicher war, ob er ihn zu den Herren oder zu den Lakaien zählen ſolle, oder ob es am Ende ſo eine Art von übriggebliebenen Hofnarren wäre. Die beſonderen Bevorzugungen, deren der Poet von der Gräfin ſich zu erfreuen hatte, ließen es ihn eines Tages verſuchen, bei der Dame einzutreten zu einer Stunde, in welcher ſie keine Beſuche zu empfangen pflegte. Aber er hielt ſich ſehr kurz auf, er hatte geſtört. Der Huſar war bei ihr. — Ja, mein lieber Felix! So wie man in vornehmen Häuſern gerne exotiſche Pflanzen, präparierte Tigerfelle, lebendige Papageien und derlei hat, um Wohnung und Geſellſchaft zu zieren und zu erheitern, ſo ſieht man

in ſolchen Kreiſen zeitweilig auch gerne das Wundertier, Poet genannt. Biſt du geheilt?

Felix ging hinaus und mußte weinen. Das erſtemal empfand er, wie kalt es war in der Welt. Ruhm! Iſt das nicht wie ein ſonniger Wintertag! Überall glitzert's und leuchtet's, tauſend Funken und Flämmlein ſprühen in Eis und Schnee — und doch alles kalt! Glückſelig der, welcher von den winterlichen Fluren aus Froſt und Nebel am Abende heimkehren kann zum trauten häuslichen Herde . . . .

Felix begann zu altern. Das Dichten und Schaffen ging nicht mehr ſo leicht von ſelbſt, wie einſt, er mußte ſich manchmal dazu anſtrengen. Doch arbeitete und ſchrieb er jetzt eher mehr als weniger, weil er halb unbewußt die Notwendigkeit fühlte, den Ruhm mit immer neuen Erſcheinungen aus ſeiner Feder friſch zu erhalten. Denn es waren jüngere Kräfte aufgeſtanden, Talente, die es ihrer neuen Zeit beſſer zu Dank machten, als der Dichter aus älterer Epoche, an dem man ſich zu ſättigen begann. Der Neid war ein Laſter, welches Felix ſtets am heftigſten verabſcheut hatte; das mußte er ſich jedoch jetzt geſtehen: angenehm war es nicht, zu leſen, wenn die Zeitungen eine junge Dichtergeneration erhoben und es dabei nicht laſſen konnten, manchen Seitenhieb auf die ſich überlebten Verſeſchmiede und Romanweber zu führen. Er ſelbſt las überhaupt faſt nichts mehr, ſtöberte nur Tag für Tag mit Haſt und Gier alle Zeitungen durch nach Notizen über ſich

oder ſeine Schöpfungen. Längſt, ob längſt hatte er die Bedeutungsloſigkeit ſolcher Schreibereien eingeſehen, ſelbſt oft öffentlich ſeine Mißachtung vor Journalrezenſionen und Notizen ausgeſprochen, ja pathetiſch ſogar die Nichtigkeit des Schrifttums überhaupt betont, und doch war er glücklich, ſo oft er in irgend einem Blatte oder Blättchen eine ſeine Perſon erhebende, ſeinen Genius rühmende Bemerkung fand; und wie tief kränkte es ihn, wenn er hämiſch oder wegwerfend erwähnt wurde. Alſo war es, daß dieſer Mann einzig nur mehr nach Ehre und Ruhm lechzte, daß er nur mehr den Blättern nachjagte, um zu ſehen, ob ſie ihn lobten oder vernachläſſigten oder mißachteten. Und er, der zum Beginne ſeiner Laufbahn faſt beklommen errötete vor öffentlichem Lobe, der in der Zeit ſeines begeiſterten Schaffens ſtolz war, faſt ablehnend gegen die Journaliſtik und nur ſeine Werke ſprechen laſſen wollte, er legte es jetzt ſeinen Freunden nahe, über ihn zu ſchreiben, er ward überaus zuthunlich gegen Zeitungſchreiber und endlich ging er in die Redaktionſtuben und bat geradezu um öffentliche Anerkennung. O Dämon Buchſtabe! So kannſt du den, der dir ſich ergeben hat, hetzen, ruhelos machen, thöricht machen, erniedrigen.

Seine Exiſtenz hatte bisher nach außen hin den Schein des Wohlſtandes getragen, im Innern jedoch begann es ſich jetzt fühlbar zu machen, daß Felix die Güter der Erde ſchnöde verachtet hatte. So leicht,

als Gold und Silber hereingekommen, ſo leicht war es hinausgeſtreut worden. Sein Wohlthun war nicht ſo ſehr ein Bedürfnis des Herzens geweſen, er wollte damit vor allem als Philoſoph ſeine Großmut, ſeine Verachtung irdiſcher Güter beweiſen, und daß er Höherem zuſtrebe, als dem Mammon. Nun aber mußte er erfahren, daß das Höhere, dem er zugeſtrebt, nämlich Ehre und Ruhm, nicht weniger eitel war, als Mammon. Ja, er hätte mit dieſen geiſtigen Gütern nicht einmal Hungernde ſpeiſen, Nackende bekleiden können. Mit ſeinem Ruhme hatte er niemanden erfreut, und die Freude, die er ſelbſt daran gehabt, war nie voll geweſen und ſie verſauerte jetzt in Verbitterung, nachdem ſein unſtillbarer Ehrgeiz nicht mehr genügend genährt ward.

Alſo herabgekommen ſchritt Felix eines Tages durch die Stadt. An den Auslagkäſten der Buchhandlungen hatte er ſich ſonſt gerne ergötzt, heute nicht mehr, denn dort prangten lauter Werke der Jungen und Neumodiſchen. Wollte er Bücher von ſich ſehen, ſo mußte er bei den Antiquaren anklopfen.

Da war es, daß Felix eines Tages durch dunkle Vorſtadtgaſſen ſchritt und in eine Handlung von alten Büchern eintrat. Da drinnen war es faſt dunkel, denn das einzige Fenſter des Ladens war die halboffene Thür. Zwiſchen Bücherſtößen und Bündeln von alten Zeitſchriften hockte ein altes Männlein, zuſammengekauert wie Herr Knickebein. Es hatte ein kleines, faſt

fleiſchloſes und fahles Geſicht, eine ſcharf hervorſpringende, etwas kurz gewachſene Naſe, ein zartes, graues Schnurrbärtchen und einen faſt weißen Spitzbart. Aber zwei Äuglein waren in dieſem abgelebten Haupte, welche ein warmes, grünliches Feuer ſprühten, jetzt als der Mann eintrat und in den alten Büchern zu kramen begann.

„Etwas Poetiſches ſuche ich," ſagte Felix.

„Etwas Poetiſches!" ſprach es der Alte mit dünnem Stimmlein nach. „Die Menge vorhanden. Hier!" Dabei wies er auf einen Bücherſtoß, aus welchem eine Staubwolke aufſtieg, als Felix ein paar Bände davon in die Hand nahm.

„Von Friedrich Gotthold Müller!" rief Felix aus. „Wer fragt noch nach dieſem alten Schmarn. Zur Zeit als ich ein Knabe war, las man Gedichte von Friedrich Gotthold Müller!"

„Jawohl!" ſeufzte der Buchkrämer. „Damals las man ſie, wie man heute die Werke von Felix lieſt und nach dreißig Jahren die Poeſien von ſo und ſo leſen wird."

„Wie?" fragte Felix mißgeſtimmt, „Sie geben dem berühmten Dichter nur etwa dreißig Jahre Unſterblichkeit!"

„Unſterblichkeit, ſo lang Sie wollen, Herr Doktor, beim Antiquar. Man glaubt nicht, wie haltbar echtes Hadernpapier iſt!"

„Sie kennen mich?"

„Gott, wer ſoll den berühmten Dichter Felix nicht kennen! Das gehört zur Bildung, ſo wie einſt ein Menſch, der den Friedrich Gotthold Müller nicht gekannt, aus jedem Salon hinausgewieſen worden wäre. Aber ihr Modernen vergeſſet aufs Beten. Jawohl, beten muß man. Wenn man anfängt berühmt zu werden, muß man allſogleich auch anfangen zu beten um die Kraft, das Unglück zu ertragen, wenn man ſeinen Ruhm überleben muß. Man kann ſeine Freunde, ſein Weib, man kann alle ſeine Kinder überleben, man erträgt dies, aber ſeinen Ruhm zu überleben, lebendig an ſeinem eigenen Grab zu ſtehen, die Mißachtung mitanzuſehen, die man ſeinem Staube zollt, das, Herr Doktor, erträgt ſich verdammt ſchwer. So habe ich an jedem Morgen und jedem Abend gebetet: Vor Peſt und Hunger und Ehrgeiz bewahre mich, o Herr! — Große Geiſter, die vor mir waren, die eine Welt erfüllten mit ihrem Ruhm, ich ſah ſie verweſen. Im prangenden Kranze des Lorbeers ſah ich, daß auch meine Verweſung kommen mußte. Sie kam und ich habe ſie ertragen."

„Das eingebüßte Renommé eines Geſchäftsmannes " ſagte Felix mit wegwerfender Geberde.

„Doch nicht, Herr Doktor, auch ich war einmal Dichter. Sehen Sie dieſes Porträt an. Ein wahrer Taſſokopf, nicht wahr!"

„Ach ja, das iſt ja der alte Friedrich Gotthold," rief Felix aus, als er den vergilbten Stahlſtich be-

trachtete. „Kann mich noch erinnern an dieſes Bild in ſeinen Gedichten.“

„Die Ähnlichkeit mit dem Original ſoll nicht mehr ſehr frappant ſein,“ bemerkte das alte Männlein. „Vergleichen Sie doch ein wenig.“ Damit ſtreckte er ſein Häuptlein vor. „Etwas ſchäbig iſt er geworden, nicht wahr?“

„Werden doch Sie nicht —!“ rief Felix aus.

Antwortete hierauf der Alte mit komiſcher Würde: „Ich bin der große Dichter Friedrich Gotthold Müller.“

Felix behauptete, um ſein Erſtaunen zu verbergen, dreiſt, es wäre nicht möglich, in ſeinem Innern aber rief es: Wahrhaftig, er iſt's!

„Als die Großbuchhändler meine Bücher nicht mehr nehmen wollten, bot ich ſie den Sortimentern an,“ erzählte der Alte mit einer luſtigen Behaglichkeit, „als dieſe mich auch fortgehen ließen, — aber höflich waren ſie zum Entzücken! — da begab ich mich zu den Antiquaren. Endlich wollten auch die Antiquare nichts mehr von mir haben, da mietete ich mir dieſe Etabliſſements und verkaufte meine Werke ſelbſt. Und als ich nichts mehr verkaufen konnte, verlegte ich mich ſogar einmal auf das Hauſieren und hub an, die Werke zu verſchenken. Suchen Sie ſich immerhin etwas aus, Doktorchen! Haben Sie kein verliebtes Stubenmädchen zu Hauſe? Ach Gott, was die Liebe den Dichtern für Dienſte leiſtet! Nicht mehr? die uns nicht mehr? Ja, daß die Dichter endlich alt und lahm werden, das verſteht man, aber daß auch die

Gedichte —! Ei, ei!“ So plauderte das hagere Männlein weiter. Unſerem Felix war nicht wohl zu Mute, der große Dichter Friedrich Gotthold Müller aber legte ſeine Bücher wieder ſorgfältig auf den verſtaubten Stoß und hub an zu pfeifen.

Felix hatte bei dieſem Manne etwas gelernt. Ein paar Jahre ſpäter ging im Lande ein vollbärtiger, langhaariger Mann um und trug auf dem Rücken in braunem Tuch ein vieleckiges Bündel. Er ging hauſieren mit den Werken von Felix. Doch das Geſchäft wollte nicht recht blühen. Die einen, bei denen er anklopfte, ſagten, ſie hätten das Zeug ſchon geleſen, die anderen bekannten in guter deutſcher Freimütigkeit: ſie kauften keine Bücher. Noch andere verſicherten dem ſchlanken Hauſierer: dieſen Felix, den möchten ſie nicht. Ein einziges Dorfſchulmeiſterlein kauft alle die Werke des Dichters und während die Dorfgenoſſen ihr Abendbrot verzehrten, ſaß es in ſeiner Kammer und las in den Büchern. Ja, ſchön zu leſen, das waren ſie ſchon, aber der Appetit, den man dabei bekommt! Der Hauſierer hörte von dieſem Appetit und gab dem Schulmeiſterlein das Geld zurück, daß dieſer ſich wieder ſein Abendbrot kaufen konnte.

Als Haar und Bart des Hauſierers ſchon ſehr lang und wüſt und ſein Geſicht ſehr braun, und ſein Rock ſehr fadenſcheinig geworden waren, wagte er ſich mit ſeinem Bündel in die Gegend, in welcher vor vielen Jahren der berühmte Dichter Felix geboren worden.

Der alten Hütte ging er zu, wo er einſt das Licht der Welt erblickt, er wollte ſehen, ob die ſteinerne Tafel noch da wäre, die man einſt an der Geburtsſtätte des groſſen Mannes angebracht. An der Wand, wo der Stein geſtanden, hing ein üppiges Spinnengewebe. Weberburſche von ehemals, was ſagſt du zu dieſem Geſpinſt? — Raſch ging er weiter. Am Waldrande ſtand ein kleines Bauernhaus, dort ſprach er zu, um anzufragen, ob man nicht etwa geneigt ſei, ein Tauſchgeſchäft mit ihm einzugehen — für ein ſchönes, gehaltvolles Buch einen Löffel Suppe . . .

Die Thür ſtand offen, auf dem Herde brannte ein luſtiges Feuer, da war niemand. Der Hauſierer wirft ſein Bündel auf die Bank, daß er raſten kann, blickt umher; alles arm, aber niedlich und ordentlich. An der Wand ein Glasſchrank mit Büchern. Schau! — Und wie er näher hinguckt, ſind es alle Werke von Felix, nett gebunden und genau nach der Reihenfolge des Erſcheinens geordnet, vom „Webſtuhl der Zeit“ an, bis zu der groſſen Dichtung: „Die Ewigkeit,“ welche ihrem Titel ſo wenig Ehre gemacht. Der Tauſend, jetzt glühte ſein Selbſtbewußtſein auf wie ſchon lange nicht mehr! Bevor er aber noch darüber nachdenken konnte, welchen groſſen Verehrer er denn hier beſitzen könne, trat ein altes Weib zur Thür herein. Es kam vom Ziegenſtall mit einem Milchzuber. „Guten Morgen!“ und „Was wollt Ihr denn?“ Alſo gab ein Wort das andere.

Wem dieſe Bücher gehörten?

„Uh, mein Gott! Die haben wir vor vierzehn Tagen auf den Kirchhof getragen. Die alte Jungfrau Agathel! Ein guter, armer Narr. Die hat ihren letzten Kreuzer verthan für das Büchelwerk da, hat Tag und Nacht geleſen und noch nicht genug gehabt. Hätt', ſcheint mir, auch den noch mögen haben, der ſie geſchrieben hat. Was weiß ich!" Der Mann wußte die alte Frau zu weiterem Geſpräche zu veranlaſſen, und während der Arbeit mit den Milchgefäſſen fuhr ſie fort: „Die Agatha hat gemeint, er wird kommen und hat gewartet. Hätt' heiraten können, o wie oft! Iſt Jungheit nicht übel geweſt. Jeſus Maria, bis ſie eisgrau iſt worden vor lauter Warten. Er kommt, hat ſie geſagt, er kommt gewiß, er hat's verſprochen! Und noch auf dem Totenbett hat ſie's geſagt. Was weiß ich, endlich hat ſie das Warten verdroſſen und iſt geſtorben. — Wenn der Chriſtenmenſch nur wüßt', wo eins dieſes Büchelwerk ſollt' hinſchmeißen, da in der Stuben iſt kein Platz für ſo nutzlos Zeug'"

Das Tauſchgeſchäft, für ein ſchönes, gehaltvolles Buch einen Löffel Suppe! iſt jetzt nicht mehr angeſtrebt worden. Der ſchlanke, alte Hauſierer vergaß, daß Eſſenszeit war, vergaß auch das Bündel aufzuheben, ging hinaus, ging über die Felder hin dem Kirchhofe zu.

Gleich links am Zaun ſtand das neue, braun

angeſtrichene Holzkreuz und darauf in ſchwarzen Buchſtaben der Bericht: „Hier ruht in Gott die tugendſame Jungfrau Barbara Floßwarter. Geſtorben im neunundfünfzigſten Lebensjahre. Gott gebe ihr die ewige Ruhe.“

Felix ſtand am friſchen Hügel ſtarr wie das Kreuz. Man weiß nicht, ob er in dieſer Stunde ſeines irdiſchen Irrweges ſich bewußt geworden, nur der eine Gedanke zuckte durch ſein Gehirn, was wohl beſtändiger ſein, länger vorhalten möchte auf Erden: der Buchſtabe im Buch, oder der auf dem Grabkreuze.

Durch!

und

andere Geschichten aus den Alpen.

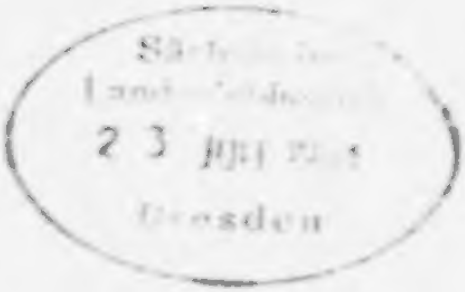
Von

Peter Rosegger.

Illustriert von Fritz Reiß.

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe.

Alle Rechte vorbehalten.



Druck der Stuttgarter Verein-Buchdruckerei.

Vorwort.

Mein junges Büchlein will ehe es zu seinen Brüdern heimkommt ins Leipziger Haus Staackmann ein wenig auf die Reise gehen.

Nun so gehe. Der Herr Carl Krabbe in Stuttgart wird dein Reiseführer sein. Mache ihm Ehre und Freude. Und wo du freundliche Weggenossen findest, da sei hübsch bescheiden und gefällig. Und wenn du wo was Gutes stiften kannst, so thue es. Hören sie gerne zu, so erzähle von deinem Alpenlande und den unterschiedlichen Kostgängern, die der Herrgott dort grasen läßt. Sollte ihnen die Wirklichkeit manchmal zu unwahrscheinlich vorkommen, so fable ihnen Etwelches. Aber auch im Fabeln, mein Sohn, bleibe bei der Wahrheit. Sprich stets wie ein Buch, aber lüge nicht wie gedruckt.

So, nun packe deine Buchstaben, schnüre dein Bündel und geh.

Dein dich liebender

Verfasser.

Graz, Frühjahr 1897.

Inhalt.

Durch! 1

Aufs Thürmi 11

Am Tage der goldenen Arbeit 91

Durch!

Und so immer tiefer ins Gebirge, immer höher hinan. Das in der Steinschlucht herabrauschende Wasser war weiß, wie eine Schneelawine, es war mehr ein Wasserfall, denn ein rinnender Bach. Der schmale Fußsteig hatte seine Not an dem Hange empor und oft mußte er auf hohen schwanken Stegen über das Wasser, weil herüben kein Fortkommen mehr war, und drüben ging's auch nicht lange, so wies eine senkrechte

Wand ihn wieder hinüber. Mehrere der Stege hatten gar keine Handhabe; vor dem ersten dieser Art stand ich lange unentschlossen still. Der Stegbaum war fast unbehauen und führte hoch über einen Abgrund, in welchem das Wasser rasend wirbelte und brauste. In meinem Kopfe fing es schon an zu kreisen. Umkehren? Den drei Stunden langen beschwerlichen Weg umsonst gemacht haben? So nahe dem Ziele, das ich mir viele Jahre vorgenommen, umkehren? Ich hatte zwar nichts zu verlieren, als ein junges Leben; aber es eines fremden wüsten Berges wegen aufs Spiel zu setzen, war doch nicht nach meinem Geschmacke. Den Rucksack schnallte ich mir fester auf den Rücken, den Stock band ich wagrecht darüber, so daß er nach beiden Seiten darüber hinausstand. Dann setzte ich mich auf den Stegbaum wie auf ein Pferd und ritt sachte hinüber. Mein Auge hielt ich wohl in Zucht, daß es nicht hinabsah in die wirbelnde Tiefe. Glücklich kam ich zu Rande. Beim nächsten Stege ging es schon leichter. Beim vierten oder fünften war ich dermaßen kühn geworden, daß ich aufrecht hinüberschritt.

Die Schlucht wurde noch enger, das Gewände an beiden Seiten fast überhängend, langes Struppwerk hing nieder, auch dürres Geäste und mancher Baumstamm, der oben gestürzt und mit seinem Wurzelgeklaue an den Runsen hängen geblieben war. Ein Bergknabe begegnete mir, er trug einen Sack mit Käse und machte mir auf meine Frage mit schreiender Stimme die Mit-

teilung, daß es bis auf die Riffel noch gute vier Stunden ſei, daß ich aber den Weg verfehlt hätte. Die Bergſteiger gingen immer unten bei dem Kreuze rechterhand. Ja, damals gab es noch keine angeſtrichenen Bäume in den Alpen und ohne Markierung verſtieg man ſich manchmal in die ſchauerlichſte Natur hinein. Aber hinaufkommen, verſicherte der Knabe, thäte ich auch durch die Schlucht. Mit einiger Geſchicklichkeit kamen wir auf dem ſchmalen hängigen Steige für einander. Ich ſtieg weiter und das brauſende Waſſer betäubte faſt mein Denken, ſo daß ich ſchier traumhaft dahinkletterte. Die Luft war froſtigkalt und erfüllt von Nebelſtaub, von den Wänden troff es nieder. Nicht nach vorwärts ſah ich mehr und nicht nach rückwärts, ringsum ſenkrecht aufſteigende kupferbraune Wände, die ſich turmhoch oben faſt zuſammenwölbten, ſo daß nur ein ſchmaler Streifen Himmels herniederſchimmerte in das grauſe Spaltengrab, durch das ich wandern mußte. Es war thatſächlich, als ob der ungeheure Felſenberg ſich hier geſpalten hätte; was an einer Seite der Wand fehlte, das hatte die gegenüberſtehende Wand an ſich, hier ein ſcharfer Riff, gegenüber die entſprechende Runſe, hier eine Mulde, dort die Ausbauchung, hier eine wagrechte Kieſelſchichte, die an der entgegenſtehenden Wand fortgeſetzt war. Der Bruch ließ ſich durchwegs nicht verkennen. An einer Stelle war hoch oben ein ungeheurer Steinklotz niedergebrochen und in der Felſenge

eingeklemmt hängen geblieben. Er hing nur an zwei Kanten, konnte jeden Augenblick niederstürzen, den Steig verlegen, das Wasser stauen, den Wanderer begraben. Die Schlucht zackte sich nach links und nach rechts und stets in so scharfen Windungen, daß ich nicht vierzig Schritte nach vorn oder nach rückwärts sah, daß ich wie ganz eingeschlossen war. Es ging immer so fort und es wollte kein Ende nehmen. Aus den Gischten des Wassers stieg es wie ein mondweißes Licht in tiefer dunker Schlucht. Der Weg war ganz niedergestiegen zu den Wellen und stellenweise von diesen überflutet, so daß ich bis über den Knöcheln im Wasser watete. Auf einmal ging der Steig gerade auf einen hohen donnernden Wasserfall zu, und hinter denselben hinein.

Ich stand still und schaute zurück, ob ich nicht etwa wieder eine Abzweigung des Wegs übersehen hätte, doch es war richtig, der Steig ging hart an der fast überhängenden Wand in den Wasserfall hinein.

Es wäre doch gewiß der Mühe wert gewesen, dieser großartigen Schlucht wegen, wie ich dergleichen noch keine gesehen, die Partie gemacht zu haben. Aber ich war durchaus nicht zufrieden, hier umkehren zu müssen und auf die hohe Riffel zu verzichten. Die Sache näher in Augenschein gefaßt, das machte mich mit ihr vertrauter und ich fand, daß man hinter dem Wasserfall ganz leidlich durchkommen könne. Es war ein feuchtes, unheimliches Gemach und die ewig nieder-

ſtürzende Waſſerwand ließ kaum ſo viel Licht durch, daß ich mich ſtolpernd und taſtend noch zurechtfand in der brauſenden Tiefe, bis ich ganz durchnäßt und betäubt endlich durch war.

Kaum den Fall hinter mir, hatte ich eine Stiege zu überwinden. Das war aber keine Stiege mit Stufen, das war eine rauhe, zerriſſene Wand, an die der Steig ganz unverfroren hinaufſtieg. Man hätte ihn kaum als den Steig erkannt, wenn nicht ein paar eiſerne Ringe zu ſehen geweſen, welche in das Geſtein getrieben, dazu vorhanden waren, um eine Strickhandhab feſtzuhalten. Die Strickhandhab jedoch fehlte. Hingegen hatte mein Wanderſtock einen Eiſenhaken, damit langte ich hinan bis zum erſten Ring, hakte ein und zog mich hinauf. Mit Knieen und Schuhſpitzen feſt in eine Spalte geſtemmt, griff ich unter großer Anſtrengung, denn der Stock war faſt zu kurz, bis zum nächſten Ringe. Nach einer Weile war ich über dem Waſſerfall. Da war es auf einmal anders. Der Grund zwiſchen den ſenkrechten Wänden war ganz eben und das lehmgraue Waſſer rieſelte ſtill und flach über den Sand, den ganzen Raum ausfüllend. Der Steig hatte aufgehört, es war wohl ſo gemeint, daß man mitten durch den Bach zu gehen habe. So ging ich wohlgemut mitten durch. Bald ſah ich am Fuß der Wände einen friſchen Fichtenbaum, dann den zweiten und dritten, da ward mir traulicher. Die Schlucht weitete ſich etwas, das Geſtein war nicht

mehr ſo kahl, ſondern grün bemooſt, die hohen Wände aber ließen immer noch ſehr wenig Himmelslicht herab. Unter einem der Bäume ſah ich eine Quelle, die aus der Wand ſprang und von einem zierlichen Rinnlein aufgefangen war. Wie that dieſes leiſe Plätſchern des Brunnens wohl nach dem Getöſe unten in den ſteilen Schluchten, das wohl noch aus der Ferne wie ein hohles Donnern vernehmbar war. Nun bemerkte ich aber auch, wie neben der Quelle ein ſchlechter Steig hinanführte zwiſchen Erlengeſträuch und Gezirm, dem ging ich nach und ſtand ganz plötzlich vor einem Blockhäuschen. Zwiſchen einer Wandfuge ſtieg Rauch heraus, dünner, bläulicher Rauch. Ich kroch in Stein und Strupp rings um die Hütte herum und fand keine Thür. Da klappte ein Dachbrett auf und durch die Lücke ſchaute ein Menſchenkopf heraus. Ein rindenbraunes, bärtiges Geſicht, im Mund eine große Tabakspfeife. Ein Straßenräuber? Dafür gab es in der Nähe zu wenig Straßen. Ein Eremite? Dagegen ſprach die Tabakspfeife. Man hört zwar nirgends, daß fromme Waldbrüder keine Tabakspfeife im Geſicht haben dürften, aber man lieſt auch nirgends, daß ſie eine hätten. Der aus dem Dache hervorragende Mann, der mit ſeiner Vorrichtung im Munde eigentlich ein lebendiger Schornſtein war, fragte mich ganz gutmütig, ob ich mich denn verirrt hätte, denn da gebe es keinen Weg hinab ins Thal.

„Ich komme aus dem Thal herauf," meine Antwort.

Jetzt that er auch ſeine Hand aus der Hütte, nahm damit die Pfeife aus dem Mund und fragte: „Sie kommen herauf? Aus dem Schrick kommen Sie herauf? Bigott ja, ausſchauen Sie darnach.“

Der Schrick! Und nun ſagte er mir, daß es der weit und breit berüchtigte Schrick geweſen, durch deſſen Schluchten ich heraufgekommen und daß ich mehr Glück als Verſtand gehabt hätte. Ich war's zufrieden, auf Reiſen iſt Glück zumeiſt mehr wert, als Verſtand.

„Was machen Sie denn da heroben?“ fragte der Mann weiter, nachdem er aus den Tiefen der Hütte ſich den unförmigen Filzhut gehoben und aufgeſetzt hatte.

„Ich will weiter auf die Riffel hinauf.“

„So. Dann muß ich ſchon barmherzig ſein und Sie in mein Haus nehmen, daß Sie ſich das Gewand trocknen können. Anſonſten bleiben Sie oben auf dem Berg als Eismann ſtehen, feſtgefroren bis an den jüngſten Tag. Krauchen's nur herein.“

Er verſchob ein zweites Dachbrett und ich ſtieg zu ihm in den engen Raum, in welchem neben einem Mooslager zwiſchen Steinen eine gloſende Glut war, die ſogleich mit Baumäſten aufs neue genährt wurde. Ein Thonpluttzer, eine Ledertaſche, ein Jagdgewehr und derlei war vorhanden und der Mann war nichts anderes als ein Gemsjäger des großen Alpenreviers, das damals einem italieniſchen Prinzen gehörte. An vier Stunden blieb ich in der Hütte. Dann waren die Kleider trocken, mein Magen mit Imbiß geſtärkt

und mein Herz mit Kirschgeist ermuntert für weitere Geschicke. Und dann stiegen wir beide zur Dachluke hinaus, die der Jäger nachher sorgfältig zumachte. Diese Thür gerade von oben hinein hatte weiter keine Ursache, als daß sie leichter zu machen gewesen, denn eine an der Wand. Der Jäger mit Gewehr und Weidtasche begleitete mich. Er hatte sehr krumme Kniee, aber leicht stieg er damit an: auf hartem Weg, meinte er, dürfe man ja keine steifen Beine machen, sonst brauche man sich zu früh auf. Dieser wildborstige Jäger hatte im Grund ein sehr gutmütiges Gesicht und ein so kluges, mildes Grauauge, daß man schier gerne hineinschaute. Nur wenn er, wie sich der Graben nun weitete, in die Wände hinaufblickte, da ward sein Auge scharf und fast wild glühend.

„Siehst du! Siehst du!" stieß er pfauchend hervor, wenn an Riffen und Mulden die Tiere äseten oder von uns erschreckt mit gewaltiger Spannkraft der Läufe an den Hängen dahinsetzten. In seiner Jägergier war ihm alles Du, gleichsam, als gebe es gegenüber der Gemsen- und Hirschenwelt keinen Unterschied mehr in der menschlichen Gesellschaft, als müsse alles Jäger sein, pirschen oder puffen und nichts anderes. Leise zitterte seine Hand, die am Gewehre lag und fast blieb ihm der Atem stehen, als da oben ein halb Dutzend Gemslein arglos grasete und er mit seinem Feuerrohr nicht hinzielen durfte.

„Was haben Ihnen diese Tiere denn gethan?"

fragte ich den Jäger. Der überhörte anfangs das Wort und auf meine Wiederholung desſelben blickte er mich faſt traurig an. Traurig über meinen Unverſtand. — Gethan? Die Gemſen dem Jäger gethan? Als ob es auf der weiten Welt Gottes etwas Herzigeres geben könne, denn eine Gemſe! Und eben darum, eben darum! — Von der Achſel riß er ſich den Stutzen, daß der Riemen heftig an den Schaft ſchlug. Wie ſoll der Jäger dem Gemslein ſeine Freude an ihm denn anders bezeugen, als daß er es niederſchießt! Aber es war Schonzeit und das Wild mußte gehütet werden für die hohen Herren. Auch die hohen Herren brennen die herzigen Geſchöpfe nicht nieder aus Haß, aber auch nicht aus Liebe — bloß aus Paſſion. Dann laſſen ſie ſie liegen und der Jäger verkauft das Fleiſch eines ganzen Tieres um ſiebzig Kreuzer.

Als die Gemſen außer Sicht waren und wir über Geröll hinankletterten, ſagte mein Begleiter, aber mehr in die Steine hinein als an mich: „Es iſt wahr, es iſt dumm! Der Menſch ſollt' froh ſein, wenn er ſelber eine Gemſe wäre!" Denn mit Mühſal ging's bei uns vorwärts in dem wüſten Geſchütte. Wir ſtiegen durch eine Art von Gaſſe hinauf, durch einen vielfurchigen Waſſergraben, in dem eine graue Gieß rieſelte. Zu beiden Seiten waren glaſige Wände, hier in haushohen Mauern, hier in ſcharfzackigen, ungeheuerlich geſtaltigen übereinandergetürmten Blöcken. Ich hatte ſchon vorher auf den Rat meines Begleiters die Hände

und das Geſicht mit Tüchern eingewickelt, aber die Luft brannte in den Augen. Wir waren mitten im Eiſe. Die Eiswände waren aber nicht grünlich klar, wie man es auf unſeren Teichen ſieht, das war wie blindes, ſchmutziges Glas und mit dunklem Staube überall durchſetzt. Mein Jäger ſagte, das wäre der Pflanzenſtaub, den der Föhn ſeit Jahrhunderten aus den Thälern heraufgetragen, und der Sand, den der Sturm von den kahlen Höhen auf das Kees geweht. An vielen Stellen lag das Eis wie unentwirrbar verwachſen mit dem Steinboden. An anderen Stellen waren zwiſchen Boden und Eis Höhlungen, ſo groß, daß Schafe hätten hineinkriechen können, und es ſtarrte die ſchwärzeſte Finſternis heraus, ſo daß es unergründlich war, wie tief die Höhlungen hineingingen. Vielfach ſickerte Waſſer hervor.

Plötzlich war unſere Gaſſe zwiſchen dem Gletſcher zu Ende und wir ſtanden vor einem gähnenden Loche, aus welchem ein ſteiniges Rinnſal ging, in dem jetzt aber nur wenig Waſſer rann. Das Loch war ſo groß, daß ein Rittersmann ganz bequem hineinreiten konnte auf hohem Rappen, falls er für ſeine Höllenfahrt dieſes Thor wählen wollte.

„Da wären wir," ſagte mein Begleiter.

„Da geht's ja nicht mehr weiter," verſetzte ich mit einiger Beklommenheit.

„Da geht's wohl weiter," antwortete er und deutete ins Loch.

„In keinem Fall!“ rief ich und wendete mich ab.

„Wollen Sie denn nicht auf die Riffel?“ fragte er. „Na alſo, dann müſſen Sie hier durch!“

Tief verzagt betrachtete ich die ungeheuren Eiswuchten, die ſich über der Höhlung aufbauten und neben hin und überall. Kein Ausweg als der — nach rückwärts.

„Da will ich lieber umkehren,“ ſagte ich. „Was ſoll ich denn weiter auf der Riffel, das Intereſſanteſte habe ich ja nun doch geſehen.“

Der Jäger ſchaute mich ſchweigend an, und dieſer Blick gefiel mir gar nicht. Dann murmelte er ſeithin: „So ſind die jungen Leute nichts mehr wert. An und dran überall, aber durch! da hapert's.“

Das war mir gerade genug. „Durch!“ rief ich mit Entſchiedenheit.

„Na, ich denke auch,“ entgegnete er gelaſſen und zündete mit dem Streichholz ein winziges Laternlein an, das er an ſeinem Taſchenwerkzeug trug. Noch fragte ich, wie lange der Eisſtollen dauern würde, er gab keine Antwort, ſtieg voran, nahm mich an der Hand und zerrte mich hinter ſich drein. Der Boden war nicht ſteil, aber ſehr riſſig und rauh. Anfangs war es enge und dunkel; dann weiteten ſich die Wände, hoben ſich die Gewölbe und aus der Ferne war es als kämen uns mehrere Lichter entgegen. Die immer wunderlich verſchobenen Wände waren teils in glatten Tafeln, teils in Säulenvorſprüngen, teils in Rieſen-

muſcheln, und überall ſchimmerte es grün und blau, als leuchte hinter den nächſten Wänden ſchon der Tag. Aber der Tag leuchtete nicht. Das ging hin und her, auf und nieder, durch Engen und durch Hallen dahin, an geſpenſtiſchen Geſtalten vorüber, aus denen es manchmal wie Blitze zuckte. Mein Jäger ſagte kein Wort, ich auch keins. Unſere Schritte hatten keinen Widerhall, manchmal aber krachte es über unſeren Köpfen, als würden Piſtolen losgeſchoſſen, und das fuhr mir allemal durch Mark und Bein, daß meine Knie zitternd einknicken wollten.

Vor einer Niſche ſtand mein Begleiter ſtill. In der Niſche ragte eine ſchlanke Geſtalt, an deren Zacken Farbenlichter zuckten. Auf den erſten Blick war es wie ein verſchleiertes Muttergottesbild. Mein Jäger ſtellte das Laternlein auf ein Stück Eis und ſagte leiſe, wie um ſeinen Aufenthalt zu rechtfertigen: „Hier bete ich allemal ein Vaterunſer.“ Er nahm den Hut vom Kopfe, ballte die Krempe desſelben zwiſchen ſeine Finger und ſtand ſo ein kleines Weilchen vor dem Bilde, unbeweglich, als wäre er ſelber erſtarrt. — Dann weiter. Der Paß wurde niedriger und nach und nach ſo niedrig, daß wir kriechen mußten. Endlich war vor uns nur mehr eine Spalte, aus welcher nichts als Finſternis gähnte. Der Jäger legte ſich hin, band an den Gewehrlauf das Laternlein, ſchob es vorſichtig durch die Spalte, dann kroch er mit Anſtrengung ſelber nach. Ich war einen Augenblick

T. Reid

allein in dem erdrückend niedrigen lichtloſen Raum, aber ſchon faßte mich die kräftige Hand am Arm und ich preßte mich durch den eiskalten Rachen. Als wir durch waren, ſchlug an mein Auge Tageslicht und nach wenigen Minuten hatten wir das grauſe Grab hinter uns. In wildzerriſſenen Wuchten ſtarrte der Gletſcher auf, vor uns war eiskruſtiger Boden mit Steinen und Schnee und weiterhin die blendende Alpenwelt.

„So, mein junger Mann," ſagte der Jäger mit einiger Selbſtbefriedigung. Ich faßte ſeine Hand, um ſie zu drücken, er zog ſie zurück.

„Gar lang wird's nimmer dauern mit dieſer fürnehmen Straßen," ſprach er dann, „der Hals wird von Jahr zu Jahr enger. Im vorigen Herbſt hab' ich zwei Wildſchützen erwiſcht da drinnen, die haben durch wollen und ſind im Hals ſtecken geblieben. Die haben mir ein biſſel gute Worte gegeben, bis ich ihnen zu Hilf gekommen bin!"

In der Nachmittagsſonne — Gott, wie hat ſie wohl gethan! — ſind wir weiter geſtiegen über Schnee und Eis, endlich empor an einem nackten braunen Felskegel — und dann waren wir oben. Die Felskanten waren hier durch Wind, Eis und Waſſer faſt ſtumpf und glatt geſchliffen und in den Spalten kein Hälmlein, kein Blättlein, keine einzige Mooſsfaſer, kein einziges Würmlein, alles ſtarr, kalt, leblos. — Das war die Riffel. Nach der Mitternachtsſeite verdeckten

uns höhere Eisberge alle Aussicht, nach der Abendseite hin waren viele Berge zu erblicken, unförmige Wuchten, senkrecht stürzende Wände, spitze Kegel und in weiter Ferne scharfe Zacken, die mit weißblinkenden Sternlein besetzt waren.

„Das muß man am Vormittag sehen!“ sagte mein Jäger. „Wenn die Sonne hinscheint. Weinend wird man, so schön!“

Gegen Morgen hin flachte sich blauendes Waldland, aus welchem von ferne her die silbergraue Tafel eines Sees schimmerte. Wie lag dieser See tief unten! — Gegen Mittag hin waren sehr steile spitze Berge, hinter denen in weichen ätherblauen Wellen das italienische Land lag. Mit durstigen Blicken sog ich das Bild ein, aber es war nicht lange Zeit. Ein Mark und Bein durchdringender Wind jagte uns bald hinab. Erst unten in einer geschützten Wandnische, in welche die niedersinkende Sonne lau hineuchtete, setzten wir uns auf einen Stein und schauten hinaus ins gottgesegnete Italien.

„Dorthin wollte ich in diesem Herbst,“ sagte ich, „dort muß es wunderbar sein.“

„Und warum sind Sie denn nicht hingegangen?“ fragte mein Begleiter, „warum sind Sie denn auf die Riffel gestiegen, wo es so beschwerlich und so ungut ist? Sie haben aber recht. Der junge Mann muß durch. Er muß die Berge nehmen. Für den Alten ist das flache Welschland immer noch gut.“

Derlei Bemerkungen des Gemsjägers haben mir gefallen und recht gerne nahm ich's an, als er mich nun einlud, mit ihm bis zum Jägerhause hinabzugehen und dort zu übernachten. Denn die Klause in den Schrick-Schluchten war nicht sein Heim, war nur ein Unterstandshüttlein für den Jäger. Das Jagdhaus stand unten, wo das felsige Gelände in Waldbestand überging. Es lag in seinem Alpenstile recht schmuck und stattlich da, es hatte auch mehrere Stuben für die hohen Herrschaften, wenn sie des Jahrs einmal kamen zur Gemsjagd. Schon dunkelte es, als wir eintraten. Ein kleines dickes Frauchen machte sich emsig dran, dem Jäger Gewehr, Tasche und Mantel abzunehmen, nahm auch mir die Sachen aus der Hand, um sie zu bergen, sagte aber kaum ein Wort. Auch war ein schlankes Mädel da, welches viel buntes Gewand an sich hängen hatte, aber das hing wie an einer Stange zu allen Seiten schlapp nieder und wurde teilweise nachgezerrt wie eine Schleppe. Das Haar, welches aus dem Kopftuche hervorstand, war gelblich rot und über die Stirn künstlich herabgekraust. Die Augen des Mädchens schauten etwas schläfrig aus und während sie das Nachtmahl auf den kleinen Tisch setzte, gähnte sie uns ohne Umstände eins vor.

Ich war müde und ließ mich bald vom Jäger ins Dachgelaß führen, wo auf frischem Stroh ein göttlicher, zehn Stunden langer Schlaf gemacht wurde.

Am nächſten Tage ging's thalwärts. Der Jäger begleitete mich eine Strecke auf ſeinem Gang ins Gewände.

„Am meiſten freut mich," ſagte ich zu ihm unterwegs, „daß ich geſtern durchs Eis bin."

„Freilich," antwortete er. „Wir haben heute nicht mehr und nicht Beſſeres als geſtern, aber der Menſch muß durch. — Es iſt ſonſt auch ſo," fuhr

er fort, „mancher Menſch hat, vergleichsweiſe, eine ganz ſchöne, handebene Lebensſtraße, aber einmal kommt die Stelle, wo er durch muß. Bleibt er ſtehen oder kehrt er gar um, ſo iſt's gefehlt. Durch muß er, und wenn er ſchon ſonſt gar nichts davon hat, ſo iſt er nachher wenigſtens durch, und das iſt auch was, das macht den Menſchen herzfriſch.“ — Hierauf ſtand er ſtill, ſchaute mir mit den kleinen Augen zwinkernd ins Geſicht und ſagte: „Ich habe auch nicht durch wollen. Bin's aber doch, und jetzt iſt's gut.“

Wir kamen zu einer Quelle, daneben war Brunnenkreſſe. Der Jäger that aus ſeiner Taſche Brot und Speck und den Plutzer. Vor uns ſtanden etliche verknorrte Wetterfichten. Die Ausſicht ging nur auf eine ſteile Wand, die zwiſchen den Baumwipfeln niederleuchtete. Es war eine faſt trautſame Raſt. Wir kamen in ein ernſthaftes Geſpräch, und dann hat der Gemsjäger eine Geſchichte erzählt, die mir die Jahre her immer wieder zu Sinn kam, wenn ich zagend vor einem „Durch“ ſtand.

Der Mann hieß, wie es in meinem Notizbüchlein ſteht, Anton Ruſter. Er war der Sohn eines Großbauers im oberen Kärntnerland, das einzige Kind. Seine Mutter war ſchon verſtorben; da ſein Vater aber noch ſehr rüſtig war, ſo mußte der Anton als einundzwanzigjähriger Burſche zu den Soldaten, bei denen er drei Jahre lang blieb. Als er dann nach

Hauſe kam, fand er den Vater nicht mehr. Der war im Eiſenhammerbach verunglückt. Den Hof bewirtſchaftete der Vormund des Anton, der Vetter Wend genannt, ein weitläufiger Verwandter. Der empfing den heimkehrenden Burſchen mit großer Zärtlichkeit und ſagte, daß er ihm das Leid nicht hatte anthun wollen, den Tod des guten Vaters zu ſchreiben, da der Soldat nur viel überflüſſiges Herzweh gehabt hätte in einer Sache, die denn einmal nicht mehr zu ändern wäre. Der Hof ſei gut verſorgt. Der Vater habe ſelbſt im Teſtament ihn, den Vetter, gebeten, die Wirtſchaft zu führen und dem Anton immer ein treuer Ratgeber und Beiſtand zu ſein. Das habe ſich der Vetter auch geſchworen, erſtens dem Verſtorbenen zuliebe und zweitens des guten Anton halber, der unerfahren und wie ein ſchwankendes Rohr daſtehe auf der Welt. Und da habe er, der Vetter, ſich gedacht, der Anton könne nun das ſchönſte Leben haben, wenn er ſich's anzuſchicken wiſſe. Im Ausgedinghäuſel, wo ſonſt die Alten ſind, könne doch auch einmal ein Junger ſich's bequem machen, ſein Leben genießen und vom Vetter ſich jährlich eine Summe auszahlen laſſen. Denn — fuhr er fort — es gebe ſo dumme Vettern, die von früh bis abends, jahrein jahraus auf dem Bauerngute arbeiten und ſorgen nur der Sache wegen, und bereit ſind, das Erträgnis dem Hausſohn abzuliefern.

Anton war ſehr gerührt über den braven Vor-

mund und guten Vetter Wend. Der Vorschlag gefiel ihm, denn das Soldatenleben hatte ihn dem Bauernberufe entfremdet, zu dem er nie übermäßig viel Freude und Geschick gehabt. Er entschied sich also für das Ausgedinghäusel und nahm die erste Summe des Wirtschaftsertrages. Der Vetter sagte, es wäre etwas mehr, als das Jahr abgeworfen, aber zwischen Verwandten halte er es nicht so streng geschäftsmäßig. Der Anton pachtete sich das Wasser, welches an seinem Häuslein vorbeifloß, dazu im Thale noch zwei lange Bäche, weil er ein Liebhaber der Fischerei war. Er verfertigte sich die Netze, die Angeln, die Behälter selbst, that immer mit dergleichen herum und so lebte er recht angenehm dahin. Vor seinem Häuslein am Bach hatte er sich einen Wassertümpel herrichten lassen, in welchem er Fischzucht trieb. Schöne Hechte, Asche und Forellen hatte er auf Lager, in einem Nebenbehälter auch Krebse. Zum Verkaufe kamen die Tierchen zwar nicht, etliche aß er stets selber und die meisten wurden gestohlen. Das machte ihm nichts, das Vergnügen war doch vorhanden, weiter stellte der Anton keine großen Ansprüche.

Oft kam der Vetter vom Hofe herab, trocknete sich mit dem roten Sacktuch den Schweiß vom runden Gesicht und sagte: „Anton, wie du es gut hast! Du kannst dir's halt anschicken. Während dein armer Vetter sich unermüdlich in der Wirtschaft plagen muß, lebst du vom Erträgnisse sorglos und in Freuden.

Nun, du haſt recht, wenn ich wieder auf die Welt komme, werd' ich mir's auch ſo einrichten."

Mittlerweile hörte der Anton allerdings von anderen, daß der Vetter Wend auf der großen Beſitzung wenigſtens das Dreifache gewinne von dem, was er dem rechtmäßigen Eigentümer ablieferte.

„Meinetwegen," ſagte da der Anton, „er hat ja auch ſeine Mühe und Kümmerniſſe und ich bekomme, was ich brauche."

Im dritten Jahr aber kam eines Tages der Vetter ſehr mißmutig zum Anton und rief: „Jetzt werde ich's aber nicht mehr lang aushalten! Welche Sorgen! Schlechtes Jahr! Schlechte Viehpreiſe! Schlechte Holzpreiſe! Hohe Steuern! Und dieſen Ärger mit den Dienſtboten! Es wird mir angenehm ſein, wenn endlich du das Zeug übernimmſt. — Allerdings," ſetzte er bei, „wie du fürs gute Leben biſt und nicht fürs Arbeiten, und wie du um und um keinen Schick haſt zur Wirtſchaft, du wirſt noch tiefer hineinkommen. Vielleicht auch nicht. Überleg dir's halt."

Der Burſche überlegte nicht viel, ſondern bat den Vetter Wend, die Wirtſchaft doch noch weiter zu führen, da er ſelbſt ſich nicht für geeignet halte, dem großen Hausweſen vorzuſtehen. — „Wenn ich's noch thue," ſagte der Vetter, „ſo geſchieht es nur deinem verſtorbenen Vater zuliebe, der es ſo angeordnet hat. Aber von jetzt an kann ich dir nicht mehr ſo viel Jahrgeld geben, als bisher."

„Nun, was halt ſein kann," meinte der Anton, und die Sache war wieder abgethan.

Amtlich war der Burſche längſt ſchon als Beſitzer auf den Hof geſchrieben, aber er war ſo bequem, den Amtsboten mit ſeinen Vorladungen, Zahlungsaufträgen u. ſ. w. zum Vetter zu ſchicken, bis derſelbe ſchließlich ſchon ſelber zu ihm fand, ohne ſich beim Anton anzumelden.

Beim Straßenwirt unten war ein bildſauberes Dirndel aufgetaucht. Der Wirt hatte das friſche Ding armen Leuten im Gebirge abgenommen und in ſein Geſchäft geſtellt, wo er es als Kellnerin zu verwenden gedachte. Der Anton hatte ſich bisher um die Weibsbilder nicht gar viel gekümmert und war faſt geneigt, dem Ausſpruch des Spielmann-Friedels, daß ſie ein notwendiges Übel wären, beizuſtimmen. Aber ſeit er eines Tages nach einem ziemlich unfruchtbaren Fiſchgang beim Straßenwirt zugekehrt war, dachte er anders. Wenige Wochen ſpäter hat er ihr das Heiraten verſprochen. Sie lachte ihm ins Geſicht: „Heiraten! Aufs Alteleuthäuſel etwa?"

Das machte ihn denken, das erſtemal wirklich denken nach manchem Jahre. Er ging zum Vetter und teilte ihm die Abſicht mit, den Hof endlich übernehmen zu wollen.

Der Vetter antwortete ruhig, aber entſchieden: „Anton! Wer dir ſolchen Rat gegeben hat, das iſt kein guter Freund geweſen. Bei dieſer Zeit du den

Hof übernehmen! In zwei Jahren wäreſt am Bettelſtab. Du biſt zwar großjährig, aber ſo viel Anrecht glaube ich mir durch mein unermüdliches Sorgen und Arbeiten für dich erworben zu haben, daß ich dich mit ſtarker Hand zurückhalte, wenn du in dein Verderben rennen willſt. Nein, in ſo kritiſcher Zeit verlaſſe ich dich nicht, ich hab's deinem Vater verſprochen. Du lebſt in deinem Häuſel wie Gott in Frankreich und ich werde für dich thun, was ich kann. — Das Straßenwirt-Dirndel! Nun, ich glaub' dir's ja. Wenn du es nicht im Wirtshaus laſſen willſt, was ich wohl verſtehe, ſo will ich's auf den Hof nehmen, dir zulieb, und es ſoll ihr nichts fehlen. Wenn wieder beſſere Zeiten kommen, dann könnt ihr ja heiraten."

Da ſah der Anton wieder, wie gut es der Vetter mit ihm meinte. Die kleine Ottel wurde auf den Hof genommen, wo ihr freilich nichts fehlte, weil der Vetter ſie als zukünftige Bäuerin beſonders unter ſeinen Schutz nahm. Der Anton ſah ſie jeden Tag, aber als kluger Bräutigam geizte er mit den Freuden der Jugend, damit für die heilige Ehe ein recht großer Vorrat zuſammenkam. Doch währte es nicht allzulang und der Gedanke an die Übernahme des Hofes tauchte wieder auf. Beſonders in ſchlafloſen Nächten — und er hatte ihrer — wurmte es ihn, daß er im Ausgedinghäuſel ſo dahindämmerte und ſein Leben verſäumte. Er nahm ſich vor, Ernſt zu machen. Aber wenn er dann bei Tage dem Vetter in ſein rundes

gemütliches Geſicht ſah und von ihm, trotz Arbeit und Sorge, lauter wohlwollende, ja väterliche Worte vernahm, ſagte er nichts und ging wieder den Bächen entlang. Ei ja, ein Fiſcher lernt Geduld und endlich werden doch die beſſeren Zeiten kommen, in denen der Vetter ihm den Hof mit gutem Gewiſſen überlaſſen kann.

Ja, der Fiſcher iſt freilich geduldig, aber die Liebe iſt es nicht. Die Liebe wurde ungeſtüm. Zwar weniger die ihrige, als die ſeinige und eines Tages ging er zornig hinauf zum Hof. Wie gewöhnlich, würde ſein kurzer Zorn nicht bis zum Hofe gereicht haben, da begegnete ihm unterwegs der Vetter Wend im Feiertagsgewand.

„Wohin gehſt du?“ fragte ihn der Burſche.

„Ich gehe nach Villach in die Sparkaſſe,“ antwortete der Vetter, „ja mein Lieber, es heißt Geld aufnehmen!“

Der Anton ſagte: „Wenn ich dir jetzt die Säckel ausſuchen wollte! Du nimmſt kein Geld auf, du trägſt eins hinein!“

„Und *wenn* das wäre!“ verſetzte der Vetter. „Wenn ſich *ein* Menſch auf der Welt ſeine Sach mit blutigen Tropfen verdient, ſo bin *ich* es. Oder willſt du, daß ich wie ein Frohnknecht für dich arbeite? Willſt du mir nicht einmal den lumpigen Taglohn gönnen wie dem Dienſtboten, der ich für dich bin und jahrelang geweſen bin?! Iſt das der Dank?“

Der Burſche wollte ſchon ein begütigendes Wort ſagen, aber eine innere Stimme mahnte ihn faſt heftig: Jetzt red einmal ſcharf! — So ſagte er: „Da braucht's kein ungutes Wort, Vetter. Ich habe dich nie gebeten, daß du für mich ſolche Opfer bringen ſollſt, mit keinem einzigen Wort. Du haſt dich immer ſelber angetragen. Ich habe ſchon mehrmals meinen Hof haben und ſelber verwalten wollen, du biſt dagegen geweſen. Heute iſt die Änderung. Ich geh' jetzt hinauf in meinen Hof und von dieſer Stund bin ich der Herr!"

„Da geh' ich mit," ſagte der Vetter und kehrte um. „Da muß ich ſchon erſt noch was mit dir reden, Anton. Ich hab' gemeint, es wird mir erſpart bleiben. Ich hab' ſchon viel Hartes erlebt, hab' wenig gute Tage gehabt, es iſt kein Spaß! Aber mein Lebtag iſt mir nichts ſo hart angekommen als das, was ich dir jetzt mitteilen muß. Halt nur ſtill und höre. Du biſt nicht der Herr auf dem Hof, kannſt es nicht ſein und wirſt es nie werden. Dein Vater war mir groß verſchuldet und im Teſtament hat er mich zum Eigentümer gemacht, nur mit dem Vorbehalt, daß ich für dich thue, was ich kann. Daß ich's bisher redlich gethan habe, das wirſt du mir zugeſtehen müſſen, und ſo werde ich's auch in Zukunft halten, gleichwohl ich nicht weiß, wie ich's hereinbringen ſoll."

Der Burſche war faſt ſprachlos, er konnte nur zur Not durch den zugeſchnürten Hals hervorbringen: „Ich bin ja angeſchrieben."

„Angeſchrieben! Ich habe mir's gedacht," ſagte der Vetter Wend faſt murrend. „Das war ja die dumme Gutmütigkeit von mir. Mir thateſt du leid, ich wollte dir angenehm hinüberhelfen, dich verſorgen, dir ein gutes Leben ſchaffen und du brauchteſt weiter nichts zu wiſſen. Deine Unzufriedenheit hat meine wohlgemeinte Abſicht vereitelt. Angeſchrieben biſt du freilich, aber wie? Ich brauche nur das Teſtament vorzulegen und das Kartenhaus purzelt zuſammen."

„Das Teſtament will ich ſehen," ſagte der Burſche.

„Das Vergnügen ſollſt du haben, wenn du darauf beſtehſt," verſetzte der Vetter. „Aber es giebt Dinge, vor denen man am beſten die Augen zumacht, wo ohnehin nichts mehr zu ändern iſt. Leider Gottes. Ich wollte, dein Vater lebte noch, daß nicht mir dieſe ſchwere, undankbare Aufgabe zugefallen wäre. — Schau, dort im Garten, die Ottel! Du mußt dich aufheitern, Anton, tot iſt tot, vergangen iſt vergangen. Geſcheiter, man hält ſich ans Lebendige. Ich werde ſchon trachten, daß du das Mädel nehmen kannſt."

„Das Teſtament will ich ſehen."

Schier tonlos antwortete der Vetter: „Gut. Wenn es dir ſchon Freude macht und daß du wühlen willſt in deinem Unglück. Komm halt mit."

Er führte ihn dann ins Haus, in die Oberſtube. Dort fand er lange den Schlüſſel zum Kaſten nicht und endlich fiel es ihm ein, daß das Teſtament beim

Amte liege, in Villach. „Kannſt ja hingehen und es dir vorlegen laſſen.“

Nach Villach in die Stadt gehen, ſich in den Kanzleien herumdrücken, ſich von Amtsdienern und Schreibern anſchnauzen laſſen, das war nun die Sache des Burſchen nicht. Er war als Soldat angeſchnauzt genug geworden. Zu machen, dachte er, iſt ſo wie ſo nichts. Und er lebte wieder eine Weile ruhig auf ſeinem Altenleuthäuſel dahin. Doch hatte er gelegentlich einen Nachbar erſucht, der in Villach beim Amt war, er möchte ſich beiläufig auch erkundigen nach einem Teſtament vom vor ſieben Jahren verſtorbenen Ruſter in der Hochleuthen. Der Nachbar kam heim und berichtete, daß im Amt von einem ſolchen Teſtament niemand etwas wüßte, daß dort keines hinterlegt worden. Und der Nachbar ſagte weiter, daß der Vetter Wend recht gut wiſſen werde, wo das Teſtament iſt, daß er es gewiß nicht verloren und nicht verbrannt haben werde, ſondern wohl in ſeinem Kaſten aufbewahrt, weil in der Schrift, ſoweit der Nachbar ſich als Zeuge noch erinnere, dem Vetter ein Legat von zweitauſend Gulden zugeſchrieben ſei. So viel, ſonſt aber auch gar nichts. Alles andere dem Sohne.

So war dem Anton nun aller Frieden dahin. Das eine Mal nahm er ſich vor, mit dem Wend Ernſt zu machen, das andere Mal hielt er es für beſſer, den ſchlimmen Handel nicht anzufangen, die Feindſchaft mit dem Vetter nicht zu ſchüren, die dann wohl

eine ewige ſein müßte. Und ohne den Vetter wiſſe er ſich ja nicht zu helfen. Daher wollte er doch wieder alles beim alten laſſen. Er that's um ſo lieber, als der Wend ihm das Jahreseinkommen ſo weit erhöhte, daß er wirklich ans Heiraten denken konnte. Der Ottel kam das über die Maßen gelegen. Der Vetter ordnete mit geradezu väterlicher Umſicht und Güte das Verſprechen, das öffentliche Verkünden, die Trauung, die Hochzeit und auf einmal waren der Anton und die Ottel Mann und Weib.

Und die Ottel ſorgte für ſeine Koſt, die bisher eine alte Magd beigeſtellt, ſie ſorgte für ſein Gewand, für die Stube, ſie richtete ihm das Neſt nicht übel her. Und als das Neſt nicht übel hergerichtet war, legte ſich die Ottel ins Bett und gebar ein geſundes Mädel. Das war im achten Monat nach der Hochzeit. Die Mutter hatte an dem holden Siebenmonatkind eine große Freude. Der Vater ging draußen am Waſſer um, fiſchte aber nicht. Das Waſſer ging hoch und trübe, denn es hatte viel geregnet und obſchon es im Trüben gut fiſchen iſt, ſo waren dem Anton die Forellen jetzt ganz gleichgültig. In den Hof wollte er hinauf. Nun hatte es aber am Bache, der am Häuslein vorbeifloß und der überſetzt werden mußte, die Brücke vertragen. Das ſollte kein Hindernis ſein, der Anton ging dem brauſenden Waſſer entlang bis zum oberen Steg an den Waldwieſen. Aber auch der war weg. Das Bachbett war hier ſehr tief, das

Waſſer reichte lange nicht bis zu den Steinplatten heran, auf welchen der aus zwei behauenen Waldbäumen gezimmerte Steg geruht. Und er war doch weg. Seit Menſchengedenken hatte hier das Waſſer keinen Steg fortgeriſſen, es war, als ob Menſchenhände dabei geweſen wären. — Auch recht, dachte ſich der Anton, geht's drüber nicht, ſo geht's durch. Noch eine Strecke ging er weiter und dort, wo der Bach etwas flacher war, brach er vom Zaun einen Stecken und ſprang ins Waſſer. Dieſes wollte den Fiſcher heute nicht reſpektieren, ſuchte ihm die Beine auszuſchlagen. Zur Not erhielt er ſich an dem Aſte, den er ins Waſſer geſtemmt, und mit einem kräftigen Schwunge war er am andern Ufer. Er ging gegen den Hof hin, der mit ſeinen braunen Holzgebäuden ſtattlich und weitläufig dalag. Die Wieſe war eitel Moorgrund und von Schritt zu Schritt ſank er zwiſchen Sumpfgras und Binſenbüſcheln tiefer in den Moraſt. Dieſer Boden war ſtark vernachläſſigt, zur Jugendzeit des Anton wußte er hier nichts von einem Moore. Er ſank bis an die Knöchel, bis an die Knie, der Raſen zitterte und ſo oft er in denſelben ein Loch trat, pfiff Moraſt und Luft heraus. Das Weiterkommen ſchien unmöglich zu ſein, noch ein Glück, wenn er umkehren konnte. — Umkehren? Nein! ſagte er ſich heftig. Durch muß ich! Jetzt muß ich durch und koſte es was immer. Mehr als das Leben koſtet es nicht und das iſt jetzt doch nichts wert. — Mit

einem Knie stemmte er sich an den schnoddernden Nasen, bis er das andere Bein aus dem Sumpf hatte, dann legte er sich der Länge nach auf den Boden und wälzte sich fort. So kam er bis hinüber zum Gestrüppe, durch dasselbe brach er mit Leichtigkeit.

Auf dem reifen Kornfeld arbeiteten die Leute. Der Vetter saß drüben unter dem Hausthor und dängelte eine Sichel. Der Anton ging rasch auf ihn zu und sagt: „Mensch, gieb mir das Testament von meinem Vater."

Der Vetter that, als überhöre er das Wort und rief laut und lustig: „Na, Toni, wie geht's zu Hause? Alles gut vorbei, wie ich schon gehört habe. Na, gottlob! — Hau, wo willst denn hin?

„Ich hole mir das Testament," antwortete der Anton und trat, den Vetter mit dem Zaunstecken beiseite schiebend, rasch ins Haus. Dieser eilte nach und rief: „Was soll der Prügel in deiner Hand? Wirf ihn weg!"

„Wirf du die Sichel weg!" entgegnete jener, schritt die Stiege hinan in die obere Stube und gerade auf den Kasten zu. Der war versperrt. Der Anton faßte einen im Winkel stehenden Dreifuß, auf welchem sonst Schuster sitzen, und schlug mit einem heftigen Hieb die Kastenthür ein, daß die Splitter flogen. Der Vetter war mit einem grellen Weibergeschrei hinter ihm her, griff nun über der Achsel des andern mit

langem Arm rasch in den Kasten und erfaßte ein Paket Schriften. Der Anton wollte es ihm entwinden, zwischen den beiden Männern entspann sich ein heißes Ringen, bei welchem die Schuhnägel Funken gaben auf den Eisenklampfen am Fußboden. Mehrmals fuhren sie ineinander verschlungen durch die Stube, endlich stürzten sie zu Boden. Der Anton lag auf dem Rücken, der Vetter setzte ihm das Knie auf die Brust und klammerte seine Finger um den Hals des röchelnden Gegners.

„Das ist das Richtige, Bübel," schnaufte der Wend hervor, „das macht — auf die beste Manier den Prozeß aus."

So spricht der Mörder! konnte der Anton noch denken, in Todesangst eine übermenschliche Kraftanstrengung und der Vetter lag hingeschleudert an die Wand. Mit dem Paket eilte der Sieger aus dem Hause und davon. Im Walde auf einem Steinhaufen ließ er erst seine zitternden Glieder zur Ruhe kommen, dann riß er die Schnur des Pakets entzwei. Es waren allerhand Urkunden, die sich auf den Hof bezogen, dann der Ehevertrag des Vaters, der Taufschein des Sohnes und das Testament. — Ja, es war so, es war so. Ein wahres Glück, daß der Vetter Wend darin mit einem Legat bedacht gewesen, sonst hätte er das Testament sicherlich längst vernichtet.

Am Abend desselben Tages kam der Vetter mit einem starken Knecht auf Umwegen zum Altenleut-

Häusel. Der Knecht trug einen Korb mit Weißbrot, Rauchfleisch, Eiern und anderen guten Dingen. Der Vetter hatte unter seiner rotgestreiften Zipfelmütze eine Binde um den Kopf gelegt, aber sein rundes Gesicht mit der kurzen Nase war sehr freundlich.

Dreist trat er ins Häuslein und in die Stube, wo der Anton sinnend am Tische saß.

„Muß euch doch ein Angebinde bringen," sagte er, „Kindel frisch, wie ich höre. Na, weil nur alles so glücklich ausgegangen ist, 's ist einem allemal ein wenig bang in solchen Umständen, ich weiß es von früher her. Meine Leute haben mich freilich schon alle verlassen, längst verlassen. Es ist traurig genug, wenn der Mensch so allein steht ..."

Plötzlich brach er ab und mit dem Ärmel fuhr er sich über das Gesicht. „In Gottesnamen!" rief er nachher mit frischer Stimme aus. „Nimm halt fürlieb, Anton, mit der Kleinigkeit, was der Knecht im Korb hat. — Und von wegen der Dummheit," setzte er lachend bei, „der Dummheit wegen im Hof oben, vorhin! Kindereien. Wollen einander deswegen nichts nachtragen. Die Schriften hätt' ich dir ja so wie so gegeben jetzt, aber daß du so mit dem Zaunstecken ins Haus gefahren bist, das hat mich wild gemacht, wie halt der Mensch schon oft ist. Sind zu weit gegangen. Ist unschicksam zwischen Blutsverwandten, so was. Soll vergessen sein. Wollen fürder verträglich weiter leben wie bisher. Du hast

jetzt deine Sorgen. Daß du dich nicht auch noch mit der großen Wirtschaft abkümmern mußt. Ich verlaß dich nicht, Anton.“

Als der Vetter so gar süß gesprochen hatte, stand der Anton auf, er war fast größer und strammer als sonst und sagte: „Wend! Wenn du heute den Hof nicht mehr verlassen kannst, weil's schon finster wird, so thu's morgen früh. Wenn du vormittags Stund neun noch drauf sitzest, so werf' ich dich hinaus. Und jetzt marsch!“

An der Achsel faßte er den Vetter und schob ihn um, so daß er der Thür zugekehrt wurde. Darauf ging der Wend mit seinem Knechte ohne weiteres wieder davon.

Am nächsten Tage rief es der Vetter klagend in der ganzen Gegend aus, daß nichts, kein Leibes- und kein Seelenleid, so weh thue als erfahrener Undank. Die Nachbarschaft stand aber zum Anton, und so mußte sich der Wend anschicken, den Hof, den er längst als sein eigen betrachtet, zu verlassen.

Als über den Bach wieder die Brücke geschlagen war, nahm der Anton Küster einen Schubkarren, legte Mutter und Kind darauf und schob sie hinauf in den Hof. Das Gesinde dort war untereinander trutzig und angeberisch, kam aber den neuen Hausvaterleuten sehr demütig entgegen und wartete auf die Befehle und Anordnungen Antons. Dieser gab den Knechten heute Feiertag, denn er mußte es sich erst überlegen,

was in Stall, Feld und Wiese zu geschehen habe. Ade nun, ihr schönen Fischlein im Wasser! Ade, ihr flinken Rehe und Hasen im Walde, denen er mit Verstattung des Gemeindejägers auch manchmal nachgegangen. Die sorglose Zeit, die Herrenzeit, war vorbei. Fast reute es ihn, den Vetter abgedankt und sich selber in die Beschwerden eines großen spießigen Hauswesens gesetzt zu haben. Sein Weib ließ sich auch nicht danach an, als ob es eine umsichtige und reiche Hausfrau würde abgeben können, und das kleine Mädel hätte ein kleiner Bub sein müssen, um der neuen Hofgesessenheit und ihrer Zukunft einen tristigen Grund zu geben.

Trotzdem empfand der Anton am ersten Abend, als sie sich in der guten Oberstube des Hauses bequem gemacht, eine ganz eigene Behaglichkeit. Nach vielen Jahren endlich wieder im Vaterhause!

„Und der Mond scheint auch schön herein beim Fenster," bemerkte die Ottel. Da erhob sich im Hofe schon das Geschrei: „Feuer! Feuer!" An zwei Ecken des Hintergebäudes lohten hell die Flammen auf.

Nach zwei Stunden alles ein rauchender Aschenhaufen. —

Nun also, das war rasch und gründlich gegangen. Nun hatte der Anton die Wirtschaftssorgen wieder hinter sich. Weib und Kind waren wieder unten im Häuslein, er selber stieg mit Nachbarsleuten an der Brandstätte herum und hörte den Ratschlägen der

Gemeindegenossen nur mit halbem Ohre zu. Man konnte sagen, er war der Gleichgültigste unter allen.

Am Vormittage kam auch der Vetter. In weinerlichem Tone jammerte er heran: „Nicht menschenmöglich! Nicht zu faſſen, daß ſo ein Unglück geſchehen kann über Nacht! Im Tauſenbach drüben beim Hager, wo ich mich jetzt aufhalt', hör' ich heut' früh: Der Kuſterhof iſt abgebrannt! Lügen thut's! ſag' ich, mach' mich aber doch auf den Weg in der Angſt. Schier drei Stunden herüber. Aber Anton, ſo ſchlecht hauſen! Ja, was wirſt denn jetzt anheben? Und wie kann's denn ausgekommen ſein, das Feuer, um Gottes Himmels willen?"

Rief ein Knecht drein: „Ja, Bauer, wenn du's nicht weißt!"

„Wie ſoll ich's wiſſen!" begehrte der Wend auf, „wenn ich in Tauſenbach drüben bin!"

„Geſtern abend biſt hinter dem Hof herumgeſchlichen!"

„Das auch noch! Das auch noch!" wimmerte der Vetter und hielt ſich mit beiden Händen den Kopf. „Am End' ſoll ich's geweſen ſein. Herauskommen thät's g'rad ſo! Mein Gott, was es für ſchlechte Leut' gibt auf der Welt! Oder hat ſie der Schrecken um den Verſtand gebracht? Kein Wunder wär's nicht! — Wenn ich dir jetzt was nutzen kann, Anton, ſo ſag's. Ich trag' dir nichts nach. Wenn der Menſch ſo im Unglück iſt, da kann ich ihm nichts nachtragen! Mein Gott, nein, keiner iſt ſicher!"

Der Anton wendete ſich von dem Mann ab,

ohne auf ſein Jammern und Anerbieten auch nur ein einziges Wort geantwortet zu haben.

Vier Wochen ſpäter waren die Gründe des Kuſterhofes verkauft mitſamt dem Altenteil-Häuſel. Der Anton hatte in den fürſtlichen Gemsrevieren eine Jägerſtelle angenommen. Die Leute hatten ihm noch geraten, den Vetter Wend einſperren zu laſſen, doch da rief er ganz unwillig aus: „Laſſet mich mit dieſem Menſchen in Ruh'! Dem wird der Kuſterhof im Herzen brennen, ſolang er lebt!"

Damit glaubte er den Vetter von ſich geworfen zu haben. Es war aber nicht ſo. Wenn der Anton allein umging in ſeinen ſteinigen Bergen, da mußte er an den Wend denken, was der ihm angetan, und ein heißer Haß wühlte in ſeiner Bruſt. Und wenn er in mancher Nacht ſchlaflos auf dem Mooſe lag, da kamen ſachte all die Auftritte, Falſchheiten, Übervorteilungen und Demütigungen geſchlichen, und ſie ſtellten ſich gleichſam im Kreiſe um ſein Bett, und inmitten ragte er ſelbſt auf, wie eine Geſtalt aus mattglühenden Kohlen — der Brandſtifter, der Verführer ... Und da wütete in Antons Seele ein ſo tobender Zorn, daß er aufſpringen mußte und etwas zertrümmern.

Nein, er war noch nicht durch! Den Hof, wie leicht hatte er ihn verſchmerzt! Aber mit dem Elenden war er noch lange nicht zu Rande. Der ſtand wie ein böſer Geiſt mitten in ſeinem ſonſt ſo freien

Weidmannsleben. Manchmal war ihm, als müsse er gehen, den Wend zu suchen und ihn, wo das Zusammentreffen auch sei, auf der Straße oder auf dem Kirchplatz oder in seinem eigenen Hause, mit dem Gewehrkolben tot zu schlagen. Der Anton hatte sich sonst als einen gutmütigen, zufriedenen Menschen gekannt, er war nun selbst erschrocken ob der Rachgier, die verheerend in ihm herrschte, und er war tief bekümmert darüber, daß er im Grund eigentlich ein so schlechter Mensch sei.

So vergingen mehrere Jahre. Im Jägerhause schlepote sich's träge dahin, ohne viel Freude, ohne viel Leid. Die Ottel versah ihre häuslichen Bedürfnisse, das Mädel wuchs heran und hatte außer den Neigungen zu essen, zu schlafen und sich mit Flitter zu schmücken, keine hervorragenden Eigenschaften. Der Anton dachte: Der Herrgott traut mir da einen besonderen Edelmut zu, er soll sich nicht getäuscht haben. Das Geschöpf ist unschuldig. Aber er! Aber er! — Es ist merkwürdig, was erlittenes Unrecht, das nicht verziehen werden kann, in einem Menschen anrichtet. Es wirkt fast wie die Sünde, es macht fast schuldig, es erweckt und es nährt den Unfrieden des Gewissens, es trübt das Gemüt wie gewalttätige Wildbäche den Alpensee.

Eines Tages, als der Jäger Anton aus dem Gewände hinabging gegen das Jägerhaus, begegnete ihm auf dem steinigen Wege eine Wallfahrerschar,

wie ſolche alljährlich am Maria-Heimſuchungstage aus den Kärntnerthälern heraufkam zu einer Gnadenkapelle, welche hoch oben auf einem Bergkegel ſtand und ſonſt faſt das ganze Jahr öde und verſchloſſen war. Ein altes Gelöbnis aus der Peſtzeit war es, und Leute, die ein beſonderes Anliegen hatten, ſchloſſen ſich an, um vor dem Muttergottesbilde im Gebirge zu beten.

Unten am ſteilen Hange war einer der Wallfahrer plötzlich erkrankt, und man mußte ihn im Jägerhauſe zurücklaſſen. Die Ottel kam dem Anton vor die Thür entgegen, voller Verwirrung und was denn jetzt anzufangen wäre? Dieſer Menſch ſei drin, der Vetter Wend. Er ſei ganz krank, blute heftig aus dem Munde und ſtöhne, daß es ein Jammer wäre!

Auf ſeinem eigenen Bette hatte der Anton ſeinen Feind wieder gefunden. Ein verzerrtes Geſicht, alt und fahl, unſtät in jeder Miene, ein unheimliches Geſicht. Die Todesangſt war auf ihm. Wirr zuckte ſein Aug', als der Anton vor ihm ſtand, die kruſtigen Lippen bebten. Die Hände hob er, um ſie bittend zu falten, aber ſie zitterten ſo ſehr, daß ſie nicht zuſammenkamen.

Und das erſte, was der Anton jetzt denken konnte, war: Du armer Menſch! Du armer Menſch!

„Vetter Wend," ſagte er in ſanftem Tone und wiſchte ihm mit der flachen Hand die kalten Tropfen von der Stirn. „Dir iſt ſchlecht. Es iſt ſchon um den Arzt geſchickt, es wird vorübergehen. Daß du

nur bei uns bist und nicht unter freiem Himmel verschmachten mußt."

Jetzt hob der Wend die Hände krampfhaft hoch empor, klammerte die Finger aneinander und kaum verständlich stöhnte er: „Anton! Anton!“

Tiefer beugte sich zu ihm nieder: „Ich weiß, was du meinst. Es ist alles vorbei, es ist alles vergessen. Ich bin ja ganz zufrieden, für mich paßt nichts anderes, der Herrgott hat's recht gemacht und das Werkzeug, das er dazu gebraucht, kann nichts dafür. Kein Mensch ist ohne Fehler, der's so eingerichtet hat, wird schon wissen warum. Sollst nicht verzagt sein, Vetter, schau, wirst auch wieder gesund.“
Als der Jäger so gesprochen, ging er rasch hinaus in den grünen Wald, und es war ihm so leicht ums Herz, so leicht und glückselig, wie ihm bisher all sein Lebtag nicht gewesen. Ein fast leidenschaftliches Liebesgefühl war in ihm für den Vetter Wend; der arme schwache Mensch war ja nur einer bösen Macht unterworfen gewesen, von der er sich nicht hatte befreien können. Am liebsten hätte er ihm jetzt eine recht große Wohlthat erwiesen zur Genugthuung dafür, daß er so unselig hatte sein müssen.

Auf das allersorgfältigste wurde der Vetter im Jägerhause gepflegt, das Mädel aber hielt der Anton vom Kranken fern, das hatte bei ihm nichts zu thun. Er selbst saß oft neben dem Wend und sprach zu ihm in gemütlicher Art, als sei zwischen ihnen nie etwas anderes vorgekommen. Als die Wallfahrer vom Berge herabstiegen, konnte der Kranke freilich

noch nicht mit ihnen heimkehren, wenige Tage ſpäter aber ging's zuerſt in einer Tragbahre, dann im Thal mit einem Wäglein dem Taufenbachthale zu. Wie ihm zu Mute war, als er das Jägerhaus verließ, das kann man nicht wiſſen; ich vermute, etwas erbärmlich. Er kam ſpäter wieder auf die Beine und gelegentlich hat er dem Anton Grüße geſchickt und dieſer ſie erwidert.

— — „Und ſo iſt's geweſen," ſchloß mein Gemsjäger am Kreßbrunnen ſeine Erzählung, „und ſeither ſind wir beide erlöſt. Er und ich. Aber es braucht was, bis der Menſch durchkommt, es braucht was. — Schau du! Siehſt du's? Dort oben im Kar! Dort äſen ihrer! Drei — vier — ſechs Stück! Siehſt du's?!" —

Ich ſah ſie wohl, die Gemslein im Gewände. Das war hübſch anzuſehen, doch näher, als die flinke Antilope, ging mir das Menſchenſchickſal, von dem der Jäger mir erzählt hatte.

„Aber Jäger," ſagte ich noch, „man kann nicht zufrieden ſein!"

„Mehr als ein halbes Dutzend ſiehſt ſelten auf einem Platz beiſammen, da oben in der Karwand," antwortete er und ſchnitt ſich jetzt Brot und Speck zurecht.

„Nicht der Gemſen wegen, Jäger. Des Andern wegen. Daß er leer ausgeht! So ganz und gar ſtraflos entgeht."

„Möchten Sie in ſeiner Haut ſtecken?“ fragte der Jäger.

„Das juſt nicht.“

„Nun alſo,“ ſagte er und that aus dem Plutzer einen herzhaften Zug.

Aufs Thürnl.

Das war beim Bamer-Luft im oberen Waſſerthal. Eine Hütte mit paar Ackerlein und Wieslein für etliche Ziegen, was man in Steiermark ſo eine „Keiſchen" nennt. Der Mann ging in die Holzarbeit des angrenzenden Herrſchaftswaldes, das Weib und der Bub beſorgten daheim das Gütel. Im Keller hatten ſie zeitweilig ein Weinfäßlein laufen für Holzknechte, Jäger und Wurzner, deren an Sonntagen und an auch Werktagsabenden in der Stube ſo herumſaßen. Auch ein Tabaksſchildadler prangte über der Thüre, der war aber nicht mehr

wahr, und im Wandkäſtlein ſtanden etliche Branntweingläſer, die waren auch nicht mehr wahr. Der alte Luſi hatte ſo ſeine „Mucken“, und ſeitdem ſein genäſchiger Friedl ſo weit heranwuchs, daß er den Schnapsplutzer und das Tabaktrühel an der Wand erreichen konnte, ohne ſich erſt auf die Zehen ſtellen zu müſſen, führte der Alte die Sachen nicht mehr. Wenn der Bub ſchon ſo etwas im Munde haben wolle, meinte der Luſi, ſo ſolle er ſich eine Ziegenzitze anſtecken, da habe er Zigarre und Schnaps zugleich und von zuträglicherer Art. In der weiten Welt würden ſie ihn „Temperenzler“ ſpotten, im oberen Waſſerthal nannten ihn manche nur einen geſcheiten Mann. Sein Weib ſagte freilich, dem armen Friedl nicht einmal ein Tröpflein Branntwein gönnen, das wären ſo „Caprizen“.

Und da war an einem ſchönen Sommertage in dieſer hinteren Waldhütte ein großes Ereignis. Drei fremde Herren waren gekommen, eingekehrt beim Bauer-Luſi, hatten ſich Wein und Hausbrot geben laſſen und eine Eierſpeiſe kochen, und hatten dieſe Dinge ſo ſtark gelobt, daß das gute Bauer-Weib ganz berauſcht wurde von dem Wein, den die Herren tranken. Die ſeltenen Gäſte waren zwar bauernjägermäßig angethan mit Federhut und Rucksack, mit langen Stecken und kurzen Zoppen, und ſelbſt nackte Knie hatten ſie mitgebracht, obſchon man ſolche ſonſt nicht trug in dieſer Gegend.

Wie weit es von da noch auf das Tirndl wäre? fragte der eine mit dem fuchsroten Bart die Wirtin. In dieser Sache waltet nämlich ein Mißverständnis. Die Bergspitznadel heißt das Thürmchen, die Bauern machen daraus ein „Thürnl“, und die Touristen aus diesem frischweg ein Tirndl.

„Ih narrisch, das Thürnl!“ entgegnete die Alte, „und das kunnt ich wohl deutsch nit sagen, bin mein Lebtag nit oben gewesen. Möcht' eins schon eine Weil gehen hinauf. Soll aber nix schön sein oben, lauter Steinerwerch, und jetzt noch soll's Schnee haben, sagen sie.“

Sie wollten aber doch hinauf, meinte der Herr, und ob die Frau nicht jemand wüßte, der als Führer mit ihnen ginge?

Das Bamer-Weib legte die Hände über den Magen zusammen und dachte nach, was da zu machen wäre. „Wußt hell nit, wer. Die Leut' sind jetzt im Holz. Der Bub, wenn er recht wär', der kunnt' schon mitgehen. Der ist mit den Gamsjagern einmal oben gewesen.“

Sie möchten ihn erst einmal anschauen.

Also ging das Weib hinaus hinter die Hütte und rief den Berghang hinüber, wo der Friedl mit einer Buckelkraxe Stalldünger hinaustrug bis zum oberen „Lus“. Aufwärts ging er gar langsam und vorgebeugt unter der Last, aber abwärts hüpfte er mit der leeren Kraxe und pfiff einen Landler. Der

kam herüber und ſchaute jetzt einmal drein, als fremde Herren ſeiner nachfragten. Er wollte zuerſt nicht hinein, nickte mit der Hand der Mutter ab und wollte wieder über den Graben hin zu ſeiner Arbeit. Die Herren hatten ihn aber ſchon geſehen: ein junger, ſchlanker, bildhübſcher Burſche. Die Barfüße hatten ſtellenweiſe braune Rinden und das Leinengewand, in dem er ſtak, bekannte auf den erſten Blick redlich die Art ſeiner Beſchäftigung ein.

Ob er den Weg auf das Tirndl wiſſe?

„Ah na," antwortete der Burſche, griff unter ſeinen ſchwammigen Filz hinauf, um ſich den Kopf zu kratzen, „Weg iſt keiner hinauf. Man muß halt allweil ſo nacheinander fortgehen, hinaufzukommen iſt's ſchon. Aber Gamsſchießen, das wär' jetzt nit die Zeit."

Sie ſeien keine Jäger, ſondern Touriſten, welche das Tirndl beſteigen wollten und ſie gäben ihm einen guten Führerlohn.

„Ah, geben, das nit!" ſagte der Friedl ganz leiſe und wurde rot. „So zur Unterhaltung herumſteigen im Gebirg, das iſt ja keine Arbeit." Insgeheim dachte er, wenn ſie mir was geben, ſo iſt's mir auch recht.

Ob man oben über Nacht bleiben könne? —

„Ob, leicht," antwortete der Junge. „Wenn's nit regnet, kann man überall liegen, und ſonſt ſteigt man in eine Höhlen hinein. Auf der Brunnalm ſind auch die Schwaighütten."

Das Bauer-Weib hatte gerötete Augen, aber

dieſe wurden jetzt ganz leuchtend vor lauter Stolz, daß der Bub den Herren ſo guten Beſcheid geben konnte. Die Touriſten boten ihm für den Tag drei Gulden und Verpflegung. Auf ſolches Angebot ſchaute der Friedl ganz hilflos auf die Mutter. Er hatte ſie für anſtändige Leute gehalten. Und jetzt — man weiß nicht, was man ſich denken ſoll. Aber juſt verdrießen möchten ſie ihn nicht, die drei Gulden.

„Wenn's ihm ſchon was geben wollt's," ſprang die Mutter ein, „das Holzknechttagwerk iſt übrigs genug. Das thät' halt achtzig Kreuzer ausmachen im Tag."

„Ihr guten Leute!" rief einer der Herren und klopfte dem Weibe auf die Achſel. Der Friedl verſchwand, um in kurzer Zeit wieder als ſchmucker Sonntagsburſch zu erſcheinen. Sogar ein paar feſte Schuhe hatte er an. Sein länglich rundes, noch bartloſes Geſicht mit dem glattgeſtrichenen Blondhaar und den ſcharfen klugen Äuglein ſchaute ſo friſch in die Welt, in der es jetzt, mitten in der Woche, auf einmal Feiertag geworden war. Die Dungkraxe lag hingeworfen draußen auf dem Acker, und mit vornehmen Herren, weiß Gott, wer ſie ſind, ſoll er jetzt ſpazierengehen auf die Alm, wo es luſtig iſt im Sommer.

Als die Herren ihre Zeche gezahlt hatten, gaben ſie einen überaus freundſchaftlichen Rat her. Die Wirtin ſolle doch auf ihren Vorteil ſehen, meinten

sie, es würden schon noch mehr Fremde heraufkommen in das Wasserthal, das Dirndl hätte eine Zukunft. Der Tourist wäre froh, überhaupt hier etwas zu bekommen. Ob sie wisse, was so eine Jause draußen an der Landstraße koste? Das Dreifache, und dort wären die Nahrungsmittel doch viel leichter ins Haus zu bringen. Und sie solle gescheit sein.

„Da hat der Herr noch was liegen lassen," sagte das Weib und wies auf ein Zehnkreuzerstück, welches — als die Fremden aufgestanden — auf dem Tische zurückgeblieben war. Sie wußte nicht, daß man außer den Spielleuten noch anderen Leuten Trinkgeld giebt.

Der Friedl nahm die Rucksäcke über die Achsel, all drei zusammen waren sie bei weitem nicht so schwer als die Dungkraxen.

„Thu' halt schön ordentlich sein, Bub! Schau! aber daß du schon wieder auf den Weihbrunn vergißt!" Mit diesen Worten besprengte die Mutter das Haupt des Burschen mit Weihwasser, das in einem Gefäßchen neben der Thüre hing. Dann gingen sie davon, der Friedl, wie es einem Führer zusteht, knieweich, voran. Das Weib schaute ihnen nach, bis sie dort oben hinter den Steinbüheln verschwunden waren. Stadtherren sind's, weil sie so noble Pfaidenknöpf' haben und goldene Sachen an den Uhren. Wohl rechtschaffen reich und rechtschaffen gut und rechtschaffen gescheit müssen sie sein. Aber heut' ist der Friedl doch noch gescheiter, sonst kunnt er sie nit weisen!

Nachdem die Bergwanderer eine halbe Stunde gegangen waren, kamen sie zu einem Brunnen. Während die Herren, einer nach dem andern, aus mitgebrachten Lederbechern tranken, that der Friedl einen hellen Ruf: „Hoi ho!“

„Hoi ho!“ antwortete es hinter den Ahornen. Im Augenblick war der Bursche verschwunden und stand drüben auf der Wiese bei einem laubfrischen Mädl.

„Du Rosel,“ redete er sie rasch an, „was soll ich machen? Ins Gebirg muß ich und

kann in den Schuhen nit gehen. Sie zwicken mich bei den Zehen und neffen (wetzen) mich bei den Ferſen, daß ich die Engel hör' ſingen. Bin ſo Lederteufel nit gewohnt und barfüßig, ſagen ſie, kumt man auch nit hinauf. Roſel, was heb' ich jetzt an?"

„Gehſt in Strümpfen", beſchied das Dirndl raſch.

„Narr, wenn ich keine hab'!"

„Magſt meine Strümpf?"

„Hi hi," ſchmunzelte er, „die möcht' ich ſchon.

Sie duckte ſich nieder, ſchleuderte ihre Schuhe von ſich, ſtreifte ihre grauen Wollſtrümpfe von den Füßen, und zwar ſo raſch und geſchickt, daß der Rockſaum nicht höher, als bis zu den Knöcheln zurückging. Eine Minute ſpäter — die Zeit drängte ja — ſtak er in ihrer Wolle.

„Meine Schuh' hebſt mir derweil auf; bis ich zurückkomme, bring' dir zum Lohn was mit von der Alm."

„Tapperl," ſagte ſie, und hatte er ſchon eins an der Wange, „was wirſt den mitbringen von der Alm, als einen Wolfshunger! Und meinſt, daß ich dir mein einziges Paar Socken in Fetzen treten laß' auf dem Steinerwerk? Friedl, du gehſt jetzt her, wirfſt deine Schuh ins Waſſer, daß ſie weich werden und legſt ſie über den Strümpfen an. Nachher laufſt wie in Butter. — Wirſt auslaſſen?!"

Ihre Mahnung hätte den herlebigen Jungen kaum bewogen, ſo ſchnell wieder Abſchied zu nehmen

von der Geiß-Roſel, zwingender war der Ruf vom Brunnen her. Bald nachdem er ſein Schuhwerk ins Waſſer getaucht, ſtiegen ſie ſelbander wieder bergwärts.

— Wie in Butter! Man könnte es nicht beſſer ſagen. So lind, ſo warm ging es ſich, ſo alleweil mußte er dran denken, als hätt' er die ganze Roſel an den Füßen.

Zwei der Herren wieder hatten ihre Freude an der Gegend. Wenn die Berge Germkuchen und die ſtürzenden Bäche Schilcherwein geweſen wären, mehr hätten ſie ſich bei dieſen Dingen nicht wundern können als ſo, und je ſteiniger und ödweiliger das Gebirge ward, deſto lauter jammerten ſie vor Luſt. Der eine riß Gras ab, ſteckte es auf den Hut und that ſich Steine in den Sack, der andere hatte ein Rohr auseinandergezogen und zielte damit hinaus in die weite Welt, von der ſie hereingekommen waren. Der dritte that nichts, als alleweil auf die Uhr ſchauen. Der Friedl guckte nach Gemſen aus, war aber vor allem

darauf bedacht, ſeine Herren die gangbarſten Stellen zu führen und ihnen, wo es anging, Struppwerk vor den Füßen wegzuräumen. Für ſo viel Geld muß der Menſch auch was leiſten. — Weg war ſchon lange keiner mehr, „man muß nur alleweil ſo fortgehen“. Jetzt konnten ſie aber auf einmal nicht „ſo fortgehen“, denn ſie ſtanden an den Wänden, zur rechten und zur linken Hand die ſtarrenden Felſen.

„Die Gamsjäger gehen halt da hinauf,“ ſagte der Friedl und wies in eine Runſe, die wie das ruppige Engbett eines Waſſerfalls ausſah. Die Touriſten packten an. Das iſt ja erſt das Richtige.

Ob es nicht noch einen intereſſanteren Weg gäbe? fragte der, welcher immer auf die Uhr ſchaute.

Es wären wohl auch andere Wege, antwortete der Burſche, aber nur für Gemſen, kein Menſch könne hinauf.

„Papperlapapp! Überall kann man hinauf, wenn nur die richtige Ausrüſtung vorhanden iſt. Pickel und Seil!“

Solche hatten ſie aber nicht, und ſo mußten ſie ſich mit dem „zahmen Aufſtieg“ begnügen. Es gab nur ein paar unbedeutende Kniaufſchürfungen; nach halbſtündiger Kletterei durch die „Runſen“ hinauf waren ſie auf einer Hochzinne. Von der aus konnte man ſehen, wie hinter den fernſten Zacken der Tiroleralpen, von zarten Wolkenröſelein umſäumt, die Sonne unterging. Nach der anderen Seite hin war eine

Hochwelt von Kuppen, Kaaren und weiten Feldern mit rotem Schnee, und mitten aus diesen stieg eine dunkle Felsnadel auf, alle anderen Höhen überragend. Der Friedl fand das nun fast auch zum Verwundern, allein die Herren zogen alle ihre Uhren hervor und bestimmten des Ausführlichsten und Genauesten, daß sie von der Vamerhütte bis hieher aufs Grat vier Stunden und dreizehn Minuten gegangen waren. Das wurde verbucht. Dann ging es durch rutschende Kaare niederwärts in einen grünen Kessel, wo die Schwaighütten standen. In einer derselben heimten sie sich ein. Der Imbiß wurde ausgepackt, auch der Friedl mit dazu eingeladen. Während die Touristen schon in ihren Karten herumspazierten mit den Fingern, von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, knackte der Bursche noch immer an den Knochen und an den harten Käserinden, hörte aber fleißig zu, wie die Gegenden und die Berge genannt wurden, und Fragen an ihn beantwortete er kurz und klar und freute sich, wenn er von dem Wohlleben, das er führte, einiges durch Bescheid und andere Dienste abzahlen konnte.

Jetzt warfen sie ihm auch eine Cigarre zu; er schaute sie an und ließ sie liegen. Ob sie ihm zu schlecht sei?

„Weiß nit."

Ob er denn nicht rauche?

„Wollen möcht' ich eh."

„Nun also!"

„Mein Vater ſieht's nit gern.“

„Was Vater! Auf der Alm iſt alles erlaubt.“

Der Burſche verſuchte es, das Ding hatte aber keinen Zug, weil er vergeſſen hatte, die Spitze abzuzwicken. Endlich nebelte er, legte das Zeug jedoch bald weg und ſagte: „Mein Vater hat eh recht.“

Ob er noch nie in der Fremde geweſen, wurde er gefragt.

„Wohl, wohl, gar einmal draußen in Wallischbach.“

Wallischbach? Das liegt drei Stunden unterhalb der Bamerhütte. — Ja, ſo weit war er ſchon geweſen. Dort, beim Taſernwirt, habe er ſogar einen Menſchen geſehen, der auf der Eiſenbahn gefahren war! Nach Wien oder Mürzzuſchlag oder wohin — kurz halt ganz ins Ausländiſche. — Er wußte nun zwar wohl, daß Wien und Mürzzuſchlag noch im Inländiſchen liegen, aber den Herren gefällt es ſo gut, wenn man recht ungeſchickt daher redet, und für drei Gulden des Tags kann man das ſchon thun.

Ob er auch nach Wien möchte?

Der Burſche ſchüttelte den Kopf. „Wenn man nach Wien will, da muß man Soldat werden.“

Ob er denn nicht Soldat werden wolle?

Darauf ſagte er, das möchte er nicht, dann, er möchte es eigentlich doch, dann wieder — nein, Soldat werden und ſo weit fort müſſen, das nicht. Daheim wäre es alleweil am beſten.

Es würde am Ende jemand ſein, der ihn nicht gerne fortließe! neckten ſie ihn.

Er wurde ein wenig rot.

Ob ihn der Berg müde gemacht habe?

„Aber ſchon gar nit. Wenn's ſein müßt', wollt' ich gleich jetzt wieder auf und hinab."

Ob er ſchon einmal auf dem Dirndl geweſen wäre?

Jetzt war er ganz ſtill, endlich geſtand er, noch nie oben geweſen zu ſein.

Ob er nicht wiſſe, warum die Felſenſpitze gerade das Dirndl heiße?

„Na, freilich," ſagte er, „weil's halt ein Thürnl iſt." — Er ſprach das Wort „Thürnl" extra deutlich aus und nun ſahen die Herren, daß man auch von einem einfältigen Bauernjungen etwas lernen könne.

Und dieſes neuentdeckte Thürnl haben ſie dann am nächſten Morgen beſtiegen. Von der Spitze ſahen ſie in der Ferne aus dem Nebelmeer ragend drei oder vier andere Spitzen. Die Touriſten ſtellten ſofort feſt, daß der Aufſtieg von den Hütten eine Stunde achtundfünfzig Minuten Zeit betrug.

Am Frühnachmittag waren ſie glücklich unten an der ſteilen Lehne, die Schafleuten genannt. Da gab es zwiſchen den Steinblöcken ſchon üppiges Strauchwerk, kriechenden Brombeerſtrunk, auf Schuttmuhren rot leuchtende Weiderichblüten und Himbeerbüſche. Einer der Touriſten, der noch ein wenig Vorrat von Kraft und Übermut beſaß, kletterte auf den Schütten

herum und pflückte Beeren. Plötzlich that er einen hellen Ruf, ſo zwiſchen Jauchzen und Klageſchrei. Eine Natter hatte ihn geſtochen. Sofort eilten ſie um ihn zuſammen, ſchnitten ihm den grünen Strumpf vom Bein, der Friedl kniete hin und beugte ſich raſch mit dem Geſicht zur anſchwellenden Wade.

„Was machen Sie da?“ fragte der Verwundete.

„Gſchwind auszutzeln, daß es nicht ſchaden kann.“

„Ei wo! War wohl nur eine gewöhnliche Waldnatter.“

Das hatte nun der Friedl freilich gewußt, daß es keine andere giebt in dieſen Bergen; doch vielleicht gaben die Herren für ſeine Beſorgtheit und Opferwilligkeit noch um einen Gulden mehr!

Unter naſſem Umſchlag hatte ſich am Abende, als ſie in das Wiesbachthal kamen, die Geſchwulſt bald verloren. Bei der Wegkreuzung, wo die drei Ahorne ſtehen, über deren Kronen die Felswände niederleuchten, entließen ſie den Burſchen. Sechs Gulden gaben ſie ihm auf die Hand und ein Trinkgeld. Der Friedl hielt die Hand noch längere Zeit hin, falls die Herren eine ſolche Verſchwendung doch gereuen und ſie einen Teil des Geldes zurücknehmen wollten. „Sie thun's eh nit!“ davon war er ja überzeugt. Wenigſtens das Trinkgeld, denn das brauche er ſchon gar nicht! Sie meinten freundlich, er möge es nur einſtecken und ſich hübſch bereithalten, ſie würden ihn überall empfehlen als einen tüchtigen Führer ins Gebirge und

er möge ein anderesmal getrost eine Tagestaxe von fünf Gulden verlangen. Das gefiel dem Burschen und unterwegs in sein Wasserthal rechnete er glücklich aus, daß nach einer solchen Taxe diese Herren ihn eigentlich zu gering entlohnt hätten.

Daheim konnte er nicht wunders genug erzählen von dem Wohlleben, das er auf dieser Bergbesteigung geführt hatte, und am nächsten Morgen kam ihm die Dungkraxen recht schwer und ungut vor. Er ging wieder barfuß um, denn die Socken hatte er gewissenhaft der Eigentümerin zurückgestellt. Als die Rosel gelegentlich ihre Füßchen hineinstecken wollte, merkte sie fürs erste, daß die Strümpfe weiter geworden waren und fürs zweite, daß der schlimme Friedl in jeden einen Scherben hineingethan hatte. Zum Glück sah sie vor dem Wegwerfen die Scherben näher an und es waren zwei Silbergulden. Am nächsten Samstagabend fragte sie den Burschen, ob er glaube, daß sie für einen Strumpf voll Silbergulden ihre Seele verkaufen werde? Er antwortete kurz, was er in ihrer Wolle verdient, davon habe sie Anteil. Und wenn er noch etlichemal so aufs Thürnl steige, dann könnten sie zusammenheiraten. Das Heiraten, sagte sie, sei ihr nicht zuwider. Aber sonst war sie nicht die Gefälligste, so sehr er auch die warme weiche Wolle ihrer Socken lobte.

Von dieser Zeit an stand er manchmal bei seiner Arbeit still, machte aus der Hand ein Augendach und

ſchaute hinaus über das grüne Thal, wo der Weg ſich wie ein weißer Faden hereinſchlängelte. — Und richtig, eines Tages kam wieder etwas. Langſam kam es herein und immer weiter herein, das ſchwarze Pünktchen, aus dem ſich allmählich Roß und Wagen entwickelte. Der Wagen kehrte da unten am Gadern um, weil er den Hügel nicht herankonnte. Die Geſellſchaft — Herren und Frauen — aber ſtieg herauf. Sie erkundigten ſich, ob hier das Bamerhaus ſei und fragten nach dem Bergführer Fridel. Der hatte ſeinen Namen bald gehört und ſo ging's wieder auf das Thürnl. Diesmal war's noch beſſer als das erſte mal, die Frauen thaten gar nicht herriſch, vielmehr weit luſtiger, als die Bauerndirnen beim Tanz: der Friedl mußte ihnen das Juchhezen und Jodeln lernen, dafür ſchenkten ſie ihm Naſchereien, die er für jemand andern in den Sack ſteckte, weil ſie ihm zu „ſüßöd" waren, die er aber in den löcherigen Sack ſteckte, weil ſie leicht auch dem jemand andern zu „ſüßöd" ſein konnten.

Auch einen beſſeren Weg als das erſtemal fand der Friedl. Sie wichen der ſchlimmen „Runſen" aus. Einer der jüngeren Herren meinte, wenn ſogar Frauen hinaufſteigen könnten, ſolches würde das Thürnl bald diskreditieren. Wenn der Ruf des Berges gewahrt werden ſolle, ſo müßten ein paar lebensgefährliche Aufſtiege entdeckt werden. — Übrigens gab es noch Beſchwerden genug. Hoch oben zwiſchen den Wänden,

wo ſchon alles anfing zu jammern über den Durſt, fanden ſie eine Quelle, und nicht weit davon, gerade hinter einer Felſenrippe, einen reizenden Platz zum Raſten. Das Wort „reizend“ hörte der Burſche an jenem Tage zum erſtenmal. Der Platz war eine ganz trockene Höhlung an der Wand, die noch mit einem recht geſchickt geflochtenen Knieholzverſchlag geſchützt war. In dieſem Hüttchen hatten Hirten oder Jäger Moos und dürres Gras aufgeſchichtet — und das war das erſte Touriſtenhotel am Thürnl. Hier trank unſere Geſellſchaft Wein. Eine ſtattliche Frau Rätin war dabei, die ſchenkte dem Friedl fleißig ein und dieſer machte auch im Rauchen Fortſchritte, ſo daß er ſich ſchier bald nicht mehr zu ſchämen brauchte vor den noblen Stadtleuten.

Dieweilen ſie alſo raſteten, kroch von den Höhen der Nebel herab, machte den Herrſchaften vor der Naſe ein Donnerwetter, daß die Frauen Augen und Ohren zuhüllten, und die Frau Rätin ihr vor Angſt ſtrahlendes Rundgeſicht an der Bruſt des Führers verbarg. Dem armen Jungen wurde ganz heiß ſo nahe dem wogenden Buſen eines vor Bangnis faſt vergehenden Weibes und er war herzlich froh, als an der Wand das Waſſer niederſchoß und die Geſellſchaft ſich entſchließen mußte, bei Sturm und Regen den Abſtieg anzutreten.

Der Friedl bekam ſeine „Taxe“ und ſein Trinkgeld, und die Frau Rätin hielt ihm zum Abſchiede

ein zierliches Taſchenbüchlein hin und einen dünnen Bleiſtift, und der Friedl möchte ihr doch zum Andenken ſeinen Namen hineinſchreiben. Machte der Burſche umfaſſende Anſtalten, lehnte ſich an einen Stein, hielt mit der einen Hand das Büchlein feſt, legte den andern Arm auf, netzte an den Lippen den Bleiſtift, ſchnupperte, und ſchrieb in großen ſcharfeckigen Buchſtaben: Friedrich Adamſteiner.

„Adamſteiner!“ las die Frau Rätin, „ach, das iſt ja reizend!“

Bald darauf war der reizende Friedrich Adamſteiner wieder allein auf ſeiner ſteinigen Ackerlehne nächſt dem Bamerhäuſel.

Das Steinetragen, das Ackern mit dem Spaten für das Korn des nächſten Sommers war ſauer. Dies Jahr war die Scholle beſonders zäh, der Grund beſonders ſteinig, und was iſt es ſchließlich wert, das bißchen Korn, das mit einer ſommerlangen Arbeit gebaut wird? Wenn nicht gar der Hagel alles wieder in die Erde ſchlägt! Als Bergführer verdient man ſich in drei Tagen mehr, denn als Feldbauer das ganze Jahr. Der alte Bamer-Luſl merkte, daß der Burſche unluſtig ward. Sonſt, ob die Arbeit täglich zehn oder ſechzehn Stunden gewährt, ob ſie leicht oder hart geweſen, er hatte ſie mit der gleichen Ruhe und Heiterkeit verrichtet und hatte am Abende vor dem Schlafengehen noch eins gejodelt draußen auf dem Anger.

Aus dem erworbenen Gelde hatte er ſich nun ein ſauberes Steirergewand machen laſſen — aber nicht wie die Holzknechte tragen, ſondern ein feineres, mit Hirſchhornknöpfen am grauen Tuchrock, rotſeidenem Halstuch und „Schildhahnſtößl“ auf dem lecken Hütel. Auch ein paar nackte Knie hatte er ſich angeſchafft und dieſelben fleißig mit Speck eingefettet, damit ſie nicht ſonnenſtichhältig ſeien, hingegen recht abgebräunt werden ſollten. Wie ein friſcher „Ragerlſtock“, ſo ſtand er da in ſeinem neuen Zeugel, aber ein wenig ſchuldig bleiben hat er darauf müſſen beim Schneider. Doch ſchon in der nächſten Woche kam wieder gute Einnahme. In die Zeitung hatten ſie ihn geſetzt, den Friedrich Adamſteiner, als ſehr zu rekommandierenden Führer auf das immer mehr beliebte Thürnl.

Im Herbſte war's an einem ſonnigfunkelnden Tage, als wieder eine größere Geſellſchaft kam, gar aus Wien her, und darunter eine alte Bekannte — die ſtattliche Frau Rätin. Sie gab dem Friedl zum Wiederſehen zwei Hände auf einmal und ſie wolle doch ſehen, ob das Thürnl für ſie nicht zu erlangen wäre. Unterwegs beim Aufſtiege hielt ſie ſich an ihn, er mußte ſie ſtellenweiſe am Arme führen. Nicht des Alters wegen — Gott nein! — nur ihre Körperfülle war Schuld, daß es mit dem Atem etwas kurz zuſammenging. Die anderen Herrſchaften ſollen nur vorangehen, oder hinten nach, wie ſie wollen, man kann ſie wohl allein laſſen, ſind lauter bedächtige

Touriſten und verheiratete Leute unter einander. Einer war ſchon mehrmals auf dem Thürnl geweſen, da hatten ſie den Führer gar nicht nötig. Die Frau Rätin war junge Witwe — erſt ein Jahr alt. Jetzt griff ſie an ihren Buſen, zog eine kleine goldene Taſchenuhr hervor und fand, daß ſie noch Zeit genug hätten für den Berg. Beim Brunnen im Walde hielt ſie mit dem Friedl den erſten Imbiß. Beim Aufſchneiden des kalten Bratens ſah ſie, wie er auf ihren Ring guckte.

„Gefällt er dir?“ fragte ſie. „Wenn's einmal Pfänderſpiel giebt, kannſt ihn haben. Weißt wie das iſt, beim Pfänderſpiel? Nicht? Muß der Pfandnehmer ein Küſſel dafür geben. Du mußt es ja gut können, das! Die friſchen Alpenburſchen können's ja gut, das.“

„Ja, wir müſſen wieder anrucken“, meinte der Burſche, „ſonſt werden ſie uns was pfeifen, die voran.“

Oben in den heißen Wänden, im Hirten- oder Jägerhüttel hielten ſie zweite Raſt und die Frau Rätin behauptete, ſie könne nicht mehr weiter und ſie begnüge ſich mit der ſchönen Ausſicht, die ſich von hier aus biete.

„Dein Steirergewandel ſteht dir ſchon ſehr gut!“ ſagte ſie.

„Eh nit zwider,“ war ſeine Antwort.

„Wer die richtigen Waden hat!“

„Die gehören freilich dazu.“

„Im Winter gehſt du doch nicht umher mit ſolchen Knieen?“

„Hab' halt keine andern.

„Närrchen, mit den nackenden meine ich."

„Ein bissel macht's nix."

„Na freilich nicht, wer so viel Hitze hat. So trinke doch Wein!"

„Aber Frau, der gehört ja gar nit mein. Es ist den andern ihrer und ich muß eilends nach."

Da blieb auch sie nicht zurück.

Diesmal war ein herrlicher Abend auf dem Berge und in zwei Schwaighütten nächtigte die Gesellschaft. Bis spät in die Nacht hinein ging es sehr heiter zu, der Friedl wußte allerlei Schwänke und Liedeln; mit den „gepfefferten" wollte er anfangs nicht herfür, aber gerade nach solchen war Begehr, und die Stadtleute wußten auch etwelches, das schier noch „geschmalzener" war, als die Bauernsachen. Die Bergtouren hatten den Burschen sehr gekräftigt, nun konnte er schon mehrere Cigarren vertragen, ein Trinkglas voll Wein auf einen Schluck austrinken.

„Um den Jungen ist's schade, daß er in einer Hinterwaldhütte verkommen muß," sagte einer der Touristen — ich glaube ein Advokat war's — „er hat Grütze im Kopf und aus dem könnte noch was werden."

„Wenn's alleweil auf die Alm ging', besser wollt' ich mir's eh nit wünschen," sagte der Friedl.

„Gelt, auf der Alm, da ist es reizend, auf der Alm, da giebt's ka Sünd!" Das war die Frau Rätin, die einjährige Witwe.

Die Frau hatte jetzt aber in ihrer kleinen Tasche ein Fläschchen süßen Geschlecks bei sich. Liquer nannte sie's; „gezuckerter Schnaps!" sagte der Friedl, als er davon hatte kosten müssen.

Vor dem Schlafengehen stand der Bursche noch ein wenig draußen in der kühlen Alpenluft und schaute hin in die Mondnacht. So still, so wonnig, so daseinsfroh! Herrgott, hat das Leben eine Pracht! —

„Friedl!" rief jemand zu einer Dachlucke heraus. „Da komm herauf, da ist frisches Heu!"

Wie eine Mutter sorgt sie für ihn, die Frau Rätin.

Am nächsten Morgen war es nicht der Führer, der die Gesellschaft weckte. Der Advokat mußte von der andern Hütte herüberkommen und den Friedl beim Ohr zupfen. Letzterer sprang auf, schaute verwirrt um sich. Durch die Bretterfugen kam schon so viel Tag herein. Sie stiegen auf das Thürnl und oben war keine geringe Aufregung, als es sich herausstellte, daß man von den Hütten her anstatt der im Touristenblatt amtlich vorgeschriebenen einen Stunde achtundfünfzig Minuten nicht weniger als zweieinhalb Stunden gebraucht hatte. Natürlich sind an solcher Nichteinhaltung der Vorschrift die Frauen schuld; besonders die Frau Rätin, so lang auch ihr Touristenstecken war, kam langsam vorwärts. Der Führer hielt sich heute mehr an die Männer und war stets ein wenig voran.

Die Aussicht von der Bergspitze war nicht befriedigend, grau und undeutlich, wie durch ein trübes

Glas gesehen, lag die Gegend da, aber man muß nur froh sein, daß man etwas sieht, hieß es. Ein eiskalter Wind strich, doch könne man noch von Glück sagen, daß es kein Sturm sei, fanden sie. An der Pyramide hefteten sie rasch ihre Visitkarten fest und dann eilends wieder zurück. Abwärts mußten die Hütten doch spielend in einer Stunde zu erreichen sein.

Bei den Schwaighütten angekommen, bat der Führer um seinen Abschied, der Weg ins Wiesbachthal war ja nicht zu verfehlen, er selber müsse aber den kürzeren Steig in sein Wasserthal hinab. Warum, das sagte er nicht.

Und wie der Friedl nun so mit sich allein war, da versank er in ein Träumen, wie sonst noch nie. Heute war es anders, als gestern. Da reden sie so viel davon, und was denn eigentlich dran ist? An so einer Partie! Aus der Hosentasche zog er eine kleine goldene Uhr und schaute sie an und hob schon die Hand, um sie ins Gestein zu schleudern, that's aber nicht. Der Führer muß ja eine Uhr haben, wollte er sich doch schon lange eine kaufen, und jetzt da er sie geschenkt bekommen, war sie ihm zuwider. — Ob nicht die Rosel so was möchte? Ei natürlich, die soll sich's nur selber kaufen. Er wird überhaupt nicht mehr viel reden mit dem Geiß-Mädl, er hat ganz andere Aussichten, wenn er will. Manchmal einen Gefallen, wenn's drauf ankommt, kann man einer ja wohl erweisen. Aber ungut wird ihm schier, wenn er

an diese — diese Stadtleute denkt. Es ist halt doch wahr, was man von ihnen sagt. — So dachte er und schüttelte den Kopf. Das Hütel auf demselben saß lange nicht so keck wie gestern.

Noch ein paar Gesellschaften kamen in diesem Herbste ins obere Wasserthal, um von da aus ins Hochgebirge zu steigen, aber die Frau Rätin war nicht mehr dabei. Dem Burschen war's auch lieber, obzwar sie schöne Geschenke gab — sie war von allen Herrschaften die freigebigste. Übrigens war sie gar nicht langweilig, da könnte sich manch andere ein Beispiel an ihr nehmen.

Der Bauer-Lusl hatte schon für die Erntearbeiten einen alten Knecht aufnehmen müssen, denn wenn der Friedl vom Gebirge herkam, da war er müde und legte sich ins Heu. Als nun der Winter anrückte, die Touristen aber ausblieben, da ging der Bursche manchmal nach Lindendorf hinaus zum Bachwirt, wo mehrere Dorfleute zusammenkamen und Besprechungen hielten, wie man für ein nächstes Jahr recht viele Fremde in die Gegend bringen könne. Bequemer kann der Gebirgler ja gar nimmer zu Gelde kommen, als wenn es die Sommerfrischler und Touristen dahertragen und dalassen. Schon fingen die Bauern und Waldleute, die ihr Lebtag das Hochgebirge vor Augen gehabt, an zu glauben, daß die steinernen Berge sehr schön seien, die Fremden sagten es ja, und die Fremden haben recht. Der Friedl konnte auch mitreden und

sein Wort war sogar wichtig. Bei so Reden wird man durstig. Wenn der Mensch schon in der Sommerhitze den kühlen Wein gerne trinkt, in der Winterkälte hat er einen wärmenden Tropfen noch lieber.

Dem alten Bauer-Lusl gefiel es nicht aufs beste, daß sein Bub in den Wirtshäusern herumsaß, aber sein Weib stellte ihm vor, daß es ja des Burschen eigen verdiente Sache sei: er habe bei den harten Alpenwanderungen so viel Trinkgelder bekommen, daß er mit ihnen gar nicht fertig werde über den Winter, die Taxe bliebe ihm erst noch im Sack. Ja, das war die Ansicht der Mutter.

Im Fasching kaufte er der Geiß-Rosel ein rotseidenes Tüchel, sie nahm es an, getraute sich's aber nicht über den Busen zu hüllen an den Sonntagen. Die Leute möchten bald fragen: Woher hast du denn dieses saubere Tüchel? Und wofür hast es denn bekommen? — Der Friedl hielt jetzt solche junge Leute, wie er ein Jahr früher selber einer gewesen, für einfältig. Er war durch die bessere Gesellschaft, mit der er umgegangen, halt schon ein wenig aufgeklärt und wußte, daß es recht blöde ist, wenn man die süßen Früchte, die der Herrgott wachsen läßt auf der schönen Welt, nicht pflückt. Gerade mit solchen Worten hatte es auch die Frau Rätin gesagt.

Wünscht etwa mein freundlicher Leser bei der Frau Rätin einen Besuch zu machen? Er könnte es im Namen des Friedls thun, der wohl noch nicht Ge-

legenheit hat, nach Wien zu reisen. Vielleicht später einmal, die Frau Rätin hatte schon im vorigen Herbste auf der Partie durchscheinen lassen, wie er nett und anstellig wäre, der Friedl: ein Kutscher oder Domestik! — Domestik! das ist ein schöner Name, das muß ein hoher Herr sein.

Nun, bei der Frau Rätin geht es vornehm zu. Wohlhabenheit, Geschmack, aber auch Sitte und Anstand überall. Ein kleiner auserlesener Gesellschaftskreis ziert die Abende, und der Mittelpunkt desselben ist die achtzehnjährige Tochter Mathilde. Ein wahrer Engel an Anmut, ein herziges Kind. Man würde die Frau Rätin falsch beurteilen nach dem, wie sie sich auf der Bergpartie gezeigt. Zu Hause ist sie eine völlig andere, schon ihrer Tochter wegen, der sie in einem Institute die standesgemäße Erziehung angedeihen ließ. Dieses ihr einziges Kind war ihr Augapfel, ihr Herzblutstropfen, ihr Alles — fast ihr Alles, wenn man kleine Nebenliebhabereien nicht rechnet. Ach, dieses Thürnl! Einen interessanteren Berg giebt es nimmer auf der Welt. Und diese schlichten, guten Menschen dort, so frisch, so unverdorben, so gutmütig und doch dabei so gescheit. — Oft an gemütlichen Winterabenden taute die muntere Frau Rätin auf und erzählte von der Bergpartie auf das Thürnl und beteuerte, nicht das letztemal dort gewesen zu sein.

Fräulein Mathilde war verlobt mit einem frischen Studenten, der demnächst das Doktorat machen sollte.

So lange müßten sie sich gedulden; dafür durfte das Fräulein mit Mama Landpartien machen und es wohl auch mit dem Thürnl versuchen. Das war eine Freude!

Es kam der Sommer, es kam die bestimmte Zeit im Juli mit wunderschönem Wetter. Mutter und Töchterlein schlossen sich einer größeren Partie von Bekannten und Verwandten an, fuhren hinaus und kamen am zweiten Tage hinauf ins obere Wasserthal.

Das erstenmal im Leben wanderte Mathilde, die junge maitichblühende Tochter der Frau Rätin, hinaus in die wilde Welt. Weil sie schon so viel von der Alpennatur und den Naturmenschen gehört und gelesen hatte, so war sie nun sehr gespannt darauf. Als die junge Dame aber das Hochgebirge sah, war es ihr, von unten hinauf gesehen, nicht ganz hoch genug; umso reizender fand sie die Bauern, die Holzknechte und die Hirten, und je verschlissener und beflickter ihr Gewand, je borstiger ihr Haar und je ungewaschener ihre Hände waren, desto interessanter erschienen sie ihr. Ein wahres Raritätenkabinet war ihr dieses Wasserthal. Mit den Bauerleuten redete sie wie mit unmündigen Kindern im Kindergarten und manchmal kam ihr der alte wortkarge Mann und das gesprächige Weib, die nie stillstanden, sondern immer arbeiteten, vor, wie aufgezogene Puppen eines Automatentheaters, oder wie Figuren, die aus alten Volksmärchen herausgetreten. Lauter schiefe Verhältnisse, aber das Zerrbild war amüsant. Wirklich real

und lebendig kam ihr nur der junge Burſch vor, der ſie auf den Berg begleiten ſollte. Weil ihre Mama ſich ſo warm mit ihm zu ſchaffen machte und weil ſie ſchon wußte, daß man mit Naturmenſchen, auch mit jungen, anders umgehen darf, als mit feinen Stadtleuten, ſo machte ſie mit dem Friedl ohne viel Ziererei Bekanntſchaft. Zu Hauſe in ihrem Stadtgarten hatten ſie einmal ein gefangenes Rehböcklein gehabt. Mit dem konnte ſie nach Luſt und Laune plaudern, ohne die Gouvernante mit ihrem „Aber das ſchickt ſich nicht!“ fürchten zu müſſen. Ein wilder Bergbub iſt auch nichts anderes. Auf dem Theater hat ſie derlei Naturburſchen ſchon geſehen, nur war dieſer noch viel reizender und auch nützlicher, denn er trug für die Geſellſchaft die Sachen und er wies ihr den Weg, der immer höher und höher hinanſtieg. Anfangs glaubte das Fräulein, mit ein bischen Laufen die Zinnen des Berges in einer halben Stunde erreichen zu können; aber ſiehe, je höher ſie ſtiegen, deſto höher baute ſich das Gewände vor ihnen auf.

Der Friedl war zuerſt ein wenig betroffen geweſen, als mit einemmale die ſtattliche Frau Rätin wieder vorhanden war. Dann ſah er das feine junge Mädel. Anfangs verhielt er ſich bei ihrem munteren Geplauder ziemlich ſchweigſam, ſchaute nie offen in ihr weißes Geſichtchen, umſo öfter aber verſtohlen. Das letztvergangene Jahr war nicht gerade ereignislos geweſen für den in die Touriſtik eingeführten

F. Reiss

Burschen, doch ein so schönes Blümlein hatte er noch nie gesehen. Beizeiten fiel ihm ein, was im vorigen Jahre die Frau Rätin gesagt hatte — von den süßen Früchten, die unser Herrgott wachsen läßt auf der schönen Welt.

Der Bursche hatte seit einem Jahre im Verkehr mit Gebildeten etwas gelernt. Er wußte, wie höflich und galant man Damen behandelt. Allein diese Art stand ihm als Führer nicht zu. Er hat niemanden zu behandeln, er wird behandelt. Er ist ein junger Naturmensch und nichts weiter. Und das ist ihm recht, das ist der kürzeste Weg.

Das Fräulein hatte unterwegs Steinnelken gepflückt und war deshalb ein wenig zurückgeblieben. Der Führer wartete, flocht hernach seinen Arm in den ihren und sagte: „Ich muß dir doch ein bissel gehen helfen."

„Dank schön, das will ich schon allein thun," antwortete sie mit einem hübschen Knix.

„Ich bin halt so gern bei dir," sagte er, „ein so schönes Mädel wie du bist, hab' ich mein Lebtag nit gesehen."

Bei einem anderen — den Bräutigam ausgenommen — hätte sie auf solche Bemerkung den Arm heftig von dem seinen gerissen und wäre schwer beleidigt gewesen. An dem Naturbürschchen blieb sie hängen und lächelte. Das ist zu reizend, was er gesagt hat!

„Aber Mathildchen!“ rief die ſtattliche Frau Rätin von der Geſellſchaft her und blieb ſtehen. „Jetzt ſchon müde zu ſein!“

Zwiſchen den Wänden hinauf beanſpruchte die Frau ſelbſt den kräftigen Führer. Weil ſie nicht zuthunlich plaudern konnte, ſondern ſchnaufen mußte, ſo hatte der Burſche Zeit, ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen, dieſe wieder folgten ſeinen Augen, und ſeine Augen waren ganz und gar in dem ſchönen Mädel ſtecken blieben, das jetzt voran mit Hilfe eines alten Herrn das Gewände hinanſtieg. Das leichte Röcklein hübſch touriſtenmäßig aufgeſchürzt, einmal mit dem Stock, einmal mit den Armen ausgreifend, ſo kletterte ſie hinan. So oft ihr Gewand an einer Steinkante hängen blieb, that ſie einen Schrei und ſo oft ſie mit den Füßen ein wenig ſchief auftrat, that ſie auch einen Schrei, daß man meinen konnte, ſie ſtürze ſchon in einen tauſend Fuß tiefen Abgrund. Und wenn man ſich nach der Verunglückten umſchaute, da kicherte ſie. Ihr geflochtenes ſchwarzes Haar war locker geworden und hing unter dem grünen Hütlein in Strähnen über das hochgerötete Geſichtchen herab.

Nach vielerlei heiterem Gethue kamen ſie gegen Mittag zu den Schwaighütten. Vor denſelben auf dem Anger hielten ſie Raſt und ließen ſich wohl ſein mit allerlei, das ſie an Speiſe und Trank mitheraufgebracht hatten. Die Frau Rätin hatte einen Topf Milch gekauft, der Friedl mußte davon trinken, ſo

daß er einen weißen Schnurrbart bekam aus eitel Rahm. Den Wein, ſagte die fürſichtige Frau, werde er erſt am Abende kriegen, wann ſie vom Thürnl zurückgekommen ſein würden. — Als die Geſellſchaft ſich zum Weitermarſch rüſtete, entſtand ein Aufruhr. Das Fräulein Mathilde war nicht da. Sie war nicht auf den Matten, nicht in den Hütten. „Ein tolles Ding, das es nicht mehr erwarten kann und vorausgelaufen iſt!“ meinte die Frau Rätin. Sie eilten nach mehreren Seiten hin auseinander, um die Vermißte zu ſuchen. Der Führer Friedl bog um die Felswand und ſah ſie bald etwas weiter oben am Hang zwiſchen grauen Steinen umherſteigen und Blumen pflücken. Sie hatte ſchon einen ſo großen Buſchen in der Hand, daß ihn die Fingerchen kaum mehr umſpannen konnten, aber ſie pflückte und pflückte weiter. Von der Hüttengegend konnte man nicht herüberblicken, weil der niedergehende Felsriff undurchſichtig war. Der Friedl dachte: Es iſt ſchon recht, ich gehe lieber mit ihr allein hinauf! Er führte ſie nicht um die Felswand zu den Hütten, ſondern ſtieg mit ihr quer über den ſteilen Hang hinan, denn die Geſellſchaft, ſo ſagte er, ſei ſchon weiter oben. Er führte ſie zwiſchen den großen Steinklötzen durch, zwiſchen Knieholzfilzen hin, über Schuttfelder empor, immer tiefer in die Falten der Wände hinein.

Wohin ſie denn da gingen? fragte ihn das Fräulein.

„Aufs Thürml," ſagte er. „Kannſt du noch vorwärts? Wenn du müde biſt, ſo macht's auch nichts, ſo wollen wir uns in die warme Sonne hinſetzen und warten, bis ſie nachkommen. Denn da hinauf können ſie doch nit voraus ſein, ſie ſind noch weiter unten. Es iſt oft ſo, bei ſolchen Partien, daß man ſich verliert. Das gehört ſchon dazu."

Es gelang ihm vollkommen, ſie zu beruhigen. Sie ſaßen ganz nahe beiſammen auf Moosgrund. Er zeigte ihr Gemſen, die hoch oben an der Wand äſeten. Die Haarſträhne, die ihr immer über das Geſicht fallen wollten, machte er mit einem Alpenroſenſtrauchzweiglein feſt am Hinterhaupte. Dann ſtreckte er ſeine Hand aus und hatte ein Stämmchen Edelweiß, das er ihr ſelber an den leicht wogenden Buſen ſteckte. Sie wollte aufſtehen und nach der Geſellſchaft rufen, er hielt ſie mit ſtarker Hand zurück und ſagte: „Wenn du ſchreiſt, ſo heben die Gemſen an zu laufen, treten dabei die Steine los und es geht eine Lahn auf uns herab. Das geſchieht oft ſo. Die Leute werden ſchon kommen, iſt's nit beim Hinaufſteigen, ſo iſt's beim Zurückgehen. Wir zwei wollen uns dahier gut ſein laſſen. Es iſt da auch ſchön, ſchöner wie oben, oben geht der Wind."

Das Mädchen begann zu zittern. . . .

In dieſes wilde, entlegene Kar war keiner gekommen auf der Suche nach dem Fräulein, denn da hinein, ſo meinten ſie, verſteige ſich niemand. Die Frau Rätin hatte ſich ſchon heiſer geſchrien, ohne daß deshalb irgendwo eine „Lahn" losgegangen war, über die Felſenecke hin war kein Laut gedrungen. Da auch der Führer nicht zurückkam und nirgends zu ſehen war, ſo traten ſie die Vermutung breit, er würde das Fräulein höher oben erreicht haben und mit ihr weitergegangen ſein, dem Thürnl zu. Und in der

That erblickt einer durch den Feldstecher oben in den Wänden des Hochgipfels zwei winzige Gestalten, die sich bewegten, aber keine Gemsen sein konnten. Also eilten sie hinauf, die Rätin, vor Angst um ihr Kind gepeitscht, voran.

Um drei Uhr nachmittags waren sie oben. Ein herrlicher, windstiller Tag, ein unbeschreiblich schöner Rundblick! Aber sie schauten nicht viel hinaus in die Lüfte, sie spähten im Gewände, in den Schründen und Runsen umher — und der Führer mit dem Fräulein war nirgends zu sehen.

Ein paar Stunden später kamen sie wieder zu den Schwaighütten, von denen aus neuerdings die Gegend zu durchsuchen war. Die wenigen gefährlichen Absturzstellen wurden unzähligemal durchforscht, gottlob, immer ohne Erfolg. Nun war es nicht anders — das Fräulein, oder beide hatten aus irgendeinem Grunde den Abstieg angetreten. Die Gesellschaft trennte sich, der eine Teil stieg dem Thale zu, darunter die Frau Rätin in namenloser Angst. Sie konnte es nicht ausdenken, was ihr eingefallen war. Der andere Teil der Gesellschaft blieb in einer der Hütten, um dort zu nächtigen und weiter nach den Vermißten zu forschen.

Und als es zu dämmern begann und draußen in den Thälern schon die blaue Nacht lag — da sind sie gekommen in die Hütte.

Der Friedl erzählte das Abenteuer einer Verirrung. Das Fräulein sei zuerst allerdings nicht weit

geweſen, doch auf dem Gang zu den Hütten wären ſie — Gott weiß, wie! vom rechten Steige abgekommen, hätten ſich verloren in die Karwände, wären dort bergwärts geſtiegen, in der Meinung, doch das Thürnl zu erreichen, wären aber immer noch tiefer in die Felſenwildnis gekommen und hätten endlich gar keinen Ausweg mehr geſehen. In jenen grauſigen Schluchten gäbe es allerlei Knochen, auch Totenköpfe darunter! Aber er — der Friedl — wäre auf eine Felſenſpitze geklettert, hätte ſich dann ausgekannt und alſo mit Gottes Hilfe die Richtung wieder gefunden gegen die Hütten her — und dieſen Tag wolle er ſich merken.

Das Fräulein war ganz ſtill und bei jedem unvorhergeſehenen Geräuſch, ja ſelbſt wenn ſie angeſprochen wurde, zuckte ſie zuſammen. Auf ihren bedenklich blaſſen Wangen glitten flüchtige Flecken dahin, wie Schatten von Tauben oder Geiern, wenn ſolche durch den ſonnigen Tag fliegen. Sie ſagte nichts, ſie aß nichts, ſie trank nichts — müde war ſie bis auf den Tod. Die Schwaigerin überließ ihr für die Nacht das Bett; die anderen ſchliefen im Heu.

Am nächſten Tage ſtrebten ſie heimwärts. Die Frau Rätin, als ſie das verſtörte Kind ſah, war ſprachlos vor Entſetzen. —

Es wäre aus demſelbigen Sommer noch manche Alpenfahrt zu verzeichnen. Der Friedl ſprach bei der einen gerne von der andern, von dieſer, wie er ſich

verirrt hatte, redete er nie. Ein Führer, der sich selbst verirrt — das wäre keine gute Empfehlung.

Das Bauerweib wurde ein bißchen unzufrieden darüber, daß ihr Friedl nun gar so selten daheim war. Sie hoffte vom Winter, da ihn nicht jeder „Vagabund" auf den Berg mitlocken würde. Als jedoch der Winter kam, war es noch schlechter. Da zog der Bursche immer im Sonntagsgewande draußen um, von Dorf zu Dorf, von Wirtshaus zu Wirtshaus. Es war ja aber doch sein eigenes, wohlverdientes Geld, was er da verzehrte! War es das? War nicht durch Kartenspiel gewonnenes dabei? Hatte nicht die Polizei schon einmal ein mit falschen Merkungen versehenes Kartenspiel in Beschlag genommen, das der Bergführer im Sack getragen haben soll? Der Friedl ließ sich nichts abgehen, und doch war sein Gesicht nicht mehr so voll und frisch, wie einst daheim beim Dungtragen. Es war blaßgelb geworden, manchmal fast grünlich. Die Augen leuchteten nicht mehr so freundlich hell, als damals, da er vom Waldbrunnen aus das Ziegendirndl aufgesucht; sie blitzten jetzt scharf wie Glasscherben. Das hübsche Bärtchen, welches endlich gekommen war und mit Sorgfalt gepflegt wurde, machte viel gut im Gesichte, aber nicht alles.

Gegen das Frühjahr hin hub er an zu räsonnieren, daß ein Bergführer zu schlecht bezahlt würde. Fünf Gulden des Tags, was sei denn das? Das

gehe noch im Sommer drauf. Nun wolle der Mensch aber auch im Winter leben, wo keine Katz' auf das Thürnl steigt, oder sonst wohin. Den Rat hat man ihm gegeben, daß er schneeschaufeln oder korndreschen könnte bei den Bauern. So? Also sich im Winter die Beine verfrieren, die nachher im Sommer ins gefährliche Hochgebirge müssen und gelenkig sein sollen? Und korndreschen, des Tags für dreißig Kreuzer und einer Erdäpfelsuppe! — Anstatt so blöde Ratschläge zu geben, sollen die Wirte ihn lieber zehrungsfrei halten, denn der Führer ist es, der die Fremden durch die Gegend führt, in die Wirtshäuser — zum Gerupftwerden.

Als der Sommer nahte und mancherlei Anzeichen nach für dieses Jahr ein gesteigerter Fremdenverkehr voraussichtlich war, steckte der Friedl am Bamerhäuslein eines Tages ein Reisigbüschel über die Hausthüre, und hing daneben einen Strähn Hobelspäne hin. Wein und Bier! Ein Wirtshaus! Aus einer Bodenkammer räumte er alte Spinnräder und Spinnweben weg und stellte ein paar Fremdenbetten hinein. Ein Touristenhotel! Und als nun fremde Gäste kamen, gab keiner mehr den Ratschlag, der Bamerwirt möchte besser auf seinen Vorteil sehen. Im Hotel Imperial zu Wien gab es kaum höhere Preise als in der Bamerkeusche am Fuße des Thürnl. Der Friedl, was er von den Fremden lernte, das übte er an ihnen aus, und doch wurde ihm das Geld zu wenig; je mehr er einnahm, desto weniger blieb ihm

in der Hand. Faſt jede Woche einmal ſchlich und ſtand die Roſel, die Geißdirn, beim Häuslein herum, hielt die Hände immer über der Schürze gefaltet, hatte eingefallene Wangen, und ſchaute mit ſchreckiger Miene umher. Wenn ſie den jungen Wirt ſah, huſchte ſie auf ihn zu: „Friedl, ich ſag' dir's noch einmal im Guten! du wirſt wiſſen, was deine Schuldigkeit iſt!" Eines Tages kam ſie nicht mehr, und zur Waldhütte, wo ſie bei ihrem alten Vater wohnte, ſtiegen haſtig zwei alte Weiber hinan. Einwas! dachte der Friedl, das paſſiert anderswo auch. Denn durch die Fremden hatte er ſolches und anderes erfahren, wie es zugeht auf der Welt.

Die Gebirgstouren vom oberen Waſſerthal aus waren ſchon längſt nicht bloß beim Thürnl verblieben, ſie hatten ſich auch auf andere Berge ausgedehnt, ſo daß der Führer oft tagelang nicht nach Hauſe kam. Dieweilen er viel Geld verdiente, machten die Alten daheim Anlehen, und wenn er dann manchmal von einem großen Hotel ſprach, das er bauen wolle, meinte der Bauer-Luſl mit einem Seufzer, er wäre froh, wenn er die Schulden der Bauerhütte bezahlen könnte.

Am Vorabende des Peter- und Paulstages kehrte ein einzelner Touriſt zu im Bauerhäuslein, erſuchte um Nachtherberge und nahm den Führer auf für den morgigen Tag. Er wolle auf den Hinternock. Es war ein ſoldatiſch ſtrammer, ſchon älterer Mann in Touriſtengewand, aber ſeine goldene Taſchenuhr fiel auf, und der funkelnde Stein an ſeinem Ringe.

Der Friedl hatte ſchon gehört, was ſo ein Stein unter Umſtänden wert ſein könne. Dem Reden nach ſchloß er, daß der Fremde wohl ein vornehmer Herr ſein müſſe, denn der Mann kümmerte ſich um Jagdreviere. Und die Banknoten, als er ſeine Zeche und auch gleich das Nachtquartier bezahlte! Natürlich, er will ja eine Jagd pachten. — Hat den Touriſten jemand kommen geſehen durchs Thal herein? Leute gehen jetzt genug. Morgen vor Tagesanbruch wieder davon, der Führer kommt allein zurück, der Touriſt iſt in ein anderes Thal abgeſtiegen — wer frägt darnach? Im Gebirge verunglücken viele Leute heutzutage — kein Menſch findet je ihre Spur. . . . .

Als der Fremde in ſeiner Schlafkammer, die ſich über der Gaſtſtube befand, allein war, verſchloß er die Thüre und legte ſich zu Bette.

Den alten Leuten ſagte der Friedl, ſie möchten ſich nur auch zur Raſt begeben auf ihren Stadl hinaus, der Tag ſei jetzt lang, und morgen werde es früh licht. Er müſſe aber noch vor Tags mit dem Herrn davon auf den Hinternock und vielleicht noch weiter. Als er allein war, ſuchte er aus der Zeugkammer ein ſchweres Beil hervor und ſchwang es ein paarmal durch die Luft. An der Hausthüre pochte es im ſelben Augenblicke. — Ein verſpäteter Touriſt erſucht um Einlaß.

Im Scheine der Kerze ſtand ein junger Mann vor dem Friedl. Seine Frage, ob der Führer bereit

sei, sofort aufzubrechen und mit ihm auf das Thürnl zu steigen? — „Das giebt's nit, weil ich morgen früh mit einem anderen Herrn gehen muß."

„Sie sind selbst der Führer? der Friedrich Adamsteiner?"

Das treffe zu.

„Wann kommen Sie von ihrer morgigen Partie zurück?"

„Unbestimmt. Vielleicht erst nach mehreren Tagen."

„Gleichgiltig. Ich werde hier warten, bis Sie zurück sind. Will mit dem Friedrich Adamsteiner auf den Berg, mit ihm allein."

Verneigte sich der Bursche.

Der Ankömmling wollte nichts weiter und legte sich in der Gaststube auf die Wandbank. Der Friedl war sehr verdrießlich.

Am nächsten Morgen rauschte der Regen. Bleigrauer Nebel hing an den Bergen tief herab. Die beiden Touristen warteten bis zum Mittag, aber das Wetter blieb finster und feucht. Der Herr, der auf den Hinternock gewollt, stülpte seinen Mantelkragen auf und machte sich thalwegs der Eisenbahnstation zu. Der junge Tourist blieb im Häuslein.

Zwei Tage blieb er, sprach nicht viel, aß wenig, trank nichts, schaute immer zum Fenster hinaus, was das Wetter machte. Am dritten Tage war die Sonne da.

„Was verlangen Sie für den Tag auf das Thürnl?" fragte er den Friedl finster.

Der Bursche dachte: gut, wer so mürrisch ist, der giebt das Doppelte. Zehn Gulden begehrte er.

Der Fremde sagte: „Gehen Sie mit hinauf. Sie sollen bezahlt werden."

Ein sonst so hübscher Herr, aber wortkarg, trotzig, keine Spur von Touristenlust und Übermut in ihm. Ob er nicht krank ist! So schwarz und weiß im Gesicht, so ein Zucken, so ein scheues Auge! Was nur so einer oben auf dem Berge will? Aber zehn Gulden giebt er für den Tag, und wenn er zwei Tage lang in der Wildnis herumgeführt wird, so macht das zwanzig. Vielleicht, daß dieser sonderbare Mensch noch mehr wiegt, wie der andere, den der Regen verscheucht hat. Die Ledertasche, die er am Riemen über der Achsel trug, hatte — so schien es — schweren Inhalt, aber er gab sie nicht von sich.

Sie gingen davon. Das alte Bauerweib hätte ihrem Sohn ans Herz legen mögen, doch nicht zu lange auszubleiben, sie that's nicht, weil er sie auf derlei allemal anschnauzte. Und auf den Weihbrunn hat er halt auch wieder vergessen, dachte sie ihm nach, es ist schon ein rechtes Kreuz mit ihm. —

Nun war es, daß der seltsame Tourist und der Führer Friedl unterwegs doch Gespräche miteinander führten, aber wunderliche. Am Waldbrunnen, als sie ein wenig rasteten, fragte der Fremde plötzlich: „Wissen Sie, Adamsteiner, was ein Duell ist?"

Der Bursche schaute ihn verblüfft an. Na ja,

zu reden muß man auch was haben unterwegs. Er antwortete: „Ein Duell! Das ist halt, wenn zwei auf Kommando miteinander fechten, bis einer totgestochen ist.“ Gerade erst vor wenigen Wochen hatte er von einem solchen Fall gehört.

„Es geht auch mit Pistolen,“ sagte der Fremde.

„Sind Dummheiten,“ entgegnete der Bursche.

Sie gingen weiter.

Auf der Schutthalde unter den Felsen, wo die Runsen anfängt, rasteten sie wieder. Da fragte der Tourist: „Adamsteiner! Wenn Sie ein Mädel haben und ein Wüstling bringt es ins Verderben, was werden Sie thun?“

„Dann schau' ich mir um ein anderes. Saubere Weibsbilder gibt's genug.“

„Ist schon recht.“

„Aber wir müssen antauchen, Herr, wenn wir heute noch aufs Thürnl wollen.“

„Wer sagt, daß ich hinauf will? Wo sind die Almhütten?“

„Noch weiter oben, im Brunnalmkessel.“

„Vorwärts!“

Sie gingen fürbaß.

Eine Stunde später saßen sie auf einer Steinplatte über der Felswand. Der Führer wollte anfangen, die Aussicht zu erklären. Der Tourist unterbrach ihn: „Adamsteiner! Was halten Sie für die größte Beleidigung, die Ihnen widerfahren könnte?“

„Ich laß mich gar nit beleidigen," lachte der Bursche.

„Wenn Sie jemand einen Schuft nennt!"

„Das macht mir nichts," antwortete der Friedl.

„Wenn Ihnen jemand die Ehre raubt?"

„Von der Ehre kann man eh nichts herabbeißen."

„Wenn Ihnen jemand Geld und Gut entwendet?"

„Den schieß ich nieder!", rief der Bursch heftig.

„Im Duell?"

„Das schon nit. Kunt er mich so gut treffen, als ich ihn. Das ist keine Gerechtigkeit."

„Gut ist's," sagte der Fremde. Dann trank er Wein. Dem Führer bot er nicht einen Tropfen.

Als sie später zu den Hütten kamen, wollte der Tourist dort nicht zukehren. Rings in die Felsen schaute er: „Wo sind die Karwände?"

„Die sieht man nicht von da," beschied der Führer, „das Kar ist hinten drüben."

„Wir wollen hinüber."

„Herr, dort im Kar geht's nit hinauf aufs Thürnl."

„Geht's dort nicht hinauf? Wir wollen aber doch hinüber."

„In den Karwänden ist nichts," versicherte der Bursche.

„Sie haben mich zu begleiten, wohin ich will!"

Ist auch recht, dachte Friedl, wenn ich will, gestrenger Herr, dort findet dich niemand mehr.

Dann gingen sie hin, zwischen den Felsklötzen

aufwärts, wandten sich durch das Zirmholz, arbeiteten sich an den Schuttfeldern empor, immer tiefer in die Falten der Wände hinein. Sie kamen auf sanfteren Moosgrund, zu drei Seiten umragt von brüchigem Gestein. Nahe den Füßen ein scharfkantiges Gesenke. Aus tiefblauem Himmel schien die warme Sonne. Auf das Moos setzten sie sich nieder, der Friedl lehnte sich gar bequem hin und sagte: „Hier habe ich früher auch schon einmal gerastet."

Der Fremde schwieg, er lehnte sich nicht an den Hang, sondern saß aufrecht und legte seine Hand an die halboffene Ledertasche. Ringsum war alles so groß, so still, wie im ewigen Frieden. Ein Sandkörnlein rieselte herab am Gestein, man hörte es.

Der Friedl that, als sei er schläfrig. Der Fremde starrte in den Abgrund und plötzlich sagte er: „Adamsteiner! Hören Sie, Adamsteiner?"

Der Bursche richtete sich auf.

Der Fremde versuchte zu sprechen, es zitterten seine Lippen, seine blassen, blutlosen Lippen. Endlich stieß er die Worte hervor: „Adamsteiner! Heute ist's sieben Tage, seit sie meine Braut in die Irrenanstalt gebracht haben."

„So, das ist aber traurig," meinte der Bursche.

„Wir hätten jetzt heiraten können. Seit drei Jahren waren wir verlobt. Im vorigen Sommer hatte sie mit einer Gesellschaft eine Hochgebirgspartie gemacht. Unterwegs hat ein Schurke das unerfahrene,

vertrauende Kind abseits zu locken gewußt in eine Wildnis, hat sie — entehrt . . .“

Der Friedl stand rasch auf. Der Fremde zog die Hand aus der Ledertasche hervor. Ein Knall — flüchtig verwehte der Rauch in den Wänden.

Am Tage der goldenen Freiheit.

Aus einer Selbstbiographie.

Nachdem ich in meinem zweiundzwanzigsten Jahre das zweitemal gfallen war bei der Matura, ward mein Vater ganz zärtlich mit mir und sagte: „Entschuldige, mein Sohn, ein freundschaftliches Wort. Meine Geduld ist zu Ende, mein Geld detto. Du bist vom heutigen Tage an frei und kannst mit dir machen was du willst. Zu Hause ist kein Platz für einen Lumpen." Nach dieser väterlichen Abschiedsrede hat er sich umgewendet, und wie ich vermute, sich vor Unmut in die Lippen gebissen.

Ich hätte aufschreien mögen vor Wonne! Nach dieser Seccatur zehn Jahre lang endlich frei! Diese

Schulfuchsereien sind zu abscheulich gewesen. Alles verboten, Wirtshaus, Cigarre, Spazierstock, alles, nur nicht das Büffeln! Endlich setze ich den Fuß an die Schwelle der Universität und werde wieder geworfen. Mir war zum Erbrechen, ein Mord fiel mir ein, den ich begehen könnte und der mich vor dem nochmaligen Gymnasium schützen müßte durch den Arrest. Da spricht mein Vater plötzlich das herrliche Wort: Du bist frei, kannst machen was du willst! — O Gruß dir, du lang ersehnte, du goldene Freiheit!

Es war der schönste Augenblick meines Lebens. Ich begriff die Tante nicht, die mich am Arm nahm, zum Vater schleppen wollte, daß ich im Vereine mit ihr vor ihm aufs Knie falle, flehend, daß er sein Wort wieder zurücknehme und mich nicht verstoße. Was fällt ihr ein! Verstoßen! Welch ein brutales undankbares Wort! Ja, die Hand hätte ich ihm küssen mögen für eine so wohlwollende frühzeitige Majorennerklärung, wäre nicht zu fürchten gewesen, daß er in meinem Angesichte sein Wort wieder zurückgenommen hätte. Schriftliches hatte ich nichts in der Hand, er konnte jeden Augenblick rückfällig werden, ich trachtete weiterzukommen.

Als ich rasch auf die Straße hinaustrat, wußte ich nicht, ob nach rechts oder nach links. Da erinnerte ich mich, daß mein Vater wie der Religionslehrer mir immer ans Herz gelegt, die rechten Wege zu wandeln. Das mußten also die langweiligen sein,

ich ging links. Das erste was mir begegnete, war eine schwarze Katze, die wild erschrocken vor mir über den Weg rannte. Das zweite war der Totengräber. Der mußte Geld haben, denn es war für ihn ein äußerst fruchtbares Jahr, ein Typhusjahr gewesen. So ersuchte ich ihn, mir etwas Geld zu leihen, ich wäre auf einer kleinen Landpartie und hätte zu Hause meine Börse vergessen.

„Ei na versteht sich," antwortete der gute Mann, „dem Studenten muß man freilich Geld geben. Der wird Arzt wie sein Herr Papa und stattet mir's zehnfach wieder ab. Wie viel meint der junge Herr denn, daß ich soll?"

„Mach' dir nicht Skrupel, Vetter, der Großmut setze ich keine Schranken, damit sich deine Tugend frei entfalten kann."

„Wohin geht denn die Reise?"

„Um die Welt."

„Ist's wahr, junger Herr?" Dann nehm' Er doch den kürzeren Weg — mitten durch. Ich grabe Ihm das Loch."

„Du gräbst nur Sackgassen."

„Na, in allem Ernst, wohin geht die Reise?"

„O Freund," sage ich, „hat dir je einer von solchen, denen du den letzten Dienst erwiesen, gesagt, wohin die Reise geht?"

„Wenn's so ausschaut," antwortete er, „dann kriegt der Herr nichts von mir." Und ließ mich stehen.

Jetzt, das hatte ich von meinem frevlen Worte. Als ersten Grundsatz für meine Weltreise nahm ich mir vor, auf die Toten mich nicht mehr zu berufen, die stehen in schlechtem Kredit, selbst bei Totengräbern.

Nachher bin ich fürbaß gegangen.

Es war zwar nicht Pfingstmontag, aber es hub an zu regnen. Vor mir auf der Straße sah ich einen roten Regenschirm, er war sehr groß und spannte sich wie ein Firmament über etwas, das darunter war. Was konnte das für ein Wesen sein? War nicht etwa auch für mich noch Raum unter dem roten Himmel? Josephina! An deren warmem Busen ich so oft gelegen, als sie noch jung war. Meine alte Amme Josephina! Aufkreischte sie, als sie mich schutz- und schirmlos unter dem rieselnden Regen sah, fast zornig schwang sie über mich das Dach.

„Das Naßwerden macht mir nichts, Josephina! Im Trockenen sitz' ich, verstehst?"

Riß sie ihr Ledertäschchen — es war noch dasselbe — aus dem Sack, ein Zwanziger und drei Kupferkreuzer! „Zu wenig für die Reise um die Welt."

„Aber Kind, wir reisen ja in die Ewigkeit."

„Dazu wird's langen."

„Für alle Fälle sollst du auch den Goldring haben!" Sie zog ihn rasch und heftig über den Fingerknöchel, der wollte ihn gar nicht lassen, und es war doch eitel Messing, mit etwas Kupfer versetzt. Ich kannte ihn von meiner Kindheit her. Die Mutter

hatte, bevor sie starb, zum Vater gesagt: „Die Josephina behalte dem Kind, sie hat ein goldenes Herz.“ Was half mir jetzt das, wenn der Ring nicht echt war. Ich riet ihr, sie solle recht gesund bleiben und ging meines Weges. Natürlich mit dem roten Firmament, mit dem Ring und mit dem Kleingeld.

Gegen Abend kam ich in ein Wirtshaus, das stand so einsam an einem Waldrande, daß es eine Räuberhöhle sein konnte. Mir kann nichts geschehen, schlimmsten Falls stehe ich da in Arbeit ein unter Teilung des Reingewinnes. Im Vorhause stand ein junges Weib, sie stand vor einem aufrechten Kübel und zog ununterbrochen mit beiden drallen Armen einen Stab auf und nieder. Sie butterte.

„Ich habe Durst, Wirtin!“

„Einen großen?“ fragte sie. Die Frage war eigentlich zu dumm. Ein Student! Ich antwortete auch gar nicht und setzte mich in die Gaststube, wo sonst niemand war und wo es schon dämmerte. Während sie in den Keller ging, las ich ein Sprüchlein, das einer meiner Vorgänger mit Bleistift auf den Tisch geschrieben hatte, ganz an die Ecke hin:

„Das Wasser ist klar, Der Tisch ist rein,
Der Wein ist wahr, Die Wirtin ist mein.“

Ein empfehlenswertes und warmempfohlenes Einkehrhaus. Zwei Sternchen. Als das Buttern zu Ende war und sie mir von dem Erzeugnis eine

delikate Probe auf einem Teller gebracht und Brot dazu, habe ich nach dem Wirt gefragt.

„Mein Alter, der ist im Holzkauf aus und kommt erst morgen."

Drei Sternchen. Einen ganzen Sternenhimmel.

Ob ich Herberge haben könne?

„Wär' nicht übel!" sagte sie. „Jede Stund' in einem andern Bett kann Er schlafen, so viele stehen ihrer oben in der großen Stube."

„Ich bin ein reicher Kaufherr und habe viel Geld bei mir," rief ich im Uebermut.

„So? Nachher werden wir Ihn halt erschlagen müssen!" antwortete sie lustig lachend. Diese Zähne! Diese Augen!

„Dazu ist später Zeit. Vorerst will ich ein gutes Nachtmahl haben."

„Was Er halt schafft! Wir haben Lämmernes, Schweinernes, Hühnernes, Milchnocken, Läuterkoch, Eierkuchen, Grammelsterz, Schmalznudeln — was Er mag?"

„Was fertig ist. Schade um jede Viertelstunde, wo die Frau Wirtin beim Herd thät stehen, anstatt sitzen da neben meiner!"

Vorderhand zündete sie eine Talgkerze an und legte die Lichtschere daneben hin. Das war alles so hübsch mittelalterlich. Der Rauber war auch schon da, denn so nennt man dort den überhangenden rußigen Docht am Kerzenlicht, und der Geist konnte jeden Augenblick erscheinen.

Sie brachte — ich aß und trank. Sie saß neben meiner — ich aß und trank. Sie plauderte, scherzte und lichterte, ich — trank. Endlich einmal ein unermeßliches Trinken! Man hört es immer, daß unsere Gymnasien ganz ungenügende Anstalten sind.

Von den vielen Betten in der großen Stube scheine ich kein einziges benutzt zu haben. Auf der Wandbank muß ich gelegen sein, ich weiß aber nicht wieso, ich erinnere mich nur, daß die Wirtin mich mit einem Wachholderzweiglein unter der Nase kitzelte. Als ich emporfuhr mit der Frage, was das solle, gab sie schelmisch, den Zweig mir vor Augen haltend, zur Antwort: „Wach Holder!"

Da habe ich mich wohl rasch aufgerichtet und meine Arme um sie geschlungen, so fest und knapp, wie man den heißen Reifen um ein Faß legt. Es geschah aber, in demselben Momente, daß der enge Verband uns rasch und entschieden auseinanderbrachte, sie gegen den Ofen hin, mich über den Tisch in den Wandwinkel. Denn ein Mensch war plötzlich da, so plump und unmanierlich wie ein Fleischhauer. Wer sich da dreinmischt? frage ich, wem es nicht recht ist, wenn ich die junge Wirtin wesentlich lieb habe? Es müßte höchstens der Herr Gemahl sein! Und er schien es zu sein, denn er legte nun seine klobige Hand an meinen Rücken, dort krampften seine Finger eine Falte des Beinkleides zusammen, daran er mich wie mit einem Henkel hoch in die Luft hob. Mit der andern

Hand hatte er vom Ofengeländer eine Holzzange losgerissen, mit welcher er mich nun zu bearbeiten begann auf dem Tische. Es flog der Staub, es knarrte der Tisch unter dem mächtigen Walgen, und als durch die Erschütterung der Leuchter unter den Tisch flog und auslosch, ward die Gerberei im Finstern fortgesetzt. Ein so ungefälliges Benehmen bei einem Wirte! Und weshalb, um alles in der Welt! Am Ende war er eifersüchtig, weil ich sein Weibchen liebte! Dumm genug dazu sah er aus!

Wie lange die für ihn in hohem Grade und für mich in noch höherem Grade anstrengende Arbeit gedauert hat, weiß ich nicht, denn mein Geist war weniger auf mathematisches Denken konzentriert, als auf das Gefühl. Ich muß mich in solcher Gefühlspoesie endlich tief verloren haben, denn als ich mich wiederfand, war ich nicht mehr auf dem Tisch in der Gaststube, sondern anderswo. Der Vollmond stand am Himmel, ich lag, so viel zu merken war, auf einem Haufen von feuchtem Stroh, altem Schuhwerk, Topfscherben und Kehricht; aber diese Mondscheinstimmung, verbunden mit naturalistischem Untergrunde hatte nicht viel Reizendes für mich, denn mir that mein Leib so weh, daß ich weinte. Am Morgen kamen mehrere Knechte, huben mich auf und fanden, daß in meiner Haut die Knochen klapperten wie in einem Sacke. Und sie beratschlagten, ob es ein Arzt versuchen könnte, die entzweigeschlagenen Glieder wohl

noch einmal aneinanderzufügen. Als ich schon auf dem Schubkarren lag, kam der Wirt — er war mir zwar noch nicht vorgestellt, aber ich kannte ihn schon — und verlangte von mir die Begleichung der Zeche, das Nachtlager schien er gratis lassen zu wollen. Ich konnte nur winken, daß er selbst meine Taschen durchsuche. Er begann bei diesen Forschungen zu fluchen, denn er fand nur die dreiundzwanzig Kreuzer, die für die Reise um die Welt bestimmt gewesen waren. Der rote Regenschirm kam schließlich für das Nachtmahl auf und rettete meine Ehre.

Der Schubkarren begann zu kollern, die St[illegible] abwärts, wo ich tags zuvor so hoffnungsfrisch heraufgekommen war, und schnurgerade dem Wundarzte zu. Und der Wundarzt, das war mein Vater.

Ich weiß nicht, was sich der gedacht haben mag, als er so seinen zerbrochenen Sohn wiedersah und als er von den Knechten hörte, aus welchem Anlaß die Zertrümmerung geschehen war. Sein Vaterherz hieß er einstweilen schweigen und trachtete mit allen Mitteln seiner Wissenschaft, die Beinbrüche einzurichten, die Schrammen und Beulen zu heilen. Und als das nach mehreren Wochen geschehen war, kam sein väterliches Gefühl zum Ausbruch und er wollte alles, was eben geheilt, wieder entzweischlagen.

Dagegen habe ich Einsprache erhoben. Es sei nicht nötig, mich gänzlich lahm zu erziehen, ich wäre nun erzogen genug. Der einzige Tag meiner Freiheit

habe mehr gethan, als die zehn Jahre Schulzucht. Recht gern wollte ich mich verpflichten, binnen des nächsten halben Jahres die Matura zu bestehen.

Das Wort habe ich gehalten und bin nur erstaunt darüber gewesen, daß das Studieren schließlich so spielend leicht war.

Als nachher die Berufswahl kam, eignete ich mich nur zum Juristen, denn ich war ein Krüppel das Recht aber darf hinken. Ich bin trotzdem bestrebt, jedem ein so gutes Recht zu sprechen, als mir damals selbst geschehen ist am Tage der goldenen Freiheit.

Mein Weltleben

oder

wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.

Von

Peter Rosegger.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Achtes Tausend.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1898.

Der Rat
des Kreises Haldensleben
Bibliothek

UNIV.- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Der Rat
des Kreises Haldensleben
Betriebsbücherei

Vorwort.

Dieses Buch ist keine Dichtung, es ist ein Bekenntnis. Es ist eine Reihe von plaudersamen Beichten, die im Laufe der Jahre abgelegt worden sind, um eine arme Seele zu befreien. Die arme Seele des Verfassers, die nur lebt, indem sie sich giebt. Dieser Verfasser, der bisweilen schon Schlechteres geboten haben mag, lebt in der Einbildung, daß ein Mensch, ob bedeutend oder unbedeutend, überhaupt nichts Besseres zu geben habe, als sich selbst.

Doch ist es schwerer, sein eigenes Leben zu beschreiben, als das anderer. Zwischen artiger Selbstbespiegelung und rücksichtsloser Bloßstellung ist ein sehr schmaler Fußsteig für die schlichte Wahrheit. Und Fehler, die ein Selbstbeschreiber in seinem Buche macht, pflegt man ihm nicht so leicht hingeben zu lassen, als Fehler, die er in seinem beschriebenen Leben begangen hat. Der ersteren sollen — um eine Biographie interessant zu machen — wenige, der letzteren viele sein!

Wir kennen unseren Mann von der „Waldheimat" her. Nach seinen Jugendberichten sind schon dazumal gelegentlich ein paar Gottesgebote überstolpert worden. Auch in diesen seinen neuen Lebensbekenntnissen werden einzelne Bedenklichkeiten nicht ausbleiben, im allgemeinen jedoch

wird man an die lasterhafte Abenteuerlichkeit des Waldbauernbuben keine allzu großen Anforderungen stellen dürfen. Er zog es aus mehrfachen Gründen vor, möglichst bei der erprobten Sitte zu bleiben und lieber einen leidlich zufriedenen Menschen abzugeben, als einen interessanten. Auf der Heeresstraße ist er übrigens nicht geblieben, in einiger Abgelegenheit hat er zur Hälfte sich selbst sein Schicksal geschmiedet, seine Weltanschauung gezimmert — die andere Hälfte hat Gott gethan. Und so ist ein Menschengeschick daraus geworden, wichtig für den, der es durchlebt, unbedeutend vielleicht für den, der es liest.

Das Buch behandelt die Zeit des Mannesalters, knüpft beim Ende der „Waldheimat" an und geht bis in die Gegenwart. Jedes der in sich gerundeten Kapitel deutet eine besondere Lebensseite an, die zusammengenommen ein Ganzes geben sollen.

Möchten nun diese Blätter vom Leser mit jener harmlosen Unbefangenheit aufgenommen werden, in der sie hingeschrieben worden sind, möchte der Beichtvater in dem Maße gütig sein, als das Beichtkind aufrichtig ist.

Krieglach, im Sommer 1897.

R.

Der Erſte und der Letzte von der Waldheimat.

Zum Ausgang und zum Eingang.

Wenn man von irgend einem Menſchen ſagen kann: er taugt nicht für dieſe Welt, ſo muß das von dem Manne geſagt werden, deſſen Erinnerung dieſe Zeilen geweiht ſind. Er taugte nicht für dieſe Welt, hat zweiundachtzig Jahre in ihr gelebt, und iſt als Fremdling, wie er gekommen, von ihr geſchieden. Er war kein Sonderling, der in Einſamkeiten lebte, er war ſtets unter Menſchen, verkehrte mit ihnen immer heiter und mit größtem Wohlwollen, und hat ſie anders genommen als ſie waren, ſo wie auch er von ihnen unverſtanden blieb. Er lebte auf Erden eine andere Welt, ein Reich Gottes für ſich, und das war freilich nur möglich, indem er allem abgekehrt war und blieb, was ihm dieſes Reich hätte zerſtören können. Er hat nie eine Schulſtube geſehen, hat keinen Buchſtaben, keine Ziffer gekannt, alles, was Schrift und Buch heißt, lag ihm vollkommen ferne. Von ſeinen Eltern, den Waldbauersleuten, hatte er in ſeiner Kindheit mehr durch das Beiſpiel als durch das Wort die chriſtliche Religion erhalten; in ſeiner Pfarrkirche und in anderen Kirchen ſeiner

Gegend hatte er die katholischen Lehren vernommen und die Gebote der Kirche beobachten gelernt. Das war und blieb fortan der Inhalt seines Lebens. Er wurde auf dem alten Bauerngute Nachfolger seiner Väter, aber sein wirtschaftliches Princip war nicht so sehr das Erwerben, als vielmehr das Sparen. Er erwarb wenig und bedurfte für seine Person noch weniger. Er trank nicht, er rauchte nicht, er spielte nicht, er mied alles, was Geld kosten konnte, mit wahrer Ängstlichkeit, weil ihm das bei seiner geringen wirtschaftlichen Fähigkeit sehr bald in die größte Abhängigkeit von seinen Mitmenschen gebracht haben würde. Äußerlich war er von ihnen abhängig genug, aber in seinem Seelenleben bewahrte er sich mit einer milden unumstößlichen Hartnäckigkeit die Eigenart und Freiheit. Äußerlich unterschied er sich nicht von seinen Standesgenossen; er arbeitete des Werktages wie jeder andere, nur vielleicht mit etwas geringerer Hast, er ging des Sonntags in die Kirche, wie jeder andere, nur daß er der erste im Gotteshaus war, und der letzte im Freien. Er kniete in irgend einem Winkel und unterhielt sich mit Gott, mit der Mutter Gottes, mit den Heiligen. Die Form, in der er mit den Himmlischen verkehrte, war das Vaterunser, das Avemaria, die er stets zu einem Rosenkranze flocht und aufopferte. Das ging sehr einfach zu, und war doch seine Seligkeit. Wäre er ein „Betbruder" gewesen, so würde ich den Mantel der christlichen Liebe darüber legen, schweigen und mich befleißigen, nicht in seine Fußtapfen zu treten. Als das, was er war, sei er mir das größte Vorbild, weil mit seinem Denken und seinem Vorbilde auch sein Wandel übereinstimmte, soweit das menschenmöglich ist. Ich wollte, es hätte ihn ein

anderer so genau gekannt, um diesen ganz besonderen Menschen schildern zu können. Wenn ich es gethan in meiner „Waldheimat", in dem Bilde des „Heidepeters", in dem Mundartstücke „Mei Voda", so kann man sagen, da spricht der Sohn, da spricht der Poet, der liebende, der idealisierende. Und doch glaube ich in jenen Schriften eher zu wenig als zu viel gesagt zu haben, und ich bin auch heute nur schwer imstande, das Bild zu vervollständigen, schon aus Befangenheit in der Vorstellung, daß der moderne Mensch diesen Charakter nicht begreift.

Er war der weichmütigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen, aber nie weinend wegen Erdenleides. Er begrub Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißenden Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde naß, wenn er von der Liebe des Herrn Jesus hörte, oder von der Milde und Gnade unserer lieben Frau; die Thräne stand ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang. „Ist schon das so schön, wie schön wird's erst im Himmel sein!" — Auf diese Erde, ihre Freuden und ihre Leiden legte er eben kein Gewicht. „Es ist bald vorbei, es ist nur dazu da, daß wir uns in Geduldigsein und mit guten Werken eine glückselige Ewigkeit erwerben." Je mehr Leiden hier, desto mehr Freuden dort; je ärmer und verachteter auf dieser Welt, desto reicher und größer im ewigen Leben. — Demgemäß sah und handelte er. Die größte Angst hatte er vor dem Unrechtthun, in der Liebe stieg er von niedriger Stufe zur höheren. In seiner Jugend, als die Leidenschaft zum Glücklichsein auch in ihm war, that er Gutes aus Furcht vor den ewigen

Höllenstrafen, die ihm auf der Kanzel und im Beichtstuhle so schrecklich geschildert worden waren, daß die arme Seele ächzte und sich aus Angst nicht genugthun konnte. Später that er Gutes aus Liebe zu Jesus, „der für uns Menschen am Kreuz gestorben ist". Und endlich that er Gutes, „um damit arme Seelen aus dem Fegefeuer zu erlösen" und Mitmenschen auf den Weg zum Himmel zu bringen. So war er allmählich zur reinen Nächstenliebe gelangt. In früheren Jahren stand er noch in der Engherzigkeit eines kümmerlichen Lebens; sein Weib war es, das arbeitsame, flinke, herzstarke, das ihm Hilfe für den morgigen Tag weissagte, wenn er heute die letzte Krume Brot hergab. Später gab er alles, was er hatte, ohne Aussicht auf Hilfe für den morgigen Tag. Er liebte sie gar nicht diese Hilfe, es war ihm am wohlsten in der an Noth grenzenden Habloſigkeit. Bei der Nachbarschaft, die wie alle Welt nur vor dem Thatkräftigen, Klugen und Listigen Respect hatte, wenn sie von diesen auch stets übervorteilt wird, genoß ein solcher Mensch keine besondere Achtung. Sie verspotteten ihn, sie gönnten ihm sein Mißgeschick, das er oft leicht hätte ablenken können, während er sich sorglos und, wie ihnen schien, zwecklos mit den Himmlischen unterhielt. Nur wenn über irgend einen der Nachbarn das Unglück kam, da erkannten sie in ihm den barmherzigen Mann, dessen Mitleid und Trostspenden so köstlich waren. Wenn er an Brandstätten, an Krankenbetten saß, da ward der sonst so stille, unbeholfen sich ausdrückende Mann beredt, da legte er den hohen Wert dessen aus, was Feuer, Krankheit und Sterben nicht zerstören konnte — des Ewigen und Göttlichen.

Seine ganze Seelennahrung war das Priesterwort,

das er als buchstäbliches Gotteswort annahm. Manche wollten ihn irre machen und wiesen darauf hin, daß die Geistlichen selbst nicht nach ihrer Lehre lebten. Er antwortete: „Was sie thun, ist ihre Sache, aber was sie sprechen, das göttliche Wort, das geht uns an.“ Geistliche, die ihres weltlichen und manchmal sogar Aergernis erregenden Lebenswandels wegen nicht seine Zuneigung besaßen, suchte er trotzdem auf im Beichtstuhle, wo sie nicht als die sündigen Menschen, sondern anstatt Gottes saßen, und die Messe, die sie lasen, war ihm nicht minder heilig, als hätte sie der frömmste Bischof gelesen. Er machte überhaupt zwischen Geistlichen keinen Unterschied. Dem armen Dorfkaplan küßte er mit derselben Ehrfurcht die Hand, als dem Kirchenfürsten. Dem festlichen Pompe zu Ehren hoher Prälaten blieb er am liebsten fern. Am Worte Gottes hielt er unerschütterlich fest, und wenn er veranlaßt wurde, hätte kein Cardinal die Kirchengebote besser verteidigen können, als dieser Mann es that, der nicht einen einzigen Buchstaben lesen konnte und dessen große kindliche Einfalt in allen weltlichen Dingen sprichwörtlich war. Von vielen Kirchengelehrten unterschied er sich aber dadurch, daß er die kirchlichen Satzungen nicht bloß kannte, sondern auch nach ihnen lebte, in seinem Gemüte sie vertiefte und im Sinne des Evangeliums vergeistigte. Er wohnte bei der Messe thatsächlich der Kreuzigung Christi bei. Nach dem Gottesdienste blieb er immer noch längere Zeit allein in der Kirche, um den Heiligen in demütiger Vertraulichkeit sein Anliegen mitzuteilen, und sie um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten. Anliegen hatte er große, schwere. Für sich und seine Lieben, die er in den Gefahren der Welt wußte, die ewige Seligkeit zu

erbitten, das hatte er in späteren Jahren zur Aufgabe seines Lebens gemacht.

Man hatte schwer an ihm gesündigt. Man hatte ihm vorgestellt, daß seine verstorbenen Kinder im Fegefeuer schmachten, weil keiner so fromm ist, um „vom Mund auf" in den Himmel zu kommen. Er hörte in den Nächten diese armen Seelen an sein Bett treten und um Hilfe flehen, und man hatte den bei der katholischen Kirche trostsuchenden alten Mann damit abgefertigt, „daß nach den Lehren der heiligen Kirche die Fegefeuerspein der Verstorbenen sehr wahrscheinlich sei, und zwar umso wahrscheinlicher, als in diesem besonderen Falle die noch lebenden Verwandten sich zu sehr dem Weltlichen ergeben, ja sogar Abtrünnige wären, anstatt für die armen Seelen im Fegefeuer gute Werke zu verrichten". Da ist denn der arme geängstigte Mann oft tagelang wie verloren umhergegangen, in den langen Nächten schlaflos gewesen und und hat nichts gehört als das Weinen und Stöhnen der lieben Kinder im schrecklichen Feuer. Man hatte ihm vorgestellt, daß er mit verantwortlich sei vor dem gerechten Richter, wenn seine Kinder die Gebote der Kirche vernachlässigten. Besonders ein verruchter Sohn war vorhanden, der gegen einzelne kirchliche Einrichtungen öffentlich auftrat und sie Mißbräuche nannte, als wären sie dem Evangelium Christi zuwider und der wahren Sittlichkeit von Schaden. Diesen kritischen Sohn legten sie dem alten Manne schwer auf das Gewissen und stellten dem Vater die ewige Verdammnis in Aussicht, wenn es ihm nicht gelänge, sein verirrtes Kind auf den rechten Weg zu bringen. Aber der Zunder der Zwietracht, den sie in die Familie geschleudert, zündete nicht nach Wunsch. Der alte

Mann war zu gütig und liebreich, um die Eintracht zu zerstören; er belehrte nur, er bat nur, er betete nur, und den Sohn rührte dieses innige Bitten mehr, als die Drohungen der Zeloten ihn erschreckt hatten. Seine Weltanschauung stand freilich längst fest, so gut wie die des Vaters, und eines Tages hatte ein greiser Priester zum alten Manne gesagt: „Euer Sohn ist nicht böse, er ist nur anders als Ihr, er sucht auch das Gute in seiner Art. Saget nichts mehr zu ihm und betet unablässig zu unserem Herrgott, der wird alles recht machen.“ — Man hat die Veränderung wohl wahrgenommen, die von diesem Tage an in dem Greise vorgegangen, er war nicht mehr der grüblerische, besorgte, gequälte Mann, er war der sanfte, heitere Vater. Aber viele und viele Jahre hatte das Fegefeuer gewährt, in dem man diese arme schuldlose Seele auf Erden gefangen hielt. Haben sie wohl ermessen, was gerade dieses liebreiche Herz gelitten unter ihren brutalen Vorstellungen, die nur für hartgesottene Sünder berechnet sein können? Einen gläubigeren, inniger ergebenen Sohn hat die katholische Kirche nie gehabt, als ihn und einen von ihren Dogmen gepeinigteren Märtyrer hat sie nie besessen. — Was frommt es, Einzelheiten zu schildern, sie müßten nur empören, in seinem Geiste lag nichts als Verzeihung, und in diesem Sinne will ich schweigen.

Die äußeren Verhältnisse hatten sich längst verändert, er lebte nicht mehr hoch oben im alten Waldbauernhof, seine Kinder hatten sich im Lande zerstreut. Er besuchte von Zeit zu Zeit jedes, länger aber blieb er nur bei dem, das am ärmsten war. Er dürstete nach Armut, und was er bekam, das gab er wieder hin. „Wer zwei Röcke

hat, der gebe einen davon dem, der keinen hat", er nahm es wörtlich. Weitere Eigenschaften an ihm waren die Dankbarkeit und die Demut. War er bei dem Sohn zu Tische, so dankte er nach demselben, wie ein fremder Armer nicht bloß seinen eigenen Kindern, sondern auch den Dienstleuten in der Küche. War es zu Hause oder in der Kirche, er setzte sich stets auf den unscheinbarsten Platz. Auf der Gasse ging er an Standespersonen, die ihn gerne im voraus grüßten, mit demütigem Danke vorüber; begegnete er einem Bewohner des Armenhauses, so hatte er für ihn stets eine freundliche, zumeist gemütlich heitere Ansprache. Nie ein böses Wort der Mißgunst, nie ein Fluch, nie ein unanständiger Ausdruck, nie eine entschiedene Willensäußerung, nie eine vorlaute Behauptung — immer sanft, sich selbst zurückstellend und bescheidend, dabei stets von einem warmen Humor, mit leichter Selbstironie, manchmal auch mit einem munteren Witz gewürzt — jene heimliche Seelenvergnügtheit, gleichsam darüber, daß er den Wirrnissen der Welt so glücklich entkam.

Dem Weltleben war er vollkommen unzugänglich geblieben und wenn er einst von seinem gütigen Richter gefragt werden wird, in welchem Jahrhundert er gelebt hat, so wird er es nicht wissen. Fünfzig Jahre lang sah er den Dampfwagen, den Telegraph an seinen Augen vorüberziehen, er kehrte sich nicht weiter daran, höchstens daß er manchmal so nebenhin seine Verwunderung aussprach, wie über ein Taschenspielchen, das den Zuschauer verblüfft, weiter aber nichts bedeutet. Ein paarmal wurde er in theatralische Schaustellungen geführt, er verließ sie kopfschüttelnd. Die großen Stadthäuser, die Pracht der Auslagen, er sah sie etlichemale, aber sie schienen ihm kaum einer Kopfwendung

wert; hingegen sah er in einer solchen Auslage zufällig einmal ein bedrucktes Blatt Papier, von dem die Leute sagten, daß es eine Tausendguldennote sei. Davon sprach er viele Jahre lang, daß er einmal einen Tausender gesehen! „Ein armes Weib hätte mit ihren Kindern ihr Lebtag davon zehren können, und hier lag er im Glaskasten nur so für die Neugierigen.“ Die Weltereignisse, so sehr sie in seinem Dorfe auch wiederhallen mochten, an ihm gingen sie spurlos vorüber. Vom Krieg im Jahre 1866 wußte er nichts anderes, als daß der Schmiedhofer Knecht, der Hansjörg, dabei zugrunde gegangen sei. Hingegen beschäftigten ihn lebhaft die vielfach geschürten Vorstellungen, daß der Antichrist ins Land kommen, die Kirchen zerstören und die Menschen verführen werde, und dann war er unerschöpflich an Zuversicht, wie man diesen Erbfeind vertreiben könne: durch gar nichts anderes, als durch den festen Glauben an Jesus und durch das Gebet zu unserer lieben Frau. Daß man vor allem sittsam leben müsse, das verstand sich ihm von selbst.

Einer seiner Söhne hatte sich, wie schon angedeutet, mit der Welt eingelassen. An persönlicher Vollkommenheit konnte derselbe sich mit dem Vater nicht messen, aber er besaß ein gewisses Talent, das von vielen Leuten geschätzt wurde und Ehren brachte. Bei einem solchen Ehrentag des Sohnes, der im heimatlichen Dorfe sehr froh und festlich begangen wurde, war der Vater nicht zu sehen. Fremde suchten ihn und fanden ihn nicht. Er kniete in einer entlegenen Waldkapelle und bat die Mutter Gottes, den Sohn nicht eitel werden zu lassen, und daß durch solche Weltfreude niemandem der Blick zu Gott verdunkelt werde. Hohe Herrschaften waren gekommen, um den Vater zu grüßen, sie wollten ihn stolz

machen, und machten ihn nur bang. So viel Glück, so viel Luſt, ſo viel Ehre — es iſt kein gutes Zeichen für die arme Seele! Die Beſtrebungen ſeines Sohnes lagen ihm gänzlich fern; wenn dieſelben gelobt wurden, ſo hörte er es gleichgiltig, erſt wenn die Redlichkeit des Sohnes betont wurde, blickte ſein mildes Auge demütig dankbar auf. Der alte Mann war manchmal umſchwärmt von zugereiſten Leuten, die ihn ſchmeichelnd ausfragen wollten, erließ ſich nicht und durch nichts aus ſeinem engen Kreiſe locken, er benahm ſich in altgewohnter Weiſe, trug ſein Bauerngewand, entgegnete den Reden kurz und ſchlicht in ſeiner altväteriſchen Bauernmundart. Das Hochdeutſch der Fremden, er verſtand es nur ſchwer, die Lobſprüche beantwortete er ſtets damit, daß er nicht wiſſe, ob es wahr ſei — und dann ging er wieder langſam ſeiner Wege. Mit keinem Schritt, mit keinem Worte und mit keiner Geberde wurde er ſeiner alten Bauernart untreu.

Sein Ereignis bildete die jährliche Reiſe nach Mariazell, die er infolge eines alten Gelübdes zu machen pflegte. Er wollte ſie ſtets zu einer Bußreiſe geſtalten, aber es wurde allemal eine Vergnügungsreiſe daraus, ſo ſehr freute er ſich an den ſchlechten Wegen, an den wunden Füßen, an dem ſtundenlangen Knien auf Sandkörnern und an dem Beten und Faſten. Als er ſchon ſehr gebrechlich war und doch gerne noch einmal unſere liebe Frau in Zell ſehen wollte, ſpannte jemand zwei ſchöne Roßlein an einen fürnehmen Wegen, ſetzte den alten Mann hinein auf den weichen Sammtſitz und fuhr mit ihm zwiſchen den hohen Gebirgen hin gegen Mariazell. In großen Wirtshäuſern wurden ordentliche Mahlzeiten gehalten, in den Herbergen war für ein gutes Bett geſorgt, und in der Wallfahrtskirche

wurde es eingerichtet, daß der Greis ohne Gedränge und langes Warten die Sacramente empfangen konnte. — Von dieser Wallfahrt war er betrübt, fast mißmutig nach Hause gekommen. War das eine Pilgerfahrt gewesen? Nein, das war eine hoffärtige Lustreise gewesen — so kurz vor dem Sterben! — Er legte sich jetzt manche besondere Bußübung auf, um die arge Ungehörigkeit wieder zu sühnen.

Verschiedenemale war versucht worden, ihm für sein Alter eine selbständige Häuslichkeit einzurichten oder wenigstens eine bequemere Lebensführung zu verschaffen. Er war dankbar dafür, und lehnte es ab. Ihn zog's allemal zurück zu seinem bäuerlichen Sohne, dem einzigen, der dem Bauernstande treu geblieben war. Der besaß im Thale ein kleines Gut, sein gleichmütig freundliches Wesen, sein braves, fleißiges Weib, seine muntere Kinderschar gefielen dem alten Manne noch am besten. Da gab es allerhand Sorgen und Kümmernis, da war der Weg zum Himmel noch am deutlichsten sichtbar — da blieb er. So oft er sich auch bei seinen übrigen Kindern einfand, so sehr man ihn überall auf den Händen trug — er kehrte stets ins alte, kleine Bauernhaus zurück, und dort fühlte er sich wohl.

Alles Ungewöhnliche, alles, was von außen an ihn herantrat, war ihm unheimlich. Die Beziehungen der Seinigen zu weiteren Kreisen, zu anderen Ständen, zu höherstehenden Menschen waren ihm unheimlich. Alles, was unter der Marke Genuß, Ehre, Macht in der Welt sonst so sehr gesucht ist, ihm war es unheimlich. Er verkehrte am liebsten mit den Ärmsten und Vergessensten seinesgleichen oder mit den kleinen Kindern seiner Kinder. Mit diesen redete er von Gott und dem Himmel, führte

ſie über die Felder hin und betete unterwegs mit ihnen laut den Roſenkranz. Die Kinder hingen am „Aehndl“ mit der größten Zärtlichkeit. So oft er von der Kirche heimkam, hatte er für ſie ein „Guderl“ im Sack, ſo oft ſie von manchmal herbem Schelten der Eltern zu ſeinen Knien flüchteten, hatte er für ſie ein ſchützendes Wort, und ſeine Erzählungen von Jeſus, von „unſerer lieben Frau“, von den lieben Engeln und frommen Heiligen waren ihrer reinen Kinderphantaſie zum Entzücken. Manchmal, wenn dieſe Kinder ſo recht nahe an ſein Herz kamen, betete er, daß ſie in früherer Jugend ſterben möchten, damit ſie den Gefahren der Welt entrückt wären und damit er hoffen könnte, mit ihnen einſt in der ewigen Seligkeit zu ſein.

So weltabgekehrt war er achtzig Jahre alt geworden. An dieſem Tage ſuchten die Seinigen ihm beſondere Ehren anzuthun, aber er flüchtete in einen dunklen Winkel der Kirche, betete und hielt wohl eine innere Rückſchau nach lieben Menſchen, die, ſpäter geboren als er, längſt vor ihm heimgegangen waren. Als er zum Feſtmahl geholt wurde, ſah er, daß dort ſein Bildnis mit einem Kranze geſchmückt war, da ſagte er gar nichts als die Worte: „Heut' ſollt' halt mein Weib noch leben.“ — Und ſaß voller Demut bei Tiſche, ſtill bedacht, manch guten Biſſen ſeinen Enkeln zuzuſchieben, und daß ihm innerlich wohl war, bewies nur manchmal ein mildes launiges Wort, das er ſprach. Zum Angebinde erhielt er einen Sack voll Silberkronen, in denen er ein Weilchen gemütlich mit den Fingern wühlte, zu hören, wie das klingt. Dann ging er mit dem Sacke hin und verteilte das Geld an ſeine Enkel und an die Bewohner des Armenhauſes.

Bald nach dieſem Tage fing ſachte die Auflöſung an,

welche zwei Jahre lang währte. Sie zeigte sich zuerst darin, daß er sehr wenig redete und nicht mehr von religiösen Dingen sprach; dann, daß er nicht mehr früh morgens aufstand, wie er es Winters und Sommers gethan hatte, um in die ziemlich entfernte Kirche zu gehen, endlich, daß er sitzen blieb, wo er saß, liegen blieb, wo er lag, so daß man ihn oft erst zu sich bringen und führen mußte. Manchmal wieder ging er mit müden, zitternden Gliedern unruhig im Hause umher, als ob er etwas suchte, und wenn er angeredet wurde, so blickte er mit seinen guten, trübe gewordenen Augen hilflos drein und entschuldigte sich dann durch ein halbes Wort, daß er gar so einfältig geworden sei. Nie sprach er eine Klage aus, nie einen Wunsch; wenn er — zu einem Worte veranlaßt — den Mund aufthat, so kam eine halb scherzhafte Bemerkung hervor. Man hatte befürchtet, daß seine religiösen Anliegen in der letzten Zeit neuerdings, und für ihn quälend hervortreten könnten — das war ganz im Gegenteile, er redete nicht mehr davon, er begehrte keinen Priester, kein Sacrament mehr, wie sonst, wenn er krank gewesen war; er betete nicht mehr und beteiligte sich mit kaum einer Miene, wenn im Hause das Tischgebet gesprochen wurde. Er war fertig, in heiterer Ruhe, halb lächelnd, halb schlummernd träumte er hinüber. So hatte er's doch erbeten, das selige Ende, und so war er unversehrt den Gefahren der Welt entkommen.

An einem heißen Julitage war es gewesen. Ich hatte einen jüngeren schwerkranken Bruder besucht, der im Krankenhause eines Nachbarortes einer operativen Behandlung hingegeben war. Nach dem Besuche hatte ich vor, eine größere Bergpartie zu machen. Da war mir

auf derſelben plötzlich zumute: Kehre um. — Die Empfindung ſchien mir ganz grundlos, aber ſie war ſehr heftig, ich gab ihr nach und fuhr raſch nach Hauſe. Sollte es wieder das alte dumme Heimweh ſein, das mich nun auch ſchon auf Spaziergängen in der Heimat packt? — Es war Mittag, die Luft ſchwül und ſchwer. Kaum zehn Minuten zu Hauſe, kam das Töchterlein meines älteren Bruders mit der Nachricht: der Aehndl ſei ſo ſchlecht geworden. Ich ließ beim Wirt ſofort das Wäglein einſpannen, packte den Arzt auf und fuhr in das nahe Dorf zum Bauernhauſe. Beim Eintritt in die Stube hörte ich Gebete murmeln, ſah ich auf dem Tiſche das Licht brennen. — Er lag in ſeinem Bette wie immer, wie er bei meinem letzten Beſuche am Abend zuvor gelegen war. Und doch anders! Das offene Auge war wie halb geſtocktes Eiweiß, die Wangen lehmfarbig, eingefallen, die trockenen, blutloſen Lippen zuckten unter den langſamen, röchelnden Atemzügen. Die rechte Hand war angeſchwollen und lag auf der Bruſt, von der die Decke leicht zurückgeſchlagen war. Die Bruſt war eingefallen, flach, dünn wie ein Brett. In der Linken hielt er ein meſſingenes Crucifixlein ans Herz gedrückt. Der Arzt fand, daß hier nichts mehr zu thun ſei und ging fort. Ein Nachbar, welcher für ſolche Ereigniſſe im Dorfe geholt zu werden pflegte, um die Sterbegebete zu ſprechen, murmelte ſie. Wir riefen dem Aehndl zu, laut riefen wir die Namen ſeiner Kinder. Er hörte nichts mehr, das Auge war ſtarr, der Atem wurde leiſer und langſamer. Der Nachbar begann wieder zu beten. Es waren ſchreckliche Gebete, ſie lauteten von der größten Gefahr der Sterbeſtunde, vom lauernden Teufel, vom gerechten, unerbittlichen Richter, von der ewigen Ver-

dammnis. Das paßt ja für ihn nicht! rief es in mir. Die Anwesenden erfaßten des Sterbenden Hand und sagten schluchzend: „So behüt Euch Gott, Aehndl! Bittet für uns im Himmel!“ —

Er hatte nichts mehr gehört, gesehen, gefühlt, längst umfing ihn die Liebe Gottes, während man seinem erkaltenden Leibe noch von Hölle und Teufel vormurmelte.

Als dem Atemzug keiner mehr gefolgt war, hatte man die Wanduhr stehen lassen, sie zeigte auf Eins. Dann kam das Weib, welches im Dorfe die Todten zu waschen und anzukleiden pflegte. Ich ging zu meiner Frau, zu meinen Kindern, die dann auch kamen, um noch einmal in sein liebes Antlitz zu schauen. Er hatte einen schneeweißen, gestutzten Vollbart, wie er ihn während der letzten Monate getragen. Aber er hatte nicht mehr die Runzeln im Angesicht, das war fast glatt geworden, und die wenigen Haarsträhnchen am Hinterhaupte waren nicht mehr weiß, waren wieder fast lichtblond, wie sie einst in jungen Jahren gewesen. In den Zügen lag der Ausdruck einer unendlichen Behaglichkeit. Auf dem schwarzen Rock über der Brust lagen einige Heiligenbildchen, nach alter Sitte von den Seinigen ihm mitgegeben zur ewigen Ruhe. Aufgebahrt war er in der Stube, in welcher er seit vielen Jahren gewohnt hatte und gestorben war. Zu seinen Häupten ein Muttergottesbild und ein Crucifix, an beiden Seiten Lichter und Blumen. Ein weißes Tuch hüllte den schmalen Körper ein. Die kleinen Enkel standen verdutzt umher und wußten nicht, was das zu bedeuten habe, mit dem Aehndl. Zur Thür waren Hühner und Küchlein hereingeflattert, sie gackerten und piepsten um die Leiche herum, wollten sich nicht verscheuchen lassen, huschten neben

und unterhalb der Bahre, ſo daß es war wie ein Kranz von ſprudelndem, wirbelndem Leben um den Todten.

Dem ſchwülen Tag war ein heftiger Sturm gefolgt, er riß die Fenſter auf, blies die Bahrlichter aus und wehte das weiße Tuch von ſeinem Haupte hinweg. Blitze warfen ihren roten Schein an die blaſſen Wangen, über den Dächern rollte der Donner, aber den Frieden des Schläfers konnte nichts mehr ſtören. In der Nacht kamen Leute, die an der Bahre wachten und beteten.

Am dritten Tage haben wir ihn zur Kirche getragen, zu ſeiner geliebten Pfarrkirche, und vor das große Crucifix, wo die Särge ſeiner Vorfahren geſtanden, iſt er während des Requiems hingeſtellt worden. Es war nicht ſo leicht, die dem allbeliebten Greiſe zugedachten Ehren fern zu halten, ſo daß das Begräbnis ein ſchlichtes, ſeinem Stande angemeſſenes blieb. Meine Hand zitterte vielleicht, als ſie im Namen von Kindern und Kindeskindern den Kranz aus Roſen auf den Sarg legte. — Lehnte er ihn nicht ab? Verhüllte dieſe irdiſche Zier nicht das Kreuz auf dem Sargdeckel? — In der Morgenſtunde ging der lange Trauerzug hinauf zum Friedhofe, der zwiſchen Wieſen und Feldern liegt. An den Bergen ſtrichen die Nebel herum, und ein Regenſchauer wehte herab. Glück bedeutet es, wenn's am Hochzeitstage regnet. Vierundzwanzig Jahre früher hatte man mitten auf dieſem Kirchhofe ſein Weib begraben, jetzt war die Reihe gerade einmal herum, ſo daß ſeine Ruheſtätte knapp neben der ihren zu liegen kam, zur rechten Seite. So hat ſie der Zufall von neuem getraut. Als ſie ſeinen Sarg unter einem Liede der Sänger ſachte und ſtill in das enge tiefe Grab ſenkten, als die Blumen dufteten ringsum und auf ihnen die

Tropfen funkelten in der hervorbrechenden Sonne — da war es hochzeitlich. Unter denen, die Erdſchollen hinabwarfen auf den Sarg, war auch ein junger ſehr blaſſer Mann, der ſchwer nach Atem rang. Sein jüngſter Sohn. Er war aus dem Krankenhauſe hergekommen, um auf dieſen Sarg hinabzuſtarren. Sechzehn Tage ſpäter haben wir ihn an die Seite des Vaters gebettet.

Mich hatte dieſer treue Vater genau dreiundfünfzig Jahre durchs Leben geleitet. Seine Grablegung war an meinem Geburtstage.

Ein Schwarm von reichen, ſchönen Erinnerungen umgaukelte mich. — O Jugendzeit bei Vater und Mutter! — Zur rechten Hand des großen Kreuzes, das mitten auf dem Friedhofe ſteht, raſten ſie. Das iſt ſtets ihr Lieblingsplatz geweſen. Mir war ſelig ums Herz.

Die Wanduhr, die während ſeiner Lebzeit ſtill geſtanden war — ſie geht nun wieder ihren gleichmäßigen Schritt der Ewigkeit zu. Und die Todten leben.

Nach dieſem Gedenken, das uns vom Waldleben herübergeleitet hat in das Weltleben, ſollen nun des Waldbauernbuben Leibes- und Seelengeſchicke der letzten vierzig Jahre folgen. Dieſelben dürften wieder einmal das geheimnisvolle Naturgeſetz zeigen, daß der Sohn zum Vater als Gegenſatz und zugleich als — Einheit ſteht.

Mein Graz.

Am 28. Oktober 1858 saß der Waldbauernbub im Kaffeehause „zum Helm" am Murplatz zu Graz, saß am gesprenkelten Marmortischlein und zählte die Bestandteile seines Kaffeegeschirres — zwei Porzellantassen mit Deckeln, eine Schale, ein Zuckerschälchen, ein Löffel, ein Glas, ein Teller, im ganzen neun Stück zu den paar löffelvoll Kaffee. Daheim gab es nichts als eine einzige Schale, aber unvergleichlich mehr Kaffee. — So saß er denn da den ganzen Vormittag, schaute wohl auch durch die Spiegelscheibe auf das Straßengewirre hinaus in den feuchten Nebel und wartete auf den Bischof.

Ein Krieglacher Bürgersmann, der in Geschäften nach Graz gereist, hatte den kleinen Waldbauernbuben mitgenommen, um ihn dem Bischof Ottokar Maria Grafen Attems vorzustellen, damit der hohe Herr das wunderliche Bübel vielleicht in sein Seminar aufnehme. So war der Bürgersmann nun gegangen, um den Bischof zu suchen. Gegen Mittag kam er ins Kaffeehaus zurück mit dem betrübenden Bericht, der Bischof sei gar nicht in Graz, sei in Untersteier bei der Weinlese und sein Kaplan habe gesagt, das Seminar sei schon voll, da habe kein Waldbauernbub mehr Platz, und wenn

er auch noch so klein wäre. — Während hernach der Geschäftsmann seine Gänge und Einkäufe machte, versuchte es der Bub, damit er nicht ganz umsonst nach Graz gekommen, mit dem berühmten Schloßberg. Kam aber kaum bis zur Hälfte hinauf; da sah man nur Land und Berge. Solche konnte der Kleine daheim auch haben und noch größere, er kehrte daher wieder um. Aber in den engen, lärmenden Gassen der Stadt wurde ihm auch unheimlich, da ging er in eine Kirche, wo Gottesdienst war und wartete auf den Abend. In der Nacht fuhren sie auf der Eisenbahn wieder gen Krieglach, und der Waldbauernbub meinte, auf dieser mißlungenen Stadtreise Graz das erste- und das letztemal gesehen zu haben.

Aber nach reichlich sechs Jahren, im Februar 1865, kam er wieder, kam als Studentl, als mägerlich angehendes Stadtherrlein. Die ersten paar Nächte war er Gast eines Schriftsetzerlehrlings beim braven Schuster Brunner in der Sackstraße, dann schossen gute Stadtmenschen für das bäuerliche Figürlein Geld zusammen und er nahm in der Wickenburggasse (heute Nr. 5 erster Stock) ein Zimmer auf. Ein rechtes Herrenzimmer, die Wände mit Blümlein bemalt, der glatte Fußboden mit Wachs gewichst, die Thür mit zwei weißen Flügeln und so groß, daß man schier ein ganzes Waldbauernhäusel durch dieselbe hätte hineinschieben können. Drinnen glänzende Nußbaumkästen, aber der dumme Bub hatte nichts hineinzuthun, denn sein Kleiderschragen war er selber und die Rocktaschen waren seine Vorratskammern. Dieses Zimmer hatte er von einem alten Finanzrat gemietet und hier konnte man nicht sagen, daß guter Rat teuer ist, denn der gute Finanzrat überließ den Raum mitsamt allem Zugehör, später auch mit Kost und Ver-

pflegung, dem Waldbuben um ein gar Leidliches. Doch mußte das Studentl dem alten Herrn dafür auch Gefälligkeiten erweisen. Dieser hatte nämlich Stiefel und Beinkleider, die er selbst nicht mehr trug, die er aber auch noch nicht verderben lassen wollte. Der Bub war so gut, sie ihm umsonst abzunehmen und an seine langen Beine zu streifen, was dem spindelhaften Bürschel gleich das richtige Ansehen gab. Die Brust war schmal, das Gesichtel blaß, das Haar mit Wasser hübsch geglättet, nach rückwärts gekämmt — und das richtige Bettelstudentlein war fertig.

In dieser Wohnung ist der Waldbauernbub mit Unterbrechungen acht Jahre lang geblieben. Eine Unterbrechung war gleich nach dem ersten Jahre. Da hatte er nämlich ein zärtlich geliebtes Hausherrnsöhnlein in der Salzamtsgasse täglich in die Schule zu begleiten und ihm die Hausaufgaben machen zu helfen. Dafür überließ ihm der Hausherr ein Dachkämmerlein um denselben Preis, als das Zimmer beim Finanzrat gekostet. Allein der Bub ersparte an Heizmaterial, denn die Kammer hatte keinen Ofen, und er ersparte an Kleidern, denn vor Kälte kroch er in jenen Dezembertagen schon um fünf Uhr unter die Decke und betrieb seine Studien als Handelsakademiker zwar in behaglicher Bettwärme, aber bei frierenden Fingern, die das Buch hielten, und bei frierender Nase, die sich in alle kaufmännische und andere Weltweisheit zu stecken begann. Das eigentliche Übel dieser Tage bestand aber darin, daß das Instruktorlein des Hausherrnsohnes gemeiniglich noch weniger konnte, als der Schüler. So dachte sich der Bub, das thut's nit, stieg nach vierzehn Tagen herab von der dunklen Dachkammer und kehrte wieder ein beim alten guten Finanzrat.

Die zweite Unterbrechung dieser Stätte war eine längere, sie währte vom Herbst 1866 bis Sommer 1869. In dieser Zeit lebte der Bub im Privatinstitute des Handelsakademie-Directors Dawidowsky, der ihn zu seinem Leibsecretär erhoben und gleichzeitig ihn den Zöglingen, den Kaufherrnsöhnen aus aller Herren Länder, als Muster des Fleißes, der Bedürfnislosigkeit und Verträglichkeit aufgestellt hatte. Dieser Beruf war ehrend, allein dem Buben wollte es anfangs gar nicht gefallen in dem lärmenden Gebäude, wo unten die Schießstätte war, fortwährend die Schüsse knallten und oben im ersten Stock die Rangen johlten und polterten. Das fromme Musterl kauerte sich in seinen Studierwinkel, studierte aber nicht, sondern hatte leise blutendes Heimweh nach dem stillen Zimmer beim Finanzrath. Ohne Prüfung, wie der Bub 1865 in die Akademie als „Hospitant" aufgenommen worden, so wurde er 1869 entlassen. Er war geprüft genug. Doch bekam er ein Zeugnis, in welchem seine litterarischen Kenntnisse und poetischen Anlagen in so glänzendes Licht gestellt wurden, daß kein Kaufmann es wagte, diesen Handelsbeflissenen ins Geschäft zu nehmen. Also kehrte der Bub zurück zum Finanzrat und hub ernstlich an zu dichten. Jetzt geschah ein Wunder. Er bekam für sein Gedichtetes allmählich so viel Geld, daß er nachgerade davon leben konnte, ja, es langte noch für weite Wanderungen in den Alpen und für zwei große Reisen, die er in den nächsten Jahren machte, die eine nach Deutschland, Holland und in die Schweiz, die andere nach Italien.

Mittlerweile hatte der Waldbauernbub sich so herausgemacht, daß ein Stadtfräulein sich in ihn verliebte. Er verstand aber in solchen Dingen keinen Spaß, sondern heiratete sie vom Fleck weg. Sie hatte es eigentlich auch

nicht anders gemeint. Nun ade, du guter Finanzrat mit deinem traulichen Zimmer! Nun wird es noch viel traulicher, und zwar in der Sackstraße Nr. 31, ersten Stock. Dort an der rauschenden Mur, du mein lieber, armer Waldbauernbub, dort bist du eigentlich erst zum Menschen geboren und mit dem Schmerze getauft worden. — — Davon wird später noch berichtet werden.

Sechs Jahre nachher ein anderes Bild. Eine Wohnung in der Elisabethstraße. Ein neues Heim, eine ankeimende Familie, eine junge Frau, die er — nach dem Unglück wieder halbwegs zu sich gekommen — aus einem obersteierischen Bergschlosse sich hervorgeholt hatte. Denn diesem vertrakten Waldbauernbuben war kein Thurm zu hoch und kein Burgfräulein zu stolz; aber ich glaube, er warb weniger mit begehrlichen Worten, als mit traumhaft schwärmerischem Blicke. — Schon im nächsten Jahre wurde Umzug nötig in die größere Wohnung, Burggasse Nr. 12, dritten Stock, wo der Mann mit dem ewigen Waldbauernbubenherzen im freundlichen Ausblick aufs Grüne, im zufriedenen Einblick auf den Kreis der Seinen, in Dichten und Arbeiten dreizehn Jahre lang ein gedeihsames Leben geführt hat. Wie sehr er in dieser Zeit auch mit Krankheit, mit einem drohenden Siechtum zu kämpfen gehabt und wohl auch mit manch tieferem Leide — es war doch die gute, fruchtbare Zeit.

Dann hat er manchmal sein Ränzel geschnürt und ist auf Wanderschaft gegangen, als wäre aus dem einstigen Schneiderlehrling wirklich ein Geselle geworden. Nach der Elle hat er denen draußen den Steirerloden seiner Dichtungen vorgemessen und gelegentlich mancherlei, was ihm gegen den Strich ging, tüchtig niedergebügelt. — Im übrigen hat er, die Sommerszeit im Waldlande verbringend, sich

um die vornehme Welt nie viel gekümmert. In die geistig schöpferischen Kreise der Stadt war er allmählich eingeheimst, in den Salon niemals. Abgestandenes Leben.

Auch Waldbauernbuben, wenn sie lange leben, werden endlich fünfzig Jahre alt. Um solche Zeit hatte der unsere viel Ehr' und Zier über sich ergehen lassen müssen. Das hat er frohgemut — gleichwohl insgeheim ein wenig bangend — ertragen. Mittlerweile gebot die wachsende Familie eine noch größere Wohnung, und eine solche fand sich in der Parkstraße Nr. 11 zu Graz. — Nun, Waldbauernbub, hast Du vor deinen Fenstern wieder den Wald, den Stadtpark, den Schloßberg — nichts als Wald.

Den Schloßberg, der dir dazumal, an deinem ersten Grazertage, zu hoch gewesen, du hast ihn seither bis zu seinem platten Gipfel erstiegen, hast hinabgeblickt auf die weit sich ausbreitende Stadt, wo du deine Menschen, dein Leben gefunden, hast hingeschaut ringsum auf die liebe Steiermark, in die du, kleiner Knirps, allmählich hineingewachsen bist, wie in einen großen grünen Rock. — Dort unten in der Grabenstraße, siehst du das stattliche Gebäude mit den beiden Giebeln? Es ist das bischöfliche Seminar. Wenn damals der Bischof nicht in der Weinlese geweilt hätte und wenn das Seminar nicht schon voll gewesen wäre — ständest du heute auch da auf der Höhe des Schloßberges, als der Freieste im Land?

Neige dein Haupt in dankbarer Demut und laß' nun einmal sehen, was du dir über dein Weltleben aufgeschrieben hast. Erzähle es wohlbeherzt des Näheren selber, wie es dir bei den Stadtleuten ergangen ist. Den Dichter schicke derweil auf eine Erholungsreise. Sprich ganz wie du es weißt und empfindest — als freimütiger Mensch.

Meine Studienzeit.

Wenn man sich auf dieser Erde längere Zeit aufhält, so verwandelt sie sich nach und nach zu einem großen Friedhofe. Ringsum Gräber und überall Gräber, nicht bloß derer, die vor uns waren, sondern auch solcher, die mit uns gelebt haben, unsere Blutsverwandten, Freunde und Bekannten gewesen sind. Überschreitet einer sein fünfzigstes Lebensjahr, so hat er der lieben und trauten Menschen schon mehr unter der Erde, als über derselben.

In solchen Fall bin auch ich versetzt zur Zeit, da diese Erinnerungen zu Papier gebracht werden. Und weil ich jedem meiner lieben Heimgegangenen ein Kreuzlein aufs Grab zu stecken pflege, so ist's ein großer Kirchhof, und weil ich jedem meiner teueren Hingeschiedenen auch ein Blümlein auf den Hügel zu pflanzen liebe, so ist's wieder ein Garten für neues Leben.

Ein fröhliches Gedenken geziemt den Manen dessen, den sie mir erst vor Kurzem in die Gruft gelegt haben. Denn das hochgemute weltheitere Herz, das er besessen, würde mir noch über das Grab her zurufen: „Nicht kleinmütig sein, Peter! Erzähle frisch und fröhlich, was du von mir weißt — es ist nichts Schlechtes!"

Als im Frühjahre 1865 der vom Gebirge herabgekommene junge Mensch in die Grazer Handelsakademie aufgenommen worden war, und die Professoren so an ihm herumschauten, um zu sehen, was aus diesem Holzklotz etwa wohl zu machen sein dürfte, stand auch einer an der Lehrkanzel, der besonders auffiel. Ein großer breitschulteriger Mann mit gebräuntem Gesichte, dichten nußbraunen Haaren, die von der starken Stirn zurückgekämmt rückwärts üppig hinabwallten. Ein buschiger, niederhängender Schnurrbart, ein tiefliegendes, scharfblickendes Auge, sowie auch seine derbe Stimme mit den rauhen tirolischen Urrlauten gaben ihm etwas Martialisches. Vor dem hatte der hölzerne Bursche aus den Waldbergen die meiste Angst. Er trug in der Klasse, in die man mich eingereiht hatte, Deutsch, Mineralogie, Botanik und Zoologie vor. Jeden Augenblick war ich bange gewärtig, daß er mich aufrufen und fragen würde, etwa nach den Zeit- oder Eigenschaftswörtern, oder was man ein Hauptwort nenne, oder gar nach einem ausländischen Vogel. Die heimländischen hätte ich damals noch persönlich gekannt, heute sind freilich auch meine gefiederten Sangesgenossen im Waldlande längst gestorben. Doch er hat mich um nichts gefragt und so blieb mir vor meinen Kollegen lange der Nimbus, als wüßte ich alles.

Dieser Herr nun war Professor Franz Dawidowsky, zur Zeit Direktor an der Handelsakademie und Inhaber eines Pensionates für Studierende dieser Akademie, in welchem eine große Zahl junger Leute aus allen Gegenden Europas beisammen war. Das Pensionat Dawidowsky befand sich in dem damaligen Schießstattgebäude, in der Pfeifengasse. Und so trat der Herr Professor eines Tages

in der Mineralogieſtunde richtig mit der Frage an mich heran, wo ich denn meine Wohnung hätte, und wo ich des Mittags zu ſpeiſen pflegte? Die Wohnung beim alten Finanzrath war leicht geſagt, anders aber das Speiſen. Das gab eine kleine Wiſſenſchaft, die an Weitläufigkeit ſeiner Mineralogie nicht viel nachgab: Am Sonntage bei Herrn von Reininghaus, am Montag bei Herrn Mayer, am Mittwoch bei Herrn Reicher, am Donnerstag bei Herrn Grein, am Freitag bei Herrn Oberranzmeyer, am Samstag bei Frau Friedrich.

„Sie haben den Dienstag ausgelaſſen", mahnte er. Da ſchwieg ich beſchämt, denn das war der Faſttag.

„Eſſen Sie Tirolerknödeln gern?" ſetzte er das Examen fort, „dann kommen Sie Dienstag mittags in mein Penſionat. Wo für Sechzig gekocht wird, mag wohl für den Einundſechzigſten auch etwas bleiben."

Alſo bin ich das erſtemal „aufgekommen" in der Mineralogie über die Tirolerknödeln. Am nächſten Dienstag ſaß ich ſchon bei Tiſche im Penſionat, mitten unter Italienern, Polen, Ungarn, Serben, Griechen und Türken, die einen weit größeren Lärm machten, als die an Zahl noch überwiegenden Deutſchen. Es waren meiſt Kaufmannsſöhne, auch ſolche Großinduſtrieller; an ihren goldenen Uhren, Ringen und Buſennadeln merkte ich wohl gleich, wie ungeheuer ſie mir überlegen waren. Mich hatte man hingeſetzt gegenüber dem Herrn Direktor und ſeiner kleinen freundlichen Frau mit den blauen munteren Augen und dem in Schneckerln gedrehten Haar. Das war die liebe Frau Ottilie. Je lebhafter es bei Tiſche herging, deſto fröhlicher ſchaute auch das Oberhaupt in die Runde, und als die Tirolerknödeln kamen, ſprach Frau Ottilie mir Muth

zu, derſelben nicht zu ſchonen; das Eſſen ſei nicht weniger wichtig, als das Studieren.

Als ich ſo etliche Wochen meinen Dienstagtiſch im Penſionat Dawidowsky eingenommen hatte und mit vielen der Zöglinge hübſch bekannt geworden war, meinte eines Tages der Director, in einem Hauſe, das ſechzig Söhne beherberge, würde auch der einundſechzigſte Platz haben. Ich möchte nur ganz in das Penſionat überſiedeln und dort, wenn ich wolle, ſeinen Schriftwart machen. Dieſer Antrag zerriß mir anfangs das Herz, denn ich hatte ja im Zimmer neben dem Finanzrath, unter meinen Büchern und im Gefühl voller perſönlicher Freiheit ein ſo idylliſches Daſein geführt. Aber das Zimmer mußten Wohlthäter beſtreiten, und dieſe zu entlaſten war nun meine Pflicht gegenüber dem wohlwollenden Antrag des Direktors. Alſo bin ich zu Beginn des Schuljahres 1866 in ſein Penſionat gezogen. Viel Gutes habe ich in dieſer Anſtalt genoſſen und immer wird mir das Herz warm in der Erinnerung an all die Güte und Nachſicht, die mir Direktor Dawidowsky und Frau Ottilie angedeihen ließen, und an den wohlthätigen Einfluß, den ſie auf meine leibliche wie geiſtige Entwickelung genommen haben. Wie ich mein Schriftwartamt verwaltet? Fragt mich nicht darnach. Es war ein reiner Deckmantel, unter welchem dem bettelarmen Jungen alle Vorteile der Anſtalt zuteil wurden, wie den Millionärsſöhnen, nur noch mehr Achtung als dieſen — der Schriftwart ſtand ja gleich neben dem Präfekten! In der That war ich zur Führung geſchäftlicher Korreſpondenzen und Rechnungen nicht zu brauchen, und meine Thätigkeit im „Amte" beſchränkte ſich faſt nur auf die Führung einer „Penſionats-Chronik". Bei Beſchreibung der Ausflüge, häuslichen Feſte und be-

sonderen Vorfälle konnte ich zu allgemeiner Befriedigung meine Phantastereien anbringen.

Würdig ging es an Geburts- und Namenstagen des Herrn Direktors oder seiner lieben Frau Ottilie her, da trachtete jeder Zögling sein bestes zu leisten. Es gab Aufzüge, transparente Glückwünsche, Ansprachen, Gesang und dramatische Feststücke. Am 3. Dezember 1868, zur Namensfeier des Direktors, kam ein von mir verfaßter Festgruß zum Vortrage, der die Stimmung im Institute und das Verhältnis der Schüler zum Lehrer wiederzugeben bemüht war und deshalb hier abgedruckt werden soll.

Festgruß

zur Namensfeier unseres lieben Direktors Franz Dawidowsky.

Verfaßt und vorgetragen von Peter Rosegger am 3. Dezember 1868.

Personen: Der Schutzgeist des Hauses. — Ein Fremder.
(Hinter einem Transparente hört man zwei Stimmen.)

Fremder. Auf, macht auf!
Schutzgeist. Wer klopft so ungestüm?
Wer wagt es frevelnd diese Stunde zu entweih'n?
Ein heil'ger Augenblick durchzittert dieses Haus,
Wie selten er nur naht im Menschenleben.
Und als ein selt'ner Gast hat er gebaut
In diesen Räumen ein Elysium,
Und jeder Stein von diesem Segenstempel
Ist heilig wie der Opfertisch des Herrn:
Denn heute wird ein tief Geheimnis hier
Gefeiert und ein Heiligtum der Herzen.
Und dieses Heiligtum heißt: Vaterlieb'!
Fremder. O, welch ein schönes Fest, das muß ich auch genießen!
Schutzgeist. Zurück, o Fremdling, du bist nicht geladen!
Fremdling. Ich lade mich schon selbst. Wer bist du denn,
Der du so stolz die Pforte mir verschließest?

Schutzgeist. Wer bist denn du? Dies Recht hab' ich zu fragen.
Der Arme, der sein Stücklein Brot erfleht
Von edlen Herzen, fand das Thor stets offen;
Der Mann, der Trost und Hilf' gesucht und bat,
Vergebens kam er nicht, er fand das Thor stets offen.
Und alles Schöne, Edle fand es offen
In allen Angeln weit und zog herein. —
Doch, so ein Fremdling, rätselhaft, wie du,
Und finstren Stolzes pochend an die Pforte:
Der möge sie in Schloß und Riegel finden.
Wohl bist du gar des bösen Schicksals düst'rer
Totenbleicher Bot', das finstre Unglück,
Und kommst, um eine Stätte dir zu bauen
Und dich von bitt'ren Thränen hier zu nähren?
O fort! Die Thore sind dir siebenfach verschlossen
Und eine Schar von jungen Streitern stell' ich dir!
Es strahlt ein heller Stern auf dieses Haus
Und ich, verschloss'ner Fremdling, bin sein Schutzgeist!

Fremder. So hör' ich's gern' — mein Guter, sei gegrüßt!
Beschütze dieses Haus vor allem Weh;
Doch mich laß' ein, ich thu' euch nichts zuleid,
Ich bin ein guter, armer, reicher Mann.
Ich will den Vater dieses Hauses sprechen.

Schutzgeist. Und wünschest eine Gabe — nimm von mir!

Fremder. Ich nehme nichts! Ich komme was zu geben,
Ich habe abzutragen eine große Schuld
Dem guten Mann und Vater dieses Hauses.
Ich hab' von ihm der Gaben viel empfangen.
Als hungernd ich und heimatlos geirrt:
Als man die Kinder von der Brust mir riß;
Als man mich hatt' geschleppt in schwere Ketten,
Da hat er sie beschützt und mich befreit;
Da hab' ich oft und viel von ihm empfangen.
Ich hab' es nicht vergessen, wie er stets
Die ärmsten meiner Kinder hat gepflegt
Und auferzogen in der Wissenschaft

Und in der Lieb' zu mir. Ich habe Dank!
Nun bin ich wieder frei und reich geworden
Und komme meine Zinsen abzutragen.
Ist er zu sprechen jetzt?

Schutzgeist. Im Augenblicke nicht.
Er ist in Mitte seiner Kinderschar,
Und da bringt man so leicht ihn nicht heraus
Doch, sehen magst du ihn. Dort wandelt er,
Sein liebes, frohes Weibchen an der Seit',
Gar fröhlich hin im Kranze junger Herzen,
Und jedes blüht ihm auf in Glück und Freude
Und jubelt ihm ein langes Leben zu.
O sieh' ihn einmal, sieh' den guten Mann,
Er kann in seinem Glücke sich kaum fassen;
Aus lauter Freude nennt er seine Buben:
Die kleinen, guten, bösen Teufelskerle.
Der kleine rechts, der ist ein Magyar,
Der zweite kommt vom Morgenlande gar.
Es ist nicht weit gefehlt. Und siehe, der,
Der kommt vom Vaterlande des Homer.
Der and're ist von Padua aus „Welschland",
Den hat der heilige Antonius gesandt.
Der eine kommt aus Kronstadts fernstem Wall,
Und jener in der Mitte kommt — aus Thal.
Der Christ bückt an des Juden Arm heran,
Und einer — hör' ich — ist ein Muselmann.
Sie sind von Ost und West, von Süd und Norden
Ein einig Volk von Brüdern hier geworden!

Fremder. Und er ist König über dieses Volk?
O Gott, ich kam und wollte viel ihm geben;
Doch gegen dies ist meine Gabe klein.
Ich hab' für ihn gebaut ein schönes Haus,
Ein Heimatshaus voll edler, deutscher Sitte.
Vom Alpenland der grünen Steiermark,
Bis an der Ostsee blauer Wellenpracht;
Vom Polenreich und Rußlands Feldern weit
Bis hin zum alten sagenreichen Rhein.

Dies ist mein großes Haus und auch das seine.
Und kennst du auch mein unermeßlich Erbe,
Die Schätze all in Rothbarts düst'rer Burg,
Und auch im Rhein den Schatz der Nibelungen!
Das ist mein Festgeschenk für diesen Tag.
Geweiht dem deutschen, edlen Vater Franz;
Dem König dieses jungen Brudervolkes!

Schutzgeist. O sag' mir an, du sonderbarer Fremdling,
Wer bist du denn? Du sprichst so stolz und groß;
Dein Name — ahnt mir — muß erhaben sein!

Fremder. Es nennt und ehrt ihn eine Nation,
Er strahlet, seit die Hermannsschlacht geschlagen,
Und glorreich wird er sein für alle Zeit,
Ich bin der deutsche Genius!

Schutzgeist. O Herr, so will ich ehrfurchtsvoll verstummen,
Und du, des Vaterlandes edler Geist,
Zieh' ein in dieser Hallen frohes Fest
Mit reicher Tugend und mit reichem Glück.
Und unsrem Vater Franz, o bring ihm mit
Das beste deiner großen Nation!

So sei mir denn viel tausendmal gegrüßt,
Du treuer Mann im Namen deines Volkes;
Und sei im Namen deiner frohen Söhne,
O Vater Franz, viel tausendmal gegrüßt!
Das Erb' der Nibelungen, ja, sei dein,
Bedeutend deutschen Sinn und deutsche Sitte;
Doch liegt es nicht versenkt im tiefen Rhein,
Es liegt bewahrt in unsrer Herzen Mitte,
Dort hast du, Vater, selber es versenkt,
Dort wird es dir die schönsten Zinsen tragen:
Denn, was du uns, den Deinen hast geschenkt,
Das bleibt durch uns ja dein in allen Tagen! —
Und dann der Rothbart in Kyffhäusers Grund,
Der sei du selber uns in diesen Räumen.
Es netz' des Kaisers Wein auch deinen Mund,
Es mög' sein Gold auch deine Burg umsäumen.

Und leb' so lang' und froh, bis auch dein Bart
Sich dreimal um die Heimatstafel schlinget,
Und bis mit deinen Kindern, froh gepaart
Die Zwergenschar der Enkel dich umringet.
Dann sende, Rotbart, deine Boten aus
Zur Frag, ob Deutschland frei und reif zum Krönen:
Und ist es frei, so werde groß dein Haus,
Ein herrschendes Geschlecht im Reich des Schönen!"

Trotz ihrer Überschwenglichkeit hat diese Huldigung den Gefeierten nicht übel charakterisiert. Dawidowsky war ein herzirischer, gott- und menschenvertrauender Idealist. Ich sah an ihm mein Ideal von deutscher Kraft, Männlichkeit und Redlichkeit, auch den für Kunst und Wissenschaft stets opferfrohen Mann. Als Pädagoge legte er das Gewicht mehr auf das Beispiel als auf das Wort, als Lehrer der Naturgeschichte mehr auf die Wirklichkeit als aufs Buch. Unsere gemeinsamen Ausflüge, bei denen er uns begleitete, waren Unterrichtsstunden in angenehmster Form, denn unser naturhistorisches Museum war der Wald und das Feld. In einer Reihe öffentlicher Vorlesungen, die von den Professoren der Handelsakademie im landschaftlichen Rittersaale gehalten wurde, sprach Dawidowsky einmal über das Leben der Blume und riß die ganze Zuhörerschaft zur Begeisterung hin. Sein Vortrag war echt volkstümlich und voller Poesie.

Im Verkehr mit seinen Zöglingen wollte der Professor stets sehr ernst und streng erscheinen, wozu ihm sein mächtiges mähnenumwalltes Haupt mit dem scharfen tiefliegenden Auge anfangs gute Dienste erwies. Wir hatten es aber bald weg, daß dahinter nichts als lautere Herzensgüte war. Manchmal wurde auf seine Nachsicht gesündigt, dann gab's Hochgewitter mit Blitz und Donner, aber eingeschlagen hat

es faſt nie. Ich verehrte ihn abgöttiſch. Meine Penſionatsgenoſſen neckten mich manchmal und redeten bisweilen überlaut Ungutes über ihn, darin verſtand ich keinen Spaß und einmal warf ich im Zorn einem ſolchen Mißgünſtigen die Schreibfeder an den Kopf, daß ſie drin ſtecken blieb. Darob ſchlug der Getroffene, ein Serbe war es, mächtiges Geheul an; die Präfekten liefen erſchrocken zuſammen, nach dem Arzt wurde gerufen, um den Wurfſpieß aus der tiefen Wunde zu ziehen. Der Direktor erſchien; die Feder brauchte zwar nicht aus dem Schädelknochen, ſondern bloß aus dem Haar gezogen zu werden, doch ſetzte es über mich ein Strafgericht. Etliche deuteten zwar, um mich zu entlaſten, die Urſache meiner Unthat an, er aber ſagte ruhig: „Nichts da! Draußen im Freien ringen auf Leben und Tod, da habe ich nichts dagegen, aber mit Stahlfedern wird nicht geworfen, der Menſch hat Augen im Kopf! Der Peter wird heute ohne Nachtmahl ſchlafen gehen!“

Wie es mir mit dem Lernen erging? Schlecht. Anfangs war ein gewaltiger Fleiß da, aber es fehlte die Methode. Später, als dieſe zur Not anging, begann ſich der Fleiß zurückzuziehen. Die Grammatik, die Mathematik, die Mineralogie, die Waarenkunde, die Comptoirs- und Wechſellehre — offen geſagt, es war abſcheulich. Und das Theater und die Dichterbücher und die Ausflüge aufs Land waren ſo göttlich. Dazu fiel ich zurück in meine Jugendſünde und hub heimlich an, Dorfgeſchichten zu ſchreiben. Die Lehrer waren voller Nachſicht; der Geometrieprofeſſor gab ſich alle erdenkliche Mühe, mich über die pythagoreiſche Eſelsbrücke zu bringen. Es gelang nicht. „Nun,“ meinte der Direktor beruhigend, „wenn er ſchon nicht hinüber will! Er hat im Grunde drüben nichts

zu thun. Soll dafür um so flinker über den Bock ſpringen."

Auf's Turnen hielt er ſehr viel. Sein Bruder Karl war im Penſionat ſchneidiger Turnlehrer, da ſagte der Direktor denn manchmal zu mir: „Peter, das Buch fort! An den Turnapparat mit Ihnen! Dichter müſſen eine breite Bruſt kriegen, daß ein großes Herz drin Platz hat!"

Daß es ihm faſt ernſt war mit dem „Dichter", zeigte er beſonders bei Ausflügen, da er mich aufzufordern pflegte, an ſchönen freien Plätzen, wo wir lagerten, Gedichte von mir vorzuleſen. Ich las damals nur hochdeutſch; die Stimme mochte beſſer geweſen ſein, als die Betonung, der gute Wille noch beſſer als die Stimme. So las ich an einem ſonnenlichten Chriſtihimmelfahrtstage auf der Höhe des Schöckels mein „Lied an die Freiheit!" Nach Beendung desſelben lärmten die Kollegen mir Bravo zu. Der Direktor klopfte mir auf die Achſel und ſagte in ſeiner Tirolerart: „So iſcht's recht. Niemands Herr und niemands Knecht! Aber ein anderesmal nicht ſo viele Worte verſchlucken, 's iſcht ja ſchade drum!"

Einmal kam aus Oberſteier meine kranke Mutter, um dem Manne Dank zu ſagen, daß er in ſo chriſtlicher Weiſe ihres Sohnes Lehrer und Nährer geworden war. Der Direktor ging ihr ſchon entgegen und als er das mühſelige Bauernweib am Arme in den Speiſeſaal führte und laut rief: „Auf, Burſchen, hier bringe ich Peters Mutterl!" Da hat er ein Dankgefühl für ihn in mein Herz gelegt, das mein Lebtag nimmer verliſcht.

Ein einziges heimliches Leid hatte ich im Penſionat, nämlich, daß ich, an Einſamkeit und Beſchaulichkeit gewöhnt, ein Kaſernenleben führen mußte. Immer den Lärm der

manchmal recht ausgelaſſenen Jungen um mich, nie eine Stunde für mich allein. Ich ſagte nichts von dieſem Leide und er hats doch gemerkt. Im dritten Jahre erhielt ich ein Zimmerchen für mich. Es war zwar nur ſechs Fuß lang und ſechs Fuß breit und ziemlich kaminartig hoch, aber es hatte alles Platz, was ich bedurfte, wenn die Thür nicht gerade aufgemacht wurde, ſogar ein Seſſel. Wurde ſie aufgemacht, ſo konnte man ja den Seſſel auf den Tiſch ſtellen. In dieſem Zimmerchen zuſammengepreßt war viel Glück für mich. In ihm las ich Stifters „Studien“ und Scheffels „Ekkehard“, in ihm ſchrieb ich meine erſten Novellen, in ihm ſchrieb ich den erſten Brief an Robert Hamerling, in ihm erhielt ich ſeine erſten Zeilen. In dieſem Zimmerchen beſorgte ich die erſten Korrekturbogen zu „Zither und Hackbrett“, in ihm betrachtete ich mein erſtes fertig gewordenes Büchlein. In dieſes Stübchen wollte eines Tages Anaſtaſius Grün eintreten, konnte es aber erſt als ich ihm Platz machte. Er ſaß auf dem Strohſeſſel, ich auf der Bettſtatt, ſo beſprach er das Büchlein mit mir und ſagte: „M., jetzt iſt mir nicht mehr bange um Sie!“ — Heute iſt der Raum wohl wieder ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, zur Aufbewahrung von Eiern, Gemüſen, Fett und derlei neben der Küche anheimgegeben.

Anfang Auguſt 1869 bin ich ausgezogen, um ein ſelbſtändiges Leben zu beginnen. Auch den guten hoffnungsſeligen Vater Franz hatte bald hernach ein friedloſer Stern hinausgetrieben in die weite Welt.

Mein Weib.

So vieles aus meiner irdiſchen Pilgerfahrt habe ich zu erzählen, äußerlich Erfahrenes, innerlich Erlebtes. Das eine, das bedeutſamſte Geſchick aber, das mein Leben erſchüttert und gewendet hat, das wird nicht auszuſchöpfen ſein, das wird zum großen Theile ungehoben in der Herzenstiefe ruhen, wo es immer lebendig war, immer Seligkeit gab und immer wehe that.

Wehe that.

So vieles andere, was ich litt, ich habe es auf die Herzen meiner Mitmenſchen überlaſten dürfen und können, die Mitteilung hat mich erleichtert, hat das Gemüt wieder frei gemacht für neues Leben. Das eine einzige Geſchick aber iſt zu ſchwer, um es zu heben, faſt zu heilig, um es der Welt aufzuzeigen. In ſich geſchloſſene Gemüter, die mitten auf dem Meere der Menſchheit einſam wie Robinſon auf der Inſel leben, werden vielleicht das Bedürfnis nach Gemeinſamkeit in Freud und Leid nicht begreifen, und glücklich preiſe ich jeden, der mit den Mächten des Herzens allein fertig zu werden vermag. Der Poet aber, der an aller Menſchen Glück und Weh Anteil nimmt, möchte auch ſein ureigenes Seelenleben mit allen teilen. Und denen ich's erzähle,

sind es nicht auch Menschen, die mit mir fühlen können, die vielleicht selbst schon Ähnliches erlebt haben und denen meine Darstellung sagen mag: Uns allen gemeinsam ist das Sonnenlicht und das Erdenleid. — Was mich aber bisher am stärksten abgehalten hat, von meinem ersten Weibe zu erzählen, es war die Rücksicht auf das zweite. Unmöglich, so dachte ich mir, kann es der zweiten Frau gefallen, das Gedenken an die erste lebendig zu sehen. Damit aber habe ich meine zweite Anna mit einem zu alltäglichen Maße gemessen. Sie ist es, die in meinem Hause still mit mir das Andenken an die Heimgegangene ehrt, sie ist es, die zu Allerseelen schweigend frische Kerzen aufstellt an ihrem Bilde und am ersten Mai dasselbe mit Rosen schmückt. Sie, meine zweite Anna, ist es, die meine Kinder der ersten mit der gleichen Umsicht und Fürsorge hegt und hütet wie ihre eigenen. Hat sie selbst mir nicht schon zu verstehen gegeben, daß ihr meine Treue zur Todten eine Gewähr ist für die Treue zur Lebendigen? Und daß — wenn sie die erste gewesen, sie so wenig vergessen sein könnte, das muß sie fühlen. Wenn ich nun in den folgenden Zeilen meinem ersten Weibe ein Denkmal zu stiften suche, so geschieht es auch in der Liebe zum zweiten, das mir mein Ideal vom Adel des deutschen Frauenherzens durchaus nicht getrübt hat und an dessen Seite ich nun Kraft und Mut finde, jene längstvergangenen Tage noch einmal aufzuwecken, ohne daß meine Seele in Wehmut vergeht.

Nachdem die Handelsakademie hinter mir war, setzte ich meine Studien als Hospitant an der Universität in Graz fort. Die Sommermonate verlebte ich in meiner Heimatsgegend. — Da war es am 20. Juni 1872, daß ich von Krieglach aus eine Almkuppe, das Hochegg,

bestieg. Von einer besonders gehobenen Stimmung fühlte ich mich an diesem Tage beseelt und auf dem Heimwege im hinteren Massinggraben setzte ich mich auf einen Baumstrunk und skizzierte in meinem Notizbüchlein die schon seit Wochen keimende Idee zu einer größeren Erzählung, die später unter dem Titel „Die Schriften des Waldschulmeisters" bekannt geworden ist. — Abends nach Hause gekehrt, stellte sich heftiger Kopfschmerz ein und ich ging bald zu Bette. Da klopfte es noch spät an der Thür, Freund Georg Auer, in dessen Hause ich damals einige Wochen wohnte, teilte mir durch die Wand mit, daß mit dem Abendzuge aus Graz in Kammerhofers Gasthause zwei fremde Damen angekommen wären, welche morgen eine Wanderung nach Alpel zu meinem Geburtshause machen wollten und einen Führer suchten. Ob ich bereit sei, mitzugehen? „Ich bitt' dich, Georg, laß mich aus mit fremden Damen!" Auer ließ sich aber nicht sofort abweisen. „So was man sich unter Damen denkt, sind sie eigentlich nicht," sagte er, „daß sie gebildete Stadtfräulein sind, sieht man ihnen wohl an, aber sonst ganz einfach und gemütlich. Jung sind sie beide, eine ist aber noch ein wenig jünger. Die hat Augen wie eine Mutter Gottes und einen Mund, so frisch und rot wie Waldkirschen zu Maria Himmelfahrt. Ich an deiner Stelle ginge mit. Wir haben derweil aber nichts gesagt, daß du vorhanden bist, die Damen glauben, du bist in Tirol oder sonst wo." — „Sei so gut und lasse sie bei diesem Glauben und ich will jetzt schlafen." — „Dann werde ich sie begleiten," sagte Auer. „Thue es. Gute Nacht!"

Am nächsten Morgen ging ich zeitlich ins Pürscherhaus zu meiner Freundin Julie. Dieser war ich zugethan wie

einer Schweſter. Obwohl ſeit ihrer Jugend ſtockblind, war ſie doch gebildeter als ihre Dorfgenoſſinnen, denn ſie hatte einige Zeit den Unterricht für Blinde zu genießen Gelegenheit gehabt. Sie war vertraut mit den Eigentümlichkeiten der Leute, wußte eine Unmenge von Volksliedern, konnte zur Laute ſehr ſchön ſingen und ich mußte ihr häufig vorleſen, auch Eigenbau, was ich gar gerne that. Julie war damals die Vertraute meiner täglichen Erlebniſſe und ihr erzählte ich nun auch von der Anweſenheit zweier fremder Damen, deren Begleitung nach Alpel ich abgelehnt hatte. „Biſt aber doch nicht geſcheit," ſagte Julie, „ſteigſt denn ſonſt immer im Gebirge um, warum juſt heute nicht! Sie würden ſich gewiß ſehr freuen, da ſie ſchon dein Geburtshaus beſuchen, wenn ſie auch dich kennen lernen möchten."—„Ich mag aber nicht," darauf meine Antwort. Dann nahm ich ein Buch und ging ins Seitenthal hinein, durch welches der Fußſteig führt gegen Alpel. Dort ſetzte ich mich hinter einen Haſelnußſtrauch und begann zu leſen, aber ſo, daß mein Auge häufig zwiſchen das Gezweige hindurch auf den Weg lugte, ob die fremden Touriſtinnen nicht ſchon herangingen.

Nach einiger Zeit gingen ſie heran. Auer mit Stock und Rucſack ſchritt an der Seite des einen, wie es ſchien, älteren Fräuleins und plauderte mit ihm. Hinten drein ging das jüngere Fräulein, es hatte ein blaſſes längliches Geſicht und große dunkle Augen, mit denen es träumeriſch ausblickte in die waldigen Berge. Sie hatte ein einfaches veilchenfarbiges Kleid mit weißen Sternchen an und einen lichten Strohhut auf. Unter dem Strohhut legten ſich zwei geflochtene Haarſträhne glatt über den Nacken hinab. Kaum zwanzig Jahre alt konnte ſie ſein. — Sie wandelten vor-

über und ich blickte ihnen nach, solange sie zu sehen waren. Dann klappte ich mein Buch zu und ging auf meine Stube. Und wußte nichts Rechtes anzufangen. Mein Mittagsessen bei Pürscher nahm ich rascher ein als sonst, nach demselben sagte ich zu Julie: „Ich gehe jetzt nach Alpel."

Zwei Stunden von Krieglach, im Walde am Höllkogel, zweigt beim Kreuze rechts ein Weg ab ins Alpel. Und auf diesem Wege bin ich ihr begegnet. Die Stelle bezeichnet heute ein Baum, in dessen Rinde ein Herz geschnitten ist. Die kleine Gesellschaft war schon auf dem Rückweg. Sie hatte mein Geburtshaus hoch auf dem Berge besucht und meinen kränklichen Vater, der damals nicht mehr in seinem Stammhause wohnte, sondern in einem Ausgedinghäusel unten am Berghang. Wenige Monate vorher war ihm sein Weib davongetragen worden im Sarge. Damals war es, daß im fernen Graz ein junges Mädchen hörte, die Mutter des Waldpoeten wäre gestorben, und sich von ihrem Vater ausbat, anstatt auf Bälle des Faschings zu gehen, im Sommer mit der Freundin das Geburtshaus des Lieblingsdichters besuchen zu dürfen. Persönlich kannte sie denselben kaum, nur, daß er einmal bei einem Touristenfeste in Graz, an dem sie mit ihrem Vater teilnahm, vorübergehend zufällig ein wenig an ihr Kleid gestreift hatte. — Nun, mitten im Gebirgswalde standen wir uns gegenüber und Auer stellte uns gegenseitig vor. „Herr Rosegger. — Fräulein Minna Thurnwald, Lehrerin. — Fräulein Anna Pichler, Tochter des Hutfabrikanten Herrn Josef Pichler in Graz." — Auf steinigem Waldwege bot ich dem Fräulein Pichler den Arm und wir wanderten zusammen nach Krieglach zurück. — Allmählich besann ich mich, wie es denn kam, daß ich diesmal nicht bis zum

Häuschen meines Vaters gegangen war, sondern mitten im Walde umgekehrt und einem fremden Fräulein den Arm geboten hatte. Einem fremden Fräulein? Das war doch kein fremdes Fräulein! Es ging ruhig und freundlich sprechend und hörend neben mir her und blickte mich so unbefangen treuherzig an. Das war ein trauter Mensch, mit dem ich in Ewigkeit so gegangen war und ohne weiteres in Ewigkeit so dahingehen werde. So fast war mir in jener Stunde ums Herz. Wir plauderten von ganz gleichgiltigen Dingen. Ich begleitete sie bis zum Gasthause zurück. Dann verabschiedete ich mich. Am nächsten Morgen sind sie abgereist, um einen Tag auf dem Semmering zu zu verleben. Meiner Julie berichtete ich: „Das Fräulein Anna ist sehr lieb."

Am andern Morgen kam aus Graz mein väterlicher Freund Dr. Svoboda. Er wollte mit mir einen Ausflug machen, ich schlug eine Partie auf den Semmering vor. Damals stand auf dem Berge, wo heute die prachtvolle Villenstadt Semmering steht, nur ein einziges Haus, der Gasthof „zum Erzherzog Johann". Wir kehrten ein, ich sah dort weiter keinen Bekannten. Wir stiegen auf zum Sonnwendstein, begegneten weiter niemand Bemerkenswerten. Auf der Rückfahrt sah ich im Bahnhof von Mürzzuschlag die zwei Fräulein aus Graz. Ich grüßte sie flüchtig und stieg rasch ins Gelaß. Svoboda fand, daß ich echauffiert wäre. „Wüßte nicht, wovon", darauf ich. Svoboda fuhr denselben Abend nach Graz, ich stieg in Krieglach aus, um eine schreckliche Nacht zu erleben. Aus mitternächtigem Schlafe weckte mich ein heftiges Pochen an der Thür. Nicht die Ankunft fremder Damen wurde diesmal gemeldet. Mitten aus dem Dorfe stieg eine Feuersäule auf. Schreiend

und planlos liefen die Leute auf den rot beleuchteten Gassen um, im Gewirre der Rettungsarbeiten sah ich auf einmal Anna Pichler, einen Eimer Wasser herbeischleppend. Ein heransausender Wagen stieß ihr den Eimer aus der Hand. Da eilte sie, herumirrende Kinder zu sammeln und dieselben im Baumgarten zu hüten. Sie hatte mich nicht gesehen. Erst am Morgen, zwischen den rauchenden Brandstätten von zehn niedergebrannten Gebäuden, begegnete sie mir mit ihrer Freundin. Beim gestrigen Abendzuge wären sie auf der Heimfahrt hier ausgestiegen, weil es schon spät gewesen. Mir war in der Nacht beim Ausräumen ein Kasten an die Brust gestoßen worden, ich achtete nicht der Beklemmung, sondern führte die beiden Fräulein in Begleitung mit meiner schwesterlichen Freundin Julie über die Felder zum Walde hinaus. Dort zwischen hohen Fichten auf dem Angerlein rasteten wir, an derselben Stelle, wo heute der Tisch und die zwei Bänke sind, und wo die Säule steht mit der Aufschrift: „Annenruh."

Um die Mittagsstunde sind sie abgereist nach Graz. Am Friedhofe, auf dem Grabe meiner Mutter lag ein frischer Kranz aus Tannenreisern. —

Von diesen Tagen an wurde es in mir anders, sachte anders. Es verging kein Tag, an welchem ich mit Julie nicht von Anna Pichler sprach, und es verging keine Stunde, an welcher ich nicht ihrer gedachte. Nicht das Vorhandensein einer Leidenschaft empfand ich, nur das behagliche Gefühl, dieses Wesen auf Erden zu wissen. Als die Leute anhuben, mich wegen meiner häufigen Erinnerung an die junge Touristin zu necken, hörte ich auf, von ihr zu sprechen. Aber damit ward's nicht besser. Lebhafter meldete sich der Wunsch, ihr es einmal sagen zu können, wie ich an

sie denken müsse; daß auch sie meiner gedachte, fand ich selbstverständlich. Die Gelegenheit brach ich fast brutal vom Zaune. Es kam der Annentag. Mit einer Kühnheit, die heute mein Staunen erweckt, schrieb ich an Fräulein Anna Pichler in Graz den folgenden Brief:

Krieglach, den 25. Juli 1872.

Hochgeehrtes Fräulein Anna!

Der Tag, den wir morgen begehen, ist ein lieber Festtag. Der Name Anna erinnert mich an eine junge Touristin, die mir diesen Sommer so weihevoll verklärt hat. Sie können nicht ahnen, mein Fräulein, wie oft ich seither auf meinen Waldwanderungen, bei denen ich einsam bin, der lieben Touristin gedenke. In meinem glücklichen Leben ist mir schon manches Liebe erzeigt worden, aber nichts hat mich so im Herzen gepackt, als Ihr Besuch meines Geburtshauses und meiner Mutter Grab. Es freut mich so innig. In Krieglach-Alpel habe ich Sie kennen gelernt, in der Waldheimat, als ob mir meine selige Mutter statt ihrer wen anderen zuführen wollte. Deuten Sie mir es nicht übel, wenn ich an Ihrem Namenstage Ihnen danke, daß Sie das Grab meiner Mutter mit einem Kranze geschmückt haben. Vor Ihnen hat das niemand gethan, nach Ihnen könnte es mich von niemandem so bewegen.

Vor kurzem war ich in Graz, hätte gern angeklopft an der Thür Ihres Hauses, hab' mich aber nicht getraut. Und nun thut es mir leid, Fräulein, Sie nicht gesehen zu haben. Um mich teilweise zu entschädigen, hätte ich heute eine schöne Bitte. Erweisen Sie mir zu Ehren Ihres Namenstages eine Wohlthat, schenken Sie mir von Ihnen eine Photographie. Ich begrüße Sie aus ganzer Seele

Bewahren Sie mir Ihr Andenken, so wie ich die liebe Wallfahrerin nach den verlassenen Bergen meiner Heimat nimmer vergessen werde.

Ihr aufrichtiger

Peter Rosegger.

Fräulein Anna pflegte ihren Namenstag im lieblichen Maria-Grün zuzubringen, wo sie mit ihrer guten unzertrennlichen Freundin Minna den ganzen Tag im Walde saß, lesend, plaudernd oder auch still träumend. Dorthin, in den stillen Wald bei Maria-Grün, schickte ihr der Vater die eingelaufenen Glückwunschbriefe nach und dort hat sie auch mein unerhörtes Schreiben gelesen.

Ich sagte mir entschieden vor, daß sie mir nicht antworten werde. Und doch wartete ich Tag für Tag auf Antwort.

Am 5. August habe ich diesen Brief erhalten:

Graz, den 4. August 1872.

Geehrter Herr Rosegger!

Ein schöneres Angebinde zu meinem Namenstage hätte mir nicht werden können, als durch Ihr freundliches Schreiben. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie sich meiner noch erinnern würden und nun sagen Sie, daß meine Anwesenheit in Ihrer Heimat Ihnen Freude gemacht habe! Glauben Sie, auch ich werde der Tage nie vergessen, die ich in Ihren Bergen verlebte, nicht die Tannen vor Ihrem Vaterhause, nicht die Stätten, wo Sie den ersten Atemzug gethan. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich auch Ihrer Mutter Hand noch drücken können, wie mir es Ihrem lieben Vater zu thun gegönnt war. Es

freut mich sehr, daß mein schlichter Strauß das Grab Ihrer Mutter schmücken darf.

Wenn ich Ihnen mit Übersendung meines Bildes wirklich eine Freude mache, so erfülle ich Ihren Wunsch gerne und lege selbes mit Erlaubnis meiner Eltern diesem Briefe bei. Auch darf ich Sie versichern, daß es meinen Eltern ein großes Vergnügen bereiten würde, Sie in unserem Hause begrüßen zu dürfen. Ich besonders hege den Wunsch, Ihnen für Ihre zarte Aufmerksamkeit zu meinem Namenstage danken zu können. Indessen mit vielen herzlichen Grüßen

Ihre ergebene

Anna Pichler.

Die Beilage, eine gute Photographie in Visitkartenformat, ist ein Heiligtum meines Lebens geworden. Während sie selbst erschien und verschwand, ist dieses Abbild geblieben: heute ruht es in einem aus Holz geschnitzten Monumentchen, das auf einem Tische meines Zimmers steht. Nach diesem Bildchen ist später ein größeres Ölgemälde hergestellt worden. Doch ihr bestes Bildnis an Leib und Seele, ein lebendiges, hat sie mir hinterlassen an unseren Kindern Sepp und Anna.

Wie ruhig, wie heiter ging ich damals der dunklen Lose entgegen ... Ich reiste im Herbst nach Italien. In den Ruinen von Pompeji machte ich an einem sonnigen Sonntagsnachmittage ein Gedichtchen auf das einsame Haus in ferner Alpenhöh', das einst von einem holden Mädchen aus der Fremde besucht worden. — In Venedig kaufte ich ein Armband, zierlich aus winzigen Muscheln und Schneckenhäuschen zusammengesetzt. Und bald nach

meiner Rückkehr nach Graz, habe ich einen Besuch gemacht im Bürgershause des Herrn Josef Pichler, Sackstraße Nr. 33. Fräulein Anna war in jener gleichmäßigen heiteren Ruhe, wie damals in Krieglach. Ihr Vater, eine sympathische Erscheinung, ein Bürger nach altem Schrot und Korn, hieß mich willkommen, und ihre Mutter, eine noch jugendliche, schöne Frau, reichte mir freundlich, aber unter einem Hauche von Schwermut, die Hand. Fräulein Anna und ich fühlten uns schon wie alte Bekannte, sie stellte mir ihren halberwachsenen Bruder Josef vor, einen bescheidenen, offen blickenden Jüngling. Ein zweiter Bruder Anton war zur Zeit in der Lehre in Wien. Derselbe wurde mir geschildert als ein überaus lustiger, zu allen Scherzen und Schnurren aufgelegter junger Mann; sein Leben, das einen romantischen Verlauf, ein tragisches Ende genommen hat, soll später noch angedeutet werden.

Ich dankte dem Fräulein mündlich für ihre Sommerreise nach Krieglach, für ihren Brief, für ihr Bild, überreichte ihr das Armband aus Venedig und bat ihre Eltern, manchmal in ihrem Hause einen Besuch machen zu dürfen. Wie man sieht, schlug ich einen sehr geraden Weg ein, wohin er führte — dachte ich damals daran? — Manchen Abend habe ich im Hause Pichler verlebt. Der Vater erzählte gern von seinen Reisen als Handwerksbursche, er war weit herumgekommen in der Welt und wußte alles mit gutem Humor vorzubringen. Er war eine praktisch und thatkräftig veranlagte Natur und hatte es von seinem kleinbürgerlichen Elternhause in Hartberg zu einer hochgeachteten Stellung in Graz gebracht. Er saß zur Zeit im Gemeinderate und war Armenvater in seinem Bezirke. Er hatte ein weiches Gemüt, ohne senti-

mental zu sein. Kein Armer ging ungetröstet von ihm, aber wenn im Hofe des Criminalgebäudes ein Spitzbub gehenkt wurde, da konnte er als Amtszeuge mit aller Ruhe zusehen und sich nach der Exekution behaglich eine Cigarre anzünden. Seine Frau, ebenfalls zu Hartberg gebürtig, war eine echt volkstümliche, doch überaus feinbesaitete Natur. Wenn sie mit lebendiger Anschaulichkeit und Innigkeit von ihrer Kindheit und Jugend, von Sitten und Gebräuchen unserer gemeinsamen Heimat sprach, da war mir, als hörte ich wieder meine Mutter. So saßen wir oft traulich zusammen, und ich ahnte nicht die bange Sorge, die durch mein Erscheinen ins Haus gekommen war. Eines Tages hatte ich das Fräulein Anna um ein Stammbuchblatt von ihrer Hand gebeten. Da schickte sie mir den folgenden Vers: „Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden? Der nie mit Todesstürmen stritt? Es ist ein Herz mit seinen Wunden mehr wert, als eins, das niemals litt." — Das schreibt ein blühendes Mädchen von kaum mehr als zwanzig Jahren! Bezog es sich auf mich, auf meine Herzenswunden? . . .

Später hat es Vater Pichler mir erzählt, wie sehr Fräulein Anna damals verändert war, wie sie gleichgiltig für ihre Umgebung die Einsamkeit suchte in ihrem Kämmerlein, oder im Hausgärtchen am Strande der Mur, wie sie vor sich hinträumte, manchmal schluchzte und dann aufgeschreckt in Verwirrung war, als sei sie bei etwas Unrechtem ertappt worden. Die Mutter nannte es ihrem Manne zuerst, was das war. Aber was soll daraus werden! Ein junger Mensch ohne Stellung . . .! Ein Dichter, das ist ja recht schön, aber kann man leben davon? Sie hatten schon beschlossen, mich zu bitten, meine

Besuche in ihrem Hause, „so angenehm ihnen dieselben auch waren", aus gewissen Rücksichten vielleicht etwas seltener werden zu lassen. Aber ich war ihnen zuvorgekommen.

Fräulein Anna spielte die Zither. Und das so gut und schön, daß auch ich so etwas lernen wollte. Die Zeitschrift „Bohemia" in Prag hatte mir für eine kleine Erzählung eben ein großes Honorar geschickt. Davon kaufte ich mir eine Zither, ging damit zu Pichlers, und an Sonntagsnachmittagen saßen wir, Anna und ich, in der großen Stube beisammen und trieben Musik. Dazwischen plauderten wir, ich von meinen dichterischen Plänen, sie von ihrem Hauswesen, vom Geschäftsladen, wo sie die ganze Woche hinter dem Pult stehen und den Leuten Hüte aufs Haupt setzen mußte. Ich merkte wohl, daß ihr diese Obliegenheit nicht gar angenehm war, obschon sie nie etwas davon verlauten ließ. Um so inniger gab sie sich am Sonntage ihren Lieblingsbeschäftigungen hin, der Musik, den Büchern, den Blumen zwischen den Fenstern. An einem Sonntagsnachmittage im November war es, daß wir wieder miteinander Zither spielten. In der Stube war niemand anwesend. Da ließ ich plötzlich die Saiten ruhen, wendete mich zu ihr und sagte: „Anna, wollen Sie mein Weib werden?" Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob diese Frage eine vorsätzliche war oder ob sie mir ganz unvermittelt über die Lippen sprang. Anna senkte ihr Haupt und ihre Hand zitterte ein wenig. Ich habe die Frage wiederholt und sie hat dann ganz unmerklich mit dem Kopfe genickt.

Noch an demselben Abende redete ich mit ihrem Vater. Wir gingen im Stadtpark die Kastanienallee entlang von der Schillerbüste gegen das Burgthor hin. Im Glanze

der wenigen Gasflammen sahen die fallenden Schneeflocken aus wie zarte Apfelblüten. Nun gestand ich Herrn Pichler, daß ich seine Tochter lieb hätte. — Er schwieg eine Weile, dann sagte er wie unter einem Seufzer: „Das haben wir wohl bemerkt.“ — „Ich will ohne sie nimmer leben!“ fuhr es mir heraus. Er seufzte wieder und sagte: „Es ist halt ein Kreuz.“ Weiter gab er keine Antwort. Als wir dann auseinandergingen, sagte er: „Am Katharinentag ist mein Geburtstag. Kommen Sie am Abend desselben Tages zu uns. Da ist auch die Frau zuwege, da können wir weiter davon sprechen.“

Als ich in meinem Zimmer war, mit mir ganz allein, kam es mir erst zum Bewußtsein, was jetzt angefangen worden war. — Am nächsten Tage ging ich zu zweien meiner Gönner und erzählte ihnen mein Vorhaben. Der eine war Dr. Moriz von Kaiserfeld, damals Landeshauptmann von Steiermark. Der rief hell aus: „Was? Heiraten wollen Sie? Um Gotteswillen, wie sollen Sie eine Familie ernähren, Sie haben ja nichts!“ Der andere war Dr. Svoboda. Der sagte schmunzelnd: „Sie haben recht. Ein Poet muß ein schönes edles Weib haben. Ich habe es schon damals in Mürzzuschlag gemerkt. Eine Familie werden Sie ernähren so gut wie andere. Sie sind ja ein Mann.“

Und am Katharinentage fand ich mich ein im Hause Pichlers. Es war eine ernste Stunde, als ich Vater und Mutter bat um ihre Tochter Anna. Der Vater sagte: „In Gottesnamen! Das Mädel ist ja schier verrückt.“ Die Mutter weinte unversiegbar und sagte: es sei ihr ja recht, wenn es Gottes Willen wäre und wenn ihr Kind glücklich werde, aber ein Stein läge ihr auf dem Herzen, nicht zu

sagen . . . Beim Nachtmahle ist es gemüthlicher geworden. Einige muntere Freunde des Hauses waren vorhanden, Anna und ich saßen bei Tische nebeneinander, Vater Pichler erklärte uns als Verlobte. — Ich habe mir die Neuverlobten stets gedacht als von unbeschreiblicher Befangenheit gequält. Davon war an mir nicht viel zu spüren, es war ja ganz selbstverständlich, daß nun meine Anna neben mir saß. Sie war auch ruhig, verriet aber ihre innere Aufregung dadurch, daß sie nach dem Mahle auf dem Fußboden stolperte und nach allerlängs hinfiel. Der Schreck war bald vorüber, als sie munter wieder aufsprang. Beim Abschiede der Kuß war diesmal nicht so flüchtig wie sonst. Wir brauchten daraus kein Geheimnis mehr zu machen und konnten uns dabei Zeit nehmen.

Eine Woche später wurde auf Wunsch des Vaters Pichler die Verlobung das zweite Mal gefeiert, und zwar zu Krieglach in jenem Gasthause, in dem damals die zwei Touristinnen eingekehrt waren. Dieses Fest war für meinen Vater und für meine Geschwister angesetzt, die von der Gegend, aus Berg und Thal, zusammengekommen waren, um ihre künftige Schwiegertochter und Schwägerin kennen zu lernen. Die Hochzeit wurde bestimmt auf den Mai des nächsten Jahres. Mir aber schien es einfach unfaßbar, daß der „Ausstattung" wegen so unabsehbar viele Zeit des Glücks versäumt werden sollte!

Daß ich nun jeden Tag ins Haus der Braut kam, daß wir unsere Zukunft besprachen, unsere Absichten bestimmten und vorbereiteten, ist alles selbstverständlich. Daß ich eines Abends spät, als Anna schlafen gehen wollte, im Dunkeln an der Thür ihres Kämmerleins stand und auf sie wartete — das ist mir heute wie ein dämonischer

Schatten über die liebliche Idylle dieser Zeit. Als ich ihren Namen flüsterte, erschrak sie so sehr, daß sie einen Schrei ausstieß. Ich sagte ihr erregt gute Nacht und eilte mit pochenden Schläfen davon.

Als endlich der Hochzeitstag in die Nähe kam, trat eines Morgens ein mir bekannter und wohlgesinnter Priester in mein Zimmer. Er sei gekommen, sagte er, ohne auf dem gebotenen Sessel platzunehmen, um als Hirte ein Schäflein zu suchen. Zwar verzage er hier an seiner Mission, denn er wisse, wie schwer ich als Schriftsteller öffentlich angegriffen würde von der katholischen Presse. Ob diese Presse recht oder unrecht habe, darum handle es sich heute nicht, nur möge ich es der Kirche nicht entgelten lassen, und nicht meiner Seele. Ich würde wissen, daß als Vorbereitung zum Sakrament der Ehe das Sakrament der Buße und des Altares nötig sei. Er wolle mir aber gerne den Weg zur Kirche ersparen, wo ich etwa die Gasser scheue, er sei bereit, mir die Beichte auf meinem Zimmer abzuhören und habe dafür gleich auch die Stola mitgebracht. Es sei weiter keine Formalität nötig, wir wollten uns gemütlich zusammensetzen und ich sollte ihm wie einem Freunde das Bekenntnis ablegen. Da der junge Mann bei dem Eintritte in den Ehestand mit seinem früheren Leben abschließe, so gezieme es sich auch, sich von den Sünden zu reinigen, die bei jungen Männern leider so häufig vorkämen. Mit erleichtertem Gewissen könne der Bräutigam sonach zur Jungfrau Braut hintreten, und der Ehestand, solchergestalt mit Gott angefangen, würde gesegnet sein. — Ähnlich hatte er zu mir gesprochen. Gerührt von solcher Herzlichkeit sagte ich zu, die Beichte gerne ablegen zu wollen, bemerkte aber, daß ich mich von

meinen Sünden erst wahrhaft befreit erachten würde, bis ich dieselben meiner Frau eingestanden und von ihr Absolution empfangen hätte. Der Priester blickte mich ernst an, dann that er einige Fragen nach weltlichen Dingen und ging bald davon, ohne daß vom Beichten noch einmal die Rede gewesen war. Mir that es herzlich leid, daß er meine Worte für eine Geringschätzung des Sakramentes verstanden hatte.

Die Hochzeit fand statt zu Graz am 13. Mai 1873. Am kühlen sonnigen Morgen fuhren wir in mehreren Wägen, unter Begleitung von Verwandten und Freunden, hinaus zum Waldkirchlein Maria-Grün. Vor und nach der Trauung wurden uns mancherlei Ehren zu teil, die mich freuten, besonders meiner Braut wegen. Sie stand in ihrem weißen Schleier wie eine Erscheinung des Himmels neben mir am rosenumdufteten Altare. Als der Priester ihre kühle Hand in die meinige legte und beide Hände nach kirchlicher Sitte mit der Stola umwickelte, da dachte ich: Wie es denn sein kann, daß auf einmal dieses liebste Wesen in mein Leben eingetreten ist! Wie es denn möglich gewesen, so lange ohne sie zu leben, und wie ein weiteres Dasein auf Erden denkbar wäre ohne sie! — Jemand hat nachher gefragt, warum ich sie, wie der Brauch nach der Trauung, in der Kirche nicht auf den Mund geküßt hätte? — Habe ich es nicht gethan? Dann unterblieb es wohl, weil wir nicht allein waren, weil die ganze Kirche voll von Menschen gewesen.

Als wir nach der kirchlichen Feierlichkeit durch das Kroisbachthal hinausfuhren gegen die Stadt, lief plötzlich vom Walde herab ein Mensch in braunem Überrock und grauem Hut, und gerade auf unseren Wagen zu. Ich

ließ halten, denn ich erkannte einen Jugendfreund, den Schriftſetzer Robert Wagner. Einige Jahre früher war er zu Graz in Arbeit geſtanden, wir waren viel beiſammen geweſen. Als er in die Welt ging, ſagte er zum Abſchied: „Wenn du heirateſt oder ſtirbſt und ich lebe noch, ſo komme ich zu dir.“ Nun hatte er Wort gehalten und war aus der Ferne herbeigeeilt, um meiner Trauung beizuwohnen. Beim darauf im Hotel „zum Erzherzog Johann“ ſtattfindenden Hochzeitsmahle hatte er ſich nicht eingeſtellt. Denn kaum hatte er mir und meiner jungen Frau zum Wagen herein die Hand gereicht, war er wieder davon geeilt in die weite Welt. — Die Wagen fuhren dahin und im erſten derſelben war ich nun allein mit meinem Weibe. Wir hielten uns an den Händen, an deren Fingern die neuen Ringe funkelten, wir ſchauten uns ins Auge. — Nach dem Feſtmahle, bei welchem mein alter Vater der Braut gegenübergeſeſſen war und ſie immer angeſchaut hatte, ließen wir uns auf den Wunſch der Eltern photographiſch aufnehmen. Dann zog meine Anna das weiße Kleid mit dem Schleier aus, wohl nicht ahnend, daß ihr dasſelbe — noch ehe zwei Jahre vergingen — wieder angezogen werden würde.

Gegen Abend des Hochzeitstages ſind wir nach Krieglach gefahren, wo im Hauſe Mitteregger ein Zimmer aufgenommen worden war, um die erſten zwei Wochen in meiner Heimat zuzubringen. Denn ſo war es Annens Wunſch. Nicht durch eine Hochzeitsreiſe wollten wir unſer junges Glück zerrütteln laſſen. Die blumigen Matten, die von Vogelſang durchklungenen Wälder der Heimat und darüber der Mai — ſo war's uns gerade recht. Die Hochzeitsreiſe haben wir ſpäter gemacht, im Auguſt, nach dem Murthale zu meinem

Jugendfreunde August Brunlechner, dann nach Kärnten: Friesach, Villach, zurück ins Gesäuse und nach Eisenerz, wo wir überall Verwandte meiner Frau besuchten. Auf einem heißen Spaziergange von Villach bis zum Ossiacherſee zeigte ich weſentlich einen meiner Fehler. Erſchöpft, beſtaubt und des Weges unkundig wurde ich mißmutig und polterte etwelches. Und da trat eine ihrer Tugenden hervor, ſie hatte ein treuherziges, gütiges Zureden und das brachte mich ſofort ins Gleichgewicht. Als wir nachher auf einem Kahne ſänftiglich über den See fuhren, waren meine durch Sonnenglut und Ermüdung aufgeregten Nerven wieder ruhig geworden. „Anna,“ ſagte ich, „immer einmal bin ich halt ein garſtiger Zornnickel.“ — „Ja, wart' nur!“ antwortete ſie, „ich werde dich ſchon züchtigen!“ Und ſie that's. Wenn ich — was in jüngeren Jahren nicht allzuſelten geſchah — wegen irgend einer Nichtigkeit aufbrauſte, ſo blieb ſie ruhig vor mir ſtehen, ſchwieg und blickte mich mit ihren unbeſchreiblich ſchönen, ſanftmütigen Augen betrübt an. Sofort war ich gebändigt. Im zweiten Jahre unſerer Ehe war von dieſer überaus thörichten Eigenſchaft des Jähzorns in mir kaum eine Spur mehr vorhanden. Sie zeigte ſich erſt ſpäter wieder, als die ſanfte Tierbändigerin längſt nicht mehr um mich war.

Während unſerer Flitterwochen in Krieglach hatten uns die Eltern Pichler im Nebenhauſe ihres Wohnſitzes, Sackſtraße Nr. 31 zu Graz, im erſten Stocke eine Wohnung mit vier traulichen Zimmerchen eingerichtet. Die Wohnzimmer waren gaſſenſeitig, mein Arbeitszimmer murſeitig. Von dieſem ſah man durch ſeine drei Fenſter auf den breiten Fluß und auf die Berge. Es war ein Poetenheim, wie ich ſeither keines mehr gefunden. Damals mußten zur Ausſtattung

noch nicht die schwerfälligen altdeutschen Möbel, die braunen Öfen, die roten oder sauerkrautgrünen Wände, das wurstbraune Parquet, die schweren dunklen Fenstervorhänge sein, Dinge, die eine Wohnung so düster machen. Bei uns war alles licht: die Öfen, die Thüren, die Vorhänge weiß und luftig, die Wände taubengrau, die Fußböden blank gescheuert, die Möbel glänzend lackiert, die Rahmen der Kupferstiche hell vergoldet.

Und in solch freundlicher, friedlicher Wohnung ein sanftes, gemütlich heiteres, regsames Weibchen — so ein Leben darf sich wohl sehen lassen auf dieser schönen Welt. Als wir zwei das erste Mal in eigener Wohnung, an eigenem Tische Mahlzeit hielten — sie war einfach, aber wie köstlich hat sie gemundet! Anna war zwar, als sie die Suppe auftrug, etwas befangen, wie sie später gestand, vor Angst, das Essen würde mir nicht schmecken. Und wie waren wir dann vergnügt, wie knusperten wir Roggenbrot, als wäre es Torte, wie stießen wir mit den Gläsern an, als wäre Rheinwein drin statt Wasser! Viel später sind wirkliche Torten gekommen und wirklicher Rheinwein. Aber Anna ist nicht mehr bei mir gewesen.

Für den Haushalt setzten wir monatlich fünfzig, später, als eine Magd kam, siebzig Gulden aus. Einmal fand ich Anna schluchzend in der Küche sitzen. Auf mein Andringen gestand sie, daß ihr die Wirtschaft Sorgen mache. „Aber Kind!“ rief ich aus, „so nimm mehr Geld, du weißt doch die Lade!“ — „Noch mehr?“ sagte sie leise, „wo sollst es denn hernehmen! Mir ist nur manchmal so hart, daß —“ — „Nun, warum denn, Anna, warum ist dir hart.“ — „Daß ich dir gar kein Vermögen mitgebracht habe.“ — Fuhr ich freilich empor: „Jetzt hör' mir aber auf! Ver-

mögen! Da müßteſt erſt ſehen, ob ich dich genommen hätte. Weiber mit Vermögen, darüber habe ich meine Anſicht, du weißt ja. Übrigens haben wir doch die Wohnung umſonſt. Das übrige, was wir brauchen, erwerbe ich ſpielend. So leicht kommt mir jetzt das Arbeiten an."

Und wahrlich, in jener Zeit arbeitete ich mit Luſt und Erfolg. Mehrere Werke ſchrieb ich in einem Jahre, darunter die „Schriften des Waldſchulmeiſters", zu denen an jenem inhaltsreichen 20. Juni der Plan entworfen worden war. Luſt und Kraft zur Arbeit, ſtillvergnügt und heiter — war das die Liebe? Ja, ſie war's. Ich fühlte mich umgeben, geſättigt von jenem milden, ruhigen Glücke, das keinen andern Wunſch kennt, als den, es möchte ſo bleiben. — An einem glückſeligen Abende that ich das, was ich damals vor der Hochzeit hätte thun ſollen. Ich beichtete die Sünde. Aber nicht dem Prieſter, ſondern dem Weibe. Anna hörte mir ſehr aufmerkſam zu und dann ging ſie ins Nebenzimmer. Als ich ihr nachging, kauerte ſie am Ladekaſten, vor dem Bilde ihrer Mutter, und weinte ſo ſehr, daß ihr ganzer Leib ſchüttete. Da habe ich geſehen, daß man doch lieber dem Geiſtlichen beichten ſoll, als dem geliebten Weibe. Sie hat mir hernach zwar einen langen, innigen Kuß gegeben. Ich war abſolviert, hatte als Buße aber die Ahnung, daß von dieſem Tage an ein Schmerz in ihr ſei, den wir Männer nicht zu meſſen imſtande ſind.

Ich gelobte damals, dieſem Weſen alles zu ſein, was ich bin und ſein kann. Es iſt nicht viel. Was habe ich mein Lebtag ſchöne Worte verſchwendet an Nichtigem, und dort, wo ich geliebt, innig bis in den tiefſten Herzensgrund geliebt hatte, dort war ich ſtumm,

unbeholfen an Ausdruck, Geberde, Benehmen, ſtand ſcheinbar gleichgiltig und kühl vor dem Weibe, für das ich im gegebenen Augenblicke mein Leben mit Freuden geopfert hätte. Auch Anna hat in Worten nie geſchwärmt, aber ihr ganzes Weſen und Walten um mich war ein einziges hohes Lied der Liebe. Was in meinem Werke „Heidepeters Gabriel" von jener Anna erzählt wird, es iſt leicht zu merken, wer dazu das Vorbild geweſen.

Und doch iſt dieſem goldenen Herzen der Eheſtand ein Weheſtand geworden. Nach der Trauung waren kaum vierzehn Tage vergangen, als ſie die Nahrung nicht mehr vertrug und an Krämpfen zu leiden begann. Ihr Vater that ſcherzhaft die Bemerkung, ob ich nicht wüßte, was es nach dem Sprichwort bedeutet, wenn eine junge Frau kein Rindfleiſch ißt? — Die Leiden dauerten vom erſten bis zum letzten Tage, Anna ertrug ſie voll himmliſcher Geduld, ſelig ſchien ſie zu ſein in dem Wiſſen, für was ſie litt. Am erſten Weihnachtsbaume waren wir noch allein, aber es ging dabei hoch her. Wir hatten es ſchon bei Beginn unſeres Haushaltes eingeführt, daß täglich ein Zehnkreuzerſtück in die Sparbüchſe geworfen werden mußte für den Chriſtbaum. Als nun einige Tage vor dem Feſte die Thonbüchſe zerbrochen ward, fand Anna zu ihrer freudigen Überraſchung den Betrag ſo groß, daß ſie ausrief: „Peter, denke dir, das Thonſchweindel iſt fett!" Da gab es dann unter dem Chriſtbaume Handſchuhe und Socken, Backwerk und ſogar eine Flaſche Wein! Und eine Schillerbüſte aus Gips, die heute noch auf meinem Bücherkaſten ſteht. Annens Eltern und Brüder leiſteten uns Geſellſchaft im Bewundern dieſer Herrlichkeiten.

Schwager Toni war ein hübſcher, wie ſchon be-

merkt, damals noch sehr lustiger Junge. Doch zeigte sich in ihm ein heftiger Wille und etwas Unstetes, ein Wünschen und Streben, das über die Verhältnisse hinausging. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, bei Zeiten ein wohlhabender Mann zu werden. Bald nach Vollendung seiner Lehrjahre ging er als Hutmacher nach dem Norden, ein Jahr später nach dem Westen, ins Amerika, von wo aus er Briefe nach Hause schrieb, aus denen zu schließen war, daß es ihm drüben außerordentlich behage und er die Absicht habe, Europa ganz den Rücken zu kehren. Auf einer kleinen Reise nach Bayern, die ich zur selben Zeit machte, begegnete ich am Postschalter zu München urplötzlich dem — Schwager Toni. Auf einmal amerikamüde geworden, war er in die Heimat zurückgekehrt. Später, ich greife hier weit vor, übernahm er mit seinem Bruder das väterliche Gewerbe und heiratete. Er widmete sich mit Leib und Seele dem Geschäft, aber das Thatsächliche wollte mit seinen hochfliegenden Plänen nicht immer stimmen. Ich hatte den in der Jugend so heiteren, freundlichen Knaben lieb gehabt und suchte den nun mit dem Ernste des Lebens ringenden Mann oft zu beruhigen und auf seelische Güter zu verweisen. Seine ruhelose Seele war so ganz das Gegenteil von der Sanftmut und dem verkörperten Herzensfrieden meiner Anna. Vielleicht war er eine zu Großem geborene Natur, wenn er Glück gefunden hätte, wer weiß das? Kleine Landpartien und Reisen waren das einzige, was ihn zu zerstreuen schien. Im Frühjahre 1890 machte er, ohne weitere Vorbereitung, ohne Abschied und Andeutung, einen Ausflug nach Fiume. Von dort aus ging er nach Marseille. Auf dem Friedhofe dieser Hafenstadt schrieb er einen Brief nach Hause, daß er mit

einem großen Schiffe nach Spanien zu reisen gedenke und dann wahrscheinlich nach Alexandrien. Zu Hause möge man machen, was man wolle, und auf ihn weiter keine Rücksicht nehmen. Nach längerer Zeit kam ein Brief von ihm aus Australien, wo er in einem Hotel Hausdienste verrichtete. Später war er als Sklavenaufseher in einer Farmerei, hernach Arbeiter auf einem Schiffe. Dann zeigte ein flüchtiges Schreiben an, daß er in Dar-es-Salem, einer deutschen Kolonie in Ostafrika, eine Beamtenstelle verwalte, und bald darauf kam die Nachricht, daß er im Juli 1892 dort gestorben sei. Seine Mutter, deren Abgott Toni gewesen, war ihm längst vorausgegangen, schwer aber verwand der alternde Vater Pichler diesen Schlag. Er sprach nicht viel von seinem dahingegangenen Sohne, oder höchstens mit einem Seufzer: „Es ist halt ein Kreuz."

Und nun wieder zurück zu meiner bescheidenen Häuslichkeit.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1874 erwachte ich um Mitternacht aus dem Schlafe. Meine Gattin vertraute mir, daß sie merke, es nahe die Zeit, aber ich möge nur weiterschlafen, ich sei ja doch müde von der Arbeit. Natürlich schloß ich mein Auge nicht mehr und der nun folgende Tag wurde mir zur peinvollen Qual und zum seligen Glücke. Nach unsäglichen Schmerzen und unter bedenklichen Umständen gebar mir Anna am 20. Februar um die erste Nachmittagsstunde einen Knaben. Am nächsten Tage wurde er zu Ehren seines Großvaters getauft auf den Namen Josef. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: „Josef war der Nährvater des Heilandes, möge mein Josef sich an den Ideen des Heiles nähren! — Ich kann mich gar nicht satt sehen an dem Bübel. Das

iſt die größte Poeſie und das größte Wunder, ſo ein Kindlein. — Ich kann Tag und Nacht nicht ruhen vor Freude und Sorge."

Schon am zweiten Tage machte der Junge ſeiner Mutter das erſte Herzleid. Er wollte nicht trinken an ihrer Bruſt, er zog gewäſſerte Kuhmilch vor; er gewöhnte dabei, und ſo hatte ſie ihm ſeine Sprödigkeit bald verziehen.

Nun war der höchſte Grad des irdiſchen Glückes erreicht. Eines Abends ſaßen wir am Bette des Kleinen, ich zur einen, Anna zur anderen Seite, und ſchauten ihn an. Zu Füßen ſaß Großmutter und nähte an einem Wollhäubchen, daneben ſtand Großvater und knüpfte an ein eben heimgebrachtes Kindertrompetlein ein grünes Umhängband. Der Kleine konnte aber noch gar nicht blaſen. „Macht nichts, er wird's ſchon lernen." Und wie wir ſo im Kreiſe beiſammen waren um den herzigen Mittelpunkt, der mit den Füßchen ſtrampelte und ſeine Händchen reckte, da ſagte Anna plötzlich lachend: „Jetzt fehlt nur noch Ochs und Eſel, daß das Krippelſpiel fertig iſt!"

Als das Frühjahr kam, haben wir den Knaben in ein Wägelein gethan und hinausgeführt in die Wälder der Hilm und um Maria-Troſt. Wo es bergwärts ging, da zog die Mutter an und ich ſchob hinten nach und ſo vornehm fährt kein Prinz.

Für laute Vergnügungen und Feſtlichkeiten war Anna nie zu haben geweſen, ſelbſt Einladungen in befreundete Häuſer nahm ſie nicht gerne an: ihr war der Brauch nicht recht, daß man uns bei Tiſche nie zuſammenſitzen ließ, daß ſie mit fremden Leuten, die ihr gleichgiltig waren, reden mußte. Sie ſprach wenig, ſtets in ſchlichter, unge-

zierter Art, aber immer sinnig und klug. Einmal, als bei einem Festmahle im Hause des Großindustriellen Reininghaus zu Graz Doktor Rechbauer, damals Präsident des Abgeordnetenhauses, einen Toast ausbrachte auf meine Anna und alles mit klingenden Gläsern auf sie einstürmte, war ihr nach späterem Eingeständnis, „als müsse sie in den Boden sinken vor lauter Schämen". Kleine Ausflüge mit mir in die Natur waren ihr das Liebste, wo es aber unbehilfliche Kinder gab oder arme gefangene Tiere, da war sie nicht vom Flecke zu bringen. Je hilfloser ein Wesen, desto liebreicher gab sie sich mit ihm ab. — Seit der Knabe erschienen, war alle äußere Welt für sie versunken. Auch Theater, Konzerte, denen sie sonst zugethan gewesen, ließ sie jetzt beiseite, nur daß sie zu Hause manchmal Musik trieb. Nebst der Zither spielte sie das Klavier, und zwar immer nur das, was mir am liebsten war — Volkslieder. Sie begann mir damals eine entzückende Welt von Volksliedern zu erschließen, die in späteren Jahren ihre Kinder noch erweitert und fast unermeßlich bereichert haben.

Die beiden Sommer unserer Ehe verlebten wir in Krieglach, im Hause Mitteregger. Meine alte Freundin Julie war auch die Freundin meiner Anna geworden. Aus Alpel hatte Anna meine jüngste Schwester herabgeholt, ein Bauerndirndel, das sie mit Liebe und Geduld für unsere Wirtschaft abrichtete. Die Schwester Marie ist dann jahrelang in unserem Hause geblieben.

Vom Frühjahre 1874 an hatte Anna wieder mit deutsamen Beschwerden zu kämpfen, aber ihr Wesen blieb stets heiter und mit Hintansetzung eigener Leiden voller Fürsorge für Kind und Vater. Einmal hatte sie einen

großen Jammer. Beim Einwickeln in die Windeln, die mit einer heißen Waſſerkanne erwärmt zu werden pflegten, hub das Kind an, unmenſchlich zu ſchreien. Es meldete ſich ſonſt ſelten, außer wenn es laut lachte oder mit den Gliedern zappelnd jauchzte. Und diesmal ſchrie es ſo heftig und ſchmerzhaft, daß ſein Geſichtchen rot wie ein Paradiesapfel wurde. Anna hob es, ſchaukelte es, legte es, wickelte es auf, wickelte es ein, das Kind ſchrie immerfort zum Herzbrechen. Wir wußten uns nicht mehr zu helfen, ich lief nach dem Arzt, da ſtellte es ſich heraus, daß der kleine Sepp am Unterſchenkel eine Brandwunde hatte. Von der blechernen Waſſerkanne. Ein Ölumſchlag that bald ſeine wohlthätige Wirkung, aber Anna war troſtlos. Nicht des Kindes wegen, vielmehr ihretwegen. Laut weinend zankte ſie ſich ſelbſt aus, daß ſie eine ſchlechte Mutter wäre, eine ungeſchickte und unverläßliche Kindespflegerin, die nichts anderes wert ſei, als daß man ſie verjage! Mit langer Mühe nur konnte ich ſie beruhigen und an jenem Tage das einzige Mal habe ich ihr in wahrer Leidenſchaft vorgehalten, daß ſie die klügſte, ſorgſamſte, beſte Mutter ſei, die ſich Tag und Nacht dem Kinde opfere; die all ihre Freude und Erholung, ja ihre Geſundheit hintangebe für das Kind, und daß ſich feingebildete Damen, ja Königinnen, an ihr ein Beiſpiel nehmen könnten, wie ein rechtes Weib, eine deutſche Gattin und Mutter ſein müſſe; das einzige Unrecht an ihr ſeien die Selbſtanklagen, mit denen ſie ſich quäle! — Sie fiel mir um den Hals und küßte mich weinend: Wenn ich mit ihr zufrieden ſei, dann wolle ſie leben und ſterben! — Das bißchen Brennen der Brandwunde, mein Sepp, konnteſt du dir ſchon gefallen laſſen, es ward Urſache, daß ich

deiner Mutter ein Wort gesagt, welches ich sonst blöden Sinnes wohl für immer in mich verschlossen hätte.

Am 14. Dezember feierten wir ein schönes Fest. Das erste und einzige, welches wir einem Gaste geben konnten. Es waren zehn Jahre vorbei seit dem Tage, als Doktor Svoboda den für meine Zukunft entscheidenden Aufsatz in der Grazer „Tagespost" veröffentlicht hatte. Wir luden den teueren Mann an dem Gedächtnistage zu einem Mahle zu dreien. Ich sehe meine Anna noch heute, wie sie vor Glück strahlte, als junge Hausfrau den edlen Anwalt und Führer ihres Mannes bewirten zu können. Aber als Doktor Svoboda den Spieß umdrehte und zuerst auf ihr Wohl trank, anstatt wir auf das seine, da errötete sie und zitterte vor Erregung. Als Svoboda sich verabschiedet hatte, standen wir allein im stillen Zimmer vor dem noch reich gedeckten Tische und teilten uns gegenseitig das Bedenken mit, ob der liebe Gast wohl auch zufrieden gewesen, ob er nicht etwa hungrig oder durstig heimgegangen ist! — Wer kennt nicht die Stimmung nach einem Gastmahle, wenn die Gäste fort sind, man steht mit noch schnell pochendem Pulse völlig einsam in dem lichterdunstigen Zimmer, in der Seele den Nachhall des fröhlichen Lärms, noch halb gefüllt die Gläser. Wir gehörten uns wieder allein.

Zu Weihnachten 1874 hatte der Knabe schon zwei schneeweiße Zähnchen am Unterkiefer und zwei solche am Oberkiefer. Diesmal war am Christbaume also auch das Wichtigste vorhanden — ein Kind. Ich kann unsere Freuden nicht beschreiben. Jetzt noch in schlaflosen Nächten, wenn alles um mich still ist und dunkel, sehe ich die beiden stehen vor jenem Christbaum. Die Mutter in dunkelblauem, weißgesterntem Gewande; am Halse enggeschlossen

der schmale, weiße Kragen mit Spitzenrand, am schwarzen Sammtbande das goldene Kreuzlein. Das braune Haar glatt zurückgekämmt, von einem schwarzglänzenden halbkreisförmigen Kamm gehalten, am Nacken in zwei langen Zöpfen auslaufend. Das Gesicht blaß, das Auge voll sanfter Glut, die Lippen ein wenig aufgeworfen und frisch rot — die ganze Gestalt voller Jugend und Güte. — Und neben ihr tief unten das Knäblein, schon auf den Füßen stehend und mit den runden Händchen sich an die Rockfalte der Mutter haltend. Der Kleine trägt ein dunkelrotes Kleidchen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, am Kinn ein weißes Überschläglein, wie es die Pastoren haben. Sein anfangs goldliches Haar spielt bereits ins Dunkle, ist hübsch an der linken Seite abgeteilt und glatt gekämmt. Mit seinen großen runden Augen im vollen Gesichtlein schaut er fast betroffen zur bunten leuchtenden Erscheinung empor, dem Christbaum. . . .

Daß ich jenes Glück nicht etwa erst heute in der Nachstimmung empfinde, wie das so oft vorzukommen pflegt, wenn es vorbei ist, nein, daß ich mir desselben schon damals klar bewußt war, beweisen alle meine Aufzeichnungen aus jener Zeit. So hatte ich dem lieben Weibe meine Gedichte aus der Kindes- und Jugendzeit (in einen Band zusammengeschrieben) unter den Weihnachtsbaum gelegt. Die Widmung lautete:

„Nicht nur die Gegenwart und Zukunft allein,
Auch mein vergangenes Leben sei dein.
Ich lege dir heut' meinen Jugendtraum,
Im Walde geträumt, vor den Weihnachtsbaum.
Mein süßes Sehnen, mein stilles Hoffen,
Lieb' Anna, du hast es noch weit übertroffen.
Weihnachten 1874."

Als der kleine Sepp hierauf bald anfing, allein zu laufen, verheimlichten wir das den Großeltern bis zum 11. Februar 1875, an welchem Tage sie in froher Häuslichkeit ihre silberne Hochzeit begingen. Wir brachten unsere Huldigung in folgender Form dar. Ich hatte einen ganzen Tag lang an den Dingen gearbeitet und noch einmal kam die edle Schneiderkunst in mir zur glanzvollen Geltung. Wir zogen dem Knäblein ein weißes Chorhemd an, hingen ihm eine blumige Stola um, banden ihm um den Hals ein Kolare, setzten ihm ein schwarzes Barett auf, gaben ihm eine Tasse mit zwei silbernen Ringen in die Hände und ließen ihn durch die Thüre ins Zimmer der Großeltern spazieren. So trippelte der kleine Priester vor das silberne Hochzeitspaar, dem er mit gar ernsthaftem Gesichtchen die Ringe überreichte. Sie haben die Ringe an ihre Finger gesteckt und somit war ein närrischer Traum der Großmutter in Erfüllung gegangen, in welchem sie mit ihrem Manne von ihrem Enkel getraut wurde. Daß dieser Enkel Priester war, wie schön! Aber daß dieser Priester schon allein trippeln konnte, das war dabei das Großartigste.

So brachte jeder Tag eine neue Freude. Unser Hauswesen war ruhig und freundlich in allem, Wohnung und Wirtschaft in musterhafter Ordnung. Und das Glück, die harmlose Heiterkeit teilte sich damals auch meinen litterarischen Arbeiten mit. Um diese Zeit hatte ich mehrmals nach Wien oder zu meinem Verleger Heckenast nach Preßburg zu reisen. Da kam mir wohl jeden Tag ein Briefchen nach: „Buberl und mir wird langweilig, wenn Vater fort ist." — „Peperl macht ein trauriges Gesicht, wenn er Vater nicht findet." — „Wenn Vater fort ist, spielt Peperl den

Hausherrn." — „Komm, komm bald! Hätte ich unser Buberl nicht, ich wollte dir nachreisen, du schlimmer Mann, daß du so weit von uns fortgehst!" Nun, mir in der Fremde ging es ja noch viel schlechter, ich hatte auch das Buberl nicht. Eines Tages im selbigen Winter fuhr ich nach Krieglach und ging nach Alpel, um meinen Vater zu besuchen. Trotzdem ich am nächsten Tage schon wieder zu Hause sein wollte, schrieb ich unterwegs im Eisenbahnwagen und dann auf dem Alpsteig mit halberfrorenen Fingern an einem Briefe für meine Anna, ihr nichts sagend, als daß ich immer nur an sie denke, daß sie mein Leben, mein Alles sei, und was sich Liebesleute eben zu schreiben pflegen, die zu schamhaft sind, um es sich persönlich zu sagen. Als ich abends aus Alpel nach Krieglach zurückkehrte, war schon eine Depesche da: „Ist mein Mann nicht dort? Rückantwort bezahlt." — Ich fuhr sofort nach Hause. — Eine Ahnung war in uns beiden, daß die Tage gezählt seien. . . .

Anfang März äußerte Anna den Wunsch, sie möchte noch einmal nach Maria-Grün gehen. Wir fuhren hinaus, es war ein nebeliger Tag. Als ich sie so vor dem Altare, an dem wir einst getraut worden, stehen sah, unverwandt aufblickend zum Marienbild . . ., da befiel mich plötzlich eine große Bangigkeit. Auf dem Heimwege nahm sie mich bei der Hand, schaute mich an und sagte: „Nicht wahr, mein Peter, du wirst stark sein!" Ich bezog das Wort auf die nahe bevorstehende Entbindung und antwortete, es würde gewiß nicht so viel zu leiden geben, als das erste Mal. —

Am 3. März trat der beliebte Schauspieler Martinelli als Gast in einem Anzengruberschen Volksstück auf. Ich schwankte in der Wahl, ob ich zu Hause bei Anna bleiben

oder ins Theater gehen ſollte und entſchloß mich endlich für das letztere. Damit hatte ich den letzten Abend verſcherzt, der mir noch gegönnt geweſen wäre, geſund und froh mit Anna zu verleben. Alle Theaterabende meines Lebens wollte ich geben, könnte ich damit dieſen einen Abend für Anna und mich zurückerkaufen. Das Kind ſchlief, ſie hatte wohl bangend an die nächſte Zeit gedacht und ihr Mann hatte ſie allein gelaſſen. — Als ich nach Hauſe kam, ruhte ſie. Aber bald nach Mitternacht ſtand ſie auf, machte Licht und ſetzte ſich hin neben das ſchlummernde Kind. Unermüdet blickte ſie es an und wußte nicht, daß ich von meinem Lager aus wachend auf ſie hinſah. Dann ſeufzte ſie ſchwer, ging hinaus und weckte die Magd. Ich ſprang auf und eilte in die Stadt um eine Helferin. In einer Stunde war alles glücklich vorbei. Einen beſonderen Wunſch hatte ſie gehabt: Ein kleines Annerl! Das war jetzt auch erſchienen. Es vergingen ein paar Tage in aller Ordnung. Der kleine „Peperl" ſtand vor dem Kiſſen des Schweſterleins und bemutterte es. Dann kroch er zur Thüre, um zu gucken, ob die fremde Frau, die es gebracht' noch im Vorzimmer ſei, dann trippelte er zur ſpaniſchen Wand, die am Ofen ſtand, und rüttelte daran, daß ſie wackelte und über ihn zu fallen drohte. Die Mutter ſprang aus ihrem Bette, um den Unfall abzuwenden. Erſt am nächſten Tage hat ſie das geſtanden, als ſich Leibſchmerzen einſtellten und wir der Urſache nachforſchten. Am ſelben Tage hörte ich ſie leiſe zu ſich ſelber ſagen: „Es kommt doch ſo, wie ich mir gedacht habe. . . ." Dann erſchien der Doktor. In der darauffolgenden Nacht wurde ich veranlaßt, im anſtoßenden Hauſe der Großeltern zu ſchlafen. Ich dachte nicht nach, warum. Am nächſten Tage ſah ich

verstörte Gesichter. Anna hatte die Nacht über hell geschrieen vor Schmerz. Eine Bauchfellentzündung. Ich wußte damals noch nicht, was das in diesem Falle bedeutet. Daß es nichts Geringes war, konnte ich mir wohl denken. Wenn Anna, die Heldenhafte, einmal schrie vor Schmerz! Und sie schrie nun tagelang, daß es uns durch Mark und Bein ging. Dazwischen schalt sie sich, daß sie so wehleidig sei, dann wieder kümmerte sie sich um die Kinder und wollte sie in der Nähe haben und winkte sie doch wieder ab, wenn der Anfall kam. Mich hielt sie oft an der Hand und fragte, ob ich mein gewohntes Essen hätte, und daß ich schlafen solle, daß ich doch auch an mich selber denken möge, ich dürfe nicht krank werden. Und dann hub sie wieder an zu schreien. Ärzte kamen und gingen, Konsilien wurden gehalten. Vorrichtungen für Eisbehandlung wurden hergestellt und angewendet. Betäubende Medizinen, rings um das Bett fremde Leute. Und Anna schrie und schrie und suchte mit den Augen nach mir. Ich wußte nicht, wie mir geschah, es war wie ein schwerer, wüster Traum.

Nach dem vierten Tage dieser Qual kam die entsetzlichste Nacht. Das Schreien hörte man auf der Gasse. Nach dieser Nacht war ihre Stimme gedämpft. Anna hatte auf den Wangen rote Flecken, die Lippen waren gesprungen vor Dürre, sie hatte unlöschbaren Durst. Die Worte, die sie sprach, waren nicht deutlich. — Vater Pichler redete von einem Geistlichen, die Ärzte widersprachen ihm nicht. Ein Freund des Hauses, Monsignore Hebenstreit, wurde gerufen. Bevor er erschien, ließ Anna den Knaben ans Bett kommen und nahm Abschied von ihm. Der Kleine schaute verblüfft drein. Dann ließ sie das junge Annerl

zu sich tragen, wollte es noch einmal an die Brust drücken, berührte aber nur mit der Hand ein wenig das kleine Haupt. Ein unbeschreiblicher Blick — mein Gott im Himmel, ich vergesse ihn nimmer diesen Blick, mit dem sie von den Kindern Abschied nahm! — Dann bat sie, daß man dieselben in die Wohnung der Großeltern bringe und verlangte nicht mehr nach ihnen. — Hernach faßte sie meine Hand und sagte auffallend gesprächig, aber mit schwerer Zunge: „Jetzt, mein Peter, ist's an uns. Laß mich noch einmal in deine lieben Augen schauen. Mußt stark sein, Peter. An den Waldschulmeister mußt du denken. Ich habe auch von ihm geträumt." — „Du wirst wieder gesund, Anna!" unterbrach ich sie. „Im Frühjahre wollen wir dann in eine südliche Gegend gehen, daß du dich bald ganz erholen kannst. Krieglach wird dir dies Jahr zu rauh sein." Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie leise: „Ich gehe gerne hinauf." Später habe ich einen Doppelsinn in dieses Wort gelegt. — Es kam der Priester. In frommer Ergebenheit empfing sie die Sakramente. Die Weihelichter braunten trübe im dunklen Zimmer. Wir knieten im Nebengemach und beteten. An der Wand hing Rafaels Madonna. . . . Maria, hilf uns! Um ihrer Kinder willen, um deines Kindes willen, rette sie! — Das war mein Seelenschrei, anders konnte ich nicht beten.

Nach der heiligen Handlung verfiel Anna in einen Halbschlummer, aus dem sie später nur noch dumpfe Anfälle der Schmerzen weckten. Manchmal schaute sie nach mir hin, der ich halb gelähmt am Bette saß. Eine Gnade Gottes, daß ich betäubt war. Heute ist es mir unfaßbar, wie jene Tage konnten ertragen werden. Es ist mir unfaßbar, daß ich mich hinwegführen ließ von ihrem

Bette, daß ich Biſſen aß, die ſie mir vorlegten, und vom Biere trank, das ſie mir vorgeſetzt hatten. Der Kinder wegen mußte ich mich erhalten! Solche Worte, glaube ich, ſind geſprochen worden. Hatte ich denn Kinder? —

So währte es mehrere Tage. Am 15. März nachmittags kam Dr. Svoboda und führte mich ins Freie. Wir gingen den Feldweg der Mur entlang, den wir ſo oft in fröhlicher Stimmung miteinander gegangen waren. Und heute hatte der Freund mich vorzubereiten.

Er that es zögernd und zaghaft. Er ſprach von der Grauſamkeit der Natur, die Blumen und junge Menſchenleben breche mit der gleichen Gedankenloſigkeit, von dieſer brutalen Natur, der ein Einzelweſen nichts iſt. Ihr Um und Auf ſei die Erhaltung der Gattung und in den Kindern lebe die Menſchheit fort. . . . Leichter iſt mir nicht geworden bei ſolchen Betrachtungen. Welch reiches Geiſtesleben in der großen Stadt, und kein Troſt für mich! Nur die alte Frau gab einen Funken, die Bedienerin, die an der Hausthüre ſtand, als ich zurückkehrte. Dieſe meinte: „Solang Leib und Seel' beiſammen ſind, darf man nicht verzagen."

Und in der That, es hatten ſich an der Schwerkranken einige Anzeichen gezeigt, die eine glücklich überſtandene Kriſis bedeuten konnten. Ich ſprang in mein Zimmer und ſchrie laut auf vor Wonne über die „Rettung".

Es kam die Nacht. Anna war nach einem ſchwächeren Schmerzanfalle am Abend eingeſchlummert. Sie atmete ruhiger als ſonſt; im Traume lallte ſie: „Wie ſie ſchön ſingen!" Dann rief ſie: „Licht!" Und ſchlummerte wieder. Mein Bett ſtand ſo neben dem ihren, daß ſich dazwiſchen noch die Wärterinnen bewegen konnten. Sie gingen leiſe

zu und ab, sie setzten sich auf ihre Plätze, hielten die Hände in den Schoß gefaltet und blickten auf die Schlummernde, die nach so schweren Qualen blaß und friedlich dalag. Das Nachtlicht brannte matt. Auch ich fühlte mich ruhiger und schlief bald ein.

Nach einer Weile wachte ich auf. Es war Unruhe im Zimmer, die Wärterinnen huschten hastig umher. Am Krankenbette, mir dasselbe deckend, standen Vater und Mutter Pichler, ich hörte leise beten und sprang aus dem Bette . . .

Am 16. März 1875, morgens dreiviertel auf fünf Uhr, ist mein Weib gestorben.

Wie ein Marmorbild lag sie da auf dem Sterbebette. Unter einer der Augenwimpern lag ein helles Tröpflein. Die hilflosen Kinder mutterlos zurückzulassen auf Erden!

Ihre Eltern waren in dieser Stunde gefaßt. Die Mutter hat unter einem Seufzer gesagt: „Gott Lob und Dank, daß sie erlöst ist!" Der Vater forderte mich auf, der Toten den Ehering vom Finger zu ziehen. So ist es alter Brauch.

Ich trat aus dem Hause. Durch feuchten Nebel tagte der Morgen, das Straßengewühl war wie immer. Ich soll fremden Leuten zugerufen haben: „Jetzt ist mein Weib gestorben!" Ich weiß es nicht. Die weiteren Erinnerungen dieser Tage versinken in Dämmerung. — Ich weiß nur, daß ich ins Haus der Großeltern ging. Das kleine Annerl hatte schon eine alte Kindsfrau bekommen, deren Sprache von windischem Klang war. Nicht das Mutterantlitz, ein fremdes Gesicht hat sich niedergebeugt über das zarte Wesen. Ich ging zum Knaben, der arglos mit Bausteinen

ſpielte. Ich hob ihn auf, unter raſchen Schritten trug ich ihn in der Stube hin und her, der Kleine lachte laut. — Wie mir war? . „Du mußt dich nicht noch ſelber quälen!“ ſagte Vater Pichler und nahm mir den Kleinen aus den Armen. Ich ſolle ſpazieren gehen, für mich ſei es nichts jetzt im Hauſe. Dann haben ſie mich umhergeführt draußen im froſtigen Märznebel. Zu Mittag kam, von Vater Pichler gerufen, mein Jugendfreund Brunnlechner aus Oberſteier und nahm mich mit ſich nach Niklasdorf, wo er mit ſeiner jungen Frau und einem Kinde in glücklicher Häuslichkeit lebte. Die guten Menſchen, alles Mögliche haben ſie gethan, um mir über dieſe Tage hinwegzuhelfen, aber ſchon am nächſten Frühmorgen eilte ich nach Graz zurück.

In unſerer traulichen Wohnung war es anders geworden. Fremde und Verwandte waren da und gingen planlos umher. Das Zimmerlein, wo zweimal der Chriſtbaum geſtanden, war ſchwarz ausgeſchlagen — eine mit vielen Kerzen beleuchtete Nacht. Zwiſchen den hohen Leuchtern, unter Palmen, Kränzen und Blumen in einem Metallſarge ruhte ſie. Jung — ſchön — kalt. — Heute iſt mir in traumhafter Erinnerung ſchier ſo, als ſei ich immer neben der Bahre geſtanden, habe in ihr weißes Antlitz geſchaut und wäre unermeßlich ſelig geweſen. . . .

Dann kam die Stunde des Begräbniſſes. Zwei Freunde, Eduard Teutſch und Anton Schönegger aus Krieglach waren da, die hielten mich in meinem muſeitig gelegenen Arbeitszimmer feſt und ſuchten mich zu zerſtreuen. Aber ich hörte von draußen herein den Trauerchoral der Prieſter. Sie trugen den von einer Menſchenmenge begleiteten Sarg entlang den Gaſſen der Stadt, ſie

trugen ihn in die Stadtpfarrkirche, wo er eingesegnet wurde, und dann haben sie ihn hinausgetragen nach St. Peter auf den großen Friedhof.

Mich ließ es nicht bleiben in meiner Stube, ich ging hinüber in die anderen Zimmer, wo im Herzleid immer meine liebe Trösterin zu finden gewesen. Jetzt waren diese Stuben leer, Thüren und Fenster standen offen. Im Trauergemache niedergebrannte Lichter, abgefallene Blätter von Blumen und Kranzen. Der schwarze Laden leer..

Ich fuhr hinaus auf den Friedhof. Das Begräbnis war vorüber, aber die Gruft noch nicht geschlossen. Sie war einstweilen beigesetzt in einer verfallenden Mönchsgruft, um welche thauender Schnee lag. Der Sarg stand tief unten in einem trüben Wassertümpel. Leute kamen und zerrten mich weg von der Grabstätte.

Vater Pichler begann schon in nächster Zeit den Bau einer eigenen Familiengruft, in welcher Anna dann beigesetzt werden sollte. Ich aber wollte ihre Gebeine in Krieglach haben auf dem Friedhofe zwischen Matten und Feldern, wo meine Mutter schlief, deren Hügel sie gerne geschmückt hatte. Von ihren Eltern erhielt ich auch Erlaubnis zur Überführung. Schon wurde dort am südlichen Rande des ländlichen Gottesackers ein eigenes Grab bereitet, an welchem die Erinnerung lebelang gepflegt werden sollte. Da teilte mir Vater Pichler in Graz beklommen mit, seine Frau schluchze die ganzen Nächte durch und klage, daß man ihr auch noch das Letzte, das Grab des Kindes wegnehmen wolle. So habe ich auf die Überführung nach Krieglach verzichtet.

Für mich kam nun eine Zeit größter Ruhelosigkeit. Die beiden Kinder waren einstweilen bei ihren Großeltern.

Mich zog's zu ihnen jeden Tag, und eine andere Macht zerrte mich fort ins Weite. Ich wanderte zu Fuß durch die halbe Steiermark. War ich müde, so setzte ich mich auf einen Stein und weinte. Der einzige Gedanke nur mein Weib, mit dem ich so glücklich gewesen, das so engelhaft sanft und gut gewesen, das so unsäglich hatte leiden müssen und das uns verlassen hat. Ich kehrte ein in einsame Bauernhöfe, ich rastete in windumbrausten Alpenhäusern, ich dachte nichts, als an mein Weib. Ich reiste nach Wien zu meinen Freunden Anzengruber, Schlögl, Vacano. Sie suchten mich zu zerstreuen. Ich reiste nach Ungarn zu meinem Verleger Heckenast, er tröstete liebreich, aber mir wurde nicht leichter. Ich wanderte nach Kärnten, aber in Gegenden, wo ich einst mit ihr gewesen, ward das Leid noch wilder. Ich stieg hinan den Berg Luschari in die Felswildnis, zur Kirche unserer lieben Frau, aber nichts und nichts konnte ich denken und empfinden, als sie und nur sie, die im fernen Graz unter der Erde lag. Und inzwischen riß es mich immer wieder zurück zu den Kindern, und je frischer sie gediehen, je lieblicher und herziger sie sich entwickelten, desto mehr war mir weh.

Als in demselben Jahre der Christabend kam, lag hoher Schnee auf dem Friedhofe. Als es schon dämmerte und in einzelnen Fenstern der Stadt Christbaumschein leuchtete, soll mich ein Freund gefunden haben, an der Gruft beschäftigt, mit einer Schaufel den Schnee wegzuheben. Mit gütigem Ernste hat er mich vom Grabe weggeführt und zu meinen Kindern hin, in deren leuchtenden Äuglein sich bald die Lichter des für mich mit so schwerer Trauer umwehten Weihnachtsbaumes spiegelten.

Die nun folgenden Jahre waren gesättigt in Herz-

weh. Es war kein Anfang und es war kein Ende ohne Gedenken an sie. Ich hub an, das Leid wie ein weihevolles Gut zu empfinden, mein Leben und Weben war ein Kultus der Erinnerung. Wie seltsam aber, daß manchmal plötzlich helle Lebenslust auflohte! Neue Frauenminne winkte, sie war mir, wie eine Verletzung des Rechtes der Toten, und sobald unwillkürlich eine Lebendige mit der Heimgegangenen verglichen ward, war's um alle junge Freude geschehen. Ganz weltabgewendet führte ich mit den gedeihenden Kindern, mit ihrer alten Kindsfrau Anna Hresch und meiner Schwester Marie das kleine Hauswesen weiter unter der Mithut von Mutter und Vater Pichler, bis nach Jahren auch diese hinabgestiegen sind in die Gruft zu ihrem geliebten Kinde.

Als nach Jahr und Tag der herbeste Schmerz sachte gewichen war, begann das Gefühl der Vereinsamung in einer anderen Form zu beunruhigen. Zur Zeit hatte ich in Krieglach ein junges Mädchen kennen gelernt; es war kein heimatlich Kind, es war die älteste Tochter der Wiener Familie Knaur, die auf ihren Landgütern Rainhof und Feistritz bei Krieglach ihren jährlichen Sommeraufenthalt hatte. Dieses schöne, seelenvolle Wesen hat die heimliche Trauer des Einsamen geahnt, und er ihr heimliches Bangen um ihn. — Nach längerem mutlosen Zögern wurde es gewagt. Am 1. Mai 1879 habe ich die neunzehnjährige, weltumworbene Anna Knaur aus dem Schlosse Feistritz geführt als meine Frau. In opferfroher Liebe ist sie mir gefolgt in mein kleines einfaches Heim, um das Love eines deutschen Poeten mit mir zu teilen.

Meine Kinder.

Bevor dieſe aufmarſchieren — es wären ihrer fünf — hätte ich wohl dankbar noch meiner zweiten Lebensgenoſſin zu gedenken, die der Himmel mir nach vierjähriger Vereinſamung zugeführt hatte. Doch, unter uns geſagt, ich habe nicht die Erlaubnis dazu.

Ebenſo iſt auch die Freude an wohlgearteten Kindern ſo zart und zagend, daß man ſie nicht ausruft. Hingegen ein bißchen Kindereien von ihnen erzählen, das will mir taugen. Nur iſt es, daß dieſe Kinder großenteils draußen in meinen übrigen Büchern herumlaufen, in der „Sonntagsruhe", in dem „Schelm aus den Alpen", in dem „Waldvogel". Wer die Rangen etwa ſehen will, der mag ſie dort zuſammenſuchen. Doch Einiges von der lieben kleinen Brut ſei hier vorgeführt. — Das Jüngſte voran.

Von der kleinen Martha.

I.

Über Kinder, die heranwachſen, weiß man nichts mehr zu berichten, ſie ſind wie andere auch — ſie ſind Leute geworden. Das Kind aber in ſeinen erſten Jahren, das iſt noch ein Charakter, möchte ich ſagen. Wenigſtens

iſt es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwieſpalte kennt, die ſpäter den Charakter ſpalten, weil es noch einfache, wahre Natur iſt. Reine Naturmenſchen ſind wahrhaftig, ſie können nicht lügen, denn es iſt ganz widernatürlich, etwas anderes zu ſagen, als man weiß, anders zu ſcheinen, als man iſt. Wenn ein Kind an anderen nicht die Lüge ſähe, von ſelbſt würde es nicht ſo bald darauf kommen, zu lügen. Ich kenne Kinder, die mit vier bis fünf Jahren heftige Wahrheitsfanatiker ſind, immer in der größten Angſt leben, ob ſie wohl ja immer die knappe Wahrheit ſagen. Ein Zeichen, daß ſie von der Lüge ſchon wiſſen, und daß man ihnen die Lüge bereits als etwas Abſcheuliches hingeſtellt hat. Gewiß oft ſehr überflüſſig. An mancher Sünde ginge der junge Menſch vorüber, wenn ſie nicht gerufen würde; gleichſam ins Leben gerufen, um ſie dann mit allergrößter Mühe des Pädagogen wieder zu töten.

Da fällt mir unſer fünfjähriges Mädel ein, das iſt ein ganzer Mann.

„Willſt du heute ruhig ſchlafen, wenn ich dich ins Bett gelegt haben werde?“ fragt die Mutter.

„Wöllen thu ich wohl“, ſagt die Kleine.

„Wirſt du mir das verſprechen?“

„Ganz verſprechen kann ichs nicht. Wenn ein Krug auf den Boden fällt, kann ich nicht ſchlafen.“

„Kind, es fällt ja keiner auf den Boden!“

„Wenn mich eine Fliege beißt, kann ich auch nich ſchlafen. Wöllen thu ich ſchon, aber ich weiß es nicht gewiß, ob ich kann.“

„Wirſt du aber wenigſtens ruhig ſein und nicht ſchwätzen?“

Da ſchweigt die kleine Martha. Wach im Bette liegen und nicht ſchwätzen dürfen — das iſt ſehr hart! Wir ſind ja ein Frauenzimmerchen, ein kleines. Wir ſprechen am Morgen das erſte Wort, das im Hauſe geſprochen wird: „Mutter, biſt ſchon wach? Haben die Engel auch Strümpfe an? Sind heute die Kirſchen ſchon reif? Warum ſind die Wolken? Damit es regnen kann? Aber es ſoll ja nicht regnen. Werden die Schnecken auch naß, wenn es regnet?“ So geht es fort den ganzen Tag. Keine geiſtige Arbeit iſt ſo ſchwer, als einem Kinde all die Fragen, wenn auch bloß einfach, zu beantworten. Verſucht es nur einmal, ihr werdet bald ſehen, daß euer Verſtand und Wiſſen vielleicht gerade ausreicht für Erwachſene, daß es aber ganz unzulänglich iſt bei Kindern. — Nun das zwölf- und vierzehnſtündige Frage- und Antwortſpiel ſoll im Bettchen ſein Ende finden. Und weil die Mutter ſehr darauf dringt, ſo verſpricht es endlich das Dirndel, es wolle ruhig ſein, ganz ruhig. — Und ſie hält Wort. Wenn ſie es einmal verſprochen hat, dann bleibts dabei, ein Wort, ein Mädel! — Was es aber der Kleinen für Anſtrengung koſtet, das wird nicht erwogen. Die Augenlider preßt ſie aufeinander, es hilft nichts, ſie kann nicht ſchlafen. Den kleinen roten Mund hält ſie zu mit beiden Händchen, die ſie darauf übereinander legt, denn ſie will ſagen, daß ſie nicht ſchlafen kann, ſie will fragen, ob der Krug gewiß nicht zu Boden fallen wird oder ob auf dem Jahrmarkte auch lebendige Nilpferde zu haben ſind. Und ſie darf nicht und darf nicht, denn ſie hats verſprochen, nicht mehr zu ſchwätzen. — Plötzlich iſt alle Not zu Ende, ſie braucht die Lider nicht mehr einzupreſſen, den Mund nicht mehr zuzuhalten — ſie liegt im ſüßen, heiligen Kindesſchlummer . . . .

Mit neuem Erwachen geben freilich die neuen Sorgen wieder an. Das heitere, sanfte, folgsame Kind hat seine besonderen Sorgen.

„Wirst du heute brav sein, Martha?"

„Vielleicht."

„Warum nur vielleicht?"

„Wenn mir der Hans Erbsen ins Gesicht wirft, da werde ich ihm eins an den Kopf geben. Vielleicht. Gewiß weiß ichs nicht."

Sie will sich zu nichts verpflichten, was sie unter Umständen nicht halten zu können glaubt; nichts ist ihr ungeheuerlicher, als wenn etwas anders ausfällt, als es besprochen worden ist. Dieselbe Verläßlichkeit, die sie beobachtet, verlangt sie auch von den „Kindern". Die Kinder, das sind ihre älteren Geschwister von dreizehn, fünfzehn, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren. Mit größter Gutmütigkeit blickt sie auf diese „Kinder", nur wenn eines gar zu kindische Sachen thut, als zum Beispiel, wenn der Gymnasiast auf dem Kopfe steht, oder wenn der Universitätsstudent sich einen Fuchsschwanz als Schnurrbart anbindet, zieht über das rosige Gesicht des kleinen Dirndels ein Schatten leiser Geringschätzung.

Einzig ernst nimmt sie nur den Vater, weil der auch sie ernst nimmt. Denn sie will ernst genommen sein, was aber nicht ausschließt, daß beide oft recht toll miteinander schäkern. Gott und der Vater, das sind so ihre zwei maßgebendsten Leute. Dem einen strahlt sie jeden Tag das Haar, den anderen hat sie noch nie gesehen. Von Gott weiß sie nur nach dem Hörensagen, daß er „die Welt verschlafen hat". Die gute Köchin Sali berichtigt sie zwar immer wieder: „Nicht verschlafen, du Thörchen, sondern erschaf-

sen!" „Erschaffen," das versteht sie nicht, sie bleibt bei ihrem Verschlafen. Und Pessimisten sagen, dieser neue Glaubensartikel der kleinen Martha stimme ganz auffallend.

Gerne befaßt sich die Kleine mit metaphysischen Dingen und ist dabei so klug, wie ein fermer Dogmatiker oder Philosoph, was freilich nicht allzuhoch gegriffen ist. „Ich denke jeden Tag ans Sterben", sagte sie einmal auf einem Spaziergange zu mir. „Ich freue mich schon darauf."

„Oho!" rufe ich aus. „Gefällt es dir denn nicht auf der Welt?"

„Mir gefällt es schon, aber im Himmel ist's noch viel schöner."

„Und du wolltest von deinem Vater fortgehen?"

Ich merkte wohl, wie ihr dieses rohe Wort ans Herzlein stieß, sie zuckte nur ganz leicht mit den Wimpern und sagte überlaut: „Oh! du kommst ja auch in den Himmel."

„Was wollen wir denn dort miteinander machen?"

„Halt herumfliegen. Wir werden ja alle Engel. Du wirst auch ein Engel, Vater, aber du mußt deine Augengläser aufbehalten, sonst kenne ich dich nicht unter den anderen Engeln. Wirst du im Himmel auch noch Asthma haben?"

„Ich hoffe nein, mein Kind."

„Gelt, Vater, die größeren Leute werden im Himmel neue Gotte?"

— Na, dachte ich, Mädel, wenn du so weiter machst, so wirst du am Ende noch excommuniziert. Die größeren Leute! Freilich, Menschen sollen größer und gottähnlich werden, ich denke mirs ja auch.

„Wenn ich ein Engel bin," fuhr die Kleine fort, „dann werde ich keine Erdbeeren pflücken!"

„Warum denn? Magst du Erdbeeren nicht gerne?"

„Ich mag sie schon, aber die Erdbeeren sind für Kinder, die keine Flügel haben. Die Engel können auf den Kirschbaum fliegen. — Vater, wird der Mann, den letztens der Eisenbahnzug auseinandergeführt hat, auch ein Engel?"

„Wenn es alle werden, so wird's auch er," orakelte ich.

„Wie macht denn das der liebe Gott? Macht er den Mann wieder zusammen?"

Wohlgemerkt, die Antworten, die ich dem neben mir wohlgemut herantrippelnden Kinde leichtfertig gebe, graben sich wie mit Meißel ein in das junge Gehirn. Und einst wird es erwägen, daß der Alte manches gesagt, was er selber nicht gewußt. Das Gericht des Kindes fürchtend, habe ich nun geschwiegen.

Die Kleine blickte mich etwas betroffen an. Wir gingen am Feldwege dahin und schwiegen beide. Da standen Blumen und da gaukelten Schmetterlinge, die Martha kehrte sich nicht daran und zappelte in ihrem lichten Kleidlein nachdenklich neben meiner einher. Plötzlich sagte sie: „Aber nicht wahr, Vater, ein Gott ist?"

Da hob ich sie rasch empor und drückte sie an die Brust, und herzte sie und rief: „Ja, mein Kind, er ist! Er ist!"

II.

Was hat meine kleine Martha im Schürzlein, das sie in einem Bündel vor sich aufgebunden daherträgt? — Die kleine Martha hat im Schürzlein wunderbare Dinge.

Sie hat Grashalme und Birkenlaub und Klee in dasselbe gethan, sie hat Käfer abgefangen, krauchende und fliegende Käfer, kupferfarbige, perlmutterfarbige, goldfarbige, kleine und große, solche, die mit langen Beinen schaudervoll träge weiterkrabbeln, und solche, die auf kaum sichtbaren Füßlein hastig weiterrieseln, daß uns angst und bang wird, ob sie einem nicht plötzlich unters Kleid hineinkommen und dann in die Haut ein Loch beißen!

Die Martha lockert ihr Schürzlein ein wenig, ich gucke hinein auf die grüne Welt, wo mit jedem Sprünglein der Kleinen Pflanzen- und Tierreich durcheinandergeschüttelt werden, daß die Erdbeben von Lissabon und Laibach dagegen reine Kinderspiele gewesen. Aber die Käfer machen sich nichts draus, sie wurln im Gekräute durcheinander, die einen heben an, langsam am weißen Kleidchen emporzuklettern, die anderen beginnen eilige Sturmläufe gegen Brust und Hals des Dirndels, so daß dieses kreischt vor lachender Angst, daß es sogar das Schürzlein fallen lassen will und doch dabei die Ecken in der Faust krampfhaft festhält. Wie sie aber gewahr wird den Graus, daß die kleinen Ungeheuer das Gefängnis überall durchbrechen, daß sie von links und rechts, über die Blätten und in den Falten tückisch heraufkommen, da schlenkert sie die Arme aus und streut das Kräuterwerk von sich. Das hilft ihr nichts mehr. Schürze, Rock, Halstuch, Ärmlinge und Busen, Hals und Haar, alles voller Käfer, die einen kitzeln, die anderen zwicken, noch andere jagen über Kinn und Wange her und wollen bei den Nasenlöchern hinein, und etliche umkreisen fliegend den Kopf und sind noch unschlüssig, von welcher Seite sie das Dirndel angänzen sollen.

In dieſer Not erhebt die kleine Martha ein vollgiltiges Angſtgeſchrei und läuft zu mir, daß ich ſie rette. — Es gelingt und ich beanſpruche für dieſe That kein Heldenmonument. Als die Feinde verjagt ſind, teils in die Lüfte hinaus, teils in den Raſen hinab, ſchauen wir einem Käferlein zu, das ſelber in ſichtlicher Todesangſt über Blattwerk und Halme dahin eilt und in ein üppiges Moosgeflecht hineinkriecht.

„Wohin iſt es denn gelaufen, Vater?“ fragt mich mein Dirndel.

„Ja, mein Kind!“ ſage ich, „das iſt jetzt zur Mutter gelaufen und wird ihr erzählen.“

„Was? Erzählen wird's?“

„Wird's der Mutter erzählen, was es erlebt hat.“

„Der Käfer wird erzählen?“ fragt die Martha noch einmal.

„Natürlich, warum ſoll denn der Käfer nicht erzählen, wenn er was weiß! Er hat ja auch eine Sprache, und wenn ſie zwar nicht jeder verſtehen kann, weil die meiſten Leute für eine ſo kleine feine Sprache zu große Ohren haben, ſo verſteht ſie doch die Käfermutter, denn es iſt ſeine Mutterſprache.“

„Seine Käfermutterſprache,“ verbeſſert das Dirndl.

„So iſt es, ſeine Käfermutterſprache. Und davon verſtehe ich auch ein bißchen was.“

„Haſt du nicht zu große Ohren, Vater?“

„Hörſt du, wie der kleine Kerl jetzt plappert? Hörſt du's!“

„Ja,“ ſagt die Martha, „ich höre es ſchon, aber das ſind unſere Wäſcherinnen am Brunnen.“

„Nein, Kind, die meine ich nicht. Die höre ich ja

auch gar nicht mehr. Weißt du, das ist so, was der Mensch immer hört, wie das Wasser, oder das Mühlrad oder die Wäscherinnen, das hört er endlich gar nicht mehr. Und was er sehr selten hört, das hört er sehr gut, wie zum Beispiel ich jetzt den Käfer."

„Ich bitte dich, Vater, was sagt der Käfer?" schmeichelt sich mir das Dirndel an die Brust. Ich spitze natürlich das Ohr, lege den Finger an den Mund, damit sie mäuschenstill sein solle und hebe an, ihr leise zu erzählen, was drinnen im Moosgeflecht der braune Käfer zu seiner Mutter sagt.

„Du Mutterle", spricht der Käfer, nachdem er ins Haus getreten ist. Das Haus ist ein zusammengerolltes dürres Eichenblatt aus dem vorigen Jahr. „Mußt nicht böse sein, Mutterle, daß ich heute so spät nach Hause komme zum Essen. Denke dir, ein Mädel hat mich abgefangen, ein Menschenmädel. Und das ist so groß gewesen wie ein Berg, und seine Finger sind so dick gewesen wie ein Stamm da drüben im Distel-Urwald. Mit zwei solchen Fingerblöcken hat es mich genommen und in seine Schürze geworfen. Da drinnen hat das Mädel eine große Wildnis von Bäumen und Büschen gehabt und sind schon viele Käfer, bekannte und ganz fremde, gefangen gewesen und umhergestiegen im Struppwerk und keines hat einen Weg gewußt, und jedes ist gelaufen wie nicht gescheit, daß es wo herauskäme. Mir ist so ein kupferiger Lackel gerade auf den Kopf gestiegen, daß ich sagen muß: Mein Herr, wenn Sie schon einen lebendigen Fußschemel brauchen, so steigen Sie Ihrer Großmama aufs Haupt, und nicht mir!"

„Dummer Käfer!" unterbricht mich die Martha mit Entrüstung, „der Großmama darf man ja auch nicht auf den Kopf steigen! Die ist doch so lieb!"

„Weißt du," belehre ich, „bei den Käfern wird das nicht so genau genommen. Du wirst auch sehen, wie sich unser kleiner Käfer für die Unbill entschädigt hat."

„Was heißt entschädigt?" fragt die Kleine.

„Du wirst es schon hören, der Käfer erzählt also weiter."

„Vater, ist das wirklich," unterbricht mich die kleine Martha, welche es schon weg hat, daß es Erzähler giebt, bei denen ein kleiner Zweifel nicht ganz überflüssig sein mag.

In ernsthafter Weise fahre ich fort: „Also, der Käfer erzählt seiner Mutter: „Über unserer Wildnis ist ein großes Dach gewesen und das geht auf einmal ein wenig auseinander, so daß wir hinaufsehen auf einen steilen Berg, auf dem Schnee liegt. Und wir klettern gleich hinauf. Es ist aber doch kein Berg, es ist das große Menschenmädel, und es ist kein Schnee, es ist das weiße Kleid, das das Menschenmädel an hat. Das ist mir recht, ist darauf besser steigen wie auf Schnee und nicht so kalt. Ich laufe schnell über das steile Feld hinauf und komme zu einer großen goldenen Kugel, die ist viel größer als ich und die Sonne funkelt darin, daß ich ganz blind werde. Jetzt, Mutter, diese Kugel, das ist der Busennadelknopf gewesen, den das Menschenmädel am Halse hat. Dann bin ich auf einen lichten Sammt gekommen, der ist hübsch warm und ich darüber hinweg, bis ich vor einer großen rosenroten Höhle stehe, gar riesengroß, so daß ein ganzes Käfervolk darin Platz hätte. Und da drinnen stehen weiße Felsen, der Reihe nach, sie stehen von unten hinauf und von oben herab. Da wollte ich geschwind ein wenig höhlenforschen gehen, aber mein Schutzengel hat ge-

ſagt: Vorwitz, laß es bleiben, ſonſt geht's dir ſchlecht! Denn die roſenrote Höhle iſt dem Menſchenmädel ſein Mund geweſen! Ich laufe weiter und komme zu einem Hügel, der zwiſchen blühenden Wieſen ſteil aus dem Boden aufſteigt und zwei Grotten hat. Das iſt dem Menſchenmädel ſeine Naſe geweſen. Ich habe ſie mit dem Rüſſel geſchwind ein wenig gebiſſen und da iſt aus den Grotten ein krachender Sturm herausgefahren, der hatte mich bald in den Abgrund geworfen."

„Vater, was iſt das geweſen?" fragt meine kleine Martha.

„Das Menſchenmädel hat geniest."

„Die Kleine reibt ſich vergnügt die Händlein: „Und hat der Käfer nicht Heilgott geſagt?"

„Der iſt erſchrocken weiter gelaufen," erzähle ich, „und iſt in die Gegend gekommen, wo die zwei ſchönen, blauen Seen ſind. Ganz himmelblau. Und ringsherum ſtehen dunkle Büſche und als der Käfer zwiſchen durch in den See guckt, da ſieht er im Spiegel, wie winzig klein und wie braun er iſt. Und dieſe zwei Seen, das ſind meiner Martha ihre blauen Äuglein geweſen."

Ganz rot wird das Dirndel und die dunklen Büſche ihrer Augenwimpern hebt es hoch.

„Und der Käfer erzählt: Mutter, und nun denke dir! Wie ich über das Feld weiter gelaufen bin, da ſehe ich, daß in den Lüften eine Rieſenhand gegen mich heran kommt. Ich will in den goldenen Wald flüchten, der weiter oben iſt, aber die Hand kommt näher und ich weiß, ſie wird mich armes Weſen zermalmen. Links und rechts ſind andere Käfer, größere, die ſpannen ihre Flügeln aus und flattern davon. Und ich habe keine Flügeln, ich

armes Hascherl, und bin verloren. Mutter, und wie ich so in Todesgefahr bin, da sehe ich den Käfer, der mir vorher auf den Kopf gestiegen ist; und wie er seine Flügeln ausbreitet, springe ich ihm auf den Rücken, halte mich fest, er fliegt mit mir ab, so komme ich glücklich auf den Rasen und die schreckliche Hand hat mich nicht ertappt. — Sie hätte dir ja nichts gethan, sagt darauf die Käfermutter. Das Menschenmädel kenne ich, es ist zwar ein großes Ungeheuer, aber es hat ein gutes Herz. Es wird kein hilfloses Tierlein töten oder quälen, und wenn es mit seinen Riesenpfoten dahinsteigt, so giebt es immer acht, daß es auf dem Weg keinen Käfer, keine Ameise zertrete. Und wenn das große Menschenmädel mit uns armen Wesen einmal spielt, wie es heute mit dir und den anderen gethan hat, so denkt es daran, daß es keinem wehe thut. Und wenn ihr einmal kitzelt oder ein wenig stechet oder sonst necket, so macht es sich nichts daraus und denkt, ihr versteht es nicht besser und seid halt einmal so und läßt euch unversehrt wieder fort."

„Das hat die Käfermutter gesagt?"

„Jawohl, mein Kind."

„Diese Käfermutter ist eine ganz gescheite Frau!" ruft die Martha, wie mich dünkt, hocherfreut über die Anerkennung ihrer guten Absichten.

„Ja, und so ist es gewesen," sage ich und denke, die Moral wird sie schon finden.

Die Kleine hängt sich nun mit ihren beiden Händen an die meinen, hüpft und hopst mir eins vor und sagt ganz plötzlich: „Vater, das hast du gut zusammengedichtet!"

So steht es. Wer heutzutage Märchen und Fabeln

erzählen will, der muß sich damit an Erwachsene wenden Die Kinder glauben nichts mehr.

III.

Die interessantesten Dinge erlebt man nicht draußen in der Welt, sondern im eigenen Hause. Ein Familienvater kann immer neugierig sein, was es giebt, wenn er nach Hause kommt. Kinder giebts. Und mit Kindern allerhand Erlebnisse.

Eines Frühsommerabends kam ich heim. Sie saßen alle beim Tisch, waren schrecklich fleißig und duckten ihre blühenden Gesichter eifrig auf die Arbeit nieder. Ich überblickte die Häupter der Lieben und siehe, es fehlte eins

„Wo ist denn mein Mausi?" fragte ich, denn das kleinste Mädel war nicht da.

„Das ist heute schon schlafen gegangen!" riefen alle zugleich überlaut aus und stickten und strickten und nadelten.

Ganz in Ordnung. Fünfjährige Dirndlein sollen früh ins Bett. Mir aber thats leid um das Patschhandel, das ich heute versäumt, dieweilen ein alter Herr mich auf der Straße beim Rockknopf festgehalten und mir die Vorteile des Kunstdüngers in der Gurkenzucht erklärt hatte. Mir gings weniger um die Gurkenzucht, aber vom Knopf wollte ich mich nicht gewaltsam losreißen, weil man die gleiche Façon so selten nachbekommt.

Also das „Mausi" war für heute verspielt. Ich zog den Überrock aus und schickte mich an, auf der Bank eine Rast zu halten. Da fragten mich die Meinen ganz gereizt,

ob ich denn heute nicht mehr arbeiten wolle? — Sie haben recht, es heißt dazuschauen. Ich ging in meine Stube, da brannte die Lampe schon, und setzte mich an den Schreibtisch. Aber die Feder ließ zu wünschen übrig. Eine schlechte Feder ist allemal die beste Ausrede, wenn einem nichts einfällt. Auch sonst war die Stimmung nicht heimlich, eine gewisse Unruhe lag in der Luft, auf einmal ein Seufzer. Ich horchte, es war aber nichts. Ein eigentümlicher Geruch war zu spüren, ähnlich wie beim Buchbinder, und doch wieder anders. Die Flamme, dünkte mich, brannte heute unruhiger, als es sich für eine vorurteilslose Petroleumlampe schickt. Plötzlich ein leises Wimmern. Wo war denn das? Irgendwo im Zimmer schluchzte etwas gar erbärmlich — und ich sehe doch nichts. Da, wie ich aufspringen will, stößt mein Fuß unter dem Schreibtisch an etwas Elastisches, Lebendiges. Ich leuchte rasch hinab, und jetzt wäre mir die Lampe schier vor Schreck aus der Hand gefallen. Ein abscheuliches Ungetüm grinste mir entgegen, ein riesiger Kopf, aufgedunsen das drachenfarbige Gesicht, plumpe Stumpfnase, fletschender Mund, aus den tiefen Höhlen stachen zwei glurige Schlangenäuglein hervor. So hob sich das graufe Ungeheuer aus dunklem Abgrunde gegen mich herauf. Ich stieß einen Ruf des Schreckens aus und die Lampe zitterte in meiner Hand. Da hörte ich hinter dem grinsenden Scheusal etwas schluchzen und wimmern, zwei weiße Kinderhändchen kamen zum Vorschein und zerrten krampfhaft an dem Gorgohaupte, dieses fiel zu Boden, und das liebe weiße Rundgesichtlein meines kleinen Dirndels war da. Aber es weinte so bitterlich, daß die hellen Tropfen niederrannen, mit beiden Armen umschlang es meinen

Hals und konnte vor Schluchzen kein Wort sagen. — So schlimm war das Komplot ausgefallen, das sie gegen mich geschmiedet. Das Mädel hat dann später seinen Geschwistern gestanden, warum es geweint, erstens, weil es fürchtete, den Vater zu sehr zu erschrecken, und zweitens, weil an der neuen Larve der Leim so arg gestunken habe.

Am anderen Tage war ein anderer Tag! Ich ging mit dem kleinen Mädel über das grüne Land. Das Kind nützt die Zeit, wie wir „Große" es nicht mit demselben Fleiße und Erfolge vermögen. Alles, was da blühte, kroch und flog, nahm es wahr und fragte mich darüber gründlich aus. Wer wissen will, daß er nichts weiß, braucht kaum erst den Monolog des Faust zu lesen, noch fast besser wird ers inne, wenn er mit fragenden Kindern umgeht. Was ich der Kleinen ungenügend beantwortete, erklärte sie sich selbst. Auf die Frage, was die Maikäfer frühstücken, war am Ende eine Antwort nicht so schwer: diese Herren frühstücken Salat aus frischen Baumblättern und trinken Thau dazu. Andere Tierlein saugen Milchkaffee mit Zucker aus Stengeln, Blättern und Blüten, die Ameisen füttern und melken Blattläuse oder schlachten Würmchen und Käferlein für das Gabelfrühstück. — Schlechter ging es mir bei der Frage, weshalb die Käfer nicht kochen können. Nun, erklärte das Mädel, einfach, weil sie in den Suppentopf fallen würden. — Warum haben Hasen keine Hosen an? Ja, weil sie eben keine Buben sind. — Wichtiger war die Frage, weshalb Katzen keine Handschuhe tragen. Denn wir hatten ein weißes zuthunliches Kätzchen abgefangen, das schmiegte sich weich wie ein Flöckchen Baumwolle an unsere Wangen, ließ aus dem falben Schnäuzchen ein zartes Spinnen vernehmen

und schaute uns mit den grünlichen Glühäuglein schier verliebt an. Zuerst gab sich mein Mädel dieser neuen Freundin mit einer gewissen Vorsicht und Befangenheit hin, strich ganz leicht mit der Hand über das feine Tier und seinen flockigen Schweif. Bald war das Verhältnis ein innig vertrautes, und das Dirndel konnte nicht genug Kosewortе finden, um seinem liebewarmen Herzlein Genüge zu thun. Da gab es auf der ganzen Welt kein schöneres, herzigeres Mauserl, als das Kätzelein. Plötzlich warf das kleine Vieh die Pfote aus und kratzte das Mädel an der Wange. Dieses schleuderte das Tier erschrocken von sich und wurde im Gesicht ganz blaß. In höchster Bestürzung starrte die Kleine mich an, sprachlos, athemlos — über das blühende Rundwänglein ging ein mehrstriemiger Kratzer.

„Geh, Närrlein!“ rief ich überlaut, um das bis ins Herz erschrockene Kind zu beruhigen, „es war ja nur ein Liebestatscherl, und was kann die Katz' dafür, daß sie so scharfe Prankerln hat!“

„Es war ja nur ein Liebestatscherl!“ rief das Dirndel aus, lachend rief es und dabei standen ihm die Augen voll Wasser. „Es war ein Liebestatscherl. O, das gute Kätzlein!“

Wir gingen weiter, und ich suchte der Kleinen das Vertrauen zu den Tieren wieder aufzurichten. Würden wir nicht etwa einem Wolf begegnen? fragte sie plötzlich, denn der Wolf war ein Schreckgespenst, das ihr wahrscheinlich einmal von einer dummen Magd beigebracht wurde. Man sollte derlei Mägde auf sechs Stunden lang krumm schließen und zu den Mücken hinaushängen. Ein wirklicher Wolf kann nicht schlimmer beißen, als solch ein eingebildeter quält im angstvollen Kindesherzlein.

„Wölfe giebts gar keine!“ versicherte ich meiner kleinen Begleiterin.

„Vater!“ entgegnete sie ernsthaft, „Wölfe giebt es wohl, sonst könnten sie ja nicht so heißen.“

„Hats gegeben. Sind alle totgeschossen worden von den Jägern.“

„Und die Gretherl hat mir aus dem Büchel vorgelesen, daß der Jäger den Hasen und das Reh totschießt,“ sagte die Kleine.

„Nun, so haben die Jagdhunde den Wolf verjagt,“ sagte ich.

„Die lieben Jagdhunde!“ rief das Mädel ganz entzückt aus. „Die Jagdhunde sind wohl brav, gelt, Vater?“

„Ja, Kind, die sind freilich brav.“

„Wohin haben denn die Jagdhunde den Wolf gejagt?“

„Ins Rußland hinein.“

„Ins Rußland? Ist das weit?“

„Gar nicht zu sagen, wie weit.“

„So weit?“ Sie streckte die Ärmlein aus, so weit sie konnte, um die Entfernung, die sie meinte, anzudeuten.

„Es giebt schon fast gar nichts, was so weit entfernt wäre, als Rußland. Ganz hinten.“

„Ganz hinten? Und dort ist der Wolf? Vater, wenn er aber auf einmal herüberläuft?“

Um sie auf andere Gedanken zu bringen und doch ihrem Interesse für die Tierwelt gerecht zu werden, führte ich die Kleine durch ein halbverfallenes Thor in den Wildpark eines Meierhofes, den ich in früheren Jahren oft durchwandelt. Nun hatte ich gehört, daß dort drin in einem Drahtgitterzaun gefangen zwei junge Hirschlein wären. Zwischen uralten Bäumen, aus denen der Moder roch,

schritten wir auf feuchtem Grunde dahin; in den Baumgewölben wurde es immer dunkler, so daß mein Dirndel mich fester an der Hand hielt und enger neben mir einhertrippelte. An einem schwarzen Teiche gings vorüber, auf dessen Spiegel große Lattichblätter schwammen und in dessen Uferschilf Frösche quakten.

„Kommen wir schon bald zu den lieben Hirschlein?“ fragte mich mein Dirndel.

In demselben Augenblicke kam langsam und bellend ein großer schwarzer Hund auf uns zu.

„Der Wolf!“ stöhnte mein Dirndel und zuckte zusammen.

„Sei nicht kindisch, Mädel. Das ist ja gerade der brave Hund, der ihn verjagt hat.“

Nun pfotete aus Waldesfinsternis ein zweiter Bulldogg hervor, auch der begann zu bellen und strich gegen uns her. War auch schon ein dritter da, und gemeinsam fahren sie auf uns zu. Einen Schreckschrei stößt mein Mädel aus, ich reiße es vom Boden empor an meine Brust. Die Hunde umkreisen uns mit heftigem Geheul, mit jedem Schritt, den ich mache, drohen sie mir an die Beine zu fahren. Als ich mich umwende, zeigt die eine Bestie mit lechzender Zunge und blanken Zähnen, röchelnd vor Wut, daß sie uns zerreißen will, sobald ich auch nur eine Miene mache, von der Stelle zu gehen. So bleibe ich stehen wie ein Klotz und suche mein Kind zu bergen hoch an der Achsel, so gut es geht. Krampfhaft bebend, stöhnend hat die Kleine sich um den Hals geschlungen, hat sie die Augen geschlossen, als das Geheul der Bestien immer ohrenzerreißender wird und eine mir lechzend an die Brust springt. Nun steift sich das Leiblein des Kindes nach

rückwärts, die Augen gehen ihm über, daß nur mehr das Weiße zu sehen ist, und das Gesicht wird blau. In diesem furchtbaren Augenblicke stoße ich einen Hilferuf aus, so gellend, wie bisher keiner noch aus meiner Brust gekommen. Da ist hinter dem Teiche ein Pfiff, und zwischen dem Gestämme kommt ein altes Männlein zum Vorschein, das mit dünner Stimme so lange: „kuschen, Ludern!“ ruft, bis die Hunde von uns ablassen.

Wie ich mit meinem Kinde aus dem Wildparke gekommen bin, ich weiß es nicht. An der Straße auf einem Schotterhaufen saß ich, mein Dirndel hing mir krampfig am Halse. Am Parkthore lauerte der alte Jäger und schien nicht ohne Befriedigung darüber zu sein, daß seine Fänger unberufene Eindringlinge so wacker zurückgewiesen. Mein Kind labte ich mit feuchtem Grase. Es war zu sich gekommen, klettete immer noch fest an meinem Nacken und schaute mich mit starren Augen an.

Des Weges kam ein Wagen mit leeren Bierfässern, der nahm uns mit in das Dorf, denn mit meinen zitternden Beinen hätte ich den Weg zu Fuß nicht machen können. Daheim habe ich hernach das Abenteuer wohl angedeutet, aber nicht ausgemalt. Die Kleine hat am nächsten Tage ihren Geschwistern wohl von den Schmetterlingen, Käfern und Ameisen erzählt, die wir gesehen auf unserem Ausfluge, auch von dem Kätzlein mit der scharfen Liebespfote, nichts aber, kein Wort von den Bluthunden im Wildpark. — Oft war es von dieser Zeit an, daß sie in der Nacht mitten aus dem Schlafe aufschreckte und kläglich rief: „Die Hunde! Die Hunde!“

Als wir im folgenden Herbst in die Stadt zurückgekehrt waren und unsere sommerlichen Erlebnisse den Be-

kannten mitzuteilen hatten, fragte jemand, zum Mädel ſich niederbeugend: „Und was hat denn das kleine Fräulein immer gemacht?“

Antwortete mein Dirndel: „Das kleine Fräulein iſt einmal in Rußland geweſen — ganz hinten.“

Vom ſechsjährigen Knaben.

Ich bin kein Freund von Städten, aber daß ich's geſtehe, die Stadt Wien iſt mein Stolz. Ich meine nicht das Leben in Wien, ſondern die Stadt als ſolche, wie ſie ſich dem Auge darſtellt, im Architektoniſchen und Maleriſchen. Wer auf den alten Baſteien ſpazieren ging, wer die Ringſtraße entſtehen und wachſen ſah! Was Wien innerhalb ſeiner Häuſer bietet, mich gelüſtets nicht darnach; ein Gang um den Ring, ein Blick vom Stefansplatz auf den Turm oder vom Turm auf die Stadt iſt mir lieber als alles andere.

Und was gar zu ſchön iſt, das will der Menſch mit mehr Augen anſchauen, als mit zweien. So rückte ich eines Tages mit vier Augen aus, wovon das zweite junge friſche Paar meinem ſechsjährigen Knaben gehörte. Ich freute mich im vornhinein auf das Erſtaunen und die Freude des Kindes, wenn es die Herrlichkeiten der großen Stadt, wie es ähnliche noch nie geſchaut, plötzlich vor ſich ſehen würde. Von der Seite des Südbahnhofes rückten wir an. Es war ein ſonniger Vormittag und die Zinnen und Türme ragten in den blauenden Duft, der durch ſeinen zarten, lichtdurchwirkten Schleier die Gebäude ſcheinbar in die Ferne rückte und noch mächtiger erſcheinen ließ.

An der Eliſabethbrücke konnten wir kaum weiter, es

war ringsum ein wogendes Meer von Menschen, Pferden, Wagen und sich bewegenden Lasten aller Art. Wenn ich mich allein durch solches Gewoge und Gewirre gedrängt, ward nie an die Gefahren gedacht, die da walten; heute dachte ich daran. Fest und enge hielt ich das Kind an mich und zerrte es am Arm, hier zögernd, dort hastig mit mir weiter. Als wir endlich geborgen auf dem Steinpflaster der Brücke standen, sagte der Knabe: „Du, Vater, ich sag' dir was. Weißt du, was ich jetzt gethan habe? Wie wir im großen Gewühl drinnen waren, habe ich die Augen zugemacht."

Ein solcher bist du! Allerdings, heute geht das noch, heute magst du dich blind der Führung des Vaters vertrauen, aber wenn du einmal allein bist in der Welt, da wird das Augenzumachen ein schlechter Spaß sein. Augen auf, Faust zu! wird für die Zeit, die ich kommen sehe, der rechte Wahlspruch sein.

Ich blickte hinüber auf die Säulen und Kuppel der Karlskirche, auf das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus und auf das weite Rund der Paläste bis zu den Herrlichkeiten des Schwarzenberg-Gartens und des Belvederes.

„Du, Vater!" bemerkte mein Junge, „ich sag' dir was. Werden die Forellen nicht hin? Weil das Wasser so trüb ist da unten?"

Hatte der kleine Wicht in die jauchende Wien hinabgeblickt, während ich ihn im Anschauen der steinernen Prachten versunken hielt.

Unter sothanen Umständen hielt ich es für geraten, den Knaben rasch weiter zu führen.

Zur Ringstraße gelangt, zeigte ich ihm durch die Lücke

der Kärntnerstraße hin den Stefansturm. Jetzt ereignete sich wieder das Selbstverständliche.

„Ist auch noch ein anderer Stefansturm in Wien?“ fragte der Knabe.

Dieser Turm war ihm nämlich nicht hoch genug, er hätte gemeint, der Stefansturm stehe fast bis in den Himmel hinauf.

„Warte nur,“ entgegnete ich, „er wird schon höher werden.“

Am Opernhause fesselten seinen Blick die erzenen Pferde, die auf den Zinnen stehen. Aber nur auf kurze Zeit, die lebendigen Rösser auf der Straße interessierten ihn mehr; besonders für die eckigen hinfälligen Tiere, die an riesige Straßenbahnwagen gespannt waren, hatte er mehrmals Ausrufe des Mitleids.

Weiterhin zeigte ich ihm das „Kaiserhaus“. Das hatte seinen Beifall. In diesem Hause sitzt nach des Kindes Vorstellung ja der Kaiser im Purpurmantel, auf dem Haupt die goldene Krone.

Für die Hofmuseen, wo „die schönen Bilder aufbewahrt werden,“ zeigte mein Junge weiter keinen Sinn; um so wichtiger suchte ich ihm das Parlamentsgebäude zu machen.

„Sieh dir einmal dieses Gebäude an,“ sagte ich, „es ist sehr groß und sehr schön und man kann mit Roß und Wagen in den ersten Stock hinauffahren. Es ist ein sehr wichtiges Haus, mein Kind, denke dir, da drinnen“ — man erzählt dem Kinde ja gerne manchmal ein hübsches Märchen — „da drinnen kommen die gescheitesten Leute von allen österreichischen Ländern zusammen und machen die Gesetze; denn wenn die Gesetze nicht wären, könnten wir keine Ordnung haben und im Frieden keine Werke schaffen und keinen Lohn genießen.“

„Schau!“ unterbrach mich der Knabe und blickte auf ein Bäumchen, „da sitzt ein Spatz oben. Lieber Kerl!“

Ein Vogel, wie der Junge daheim deren täglich unzählige sieht, zog ihn mehr an, als der herrliche griechische Bau und seine Bedeutung.

Das Rathaus hielt er für eine Kirche, weil es einen Turm hat, das Burgtheater nannte er „schön“, weil es weiß ist.

„Und hier,“ rief ich, „hier ist die Universität! Wenn du groß wirst und brav lernst, in diesem Hause sollst du einmal studieren.“

„Bin ich dann Student?“

„Freilich.“

„Und bekomme ich dann auch ein weißes Kapperl?“

Da merkte ich, daß der Junge bereits eine Ahnung hatte davon, was beim Studenten die Hauptsache ist: die Kopfbedeckung.

Hierauf lenkte ich seinen Blick mehr nach rechts, und als links die Votivkirche in ihrer ganzen berückenden Schönheit dastand, sagte ich: „Hans! kehr' dich!“

„Hui!“ rief er überrascht, „giebt's da eine Menge Wagen!“

„Aber siehst es denn nicht?“

„Schöne Orangen hat einer feil.“

„Siehst es nicht, was dort steht — mit den zwei Türmen?“

„Ja,“ antwortete er. „Das ist eine Kirche.“

„Und was für eine!“ rief ich fast empört ob seiner Gleichgiltigkeit. „Denke dir,“ fuhr ich fort, um sein Interesse zu erregen. „Da hat einmal ein Bösewicht unseren Kaiser ermorden wollen, ist ihm aber nicht gelungen und

zum dankbaren Andenken hat der Kaiser diese herrliche Kirche erbauen lassen."

„Und ist er in der Kirche drinnen?"

„Wer?"

„Der Bösewicht."

Da zerrte ich ihn weiter.

Beim Sühnhaus erinnerte ich den Knaben an den großen Theaterbrand, von dem daheim oft gesprochen wurde.

„Du, Vater!" versetzte der Knabe. „Ich sag' dir was. Wie viel Leute sind verbrannt?"

„Gegen vierhundert."

Da machte er ein munteres Gesicht und rief: „Weißt du, was gescheit ist? Daß nicht tausend Leute verbrannt sind."

Als wir zum Börsengebäude kamen, deutete er mit dem Finger nach den steinernen Wandfiguren und sagte: „Da sind aber viele Heilige oben!"

„Bewunderst du nicht die schönen Gebäude, die hier überall stehen?"

„Ja", sagte er. Weil dieses Ja aber sehr gleichgiltig klang, so führte ich ihn am Ring nicht mehr weiter, sondern bog mit ihm in die Stadt ein.

„Wenn du nur erst groß und vernünftig bist," war meine Meinung, „dann werden dir diese Sachen schon gefallen!"

„O!" rief der Junge, „bis dahin ist Wien längst zusammengeschossen. Der Baumgartner hat gesagt, es thäten die Russen kommen und alles zusammenschießen."

„Der Baumgartner ist ein dummer Junge!" rief ich ärgerlich, „und du bist auch einer." Indes machte mich die Wendung nachdenklich. Ich war so stolz gewesen auf die Schönheit und Pracht dieser Stadt; jetzt belehrte mich

das unvernünftige Kind, wie all' das eitel iſt — ſo jämmerlich eitel, daß von Natur wegen ein Vogel auf dem Baum mehr bedeutet, als der prunkende Palaſt von Menſchenhänden.

Wir ſtrebten durch das Gewühl und den Lärm der inneren Stadt dem Stefansplatz zu. Plötzlich ſtanden wir vor der dunklen Maſſe des Domes.

„Was iſt das?“ fragte der Junge und ſtarrte mit zurückgebogenem Haupte den Turm an.

„Der iſt es!“ war meine Antwort.

Ich habe in meinem Leben manche Türme geſehen und höhere als dieſen, aber das muß ich ſagen, der Stefansturm iſt einzig. Wenn man an der Ecke der Goldſchmiedgaſſe ſteht, da ſieht man ihn in ſeiner ganzen wunderbaren Schönheit. Ich wüßte kein Werk aus Menſchenhand, das mir ſo ſehr gefiele, als dieſer Turm. Man mag fragen, ob ich den Apollo vom Belvedere und die Kapitoliniſche Venus nicht geſehen hätte? O ja. Allein ich habe den Menſchenleib in der Schönheit des Lebens geſehen, der Stein erſetzt ihn nicht. Dieſer Turm iſt das in Wahrheit und Weſenheit, was er ſein will: Ein ehrner Freudenſprung des Menſchen gegen Himmel. — Das muß ich geſtehen, als ich dieſen gewaltigen Steinſtrahl, dieſen ſichtbaren Kanonenknall, dieſe nicht fürs Ohr, ſondern fürs Auge ſchmetternd aufſchießende Rakete das erſtemal ſah, war der Eindruck tief und groß, und er iſt es bis heute geblieben.

Ich habe den Stefansturm geſehen an ſonnigen Sommertagen, rötlich leuchtend aufragen ins Blau, ſein goldenes Kreuz funkelnd wie ein lebendiges Flämmlein. Ich habe ihn geſehen in träumenden Mondnächten, als

dunklen, faſt unheimlichen Rieſen ſtehen, hoch und einſam inmitten der Millionenſtadt. Ich habe ihn geſehen an trüben Wintertagen, wie die Flocken ihn umwirbelten und ſeine Nadel ſich verlor im grauen Nebel. Ich habe den Stefansturm geſchaut zur Morgenſtunde, wenn — Dämmerung noch in der Stadt — ſeine Spitze ſchon ins helle Gold der Sonne getaucht war; im Abendgrauen, wenn die Schatten emporkrochen an ſeinem Gezacke; ja ſelbſt im Frühlings-Regenbogenſtrahl ſah ich ihn einmal verklärt und da war's, als ſpringe der ſiebenfarbige Bogen von ſeiner Spitze aus und fliege hin in die ſchönen, lieben Lande der Oſtmark. Auch als der Aufruhr wütete in der Stadt und als grimme Feinde drohten vor den Thoren, ſtand der treue Turm in ſeiner ruhevollen Majeſtät, und wenn aus Feuerſchlünden einmal eine Kugel hinanflog zu ſeiner Krone, that er, als ſei es eine Mücke und ſtand.

Oft, wenn ich ihn ſo betrachtete und er verſchiedene Stimmungen in mir aufweckte, habe ich mir gedacht: aus Stein und Erz allein beſteht er nicht, er muß eine Seele haben.

„Du, Vater!“ ſagte der Knabe, „gelt, da hinauf kann kein Menſch?“

„Komm,“ antwortete ich. Mit dem Pförtner war die Sache bald abgemacht und wir ſtiegen die dunkle Wendeltreppe hinan. Etwa an der dreißigſten Stufe rief der Knabe: „Ui, das iſt aber hoch!“ Nach der hundertſten bemerkte er, wir müßten uns verirrt haben und längſt ſchon über die Spitze hinaus ſein. Und als wir der Stufen an dreihundert hatten, hielt er ſich an mich, „weil der Turm ſchaukle.“

Endlich waren wir in der Stube mit den Ausſichts-

fenstern. Ich führte den Knaben zum Fenster, dann verlor ich mich im Anblick dessen, was da unten ausgebreitet lag. Das weite Rund der turm- und kuppelreichen Stadt, welches sich im Norden bis zum Donaustrom hinzieht, im Westen gegen die Höhen des Kahlenberges ansteigt, im Süden und Osten über sachte Höhungen und weite Flächen hinausstrebt, sich mählich mit den zahllosen Vororten verwebend. Dieses weite Rund mit seinen unzähligen Gestalten, mit seinem reichen, wilden, nie versiegbaren Leben lag vor mir. Aus sonnigem Süden leuchteten die weißen Flächen des Schneeberges herein.

Als ich wieder zu mir selbst kam, war mein Knabe nicht da. Die Aussicht an den Fenstern schien ihm zu langweilig geworden zu sein, er hatte in der Turmstube ein paar Kanonenkugeln entdeckt, die vor Zeiten der Türke oder der Franzose als Souvenir heraufgeschickt. Diese Kugeln hub der Junge an hin- und herzurollen und war nun eben mit dem Turmwächter darüber in Unterhandlung, ob man sie nicht zu den Fenstern hinausrollen könne.

So bin ich mit ihm endlich wieder herabgestiegen, und zwar um eine Erfahrung reicher. Und es ist doch so selbstverständlich: Ein handliches Spielzeug hat für das Kind mehr Wert, als der Anblick stolzer Menschenwerke und Naturgröße, für welche ursprünglich kein Auge vorhanden ist. Es muß die Genußfähigkeit des Sehens also dem Menschen erst anerzogen werden

Als wir durch die Kärntnerstraße hinausgingen, erkundigte sich der Knabe, ob in Wien denn nicht lebendige Bären, Hyänen, Schlangen und Affen zu sehen wären? —

„O ja," gab ich ihm im Gedanken zur Antwort, „aber Du würdeſt ſie für Menſchen halten. —" Indes wollte ich ſeine Wünſche nicht ganz leer ausgehen laſſen. Damals wurde in einem Lokal der Walfiſchgaſſe eine kleine Geſellſchaft von auſtraliſchen Kannibalen gezeigt, Menſchenfreſſer: ein Mann, ein Weib, ein Knabe. Sie hatten allerlei weiße Menſchenknochen als Zierde quer an die Naſenlöcher geſteckt. So thun's die auſtraliſchen Stutzer. Der Mann kam auf uns zu, gröhlte mit ſeinem Stimmlein etwas und reichte meinem Knaben artig die Hand. Dieſer war zuerſt totenblaß vor Schreck, hernach glührot vor Freude geworden.

Der Wilde aber ließ die kleine Hand, die er ſo jovial gedrückt hatte, nicht mehr aus den ſchwarzen rollenden Augen. „Ob er etwa Appetit nach ihr habe?" fragte ich den Impreſario. „I bewahre!" verſetzte dieſer, „er iſt ja ſo weit ſchon kultiviert. Er blickt nur auf die Hand, ob ihm der Kleine Geld geben wird."

Und ſo blieb als Errungenſchaft von unſerem Spaziergang durch die größte Kulturſtätte des Reiches, daß mein Knabe daheim ſich damit etwas zugute thun konnte: er habe in Wien gute Bekanntſchaft mit einem Menſchenfreſſer gemacht. Allerdings war es einer der harmloſeſten; er hätte in der Großſtadt weit ſchlimmere finden können.

Das große Mädel mit dem Reiſegenoſſen.

Das war auch kein übles Erlebnis, als meine achtzehnjährige Tochter aus der weiten Welt mir einen Lorbeerkranz und meinem Erſtgeborenen ein Totengerippe brachte.

Es war Abend, ich lag schon im Bette und horchte durch die halboffene Thür in das erleuchtete Nebenzimmer, wo mein Ältester Klavier spielte und die übrigen dazu sangen. Das sind köstliche Stunden: eigener Kinder einfache Musik klingt zehnmal schöner als manches rauschende Konzert weltberühmter Virtuosen. Und dabei läßt sich in dunkler Kammer beschauliche Einsamkeit hegen, in glückseligen Schäfertagen einer fernen Vergangenheit leben. Um in höhere Regionen zu steigen, dazu braucht man die Musik nicht immer, mir ist sie die treueste Führerin zurück in meine Jugend, natürlich muß sie selbst schon dort gewesen sein, wenn sie hinfinden soll; ich muß dieselbe Melodie oder Harmonie einst gehört haben. Auf mich wirkt Musik erst dann, wenn sie gleichsam geschichtlich geworden ist, wenn sich an jeden Ton eine Lebenserinnerung bindet, also, daß meine Vergangenheit fast wie eine musikalische Idylle an mir vorüberzieht.

Nun, wie ich an diesem Abende eben wieder einmal so hübsch drinnen war in meinen holdseligen Flegeljahren, wo wir das Lied „Wenn ich ein Vöglein wär" gesungen — da sprang die Thüre auf. Annerl ist da! Acht Tage früher hatte ich sie nach Wien mitgenommen, wo zur Weihnachtsgabe für arme Steirerkinder in der Residenz eine Vorlesung zu halten gewesen war. Ich kehrte mit dem nächsten Zuge wieder heim. Das Mädel fand mehr Geschmack an dem bunten Wien und war bei Freunden dort geblieben.

Nun kam sie auch zurück und nicht mit leeren Händen, wie sie ja allemal jedem, ob groß oder klein, etwas mitzubringen pflegt, wenn sie von irgendwo heimkommt. Da kriegt zum Beispiel die kleine Martha eine Maus, die

aufgezogenerweise dreimal im Zimmer herumlaufen kann; die Gretherl einen aus ähnlichen Antrieben hüpfenden Frosch, der Hans einen Hampelmann, der mit Händen und Füßen herumschlägt und mit dem Kopfe wackelt; die Mutter einen ehernen Igel als Briefbeschwerer; ich als das größte Kind ein „Reiterl", um damit von meinem Tisch aus schellen zu können, wenn ich sonst etwas haben will. Der Wert dieses Reiterls kommt also dem einer Wünschelrute gleich. Diesmal aber hatte Annerl etwas ganz Besonderes, das sah ich an ihren leuchtenden Augen, als der Dienstmann nachkam mit einer flachen breiten Schachtel und einem raschelnden Sacke. In der Schachtel konnte ein Album von Wien sein, das sich ja im Bilde so gern sehen läßt und auch sehen lassen kann. Der Sack fühlte sich an, als ob ein Kegelspiel drinnen wäre mit den neun Kegeln und einer Kugel.

Nun; das war einmal doppelt fehl geschoben. In der Schachtel befand sich ein Lorbeerkranz mit weißgrünen Schleifen, zur Erinnerung an meine Vorlesung mir nachgeschickt. Im Sacke war ein vollständiges urwirkliches Totengerippe, ein lange versprochenes Christbaumgeschenk des Doktoronkels Fritz an seinen medizinbeflissenen Neffen Sepp.

Warum nicht dir der Kranz, mein neunzehnjähriges Bürschlein, und warum nicht mir Altem die Knochen? Siehst du nun? Ich habe die Poesie erwählt und sie begleitet mich und fächelt noch meiner faltigen Stirn Frühlingslüfte zu mit dem Kranze. Du hast den ernstesten Beruf erkoren, den es giebt auf dieser Welt, der gönnt dir keine Jugend, keine mehr! Schon heute, kaum der Bart dir anhebt zu sprossen auf deinem rosigen Gesichte,

tritt er an dich heran mit dem hohläugigen grinsenden Totenschädel! Und die Knochenarme, die dich heute das erste Mal umfangen, sie lassen dich nicht mehr los, bis du selber bist wie sie. — Erinnerst du dich noch an jenen Spaziergang, den wir zusammen machten an einem deiner Kindestage? Du fragtest bei den Gegenständen unterwegs um alles, was ein Mensch beantworten kann, und um alles, was er nicht beantworten kann, und als wir zu einer Totenbahre kamen, da fragtest du nicht. Nie noch hattest du einen Toten gesehen, und doch war er dir so selbstverständlich, daß du das Wörtlein „Warum?“ für überflüssig hieltest.

So vertraut warst du schon damals mit ihm, du lustiger Knabe, in dessen Gemüt immer die Sonne scheint. Gebeten habe ich dich, Sohn: Arzt werde nicht! Dieser Stand kann es dir nicht halten, was er verspricht und du kannst es nicht halten, was die Kranken von dir erwarten. Ist er aber doch so grenzenlos unerschöpflich, der Sonnenschein deines Herzens, daß er dich nie verläßt auf der dunklen Bahn, und daß er auch noch helle Wärme strahlt auf deine Menschenbrüder, die in Not und Elend sind — dann in Gottesnamen, dann werde Arzt. Ob du wissenschaftliche Probleme lösest, darnach frage ich nicht, nur das eine bitte ich dich, Kind: Sei liebreich mit den Kranken! — Ich selber bin oft krank gewesen und auch diese Zeilen schreibe ich unter Leiden. Mit ihren Wissenschaften haben die Ärzte mir wohl auch gedient; wo sie mich aufrichteten, da thaten sie es aber noch mehr durch ihre Güte und menschliche Teilnahme. — Vergiß also, mein Kind, unter den Messern und Giften nicht der Güte. Und später stelle für dein Heilverfahren vielleicht doch lieber

als Vorbild einen kerngesunden Menschen auf, als ein Skelett. An diesem aber studiere nun mit Fleiß und Pietät den Bauplan des menschlichen Körpers. — Ein Gärtner kann die Rosen seines Gartens nicht liebevoller, nicht heiterer hegen als du jetzt die Knochenteile hervorsuchtest, zusammenhefteteſt an seinen Häkchen, so daß der unheimliche Geselle an unserem Abendtische saß, die Finger lang auf den Tisch hingespreitet, den Schädel zurückgelehnt auf die Sessellehne, als säße er am Klavier und spiele uns ein übermütiges Phantasiestück vor. Wir hörten zwar nichts, konnten es uns aber denken, wovon er musizierte . . .

Und diesen neuen musikalischen Hausgenossen hat uns Annerl gebracht. Wie sie sich mit ihm unterhalten habe unterwegs? — Gar nicht, er sei in seinem Sack zusammengetroddelt gewesen unter der Bank im Waggon und habe nur immer ein bißchen geklappert, wenn man mit dem Fuß auf ihn stieß. — Was der Schaffner gesagt habe? — Der habe gefragt, was im Sacke sei, sie habe geantwortet: ein Kleidergestell zum Zusammenlegen, was ja doch keine Lüge gewesen wäre. — Wie sie den Reisegenossen dann auf der Wagenfahrt untergebracht habe? Ja, da habe der Kutscher anfangen wollen freundlich zu werden, hierauf habe sie ihn ersucht, den Sack ein bißchen vor sich auf den Knieen zu halten, das habe er gethan, neugierig ein wenig hineingeguckt und einen Hilferuf ausgestoßen, so grell, daß die Pferde einen Sprung gemacht hätten. Das führe er nicht weiter! Totenschädel! Gespenster! — Sie habe ihn ausgelacht und bald wären sie an Ort und Stelle gewesen.

Ein tapferes Mädel bist! sagte ich, die würdige Schwester des künftigen Medizindoktors. Übrigens wäre auch mir so ein stummer Reisegefährte bisweilen lieber als mancher

unermüdliche Schwätzer, der durch seine Aufdringlichkeit liebenswürdig sein will, und dieses in Wahrheit doch nur erst dann werden dürfte, wenn ihm mit allem Fleische auch einmal die Zunge abhanden gekommen sein wird.

Und nun gingen wir, die zwei Beschenkten, daran, den Gaben würdige Plätze anzuweisen, denn auf dem Hanfenstock konnte der Lorbeerkranz nicht hängen und bei Tische der Knochenhans nicht sitzen bleiben. Den Kranz hing ich über einem Christusbilde auf, und zwar so hoch, daß die Kochfrau nicht dran konnte, um die Lorbeerblätter herabzupflücken zur Würze für die Fleischbrühe. Serp ist in seiner Absicht, das Skelett unter den Christbaum zu hängen, von den Hausgenossen schmählich überstimmt worden. Also stellte er den hageren Mann in die Wandecke an sein Bett. Einen boshaften Hausmann haben wir, der hat ihm geraten, dem Gerippe seinerzeit Sense und Sanduhr in die Hand zu geben, es dann hinaus über die Eingangsthüre zu hängen mit großer Aufschrift: „Hier wohnt ein Doktor der Medizin."

Sie sollen witzeln. — Ich habe für den neuen Hausgenossen stets eine besondere Hochachtung gehegt. War er doch einer der wenigen Auserwählten, die dazu bestimmt sind, auch noch im Tode den Lebendigen zu nützen, wenn sich an ihren Resten, bevor sie zu Asche werden, bei der Jugend die Flamme des Wissens und Erkennens entzünden.

Mein Heim.

Das Wohnzimmer in der Stadt.

1888.

Es ist immer gewagt, Menschenkenner zu sich zu Gaste zu laden, und es ist immer lohnend für Menschenkenner, in eines Nachbarn Haus zu treten. Völker wie Personen verkörpern in ihren Wohnräumen ihren Charakter. Der verweichlichte Türke spinnt sich ein in ein Nest von Teppichen. Der auf Pracht und Förmlichkeiten sein Heil setzende Romane liebt den prächtigen Rundbogenstil, liebt Samt und Seide oder die prunkhafte Verschnörkelung mit Goldzier. Der geradsinnige Germane baut sich seine Zimmereinrichtung aus hartem Holze mit geraden Linien.

So auch bei einzelnen Personen. Trete ich in ein Zimmer, das mit Tabakspfeifenreihen geschmückt ist, oder mit Schlägern und Säbeln und Fechthäuslingen, oder mit Lotterbetten und Bildern, welche mangelhaft bekleidete Frauenzimmer darstellen, so werde ich — selbst wenn der Bewohner des Raumes persönlich sich versteckt und vergräbt — eine ganz bestimmte Meinung von ihm gewinnen. Ein Mensch, der seine Kleidung und Wohnung stets nach der neuesten Mode herrichtet, erscheint mir unbeständig und

zerfahren. Wer einen bestimmten Charakter hat, der teilt denselben allmählich seiner Wohnung mit, die Gegenstände, die ihn umgeben, sind sozusagen aus ihm hervorgewachsen; es werden Dinge aus den verschiedensten Zeiten seines Lebens, ja selbst aus den Zeiten seiner Vorfahren und auch aus Zeiten seiner Kinder vorhanden sein, und sie werden doch untereinander harmonieren, weil sie eben zu ihrem Mittelpunkte, dem Eigentümer, in einem natürlichen Verhältnisse stehen. Mancher trachtet sein innerstes Wesen vor den Mitmenschen zu verhüllen und ahnt nicht wie offen und geschwätzig es in seinem Wohnraume daliegt.

Der Poet, welcher die ganze Welt in seine tiefsten Herzensgeheimnisse blicken läßt, hat keinen Grund, seine Kammer zu verbergen, welche sich, oberflächlich besehen, von einer gewöhnlichen Bürgerswohnung vielleicht nur durch den Mangel einer Wertheimerkasse unterscheidet. Genauer beschaut, ergeben sich auch andere Unterschiede.

Im Sommer ereignet sich's manchmal, daß fremde, neugierige und zugleich auch schöne Augen um mein Landhaus herumspähen und zu den Fenstern hineinlugen. Bei meiner Stadtwohnung geht das nicht, weil sie zu hoch liegt. So will ich die neugierigen Freundinnen und Freunde artig einladen, die Treppen hinaufzusteigen und mich mit ihrem sehr geschätzten Besuche zu beehren. Vielleicht verstehen wir uns dann noch umso besser. Denn auch diese Stube mit ihrem geringen Inhalte (die Goldrahmen sind aus Holz und die Marmorstatuen aus Gyps) ist ein Denkmal meiner Vergangenheit, meiner Bestrebungen, Erfolge, Enttäuschungen, meines Glücks und auch meiner Fehler und Lächerlichkeiten. Auf die ganz unvermeidliche Gefahr hin, eitler Selbstbespiegelung geziehen zu

werden, gehe ich unbefangen dran. Meine Meinung ist und bleibt, daß Niemand seinen Mitmenschen etwas Besseres zu geben hat, als sich selbst.

Ich bitte einzutreten! Eine hübsch geräumige Stube, nicht wahr? Die beiden Fenster sind gegen den Stadtpark hinaus, schaut im Sommer viel Grünes, im Winter viel Schnee herein. Sie sehen keine glatten Parquetten und Tapeten, auch keinen Majolikaofen und keinen kunstvoll gemalten Plafond. Braungefärbte Wände, ein braungewichster Fußboden und weiß angestrichene Flügelthüren machen die ganze Eleganz aus, die ich schon so vorfand. Hier spann ich mich also ein, hier habe ich herbe Stunden und glückliche Jahre verlebt und mit vielen Dingen, die mich in meinem Daheim umgeben, bin ich so sehr zusammengewachsen, als ob sie Glieder meines Leibes wären, oder treffender gesagt, Glieder meiner Seele.

Die Stube ist Wohn-, Arbeits-, Besuchs- und Schlafzimmer in einer Person. Zu den Thüren herein kommt der Mensch, zu den Fenstern herein kommt der Tag; weiße Spitzenvorhänge an den Fenstern verleihen dem Zimmer die Stimmung des Lichten und Luftigen. So wollen wir's uns bequem machen und die einzelnen Gegenstände ein wenig betrachten. Wertvoll im Sinne des Marktes sind sie nicht, aber unschätzbar sind sie für den, der nach langem Bemühen und Erwarten sie erworben und gesammelt oder aus lieber Freundeshand erhalten hat.

Das älteste Stück, welches in der Stube steht, ist ein dunkelpolierter Schreibtisch. Ich bitte nicht zu lebhaft an ihm zu rütteln, der alte Herr steht nicht mehr auf sehr strammen Füßen. Er wurde erworben für das Honorar einer drolligen Dorfgeschichte im Jahre 1872, und zwar bei

einem Trödler als altes Stück. Zur Stunde, wie er damals in meine Stube gekommen war, schrieb ich gut empfundene und schlecht geratene Verse, die heute noch an seiner inneren Schubladewand kleben.

Mit meinem ersten Namenszuge auf diesem Tische unterschrieb ich den Empfangsschein einer Depesche. Die Depesche zeigte mir den Tod meiner Mutter an. — Auf dem so traurig eingeweihten Tisch ist die größere Anzahl meiner Werke entstanden, die ersteren und intimsten derselben „Heidepeters Gabriel" und die „Schriften des Waldschulmeisters". Das alte Möbel hat in meiner Stube noch heute den Ehrenplatz, obzwar es aus seinem ursprünglichen Winkel von einem stattlichen Schreibtische in altdeutscher Renaissance verdrängt worden ist, welcher mir gegenwärtig zur Werkstatt dient. Der alte Herr genießt seinen Ruheplatz unter dem stets feierlich dreinblinkenden Wandspiegel. Auf ihm stehen die Gypsbüsten zweier guter Freunde: Karl von Holtei und Anastasius Grün, dann die Porträts meiner alten treuen Führer Adalbert Svoboda und Robert Hamerling, und ein größeres Bild der Erzherzogin Stephanie, welches die hohe Frau noch in den Tagen ihres Glückes mir gespendet hat. — Unterhalb steht ein niedlicher Holzscheiterstoß, der zwei kleine geheime Laden birgt; ein Andenken an meinen Jugendfreund August Brunlechner; bei dem Anblicke dieses Gegenstandes steigt in meiner Erinnerung eine ganze Welt aus dem Studentenferienleben im Oberlande auf. Wenn Sie wüßten, meine Herrschaften, wie viel Burschenlust und Dichterwehmut und Jugendeselei in diesen geheimen Laden verborgen liegt! — Daneben auf dem alten Schreibtische steht eine andere Botschaft aus dem Walde. Dieselbe ist ein Tinten-

gefäß in Form eines abgeschnittenen Eichbaumstrunkes, der noch fest auf den Wurzeln steht und einige Seitenarme, an denen noch Laub ist, ausstreckt. Das Gewurzel dieses Baumstockes ist von Flechten und Pilzen umwuchert; am Stammstrunke hängt als Martertafel ein Muttergottesbild, unter welchem ein winziger Eichlaubkranz prangt. Zwischen den Ästen ist ein Spinngewebe gespannt, an der halben Höhe des Strunkes läuft ein natürliches Marienkäferchen, daneben in die Rinde sind die Buchstaben: P. R. eingeschnitten. Das Ganze ist kaum eine Spanne hoch und von unbeschreiblicher Feinheit in der Ausführung. Es kam mir von einem lieben Freunde aus Fürth bei Nürnberg zu, als eine der sinnigsten Weihnachtsgaben, deren ich mich je zu erfreuen hatte.

Das Alles und noch vielerlei Anderes, was meinem Leben nahesteht, trägt der pensionierte Sekretär. Außerdem macht er sich noch nützlich durch die Hut, welche er in seinen tiefen Laden den Heimgartenhandschriften, den Korrekturbogen und anderen Blättern gewährt.

Auch der neue, gegenwärtig benützte Schreibtisch, ein kräftiger Bursche mit deutscher Eckigkeit, hat sich schon vollkommen eingebürgert, obzwar er noch keine andere Geschichte aufweist, als daß „Jakob der Letzte", „Martin der Mann", „Die Weiberpeitschen" und einige andere Bosheiten darauf entstanden sind. Seine Kästlein und Laden sind ganz der Arbeit und ihren Erzeugnissen gewidmet. Der mir werteste Gegenstand auf diesem Arbeitstische ist eine alte, rostbraune Schere, mit welcher ich einst das Lodentuch geschnitten und den Faden abgezwickt habe. Gleich daneben liegt eine goldene Feder als Andenken an ein großes Schriftstellerfest in Wien.

Seit kurzem besitze ich drei alt-deutsche Bücherkästen, einen Büchertisch — der mitten in der Stube steht — und eine Bilderlade in gleichem Stile. Diese einfachen aber geschmackvollen Stücke aus Nußbaumholz entstammen Grazer Werkstätten und bereiten mir durch ihre ruhige Kräftigkeit und freundliche Würde, sowie durch ihre Bequemlichkeit eine kindische Freude. Einer dieser Kästen dient lediglich zur Aufbewahrung von litterarischen Erzeugnissen, Bildern, Diplomen, Albums und sonstigen Ehrenzeichen. Wer dieses Möbel etwa den Kasten der Eitelkeit nennen wollte, dem möchte ich nicht mit einem Wörtlein widersprechen.

Weil wir miteinander schon vertraut geworden sind so will ich die geschätzten Besucher auch ein wenig in die übrigen Bücherkästen gucken lassen. Die Sammlung ist nicht groß. Ich bin ein Freund vom Buche, aber nicht von Büchern; ich pflege nur wenig zu lesen und dann lieber die alten Lieblinge zu wiederholen, als neue Bekanntschaften zu suchen. An schöner Litteratur finden Sie bei mir außer den deutschen Klassikern und wenigen Freunden der Gegenwart nichts Nennenswertes. Besser steht es mit Geschichtswerken, naturhistorischen, länder- und völkerbeschreibenden Schriften und mit volksmundartlicher Litteratur. Am liebsten habe ich Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen; aus solchen — meine ich — lernt man am meisten. Die neuen Philosophen sind nur in einzelnen zufälligen Bänden vertreten, ich bin kein Freund von ihnen. Zahlreicher vorhanden sind Bilderwerke und Karten; auf letzteren verfolge ich stets die Länder- und Reisebeschreibungen, die mir eine Lieblingslektüre sind. Unter den Bildern befindet sich eine Anzahl großer Photographien Defreggerscher Gemälde, von dem Meister selbst mir ge-

widmet. Zu den mir besonders werten Bilderspenden gehören vier große Alpenlandschaftsbilder aus der Schweiz, die Porträts zahlreicher Dichter und Künstler mit persönlicher Widmung, von solchen auch Handzeichnungen und Gemälde zu einzelnen Teilen meiner Schriften. Reich an Interesse dürfte die Sammlung von Handschriften bedeutender Zeitgenossen sein, mit denen brieflich zu verkehren ich das Glück habe. In einem besonderen Gelasse des Bücherkastens befindet sich noch eine Anzahl jener an sich unbedeutender Bücher, die ich in meiner Jugend gelesen und die über Bord zu werfen man nicht so leicht übers Herz bringt; darunter sind auch jene vergilbten Schulbücher, aus welchen ich lesen und schreiben gelernt habe, ferner eine alte Bibel und ein Gebetbuch meiner Mutter.

Hinter einem der Bücherkästen versteckt sich ein rundes dreifüßiges Tischchen, in dessen Lade Cigarren verborgen sind. Solche rauche ich bloß ausnahmsweise und dann nur — um meine Zimmerluft zu schonen — außer Hause, meist in froher Gesellschaft. Über seiner angedeuteten Heimlichkeit prahlt sich das Tischchen mit einer hellroten Mappe, die auf ihm lehnt und in welcher vier Zeichnungen von A. Hendschel zu meinem Gedichtchen: „Därf ih's Dirndl liabn?" sich befinden.

Da die Stube gleichzeitig das Redaktionszimmer des „Heimgarten" ausmacht, so ist auch ein geräumiger Papierkorb und ein stattlicher Ofen vorhanden, in welchen die eingelaufenen „Versuche" Raum finden. Da die Stube auch den Empfangssalon bildet, so fehlen etliche Holzsessel und eine weichgepolsterte Sitzbank nicht, unter welcher ein Fußteppich die Achtung ausdrückt, die man vor den Besuchern zu empfinden hat. Da sie endlich auch das Schlaf-

gemach ist, so kann ich das Bett nicht verschweigen, dessen Gestell jene bekannte Form hat, die zwischen Barock und Renaissance ratlos hin- und herschwankt.

Nun wenden wir uns von dem Notwendigen dem Schönen zu, den Erinnerungen, den Spenden lieber Menschen, sofern dieselben nicht im Sommerhäuschen zu Krieglach aufbewahrt sind.

Links des im Dienste stehenden Schreibtisches an der Wand ist eine Photographie meines Geburtshauses in Krieglach-Alpel; daneben hängt ein Porzellanteller, auf welchem derselbe Gegenstand als Winterlandschaft gemalt ist. Darüber im dünnen Rahmen eine Bleistiftzeichnung von eigener unbehilflicher Hand, das liebe Bergkirchlein zu Kathrein am Hauenstein darstellend. Ferner finden sich an den Wänden teils in Photographien, teils in Aquarellen, teils in Ölgemälden, der Ort Krieglach, das alte Gasthaus „zum Bürscher" daselbst, das alte Bürgershaus Mitteregger u. s. w., welche zu meinen Jugendjahren in Beziehung stehen; dann das Gut Rainhof bei Krieglach und mein Sommerhaus. Auf und über dem Tische stehen die trauten Bilder meiner Frau und Kinder in ihren verschiedenen Lebensjahren, und eine große Handzeichnung (Blumenstrauß) meiner Frau aus ihrer Schulzeit. Dann die kleinen Bildnisse meiner Eltern, wovon das der Mutter das einzige, welches existiert, leider keinen richtigen Begriff von ihren Zügen giebt. In dieser Gruppe sind auch zwei niedliche Ölbilder, welche ich ebenfalls dem Freunde in Fürth zu verdanken habe. Das eine stellt Krieglach in Schnee dar, das andere auf photographischem Grunde ist das Bild meiner Wenigkeit aus der Zeit des Handwerkerlebens. Es soll sehr wohl getroffen sein. Noch zu er-

wähnen sind (nachträglich) die Bilder meiner Freunde Peter von Reininghaus, Doktor Wilhelm Kienzl, Karl Morre, Hans Grasberger, Friedrich von Hausegger, Emil Ertl, Adolf von Bachofen, Franz von Defregger, Ludwig Staackmann u. s. w.

An der gegenüberstehenden Wand hängt ein großes Farbendruckbild nach Defreggers herrlichem Gemälde: „Die Brüder", bekanntlich die überaus herzige Familienscene darstellend, wie ein junges Studentlein auf die Ferien heimkehrt ins Vaterhaus und dort ungeahnt ein kleines Brüderchen findet. Ein weiteres großes Farbenbild stellt den Heiland dar, wie er in Begleitung von Petrus und Johannes ausgeht, um die Armen und Presthaften, die an der Straße kauern, zu trösten. Dieses mein Lieblingsbild ist über einer Art von Altartischchen so gestellt, daß ich — im Bette oder auf dem Sopha ruhend — es vor Augen habe. Ein kleines Bild: „Maria mit dem Kinde" hängt im Fenster; dasselbe wird alljährlich unter den Christbaum gestellt, der auch in dieser Stube sein Heim hat. — Auf dem Ofen und den Bücherkästen stehen die lebensgroßen weißen Büsten von Goethe, Schiller und Hamerling. Endlich ist an der Wand noch das Bild eines jungen Weibes, darunter ein kleines, aus Holz geschnitztes Grabmal, welches Reliquien von der so frühe Heimgegangenen birgt. — Das Monumentchen im romanischen Stil ist eine Arbeit Hans Brandstetters aus der Zeit, da er in Graz Holzschnitzerlehrling war.

In der Lade, die unter dem Monumentchen ist, ruht die Zither, auf deren Saiten kundige Finger einst so viele Liebesinnigkeit und süße Wehmut erklingen ließen. Sie schweigt seit Langem. — Daneben ist ein kleiner Trinkbecher, aus welchem ich Gleichenberger Constantinsquelle

getrunken habe vor Jahren, da die Leute hinter meinem Rücken von mir sagten: „Mit dem ist es vorbei". — In derselben Lade liegt auch ein Ölzweig, den ein Freund einst auf dem Ölberge bei Jerusalem für mich abgeschnitten und heimgebracht hat.

An einzelnen Stellen der Wände hängen noch Lorbeer- und Edelweißkränze, auch Schleifen und Bänder, welche im Wohnzimmer die Farbenfrische besorgen, die man doch nicht ganz missen mag. Vor wenigen Jahren hatten die Lorbeerkränze eine schlimme Zeit. Eine neu angekommene Küchenmeisterin freute sich sehr darüber, daß bei uns gewürzhaftes Suppenkraut nett in Kränzen gebunden vorrätig sei, sowie man in ordentlichen Häusern auch Feigen- und Zwiebelkränze an den Nägeln hängen hat. Sie rupfte die Blätter allmählich aus und als ich endlich das kahle Gerippe des Lorbeerkranzes sah, wies es sich, daß wir meinen ganzen Ruhm mit der Brühe gegessen hatten. Vielleicht auch ist er so am allerbesten verwertet worden.

Etwa vor einem Jahre hat mir der Prunkteufel einen Kronleuchter ins Haus geschleppt, der mit seinen roten Kerzen, die gewunden wie ein Strick sind, das Poetenzimmer mit unerhörter Pracht erfüllt. Das Christkind brachte auch ein paar metallene Armleuchter, und so ist des Glanzes und der Herrlichkeit kein Ende.

Wenn die Morgensonne kommt, die Glasprismen des Kronleuchters gleich Diamanten funkeln und in roten, grünen und blauen Feuern an den Wänden glühen, da ist's wie ein blühender, leuchtender Frühling in der Stube, und die Menschenseele hebt sich zur Freude. Sie freut sich auch darüber, daß sie sich über derlei alltägliche Kleinigkeiten noch zu freuen vermag.

Ein andermal lasse ich die Fensterrollen herab, auf denen in hellen Farben ländliche Idyllen gemalt sind. Dann herrscht in der Stube eine warme Dämmerung, in welcher die Goldrahmen der Bilder mildrötlich leuchten. Dann schlage ich vielleicht das Buch eines hochgemuten Dichters oder Denkers auf und bin mit ihm in seinen Welten und in seinen Himmeln.

Das fröhliche Lachen der Kinder im Nebenzimmer bringt mich wieder zu mir selbst. Nun geht leise die Thüre auf und der Hausfrau sorgender Sinn prüft die Wärme der Luft und auch die Flächen der Geräte, ob sie wohl blank und frei von Staub sind und ob nicht sonst etwas vorhanden, was die Stimmung stören könnte, die ein Poet für sein Gedeihen bedarf, wie der Fisch das Wasser. — Das ist ja eben auch eine Kleinlichkeit an mir, daß ich mich in meiner Stube alsbald unbehaglich fühle, sobald ein Gegenstand nicht ganz an seinem bestimmten Platze steht, ein Buch, ein Blatt müßig herumliegt oder sonst etwas nicht in Ordnung ist. Das geniale Durcheinander, wie man es bei Dichtern und Gelehrten zu finden pflegt, mangelt dieser Poetenstube. Was ich will und brauche, das ist Sonntagsstimmung in mir und um mich.

Ich vermied es bisher, meine Herrschaften, Ihren Blick auf die Uhr zu lenken, aus Besorgnis, Sie könnten das für eine Anspielung halten, fortzugehen. Es ist wahrlich noch nicht spät und die Uhr geht gut. Es ist eine ehrliche Schwarzwälderin, zu der ich mir vor kurzem erst einen Uhrkasten aus Eichenholz machen ließ, wie man sie in alten Bauernhöfen findet. Diese Uhr in diesem Kasten verleiht der Stube erst die richtige Heimlichkeit; ihr langsames, leiseklingendes Ticken bringt Einem so recht den Frieden

des Hauses zum Bewußtsein. Das weiße Zifferblatt schaut freundlich-ernst herab; ihr Zeiger ist wie ein Finger, der sich immer wieder sachte und bedeutungsvoll hebt, mahnend: Denke daran, o Freund, wie rasch die Stunden, die Tage, die Jahre fliehen! Des Menschen Wohnhaus auf Erden ist nur ein Zelt in der Wüste, dem Pilger zur kurzen Rast. Du wirst in einem stillen, dunklen Kämmerlein wohnen; die Gegenstände, an denen heute dein Herz hängt, werden zerstreut sein oder zerbrochen, fremde Menschen werden in diesem Raume leben und wohl kaum des Mannes gedenken, der hier einmal so kindisch und so froh gewesen ist.

Das Sommerhaus.

1888.

Wer hätte in seinem Stadt- und Weltleben nicht manchmal das Gefühl tiefer Ermüdung und Verstimmung, ohne eigentlich die Ursache davon zu kennen! Ich leide gar manchmal unter solchen Stunden der Abspannung und des Unbefriedigtseins, habe dagegen aber einen Talisman. Ich öffne ein Kästchen an meinem Schreibtische, in demselben liegt ein eiserner Schlüssel. Er ist nicht etwa aus Stahl fein gearbeitet, sondern schier plump aus Schmiedeeisen vom Dorfschmied verfertigt. Der Anblick dieses Schlüssels erquickt mich, er erinnert mich an köstliche Zeiten und verspricht mir wieder solche, er ist mir ein Anker, an den ich mich anhake, wenn beim Schwimmen im Meere des Weltlebens meine Kraft erlahmen, mein Mut sinken will — es ist der Schlüssel zu meinem Sommerhause im Gebirge.

Das Haus steht zur Stunde vielleicht halb versunken im Schnee, Winterstürme umbrausen seine Giebel, kein Pfad führt an seine Thür, die Fensterläden sind verschlossen und kalte Starrnis liegt in den finsteren Räumen. Längst sind auch die letzten Mäuse ausgewandert, denn ihre Naturen sind nicht ideal genug, um einen ganzen Winter über an den deutschen Klassikern und hehren Werken der Philosophen zu nagen. Es ist ein armes inhaltsloses Haus für den, der nach Speck ausgeht. Und doch thut es mir wohl, den Schlüssel in der Hand zu halten und mich in demselben gleichsam des lieben Landsitzes zu freuen, den mir das freundliche Geschick gegeben hat.

Als ich im Jahre 1869 für mein erstes Büchlein „Zither und Hackbret" das Honorar von hundert Gulden erhalten hatte, legte ich die Hälfte dieses Betrages in die Sparkasse. Das war der Grundstein zum eigenen Hause. Acht Jahre später, nachdem ich durch meinen hochherzigen Verleger Heckenast manche Bücher in die Welt geschickt, hatte mein Ersparnis mit Einschluß der Zinsen die Höhe von 4000 Gulden erreicht. Nun ging ich dran. Nur wenige Stunden von der Tummelstätte meines Kindes- und Jugendlebens, im Dorfe Krieglach, an der Ostseite desselben, erwarb ich einen zwischen Feldern und Wiesen gelegenen steinigen Grundstreifen von nahezu einem Joch in der Ausdehnung, und auf demselben ließ ich mir von dem wackeren Dorfzimmermeister Johann Katzenberger ein Haus bauen. Den Plan dazu hatte ich mir recht und schlecht selbst entworfen. Man warnte mich vor dem Unternehmen, es würde mir Ärger und Unannehmlichkeiten bringen und am Ende würde der dafür festgesetzte Betrag um ein Großes über-

schritten sein. Das traf nicht zu; der Bau, das langsame Erstehen des neuen Heims hatte mich im Gegenteile höchst wohlthätig angeregt, jeden Tag ging ich hin und freute mich an dem Aufsteigen der Mauern, an dem Einzimmern der Thüren und Fenster, an dem Errichten des Dachstuhles, und endlich an dem Fertigstellen des Inneren. Und die bestimmte Bausumme ist nicht um einen Kreuzer überschritten worden.

Der Hausbau begann anfangs Juni 1877. Am ersten September waren im Arbeitszimmer bereits die Wände übertüncht und die Fenster eingeglast. Brennend vor Verlangen, in meinem eigenen Hause zu sein, zog ich sofort noch an demselben Tage mit ein paar Büchern und der Schreibmappe in das Zimmer. Die Leute warnten mich und erinnerten an das Sprichwort: Ist ein gemauertes Haus fertig geworden, so nimmt man im ersten Jahre seinen Feind, im zweiten seinen Freund in die Wohnung, im dritten zieht man erst selber ein. Ich fand aber die Mauern nach dem schönen Sommer so ausgetrocknet, daß ich ungeachtet der Warnungen tagsüber, während in den Nebenzimmern noch die Tischler und die Schlosser hämmerten, im neuen Hause arbeitete, wobei freilich durch die offenen Fenster freie sonnige Luft zu mir herein kam. Das Freudegefühl dieser Tage ist unbeschreiblich, aber, wie ich glaube, die Folgen davon stellten sich bald ein. Ein heftiger Schnupfen begann, der sich wöchentlich mehrmals wiederholte, sich jahrelang hinzog und endlich in einen chronischen Brustkatarrh ausartete, von dem ich heute noch nicht ganz befreit bin.

Das war die erste Gabe meines neuen Hauses. Dann kamen freilich bessere. Das größte Gut erwies es meinen

Kindern, denen nun ein ländlicher Tummelplatz gegeben war, auf welchem sie die seligsten Jahre ihres Lebens in heller Lust verleben konnten. Die Kinder weihten mir das Haus, wie ich es ihnen geweiht hatte. Mein Herz ist sehr mit demselben verwachsen und es ist mir weh, wenn ich bedenke, was mit ihm geschehen soll, wenn ich nicht mehr bin und es meinen Überlebenden der Beruf nicht gönnen wird, in ihm zu wohnen.

Es sind manchmal fremde Leute gekommen, um den Sommersitz zu sehen, sie suchten eine feine Villa im Schweizerstile, so einen architektonischen Salontiroler, und gingen an meinem Dache vorüber.

Das Haus hat nach außen nicht viel Zierliches, mit seinen dicken Mauern steht es ziemlich derb und vierschrötig da, gar keinen andern Zweck verfolgend, als den, seinen sieben kleinen Wohnräumen mit Zugehör ein solider Burgfried zu sein. Hinter dem Hause ein Gemüse- und Obstgarten, in welchen ich eine schmucke Bretterzelle stellen ließ; vor dem Hause ein Wildgarten, dessen gepflanzte Bäumchen jahrelang nicht wußten, sollten sie in die Erde hinein, oder aus derselben hervorwachsen, die sich aber fast plötzlich für letzteres entschieden und heute stattlich und üppig den Bau vor der auf naher Eisenbahn vorüberrauschenden Welt zu verdecken trachten. Die ganze Besitzung ist mit einem Holzzaune umplankt, welcher freilich alljährlich vervollständigt werden muß, weil manche arme Dorfleute aus demselben ihr Brennholz zu holen pflegen. Ich spüre nicht nach, wer es thut, denn „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß". Jenen aber macht es warm, und so soll darob keine Feindschaft sein.

Seit vielen Jahren bewohne ich mit meiner Familie

das Haus Sommer für Sommer. Der Wildgarten giebt seinen süßen Blütenduft, seinen trauten Schatten, sein Säuseln und Vogelſingen; der Gemüſegarten wird den ganzen Sommer über nicht müde, das beſte Grünzeug in die Küche zu ſchicken, und die Obſtbäume geben uns im Herbſt, wenn wir mit den Schwalben davonziehen, manchen Korb voll köſtlicher Äpfel mit in die Stadt. Das Anweſen iſt ſehr klein, und doch ſchafft das Bewußtſein, es ſelbſt gegründet zu haben, ein gutes Behagen.

Es hat ſich auch ſchon angelaſſen, als ob das Haus thatſächlich zu klein werden wollte, aber ich hütete mich wohl, es zu vergrößern und dadurch den Kreis der Bedürfniſſe zu erweitern. Im Gegenteile, ein einziges lichtes Zimmerchen, das meine geringen Habſeligkeiten leicht und ordentlich unterbrächte, wäre das Ideal für meine Perſon. Gehört ja doch alles mein, was die Natur ausgebreitet hat im weiten Rund.

Als Aufenthalt der Glücklichen in der Bibel iſt das Paradies und die Stadt Zion bezeichnet worden. Letztere konnte nie ſo recht volkstümlich werden, ſelbſt die goldene Stadt iſt über den Garten des Paradieſes nicht aufgekommen. Mir gab das gütige Geſchick alljährlich ſechs Monate Erdenleben in der Stadt und ſechs Monate Paradies auf dem Lande.

Kaum daß der Winter ſeinen Höhepunkt überſchritten hat, werden ſchon die Monate, die Wochen und endlich die Tage gezählt, bis das Landhaus zu beziehen iſt. Die Stadt wird läſtig und läſtiger, die Menge und der Verkehr mit ihr unbehaglicher und das herrliche Aufgrünen im Stadtpark und in der Umgebung iſt für mich nur dazu da, um die Sehnſucht nach dem wirklichen Lande mächtig

zu entfachen. Ich fühle mich welk, abgehetzt, stumpfsinnig, langweilig, ich empfinde eine Abneigung gegen mich selbst, und der Verkehr mit Leuten macht diese Empfindung nur noch ärger. Es ist keine Arbeitslust, keine Warmherzigkeit mehr in mir, ein grämiger, lederner Geselle, liege und sitze ich in der Stadtwohnung noch einige Zeit herum oder schleiche unlustig und halb verloren durch die lärmenden Gassen, in denen der Aprilwind den Staub aufwirbelt. — Und eines Tages packe ich urplötzlich meinen Handkoffer und übersiedle aufs Land ins Sommerhaus, wo durch die Vorsorge der wackeren Gattin alles in guter Bereitschaft steht. Die Familie bleibt einstweilen noch in der Stadt, die Kinder werden noch Monate lang in den Schulen zurückbehalten und ergötzen sich im Gedanken, wie gut es dem Vater sein mag.

Dem Vater ist es wirklich gut. Die leibliche Atzung findet er im Gasthause Höhenreich, dann zieht er sich in sein stilles Haus zurück oder streicht über die Fluren, durch die Wälder. Er kann das alte Glück kaum fassen, das nun wieder wie ein neues Leben über ihn gekommen ist.

In der Stadt, die an allen Enden und Ecken von schönen Sentenzen trieft, ist mancher gute Spruch gehört und gelesen worden, aber einer erdrückt den andern. An mein Landhaus habe ich nur einen einzigen altdeutschen Spruch schreiben lassen, der aber mahnt mich und alle, die eintreten, um so eindringlicher:

„Treu unser Herz,
Wahr unser Wort,
Deutsch unser Lied,
Gott unser Hort."

Unser Ziel sei der Frieden des Herzens! Nie leben-

diger wird mir dieser Gedanke, als wenn ich im Frühjahre das kühle Haus betrete. Anfangs sind die Zeitungen, die mir folgen, noch Unruhstifter, bald bleiben sie unter ihren Adressschleifen in einem Winkel der Stube liegen, bis der Leseverein des Dorfes mich mitleidig von den Papierlasten befreit. Trete ich hinaus, so sehe ich weder Tschechen noch Franzosen, weder Heiden noch Christen, weder Juden noch Antisemiten, sondern nur Menschen, die einen gesunden Egoismus haben, neben demselben auch ein gutes Herz, und beides ehrlich bekennen. Was mich anbelangt, so höre ich weder Lob noch Tadel, die Welt kann mich nicht erreichen und das Dorf läßt mich in Ruh. So ist der liebe, erquickende, versöhnende Frieden da und in solcher Stimmung wird das Leben fast überirdisch, fast wunschlos. Nur „daß ich angesichts der heiligen Wunder Gottes mich meines Lebens freue, sonst will ich nichts".

Da sitze ich im Stübchen und blicke hinaus auf die Felder, die vor dem Hause weithin ausgebreitet liegen bis zu den blauenden Waldbergen; oder ich schaue in der andern Richtung auf den uralten Dorfkirchturm, den die Schwalben umkreisen. Ein Buch halte ich vielleicht in der Hand, aber ich kann nicht lesen, ich bin zu glücklich, ich kann nicht denken, ich kann nur träumen und die himmlische Ruhe empfinden, die um mich und in mir ist. — Dann wieder sitze ich am Waldrand und betrachte den allerwärts aufkeimenden Frühling und die lichten sommerlichen Wolken am Himmel. Ich sehe dort einen Landmann, der Korn säet; dieses Korn wird grünen und ich werde seinen köstlichen Blütenduft genießen in den langen Frühsommertagen. Es wird

in goldener Reife stehen, der Mohn und die Nade und die Kornblume werden in ihm leuchten, die Schnitter werden kommen mit klingenden Sicheln, Hochsommergewitter werden aufsteigen, und ich werde da sein. Auf den Feldern werden in langen Reihen die Garbenhäuschen stehen, dazwischen wird der Pflug schon wieder die Furchen ziehen, die lichtgrünen Fächer der Rübe werden darauf zittern im kühlen Winde, daneben auf dem Wiesenrand die Herbstzeitlose, und ich werde noch da sein. Endlich werden die gilbenden Blätter von den Bäumen fallen, im Grase wird Reif, auf den Bergen Schnee liegen, auf den Feldern und Gärten wird man die letzten Früchte einheimsen, und ich werde immer noch da sein. Ich sehe den Sommer aufstehen und sehe ihn schlafen gehen, und abgewendet von dem schaalen Treiben der Menschen habe ich einen Blick frei in Gottes Weltenuhr.

Regt sich dann auch einmal der Hang nach Geselligkeit, so finde ich im Dorfe Genossen, die vielleicht einen engeren, doch nicht verschwommeneren Gesichtskreis haben als jene, denen sich das Weltleben zwar geweitet, aber auch verflacht hat. Der Verkehr mit den Menschen auf dem Dorfe ist mir stets anregend und meinen litterarischen Arbeiten förderlich; von den Stadtkreisen läßt sich das bei mir nur beziehungsweise sagen. Meine erzählenden Werke sind größtenteils auf dem Lande oder durch dessen Befruchtung entstanden, die nachdenklichen und raisonnierenden fast alle in der Stadt und durch deren Einfluß. Und doch muß ich gestehen, daß mir für zeitweiligen Aufenthalt die Stadt unentbehrlich geworden ist. Nicht allein wegen äußerer Bequemlichkeit und aus Gesundheitsrücksichten in den scharfen Wintermonaten,

sondern auch wegen der geistigen Regsamkeit, die wie gesagt nicht eigentlich befruchtend auf meine Arbeiten wirkt, mir aber persönlich wohlbekommt, wenn sie einen gewissen Grad nicht überschreitet und nicht nervös macht.

Das Ländliche schlichtet geistige Unpäßlichkeiten auf das Trefflichste. Die im Frühjahre fast elementar gewaltige Abneigung gegen das Stadtleben beginnt gegen den Hochsommer hin die Spannung zu verlieren. Zur Zeit, wenn die Kinder mit ihren Schulerfolgen kommen und ich mit ihnen über Berg und Thal wandere, ist die Wage zwischen Stadt und Land fast ausgeglichen. Zum Beginne des neuen Schuljahres werden, ohne daß das Behagen am Landleben auch nur im Geringsten abgenommen hätte, mit der Stadt neue Beziehungen angebahnt, und im späten Herbste, wenn die Wege grundlos werden und der Frost in die Mauern des Sommerhauses dringt, versucht man's neuerdings mit der Stadt. Die erste Empfindung in derselben ist die der Behaglichkeit. Der Sinn für Theater, Kunst und feinere Geselligkeit ist wieder rege, mit einem frischen Idealismus schaut man in die Welt hinein. Man wird bald enttäuscht. Ich habe, fast scheint es, das Mißgeschick, auf dem Lande in geistiger Beziehung anspruchsvoller zu werden. Der Verkehr mit der großen Natur, das Sichvertiefen in die litterarischen Werke bedeutender Geister, das eigene Nachdenken auf einsamen Wegen erweitert die Seele, man schaut gleichsam von einem erhöhten Standpunkte aus auf das Menschenleben nieder. Nun ist man plötzlich wieder in der Misere der Welt. Der hohle Prunk, der geistige Hochmut, der Tratsch im großen Stile, das unfruchtbare, herzvergiftende politische Gehetze und soziale Gezänke, die Modethorheiten, die

Impotenz der Kunſt, die ſich nur noch zur Verhöhnung der Sitte zu erheben vermag — alles das und viel mehr noch widert mich an, wenn ich vom Lande komme.

Man ergiebt ſich indes bald und hat nur ſehr auf der Hut zu ſein, daß man nicht ſelbſt von ſolchen Früchten der Hochkultur angeſteckt wird. Ein Rückzug in ſeine vier Mauern ſteht auch in der Stadt frei und in dieſen vier Mauern vermag die Erinnerung wieder eine ſchöne ſommerliche Welt hervorzuzaubern. In der Seele iſt Sonnenſchein und Blumenblühen und Vogelſang und der ländliche Friede. Und gehts einmal ſchief, ſo nehme ich den Talisman aus dem Kaſtlein, den Schlüſſel, und ſchwelge in dem Bewußtſein des Sommerhauſes und ſeiner reineren Freuden.

So treibt's der Menſch. Und wohl dem, der eine ideale Welt hütet, in die er ſich flüchten kann, wenn die reale ihm zu unangenehm wird.

Der Wildgarten.

Wenn man von Krieglach aus gegen Oſten hin an der Reichsſtraße wandert, ſo fällt an der rechten Seite eine langgeſtreckte Baumpartie auf, die ſich ſüdlich ins Land hineinzieht. Ein unſcheinbares Thor führt zwiſchen Buſchwerk hinein und einen Sandweg entlang. Die landſchaftliche Stimmung iſt faſt plötzlich eine düſtere geworden, traumend ſtreift man über thaufeuchte Wieſengründe hin, die mit Birken-, Lärchen- und Kiefergruppen bewachſen ſind und ſich links in die Dunkelheit üppiger Fichtenbeſtände verlieren. Hie und da blauen links zwiſchen Geſtämme die öſtlichen Alpenhöhen des Mürzthales durch,

während rechts das Auge auf junge Waldanpflanzungen fällt. An einer Linde vorüber ſtreift unſer Weg über die friſchgrüne Au bis zu einer Stelle, wo rechts von ihm ein Fußſteig abzweigt, der zwiſchen Flieder- und Haſelnußgebüſche ſachte bergwärts ſteigt. Die Würze der kühlen Luft iſt köſtlich. Man kommt zu einem Birkenwäldchen, wo ſich eine Ruhebank befindet, von der man einen großen Teil des Wildparkes überſchauen kann. Weiter hin ſtößt der Fußſteig wieder zum Kieswege, der ſich neben Fichten, Ameishaufen und Wildſtrupp heranzieht, vorüber an zwei beſonders auffallenden, ſtattlichen Lärchen, die ihre Kronen hoch über alles andere Gewipfel gegen Himmel erheben.

Man kommt zu einem breiten beſchotterten Platz, und hier iſt die Wegſcheide. Der eine Weg biegt ſcharf ab gegen den nahen Holzpavillon, der faſt verborgen in einer Kaſtaniengruppe ſteht. Der Weg zur Linken zieht ſich in die öſtlichen Partien an Lärchen und Birken vorüber, entlang einer dunklen Hecke gegen das große Einfahrtsthor hinter dem Herrenhauſe. Der Weg rechts führt in die oberen Gegenden des Wildparkes. Vor uns erhebt ſich die Nordfront des Herrenhauſes mit ihrer glänzenden Fenſterreihe, im Vordergrunde von einem blühenden Roſenhaine beſäumt. Wenn wir den Weg verfolgen dem Herrenhauſe entlang, ſo öffnet ſich uns über grüne Matten hin eine Fernſicht auf den Ort Krieglach und auf den Hohen Gölk, der ſich ſteil und dunkel im Hintergrunde erhebt. Wir hören das Rauſchen eines Waſſerfalles. Wir ſtehen ſtill und horchen. Es iſt der ſprudelnde Quell einer Waſſerleitung, wir ſtehen am Forum. Hier die Freitreppe zur Pforte des Herrenhauſes, hier der Tummelplatz mit

allerlei wirtschaftlichen Vorrichtungen. Unter dem Schatten einer Linde Tisch mit Rundbank, daneben ein Brunnenwerk aus der Vorzeit. — Wir wenden uns etwas gegen Südwesten, eine kurze Strecke thalwärts, dann gerade aus. Rechts grüne, blühende Matten mit jungen Baumpflanzungen, links junges Heckengebüsch, welches die Flächen eines Nutzgartens nur halb verdeckt. Der Weg steigt wieder leicht an, immer gegen Süden in der Richtung des Gebirges hin. Auf dieser ganzen Strecke genießt man die Aussicht ins weite Land, anfangs nach Westen, später auch nach Osten hin. Vor unseren Augen taucht ein leuchtender Holzbau auf, genannt das „Almhaus", dem wir zuwandern, um an der kunstvoll durchbrochenen Veranda emporzusteigen zum Eingange. Sollten wir diesen verschlossen finden, da ein einsiedlerischer Sonderling drin wohnt, so biegen wir rechts um die Ecke, an jungen Fichtenbeständen vorüber, und gelangen nach Kurzem zum idyllischen Gartenhause, das unter einem uralten Apfelbaum hingeschmiegt ruht. Wenden wir unsere Schritte zwischen diesen Gebäuden durch gegen Osten, so erschließt sich plötzlich vor unseren Augen ein grüner Plan, von Kieswegen durchzogen. Von hier aus kann man auch die Grenzlinie erblicken, die die Besitzung im Süden und Osten abschließt. Stundenlang kann man sich ergehen in diesen Anlagen...

Wem gehört der herrliche Besitz? Der herrliche Besitz gehört einem Poeten, der ihn soeben wahrheitsgetreu beschrieben hat. Er vergaß in vorstehender Beschreibung nur zu sagen, daß das Flächenmaß dieses Wildparkes, mit allem was drin und drauf steht, nicht ganz ein Joch beträgt, welches er vor Jahren selber bepflanzt hat, daß der Bäume, die da angedeutet, kaum mehr als sechzig Stämme

sind, welche vom Dorfe und von fremden Feldern begrenzt werden, daß das Brunnenwerk aus der Vorzeit nichts als ein gewöhnlicher Pumpbrunnen ist, den er einst graben ließ, daß das „Herrenhaus" nur von einem vorübergehenden Witzbolde so genannt wurde, in der That aber das bescheidene Sommerhaus ist, welches der Poet vor zwanzig Jahren sich erbaut hat, und endlich, daß das „Almhaus" ein Blockhäuschen ist, welches den Familienrest beherbergen soll, der im ersteren Hause nicht mehr Platz findet.

Dieses alles hat der Poet vergessen zu sagen, das übrige stimmt genau, besonders das frische Grün, die würzige Luft und die herrliche Aussicht auf den Ort und auf den Hohen Gölk, die selbst Rothschild, wenn er hier einen Palast gebaut hätte, nicht besser haben könnte.

Da sieht man wieder einmal, wie es diese Herren Dichter machen; das, was sie sagen, ist oft nur schön durch das, was sie verschweigen. Und im Grunde können sie nichts dafür, daß der Leser unwillkürlich so fleißig mitdichtet. Übrigens mag letzterer sich den flüchtig skizzierten Landsitz noch so großartig gedacht haben, der Thatsache kommt er schwerlich nahe. Die Landgüter und Schlösser des Poeten liegen im Reiche seiner Phantasie, und während er sich auf seinem wirklichen Erdenraum von 1500 Geviertklaftern stundenlang ergeht, durchstreift er im Geiste Besitztümer, die alle Maße übersteigen, die vom Neide der Mitmenschen selten, vom Steuerboten niemals heimgesucht werden.

Nein, das letztere will ich nicht gesagt haben. Das wäre ja gerade, als ob man sich selbst denunzieren wollte! Wie leicht könnte der Finanzminister auf schlechte Ge-

danken kommen! Warum den größten Luxus, die Phantasie, nicht besteuern? Sie wird zwar besteuert, sobald sie sich in Druckschwärze oder sonst wie öffentlich zeigt. Aber die egoistische Phantasie, in der jemand allein für sich und ganz heimlich schwelgt, die geht frei aus, die giebt zwar Gott, was Gottes ist, aber nicht dem Staate, was des Staates ist. Ein Millionär zahlt Tausende von Steuern, und recht ist's. Der Phantast übertrumpft den Millionär an Reichtum und Genuß bei weitem, und den läßt das Steueramt laufen wie einen Landstreicher. Ist das in Ordnung? — So könnte ein vernünftiger Finanzmann denken. Und bums — wären morgen auch die Luftschlösser besteuert.

Beseelte Sachen.

Zu den vielen Schwächen, welche im Kampf ums Dasein mir ein wenig abträglich sind, gehört meine Anhänglichkeit an leblose Dinge. Wenn man sein Herz an ein Pferd, einen Hund, eine Katze, einen Vogel hängt, so begreift sich das; wir wissen in dem Tiere ein Gefühl, sehen in demselben eine Gegenneigung, ahnen an ihm sogar etwas wie Liebe und Dankbarkeit. Hat man eine Blume gerne, oder einen Fluß, oder einen See, oder ein Felsengebirge, so kann die höchst natürliche Ursache im Schönheitsgefühl liegen. Liebt man ein Bild, ein Blatt Papier von teurer Hand, eine Haarlocke, einen Ring, so spielen da die mächtigen Gewalten der Erinnerung mit. Schließt man sich an ein Feld, an einen Wald, an einen Garten, so kann das der Nützlichkeitssinn machen. Wenn man im Gemüte aber an einem alten Kleidungsstücke, an

einem halbvermoderten Schrank, an bestimmter Ecke eines Zimmers hängt, so scheint das wohl zweck- und sinnlos und eine manchmal sogar lächerliche Schwäche zu sein.

Ich schäme mich dieser Schwäche kaum, sie bedeutet für mich ein Talent, mit Dingen glücklich zu sein, mit denen viele andere nichts anzufangen wissen. Seelenlose Gegenstände kann man ja beseelen, fast zu einer lebendigen Person machen, oder, sie beseelen sich im Laufe der Zeit und der Geschicke selbst. Jedes der alten Möbel, die in meinem Zimmer stehen, hat für mich eine bestimmte Physiognomie bekommen, mit der es entweder ernst dreinschaut, wie der Uhrkasten mit der Uhr, oder einnehmend lächelt, wie die Schublade, oder schalkhaft blinzelt, wie der Spiegel, oder beschaulich dalehnt wie der Sessel, oder bereitwillig mitarbeitet wie der Schreibtisch, oder friedlich schlummert, wie das Bett, oder ein dummgutmütiges Bedientengesicht macht, wie der Stiefelknecht.

Mein alter Schreibtisch, er steht sehr unbeholfen und ungefüg da in der Stube, er zerstört den „Stil" der Einrichtung; gute Bekannte beschwören mich, dieses Möbel zu entfernen. Ich kann es nicht, ich will es nicht. — Manchmal, wenn ich in traulich einsamen Stunden in der Stube auf- und abgehe, trete ich zu diesem Schreibtische, und wie ein alter Krieger sein invalides Pferd streichelt, mit dem er Schlachten geschlagen, so streichle ich das alte Möbel.

Vor Antritt einer Reise, verabschiede ich mich förmlich von einzelnen Einrichtungsstücken und Bildern, bei der Heimkehr grüße ich sie ebenso herzlich. Und bin sogar eifer-

süchtig. Die Wanduhr darf in meiner Abwesenheit nicht ihr Tik-Tak schlagen, ich stelle sie früher ab. Mir ist auch nicht darum, daß der Zeiger richtig die alltägliche Zeit anzeige, die Uhr mag Mitternacht haben, wenn ich mein Morgenbrot einnehme, oder Abend, wenn ich Mittag esse, ganz wie es ihr beliebt, sie wie ich richten uns nach keiner bestimmten Stunde. Ich brauche auch ihr aufdringliches Ausrufen der Stunde nicht — sie sei die richtige oder unrichtige — darum habe ich ihr den Mund verboten, das heißt, das Schlagwerk gesperrt. Nur ihren ernstgemütlichen Pendelschlag will ich stets hören, der des Tages mir das Gefühl der Einsamkeit verscheucht und in der Nacht manchen unwirtlichen Traum löst. Wenn ich fremd im Eisenbahnzuge sitze, mein Gepäck, meine Fahrkarte nicht weiß, höchst spärlich bekleidet bin und im nächsten Augenblick aussteigen soll, so ist das eine unangenehme Sache, aus der den Träumenden das Tik-Tak der Uhr endlich weckt. Also ist es auch, wenn ich auf hohem Gebirge, auf einem Felsvorsprung liege, jeden Augenblick in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen, meine Kameraden verloren habe, sie für verunglückt halten muß, da sagt die Uhr: Tik-Tak, wach' auf, du bist daheim wohlgeborgen in deiner Stube.

Der Gewandkasten, der Bücherschrank, der verräucherte Kupferstich an der Wand, das Kreuz aus Lärchenholz meines Heimatswaldes, ganz schlecht geschnitzt, es sind nichts weniger als Zierden, sie machen die Wohnung nicht schön, aber sie machen mir sie lieb. Sie sind bei mir gewesen in den Zeiten großer Armut, in den Tagen des Leides, in Jahren anspruchsloser Jugendlust — und jetzt, da es mir besser geht, soll ich sie verabschieden? In die Rumpelkammer

stecken oder gar dem Trödler verkaufen? Der Mensch darf sich auch gegen leblose Dinge einer Art von Dankbarkeit befleißigen, damit er sie um so leichter übe gegen lebendige Wesen, gegen Tiere, die ihm gedient, gegen Menschen, die opferwillig ihm Gutes gethan haben. Die Pietätlosigkeit gegen Sachen, welche auf langen Lebenswegen uns begleitet haben, ist das Zeichen eines eigennützigen, dankbosen Herzens. Auch ich habe mich anzuklagen in manchem. Ein Eckkästchen aus meinem Vaterhause, in welches der Vater einst die geweihte Wachskerze, das Steuerbüchel und den Bauernkalender gethan, in welches die kranke Mutter ihre Medizinen, ihr Eßlöffelchen, ihr Gebetbuch zu legen pflegte, war mir viel zu rußig und wurmstichig gewesen für die Stadtwohnung, ich verschenkte es. Nach einiger Zeit wollte ich das alte Kästchen zurückkaufen, aber es war nicht mehr zu finden, es war wohl von fremden Händen mit Verachtung zertrümmert und in den Ofen geworfen worden.

Ich kann mir sonder Herzweh vorstellen, wie sie einst meinen gestorbenen Leib ohne viel Umstände hinaustragen und irgendwo vergraben werden; aber wie nach meinem Tode die Trödler kommen und meine „Sachen" verschleppen, auf den Fetzenmarkt werfen, die Leute darum ein bischen feilschen und dann mit Wegwerfung vorübergehen werden, das darf ich mir nicht lebhaft vorstellen, ohne in Traurigkeit zu verfallen. Und es ist ja wahr, ein Menschenleib, der gestorben, ist ganz seelenlos, kann nichts mehr wirken, kann niemandem mehr gefällig sein und niemandem zur Freude; ein Kasten, ein Bild, ein Tisch, für so leblos es auch gilt, kann immer wieder etwas leisten, den Menschen dienen, ihnen Behaglichkeit

oder Vergnügen bereiten. Also lebt mancher „leblose“ Schrank Jahrhunderte lang, erlebt eine Weltgeschichte und eine eigene, eine Schrankgeschichte, könnte seiner treuen Dienste wegen in den Adelsstand erhoben werden, wie das ja gleichsam der Fall ist in aristokratischen Häusern, wo solche Gegenstände sorgfältig bewahrt werden von Geschlecht zu Geschlecht und ihre Wappen aufgedrückt haben, und endlich, wenn sie ganz unbrauchbar geworden, in einem alten Schlosse ihre Pension genießen, bis sie vollends in Moder zerfallen.

In einem Hause, das ganz nach der Mode eingerichtet ist, wo man kein altes Stück und nicht die geringste „Stillosigkeit“ findet, leben Parvenus, und noch dazu solche, die nicht gemütlich sind, nicht herzbeschaulich, denn sonst müßte sich ein oder das andere Andenken an Eltern, Geschwister oder Familienereignisse immerhin finden. Ganz so gleichgültig, wie sie die Sachen angekauft, können sie dieselben wieder weggeben, sie bleiben fremd in ihrer eigenen Wohnung, oder mit einem praktischeren Worte, sie bleiben unabhängig gegenüber den Kanapees, Fauteuils, Kommodeurs, Etagères, Sekretärs u. s. w. — Und es ist ganz klug das.

Im Speisezimmer meines Sommerhauses steht ein ungeschlachter Tisch. Er ist alt, massiv, so schwer, daß zwei Personen dazu gehören, um ihn von der Stelle zu rücken, und hat bloß Platz für acht Personen. Unser sind zwölf und oft noch mehr, aber wir müssen uns an den Tisch zwängen und allerlei Unbequemlichkeit leiden; doch, die einfache Kost, die daraufgesetzt wird, schmeckt, denn es ist der Tisch aus meinem alten Vaterhause, auf welchem

ich den ersten guten Knödel gegessen und den ersten schlechten Vers geschrieben habe.

In meinem Bücherkasten befindet sich eine alte Schartek, dickbauchig und unförmig, die Blätter vergilbt, der Einband von abgestandenem Schweinsleder, welches seit den vierzig Jahren, da ich es kenne, riecht, wie angebranntes Horn. In diesem Buche — es ist mehrere hundert Jahre alt — stehen kuriose Sachen, aber ich brauche gar nicht darin zu lesen, schon durch sein Dasein erzählt es mir allerhand Geschichten; ich wüßte keine Verbindung herzustellen zwischen den zwei Dingen: Thatsache aber ist, daß, so oft ich dieses alte Buch ansehe, mir mein erstes — wohl ziemlich harmloses — Liebesabenteuer einfällt.

In einem sehr geheimen Fache verwahre ich ein paar Dukaten. Sie sind das Taufpathengeschenk für meinen ältesten Sohn. Nun sollte ich euch einmal beschreiben können, was diese Goldmünzen für Augen machen! — Genau solche, wie ein kleines Kind, welches mit kirschrunden, munteren Äuglein in die Welt blickt. Wenn ich eines dieser Dukatlein vorwitzig einmal ein wenig in den Rand kneipen wollte, ich bin überzeugt, daß es aufschriee, wie ein gekneiptes Kind.

Im Winkel hinter meinem Bücherschranke lehnt ein altes Stück Holz. Es sieht aus, wie ein morschender, halbentrindeter Baumast.

Ein neues Stubenmädchen, welches wir ins Haus genommen, traf ich gerade, wie sie im Begriffe war, diesen dürren Ast übers Knie abzubrechen und in den Ofen zu stecken. Noch zum Glücke konnte ich es verhindern; hätte sie mir dieses Holz vernichtet, so würde ich sie wahrschein-

lich ermordet haben. Es ist ein Stock, den ich mir einst als junger Mensch in den Urwäldern der Insel Rügen geschnitten, mit dem ich damals meine Reisen durch die germanischen Länder gemacht hatte, mit welchem ich alljährlich froh erregten Herzens den Christbaum anzünde und den sie mir einst in den Sarg mitgeben müssen, weil unsereiner halt auch noch im Sarge sein Plaisirchen haben will.

Mein Arbeiten.

I.

„Jetzt muß ich Ihnen aber doch einmal zuschauen beim Dichten!“ sagte einst ein anmutiges Mädchen und lugte mir über die Achsel.

Im Augenblick blieb die Feder stehen.

„Warum schreiben Sie denn nicht?“

„Es sperrt sich, mein Kind, wenn mir jemand zuschaut.“

Sie lächelte wunderfein und der Leser ist darauf gefaßt, daß in solchem Moment der Poet dem Maidlein einen Kuß giebt und sagt, das wäre ein Gedicht. Eine wohlfeile Wendung, doch bei mir wäre sie damals nicht wahr gewesen.

Und so möge auch die Neugierde meiner schönen Leserin auf die ehrenhafteste Weise befriedigt werden. Wir Männer nehmen manchmal ja die Arbeit kaum minder ernst, als die Liebe.

Also, wie man arbeitet und dichtet. Bin ich für eine poetische Arbeit aufgelegt und in derselben befangen, dann kann mich jeder Zwischenfall wohl arg verwirren, aber keiner mich auf der Stelle für etwas anderes interessieren. Und

wenn in ſolchem Moment ein Bote mit der Nachricht einträte: dein dankbares Vaterland hat in Erwägung deiner Verdienſte und in Erwägung ferner, daß deine Füße dich nicht mehr ſo recht im Gebirge herumtragen wollen, dir einen Ehrenſeſſel zum Geſchenk gemacht — das höchſte Ziel meiner Wünſche! — es würde mich kaum viel angenehmer berühren, als der eintretende Amtsbote, der mir die Steuerrückſtände des Jahres vorführt. Es iſt das eine wie das andere eine Störung und im Augenblicke des Schaffens iſt dem Dichter das Dichten das Wichtigſte auf der ganzen Welt.

Das Wichtigſte und das Genußreichſte, der einzige Zuſtand im Leben, der ſich ganz entſchieden des Lebens lohnt.

Ja ſo, das wollte ich nicht ſagen, denn ihr könntet meinen, liebe Freunde, es ſolle heißen: Darum laßt mich in Ruh! — Laßt mich vielmehr nicht in Ruh, ſtöret, ſtopfet einmal das Brünnlein, das ſo ununterbrochen aus meiner Feder quillt. Ich glaube ſteif und feſt, es iſt Herzblut; ihr mögt es für Waſſer halten, das nun über ein Vierteljahrhundert lang die Welt überſchwemmt. Bringet mir neue Anregungen, Eindrücke, Stimmungen, laſſet mich von euch und anderen Schönes aufnehmen, und ſo für eine Weile vergeſſen auf das Geben; aber ſtopfet mir meine Produktionsluſt nicht auf längere Zeit, ſonſt müßte ich ſterben.

Ich habe mich in den erſten Jahren bei jedem neuen Buche, das in die Welt ging, entſchuldigt, daß es da war. Aber das iſt ein Narr, der ſich alle Jahre einmal entſchuldigt, daß er exiſtiert. Exiſtieren und dichten iſt bei mir eins.

Habe ich eine Arbeit vollendet, so atme ich auf und verspreche mir eine gute, lange Rast; verspreche mir kleine Reisen, frohe Feste in der Familie, geselligen Verkehr mit heiteren Menschen, mit lehrreichen, wissenschaftlichen und unterhaltenden Büchern, verspreche mir Kunst- und Naturgenüsse und was derlei Ideale abgemüdeter Kopfarbeiter mehr sind. Einige Tage geht das Schlaraffenleben ganz gut, mit Heißhunger verzehre ich geistige Nahrung, das Hirn ist wie ein ausgepreßter Schwamm, der sich wieder einmal ansaugen will und ansaugt. Das dauert eine, höchstens zwei Wochen, hernach stellt sich allmählich ein geistiges Unbehagen ein, dem rasch das körperliche folgt. Ich fühle mich verstimmt, unstet, appetitlos für leibliche und geistige Nahrung. Es träumt, es gährt, es jagt sich etwas in meinem Kopfe, und wenn ich nachsehe, was es sei, so finde ich nichts, das Gestalt oder Namen hätte. Eines solchen Tages, zumeist gegen Abend, wenn schon das helle Lampenlicht auf ein weißes Blatt Papier fällt, setze ich mich hin und beginne zu schreiben. Sonst ist die glatte oder störrische Feder oft maßgebend für das Gelingen der Arbeit, und das Sprichwort, das man bei einem gewandten Schriftsteller anzuwenden pflegt: er hat eine gute Feder! ist nicht nur bildlich. Bei einem solchen plötzlich erwachten Arbeitsdrange aber ist jede Feder gut genug, und steht nur erst ein Satz, auch nur ein Wort auf dem Papier, dann belebt sich's, formt sich's, die Stimmung wird zum Gefühle, das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Wort, das Wort zur Gestalt. Das Alles aber erst, wenn die Feder schon naß ist oder die erste Zeile auf dem Blatte steht. Es muß ein gewisser äußerer Zwang da sein, der mir das reinigende Ding im Kopfe sich verdichten hilft. Sätze und

Wendungen, die mitunter früher ausgedacht wurden, nehmen sich, wenn sie hernach ohne weiteres geistiges Zuthun abgeschrieben werden, fast allemal hölzern und ungefüg aus, wogegen das, was im Momente des Schreibens entsteht, und im Momente des Entstehens hingeschrieben wird kräftiger und lebendiger erscheint.

Ist aber die Stimmung eine zu günstige, fliegt die Feder zu glatt dahin, so laufe ich allemal Gefahr, geschwätzig und weitläufig zu werden, was erst später beim „Feilen" oder auch gar nicht bemerkt wird; während, wenn der Stoff einmal lebendig ist, eine gewisse Schwere oder Mühe in der Wahl der Ausdrücke, im Komponieren, ja selbst ein wenig physische Anstrengung im Schreiben, den Text gedrängter und gehaltvoller macht. Je lästiger das Schreiben, desto kürzer sucht man sich zu fassen.

Je größer die Begeisterung für den Gegenstand, desto weniger Sorgfalt hat man für den Stil. Das Versunkensein in den Stoff wirkt selbst oft bei der Korrektur des Bürstenabzuges noch so wesentlich, daß man die blühendsten Sapfehler nicht sieht, welche später als Druckfehler auf den ersten Blick höhnend ins Auge springen. Das Auge des Dichtenden geht nicht auf den Buchstaben — es sieht auf dem Papiere nicht Striche und Wörter, sondern ganz andere Dinge.

Für Plaudereien, Stimmungsbilder, Schilderungen und dergleichen genügt die einfache Angeregtheit. Für Erzählungen oder Aufsätze ernsterer Art muß Stoff und Plan im Kopfe selbstverständlich schon vorhanden sein. Aber auch das gewinnt bei mir erst an Deutlichkeit während des Schreibens; und wäre es im Vorhinein noch so sorg-

fältig durchdacht worden, erst während des Schreibens gliedert sich's und bekommt Leben. Das Schreiben ist das Schaffen.

Am besten von statten geht mir die Arbeit nach dem Frühstück und nach dem Nachmittagskaffee, besonders aber, wie erwähnt, des Abends bei dunklem Zimmer und der Lampe, an welcher ich fünf bis sechs Stunden thätig sein kann, ohne auch nur im Geringsten zu ermüden. Hingegen darf ich einer solchen, für sich überaus behaglichen Anspannung niemals trauen, weil ihr stets eine Abspannung und Erschöpfung folgt, die um so größer ist, je heftiger und schwungvoller die geistige Thätigkeit gewesen war. Von vielem Einfluß ist mir die Beleuchtung des Zimmers, des Schreibtisches. Wenn die Sonne in das Zimmer oder gar auf den Tisch scheint, ist es mir unmöglich zu arbeiten, und vollends im Freien wäre ich der nötigen Sammlung nicht fähig. Gegen die Sonne kommt mein Lichtlein nicht auf. Hingegen eine Stube, in welcher der Tisch nahe am sonnlosen Fenster steht, so daß das ruhige milde Licht recht voll auf das Blatt fällt, ist mir für die Entfaltung des inneren Lebens günstig. Ich pflege — wie meine Hausgenossen sagen — während des Nachdenkens zum Fenster hinauszublicken, so daß es scheint, ich warte auf Ereignisse, die draußen vor sich gehen sollen, oder ich betrachte die Blätter der Bäume oder die Wolken. Selbstverständlich sieht man nichts, als das geistige Bild, an dem man arbeitet. Am besten dient mir, wenn ich zum Fenster hinausstarre, der neblichte Tag oder die finstere Nacht. Der Lärm auf der Gasse, das Geräusch in den Nebenzimmern kann mich nicht stören, nur muß ich versichert sein, daß die Thür nicht aufgeht. Die Vor-

stellung, daß plötzlich jemand zu mir hereintreten könnte, lähmt mich wesentlich im Denken.

Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während deren Dauer — das ist oft wochen- und monatelang — für kaum etwas anderes Sinn und Interesse gewinnen kann. Der Gegenstand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überall hin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich suche nichts, als die Einsamkeit, sei es im Hause, sei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich sehe es nur mit halbem Auge, was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Mensch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entstehenden Werke.

Dichter — kleine wie große — werden oft genug befragt, wie sie denn das Ding angingen, daß ihnen was einfiele und daß da was entstünde? Hierin geht's nun aber Jeder anders an, wie man in den Aussagen solcher Leute finden kann. Wer sich für die Werke eines Dichters interessiert, der möchte natürlicherweise auch wissen, wie dieselben gemacht werden; daher ist obige Frage leicht zu verzeihen, und wohl auch, wenn der Poet darauf antwortet, so gut er über seine Arbeitskraft und Arbeitsweise Rechenschaft zu geben vermag.

Ich werde häufig wegen der Entstehung meiner „Schriften des Waldschulmeisters" befragt. Habe keinen Grund, daraus ein Geheimnis zu machen und will zeigen, wie größere Werke doch ganz anders keimen, als kleine Geschichten und Aufsätze, die oft Gaben der Stimmung und der Stunde sind.

An einem neblichten Märztage 1872 machte ich einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. Unterwegs fand

ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelnheiten, die den meisten Menschen kaum auffallen, genau und liebevoll beschriebe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte, so müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden. Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so wunderbare Dinge, und er beschriebe sie! Und wenn er nicht bloß die kleinen Pflanzen beschriebe, sondern auch die großen, den Baum, den Wald, die Steine und die Felsen, die Thautropfen und die Wildwässer! Und wenn er weiter ginge und Tiere schilderte, kleine und große, die Ameist, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiter ginge und auch den Naturmenschen beschriebe, so gegenständlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er noch weiterginge und darstellte, wie solche Naturmenschen für sich und in Gemeinschaft zusammenleben, wie eine Waldgemeinde ist und wie sie entsteht! Und wenn dieser Schilderer endlich so weit ginge, daß er einen Mann beschriebe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß giebt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vorteile lenkt, deren geistige Bedürfnisse, deren Gemüt weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er selber altert und welkt und hinsinkt, wie dieses Blättchen Erdbeerlaub hinsinken wird im Herbste!

Von diesem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ, das immer wirkte. Was ich

auch dichten und ſchreiben mochte, es bezog ſich unwillkürlich auf den Wald und ſein Kleinleben, und auf die Waldgemeinde und den Mann, der ſie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die loſen, ſcheinbar ſelbſtändigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Kapitel eines größeren, mir aber ſelbſt noch gänzlich unbekannten Werkes.

Endlich im Hochſommer desſelben Jahres, als ich eines Tages von einem Berge niedergeſtiegen war und ermüdet auf dem Baumſtrunke eines tiefſchattigen Waldes raſtete, zog ich mein Notizbuch heraus, begann den Stoff aufzumerken, zu gliedern, zu ordnen, er weitete ſich, vertiefte ſich. Ich ſah, daß er der vielen Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen — die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch ſonſt aber ſo wichtig waren — der Tagebuchform entſpreche, und plötzlich war der Titel da: „Die Schriften des Waldſchulmeiſters“.

Obwohl man naturgemäß den Titel ſonſt nach der Vollendung des Werkes zu beſtimmen pflegt, ſo iſt er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab für's Ganze, das ſich an ihm zur größeren Einheitlichkeit heranwächſt. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte ſich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung: es wuchſen neue Teile und Epiſoden heraus, die, weil unmittelbar entſtanden, mich mehr erwärmten und beſeelten als die urſprünglichen Aufzeichnungen, die teils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleiſch und Blut hatte. So iſt in dieſem Werke Manches, was ich anfänglich als nebenſächlich betrachtete, zum Grundmark geworden, während in demſelben die Beſchreibung der Erdbeerblätter,

des Thautropfens u. s. w. sehr untergeordneter Natur wurde.

Jahrelang hatte ich die Gewohnheit, alles, was mir auf meinen ländlichen Spaziergängen auffiel und einfiel, ins Notizbuch zu schreiben, um es demnächst zu verarbeiten. Aber wenn ich dann etwas aus dem Innern heraus dichtete und dergleichen Notizen hinein verwob, um sie anzubringen, so wurden das allemal Zuthaten, die nicht recht paßten oder zum mindesten überflüssig schienen; sie waren eben nicht organisch aus dem Stoff hervorgewachsen. Ja sie leiteten mich sogar von der eigentlichen Sache ab und wirkten fast immer störend. Seitdem ich das erkenne, habe ich die Notizjagden aufgegeben. Ich betrachte nichts mehr in der Absicht, um es litterarisch zu fassen; was von der äußeren Welt unwillkürlich durch die Sinne einzieht, das wird drinnen sein, dort mit mir verwachsen und wenn ich es brauche, aus dem Innern hervorkommen.

Seit in meinen Rocktaschen weder Notizbuch noch Bleistift zu finden ist, beginnt sich mein Gedächtnis zu stärken, das sich sonst gerne nur auf das Aufschreiben verlassen hatte. Was vergangene Erlebnisse betrifft, weiß der Mensch nicht immer, was er weiß. Dafür sind mir Gespräche über Bauerntum und Dorfleben ersprießlich, wobei ich ins Erzählen komme und mir Erinnerungen wach werden, die ohne äußere Anregung sicher begraben geblieben wären. Eine von Natur etwas schwerfällige Geistesthätigkeit bedarf solcher Triebfeder, und selbst wenn's die eigene Zunge wäre.

„Ich weiß das, denn ich hab's erzählen gehört."

„Von wem?"

„Von mir selber."

Klingt das nicht bedenklich? Und doch kann es mit rechten Dingen zugehen. Die Zunge, wenn sie einmal im Schwunge ist, macht das Pendel des Gehirnes und rückt dort den Zeiger der Erinnerung vor und auf Mancherlei, was sonst verborgen geblieben wäre. Was Einfälle anbelangt, so kann eine plötzlich glänzend aufsteigende Idee sich mitunter wieder rasch verflüchtigen; es war nur eine momentane inhaltslose Blase gewesen.

Vieles, was ich schrieb, habe nicht ich gedichtet, hat sich vielmehr in mir selbst gedichtet, ohne sich leiten zu lassen von Erwägungen und Absichten. Als ich begann, war es Dieses, und als es fertig geworden, war es Jenes.

Leider habe ich an mir die Erfahrung machen müssen, daß das Studium aus Büchern, es mag der Gegenstand wie immer sein, gar wenig fruchtend auf meine Schaffenskraft wirkt, dieselbe eher lähmt und mich befangen macht. Auch was mir von anderen Leuten zur etwaigen Bearbeitung mitgeteilt wird und selbst wenn es aus jenen Kreisen wäre, wo ich Bescheid weiß, vermag mich nur selten entsprechend lebhaft zu begeistern. Nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Andererseits wieder vermisse ich die Vorteile des systematischen Unterrichtes und Studiums, das schon von Kindheit auf den Geist gelenkig macht, in hohem Grade. Man ist unbeholfen im Theoretischen, in der Anordnung; vollends das Nachschlagen in Hilfsbüchern macht Schwierigkeiten, weil man die Bücher, die Quellen nicht kennt.

Worin meine bescheidene litterarische Ausbildung besteht, ich weiß es eigentlich selbst nicht, und wovon ich sie

habe, das weiß ich noch weniger. Die Lehrbücher der Poetik, die geschriebene Kritik, die Urteile des Publikums wirkten auf mich fast gleich Null. Höher schlage ich das Lesen jener Autoren an, mit denen man naturverwandt ist, so daß man sich anfangs zu ihnen hingezogen fühlt und sie als Vorbilder wählt. Große Klassiker oder sonst Schriftsteller, die eine mir fernliegende Richtung verfolgen, haben mich nie gefördert. Bei meinem leicht zu entmutigenden Charakter mußte das Ziel nicht zu weit und nicht zu hoch gesteckt sein, und mußte mir die Möglichkeit einleuchten, es ebenso gut oder besser machen zu können, als mein Vorbild war. Daß man sich vor dem Nachahmen seiner Lieblingsschriftsteller zu hüten hat, versteht sich von selbst. Vorbilder müssen fördern, ohne die Ursprünglichkeit und Originalität, wenn eine da ist, zu beeinträchtigen. Am meisten zugute gekommen sind mir stets persönliche Besprechungen mit Freunden. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll. Alles in allem genommen, ist es wohl die aus vielseitiger Erfahrung reifende Selbsterkenntnis, die den Geschmack und den Takt des Schriftstellers läutert und bestimmt. Ich rufe sie an, sie hat an mir noch manches zu vollbringen!

In früheren Jahren habe ich alles zwei und dreimal geschrieben, gewöhnlich in der Absicht, um den Stil zu glätten und beim Umarbeiten einzelne Partien weiter und bedachtsamer auszuführen. In den meisten Fällen mochte das gewiß sehr zweckmäßig gewesen sein, mitunter hat sich aber in der neuen Bearbeitung auf Kosten des Natürlichen und Unmittelbaren die Künstelei eingenistet. Heute schreibe ich kleinere Sachen nur einmal, lasse aber auf

dem Blatte Papier Raum frei zum Feilen, Ausbessern und Einschalten, für die Möglichkeit, daß mitunter noch ein leidlicher Einfall nachgehinkt kommt, der die Arbeit vervollständigen kann.

Schriftsteller, die sich ja unterfangen, über alles zu schreiben, und auch noch über einiges andere, sollten, meint man, eine große Auswahl an Stoff haben. Und doch haben sie die Wahl nicht. Sie müssen das nehmen, was sie angeflogen, ja gewissermaßen befruchtet hat, was sie anregt, was sich in ihr Gemüt gesetzt hat. Vor einiger Zeit bin ich gefragt worden, wann der Dichter lebhafter fühle, beim Erleben des zu Schildernden oder beim Schildern des Erlebten? Nach meiner Erfahrung mußte ich beziehungsweise antworten: Beim letzteren. Die Einbildung wird manchmal Erlebnis und beim Erwachen ins reale Sein findet man sich kaum zurecht im eigenen Zimmer.

Indes geht dieses Versunkensein in den Gegenstand nicht so weit, daß z. B. eine zu schildernde Gefahr mich in Angst, ein Unglück in Aufregung, eine Liebesscene in Inbrunst versetzen könnte. Das Gefühl ist anderer Art, ich möchte es ein objektives Gefühl nennen, wenn dieser Ausdruck nicht gar so ungereimt wäre. Besonders nervösen Naturen kann es freilich passieren, daß dieses Mitleben mit der entstehenden Erzählung zu mächtig wird und die Gegenständlichkeit derselben gefährdet; was man in solcher Verfassung schreibt, mißlingt. Seines Stoffes Herr zu sein und zu bleiben, das ist Hauptsache.

Bisweilen kommt der Dichter in die Lage, Stoffe zu behandeln, die ihn gar nichts angehen, Gefühle zu äußern, die er gar nicht hat, Gedanken zu haben, die er erst suchen muß. Um Gelegenheitsgedichte, Festspiele, Sinnsprüche

aller Art wird er angegangen, und hier zeigt sich's, ob er sein Handwerk auch gelernt hat und Bestellungen auf seinen Witz annehmen kann. Mußdichtungen gehen bei mir ganz anders vor sich, als die freiwilligen, da wird nach Ideen gejagt und nach wohltönenden Worten gesucht, die über den Mangel des Gefühles hinwegtäuschen sollen. Bei solcher Gedankensuche muß der Körper in mäßiger Bewegung sein — am besten ein Spaziergang — bei welcher leichten Erschütterung etwaige Fragmente sich im Gehirne loslösen und wie Eiszapfen klingelnd zu Boden fallen. Das Gedicht, der Spruch braucht ja nicht lang zu sein, heißt es tröstend; als ob es der Umfang machte, wie bei einer Kuhhaut! Mit wenigen Worten etwas Rechtes zu sagen, das ist eben die Kunst. Übrigens braucht's in solchen Sachen gemeiniglich nichts Rechtes zu sein, wenn's nur klingelt. Schlaflose Nächte werden dazu hergenommen, um nachzudenken, aber die Gedanken, die in liegender Stellung entstehen, im Dunkel der Nacht leuchten, sind, bei Tage betrachtet, zumeist sehr hinfällig und verblaßt. Doch der Termin verstreicht, die Festpersonen erwarten vom Schuster die neuen Stiefel und vom Dichter das Festgedicht, was bleibt diesem übrig, als schließlich fadenscheiniges Zeug auf ein solides Metrum zu haspeln — und das Opus ist fertig.

Wenn das, was fertig ist, nur immer auch vollendet wäre!

II.

Hier noch etwas von der Art und Weise, wie ich schreibe, feile und Verbesserungen anbringe. Sie meinen, Verehrteste, „es wäre alles so einfach und leicht hingeschrieben

wie ein erster wohlgezielter Wurf", und als wandere gleich alles nach der ersten Niederschrift in die Druckerei. — Dem ist wohl bei größeren Arbeiten nicht so. Lassen Sie sich sagen, wie vielfach ich mich mit einem umfangreicheren Werke beschäftige. Nehmen wir zum Beispiel den Roman „Das ewige Licht". Wenn die Sache im Kopfe so weit fertig ist, daß ich anfangen kann an die Ausarbeitung zu denken, dann schneide ich mir Kanzleipapier in Quartblätter, deren etwa fünfhundert Stück. Das Blatt wird nur auf einer Seite beschrieben und links ein Rand freigelassen. Ich beginne die Schrift anfangs des Jahres 1894, und in drei Monaten ist das Werk fertig. Ach, fertig! Jetzt beginnt erst das schwere Arbeiten, die erste Niederschrift war ja nur ein freudiges Schaffen, ein fast leidenschaftliches Selbstgenießen dessen, was innerlich lebendig geworden. Allerdings war ich während der Zeit für alles andere nicht vorhanden. Wenig Eßlust, wenig Schlaf, nicht das mindeste Interesse für äußere Eindrücke aus Gesellschaft, Natur oder Kunst, ganz unfähig für Geselligkeit — nur allein sein mit dem Gegenstande. Eine glückselige Zeit, aber man wird sehr mager dabei.

Nun ist die Rohschrift fertig, nun beginnt die weitere technische Arbeit. Durchlesen des Werkes, Feilen. Kaum ein Satz ist ganz ohne Fehler, oder er ist unklar, oder er steht nicht an der richtigen Stelle, oder er ist eine Banalität, verdirbt die Stimmung, stört den richtigen Eindruck des Ganzen; also diese Sätze streichen, neue hinschreiben links am Rande, ganze Seiten wegwerfen, neue einfügen. Das ist eine Arbeit von etwa vier Wochen. Dann kommt das Werk für den ersten Abdruck in die Druckerei. Nun wird in den Korrekturabzügen das Ganze noch einmal

und zwar genau, Buchstabe für Buchstabe, durchgelesen, es werden typographische Fehler korrigiert. Es werden wieder Sätze gestrichen und neue eingefügt, es treten stilistische Mängel in den Vordergrund, die der Autor im Manuskript oft nicht gesehen hat, das alles wird verbessert.

Endlich ist „Das ewige Licht" in der Zeitschrift gedruckt, es scheint fertig zu sein. Welch ein Irrtum! Jetzt erst im Drucke tritt mir das Werk objektiv entgegen, ich sehe es mit ganz anderen Augen als früher, ich sehe große Mängel und Fehler, ich sehe schöne Möglichkeiten, die Dichtung zu erweitern, zu vertiefen. Allerhand fällt mir ein, was dazugehört, um sie vollkommener zu machen. Durch Gespräche mit andern darüber wird mir auch manches klar, das Werk wächst neuerdings aus sich hervor. Ich setze mich hin, schneide wieder Quartblätter, aber mehr als fünfhundert, und beginne scheinbar, das gedruckte Werk abzuschreiben. Es ist aber durchaus kein Abschreiben, es ist eine völlig neue Bearbeitung. Gar selten ein Satz bleibt stehen in seiner ursprünglichen Form, große neue Teile werden eingefügt, die Naturbeschreibung wird anschaulicher gemacht, die Charakterschilderung plastischer gestaltet, die Ereignisse und Handlungen werden sorgfältiger motiviert, persönliche Stimmungen des Verfassers, die sich ursprünglich so gerne vordrängen, werden in den Hintergrund geschoben, auffällige Tendenz wird gemildert. Es läßt sich ja nicht sagen, was da alles geändert wird. Ist nun das Werk dieses zweite Mal neugeschrieben, was längere Zeit als das erste Mal in Anspruch nimmt, dann wird es durchgelesen und am Rande links werden Einschaltungen gemacht, wie das erste Mal. — Ist das alles geschehen, dann kommt das Manuskript in die Druckerei, um es als

Buch zu drucken. Ich bekomme zwei Korrekturen, eine in sogenannten Fahnen und eine in Buchform umbrochen. Das Werk wird jetzt also von mir noch zweimal gründlich durchgelesen und sorgfältig korrigiert, wobei es wieder ohne kleine Verbesserungen nicht abgeht. — Und so bei jedem späteren Neudruck, falls es sich als nötig oder erwünscht zeigt. Ich betrachte es nicht allein als eine ernste Pflicht, die litterarischen Werke so fehlerfrei und vollkommen als möglich in die Welt zu geben, es ist mir auch ein inneres Bedürfnis, das zu thun. Es ist nicht allein die Achtung vor der Lesewelt, es ist auch die Liebe zu meinen Schriften, die mich zwingt, sie mit allem Fleiße nach meinem Wissen und Können zu vollenden. Es bleibt immerhin noch genug zu wünschen übrig.

„Das ewige Licht" ist also zweimal geschrieben und fünfmal vom Verfasser gelesen und korrigiert worden, bevor es das erste Mal als Buch erschien. — Ähnlich vollzieht es sich mit anderen meiner Romane; ja selbst bei Zeitungsabdrücken erbitte ich mir stets eine, manchmal auch zwei Korrekturen. Auf solche Weise ist manches meiner Werke zehnmal, ja auch zwölfmal vom Autor revidiert worden, und wie ich und andere glauben, nicht zu seinem Nachteil. Auch pflegen die Verleger solche Autorenrevisionen sehr zu wünschen, weil ihnen schon im Interesse ihrer Firma darum zu thun sein muß, ihre Verlagswerke möglichst fehlerfrei und formentrein in die Öffentlichkeit zu geben.

Der Laie wird es nicht begreifen, wie man etwas zehn- und zwölfmal revidieren und doch immer noch Fehler übersehen kann. Und daß er's nicht begreift, begreife ich; ich begreife es ja selbst nicht.

Vielleicht gelingt's aber doch, die auffallende That-

ſache einigermaßen begreiflich zu machen. Ich habe oben eigentlich nur die handwerksmäßige Seite der Sache beſprochen und die inneren Vorgänge beim litterariſchen Produzieren zu wenig oder gar nicht ans Licht gehoben. Ich habe nicht geſagt, daß beim Dichten das Schreiben lediglich der Hand überlaſſen wird, ohne alle Aufſicht. Das Auge ſchaut zwar ſcheinbar hin auf die entſtehenden Wörter und Zeilen, ſieht ſie aber kaum. In Wirklichkeit iſt dieſes Auge ganz nach innen gewendet, wo die Ereigniſſe vorgehen. Da ſind alle Sinne zuſammengelaufen, ſchauen und hören zu, thun mit und geben gleichſam in Geſtalten über, die draußen auf dem Papier in der Eile angemerkt werden müſſen, ehe ſie ſich verflüchtigen. Das ſoll die Hand beſorgen und ſie thut, was ſie will, das eine Wort ſchreibt ſie richtig, das andere gefehlt, je nachdem ſie's in der Übung hat. So geht's wenigſtens bei mir vor ſich, bei dem die Abſicht richtig zu ſchreiben zwar groß, aber der Drang richtig zu dichten, noch größer iſt. Wenn ich bei einer poetiſchen Arbeit Zeit habe, auf die Korrektheit der Schreibung zu achten, dann mag ich das Zeug lieber in die Fauſt ballen und damit nach Spatzen werfen — es wird nichts.

Aber nachher beim Durchleſen wird der Verfaſſer die äußeren Fehler doch ſehen! Nein, er ſieht ſie auch beim Durchleſen nicht. Er hat immer nur die Bilder der Seele vor ſeinem Auge. Es iſt wie beim muſikaliſchen Menſchen, der mag ein Lied noch ſo fehlerhaft ſingen, er hört nicht die Fehler, er hört das Lied in ſeiner Vollendung. Es iſt wie beim Redner, der hört nicht das Stottern, nicht die unrichtigen Ausdrücke ſeiner Rede, er hört das, was er ſagen will.

Aber wenn es der Autor wiederholt ließ, in der Absicht, die Fehler auszubessern? — Nun, der Dichter versteht unter Korrektur sein Besonderes. Er versteht darunter nicht die Ausstreichung und Verbesserung von Schreib-, Sprach-, Druckfehlern, das kann jeder Korrektor, jeder Schulmeister. Er nimmt den Revisionsbogen seines Werkes zur Hand, in der Absicht, Fehler der Dichtung zu verbessern, neue Schönheiten und Wirkungen hineinzulegen, kurz, sie innerlich zu vervollkommnen. Dann treten die Bedenken, Erwägungen heran, Konflikte tauchen auf, ob das künstlerisch so oder anders, und wie zu machen sei. An alle Vermeidung von Widersprüchen muß gedacht werden, an Fernhaltung von Unwahrscheinlichkeiten, Geschmacklosigkeiten, wie sie in plötzlichem Einfall manchmal aus der Feder springen. Und wenn Pua und Dirndel selbander lustig durch Wald und Fluren laufen im Buch, da hat der wachsame Poet nicht Zeit, auf Druckfehler zu achten. — Bleibt doch einige Aufmerksamkeit übrig, so wäre sie auf den einfachen, klaren Sprachstil, auf Ausrottung von Fremdwörtern u. s. w. zu richten. Lieber Himmel, wie kann man alles aufzählen, was in einem Poetenkopfe vorgeht, während er bei seinem Revisionsbogen sitzt! Sieht er zwischen all den krausen Dingen durch wirklich einmal ein umgekehrtes u, oder eine falsche Endung, oder ein fehlerhaft geschriebenes Wort, natürlich wird der Unhold sofort niedergestochen mit dem Bleistift — aber nebenbei drücken sich kichernd die anderen unsichtbaren Fehler und sie tanzen erst später keck vor den Augen des unglücklichen Autors, wenn sie durch die Presse auf tausenden von Exemplaren festgenagelt sind.

Solange der Verfasser noch ein dichterisches Interesse

an seinen Werken hat, solange ist und bleibt er ein schlechter Korrektor äußerer Fehler. Er sieht sie nicht.

Wenn ich ein Buch von mir jahrelang nicht mehr revidiert habe, so wirkt es dann bei dem nächsten Durchlesen auf mich fast wie eine Neuheit. So schlecht ist mein Gedächtnis, daß ich bei mancher Novelle, die einst von mir selber geschrieben wurde, in der höchsten Spannung bin, wie sie ausgeht. Daß man in solchem Zustande die Jagd nach Druckfehlern leicht vergißt, ist begreiflich. Nun findet schon der Verfasser die Fehler nicht, so findet sie gewiß nachher der Leser. Der findet alle, und noch einige dazu.

III.

Nun noch ein Wort über das für Manchen so geheimnisvolle K, das früher in meinem Namen stak.

„Wer sich einen Namen gemacht hat, der kann ihn auch schreiben wie er will," sagt Hamerling. Er selber hatte seinen ursprünglichen Namen Rupert Johann Hammerling in Robert Hamerling verändert. In Ausnahmefällen und bis zu einem gewissen Grade geht das, im weiteren dürfte freilich auch die Behörde ein Wort dreinreden wollen. Ich habe meinem Namen schon in früher Jugend, als er noch sehr schwach war, ein s ausgebrochen und ein K eingesetzt. Das ist aber nicht aus Übermut geschah, sowie es später wieder nicht aus Übermut geschah, wenn ihm das K weggenommen ward. Es hatte beides seine Gründe.

Mein Name ist Peter. Da gab es nun in meiner Heimatsgegend nicht weniger als fünf oder gar sechs Leute, die Peter Roßegger hießen. Sie waren nachweisbar gar nicht alle verwandt miteinander und wir genierten uns

weiter nicht. Als ich aber ins Alter eingetreten war, wo man anhebt, mitzuthun, hub die löbliche Post an, mir Briefe zu schicken. Da schrieb zum Beispiel ein Bauer, er müsse mich auf Wildschadenersatz klagen, denn die Hasen und Rehe fräßen ihm das Kraut. Eine Weibsperson ließ mir schreiben, daß ich nicht gar so stolz sein solle und mich doch wieder einmal anschau'n lassen möge. Ein Wirt teilte mir mit, daß er die Zechschuld, wenn sie nicht binnen acht Tagen bezahlt werde, dem Notare übergebe. Und ich war ganz unschuldig, ich war nicht der Peter Roßegger, der als herrschaftlicher Jäger die Wildschäden zu verhüten oder zu vergüten hatte; war nicht der Peter Roßegger, der in untreuem Stolze sich nicht mehr anschauen ließ, war nicht der Peter Roßegger, der beim Wirt auf dem Kerbholz stand. Ich war der einschichtige Waldbauernbub auf der Höhe, der dem Schullehrer in Kathrein manchmal um Bücher schrieb. Und wenn die Bücher geschickt wurden, so fanden sie mehrmals den Richtigen nicht, kamen an den Jäger oder an einen anderen Namensbruder, der sich über das Zeug ärgerte, weil der Mensch was Besseres zu thun hat, als „büchelgucken wie ein Herrischer". „Der Waldbauern Peteri, der mag's thun, der ist halt ein anderer Leut," hieß es. Also mußte sich dieser andere Leut um einen anderen Namen umschauen.

Von dem einen Namensbruder hatte ich erfahren, daß er ein „Petri Stuhlfeier" war, der zweite war ein „Peter und Paul", der dritte ein „Peter Domianus". Ja, wenn das gilt, daß man sich nach seinem besonderen Kirchenkalenderheiligen oder Feste nennen darf, dann bin doch ich mit meinem Namenstag am 1. August ein „Petri Kettenfeier"! — Gedacht, gesagt, geschrieben. Am 1. Au-

vember 1862 erklärte ich feierlich in der damals von mir herausgegebenen Handschrift: „Fröhliche Stunden“ (vierter Jahrgang), daß ich mich von diesem Tage an mit P. K. R., das ist Petri Kettenfeier Rosegger, unterschreiben würde.

Seither sind mehr Jahre vergangen, als das deutsche Kartenspiel Blätter hat. Ich habe das Spiel des Lebens tapfer mitgemacht und meinen Namen eingesetzt für Gutes und bisweilen auch für minder Gutes, im ganzen aber — wie mich dünkt — das Spiel nicht verloren. An meinen Namen Petri Kettenfeier haben sie Lobsprüche geheftet mehr als zuviel, haben sie Lorbeerkränze gehangen, mehr als er tragen konnte, und doch that ich ihn wieder ablegen. Das Kettenfeier, dessen K auf allen meinen älteren Büchern stand, ließ ich weg, um in Zukunft wieder meinen alten einfachen Peter hinzuschreiben, denn jene Namensvettern sind mir nicht mehr gefährlich. Größtenteils sind sie schon eingerückt beim heiligen Petrus, und wenn der Rest nachkommt, so wird der ehrwürdige Pförtner bei seinen Namensbrüdern sich nicht irren, wie einst der Briefträger von Sankt Kathrein, wird jedem seinen Platz anweisen, den er verdient. Der Grund für den Kettenfeier war also gefallen, hingegen waren allmählich Gründe gegen ihn aufgetreten. Lange Jahre hatte man sich um die zwei Buchstaben P. K. nicht viel gekümmert, endlich wollten sich die Leute dabei doch auch etwas denken und so erfuhren die beiden Zeichen verschiedenerlei Deutungen. Sie nannten mich Peter Karl, oder Peter Konrad, oder Professor Karl, oder Pater Karl. Das P. Karl Rosegger wiederholte sich auf den Briefumschlägen recht häufig, auch an Pastor Karl war mancher gekommen. Als die Leute endlich auf das Petri Kettenfeier verfielen, schienen

sie über den wunderlichen Namen nicht wenig verwundert zu sein. Etliche meinten, ich hätte diesen Namen in Hinblick auf den nordischen Dichter Burns angenommen, der in einem seiner schönsten Gedichte den Petri Kettenfeier zu Ehren brachte. Daß der Name im Kalender der katholischen Kirche zu suchen sei, fiel den wenigsten ein. Als ihnen aber das Wort einmal mundgerecht war, wollten sie es auch ordentlich ausnützen und jetzt hub der Kettenfeier an, den Rosegger zurückzudrängen. Der letztere Name wurde einfach ausgelassen. Der aber will sich das nicht gefallen lassen und beruft sich auf seine angestammten Vorrechte.

Mit Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres hatte sich manches geändert und wenn der Kettenfeier aus obigen und vielleicht auch noch anderen Gründen verabschiedet ward, so sagte ich gleichzeitig manchem Jugendideale, aber auch mancher litterarischen Jugendeselei Lebewohl. Andererseits kehre ich mit Wiederaufnahme meines ursprünglichen Namens gleichsam auf die Scholle meiner Kindheit zurück. „Peter", unter diesem Namen, den die Mutter gab, fühl' ich mich heimlich. Liebe Freunde sollen mich bei diesem Namen rufen, auf den Titelblättern meiner neuen, reiferen Bücher soll er zu lesen sein und auf meinem hölzernen Grabkreuze soll nichts stehen als: Peter Rosegger.

Meine Verleger.

In bäuerlicher Hausbackenheit hatte ich mir's gleich anfangs gesagt: Dichten mußt du. Aber schriftstellern und drucken lassen nur, wenn du mit den Deinen davon leben kannst. Wenn nicht, denn nicht. Dein Bestes sollst du leisten, dann aber auch nicht blöde sein im Zugreifen um dein redlich Teil. Poeten und Künstler sollen sich hüten, den Leuten je zur Last zu fallen. Betteln müssen ist nicht ästhetisch. — Gesellschaftlich frei sein! Du erlangst dieses Ideal nur auf wirtschaftlicher Grundlage. Aber du verstehst nichts vom Geschäft, denn deine handelsakademische Bildung ist stöten gegangen, und diese Musikantin gäbe zur Lyra ein abscheuliches Konzert.

Also der Geschäftsfreund, der Verleger. Man findet ihn manchmal, ohne viel zu suchen. Im Laufe der Zeit werden ihrer mehrere und unterschiedliche.

Begonnen sei die flüchtige Übersicht mit dem Verlage meines „Heimgarten". Das ist die alte, für Steiermark vielfach verdiente Grazer Firma „Leykam", bei der im Jahre 1864 mein erstes Gedicht erschienen ist. Später übernahm sie den Verlag meiner Schriften in steierischer Mundart, deren erstes Bändchen „Zither und Hackbret" im Jahre 1869 beim wackeren Josef Pock in Graz aufgelegt worden war. Pock hatte bald hernach sein Ge-

schäft an Leykam verkauft und dafür eine Champagnerfabrik gegründet. Mit diesem Geiste konnte er des Dankes der Mitbürger sicherer sein, als mit dem litterarischen. Im Jahre 1876 begann ich bei „Leykam" den „Heimgarten" herauszugeben und stehe mit diesem Hause seit länger als dreißig Jahren in angenehmem Verkehr.

Den Buchverlag meiner hochdeutschen Schriften hat mein Geschick im Laufe der Zeit auf drei andere Häuser übertragen, und zwar von 1870—1878 auf Gustav Heckenast in Pest, von 1880—1893 auf A. Hartleben in Wien, und seit 1893 auf Ludwig Staackmann in Leipzig.

Ende der Sechzigerjahre war's, als ich über meinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter einen schwärmerischen Aufsatz veröffentlicht hatte. Daraufhin ließ mir der Verleger Stifters, **Gustav Heckenast** in Pest, ein warmes Schreiben zugehen, aus dem zu ersehen war, daß dem Pester Großverleger, dem die deutsche Litteratur viel und die ungarische noch mehr verdankte, der neugebackene Schriftsteller aus den steierischen Bergen nicht mehr unbekannt war. Und er schrieb, falls ich ein neues Buch unter der Feder hätte, für welches etwa noch keine Bestimmung getroffen wäre, dasselbe seinem Verlage anzuvertrauen. Wann hat ein junger Dichter ein neues Buch nicht unter der Feder? Ein Band „Geschichten aus Steiermark" lag da, wegen der großen Kriegsunruhen des Jahres Siebzig verzichtete „Leykam" recht gerne auf mein hochdeutsches Werk, und so ist mir Heckenasts Einladung sehr gelegen gekommen. Innerhalb der neun Jahre sind bei Heckenast von mir neun Werke in dreizehn Buchbänden und acht Jahrgänge des von ihm angeregten und von mir redigierten, größtenteils auch selbst geschriebenen

Volkskalenders „Das neue Jahr“, nebst einer Jugendausgabe erschienen. Aber höher noch als den werkthätigen Verleger, unter dessen Ägide mein Name bekannt wurde, und dessen Fürsorge für den Autor mir schon nach wenigen Jahren den Bau eines Wohnhauses in Krieglach ermöglichte, schätze ich die persönliche Freundschaft des ausgezeichneten Mannes. Er war dem ungeschickten, leichtbeweglichen Geschichtenschreiber, der arglos in einer lockenden Welt stand, Ratgeber und Führer. Schon im Jahre 1871 schrieb der Chef des berühmten Verlagshauses an den schüchternen Menschen aus dem Waldlande: „Mein lieber junger Freund! Nehmen Sie doch ja keinen Anstand, mich jetzt und in aller Zukunft auch, ganz schlechtweg Ihren lieben Freund zu nennen. Wir wollen bei der Verschiedenheit unseres Alters nichts abwägen, als die Intensität unserer freundschaftlichen Gefühle, und darin möge jeder trachten, es dem anderen gleichzuthun.“ Und in einem nächsten Briefe heißt es: „Meinem Gemüte thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältnis, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüt, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir anschließt, und die Tage, die mir in diesem Leben noch übrig sind, durch solchen freundlichen Anschluß erhellen will.“

Man kann sich denken, wie erhebend und ermutigend solche Worte auf den oft zagenden und an sich zweifelnden Burschen gewirkt haben. Bestrebt habe ich mich stets, dieser vertrauenden Hingabe würdig zu werden, aber nie

konnte ich ihm das sein, was er mir gewesen. — An meinen Produkten war wohl mancherlei auszustellen, er that es mit tiefem Verständnisse und mit größter Zartheit. Er hat mich vielfach vor litterarischen Abwegen behütet, vor Versuchungen, die damals mit klingenden Schmeicheleien von allen Seiten auf den anstrebenden Litteraten herankamen. Stets suchte er den edelsten Regungen Nahrung zu geben, die Flamme des Ideals zu nähren. So schrieb er eines Tages: „Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie in den höchsten und reinsten Regionen die Dichtkunst gerade so empfinden wie ich! Wie wohlthuend ist solche Verwandtschaft der Gefühle in einer Zeit namentlich, wo sich der größte Teil derjenigen, die für hochgebildet gelten, ja, die heute den Ton angeben, in den Verirrungen eines traurigen Modegeschmackes gefällt. O, lassen Sie sich doch ja nicht irre machen, mein verehrter Freund! Nur der sich zum reinen Äther der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum anderen. Haben Sie Vertrauen zu sich, mein Freund, Sie sind ein geborener Dichtergeist, werfen Sie Ihr Geschenk Gottes nicht auf den Markt, um die rohe Menge damit zu erlustigen, sondern pflegen Sie das Gold Ihres Herzens und geben Sie mit aufgeschürzten Armen an die schwere Arbeit des Künstlers, der für jede Blüte seines Geistes die edelste Formgebung zu erringen sucht." — Ist das die Sprache eines Geschäftsmannes? Nein, das sind Worte des Lehrers. Wo er an den ersteren meiner Bücher zu tadeln fand, da war er doch auch wieder nicht so rechthaberisch, um seine Änderungsvorschläge für maß-

gebend zu halten. „Ich verlege Ihnen das Werk ja selbſtverſtändlich unter allen Umſtänden," ſchrieb er, „auch wenn Sie meine Rathſchläge nicht befolgen, denn am Ende iſt der Inſtinkt des Schaffenden immer noch bedeutſamer, als das Sehen des Kritikers, der ich obendrein gar nicht bin und auch nicht ſein will." „Die Schriften des Waldſchulmeiſters" waren das erſte Werk, in welchem Heckenaſt mich für ſelbſtändig hielt und ſeit dieſem hat er, wie er ſpäter ſchrieb, ſich ängſtlich gehütet, mich zu beeinfluſſen. — Dagegen erwies er mir die Ehre, bei neuen Stifter-Ausgaben meinen Beirat zu heiſchen, ſo beſonders bei der Kürzung des „Nachſommers", den wir zuſammen im Sinne des heimgegangenen Dichters durchgeführt haben.

Ich beſitze von Guſtav Heckenaſt mehr als zweihundert Briefe, die alle gleiche Wärme, Güte und Weisheit atmen. Er freute ſich an meinen litterariſchen Erfolgen, die von Band zu Band weitere Kreiſe zogen. Er nahm innigen Anteil an meinen perſönlichen Geſchicken und an ſeinen Briefen beſitze ich ein mitlebendes Tagebuch über meine Beſtrebungen, Lebensereigniſſe, Freuden und Leiden jener Zeit. Wie herrlich ſind die Briefe, die er mir nach dem Tode meiner Mutter im Jahre 1872 ſchrieb, die er mir ein Jahr ſpäter zu meiner Verlobung und Vermählung ſandte, und wie edel, tröſtend und ſtützend die Worte, die er mir zwei Jahre ſpäter zugerufen hatte, als der ſchwerſte Schlag meines Lebens mich getroffen! — So verwuchs ich immer inniger mit dieſem Manne. Oft beſuchte ich ihn in Peſt, auf ſeinem Landgute Maroth bei Gran, bei ſeinen jeweiligen Aufenthalten in Wien und endlich in Preßburg, wohin er, ſich vom großen Geſchäfte zurückziehend, im Jahre 1875 überſiedelt war. Mehrmals iſt er auch nach Steier-

mark gekommen, wir machten zuſammen Gebirgspartien, wobei ich immer neue Vorzüge an ihm wahrnahm. Er war eine vornehme Natur durch und durch, ſowohl in ſeinen Manieren, als auch in ſeinem Wirken und Genüſſen. Er war gleich empfänglich und verſtändnisvoll für Naturſchönheit, für Muſik und Malerei, wie für Litteratur. Und trotz aller Pflege des Schönen, trotz des rieſigen geſchäftlichen Wirkungskreiſes blieb ihm noch Zeit und Herz für ſeine Freunde. In ſeinem Hauſe herrſchte Gaſtfreundſchaft im feinſten Sinne, es war ein behagliches, ſorgloſes Sein in dieſer Atmoſphäre des Schönen und Guten.

Im Jahre 1878 begann der alternde Freund zu ſiechen. Er rief mich nach Preßburg, ich fand den ſonſt ſo ſtattlichen Mann körperlich gebrochen, aber ſein Gemüt war noch friſch. Er widmete mir den Abend ganz allein, er hatte mancherlei Pläne für neue Ausgaben meiner Schriften. Aber als ich ihn in ſpäter Nachtſtunde verließ, um am nächſten Frühmorgen nach Graz zurückzureiſen, hielt er lange meine Hand und ſprach mit ſeltſamem Nachdruck: „Was Sie, mein theuerer Freund, beginnen mögen, ich wünſche Ihnen das reinſte Glück auf Erden!“ — Ein paar Wochen ſpäter, am 11. April, die Nachricht von ſeinem Tode.

Wer mehr von der Perſönlichkeit dieſes Mannes wiſſen will, der leſe die in drei Bänden gedruckten Briefe von Adalbert Stifter. Der größte Teil dieſer Briefe iſt an Guſtav Heckenaſt gerichtet, als rührendes Denkmal, das ein edler Dichter einem edlen Verleger geſetzt!

Nach dem Tode Heckenaſts kam der Verlag in fremde Hände. Mir waren ſchon früher die Verlagsfirmen George Weſtermann in Braunſchweig und Otto Janke in Berlin

freundlich genaht, nun kamen Duncker & Humblot in Leipzig und Hermann Manz in Wien, bei welchen ich einzelne Bände erscheinen ließ. An die Stelle all dieser Firmen ist dann die rührige Buchhandlung A. Hartleben in Wien getreten. Letzterer ist eine große Vertriebsthätigkeit nachzurühmen, die bei meinen Werken besonders in Österreich von Erfolg war.

Im Jahre 1893 machte ich durch Freundesvermittlung die Bekanntschaft mit Ludwig Staackmann in Leipzig, dem Verleger Spielhagens. Dieser Mann hatte sein persönliches warmes Interesse schon früher meinen Schriften zugewendet. Nun wurde er mein Verleger für die neuen und künftigen Werke, um dieselben nicht bloß litterarisch zu verwerten, sondern auch für den Verfasser ertragsfähiger zu machen, durch Verbreitung in der weiten Welt. Ich fand an Ludwig Staackmann mehr als einen noblen Geschäftsmann, ich fand wieder einen persönlichen Freund im edelsten Sinne des Wortes. —

Das Glück ist sehr wankelmütig, ich habe es oft erfahren müssen. In diesen Jahren des Wohlbehagens habe ich mich manchmal bangend gefragt: Wie lange wird das dauern? Während im Dezember 1896 der vorstehende Aufsatz geschrieben wurde, kamen aus Leipzig zwei Nachrichten. Die eine: Ludwig Staackmann ist an einer Lungenentzündung erkrankt! Die andere zeigte seinen Tod an.

Dreieinhalb Jahre lang hatte ich den Freund besessen, an welchem mir ein Gustav Heckenast wieder erstanden war. Thatsächlich alles, was über diesen gesagt wurde, paßt auch auf Staackmann. Doch hätte sich hier zwischen Mann und Mann ein noch innigeres Verhältnis bilden können, als dort, wo ein größerer Altersunterschied

vorhanden war. Als sei er mir aus meinem Hause hinausgestorben, so war's, als Staackmann dahinging. Seine hohe Auffassung von Welt, Kunst und Dichtung, die Vornehmheit seines Charakters, wie hatte sie meine sinkende Menschengläubigkeit neuerdings gehoben! Er hätte nie erlaubt, es zu sagen, aber dem Überlebenden muß ein Wort des Dankes frei sein. Die zahlreichen Briefe Staackmanns an mich sind mir ein wahrer Schatz, sie sind wieder voller Güte und Milde, immer klar, verläßlich, fein in der Form, und in Gehalt oft von wahrer litterarischer Tiefe. Eine gleiche Gesinnung bei den verschiedensten Lebenserfahrungen, ein gegenseitiges Verstehen und Achten der Interessen des anderen hatte uns so nahe gebracht. Allerdings war in unserer Kindheit und Jugend sich manches ähnlich gewesen. Auch sein ursprünglicher Lebensweg lag der geistigen Welt, der Litteratur, weit ab, auch er hat sich in mühevoller Selbsterziehung zu einem idealeren Beruf emporgearbeitet. In schon vorgerückten Jahren hatte er den Beruf des Buchhändlers gewählt, den er stets von seiner edelsten Seite aufgefaßt hat und in dem er, was Rechtschaffenheit und genialen Fachblick anbelangt, bald ein allgeehrtes Vorbild werden sollte. Ein großes Kommissionsgeschäft ließ ihm Zeit und Stimmung, die Werke von zweien seiner Lieblingsdichter freundschaftlich zu fördern und selbst zu verlegen. Nie hat er den Wert eines Buches nach dessen Ertragsfähigkeit bemessen, ein schöner Gegensatz zu jenen Verlegern, die ein Werk, das geschäftlich sich nicht bewährt, nachgerade zu hassen beginnen, und wäre es sonst noch so gehalt- und wertvoll. Staackmann stellte sich vorerst in ein persönliches Verhältnis zum Inhalte seines Verlagswerkes, um so natürlicher und glück-

licher ergab sich dann das Protektoriat für das gute Fortkommen des Buches.

Wiederholt haben wir einander besucht — ich ihn in seinem schlichtvornehmen Patrizierhause zu Leipzig, inmitten seiner Familie, er mich in meinem steierischen Sommerhause, von wo aus kleinere und größere Partien unternommen wurden. Er war als erster Mitbegründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines in den Bergen wohl daheim, von der Schweiz bis Steiermark, und noch immer pulsierte dem mehr als sechzigjährigen Manne frisches Touristenblut in den Adern. Auf einer Anhöhe bei Krieglach gab's bald eine Staackmannbank, auf der wir in Sommernachmittagen saßen und in lebhaften Anregungen die halbe Weltgeschichte durchsprachen. Gerne stieg er mit mir hinauf ins alte Gehäge des Waldbauernbuben; auf den Hochmatten rasteten wir und schauten hinaus ins weite freie Bergland. Als ich ihm daselbst einmal anvertraute, daß die Waldheimat mich wehmütig stimme, rief er fröhlich drein: „Aber Freund, den Verleger stimmt sie nicht wehmütig, den stimmt sie wohlmütig!" Er meinte das Buch, als dessen Fortsetzung soeben der Band: „Als ich jung noch war" in die Welt ging. — „Sie sehen," fuhr er fort, „daß die Geschicke Ihrer Jugend zum Segen Ihres späteren Lebens geworden sind, und daß das Leben eines Einzelnen, und sei es auch in aller Verborgenheit der Armut, ganz wunderbar zum Gemeingut Vieler werden kann." Seine Fürsorge für mein und meiner Familie Wohl war überall vorhanden ohne daß sie sich dankheischend jemals vorgedrängt hätte. Den Poeten betrachtete er als einen Menschen, der Besseres zu thun hat, als praktisch zu sein. Darum müßten andere für ihn sorgen. „Ich komme ja

auch nicht zu kurz," pflegte er in Geschäftssachen zu sagen, „Sie erhalten von mir nichts geschenkt, nur das, was Ihnen gebührt." Er hatte die Absicht, alle meine hochdeutschen Schriften unter einen Hut zu vereinigen, sollte das aber nicht mehr erleben.

Auf gebahntem Wege weiterschreitend bin ich völlig geneigt, diese Staackmannjahre als die Glanzzeit meines litterarischen Lebens zu betrachten.

Friedrich Spielhagen, dessen ältester intimer Freund Staackmann gewesen, hat in seiner Selbstbiographie mit wenigen Zeilen ihm ein schönes Denkmal gesetzt, das alle bestätigen, die den treuen Mann gekannt haben. In einem Schreiben an mich sagt Spielhagen: „Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne daß auch nur der Schatten eines Mißverständnisses den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Seine Herzensgüte konnte nicht übertroffen werden. Und er war noch mehr als ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist. Ich habe nie einen verständnisinnigeren, feinsinnigeren Berater in poetischen Dingen gehabt." — Schlichter und besser kann man den Heimgegangenen nicht kennzeichnen, dem auch ich ein dankbares Andenken bewahren werde mein Leben lang.

Meine lieben Feinde.

Über das Selbstverständliche ist stets zu schweigen. Sonst müßte der alte Waldbauernbub, der „herrisch“ gewordene, denn doch auch des langen und breiten erzählen, daß er weitere Freunde gehabt. Viele derselben sind ja schon tot und ihre „Marterln“ stehen teils im Buch „Gute Kameraden“, teils anderswo. Was mir Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber gewesen, wie ich mit Anastasius Grün stand, mit Berthold Auerbach, mit Friedrich Schlögl, mit Franz Stelzhamer, mit Emil Vacano, mit Gottfried von Leitner, das ist aufgeschrieben worden. Jeder hat sein Kreuzlein auf dem Hügel. Der Lebendigen sind gottlob noch manche, aber sie wollen nicht genannt sein.

Mit umso größerer Pietät kann ich mich also mit meinen lieben Feinden abgeben, die allerdings auch nicht genannt sein wollen, weshalb ich sie lieber in ganzen Körperschaften vorführe, wo einer sich hinter dem andern verstecken kann.

Die Klerikalen.

Wie hast du's mit der Religion?

Fausts Antwort auf diese Frage Gretchens dürfte wohl keines unserer gesetzlich anerkannten Glaubens-

bekenntniſſe befriedigen. Und ein bißchen Fauſtnatur ſteckt in ſehr vielen Menſchen, ich geſtehe es, auch in mir; da hat man keine Wahl und Abſicht, das iſt Natur.

Wer wiſſen will, wie ich es mit der Religion halte, der findet in meinen Schriften eine Antwort.

Dem Bekenntniſſe meiner Väter bleibe ich treu, ohne darum andere Konfeſſionen zu verachten. Im Ganzen bin ich der Überzeugung, daß unſere Ideale von Humanismus und Sittlichkeit im Chriſtentume am beſten Erfüllung finden können. Die Vorzüge der Konfeſſionen preiſe ich, wo ich ſie finde; Dinge aber, die mit meiner Vernunft, wie ſie Gott dem Menſchen verlieh, oder mit meinem Gefühle nicht übereinſtimmen, lehne ich für mich ab, und wenn mir dieſelben auch obendrein für das Allgemeine nachteilig zu ſein ſcheinen, ſo bekämpfe ich ſie.

Ich glaube, ein redlicher Menſch kann und darf nicht anders handeln.

Nebſt dieſem ſubjektiven Standpunkt der eigenen Überzeugung und des perſönlichen Gefühles — Dinge, die ja nicht unfehlbar ſind — habe ich als Schriftſteller und Dichter auch den objektiven einzuhalten, d. h. ich habe religiöſe oder konfeſſionelle Gegenſtände nicht immer durch mein perſönliches Auge, ſondern oft auch durch das Auge anderer zu ſehen. Ich habe das Leben, die Eigenſchaften, Meinungen und Thaten der verſchiedenartigſten Menſchen darzuſtellen und es kann doch unmöglich von dem Dichter verlangt werden, daß er nur ſolche Perſonen reden und handeln laſſe, welche ſeine eigene Meinung ausrichten.

In mir iſt ein unbezähmbarer Drang, über alles, was mich berührt, meine Meinung zu ſagen. Stets be-

dauere ich, wenn Perſonen oder Parteirichtungen ſich dadurch verletzt fühlen, allein nie bereue ich, meine von keiner Rückſicht beeinflußte, aber auch keine Perſon anſchuldigende, einzig nur die Sache erwägende Meinung ausgeſprochen zu haben, ſo lange ich ſie für richtig halten muß.

Dieſe hier angeführten Thatſachen, die eigentlich ganz ſelbſtverſtändlich ſind, hatten mir wiederholt eine groſſe Gegnerſchaft hervorgerufen. Meine Schriften konnten weder dem landläufigen Liberalen behagen, noch dem Atheiſten gefallen, noch dem Radikalen und Naturaliſten angenehm ſein, ebenſo wenig werden ſie dem Pietiſten entſprechen. Das thut mir auch gar nicht leid. Befremdlicher war mir, daß der Klerus ſich von allem Anfange an ablehnend gegen mich verhalten hatte, was wohl darin liegen mochte, daß ich als armer Student in die Obhut ſeiner politiſchen Gegner gekommen war. Ich hatte mich freilich auch von dieſen nicht beeinfluſſen laſſen; meine Weltanſchauung brachte ich ſchon ſo ziemlich fertig als 22jähriger Junge aus dem Waldlande mit, ſie hat ſich geklärt, aber im Weſentlichen bis heute nicht geändert.

Als ich mit dem erſten Büchlein in die Öffentlichkeit getreten war, wurde ſelbes allerorts wohlwollend aufgenommen, nur ein paar klerikale Blätter neckten mich und ich neckte ſie dann wieder. Es war kindiſch von mir, aber ich war ja überhaupt damals noch ein Kind in litterariſchen Dingen. Der Spaß wurde Ernſt, allmählich ſah ich mich auf einen Standplatz gedrängt, von welchem aus das klerikale Lager mit ſchärferem Auge zu beobachten war, ich ſah mich ihm gegenüber geſtellt. Ich konnte nun mit gröſſerer Unbefangenheit Ungemach und ſeeliſche Leiden

bedenken, welche ſo Vielen aus dem Volke, ſo auch mehreren meiner Blutsverwandten, durch klerikalen Einfluß erwachſen ſind, und derentwegen mir Konflikte geſchaffen wurden, die darzuſtellen nicht an der Zeit iſt.

Selbſtverſtändlich fiel es mir nicht ein, einzelner Fälle wegen der ganzen großen Inſtitution entgegenzutreten; was mir das Herz zu ſehr drückte, das ſprach ich offen aus, dann war es wieder gut. Ich hatte Neigung zur Geiſtlichkeit; auf dem Lande viel mit ihr im Verkehr, kann man wohl auch ihre Vorzüge kennen lernen. Ich habe dieſe Vorzüge auch unzähligemale in meinen Schriften darzuſtellen geſucht. Keiner meiner weltlichen Berufsgenoſſen von heute wird den echten Prieſter ſo vom Herzen erhoben, keiner den religiöſen Sinn des Menſchen ſo begeiſtert gefeiert haben, als ich vermöge meiner innerſten Überzeugung zu thun mich beſtrebe. Andererſeits ſchone ich freilich auch in dieſen Kreiſen das Verwerfliche nicht; das ſchone ich in gar keinem Stande, bei gar keiner Partei, auch an mir ſelbſt nicht.

Im Bewußtſein meiner ehrlichen Abſichten bin ich nun zwar ſicher, daß der edeldenkende Teil des Klerus meinen Standpunkt würdigt, ja, ich habe Beweiſe davon. Im Grunde predigen wir ja doch das Gleiche, der Prieſter auf der Kanzel, ich in meinen Schriften: die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Klugheit, die Starkmut und die Menſchenliebe. Immerhin aber war es mir bedauerlich, daß die klerikale Preſſe ihre Feindſeligkeiten gegen mich fort und fort geſteigert hatte.

Welcher Schriftſteller, der nicht ſtets den rein kirchlich-dogmatiſchen Standpunkt bekennt, iſt den Klerikalen über-

haupt recht? Keiner. Aber man ignoriert solche Schriftsteller. Warum hier der Lärm?

Wenn man den Krieg gegen mich noch völkerrechtlich geführt hätte, das heißt ehrlich und anständig und auf Grund des Thatsächlichen. Aber das war nicht immer der Fall. Zu entschuldigen wären die oft sehr bösartigen und tückischen Angriffe kirchlicher Blätter nicht gewesen, wenn sie — wie sie zwar behaupten — im Namen der Religion gestritten; zu entschuldigen waren sie nur, weil sie für ihre Partei anstraten, und Parteikämpfe — man weiß ja.

Meinen Aufzeichnungen entnehme ich einige Beispiele der liebenswürdigen Behandlung, die ich mir von einem Teile der klerikalen Presse gefallen lassen mußte, und endlich auch — die Macht der Gewohnheit! — ruhig gefallen ließ. Ich habe, um das noch vorher zu sagen, die dreiste Eigenschaft, daß jedes Unrecht, welches mir zugefügt wird, mein Selbstgefühl steigert. Schmeichelei drückt mich, Lob erfreut mich, Tadel bessert mich, Schimpf beleidigt mich, des Guten willen Unrecht leiden stärkt mich. So entstehen die folgenden Zeilen durchaus nicht in nervösem Zustande verletzter Eitelkeit oder tieferer Kränkung, und sobald der Gegner den Speer wegwirft, um mir die Hand zu reichen, so ist ihm auch verziehen.

Selten griff die klerikale Presse unmittelbar eine meiner Schriften an; hatte man es mit einem bestimmten Buche zu thun, so berief man sich auf andere Bücher von mir, die noch viel schlechter wären, als das vorliegende, die man aber nicht nannte. Am liebsten suchte man zur Kritik des Buches dem Verfasser als ehemaligen „Schneidergesellen" Eines am Zeug zu flicken, was sich manchmal recht spaßig ausnahm, aber nicht anständig war. Mit großem

Witzaufwande ſchrieb eines Tages ein Herr in ſeinem klerikalen Leibblatt: „R. ſoll ſtatt des Pegaſus lieber den Ziegenbock reiten und ‚mack, mäck!‘ rufen.“ Ein anderer erfand für den Alpengeſchichten-Erzähler den Titel: „Lederhoſen-Dichter“ und bedauerte ebenfalls, daß der Mann nicht Schneider geblieben. Es mag ja ſein, daß meine Hoſen ſtichhältiger geweſen wären als meine Dichtungen, allein, wenn ein Kampe der Kirche dem vermeintlichen Antichriſt nicht anders als durch die Lederhoſen beizukommen weiß, ſo leiſtet er kein Beiſpiel von göttlicher Erleuchtung.

Das „Kremſer Wochenblatt“, welches ſich einſt durch ſeine leidenſchaftliche Entrüſtung über mein Sprüchel, „daß der Herrgott die Prieſter, der Teufel die Pfaffen erſchaffen habe,“ ſo tragikomiſch ſelbſt verriet, war auch der Meinung, daß meine Hoſen beſſer ausgefallen wären, als meine in Krems gehaltene Vorleſung, „die dazu noch zu kurz geweſen“. Ich aber meine, beſſer zu kurze Vorleſungen, als zu kurze Hoſen. Das erinnert mich auch an jenen Mann, der mein Gedichtchen: „Dari ih 's Dirndl liabn?“ ſich ins Taſchenbuch abſchrieb, bevor er in Entrüſtung das Original verbrannte.

Ein beſonders Eifriger ſuchte die Idee praktiſch zu verwerten und wollte einige Bauernburſche zu einer Art von Religionsübung auf der „Lederhoſe“ des Poeten verpflichten; ſie antworteten ihm: Wenn in der Hoſe ein anderer ſtäke, ſo wären ſie gerne dazu bereit.

Etwas ernſter war eine andere Gruppe von Kritikern zu nehmen, welche wohl die zu vernichtenden Werke anführte, dieſelben aber mißdeutete, ihnen abſichtlich einen falſchen Sinn, eine ſchlimme Abſicht unterſchob, um ſolche dann vor dem gläubigen Publikum zu verketzern. Oder es

ward der Ausspruch irgend einer im Buche vorkommenden Person als die Meinung des Verfassers hingestellt, ein Verfahren, wodurch man aus dem Dichter machen kann, was man will. So stellte es ein oberösterreichischer Korrespondent im klerikalen „Österreichischen Reichsboten" an. Behauptete der Schelm, daß in meinem „Gottsucher" alle positive Religion geleugnet werde. Wie fatal er's traf! Denn gerade in diesem Werke suchte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft zu zeigen, daß ein Volk ohne positive Religion nie und nimmer leben könne. Habe es eine alte verloren, so mache es sich eine neue, und sei diese eine grundfalsche, wie etwa die in dem Werke geschilderte Vergötterung des Feuers, so gehe es daran zu Grunde. So laut und beständig dieser Gedanke im „Gottsucher" betont wird, so wollte ihn doch manch klerikales Blatt nicht verstehen, und die Ursache dessen, weil im Roman ein fanatischer Schwärmer den unklugen und weltlich gesinnten Pfarrherrn erschlägt. Daß der Thäter und die ganze von ihm mißleitete Gemeinde den verhängnisvollen Irrtum mit dem Untergange büßen muß, wurde von solchen Kritikern einfach vertuscht.

Der gewöhnliche Kunstgriff klerikaler Blätter war die absichtliche Verwechslung des Christentums im Allgemeinen mit dem Katholicismus im Besonderen. Auf solcher Grundlage brachte die „Salzburger Chronik" einmal einen giftigen Artikel gegen meine Erzählung: „Empor zu Gott". In demselben wurde der Verfasser genannter Erzählung als Gottmischer für das Volk angeklagt, und zwar, weil er das Heiligtum in Brotesgestalt „als das Symbol des Höchsten im Himmel und auf Erden" bezeichnet hatte. — „Die Hostie ist kein Symbol, ist der wirkliche Gott," wurde gesagt. —

Daraus erhellt, daß ein ängstlicher Dichter sich hüte vor dem Ausdrucke kirchlicher Stimmungen, denn er könnte es dem Kleriker doch nie und nimmer recht machen. Nun sind aber die Poeten einmal keine Leute, die nach dogmatischen Vorschriften dichten, ihr Wort hat den natürlichen Empfindungen des Menschen zu entspringen.

Der Dichter lebt in einer gewissen Vertraulichkeit auch mit den Himmlischen und verkehrt mit ihnen häufig in jener menschlichen Unmittelbarkeit, die das Übernatürliche in das Bereich des Sinnlichen setzt. Da giebt's manchen warmherzig humoristischen Vergleich, manch naiven Ausdruck, da nimmt der Mensch seinen Gott bei der Hand, dankt ihm jauchzend für diese schöne Welt, oder fragt ihn wohl auch einmal treuherzig nach einer besseren, und warum er Dieses und Jenes gerade so und nicht anders gemacht habe? Das ist ja eine durchaus volkstümliche Art, durch welche die Religion nicht erniedrigt wird, welche vielmehr zeigt, daß die religiöse Vorstellung besonders dem Gebirgsvolke im Blute liegt. Aber mancher Kritikus schien solchen unmittelbaren Verkehr ohne Zwischenperson nicht gerne zu sehen. Doch bleibe ich dabei: Wie Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, so erschafft der Mensch sich Gott nach des Menschen Ebenbilde. Da demnach der Alpler manchmal etwas menschlich mit seinem Gott umgeht, so hat der Volksschilderer das ebenso zu schildern. Und wenn dieser Schilderer wohl gar selbst einmal in die Art seiner Landsleute fällt, so schadet das nicht und ist gewiß nicht so schlecht gemeint, als es einige gern auslegen möchten. Ich habe mich freilich auch an die Bibel gemacht, habe Noahs Weinseligkeit, Jakobs Schlauheit, Davids Minnehuld und des starken Absalons Schwäche

geschildert, habe gegen Judas Iskarioth und den linken Schächer mir Ehrenbeleidigungen zu schulden kommen lassen — lauter Sachen, die übel vermerkt worden sind. Wenn mir heute ein unbefangener Mensch sagen kann, daß ich mit derlei wirklich gegen den christlichen Sinn und das religiöse Gefühl verstoßen, so überantworte ich — ohne eine Anspielung machen zu wollen — meine Bücher dem Scheiterhaufen.

Das „Linzer Volksblatt", welches jahrelang bestrebt war, in Oberösterreich Haß gegen mich zu säen, behauptete gelegentlich schlechtweg, N. sei dem christlichen Glauben feindlich gesinnt, weil in manchen seiner Geschichten der Pfarrer mit der Köchin in Verbindung gebracht werde — und fragte naiv, ob derlei das Volk zu wissen brauche? Dann sei es kein Wunder, wenn die Lehrlinge und Gesellen nicht beten, nicht in die Kirche gehen wollten, die Mädchen überspannt würden, vor der Geistlichkeit keine Achtung hätten, die Kinder verrohten, ungehorsam und genußsüchtig würden. Das machten die Bücher von N. — Sollte das dem Manne wirklich Ernst gewesen sein? Viele behaupten es, ich aber halte ihn für einen verkappten Humoristen.

Merkwürdig wohlwollend und einfältig zugleich war ein orthodoxes Blatt der nicht unierten Kirche; dasselbe sagte: „N. wäre ein ganz guter Volksdichter, wenn er sich nur etwas mehr der Aristokratie und der Kirche anschließen möchte!" Das kommt mir vor wie das Wort mein.s philosophischen Schneidergesellen von dazumal: Der Spatz wäre ein ganz hübscher Vogel, wenn er nur vom Adler den Schnabel, vom Häher die Federn und von der Nachtigall den Gesang hätte!"

Das „Literaturblatt für katholische Erzieher" behauptete einmal, daß die Propaganda, die für mich in Deutschland gemacht werde, von der Freimaurerloge ausgehe und knüpfte daran Folgerungen, bei denen es Einem eiskalt über den Rücken gehen konnte. Die Freimaurer, das sind Verführer, Seelenmörder, Teufelsknechte u. s. w.

Am knappesten verstand es ein junger Katechet in Kärnten, sein Urteil und seine Wünsche über mich zusammenzufassen: derselbe teilte seinen Schülern mit, daß R., der Verfasser des „Volkslebens in Steiermark" und des „Waldschulmeisters", einfach für die Hölle reif sei.

Sehr schlau half sich ein heimisches Blatt, welches zu beobachten ich zufällig Gelegenheit hatte. Das besprach nur solche Schriften von mir, mit denen es prinzipiell nicht einverstanden war, während es die Werke, gegen die es nichts einwenden konnte, wie ein Geheimnis des Beichtsiegels verschwieg. Von solchen Blättern kann man auch lernen, wie der mißgünstige Kritiker Teile des Textes aus dem Zusammenhang reißen, sie mißdeuten, ändern oder unrichtig machen kann, um sie hernach als unrichtig tadeln zu können. Ein etwas ungeniertes aber nicht ganz unpraktisches Verfahren.

Das sind nur wenige, mir ganz zufällig in die Hand gekommene Beispiele, wie die klerikale Presse zu schalten liebte.

Von der Kanzel wurde in manchen Ländern so anregend und beständig gegen mich gepredigt, daß der Verleger die Reklamekosten ersparte. Im Volke ging der Same auf, aber anders, als sie wollten.

In einem obersteirischen Dorfe war eines Sonntags im Freien Christenlehre gewesen. Sie war würdig und

handelte von den Thorheiten des Aberglaubens. Nach der Christenlehre pflegten die versammelten Dorfburschen der Geselligkeit, sie sangen muntere Volkslieder, gegen welche der Pfarrer nichts einzuwenden hatte. Unter Anderen wurde auch mein Liedchen: „Dürf ih 's Dirndl liabn?“ gesungen. Das regte den anwesenden Kirchendiener, genannt „der Sakristei-Wastel“, auf, er fühlte sich verpflichtet, einzuschreiten. Er winkte mit der Hand und rief: „sie sollten das Schandlied nicht singen!“ — Als die Burschen lachten und weitersangen, sprang der Wastel auf ein hohles Faß und rief mit wütenden Geberden: „Der Herrgott wird dem Buben das Mensch nie erlauben, nie! Wird nit lachen zu der Unzucht! Weinen wird er! — dem Petrus,“ — damit meinte er den Verfasser des Liedchens — „dem ist überhaupt nit zu trauen. Petrus, Petrus! Du bist ein Wolf im Schafspelz!“

„Wastel, Wastel!“ rief jetzt ein Bursche, „Du bist ein Schaf im Wolfspelz!“

Das Gelächter, welches hierauf entstand, hat dem guten Küster alles verdorben.

Hinter solchen Partei-Kasperln stand freilich immer die geschlossene Front ernster Widersacher.

So war ich den Mucker- und Junkerblättern ein Dorn im Auge, deshalb, weil ich mit meinen Schriften für die Verlassenen der Menschheit, besonders für das Bauerntum eintrete. Jene Blätter witterten in solcher Neigung zu den Armen und Geringen einen Haß gegen die Reichen und Hochstehenden, fanden aber für diesen Vorwurf keinen rechten Anhaltspunkt. Da kam mein Buch: „Martin der Mann.“ Und siehe, der Hochverräter war fertig! In dem Buche wird eine Revolution und ein

Fürſtenmord geſchildert. Iſt denn derlei nicht ſchon vorgekommen? Freilich motiviert mein Fürſtenmörder „Martin“ ſeine That, denn wenn er ſie nicht vor ſich ſelbſt rechtfertigen würde, wie könnte er ſie begehen? Die Begründung einer That iſt ja die erſte Notwendigkeit in der darſtellenden Dichtung. Kommt in Martin nicht ſpäter die Reue zu lebhafteſtem Ausdruck, geht er und Alles, was er liebt, nicht an ſeinem Verbrechen zu Grunde? Und das ſoll revolutionär ſein!? Doch einige Mucker- und Junkerblätter behaupteten ſteif und dreiſt, Martin der Mann wage ſich an die Perſon des Herrſchers, predige nichts Geringeres als den Fürſtenmord. Und dann kann wieder der ungebildete Schneidergeſell, der Giftmiſcher, der Volksverführer, der Antichriſt, den man wenigſtens mundtot machen müſſe.

So und ähnlich ging es viele Jahre lang.

Urſprünglich verläſterten mich dieſe Herren unter dem Vorwande, ich ſei als Volksdichter nicht katholiſch genug. Später zeigte es ſich, daß auch jene meiner Werke, in denen alles Konfeſſionelle vollſtändig vermieden wird, wie im „Jakob dem Letzten“, „Martin dem Mann“ u. ſ. w., ihnen höchſt zuwider waren. Nicht ſo ſehr die äſthetiſche Seite meiner Dichtungen griffen ſie an, das könnten ſie oft mit recht gutem Grunde thun, als vielmehr immer nur die „Tendenz“. Na, was habe ich denn eigentlich für eine vertrackte Tendenz? — Nach längſt bekanntem Vorbilde predige ich die Liebe, nehme mich der Armen an, ſpeiſe mit Sündern.

Ich haſſe Niemanden, Alles was Menſch heißt, ſteht mir nahe. Die Abſicht zu beleidigen liegt meiner Natur

fern. Wie es in mir iſt, ſo ſchreibe ich es heraus, wie ich das Leben ſehe, ſo gebe ich es wieder. Ob zwar im Allgemeinen die ernſtliche Abſicht hegend, als Schriftſteller Gutes zu wirken, denke ich doch während der Arbeit nicht an die Folgen deſſen, was ich ſchreibe. Wäre ich ein bißchen praktiſch, ich würde bei der Prüfung des Geſchriebenen mich fragen: Wird das den Leſern auch recht ſein? Werden ſie das auch ſo verſtehen, wie ich's meine? Kann das für Einzelne nicht Anlaß zum Ärgerniſſe geben? — Werden ſie mich darüber nicht verfolgen? — Aber ich möchte lieber fragen: Wenn der Dichter aus ſolchen Rückſichten einmal anfinge zu ſtreichen, wo ſollte er aufhören? oder: was bliebe dann noch übrig von ſeiner Meinung, von ſeiner Eigenart?

Seit einiger Zeit nun ſind die gegneriſchen Stimmen kleinlauter und ſeltener geworden. Der Chefredakteur eines Blattes, das mir ſeit vielen Jahren in treuer Feindſchaft ergeben geweſen, äußerte gelegentlich: „Wir haben uns vorgenommen, den R. nicht mehr anzugreifen.“

Nun alſo! Warum hat man uns dieſes Kapitel nicht überhaupt erſpart?

Die Antiſemiten.

Als in meinem Vaterlande die Hochflut der antiſemitiſchen Bewegung tobte, hat ſie auch mich für ein Veilchen mit in den Strom geriſſen. Anzengruber hatte mich noch gewarnt: „Sehen wir uns von oben das Götterſchauſpiel an, wie die zwei Beſtien ſich auffreſſen bis auf den Schwanz.“ Er meinte die beiden ſich blindwütig zerfleiſchenden Parteien.

Als Poet bin ich den „Bestien" zwar aus dem Wege gegangen. Kann man aber als Mensch, als Sohn seines Volkes, als Staatsbürger gleichgiltig bleiben in einem Kampf, der den Boden erschüttert und die Herzen verwüstet! Hätte ich mich derweil auf einem Baumwipfel meines Waldlandes schaukeln und jodeln sollen? Ich hatte eine Zunge, ich hatte Hörer, die bange aushorchten nach einem guten Wort. Und ich redete. Besänftigen wollte ich. Nicht verschweigen konnte ich die Gefahren, die unserem alten deutschen Leben durch das Judentum drohten, die Schäden, die in Handel und Wandel und in der Presse abscheulich zu Tage traten. Thatkräftige und redliche Bekämpfung der fremden Übermacht auf gesetzlichem Wege. Aber Schonung des Menschen im Juden! Ein braver Jude muß uns so wert sein, wie ein braver Romane oder Germane. — Das war mein Wort, es war ja gewiß kein neues, andere riefen es eindringlicher als ich. Aber ich setzte ein zweites hinzu: Volksgenossen! Wenn ihr dem Judentum unterliegt, so sitzt die Schuld größtenteils in euch selbst. Ihr seid geldgierig — der Jude kauft. Ihr seid genußsüchtig — der Jude vermittelt. Ihr schnappt nach jedem Luxusköder, den der angelnde Jude auswirft. Ihr sitzt im Wirtshaus, der Jude im Geschäft. Ihr seid unklug, der Jude ist schlau. Ihr seid unter euch uneinig, der Jude hält es mit den Seinen. Das sind die Hauptursachen, wenn der Jude euer Herr wird! — So und nicht anders habe ich es gesehen und so habe ich gesprochen.

Wie? hieß es, der so redet, das will ein Deutscher sein? Das ist ein Judenknecht. Ein von Juden bestochener Lump! Und nun hub — es war im Sommer 1885 — gegen mich ein wahres Haberfeldtreiben an, mitten in

meiner Heimat. Allerdings zuerst nur von zugezogenen Fremden angezettelt, aber sie waren rührig, besonders in ihrer Presse, und die anderen traten ängstlich zur Seite, eingeschüchtert von der Gewaltherrschaft der Antisemiten. Wer mich verteidigt haben würde, der hätte auch sein Teil bekommen. . . . Ich mag mir jene Zeit nicht mehr näher ins Gedächtnis rufen, sie war die leidensreichste meines Lebens. Gar so kindisch war ich noch. Ich kränkte mich unsäglich darüber, daß eine jeweilige politische Partei mich für einen Verräter meines Volkes hielt. Daß solche Beschimpfungen, Verdächtigungen und Verleumdungen nur Parteiwitze sind, mit denen die besten Freunde sich gelegentlich necken — das habe ich damals noch nicht gewußt.

Ich war als Christ und Deutscher selbst ein geborener Antisemit, aber es ist wohl kein Wunder, daß in mir damals eine Abneigung gegen die schlechte, brutale Gebahrungsweise der Partei-Antisemiten aufstand, die kaum mehr zu überwinden war. Und wenn es möglich gewesen wäre, dem Judentume mich in die Arme zu hetzen — die Antisemiten hätten es zuwege gebracht.

In ihren Blättern stand es immer wieder zu lesen, daß ich ein Jüdling wäre, daß meine Schriften mit dem, was sie über die Schwächen und Laster der Deutschen sagen, eine abscheuliche Schädigung des deutschen Volkstums begingen. Die natürliche Folge davon war, daß jüdische Zeitungen, die früher sich nie um mich gekümmert, nun anhuben, mich als den Ihren zu betrachten, als Philosemiten zu loben, im Kampf gegen den Antisemitismus meinen Namen auszuspielen. Und so stand ich, der harmlose Mensch, der keine Zeile je in böser Ab-

ſicht geſchrieben, der nicht die Türken und nicht die Juden, am wenigſten die Deutſchen, ſondern nur das Niedrige und Gemeine ſtets bekämpfte, ſo ſtand ich plötzlich mitten im Parteigewirre, gebrandmarkt als Abtrünniger ſeines Volkes. Und nach dem, wie ſie mir Unrecht thaten, ſchloß ich, daß ſie wohl auch gerade ſo anderen Unrecht thun möchten, und es kam das Mitleid mit den Verfolgten. Nie war für mich etwas ſo ſchwer, als in jener Zeit das Beſtreben, gerecht zu ſein. Meine Freunde Hamerling und Anzengruber ſind mir beigeſtanden. Hamerling ſagte: „Wie ſtolz würde mancher ſein, wenn er, wie Sie, das Glück hätte, ein Märtyrer ſeines Freimutes zu werden.“ Und Anzengruber ſagte einmal in ſeiner Weiſe: „Wenn Sie alle Monate einmal voll werden thäten, ſo möcht' ich glauben, Sie ſind der Mond. So arg bellen Sie die Hunde an!“

In Wien lebte damals ein geſcheiter Jude, der eines Tages den Ausſpruch gethan haben ſoll: Steiermark hat viele Krakehler, aber nur einen Antiſemiten, das iſt der Roſegger. Dieſer Mann will, daß die Laſter der Juden mit ihren Tugenden bekämpft werden ſollen. Das hat einen Kopf. — Zwei oder drei Juden waren, die ich ſeit vielen Jahren zu meinen perſönlichen Freunden zählte, ja, denen ich Dank ſchuldete. Einer von dieſen ſagte mir, ich weiß nicht, zum Troſte oder zum Trotz: „Seitdem dieſer Antiſemitismus ſo gegen Sie aufgetreten iſt, fürchten wir ihn nicht mehr. Er wird auch noch andere ausſtoßen und die zuriſizierte Roheit bleibt zurück.“

So lebte ich in meinem Walde oder in meiner ſtillen Stube als „Jüdling“ etliche Jahre dahin, ohne Verkehr mit Antiſemiten, ohne Verkehr mit Juden — nur dem

Menſchen lebend in mir und anderen. Da iſt es ganz plötzlich anders geworden. So unvermittelt ich damals zum „Judenknecht“ gemacht worden war, ſo flott wurde ich über Nacht zum Antiſemiten. Und wie das zugegangen iſt, das will ich im nächſten Kapitel erzählen.

Die Juden.

Heinrich Heine war ein Dichter, der die meiſten ſeiner Schriften in deutſcher Sprache ſchrieb. Alſo waren ſie jedem Deutſchen zugänglich. Etwa in meinem dreiundzwanzigſten Lebensjahre ſtieß ich das erſte Mal auf ſeinen Namen. Vielleicht las ich in irgend einem Leſebuch das eine oder das andere Gedicht von ihm, des weiteren ging ich vorüber, wie ich vielleicht an Gleim, Wieland, Thümmel, Gutzkow, Kotzebue und vielen anderen deutſchen Dichtern vorübergegangen bin, deren Namen mir wohl geläufig waren, zu deren näherer Pflege ich aber keine Nötigung empfand. Ich hatte auch keine Zeit dazu. Meine Lehrer waren der Meinung, der dreiundzwanzigjährige Bengel ſolle zuerſt leſen, ſchreiben und rechnen lernen, dann ſich an die Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte u. ſ. w. machen. In den Litteraturſtunden unterhielten wir uns mit Schiller, Goethe, Leſſing, Herder, Körner, Uhland, Schefer und anderen aufbauenden Dichtern, während von Thümmel, Heine und anderen geſagt wurde, ſie wären verneinende Spottgeiſter und eigneten ſich nicht für junge Leute. Wohl hörte ich auch, daß Heine in einer vergangenen Epoche der deutſchen Geſchichte von Bedeutung geweſen; ich konnte mir nicht viel Zeit nehmen, ſolche Ausſprüche auf ihre

Richtigkeit hin zu prüfen, ließ sie unbeschaut gelten und wendete mich meinen persönlichen Aufgaben zu.

Im Laufe der Jahre erlebt man ernste und komische Zeiten. Zu den letzteren rechne ich die glorreiche Epoche der Interviews. Ich sage die glorreiche Epoche, weil die Interviews es nur mit „berühmten" Männern zu thun haben, oder „berühmte" Männer machen. So einer wird dann durch Rundschreiben befragt, ob es einen Gott gäbe und eine unsterbliche Seele, oder was der Befragte über den Antisemitismus für eine Meinung habe, oder über die Wahlreform, oder wie er es angestellt, ein so hohes Alter erreicht zu haben, oder ob man den Käse zum Mittagstisch oder zum Abendmahl nehmen solle. Er wird auch befragt, was er sich von Bismarck denke, oder von Kneipp, oder von der jungdeutschen Dichterschule, oder vom Distanzreiten, oder von der Friedensliga, oder von der Civilehe, oder von der Jubiläumsmeierei. Greise werden befragt, ob Liebe ein Verbrechen sei, Jünglinge, ob Witwen gute Ehefrauen abgäben. Ästhetiker veranstalten eine „Enquete" über die Zukunft der deutschen Kunst und Pädagogen fragen in der Runde an, ob die Kinderhöschen besser vorne oder hinten zu knöpfen seien.

Der Befragte giebt dann entweder eine ernsthafte Antwort, oder eine launige, oder eine ausweichende, oder gar keine, je nach seiner augenblicklichen Stimmung oder je nachdem er über den Gegenstand etwas zu sagen hat oder bei solcher Gelegenheit sagen will. Gründlich fällt die Antwort niemals aus, denn dazu haben die Fragesteller keinen Raum und die Befragten keine Zeit. Ersteren ist durchaus nicht um eine erschöpfende und allseitige Beleuchtung ihres Gegenstandes zu thun, sondern um eine

Sammlung möglichst geistreicher kurzer Aussprüche bekannter Persönlichkeiten. Daraus machen sie ein Büchlein, das sie mit den honorarfreien Beiträgen glänzender Namen füllen und gut verkaufen. Dabei haben sie noch den Vorteil, sich selber in die Reihe der „Berühmten", ja sozusagen als deren Führer vor aller Welt hinzustellen.

Um diese Zeit der Interviews und Enqueten lebte in Mainz am Rhein ein Fischer. Dieser warf plötzlich seine Angelschnur aus mit der Rundfrage, ob dem Dichter Heinrich Heine in Mainz ein Denkmal zu errichten sei oder nicht. Eine solche briefliche Anfrage kam auch an mich nach Graz. Mir lag die Sache fern und ich legte die sehr höfliche Zuschrift in den Papierkorb. Schon nach kurzem kam vom beharrlichen Menschenfischer am Rhein eine zweite Zuschrift, noch artiger als die erste mit der sehr dringenden Bitte um meine Meinung, ob dem Heine ein Denkmal in Mainz zu setzen sei oder nicht.

Es war, als die Post ankam, unmittelbar vor einem verabredeten Spaziergang; daß der Herr in Mainz sich nicht weiter bemühen möchte, schrieb ich ihm rasch auf einer Postkarte, daß ich Heine und Mainz nicht gut genug kenne, um darüber öffentlich meine Meinung zu sagen, zeichnete mich achtungsvoll und warf die Karte in den Postkasten.

Dieser harmlose Vorgang bedeutete für mich eine Art Schicksalswendung. Der Herr in Mainz erhielt die Karte, die natürlich, wie an Form und Inhalt leicht ersichtlich, nur eine flüchtige Privatmitteilung sein konnte, behandelte sie wie einen offiziellen Beitrag zu seiner „Enquete", veröffentlichte sie und schrieb eine spöttische Bemerkung dazu.

Eine Unzahl von Zeitungen, durchgehends jüdischer Abstammung, bemächtigten sich meines bescheidenen Bekenntnisses, daß ich Heine nicht genügend kennte, um darüber öffentlich sprechen zu können, bauschten sie zu einer demonstrativen Kundgebung auf, erklärten mich rundweg für einen Antisemiten und begannen sofort, mich als solchen in allen Tonarten zu verhöhnen, zu beschimpfen, als Menschen zu verdächtigen und als den Unbedeutendsten aller Dilettanten mir den Garaus zu machen. Ich begriff gar nicht, wie ein so unbedeutender Mensch die Zeitungsblätter, große wie kleine, derart in Aufregung versetzen konnte; manches große Blatt hat thatsächlich über meine gesamten Schriften nicht so viel geschrieben, als nun über meine zwei Zeilen betreffs Heinrich Heine. Hinter den Blättern zischelten die anonymen Karten und Briefe daher, voller Gift und Geifer über den neugebackenen Antisemiten.

Anfangs war ich betroffen, ging übrigens schweigend meines Weges. Als aber das journalistische Treiben immer toller und frecher wurde, empfand ich die Notwendigkeit, mich einmal umzuwenden und zu fragen, was den Herren zu Diensten stehe. Graf Tolstoi hat mir Platz gemacht. Gerade am Tage, als in einem jüdischen Blatte ein ganz abscheuliches Pamphlet gegen den Schneiderseelpoeten, Heineignoranten, Verräter der klassischen Litteratur u. s. w. mir vor Augen gekommen war, wurde mein eben ausgegebenes Heimgartenheft von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt, wegen eines kleinen Aufsatzes von Leo Tolstoi. Das war mir nun eine erwünschte Gelegenheit, die dadurch im Heimgarten entstandene Lücke mit einer Erklärung in der Heinesache auszufüllen. Ich hatte mittlerweile einiges

von dem Dichter geleſen, um doch etwa die Unverantwortlichkeit meiner Heineunkenntnis einzuſehen. Ich habe ſie nicht eingeſehen. Da die Herrſchaften ſo ganz aus dem Häuschen geraten waren, weil ſie von mir keine Meinung über Heine hatten, da ſie ihren üppigſten Geiſt und Witz aufgeboten, um eine ſolche aus mir herauszubringen — gut, jetzt konnte ich aufwarten. Unter einem Aufſatz: „Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug“ (Heimgarten, Aprilheft 1894) habe ich ihnen meine Meinung geſagt. Sie iſt deutlich ausgefallen. Ich habe auch offen meinen Abſcheu gegen den judiſchen Preßterrorismus ausgeſprochen.

Ich hatte die journaliſtiſche Anmaßung bisher nie ſo erfahren, hätte es nicht für möglich gehalten, daß man einzig und allein einer harmloſen und beſcheidenen Privatbemerkung wegen ſo der Gegenſtand einer wochenlangen Hetze werden kann. „C'est la guerre!“ rief mir ein Jude aus der Ferne zu, da begriff ich und jetzt ſah ich's, der Krieg war's und ich ſtand — im Lager der Antiſemiten. Nicht gegen die Juden als ſolche hatte ich mich ausgeſprochen, nur den großen Heine hatte ich ignoriert, — die Journaliſtenfrechheit hatte ich gezüchtigt — und ich war der verworfenſte Antiſemit unter Gottes Sonne.

Und wie vor Jahren die Juden den ihnen von den Antiſemiten vor die Füße geworfenen Roſegger eifrig aufgehoben und für ihr Eigentum erklärt hatten, ſo thaten es nun die Antiſemiten. Freilich war dieſer hin- und hergeworfene Renegat nur eine Puppe, ſowie man in manchen Gegenden zur Oſterzeit den Judas Iſchariot als Popanz zur Beluſtigung der Leute hin- und herſchleudert und dann verbrennt. Ich, der eigentliche Unmenſch, ſtand ganz abſeits und ergötzte mich an dem Spiele, wie ich

zuerſt über Nacht zum Jüdling und dann wieder über Nacht zum Judenfreſſer gemacht wurde — eines ſo unſchuldig wie das andere.

Und wenn einer, der mich, den kleinen Roſegger, etwa eben ſo wenig kennt, als ich den großen Heine, nun fragen ſollte, wer ich denn alſo eigentlich wäre, wenn nicht Philo- oder Antiſemit? Dem die ergebene Antwort: Ich bin ich.

Das iſt wenig. Den Gegnern aber ſcheint es — um Einen zu viel geweſen zu ſein.

Meine Vorleserreisen.

Mit gemischten Empfindungen denke ich zurück an die Zeit meiner Vorleserreisen. Ich war den Einladungen halb widerwillig gefolgt, aber es gab so viel Schönes dabei. Man reist wie ein König, nur viel bequemer, man wird gefeiert wie ein Gott, nur viel wärmer, man hat Abenteuer wie ein fahrender Spielmann. Man könnte renommieren.

Übrigens war die Sache fast widernatürlich. Wer einst dem rehscheuen Waldbauernbuben gesagt hätte, daß er in schwarzem Rocke und mit weißer Kravatte sich zur Schau stellen würde, um einem glänzenden Saale voll fürnehmer Herren für Geld und gute Worte steirische Geschichten vorzulesen! — Angefangen hat's in Graz, bald nach dem Erscheinen meiner ersten Bücher in steirischer Mundart, so ums Jahr 1870. Ich hatte damals von einem Schauspieler öffentlich meinen „Aehndl Noah" vorlesen gehört. Die unrichtige Betonung, die Mundartfehler, das Theatralische — alles zusammen war so bedenklich, daß ich mir sagte: bedenklicher könntest es auch du nicht machen. In Privatgesellschaften mochte ich hie und da schon einen schüchternen Versuch gewagt haben. Bei einem Häringsschmaus des Grazer akademischen Gesangvereins war es, daß ich dem Drängen der Leute nachgab, auf das Podium

sprang und ein lustiges Geschichtlein in steirischer Mundart vorlas. Das Beifallsgeschrei, das darauf losgebrochen, hat mich bloß verblüfft. Wenn sie einen solchen Lärm schlagen, dann sollen sie sobald nicht wieder etwas zu hören bekommen. Am nächsten Tage stand's sogar in der Zeitung — ich schämte mich ein wenig und war ein wenig stolz.

Von diesem Tage an verging kaum eine Woche, ohne daß ich angegangen wurde, irgendwo etwas vorzulesen, sei es bei Festunterhaltungen, bei Wohlthätigkeitsakademien oder in heiteren Privatkreisen. Man brauchte bald nicht lange zu bitten, mir gefiel, daß ich gefiel, und wenn sie bei meinen Schwänken lachten, so lachte ich lustig mit. Die Säle waren stets überfüllt, es hieß, die Leute kämen meinetwegen; wo ist der junge Mensch, dem das nicht schmeichelte! Der Lärm war oft so ungestüm, daß mir bange wurde, er stand zu den Kleinigkeiten, die ich bot, in keinem Verhältnis. Solcher Beifall ward mir manchmal sogar bedenklich, weil er gerade bei den tollsten Späßen zum Übermaße wuchs. Das würde nicht lange anhalten, war meine Meinung, doch so lange die Leute bei meinen Vorträgen lachen wollen, sollen sie halt in Gottesnamen lachen. Dann gab's auch Geschenke, hübsche eingerahmte Bildchen, Seidenschleifen, Busennadeln, Ehrenmitgliederschaften und Diplome. Und eines Abends hat man mir nach der Vorlesung von hinten meuchlings einen Lorbeerkranz auf den Kopf gelegt. Ich riß das Ungetüm sofort herab, aber Hamerling sagte mir damals: „Geben Sie acht, die Male auf der Stirn vergehen nicht mehr!"

Hamerling, obwohl in jener Zeit schon sehr kränklich und zurückgezogen, hatte einmal eine Akademie besucht,

bei der ich mitthat. Am nächsten Tage sagte er mir folgendes: „Lieber Rosegger, seien Sie mir nicht böse. Einmal und nie wieder! Ich saß da, nicht anders wie ein armer Sünder. Wie Sie lesen, darüber will ich nicht sprechen, das ist eine Gabe, für die Sie sich in aller Demut bei ihren Steirern bedanken mögen. Aber ich war während der ganzen Vorlesung in unbeschreiblicher Angst. Wie leicht kann Ihnen etwas passieren! Sie können sich versprechen, es kann Ihnen die Stimme versagen, Sie können ohnmächtig werden und vom Stuhle fallen. Und vor allem, Sie können mißverstanden werden und ich könnte ein abfälliges Urteil über Sie flüstern hören — ich ertrüge es nicht." — Der einzige Mann, der in diesen Worten eine so große Innigkeit für mich aussprach, wollte meiner Versicherung kaum glauben, daß ich — erst nur einmal oben sitzend — nicht die geringste Befangenheit verspürte, daß ich die feste Zuversicht hätte: Es kann mir nichts geschehen! — Aber erst wenn ich oben saß. Die Stunden, ja sogar ganze Tage vor der Vorlesung waren mir oft eine Qual, ich hatte Angst vor dem Publikum so lange, bis ich es leibhaftig vor mir sah. Dann fürchtete ich es nicht mehr.

Endlich war's so weit, daß ich in großen Sälen regelrechte Vorlesungen hielt, die den Abend ausfüllten und deren Ertrag manchem gemeinnützigen Zwecke wohl that. Ich war ein „Wohlthäter" geworden, es war so leicht, man konnte geben mit vollen Händen, ohne selber etwas zu haben. Ja, man erhielt sogar Reisevergütung und bisweilen ein außerordentliches Honorar. In Wien führte mich der Verein „Litteraturfreunde" ein. Es hat Jahre gegeben, in denen ich ein Dutzend Mal in Wien

öffentlich las. Das ging alles wie von selbst. Um die Mitte der siebziger Jahre huben auch die Einladungen aus Deutschland an. Ich säumte lange, weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daß sie da draußen im Schwäbischen und da unten in Franken sollten Steirisch verstehen können. Im Herbste 1878 machte ich die erste Vorleserreise nach dem Norden. Diese Reisen wiederholten sich dann fast Jahr für Jahr. In den großen Städten fanden sich die Zuhörer zumeist leicht in die älplerische Mundart, da kamen die Alpinisten, Germanisten und alle, die im Vorhinein für die Sache Interesse und Verständnis hatten. Etwas schwieriger war es in mittleren und kleineren Städten, wo die Leute in ihrem engeren Kreise leben; aber auch hier waren sie allemal nach dem ersten Drittel der Vorlesung so weit, daß sie zu rechter Zeit lachen oder sich die Augen reiben konnten. Allerdings waren es nur wenige Stücke, bloß solche, die nicht gar zu steirisch gedacht und gemacht, die vielmehr allgemein Menschliches — bisweilen auch allzu Menschliches — enthielten, mit denen ich an der Elbe, an der Spree, an der Weser, am Rhein und selbst da hinten am Adriatischen Meer reisen konnte. Und je weiter der Weg, desto größer wurden die Ehren. Stellenweise gab es zum Empfange sogar weißgekleidete Jungfrauen, die Gedichte hersagten und Blumensträuße überreichten. Festbankette, überschwängliche Hymnen an mich, die deklamiert, gesungen, gedruckt wurden. Es gab Beflaggung, Ehrenbögen, Hohenfeuer, es gab in gewissen Blättern, auf Parteitribünen und Kanzeln sogar Warnungsreden und Strafpredigten gegen mich und meine harmlos humoristischen Volksbildchen. Ich hätte manchmal lieber Ernstes gelesen, das die Art und Neigung des

Poeten unmittelbarer vorgestellt haben würde, aber man wollte überall Lustiges haben. Und es ist wahr, Besseres kann man den armen Menschen auf Erden nicht anthun, als wenn man sie lachen macht.

In erster Zeit bin ich gar vornehm aufgetreten, ganz wie man sagte, daß es sein müsse: Weiße Halsbinde, weiße Handschuhe, Frack und Cylinder. Der Waldbauernbub! — Als mir die Lächerlichkeit auffiel, trachtete ich das Publikum durch einen anständigeren Anzug ehren. Bei einem deutschen Herzoge glaubte ich mich eines Tages entschuldigen zu müssen, nicht im Salonanzuge erschienen zu sein. Er antwortete: „Ich habe nicht den Frack eingeladen, sondern den Rosegger!“ Vor jedem Zuhörerkreise, ob auf dem Dorfe oder in Anwesenheit von Fürsten, hatte ich die gleiche Achtung und an jedem Abende suchte ich mein Bestes zu leisten. Ob die Zuhörer sich kühl verhielten oder tobenden Beifall spendeten, das ging mir wenig nahe; war ich mit der Leistung selbst zufrieden, so empfand ich das größte Behagen, wenn nicht, so konnte mich kein Zujauchzen aus der Verstimmung reißen. Außer es wäre der Beifall öfter von jener Art gewesen, wie dazumal in Zürich, wo unmittelbar nach Schluß der Vorlesung aus dem Publikum ein fremdes hübsches, etwa zwanzigjähriges Mädel zu mir heransprang und mich tüchtig schmatzend abküßte. Dieses Beifallsklatschen hat mir sehr gut gefallen.

Eine der bedeutsamsten und herzbewegendsten Huldigungen war jene zu Graz, als in der Zwischenpause meiner Vorlesung eine lange Reihe von Knaben und Mädchen in altsteirischer Tracht hereinkam. Jedes der Kinder hatte einen Kranz oder einen Strauß oder einen

grünen Zweig aus steirischem Walde. Sie umringten mich, legten vor mich ihre Gaben hin, grüßten mich mit einer kurzen, herzigen Ansprache und blieben dann während der weiteren Vorlesung als schmucke Ehrenwache um mich stehen. — Wenn ich von solchen Erfahrungen sage, so ist das nicht Eitelkeit, es ist Stolz.

Soll ich im Vorübergehen nicht auch etwas sagen von den glänzenden Festabenden? War es im wohligen Kreise eines Privathauses mit den landestümlichen Eigenheiten, war es in großen leuchtenden Salons mit befrackten Herren und beschleppten Damen, bei prunkenden Tafeln, Champagner, Trinksprüchen und Musik! auf dem dunklen Hintergrunde eines jahrzehntelangen Waldlebens nahm es sich köstlich aus! 's Herz haben sie mir oft warm gemacht mit ihren glanzvollen Ehrungen da unten in Dresden, in Weimar, in Berlin, in Hamburg und weiter in der Runde, aber berauscht haben sie mich nie. Es sind nun bloß flimmernde Erinnerungen.

Auch trachtete ich stets den Kopf höher zu halten als den Rücken, wenn fürstliche Persönlichkeiten mich mit Ansprachen auszeichneten. Aber es war mir durchaus interessant, wenn z. B. nach einer Vorlesung in Reichenau der anwesende Erzherzog Karl Ludwig zu mir sagte: „Die steirische Mundart macht sich ja sehr hübsch, es läßt sich viel sagen, was im Hochdeutschen kaum möglich wäre, nicht wahr?" Ähnlich äußerte sich ein anderes Mal die Großherzogin von Baden: „Das ist so weltlich und so fromm zugleich und so natürlich, daß man's glauben muß." Hingegen gestand mir gelegentlich einer Vorlesung in Weimar die Großherzogin von Weimar-Eisenach, daß sie recht wenig verstanden hätte, doch sei schon der Tonfall ein so gemüt-

licher und was man aus dem Worte nicht verstehe, das sei im Gesichte des Vortragenden zu lesen. Kronprinz Rudolf fand, daß die steirische Mundart sich am besten zur das Heitere eigne, weshalb er allemal Schnurren und Schwanke zu hören wünschte. Die Königin Elisabeth von Rumänien hingegen drückte mir ihre Verwunderung aus darüber, daß die steirische Sprechart oft in wenigen schlichten Worten eine so tiefe Lebensphilosophie bekunde. Ich habe mir solche Aussprüche hoher Herrschaften darum gemerkt, weil es mich freut, daß das Seelenleben und die Sprache meiner Väter sich endlich auch da Zuneigung erworben haben. — Es ist nicht genug, daß die unteren Stände politisch frei, reif und kräftig seien, es muß auch die Volksseele wieder sieghaft werden in der Welt.

Der liebe Gott scheint Bedenken gehabt zu haben, ob die Ehrungen, die ich von Volk und Fürsten erfuhr, mich nicht am Ende eitel machen könnten, daher hatte er in Graz sich hinter einen neugeadelten Parvenu gesteckt. Dieser Edle lud mich eines Tages ein zu einem Hausfeste, mit der Bitte, nach dem Diner den Gästen, unter welchen sich auch der Statthalter und der Landeshauptmann von Steiermark befanden, etwas vorzulesen. Die sehr dringende Einladung wurde ausnahmsweise angenommen. Als ich zur mir angegebenen Stunde in das Palais kam, saßen die Gäste bereits im Rauchzimmer beisammen. Auch ein Zitherspieler war da, dieser und ich bekamen Bier und sollten nun die gesättigten Herrschaften während ihres Verdauungsprozesses ergötzen. Ich machte zum bösen Spiel gute Miene, las dem Hausherrn zu Ehren die Geschichte „vom blauen Ochsen“ und ging davon. — Am nächsten Tage schickte mir der Gastherr eine Geldnote, die

ich sofort den Armen in Krieglach übermittelte, und zwar im Namen des neugebackenen Edelmannes, der den Titel hat, aber nicht die moralischen Mittel dazu.

Nun wieder hinaus. — Pflegt sonst das Publikum den Vorleser zu kritisieren, so sei es hier einmal umgekehrt. In den verschiedenen Himmelsstrichen sind meine Zuhörer verschieden. Der steirischen Sache wird draußen im Reich überall Sympathie zugewendet. Im Süden ist man mehr für das Heitere, im Norden verträgt man auch den Ernst. Vom „Büaberl" und „Dirnderl" hört man überall gern. In einer Stadt an der oberen Donau verwahrte man sich im Vorhinein gegen „Pfarrerspäße". In einer Stadt am Main verlangte man Sarkastisches gegen religiöse Mißbräuche, denn die Bevölkerung sei gut christlich. In einer österreichischen Städt wollte man in steirischer Mundart etwas politisch Deutschnationales hören und war nachgerade verblüfft über mein Geständnis, daß der deutsche Bauer seinen Patriotismus weniger spreche als lebe. In Magdeburg fragte mich eine Zuhörerin, ob bei dem „Ehestreit", den ich gelesen, gelacht oder geweint zu werden pflege. Ich antwortete: „Ganz nach Belieben." In einer Stadt Bayerns verübelte man es beim „Aehndl Noah" dem Gottvater, daß er steirisch redet. Als es herauskam, daß er ursprünglich hebräisch gesprochen, war es ihnen auch nicht recht. Der Gottvater hat halt keine Muttersprache. Über Noahs Räuschchen stritt ich eines Tages mit einem salzburgischen Landpfarrer im Wirtshause so lange, bis wir selber eines hatten.

Die Volksmundart hat in ihrer kulturlosen Unschuld die Macht und das Recht, ohne frivol zu sein, [illegible] zu sagen, was die Sprache der Gebildeten höchstens an-

zudeuten wagen darf; und so wenig ich in Bezug auf die Aussprache den Zuhörern entgegenkommen kann, ohne den Wert der Form zu gefährden, ebenso wenig kann auf prüde und empfindsame Seelen Rücksicht genommen werden, soll von der naiven, schalkhaften, leidenschaftlichen Seele des Volkes unserer Alpen ein wahres Bild gegeben werden. Und den Zuhörern ist's in der Regel auch recht so. Nur einmal hörte ich im Publikum einen Ausruf, von dem ich bis heute nicht sicher bin, hat er „unvergleichlich" oder „unverzeihlich" gelautet.

Ich sitze bei der Vorlesung dem Publikum mit einer gewissen Versteckheit gegenüber. Das ist ein brodelnder Hexenkessel von Leuten. Aber es giebt fast immer auch Menschen darunter. Solche verdienen Achtung. Ich bin gewöhnlich versunken in meinen Vortrag, sehe nichts, höre nichts als meine Dorf- und Waldgestalten, die thatend, leidend, lachend, nickend oder betend an mir vorüberziehen. Ich habe im Vorlesen nichts gelernt und nichts vergessen. Manchmal, hatte ich mir wirksame Gesten und Wendungen ausgedacht, eingeübt; als der Augenblick kam, machte ich es doch anders, und zwar so wie es die augenblickliche Stimmung verlangte. Von der hängt alles ab. Ich lese ein Stück an verschiedenen Tagen ganz verschieden, gewöhnlich gelingt es vor einem größeren Publikum besser, als im engen Kreise; es ist, als ob von den vielen Leuten ein erfrischendes Fluidum ausginge. Man kann sich tagsüber bitter krank und zu Tode erschöpft fühlen und am Abende vor tausend Menschen mit Leichtigkeit eine Stunde lesen. Fünf Minuten vor Beginn der Vorlesung und in den Zwischenpausen geht der Puls fieberhaft wild. Während der Vor-

lesung vergißt man jedes körperliche Leiden, um so heftiger tritt es nach derselben wieder auf.

An kleinen Abenteuern fehlt es dem wandernden Sänger nicht. In einer Stadt Thüringens ging es mir ähnlich wie einst Gottfried Kinkel; der versäumte in Nürnberg den Eisenbahnzug nach München zu seiner Vorlesung und telegraphierte dahin dem Vortragskomitee: „Komme mit Zehnuhrzug abends, Publikum zusammenhalten!“ — Rasch Viertische, Krüge, Aetliche herbei, und siehe, der Bayer blieb sitzen. Einige Minuten nach zehn Uhr trat Kinkel, brausend begrüßt, in den Saal und hielt den Vortrag. — Ich kam allerdings in jener thüringischen Stadt noch rechtzeitig an, aber mein Koffer nicht, der war, Gott weiß wo, zurückgeblieben mit dem Vortragsmanuskript. Ich kann keine Zeile meiner eigenen Schriften auswendig. Bei einem Käsehändler wurde rasch ein alter Heimgartenjahrgang aufgetrieben, daraus las ich hochdeutsche Stücke, die während des Vortrages in die steirische Mundart übertragen werden mußten. Just keine spaßhafte Arbeit. — Schlimmer war es ein anderes Mal in Wien, als ich mitten im Vorlesen der Geschichte vom schlauen Bauernarzt gewahr wurde, daß in der Schrift die letzten zwei Blätter fehlten. Es blieb mir nichts anderes übrig, als am Rande des Abgrundes abzubrechen und ruhig ein neues Stücklein zu beginnen. Der größte Teil der Zuhörer merkte es gar nicht, nur ein einziger gestand mir später, daß er beim „Bauernarzt“ die Pointe nicht verstanden hätte. Daß diese Pointe in Graz zurückgeblieben war, habe ich ihm nicht auf die Nase gebunden.

Mit den „Pointen“ ist's überhaupt eine eigene Sache. Es giebt eine gewisse Mundartdichtung, die man Spargel-

preſſe nennen konnte. Der ganze Stamm wegen des oberſten Kopfleins — das ganze Gedicht wegen der Pointe. Nicht alle Pointen, die bei meinen Bildern und Erzählungen vermißt werden, habe ich in Graz vergeſſen. Auf Koſten des inneren Weſens, der Wahrhaftigkeit einer Dichtung ſoll man keine Anekdotenmache treiben, keinen Schlußapplaus erheiſchen.

Ein grauenhaftes Abenteuer hatte ich draußen an der Nordſee — in Bremerhaven. Wenige Stunden vor der Vorleſung dort nehme ich wahr, daß mir mein Vortragsmanuſkript fehlt. Es war der beſonders für Vorleſungen bearbeitete und eigenhändig ſauber geſchriebene „Volkshumor in den Alpen“. Ich hatte dieſen „Volkshumor“ vorher in neun Städten Deutſchlands geleſen, am letzten Abende noch in Bremen und ſollte ihn auf derſelben Reiſe noch in ſechs weiteren Städten wiederholen. Sogleich depeſchierte ich nach Bremen zurück in mein Hotel, auch an das dortige Vortragskomitee und an den Rathauskeller, wo ich tagszuvor nach der Vorleſung den Abend in heiterer Geſellſchaft zugebracht hatte. Ob mein Volkshumor nicht dort wäre? Unverweilt nachſchicken! — Rückantwort: Hier kein Volkshumor! — Wo ſtack der Schelm? Am ſtärkſten hatte ich die zwölf Apoſtel im Rathauskeller in Verdacht. Es war dort ſehr munter zugegangen und auch der Alpenſänger hatte ſein Herz ſo gründlich in Moſel- und Rheinwein gebadet, daß er am anderen Morgen in ſeinem Kopfe nachgerade das Brauſen des Rheinfalles bei Schaffhauſen zu hören glaubte. Nun war das Feſt vorüber, auch die Handſchrift, und Niemand wollte ſie geſehen haben. — Was thun? Das Kind lernt zuerſt ſprechen und dann erſt leſen. Bei mir

war es umgekehrt, ich konnte lesen, aber nicht „sprechen“. In meinem Leben hatte ich nicht vier Zeilen recht und gut auswendig gesprochen.

An den Straßenecken von Bremerhaven schrieen große Zettel die Vorlesung aus, die ich in dem dortigen wissenschaftlichen Verein noch an demselben Abende halten sollte. Die Stunde der Not kam immer näher. Schon war ich zum Komitee gelaufen: Die Vorlesung könne nicht stattfinden, mir sei der Volkshumor in Verstoß geraten. Sie zuckten die Achseln, diese Kieselherzen, der Vortrag könne unmöglich verschoben werden, der Saal sei ausverkauft, auch aus Nachbarorten seien schon Leute da, man könne eine Absage nicht verantworten, außer ich wollte plötzlich erkranken. Das letztere war unter obwaltenden Umständen thatsächlich verlockend, ich wollte aber — bei näherer Überlegung — doch lieber mit Ehren ausgelacht werden, als in der schönen Reihe der Krankheiten die geeignetste auszuwählen und mit ihr ins Bett zu gehen. Die Buchhandlungen und Leihbibliotheken der Stadt hatte ich bald durchjagt, keines meiner Bücher in steirischer Mundart war aufzutreiben. Angekündigt war aber der Vortrag in steirischer Mundart, einen hochdeutschen habe ich mein Lebtag nicht gehalten; man sagt draußen hinter den schwarzgelben Pfählen auch etwas boshaft, sie verstünden besser meine Bauernmundart als mein Hochdeutsch. — Also keine Rettung.

Der Abend dämmerte. Von meinem Gasthoffenster aus sah ich die Leute in den Saal strömen zum „Volkshumor in den Alpen“. Und wer in ganz Bremerhaven an diesem Abende den wenigsten Humor verspürte, das war der, von dem sie ihn erwarteten. Plötzlich kam mir

die Erleuchtung: Mut, Knabe! Echter Humor wohnt nicht auf dem Papier, vielmehr in der Brust. Stülpe dich einmal um, lies nicht — erzähle! — Rasch mit Bleistift die Schlagworte einiger lustiger Geschichten und Anekdoten: „Is 's wos, so is 's nix, „Die Gansleber", „Die erste Dampfwagenfahrt", „Der Aehndl Noah", „Brückenwirts letzter Willen", „Der Schneckenhäusel Hiesel". — So, gut ist's. Nun den Kopf in kaltem Wasser aufgefrischt, dann ruhig und würdevoll in den Saal. — Des Inhaltes bist du sicher. Denke nicht an die Seiten, worauf du die Dinge geschrieben hast, denke an die lebendige Geschichte, dichte während des Sprechens. Also in Gottesnamen!

Ich habe mich hingesetzt vor die fremde, vielhundertköpfige Menge, habe angefangen zu plaudern, als säße ich in der altdeutschen Weinstube zu Graz mitten unter meinen Freunden, habe Sprüchlein gesagt, lustige Alplerart geschildert, Schnurren und Schwänke erzählt. Die Zuhörer haben gelacht und ich mit ihnen. Weit über eine Stunde haben wir uns zusammen unterhalten und sind dann heiter auseinander gegangen. Am frohesten war sicher ich selbst.

Des andern Tages reiste ich nach dem Rhein. An Bremen fuhr ich nicht vorüber ohne auszusteigen, um nach der verlorenen Handschrift zu suchen. Sie war und blieb spurlos verschwunden. So fuhr ich weiter. Unterwegs dachte ich nach über die Vorlesung in Bremerhaven. Jetzt kam sie mir vor wie ein Fiebertraum, ich konnte mich kaum erinnern, was ich gesprochen und wie ich's gesagt hatte. Gelacht haben sie, aber wie ist's gemeint gewesen? Welchen Unsinn konnte ich geschwatzt haben in der Verwirrung? Keinesfalls war das Wagestück ein zweites Mal

zu versuchen. Was stand mir noch in den anderen Städten bevor, in Essen, in Elberfeld, in Cassel, in Magdeburg, in Leipzig, in Chemnitz?

Ich verdiene nicht den zehnten Teil der Huld, mit welcher der Himmel mich mein Lebtag bedacht hat! Als ich in der Stadt Essen bei einem Freunde, dem Rechtsanwalt Dr. Niemayer, saß, gar beklommen wegen der Vorlesung, die ich an demselben Abende wieder ohne Manuskript halten sollte, kam der Postbote und brachte mir — die verlorene Handschrift? Nein, die nicht, wohl aber ein Packet von Zeitungen aus Bremen und Bremerhaven. Dieselben enthielten spaltenlange Artikel über meinen freien Vortrag und die „Weserzeitung" brachte den Vortrag selbst, der mitstenographiert worden war.

Nun stand's da zu lesen, was ich gesprochen hatte. Es war erträglich. Und so habe ich alle künftigen Vorlesungen über den „Volkshumor in den Alpen" — aus der „Weserzeitung" gehalten.

Sollte der „redliche Finder" der in Verlust geratenen Handschrift ein humorloser Autographensammler sein zu Bremen, so rufe ich ihm zu von Fels zum Meer: er möge das Ding nur behalten, wir in den Alpen stünden auf die etlichen Blätter Volkshumor nicht mehr an — wir hätten frischen.

Etwas heiß fühlte ich den Boden einmal in Karlsruhe. Das ist eine feierliche Stadt und so lange sie steht, war in ihr kein öffentlicher Vortrag in unserer Bauernmundart gehalten worden. Die Anzeige, die mir vorausging, hatte also nicht den Mut, zu gestehen, daß der, so nach ihr kommen werde, genau so und nicht anders sprechen wird,

als ihm der Schnabel gewachsen ist. „Ein Sagen aus Steiermark" hatte die Museumsgesellschaft, die mich rief, angekündet. Der festlich beleuchtete Saal überfüllte sich mit festlich geschmückten Leuten, alle Seelen staken sozusagen in Frack und Glacéhandschuhen — nur die meine nicht.

Ich begann die Vorlesung in einer etwas allgemeiner gehaltenen Form, um dann sachte in mein Alpenfahrwasser überzugehen: „Geehrte Zuhörer! Ihr habt mich rufen lassen, daß ich aus der fernen Steiermark zu euch an den Rhein komme, um euch lustige Geschichten von meinen Landsleuten zu erzählen. Aber ich bin halt ein Sohn meiner Muater und Herz und Zung' sein mir so fest zusammgwachsen, daß ich's nur steirisch kann sagen, was steirisch ist. Epan ist's was Neugs, was 's hören werd's, aber Schlimms is 's nix und so wölln mar in Gottesnam die tauberlweißen Handschuach ausziachn und in bluatwormen Menschn auffalossn, der in jedn von uns steckt. Nochha wern mar uns scha vastehn und als guati Freund ausanondagehn." — Nach diesen Worten war im Saale ein rauschender Hauch, als ob der Föhn ginge, das Eis schmolz und wir verstanden uns.

Das löbliche Komité, welches eine Vorlesung veranstaltet, mißt sich zwei Aufgaben bei, die außerhalb seiner praktischen Zwecke stehen: es trachtet, daß das Publikum mit dem Vorleser und der Vorleser mit dem Publikum zufrieden sei. Letzteres glaubt man manchmal bewerkstelligen zu sollen durch Besorgung von Beifallsklatschen. Es giebt verschiedene Arten von Beifall und Sachverständige vermögen den falschen vom echten leicht zu unterscheiden. Beginnt er mit einzelnen kräftigen Handschlägen,

nach deren Kanonendonner ſtellenweiſe ein Kleingewehrfeuer von Klatſchen folgt, welches dann wieder in einzelnen Schlägen verläuft, ſo iſt das falſcher Applaus. Erhebt ſich der Beifall ſofort nach der Wirkung gleichmäßig und in allen Gegenden des Saales, währt ein Weilchen und erliſcht dann wieder gleichmäßig, ſo deutet das auf einen Erfolg in gewöhnlichem Sinne. Iſt es nach der Wirkung im Saale einen Augenblick ſtill, erhebt ſich dann ein Sturm, der immer lebhafter und allgemeiner wird, bis er brauſend den Saal erfüllt und eine Weile braucht, bis er ſich legen kann, ſo iſt das ein dem unerwarteten Ergebnis folgender Beifall von wahrem Werte und der Vorleſer kann ſich ſagen: Jetzt haſt du ihnen ein Geſchenk gemacht, der Dank ehrt den Empfänger wie den Geber — verneige dich. — Aber noch höher als dieſer rühmliche Beifall ſteht dem humoriſtiſchen Vorleſer das herzliche Lachen.

Von allem Lachen, das ich als Vorleſer je erfahren, war mir weitaus das liebſte — welches? Das ſchalkhafte und verſtändnisvolle Kichern hinter dem Fächer? Das dünne Mäckern des verſchrumpften Rouës? Das ſüße Lächeln eines feinen Mündchens? Bewahre! Oder wohl das tiefe Bruſttonlachen des Mannes? Sehr wohlthuend. Doch das liebſte Lachen war mir ein anderes.

Eines Tages beſuchte ich auf Einladung das k. k. Blindeninſtitut in Wien. Nachdem der Direktor mich mit den Einrichtungen der Anſtalt bekannt gemacht und ich die Zöglinge — es waren deren ungefähr ſiebzig im Alter von 7—16 Jahren — bei ihrem Unterrichte und ihren Arbeiten beobachtet hatte, nachdem mir von einem der Kleinſten durch das Sturm'ſche Gedichtchen „Gott grüße Dich!“ ans Herz geklopft worden war, willfahrte ich dem

Erſuchen, den armen Kindern irgend ein Stücklein aus meinen ſteiriſchen Dichtungen vorzuleſen. Sie verſammelten ſich im Feſtſaale und ſaßen jetzt erwartungsvoll in den Banken enge nebeneinander mit ihren blaſſen oder roſigen, aber durchweg ernſten Geſichtlein — Geſichter, die nicht ſahen! Zumeiſt waren es kleinere Kinder, aus Nah und fern zuſammengekommen in dieſes Aſyl der Lichtloſen. Ein blaſſes Knäblein, das erſt zwei Tage früher aus Kärnten gekommen war, weinte vor Heimweh ſtill vor ſich hin. Keine Augen, und doch Thränen!

Eine große Wehmut kam über mich, als ich ſo am Tiſchchen ſaß und im Buche nach einem heiteren Stückchen blätterte. Da es unmittelbar vor Weihnachten war, ſo wählte ich das Stück: „Dem Tanenbaum ſei Lebn und Sterbn". Mehrmals wollte mir vor innerer Bewegung die Stimme verſagen in dem Gedanken, wem jetzt dieſes Bildchen von armen Kindern und der Chriſtkindliebe vorgeleſen werde. Lautlos horchten die Zöglinge, manchem zuckten die Mundwinkel. Als nun im Walde die Buche und der Ahorn anhuben in menſchlicher Sprache zu reden und die „Kranabetſtauden" als altes Weiblein mit zahnloſem Munde geſchwätzig ihre Beeren anpries, da erhob ſich unter meinen jungen Zuhörern ein ſo helles herzliches Lachen, wie ich es friſcher noch nie gehört hatte. Und dieſes Lachen war mir das liebſte von allem Beifall, den ich je erfahren. Selbſt der kleine Kärntner lachte, während in den Augenwimpern ihm noch die Tropfen hingen, und ich hätte ſie mögen küſſen, alle, vor Freude darüber, daß ſie — denen das Licht der Sterne, die Glut der Blumen und der freundliche Blick der Mitmenſchen verſagt iſt, ſo herzlich lachen können.

Für mich die interessanteste Vorlesung war jene, die ich meinen Bauern hielt in Krieglach. Stellte mich eines Tages von diesen Bauern einer zur Rede, warum ich nur immer fremden Leuten steirische Vorlesungen hielte; man möchte es doch auch daheim einmal hören, was draußen über die steirischen Bauern gesagt werde. Gegen jeden, der aus dem Bauernstande springt und „zu den Herren geht", ist Mißtrauen vorhanden. Der Bauernkittel ist vom Stadtrocke zu oft überlistet worden. Und jemand ließ im Dorfwirtshause laut werden, der Peter würde auch nicht viel anders sein als andere, die dem Vaterstande abtrünnig sind und sich dann über ihn lustig machen. So schlimm war es allerdings nicht. Ich habe mir's wohl gemerkt, daß nirgends die Standesvorzüge so sehr die Standesfehler überwiegen, als im Bauernthum, daß nirgends die menschliche Tüchtigkeit so unverwüstlich ist als im Bauernstande. Und diese Überzeugung habe ich so oft und laut ausgerufen, daß die Herrenleute darüber manchmal ganz nervös geworden sind. Im ganzen gehöre ich weder den Bauern noch den Herren, sondern bloß mir selber. Doch war nun Gelegenheit da, meinen Bauern daheim einmal Rechenschaft abzulegen.

Zur Weihnachtszeit 1885 ließ ich in Krieglach auf dem Kirchplatze folgende Anzeige ergehen:

„In Johannstog, Nachmittog um drei, gleih nach da Litanei, is dan Hohnreich-Gosthaus

a lustigi Vorleserei

als Gruaß za da heiligen Weihnachtszeit extra für die liabn Landsleut von

Peter Rosegger.

Einglodn sein dazua Bauersleut und Handwerchsleut,

Mouleut und Weiberleut, die Jungen und die Oltn, wölln uns af Gspoaß und Ernst gemüatlih untaholtn. Eingong frei. Gracht wird nir dabei. Kemps nit zspot, s fongg on knopp um Drei."

Herrischerseits schüttelte man dazu die Köpfe. Den Bauern Bäuerliches in Bauernsprache vorlesen — das kann sauber werden! Was der Bauer schon weiß, das mag er nicht wieder hören. Wenn sich der Bauer was vorlesen oder vorpredigen läßt, so muß es etwas Fremdartiges, Pathetisches sein, theatralische Sentimentalität oder toller Spaß, und je unnatürlicher vorgetragen, desto besser: nur tüchtig schreien dabei. Dieweilen das Volk ein tausendköpfiges Kind ist.

Was wird also mit solch einem tausendfaltigen Kindskopfe anzufangen sein? Freilich giebt es in Stadt und Land ein Publikum, das auf obigen Speck geht, aber der Bauer — so dachte ich — stoßt seine eigene Seele nicht zurück. Und zudem ist es ja in der That etwas Neues, Seltsames, wenn ihm einmal ein Poet gegenübertritt, der die alte Bauernseele, wie sie ist, auspackt, die tapfere, schalkhafte, spottende, leidende, jauchzende und sündenbeisse Bauernseele! „Va dir hon ihs, dir gib ihs", sagt dieser Poet zu seinem Volke.

Man durfte also der „lustigen Vorleserei" in Krieglach mit einiger Spannung entgegensehen. Es war die erste solcher Art.

Am Johannistage, einem frischen Wintermorgen, fuhr ich also von Graz nach Krieglach. Auf dem Kirchplatze vor den Anschlagzetteln standen Gruppen von Bauern, buchstabierten die Kundmachung und schienen vor allem froh, daß es keine behördliche war. Eifrig besprachen sie sich

untereinander und jeder hatte seine Meinung über die „lustige Vorleserei". Es war nicht mehr das alte Geschlecht, mit dem ich aufgewachsen und in die Schule gegangen; obschon auch von diesen noch etliche darunter, war es doch eine jüngere Generation, mit der ich nicht mehr so recht in Fühlung stand. Es fielen Bemerkungen, die mir zu denken gaben. „Wird holt der ondri Christ (Antichrist) in da Ledabosn sein!" sagte einer.

„Ich geb nit eini," sagte ein anderer. „Wer' mih nit aweil seanzln lossn von an Stodtherrn."

„Ah na," meinte ein dritter, „einigehn kina ma jo. Brauchn eahm jo nix z'glabn."

„Und won er keck wird, rama mar eahm's Wildi ober und schmeißn an aussi."

Um halb drei Uhr war die große Stube im Gasthause dicht besetzt. Es war der Tanzboden, und schon diese Reminiscenz lag der Sache ungünstig. Noch immer kamen Leute herbei, ganz bescheiden fragten sie an, was sie zahlen müßten, wenn sie „zualosn gehn" dürften. Trotz der Versicherung, daß freier Eintritt sei, wickelten die Weiber Kupfergeld aus den Ecken ihrer Sacktücher: „Gonz umsist trauad mar uns wul nit eini, a wenk wos gabadn ma von Herzn gern, gleiwul af a Seidl Wein." — Ein alter, schwerhöriger Bauer meinte, ihm helfe es nichts, wenn er hineinginge, er sei so viel „terisch" und wolle den Platz einem anderen nicht versitzen, ließ es sich aber nicht nehmen, bei der Wirtin einen Gulden zu hinterlegen „für dem Dichter seine Kinder". Ein armes Weiblein wand sich durch die Menge und stellte sich an der Treppe auf, weil es gehört, daß in der großen Stube Geld verteilt würde.

Die große Stube im ersten Stock war dermaßen angepfropft mit Menschen, daß der anwesende Dorfbaumeister noch rasch Untersuchung halten mußte, ob den Drambäumen des Bodens eine solche Last zugemutet werden dürfe. Als dann das Thor geschlossen wurde und der Vorleser in die Stube wollte, war für ihn kaum mehr Platz vorhanden. Auch etliche „Herrische“ waren aus Nachbarsorten herbeigekommen, die mußten diesmal hinten in den Winkeln stehen. Vorn in den ersten Reihen saßen die Waldbauern, Ochsenknechte und Stallmägde.

Und diese betrugen sich musterhaft. Fast laut- und bewegungslos saßen sie da und warteten und fingen die Worte des Lesenden mit Ohren und Augen auf. Ich begann mit der Begründung meiner Vorleserei, zu der ich meine Landsleute eingeladen hätte, um zu zeigen, was ich über sie geschrieben und fremden Leuten vorzulesen pflegte. Als sie merkten, daß ich ganz „spaßig bäurisch“ sprach, da lächerten die Weiber und die Mannsgesichter gingen freundlich in die Breite.

Zuerst las ich aus meinem „Zither und Hackbrett“ den „Eheſtreit“, eine mit derbem Humor und blutendem Herzweh durchwobene Dichtung. Die Bauern lachten und schluchzten genau bei denselben Stellen, wie die Städter. „Bei der Predi bin ih frei zrehrn kema (weinend worden)“ gestand mir nachher ein dickes Weiblein. „Und a Gspaß is ah dabei, daß ma lochn muaß,“ setzte ein Nebenstehender bei. „Sou viel schön zsomgstellt hot er's.“ Dann las ich aus „Steanſteirisch“: „D' Schwoagarin und ihr Kua“, ein Stücklein, bei welchem ich mich augenscheinlich tief in die Herzen aller anwesenden Stallmägde eingenistet hatte. Ferner kam ein Stücklein, das — wie ich gleich darthat —

einzig nur der Bauernschaft vermeint war. Gegen die Waldverwüster:

— — — — — —

„Wiar a Milch ohni Rahm,
Wiar a Vogel ohni Federn
Is der Baur ohni Bam."

Ein Bauer, der seinen Wald verthut, ist

„Wiar a Bua, der sein Buschn
Von Huat owareißt,
Wiar a Dirndl, dös gor
Sei greans Kranzerl wegschmeißt . . ."

Bei diesen Stellen verlängerten sich mehrere Gesichter beträchtlich und ein viereckiger Bauer rief heftig dazwischen: „Wos woaß dan a so a Stodtherr! Wan da Wold ful stehnbleibn, muaßt holt 's Steuromt niedareißn." Seine Nachbarn beruhigten ihn, da dürfe man nicht unterbrechen, so wenig, wie den Pfarrer auf der Kanzel. — Besser behagte das lustige Stück vom Bauerndoktor, der seine vertrauensseligen Patienten auf die drolligste Art bei der Nase herumzieht. Dabei wurde aus vollen Halsen gelacht; jede Figur im Geschichtlein bezogen sie auf Personen ihrer Bekanntschaft: „Däs is der! Däs is de! Ma giacht's und hört's urntlih, ah, däs is a Gspoaß!" Zum Schlusse ließ ich das scheidende Jahr 1885 als alten Mann auftreten, der die dörflichen Ereignisse des vergangenen Jahres launig erzählte, und dann mit einem höflichen Neujahrswunsche Abschied nahm.

Gerade vor mir war ein greiser Landmann gesessen, gar gebückt und mit weißem Haar. Der hatte fortwährend sachte mit dem Kopfe genickt; und nun, als die Vorleserei und der Lärm aus waren, murmelte er wiederholt vor sich hin: „An iads Wort a Wohrheit."

Nach keiner Vorleſung bin ich je ſo glänzend recenſiert, durch keinen Lorbeerkranz ſo hoch geehrt worden, als durch dieſen Ausſpruch des Greiſes.

Noch eine Weile blieben die Leute ſitzen und ſtehen, es kam aber nichts mehr und ſo drehten ſie ſich nach und nach laſſig zu den Thüren hinaus. Übles war nichts geſchehen, als daß während der Vorleſung draußen ein paar Burſchen, die keinen Platz mehr hatten finden können, ein Spektakel ſchlugen. Wenn ich eingeladen bin und werde dann von der Thüre gewieſen, ſo ſchlage ich am Ende auch Spektakel.

Die nachträgliche Meinung über dieſe Vorleſerei war eine geteilte. Die einen wollten mir die Hand küſſen und meinten, ich ſei halt ſo viel „a gmoana Herr!“ „Und de oltweltiſch Sproch! Bia der älteſti Bauer! Und lochn ha der Dummheit. Gio da Herr Pforra hot glocht!“ Andere verſicherten, ſie hätten bis morgen zuhören mögen; Butter und Eier, wenn ſie einmal ſchicken dürften dafür. „Wonſt wieder amol wos woaßt,“ ſagte mir ein Holzmeiſter mit der Geldkatz' um den Bauch, „nochher därf die Frau Muada Hobnreich wul ihr Haus ſpreißn, ſist treins ihrs ſelm.“ Eine alte Magd geſtand freimütig: „Ih bin holt ſou viel vageſſlih; wan ihs leſti Trum hör, hon ihs erſti ſcha wieda vageßn. Paſtondn hon ih ah nit viel, weil ih allaweil af d'Hen hon denkt, de ma geſtern da Geir hot ghult.“ Dem entgegen ſagte ein ſchneidiger Bergler: „Paſtondn hat ih olls, unterbolln hon ih mih ah, oba gfoln hots ma nit. Er möcht uns Bauersleutn wos in die Pappn ſchmiern. Dronkriagn möcht er uns. Täs is a Feiner! Ih ſog enks, Nachbarn, trauts koan Herrn, und wan er ah nouh ſa bäuriſch redt! Oba wan

er nouh amal kimbb und prediga, nodha nim ih mein Olti ab mit!“ —

Damit genug. Wenn man alle Erlebnisse erzählen wollte, die einem Rhapsoden passieren, der ein Vierteljahrhundert lang umherzieht in Nah und Fern — es gäbe ein pudelnärrisches Buch. Was die Leute sich hinter mir dachten, das weiß ich nicht und frage nicht darnach. Ich gab, was zu geben war, und besser als ich konnte, habe ich nie gelesen. Meine besondere Freude an solchen Vorlesungen war allemal das Aufhören und die Heimreise. Die Schattenseite meiner Vorleserreisen war, daß ich von denselben häufig leidend nach Hause kam. Hamerling hatte mich oft gewarnt davor, besonders im Winter mich den großen Strapazen auszusetzen. „Und wenn Sie davon allemal noch etwas hätten!“ sagte er oft. „Sie glauben mit Ihren Vorlesungen für gemeinnützige Zwecke weiß Gott wie viel Gutes zu thun. Kein Mensch dankt Ihnen dafür.“ Einmal gab der Dichter mir die Biographie Boz Dickens zur Ueberzeugung. „Der hat sich auch zu Tode gelesen, lieber Rosegger, aber er hat sich vorher mit seinem Humor wenigstens eine Million Dollars zusammengelesen.“

Humor und Million! — welche verzweifelte Zusammenstellung!

Mein Heimweh.

Wer es nicht kennt, der lese das nicht. Er würde nur unwirsch werden über die verdammte Sentimentalität. Und hätte insoweit recht, die Sentimentalität ist verdammt widerlich. Aber das Heimweh! Das ist nicht sentimental, das ist brutal, das bringt Dich um, wie der grimmigste Feind. Jener Soldat auf der Schanze: der Feind hatte ihn um das Bein gebracht, um die Hand; ums Leben hatte ihn das Heimweh gebracht im Lazareth. Das Heimweh ist ein Mysterium, man kann es nicht sagen, man muß es singen, wie die Liebe.

Im deutschen Volke klingt ein Lied: „Zu Straßburg auf der Schanz". Ein Soldat, der Klänge seiner Heimat gedenkend, flüchtet, wird gefangen und erschossen. „Das Alphorn hat mir solches angethan. Das klag' ich an!" — Ich glaube, kein anderes Volk hat ein solches Lied, als das deutsche und für Keinen ist es so gesungen, als für den Alpler. „Verschont mein junges Leben nicht, schießt zu, auf daß das Blut raus spritzt, das bitt ich euch!" Lieber sterben, als die Qual des Heimwehs noch länger leiden.

Auch ich weiß vom Heimweh ein lebenslanges Lied zu singen. Der Städter, der eine angestammte Heimstätte nicht so kennt, dürfte uns Berg- und Dorfmenschen

schwerlich sekundieren. Er ist um ein Leid ärmer und um ein Glück. Darum auch thut's mir um das untergehende Bauerntum so leid! Es hat seinen Kindern stets eine Heimat gegeben. Aber nicht jeder ist so kindisch wie der kleine Waldbauernbub war, der von seiner Schafweide aus beständig auf das wenige Büchsenschuß weit entfernte Haus hinschaute, als könne es ihm gestohlen werden. Dem A'C-Schützen blutete das kindische Herz, wenn er vom nachbarlichen Schulhausfenster aus sein Heimatshaus sah, wie es auf dem gegenüberliegenden Berge in stillheiterem Sonnenscheine dalag. Wenn dann der aufsteigende Rauch verriet: Jetzt kocht die Mutter Strauben und Sterz, glaubte ich vor Heimsucht sterben zu müssen. Ein- oder zweimal hatte ich die Schule gestürzt, weil es mir nicht möglich war, die Barfüßlein von Vaters Erdgrund loszubringen. Und darauf am Abende habe ich erfahren müssen, daß auf diesem Erdgrund scharfe Birkenreiser wachsen. Wenn am Sonntag mein Oheim mich mitnahm in die Kirche, da ging es an, in Kirchen hatte ich niemals Heimweh. Aber dann im Wirtshaus! Saß der Oheim zwischen den lärmenden rülpsenden Gesellen, bis am Abend der Wirt das Kerzenlicht auf den Tisch stellte und „Guten Abend" sagte. Mir ein Gläslein süßen Obstmostes mit der Semmel zum Tunken! Wie viel salziges Augenwasser troff hinein. „Wart' nur, Bübel, wart, bis ich ausgetrunken hab', dann gehen wir heim!" So sagte der Oheim trostweise, aber er trank nicht aus, schwatzte nicht, spielte nicht, sondern saß da und saß da. Und wenn daheim das Haus gebrannt hätte, der Oheim würde auf sein Austrinken gewartet haben, bevor er mit dem Wasserkübel feuerlöschen gegangen wäre.

Mit Urgewalt erfaßte das Heimweh mich im zwölften Lebensjahre. Damals hatte im fünf Stunden weit entfernten Birkfeld der Dechant mich in sein Latein genommen, daß aus dem Halterbuben einmal ein braver Pfarrer werden sollte. Auf Kost und Wohnung wurde ich in ein frommwebiges Bauernhaus gethan, wo mir gleich am ersten Abend ein schlimmer Junge die schwarze Zipfelmütze vom Kopf riß und in den brennenden Ofen warf. Das war genug, die Zipfelmütze war von meiner Mutter gewesen. Wie sorgsam hatte sie mir dieselbe über die Ohren gezogen — und jetzt im Feuer! Mir war, als verbrenne die Mutter mit. Die Traurigkeit ist nicht zu sagen. Ich zählte die Monate, die Tage, die Stunden bis Weihnachten, wann mir ein Heimbesuch gestattet war. Dieses Zählen war ein lustiges Geschäft, schon während des Zählens vergingen die Minuten. Aber der erste Tag wollte nicht vergehen.

Und in einer nächsten Nacht lag ich auf dem Strohschaub in der Stube. Zu den Fensterlein schien der Vollmond herein und ich that nicht schlafen, nicht träumen, that nichts als beten und weinen. Dieser fremde Kasten, dieser fremde Winkel, dieser fremde Ofen. Mir war übel zum Vergehen. Das dauerte so bis Mitternacht, da richtete ich mich auf und fragte: „Warum nicht?“ Plötzlich warm war mir in der Brust, und so selig, so selig! Ich hatte mich raich entschlossen, zu fliehen. — Zehn Minuten später war ich mit meinem Handbündel bereits im Walde, durch den die Straße zog. Sonst hatte ich mich mächtig vor Geizenstern gefürchtet, heute liebte ich sie, denn es waren Heimwesen, von unseren Knechten und Mägden geschaffen. Anheimelten sie mich, aber ich sah keine. Ich

sah nichts als die Bäume, die mir begegneten und sachte gegen das schreckliche Birkfeld hinab zu wandeln schienen, dieweilen ich voranlief gegen mein Alpel im Waldlande. Am Morgen sah ich das alte Haus, die Mutter stand gerade an der Thür und that einen Schrei. Ihr Söhnlein, das sie schon als schönen Bischof gesehen mit der weißen zweispitzigen Seidenmütze, das lief jetzt scheu wie ein Reh über den Anger hinab. Es hatte Angst vor den Seinen. Das war ein böser Aufruhr, als ich so zurückkehrte; und dann kamen wieder die öden Plackereien des bäuerlichen Werktagslebens. Aber ich ertrug sie schweigend und dachte mir manchmal: Wie dumm! Zu Birkfeld in der Schule beim freundlichen Dechant und seinen Büchern wäre es doch schöner gewesen. Ich machte mir eine Bischofsmütze aus Baumrinden, predigte den Schafen und firmte die Zicklein.

Später in den Lehrjahren lief ich von meiner Meisterherberge jeden Samstag nach Hause, oft auch in den Wochennächten. War ich über die alte klobige Schwelle getreten und hatte das Innere des Hauses auch nur einen Augenblick gesehen, dann war ichs zufrieden. Einmal packte es mich in einem Bauernhause bei Mürzzuschlag. Am Sonntag, während Meister und Geselle sich des Lebens freuten, ging ich über Berg und Thal nach Alpel, wo Vater und Mutter an diesem Tage aber gar nicht zu finden waren. Hingegen saß auf dem Baume der Junggknecht und schmiß mir Holzäpfel an den Kopf. Ich ging nach Mürzzuschlag zurück und das blaue Auge erinnerte mich die ganze Woche über an das Glück der Heimat. Wenn wir Schneider im Sommer bisweilen wochenlang keine Arbeit hatten, dann war es lustig, dann saß ich auf

den Matten meines Vaterhauses, hütete die Lämmer und las Bücher über die weite Welt. Die weite Welt ging trotz des Festgewachsenseins an der braunen Erde niemals aus meinem Kopf und niemals warest du, frohe Wienerstadt, du, lohleuchtender Süden, du, freies Schweizerland mir so schön als vom Gesichtspunkt meines Heimathauses aus im stillen Waldland.

Und so lange neigte ich doch hinaus, bis plötzlich die Wendung kam. Im Winter 1865 habe ich eines Tages meine Siebensachen in ein Taschentuch gethan und bin in die weite Welt gegangen. „Behüt' euch Gott, alle miteinander, in dreißig oder vierzig Jahren komme ich wieder!" So habe ich mich lachend von den betrübten Meinen verabschiedet. Fröhlich, unbefangen, gedankenlos wanderte ich fort von daheim, als ob's zu einer Dorfkirchweih des Nachbarorts ginge. Trotz der Erfahrungen noch so einfältig zu sein, du zweiundzwanzigjähriger Mensch! War's die Jugend oder die Dummheit? Gott segne beide!

In der Buchhandlung zu Laibach da sprachen sie eine schöne hochdeutsche Sprache. Sie war ganz eckig vor lauter Hochdeutsch. Das war schön. Untereinander redeten sie eine fremde Sprache — krainerisch. Das war noch schöner. Meine Arbeit war, slovenische Gebetbücher zu falzen — da hatte ich sie nun, die vielen Bücher, nach denen mein Herz gebrannt! Im Grunde aber war mir nicht recht wohl. So oft ein halbes Stündlein Zeit war, ging ich auf den Schloßberg, dort sah man die beschneiten Berge; ging zum Bahnhof, dort liefen die Eisenschienen wie ein liebes Doppelband nach Steiermark und Krieglach; ging in die Kirche, dort bei der Messe klang das Dominus vobiscum genau wie daheim. Damals dämmerte mir die Ahnung auf,

warum die Sprache der katholischen Kirche in der ganzen Welt die lateinische ist. Sie ist eine Eisenbahnschiene um die ganze Welt und gleichsam die Heimatsprache aller Pfarrkirchen.

Mein Vergnügen am Essen, sonst eine gesegnete Eigenschaft der Jugend, war dahin. Wenn sie krainerisch sprachen, wurde mir übel im Magen, als ob ich Speck gegessen und Wasser darauf getrunken hätte. Was ich in der Buchhandlung angriff, geriet verkehrt. Mein Chef war gütig, er schaute mir manchmal ins Gesicht. Er riet mir frische Luft an, dann würde es schon besser werden. Wie soll es besser werden im fremden Krainerland? So oft ich ein Kleidungsstück betrachtete, das mir die liebe Mutter genäht, die gute Schwester geglättet hatte, hub die Bestie an, zu graben. Im Freien war mir manchmal etwas leichter. Wo alles fremd war, wo gar nichts an die Heimat Erinnerndes zu sehen war, da ging es fast eher noch, aber schon ein Fichtenbaum, eine Kuh oder ein Schaf konnten mir die ganze unerreichbare Waldheimat quälend vor Augen zaubern. Das Mackern einer Ziege drang mir tausendmal wonniger ins Herz als die Märsche der Soldaten in der Sternallee. Ein Buchbinder, zu dem ich mit einem Arm voll Gebetbücher geschickt wurde, schaute die Jammergestalt mitleidig an und fragte in krainerischem Deutsch, ob ich Zahnweh hätte. Auf meine Verneinung war all sein Mitleid dahin — wenn man nicht Zahnweh hat, wozu ein solches Gesicht! Und wie hätte ich ihm meine Not klagen können! Es war ja kein Wort dafür vorhanden. Ein Bangsein, eine Beklemmung, eine immerwährende Angst, daß daheim ein großes Unglück sein werde! So namenlos weh! Was die Seekrankheit für

den Leib, das ist das Heimweh für die Seele. — Noch heute kann ich keinen Buchbinderleim riechen ohne Widerschein jenes Leides, denn solcher Geruch erinnert mich an Laibach im Krainerlande.

Die Schlaflosigkeit der Nächte war noch nicht das Schlimmste; schlimmer wär in kurzem Schlafe der Traum, der mich heimführte ins liebe Waldhaus. Denn das Erwachen dann in der fremden frostigen Kammer mit der Aussicht auf eine nahe rußige Hofmauer spottet aller Pein, die ich je in diesem Jammerthale kennen gelernt habe. — — Wie viele Jahre schon vermeinte ich in der Fremde zu weilen — was konnte daheim schon alles geschehen sein! Und noch nicht zwei Wochen, seit ich mit fast tanzenden Schritten das traute Haus verlassen hatte. Die dreißig, vierzig Jahre, bis der Schlingel wieder einmal kommen wollte, konnten etwas länglich ausfallen. In die Bücher, auch wenn sie deutsch waren, that ich kaum einen Blick; als wären sie Holzscheite oder Steine, so legte ich sie hin und her. Da geschah es am Samstag spät abends, was näher erzählt worden ist in der „Waldheimat". Ein Wort hatte mich erlöst.

Später in Graz war es namentlich die Weihnachtszeit, die mich nahezu gewaltsam ins Gebirge riß, wo in Haus und Kirche einst das Christuskind dem Menschenkinde erschienen war. Aber das erneuerte sich sachte wieder, als die eigenen Kinder erschienen und mir die Stadt zur zweiten Heimat machten.

Trotzdem hat das Waldland mich niemals freigegeben. Meine Verwandten und Jugendbekannten waren im Laufe der Zeit weggestorben oder ausgewandert, mein Heimatshaus unter fremdem Besitz verfallen. Alles in jung-

wuchernde Waldwildnis versunken, und mich zog's doch wieder hinauf, und der Berg mit seiner öden, vermodernden Hütte war mir immer noch der Mittelpunkt der Welt.

Manche schöne große Reise ist mir am Heimweh gescheitert. Die erste Reisezeit war's immer ganz froh vorwärts gegangen, allmählich kam eine gewisse Unruhe und Hast in mich, das Interesse an den fremden Umgebungen verblaßte, ich kürzte den Aufenthalt in einzelnen Stationen ab und beschleunigte die Fahrt. Die Gedanken wendeten sich weltmüde der fernen Steiermark zu, bis ich dann allemal plötzlich umkehrte und mit dem schnellsten Zug Tag und Nacht fuhr — in die Heimat! In die Heimat! Es gab ja Zeiten, wo ich eine Heimat eigentlich gar nicht hatte, weder da noch dort. Meine Mutter gestorben, die Verwandten zerstreut — Weib und Kind noch nicht vorhanden. Ich besaß kein Haus, keine Scholle, konnte in Steiermark kaum mehr mein eigen nennen, als etwa in Holland oder in Australien — und doch zog's mich zurück, erbarmungslos, unwiderstehlich. Einmal draußen im Schwabenlande wurde durch den Heuduft der Wiesenmahden plötzlich ein solches Heimweh entfacht nach den Almmatten im Waldlande, daß ich eilends hinausfuhr nach Tirol, wo der Alpenheuhunger zur Not gestillt worden ist. Ferner erinnere ich mich, daß in Rom mir eines Tages eine so leidenschaftliche Sehnsucht kam nach dem Feldrain mit den Ahornen, der im Waldland von meinem Vaterhause sich hinzog gegen den Schachen. An jenem grünen Raine hatte ich vor Zeiten ein Buch über Rom gelesen vom Colosseum, vom Pantheon, von der Engelsburg, von der Kirche des heiligen Petrus, hatte die Dinge in Holzschnitt

betrachtet und heiß gewünscht, dieses Rom doch einmal mit leiblichen Augen zu sehen. Nun sah ich es und nun sah ich kein erstrebenswerteres Ziel, als wieder dort am Feldrain zu sitzen unter den Ahornen! — So unbegreiflich ist der Mensch! Mit größter Überwindung entschloß ich mich zur Weiterreise nach Neapel. Aber ich aß nicht mehr, ich schlief nicht mehr, ich schaute nicht mehr in den Bädeker. Mein einziges Gebet- und Erbauungsbuch war der Eisenbahnkurier mit seinen Heimfahrtrouten. Und ein paar Tage später, mitten in den Ruinen von Pompeji — es war auch noch der Vesuv und die Blaue Grotte im Plan gestanden — kam's mit solcher Gewalt, daß ich an den Bahnhof lief, dort die in Verwahrung gegebene Reisetasche an mich nahm und ununterbrochen — heimfuhr. Am vierten Tage stand ich auf einer Höhe des kühlen, stillen Waldlandes, blickte fast betroffen in die Runde und fragte: Warum? — Ich wußte nicht warum ich gekommen war. — Es ist ja doch nichts. Wie sonnig, wie blühend war Italien und wie nebeldumpf sind diese Berge! Wie bunt, wie liebenswürdig, wie göttlich vergnügt waren diese Welschen und wie schwerfällig und schläfrig sind diese Steirer! Ein galliger Kleinhäusler rief mir zu: „Da ist er ja wieder, der Stadtzottel, der zu den Herrischen gegangen ist, weil er nit arbeiten will!" — Und da kam ich mir sehr thöricht vor.

Ein anderes Mal, in Böhmen, war ich schon gewitzigt und gab nicht nach. Wo findest Du eine herrlichere Königsstadt, als das hunderttürmige Prag! Mit guten Freunden, mit Wein, mit Festlichkeiten und allen Listen wollte ich das böse Hangen übertauchen, da wurde ich krank, bekam Fieber, verfiel in Schwäche und Apathie und der Arzt flüsterte zum

Wirt: „Heimreise! Aber sie wird schwerlich mehr möglich sein.“ Das Wort Heimreise hören, und ich war schon frischer. Noch am selben Abend reiste ich. In Pardubitz kein Fieber mehr, in Brünn Hunger nach Schinkenbrod, in Wien angekommen war ich gesund. Im Schatten des Stephansturmes war ich vor Heimweh stets gefeit gewesen. Selbst heute noch, nachdem die alten Freunde, mit denen ich in der Kaiserstadt nachgerade eine zweite Jugend verlebt, längst gestorben sind, nachdem ich in diesem verzauberten Walde aus Stein wieder fremd geworden bin — der Stephansturm hat für mich immer noch genau die Wirkung wie die Berge im Waldlande, er giebt mir das süße, das ruhige Heimatsgefühl. Vielleicht wohl ein wenig auch darum, weil man vom Stephansturm aus so hübsch auf den — Südbahnhof sieht.

Vor etwa zehn Jahren hat ein unternehmungslustiger Impresario mich nach Amerika schleppen wollen, um dort Vorlesungen zu halten. Mit jenen Bekannten, die mir damals zu dieser schönen Reise wärmstens geraten haben, spreche ich noch heute kein Wort. Ich empfand das Anſinnen wie eine persönliche Beleidigung. Eigentlich hätte ich sie gerichtlich verklagen können wegen Aufreizung zum Selbstmord. Ein anderes wäre meine Reise nach und durch Amerika nicht gewesen.

Vor einiger Zeit bot eine vornehm gesinnte Dame im Hinblick auf meine schwache Gesundheit mir ihr Haus an der Riviera zum Winteraufenthalt an. Um dem Heimweh allen Vorwand zu untergraben, sollte ich auch die Familie mitnehmen. Mit Weib und Kind unter den Ölbäumen, Palmen und Lorbeeren zu wandeln im Angesichte

des Meeres und des goldenen Himmels mit seinem südlich milden Hauch! Herrliches Leben! — Was geschah? Schon im Vorgedanken an den Aufenthalt im fremden Land wurde mir übel. Schon vorwegs bekam ich Heimweh, und zwar siebenfaches, für Mann, Frau und fünf Kinder. — Im nordischen Winter haben wir unseren Christbaum gefeiert — daheim.

Wenn sie mich zu den Soldaten hätten genommen! Ich hätte so oft fort müssen bei Nacht und Nebel und in die Wälder zurück, und wäre wahrscheinlich so oft wieder eingefangen worden, bis, alle übrigen Strafen durchgelitten, es mir ergangen wäre, wie dem zu Straßburg auf der Schanz!

Und ein so furchtbarer Seelenzustand soll etwa gar noch poetisch sein? Wieso denn das? Von Gottes- und Naturwegen ist der Poet doch überall daheim, wo es schön ist, wo echte Menschen wohnen; er soll mit dem ernsten Nordländer sinnen und mit dem heiteren Südländer lachen, mit dem Sohne des Ostens träumen und mit den gierigen Kindern des Westens genießen. Die Welt muß seinem Herzen gehören und sein Herz der Welt. Und so ein dummes Waldpoetenherz hängt wie ein Fichtenzapfen an einem Baum! — Gemach, es giebt Waldpflanzen, die eben nicht versetzbar sind. Auf der Insel Rügen habe ich die Feder ans Papier gesetzt und nicht können dichten; in Venedig habe ich die Laute zur Hand genommen und nicht können singen. In aller Welt habe ich nach den von ihr gebotenen Früchten gelangt und nicht können glücklich sein.

Gehe Du nun aber einmal mit mir in mein Waldland, Du wirst mich staunend fragen. Du wirst dort den Moder einer vergangenen Welt finden und eine schwere Trauer. Da tritt aus dem Dickicht der Jäger und weist Dich davon, Dich und mich. Das wäre der Hirschen Revier, da hätten wir nichts zu suchen!

Heimweh nach einem Orte, wo man — fremd ist!

Mein Kranksein.

Der Waldbauernbub daheim wußte gar nicht, daß es auf der Welt Leute giebt, die ganz gesund sind. Im Waldhause war immer jemand an etwas krank. Halsweh, Zahnweh, Kopfweh, Brustweh, Ohrenstechen, Strauchen, Bauchzwicken, Gallfieber, das war so das Gewöhnliche und kein Mensch haderte deshalb mit dem lieben Herrgott — es war eben so, mußte so sein, das Leiden ist dem Menschen aufgesetzt und der Herr Jesus hat auch seine Wunden gehabt. Die Lebensweise, heute zu wenig essen, morgen zu viel, heute schlecht gesottenes, morgen nicht gar gekochtes, wochenlang zu wenig Waschwasser, plötzlich wieder zu viel, das war's, ein anderes Aufgesetztsein gab es nicht. War dann das Leiden da, so bestand die Diät in überheizten Stuben, in Vermeidung aller frischen Luft, dazu die Kurpfuscher mit ihren Salben, Pflastern, Medizinen — alle Stunden einen Löffel voll — es war ein Wunder, daß überhaupt noch jemand gesund wurde. Außer zwei meiner Geschwistern, die in erster Kindheit an „Friesel und Fraisen" gestorben waren, haben wir allmiteinander das Waldhaus lebendig verlassen. Ein paar Mal gab's Lungententzündung und Nervenfieber, da wurden die geprüften Ärzte angerufen, die waren stundenweit weg, sahen vom Kranken nichts als das bewußte Fläschel und heilten zumeist per Distanz. Es

gelang so schlecht und recht, wie in der Stadt, wo der Doktor täglich ins Haus kommt. Die Natur war sich selber überlassen, that was sie wollte und machte den Kranken, falls die ihr unter die Füße geworfenen Hindernisse nicht gar zu groß waren, ebzeit wieder gesund.

Meine Mutter litt häufig an Schwindel, zu viel Blut! hieß es. Alljährlich mußte ihr einmal zur Ader gelassen werden, das war für mich allemal ein schrecklicher Tag Die Mutter bluten zu sehen! Sie ging nach Krieglach oder Fischbach oder Langenwang zum Arzt. Der entblößte ihren Arm und ließ das Schlageisen auf die Ader schnappen. Ein schwarzer Bogenstrahl, eine ganze Schüssel voll Blut. Dann Unterbinden, dann Einfatschen des Armes, dann im Wirtshaus ein Stück Fleisch und ein Glas Wein, denn jetzt mußte das Blut wieder nachgezüchtet werden. Wegen Ohnmachtsanwandlungen unterwegs über das Gebirge mußte ich die Mutter öfters begleiten. Einmal war es auf dem Heimweg mitten im Walde, daß meine Mutter stolperte, zu Boden fiel und den wunden Arm an einen Stein stieß. Sie stand rasch auf, versicherte, es sei nichts geschehen. Nach wenigen Schritten aber sank sie wieder um und ich sah, wie an ihrem Arm das Blut hervorrieselte zwischen den Binden. Sie schlief, sie war im Gesicht weiß wie Lehm und ich stand gelähmt neben ihr und konnte nichts denken, als: Jetzt ist die Mutter gestorben. Ein Fuhrmann kam gefahren, den rief ich an, die Mutter wolle nicht aufwachen! „Recht hat sie!“ sagte er und fuhr davon. Sein Hündlein umkreiste bellend die Ohnmächtige und leckte ihr das Blut von der Hand. „Hilf uns, du lieber Hund!“ schrie ich dem Tiere weinend zu. Der beleckte ihre Faust, ihre Stirne und sie machte die Augen auf.

„Es ist schon besser," sagte sie leise, „laß mich nur noch ein wenig rasten, dann gehen wir weiter." Nachdem sie selbst den Verband geordnet hatte, war doch auch der Fuhrmann umgekehrt und hat uns heimgeführt. So steht jener Waldgang noch in meiner Erinnerung, ich mochte damals kaum viel über sechs Jahre alt gewesen sein.

Mein Vater war bis zu seinen reiferen Jahren ein gesunder Mann gewesen. Um diese Zeit fiel er in ein schweres Nervenfieber wie man sagte und geriet nach Verlauf desselben in einen Zustand, welcher von Ärzten und Winkelärzten als Schwindsucht erklärt wurde. Er magerte ganz ab, war vor Schwäche zu jeder Arbeit unfähig und litt beständig an Melancholie. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir kleinem Knaben in Wald und Feld sehr langsam umherging; oft mußte er sich vor Erschöpfung im Freien hinlegen; sein Herzleid war, daß ihm die Ameisen auswichen, denn das ist nach dem Volksglauben bei Kranken ein schlimmes Zeichen. Die Leute prophezeiten ihm keine Heilung mehr. „Wenn die Blätter abfallen, wird er halt sterben." So hat es an zwei Jahre gedauert, dann hub er wieder sacht an zu arbeiten und zu leben wie ein gesunder Mensch. Aber eigentlich genesen zu dem kräftigen Manne, der er früher gewesen, ist er nie wieder. Einst ist er unter seinen Altersgenossen in Kriegslach-Apfel der einzige Kranke gewesen, nach fünfzig Jahren war er von ihnen der einzige noch Lebende. Die anderen, die Gesunden, glaubten sich nicht hüten zu müssen, sie kannten kein Maß in der Lebensführung. Die einen rasteten zu lange, die anderen arbeiteten zu scharf, aßen zu stark, tranken zu viel, hielten in ihren Leidenschaften keine Regel, kein vernünftiges Ziel. Wenn ich der guten

Leute gedenke, die in jenen Gegenden lebten, so zeigt sich im allgemeinen Folgendes: Die Wohlhabenden und Genießenden starben frühzeitig, die Armen, kümmerlich lebenden, erreichten ein höheres Alter.

Meine Mutter starb freilich schon in ihrem vierundfünfzigsten Lebensjahre; mein Vater ist zweiundachtzig Jahre alt geworden.

Ich hatte in meiner frühen Jugend eine Lungenentzündung zu überstehen gehabt und kann mich noch recht wohl erinnern an die feuchtkalten Egel, die auf meiner Brust weideten. Meine häufigsten und schlimmsten Jugendübel waren Zahn- und Ohrenschmerz. Die Zähne konnten herausgerissen werden; bei den Ohren hat unser Knecht auch manchmal angefaßt, wenn es galt, mich vom Schreibpapier zum Dreschflegel zu geleiten — aber ohne weiteren Heilerfolg.

Dann, als ich in die Studie kam, die Bergluft gegen Stadtstaub vertauscht hatte, war das den Augen nicht recht. Eine chronische Entzündung der Augen machte das Tagstudium schwer und das Nachtstudium fast unmöglich, gleichsam als wollten sie sich rächen dafür, daß sie gegen Waldesgrün das Büchergrau umtauschen mußten. Es half ihnen aber nicht viel; sie wurden nur sehr kurzsichtig, die Entzündung aber verlor sich, um später als Katarrh in Nase und Bronchien umherzuspuken.

Wenn ich meine Krankengeschichten weiter erzähle, so geschieht es ein klein wenig in der Absicht, meinem Leser, der möglicherweise ja auch irgendwie leidend ist, ein gutes, ermutigendes Wort zu sagen. Und ist der liebe Leser gesund, so mag er's erfahren, wie gut er's hat. In

den Krankenstuben lernt der Gesunde wie der Kranke — das Glück kennen.

In den Jahren 1878 und 1879 — ich bewohnte damals zeitweilig mein neues, noch nicht vollkommen ausgetrocknetes Sommerhaus — empfand ich manchmal ein Unbehagen, ohne eigentlich zu wissen, wo es fehlte. Es war wie eine große körperliche Ermüdung, welche durch Rast und Ruhe aber nicht behoben wurde. Überanstrengung, Nervosität hieß es — das sagt Vieles und Nichts. Als sich der Zustand allmählich steigerte, kam ich darauf, daß die Ursache in der Brust war, daß ich manchmal an das Atmen erinnert wurde, an welches der gesunde Mensch sonst in Jahr und Tag nicht denkt. Eine gewisse Beklemmung war, besonders in den Nächten. Anfang 1879 zog ich mir auf einer Schlittenfahrt eine starke Erkältung zu, nach welcher bedenkliche Erscheinungen von Brustkrankheit auftraten. Zur Zeit hatte auch ein quälendes Seelenleiden begonnen, welchem ich nicht Herr zu werden vermochte und welches möglicherweise eine Ursache meines körperlichen Verfalles war. Ich hub mit den Ärzten an. Allerhand Ratschläge anderer Personen drängten sich selber auf und nun begann eine Zeit mannigfaltigster Experimente. Die meisten der Ratschläge vereinigten sich für kalte Waschungen, die ich monatelang anwendete. Ich wurde dabei immer erschöpfter, konnte weder Hitze noch Kälte mehr ertragen, ohne daß sich Schleimhautentzündungen und Husten einstellten, bis endlich im Oktober 1879, bei einem plötzlichen Witterungswechsel von warmem Sonnenschein auf Schneefall, ein heftiger Bronchialkatarrh mit Asthma auftrat. Zwei Tage und zwei Nächte rang ich unter größter Anstrengung nach Athem. Das Röcheln und Pfeifen in der Brust war weithin

zu hören und die Bekannten und Freunde standen herum, wie am Bette eines Sterbenden. Das Fleisch fiel so rasch von den Knochen, daß ich vollkommen überzeugt war, auf galloppierender Schwindsucht in den Himmel hineinzureiten.

Am vierten Tage war ich zur Überraschung meiner Umgebung aus dem Bette, weil ich in aufrechter Stellung leichter atmete. Nach frischer Luft verlangte es mich und bald saß ich auch wieder am Arbeitstische. Die kalten Waschungen wurden aufgegeben, hingegen kamen andere Mittel. Als Nahrung fast ausschließlich Fleisch, Milch, Eier, Malaga; später versuchte ich es mit reiner Pflanzennahrung. Am Leibe trug ich sogenannte Jägerwäsche. Leichte Turnübungen trieb ich täglich mehrmals. Im Frühsommer Kur in Gleichenberg, eisenhältige Säuerlinge mit Milch jeden Morgen u. s. w. Die schweren Anfälle aber wiederholten sich im Jahre fünf- und sechsmal und öfter, jeder that, als wollte er der letzte sein und mir den Garaus machen. Manchmal dauerte der Brustkatarrh mit peinlicher Atemnot wochenlang, bis endlich wieder ein Veilchen der Erleichterung kam. Wunder nahm es mich, daß dabei die geistige Arbeitslust nicht eigentlich litt, selbst in Stunden der Atemnot war ich angeregt und während die Brust unter schwerer Beklemmung wie in Todesangst zuckte, dichtete es im Kopf Geschichten und Schwänke.

Ich wollte also doch mit dem Leben nicht abschließen. Wo und so oft es Gelegenheit gab, befragte ich Ärzte. Mancher horchte an der Brust, horchte am Rücken, guckte mit dem Spiegel in die Luftröhre hinab. Keiner sagte, was es eigentlich war, jeder verordnete: Schonung, keine Aufregungen, gute Nahrung, regelmäßige Spaziergänge, früh schlafen gehen. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit hielt

ich mich an diese Regeln, allein ich gesundete nicht und ich starb nicht. Dann verlegte ich mich auf Quacksalbereien, denn Alt und Jung, Männlich und Weiblich, Herrisch und Bäuerlich, Geistlich und Weltlich wußte guten Rat. Gemswurzelpulver. Hasenfell auf die Brust. Tausendguldenkrautthee. Molken. Waschungen mit Weinessig. Hohenluft. Fichtenreisig im Schlafzimmer. Moorbäder. Ich that nun schon alles mit der ziemlichen Gleichgiltigkeit eines Mannes, dessen Tage gezählt sind. Versucht wurde selbst die Terrain-Kur, bei der nicht bloß die Tage, sondern auch die Schritte gezählt sind. Im Walde machte ich auf Anraten Lungenturnübungen, indem ich mit gehobenen Achseln wiederholt hoch aufathmete und mit weitoffenem Munde die frische Luft einschlürfte. Ich gesundete nicht und starb nicht. Im Ganzen war nicht zu verkennen, daß ich immer mehr herunterkam. Den besten Rat gab mir ein alter Herr auf dem Grazer Schloßberg: Ich sollte trachten, nur noch einige Jahrchen älter zu werden, dann wäre ich über das gefährlichste Alter hinaus.

Also lebte ich weiter, so gut es ging. Aber bisweilen verdroß es mich doch, daß ich oft so heiß nach Atem ringen mußte, welchen Andere leicht und froh in die Brust trinken und ein lustig Liedel pfeifend wieder von sich blasen. Mühevoller erwirbt sich Keiner das tägliche Brot, als ich das bischen Luft erschnappen mußte, aus dem unendlichen Vorrat, der uns umgiebt. Der Hergang eines Asthmaanfalls war stets folgender: Anfangs das Bedürfnis zu ruhen, bald kommt ein milder Schlaf, dessen ganze Süßigkeit mir bewußt ist, wie sonst nie. Endlich erwache ich wieder, fühle ein leichtes Unbehagen, in den Gliedern ist ein plötzliches Hetzen, Reiz zum Niesen, dann merke ich, daß der Brust-

korb etwas enge ist. Ich habe das Gefühl, als schwelle sachte die Lunge an. Das Atmen wird schwerer, wie mit Stricken schnürt's die Brust zusammen, das pfeift, ich muß mich aufrichten, den Oberkörper vorgeneigt ist's noch am erträglichsten; aber es verschlimmert sich, ich versuche alle möglichen Stellungen einzunehmen, es nützt nichts, jede Bewegung verstärkt die Atemnot und vor Atemnot kann man kein Wort mehr sprechen, nur Silben kurz herausstoßen. So müde fühlt man die furchtbar arbeitende Lunge, daß man jeden Augenblick meint, sie müsse zerspringen. Das geht nun aber nicht bald vorüber, es dauert mindestens vier Stunden, oft auch, mit geringen Erleichterungen, einen oder mehrere Tage lang. Ein unbeschreiblich qualvoller Zustand. — Mit der Welt war ich zu jener Zeit im Reinen, bat den Himmel nur noch, daß er rascher mache. Die Anfälle kamen und gingen. Fast kamen sie mir im Laufe der Zeit milder vor, was aber auch die Gewohnheit machen konnte. Wenigstens ließen sie mich seelisch gleichgiltiger. Doch die Kuren und Medizinen, auch die Regelmäßigkeit der Lebensweise wurden mir endlich langweilig. Ich wollte in das träge Hinsiechen manchmal eine kleine Abwechselung bringen. Zur Munterkeit reizte ich mich auf, mit Leuten trachtete ich wieder mehr zu verkehren, obwohl immer alles erschrocken war von meinem Aussehen. In Gesprächen aber röteten sich meine Wangen, ich wurde lebhaft, ließ mich bewegen, manchmal etwas Steirisches zum Besten zu geben, auch begann ich Wein und Bier zu trinken. Ich hub an, ins Wirtshaus zu gehen, unterhielt mich und dachte vielleicht erst um Mitternacht daran, nach Hause zu gehen. Manchmal kam darauf die Atemnot, manchmal nicht. Da fiel mir nämlich einmal etwas auf. Wenn ich des Abends

in Gesellschaft und unter lebhaftem Gespräche nach Hause ging, so folgte in der Nacht oder am nächsten Tage Brustkatarrh und Atemnot; ging ich allein, so war's gut. Endlich fiel es mir ein, daß die beim Sprechen rasch eingeatmete kalte Luft Ursache der Anfälle sein könne.

Als vor Jahren ein verdienstlicher Grazer Arzt mich versicherte, daß durch Ausbrennen der inneren Nasenwände mit Lapis, oder Wegschneiden der Anschwellungen und Wucherungen in der Nase, mein Brustleiden heilbar sei, verstand ich den Zusammenhang nicht. Heute weiß ich freilich, daß dem Atmen der Weg durch die Nase im Notfalle mit Feuer und Schwert erkämpft werden müsse!

Behoben war die Atmungsnot aber trotzdem nicht und gerade im Sommer, wo gar keine kalte Luft einzuatmen war, kam sie am heftigsten. Da wurde mir einmal von jemandem die Asthmazigarette angeraten, die aus getrocknetem Kraute des Stechapfels besteht. Es ist das sogenannte Hexenkraut, mit welchem im Mittelalter allerlei Verzückungen und Bezauberungen zu wege gebracht worden sein sollen. Ich lehnte dieses Mittel barsch ab, es war wohl wieder eines von den Hunderten nichtsnutzigen. Jahrelang lag die mir zur Probe gespendete kleine Zigarette in meiner Tischlade, mir vor Augen. Einmal aber, während eines heftigen Anfalls, nahm ich sie, zündete sie an und sog einige Züge des Rauches in die Lunge. Tabakraucher würden das Zeug schwerlich für ein „gutes Kraut" erklären, es war aber doch eins. Nach kaum zehn Zügen fühlte ich mich zur größten Überraschung erleichtert in der Brust und der Atem ging lind und ruhig. Das Mittel habe ich bis heute beibehalten. Es wird zu Asthmazeiten abends angewendet, wonach allemal ein süßer, erquickender Schlaf

folgt, aus dem ich gestärkt und zur Arbeit munter erwache. Von allen Heilmitteln, die ich mein Lebtag angewendet, ist dieses das einzige mit positiver, unmittelbar wohlthätiger Wirkung. Das Asthma hat für mich seine Schrecken verloren. Nun kam aber einmal etwas anderes.

In einer Dezembernacht des Jahres 1892 erwachte ich und empfand in der rechten Brust ein scharfes, heftiges Stechen. Mein erster Gedanke: Lungenentzündung! Am Morgen aufgestanden, jagte mich heftiger Schüttelfrost ins Bett zurück. Der Arzt bestätigte meine Befürchtung. Drei Tage nachher waren wir soweit, daß der in Wiener Neustadt studierende älteste Sohn beigerufen wurde. Mir war ganz klar, was das zu bedeuten hatte. Dann im Nebenzimmer Aerzteconcilium, ich hörte nur von einem hohen Fieberstande, vom „Verlebenlassen", weiter habe ich nicht hingehorcht auf das Urteil über Leben und Tod. Mir fehlte nachgerade das Interesse dafür, ich war schläferig. So gut habe ich nie geruht, wie in jenen Tagen schwerer Krankheit. Jede Bewegung war nicht bloß verboten, sondern wegen der großen Schwäche auch unmöglich. In den Nächten, wenn die Meinen im Nebenzimmer wohl bange nach den kurzen Atemzügen horchten, sah ich liebliche Erscheinungen aus der Kindheit, hörte den Wiegengesang meiner Mutter. So kam das Weihnachtsfest. Sie wollten auf den Christbaum verzichten an dem Tage, der über Leben und Tod entscheiden sollte. Die Bitte, den kleineren Kindern ihr holdes Glück nicht vorzuenthalten, ich konnte sie nur hauchen. So wurde im Nebenzimmer der Tannenbaum aufgestellt. Obschon stark am entgegengesetzten Rande des Lebens, gehörte auch ich — wie es sich nun herausstellte — zu den kleinen Kindern. Den Christbaum wollte ich sehen. Der Arzt, dem

meine Stimmungen gar wohl bekannt waren, gestattete, daß das Bett so gegen die Thür gerückt werde, um mit meinen Augen an dem Weihnachtsbaume teilnehmen zu können. Als dann der Baum leuchtete und sie das Bett rückten, barst dieses plötzlich auseinander, so daß nach allen Seiten die Bretter und Kissen hinfielen und ich mit meinem Strohsacke auf dem Boden lag. Der Meinigen Schreck war groß, ich aber lag ganz zufrieden, wo ich lag und betrachtete den strahlenden Baum. Ich werde ja ohnehin das letzte Mal Lichter und Kinder sehen, fiel es mir ein, aber mir war ganz gehoben dabei zu Mute. Das Sterben ist ja auch ein Fest. — Ein anderes Bett war bald vorhanden. Die Trümmer des alten wurden in das Vorhaus gelehnt und davon kam das Gerücht: Er ist tot. Mein Schlaf in derselben Nacht mag danach gewesen sein, die Wärterin soll Stund um Stund mit ihren Medizinen, Labungen und Hilfbereitschaften zu meinem Bette gekommen sein, ich wurde nicht wach und am Christmorgen wußte sich der Arzt vor Vergnügen nicht zu fassen über das plötzliche Sinken des Fiebers.

Die Krise war glücklich vorüber. — Ungemütlicher wurde die Krankheit später, als eine Rippenfellentzündung und eine Venenentzündung dazu kam. Das gab Schmerzen und dauerte Monate lang. Aber selbst diese Zeit war eine selige. Es war so heimlich bei Weib und Kindern, die mich mit aller Liebe hegten und pflegten. Das erste Gedicht des Genesenden — es wurde noch mit sehr zitternder Hand geschrieben — hat gelautet:

Mein tapferes Weib.

Ein Lied aus ſchweren Tagen,
Wer wußt' es nicht zu ſingen,
Ich ſtammle meins mit Zagen,
Denn kaum kann es gelingen,
Die dumpfen wochenlangen,
Die ſchattendüſtren Qualen,
Ein Meer von Not und Bangen
Zu gießen in enge Schalen.
Mir deckt' den Kern des Ganzen
Ein heit'res Traumgeſicht,
Ich ſah die Engel tanzen
Im roſigen Himmelslicht,
Ich hörte ſie auch ſingen,
Sie ſangen ſo ſüß und fein,
Das Schönſt' von allen Dingen,
Im Himmelreich zu ſein. —
Am Krankenbette unten,
Die Ärzte ſaßen ſchweigend,
Die Hausgenoſſen ſtunden
Ringsum, die Köpfe neigend,
Die Kinder leiſe weinen,
Ich ſollte es nicht hören,
Wie brannten weh im meinen
Gemüt die heißen Zähren'
Nur eine der Geſtalten
Stand aufrecht, ungebeugt,
Im zielbewußten Walten:
Das Haupt zu mir geneigt,
Bot ſie trotz eig'ner Schmerzen
Mit ihres Blickes Gabe
Dem kranken, wehen Herzen
Die allerbeſte Labe.
Und mit geſchickten Händen
Wußt' ſie ohn' Ruh und Raſten

Den kranken Leib zu wenden
Zum sanften heil'ren Raisen.
In meiner Leiden Kette,
Voll edler Frauenhuld
Saß sie am Krankenbette
Mit Sanftmut und Geduld.
Und wenn ich wollt' verzagen,
Ihr zuversichtlich Wesen
Hat mich emporgetragen
Zum Hoffen und Genesen.
Des Hauses starke Säule,
Des Herzens frohes Leben
Haß du, wenn dir zum Heile,
Ein tapf'res Weib gegeben.

So viel der bisherigen Hauptzüge meiner körperlichen Leiden. Was folgen wird, ist Gott bekannt. — Im Übrigen ist meine Kränklichkeit mir eine gute Erzieherin geworden. Sobald ich nur ein bißchen über die Schnur haue, werde ich bestraft. So habe ich mir's angewöhnen müssen, nie ganz so lange zu essen, bis ich satt bin, nie zu heiß und nie zu kalt, die Speisen gut zu kauen, nie mehr als ein Glas Wein zu trinken, nie mehr als eine Cigarre zu rauchen, nie länger als bis zehn Uhr abends aufzubleiben, nie weniger als fünf, nie mehr als sieben Stunden zu schlafen, und nie daran zu vergessen, daß der Herr erst am sechsten Tage den Adam erschaffen hat.

Ein zweites Glas Wein hat bei mir schon Folgen, allerdings nicht die bekannten landläufigen, ich werde bloß heiter und geistig angeregt. Bald aber kommt körperliche Abspannung, Erschöpfung; das erste Glas mag stärken,

das zweite schwächt. Der Katzenjammer nach einem übermütig verlebten Abend äußert sich bei mir weniger körperlich als seelisch am nächsten Tage. Nie habe ich bereut, zu rechter Zeit schlafen gegangen zu sein, eine lustige Gesellschaft versäumt zu haben. Wie oft aber das Gegenteil! Und noch gut, wenn der allernächste Tag schon Richter ist, wenn es dann vergeben und vergessen wieder weiter geht.

Mein Schlaf ist spärlich und leicht, ein Schläfchen nach dem Mittagsessen schmeckt gut, wird aber manchmal mit Atemnot oder einer gewissen Trägheit für den Rest des Tages bestraft. Ein Spaziergang in der Sonnenhitze wirkt auf mich wie Gift; bei kalter Witterung, in Regen, Schnee und Sturm wandere ich gerne und ohne Gefahr. Bei Ausflügen fühle ich mich gewöhnlich als zu warm und zu schwer gekleidet. In leichtem Kleide habe ich mich nie erkältet, in schwerem nach ausgebrochenem Schweiße unzähligemal. In der Wohnung offene Fenster ohne Zugluft; scharfer Wind ist nach meiner Erfahrung nicht so schlimm, weil nicht so falsch, als Zugluft. Im Schlafgemache Winter und Sommer die Nacht über ein offener Fensterflügel, aber so, daß der Luftstrom nicht gerade aufs Bett geht. Von hartem Bette bin ich kein Freund, dazu sind meine Knochen nicht genug mit Fettpolster überzogen; ist die Unterlage weich, so kann die Decke leicht sein, eine dünne Wollendecke, im Winter zwei, aber keine widerliche und ungesunde Tuchend. Das Kopfkissen soll hart und flach sein.

Die beste Medizin und Erfrischung für einen Kränklichen ist mäßige Arbeit. In manchen Leidensstunden ist Arbeit freilich unmöglich, sobald es aber sein kann, soll

man sie trotz oft großer Schwäche und Schmerzen sofort wieder ergreifen. Arbeit regt die Kräfte an, lenkt die Gedanken von der Krankheit ab. Gar manches lustige Geschichtchen habe ich unter schwerer Atemnot geschrieben.

Der Krankheit doch nicht gleich nachgeben; sich ja nicht immer die Lehre der Materialisten vorsellen, daß der Geist nur vom Fleisch abhänge, manchmal ist es umgekehrt, und ein starker Wille hat schon manche Krankheit überwunden. Thätigkeit ist die Triebfeder der Lebensuhr. Man kann sich überarbeiten, aber noch weit leichter kann man sich überfaulenzen, das letztere geschieht sehr oft. Leute, die nichts zu thun haben oder nichts thun wollen, als auf ihre Leiden zu achten, werden immer etwas zu klagen haben, und jener Wohlhabende ist gesund geworden, als er arm ward, nicht mehr Zeit hatte, krank zu sein, sondern sich den Unterhalt erwerben mußte.

Mancher Kranke würde sein Leiden mit großer Geduld ertragen und mit aller Gemütsruhe der Genesung entgegensehen, aber er quält sich mit der Angst vor dem Sterben. Würde er wissen, wie viel ein Mensch aushalten kann, welch eine Zerstörung des Körpers dazugehört, bevor er stirbt, er würde nicht so ängstlich sein. Er soll doch einmal die Bäume betrachten im Walde; wie wenige von ihnen sind ganz gesund; der eine krankt an den Blättern, der andere hat tote Äste, dem dritten fällt die Rinde ab, der vierte hat einen geknickten Wipfel, der fünfte einen hohlen Stamm oder ist sonst angemorscht und zerfressen. Und sie leben doch, sie grünen jedes Jahr, wachsen und weiten sich und sterben noch immer nicht. — Wo ist ein ganz gesunder Mensch? Mancher wird nur darum alt, weil er kränklich ist, weil er demzufolge trachtet, vernünftig

zu leben. Und mancher wird nur darum ein besserer Mensch, weil er kränklich ist; er lernt sich bezähmen, sein Augenmerk auf geistige Vorzüge richten, seine Freude an seelischen Gütern suchen. Und mancher wird nur darum glücklich, weil er kränklich ist, denn er findet mehr Ruhe und Frieden in der Ergebung, als er im Hasten, Jagen und Wähnen je gefunden hätte.

Mein Wien.

Wien! Das war das Ideal meiner Jugend. Wie es den Knaben von der Schafweide fortgerissen und durch Abenteuer und Gefahren in die ferne Kaiserstadt gelockt hat, das ist schon bis zum äußerst Erlaubten erzählt worden. Die hier aufgeschriebenen Erinnerungen behandeln mein nachheriges Verhältnis zu Wien; vielleicht sind sie nicht ganz interesselos, die freimütigen Bekenntnisse eines Menschen, der die große Stadt nicht immer mit den Allerweltsaugen, sondern manchmal auch mit seinen eigenen geschaut hat.

Von meinem dreiundzwanzigsten bis zum sechsundvierzigsten Lebensjahre habe ich jährlich mehrere Wochen in der Kaiserstadt verlebt, wenn auch stets mit Unterbrechungen; es dürfte stimmen, wenn ich von meiner Jugend, und gerade von dem empfänglichsten und unternehmendsten Teil derselben, drei volle Jahre dem Babel an der Donau zuschreibe.

In der ersteren Zeit hatte ich in Wien natürlich noch keine Bekannten. Ich kam als Student auf den Ferien hin, nie in Gesellschaft, immer allein, und trieb mich dort pfeifend und mit dem Stocke fuchtelnd in den Straßen umher. Ich fühlte mich damals in Wien nichts weniger

denn fremd; der Österreicher in mir war besonders durch das Lesen so vertraut geworden mit der Kaiserstadt, daß es mir manchmal vorkam, als hätte ich den Stefansturm und die Hofburg schon in frühester Kindheit gesehen. Eine gewisse kecke Abenteuerlust war in mir, wenn ich die belebten Gassen und Plätze durchschlenderte, so sorglos und leichtlebig, als wären die Häuser lauter Felswände, die Straßenlaternen lauter Bäume, die Menschen lauter Hasen und Hirsche, welche mich weiter nicht kümmerten. Es war zu jener Zeit, daß ich des Abends manchmal nicht ganz unabsichtlich über den Graben, die Tuchlauben, den Kohlmarkt ging, Gegenden, die mir schon früher von meinen Studiengenossen aus Wien mit besonderer Wärme ethnographisch geschildert worden waren; allein mir mangelte alle Erfahrung, ja sogar jener Instinkt junger Leute, der aus dem weltfremden Menschentrosse sich die gewünschte Gesellschaft herauszufinden weiß. Es war schon recht viel Entgegenkommen nötig, so wie damals, als eine bildschöne Dame vor meinen Augen den gelbseidenen Sonnenschirm zu Boden fallen, sich ihn von mir reichen ließ und sich für den kleinen Ritterdienst mit einem Blick bedankte, der mich weiterer Ceremonien enthob. Ich begleitete sie ein Weilchen, da fiel es mir noch rechtzeitig ein, daß ich mich „im Hotel Wandl zur Stunde mit einem Bekannten zusammenbestellt hätte". Ich verbrachte den Abend allein und mißmutig; am nächsten Morgen, als die herzerfrischende Sonne Gottes niederschien auf die funkelnden Turmknaufe, war ich dem „Bekannten" sehr dankbar, daß er — obschon gar nicht existierend — mir so bereitwillig als Ausflucht gedient hatte. — Wie froh ist man allemal, wenn es gelungen

auf betretenem Irrpfade rechtzeitig umzukehren! Wie ſtärkt ein ſolcher Sieg!

Mein Hauptintereſſe ging nach Litterariſchem und da fand ich den erſten meiner Wiener Freunde an dem Dichter Auguſt Silberſtein. Als wilder Fremdling war ich eines Tages in ſeine Wohnung in der Novaragaſſe getreten, um ihm ins Geſicht zu ſchauen und ihm zu ſagen, wie gut mir ſeine Dorfgeſchichten in dem Öſterreichiſchen Volkskalender gefielen. Ich dachte, damit würde es abgethan ſein und wollte wieder meiner Wege gehen. Da kam mir aber der Dichter mit einem ſo herzlichen Wohlwollen entgegen, daß ich blieb, mit ihm aß und trank, über meine und ſeine litterariſchen Angelegenheiten plauderte und ihn ſehr lieb gewann. Beim Abſchiede drückte er mir eine Gabe in die Hand, die ich bei der Heimreiſe mit dem beſten Willen nicht aufzubrauchen vermochte. Wir pflegten von dieſer Zeit an einen Briefwechſel, er nahm ein paar meiner mundartlichen Gedichtchen in den von ihm redigierten Öſterreichiſchen Volkskalender auf ſchrieb dazu einige einleitende Worte, machte mir ſeine Werke zum Geſchenk, in welchen ich hernach zu Hauſe ſchwelgte. In den Ferien lag ich auf dem Heuboden meines Vaterhauſes und las dieſe Schriften. Mein Dankgefühl gegen den Verfaſſer wußte ich nicht anders auszudrücken, als daß ich in den Wald ging, einen Korb voll Preißelbeeren pflückte und ihm dieſelben nach Wien ſandte.

In einen größeren Kreis des geiſtigen Lebens von Wien wurde ich anfangs der ſiebziger Jahre durch Ludwig Anzengruber eingeführt. Ich hatte dieſe bedeutende Charaktergeſtalt kurz vorher gelegentlich der zwanzigſten Aufführung ſeines „Pfarrer von Kirchfeld“ in Graz kennen

gelernt. Wir hatten uns bald warm aneinander geſchloſſen, meine Verehrung für dieſen Mann ging ins Enthuſiaſtiſche; auch perſönlich verſtanden wir uns, und ſo ſteckten wir ſtets zuſammen, ſo oft ich nach Wien kam. Durch Anzengruber wurde ich mit Friedrich Schlögl bekannt. — Mein Verhältnis zu dieſen beiden Männern iſt in dem Buche „Gute Kameraden" näher beſchrieben worden.

Eine der lichtvollſten Geſtalten aus meinen Wiener Kreiſen iſt Hans Grasberger, der herzenswarme Menſch, der liebenswürdige Dichter, der klaſſiſch gebildete Kritiker. Zwiſchen ihm und mir hat ein inniges Verſtändnis ſich entwickelt in Dingen der Lebensanſchauung und der Menſchenbeurteilung, und unſer perſönliches Zuſammenſein läßt mich immer wieder fühlen, daß wir Ein Herz und Eine Seele ſind.

Auch der Verkehr mit dem Novelliſten Emil Vacano, ſo lange derſelbe noch in Wien lebte, war für mich in mancher Beziehung ein anregender. (Siehe „Gute Kameraden".)

Vacano war Denen, die er gerne hatte, mit einer faſt leidenſchaftlichen Wärme zugethan, er überhäufte ſie mit den kindlichſten Liebesbezeigungen; er konnte zu den übermütigſten Streichen aufgelegt ſein wie der keckſte Burſche, er konnte bei dem Freundſchaftskuſſe erröten wie ein Mädchen. Ein Gemiſch von asketiſcher Neigung und bacchanaliſcher Genußluſt war in ihm, man konnte in ſeinen Händen, wenn ſie ſich ausſtreckten nach dem Becher des Dionyſos, die Wundmale Chriſti ſehen. Vacano weihte mich ein in das nächtliche Treiben der Großſtadt. Er führte mich in das Orpheum, oder wie die große Unterhaltungsanſtalt hieß, wo man Bänkelſänger, Komödianten, Akro-

baten, Zauberer, Tanzmeister und Tänzerinnen sehen konnte, wovon letztere meine Vorstellung von Frauenwürde um ein sehr Erkleckliches modifiziert haben. Vacano suchte mich bald zurückzuhalten, doch mich interessierte das Unwesen. Im Nu waren ein paar Bekanntschaften gemacht, deren mir unerhört scheinender Beginn auf die allernatürlichste Weise sich entwickelte. Bei der jugendlichen Schwärmerei für Alles, dem ich mich damals hingegeben, wundere ich mich heute selbst darüber, ziemlich heil davongekommen zu sein. Viele Wiener Kinder sah ich um mich, die eine bessere Erziehung als ich genossen hatten, und die doch vor meinen Augen in Tiefen gesunken waren, vor deren Grauen ich mich warnen ließ. Ich streckte manchmal meine Hände aus, um zu beobachten, ob vom Himmel nicht schon Schwefel und Pech zu rieseln beginne. Draußen auf dem Lande wird das sechste Gebot bisweilen in tierischer Brutalität mit Füßen getreten, aber hier im städtischen Dunstbrodem künstlich entfachter Sinne, im Dämmerlichte halb abgedrehter Gasflammen sah ich Dinge, die ich einfach nicht begriff, deren Annehmlichkeiten mir nicht einleuchteten und die doch mit rasender Leidenschaft oder mit lüsterner Berechnung vollführt wurden. Das Alles muß ich andeuten, weil kurze Zeit für mich die Gefahr bestand, darin unterzugehen. Die Freunde mied ich bereits, nur einzig noch der neuen Perspektive nachspähend, die sich mir aufgethan. Einen Landsmann hatte ich gefunden, der, wenige Jahre älter als ich, sich erwerbslos in Wien umhertrieb, doch Geld im Sacke hatte. Er war ein hübscher, aber etwas blasser, aufgeweckter Bursche, aufgeweckt besonders des Abends, wenn die Lichter angezündet wurden; er grüßte sehr viele schöne Frauen auf der Gasse,

zwinkerte auch manchmal einer problematischen Gestalt männlichen Geschlechtes zu, wußte alle Schlupfwinkel der Vergnügungen, führte mich, den leicht Lenkbaren, dahin und gab mir in Manchem förmlich Unterricht, bis es mir allmählich nicht mehr ganz so unerhört erschien, als anfangs. Es war schon der richtige Weg hinab. Ein Taschendieb rettete mich. Bei einem Gedränge auf dem Stefansplatze (ich weiß nicht mehr aus welchem Anlasse, ich weiß nur, daß Hunderte zur Turmspitze emporstarrten) wurde mir das Geldtäschchen aus dem Sacke gezogen. Da hieß es, bei einem Bekannten, Herrn Rister (Inspizienten des Burgtheaters), eine kleine Anleihe zu machen, um nach Graz fahren zu können. In Graz erwarteten mich ernstere Studien und Arbeiten und die Wiener Elysiumsfreuden schwanden mir schnell aus dem Sinne.

Meine Erfahrungen aus dem Leben der Großstadt waren damit aber noch lange nicht abgeschlossen. So oft ich Zeit und Geld hatte, fuhr ich über den Semmering, aber ich stellte mich wieder zu meinen alten Freunden. Und ich wanderte oft stundenlang durch die Stadt, um die Gebäude und das Straßenleben zu betrachten. Ich hatte an der Nordseite der Stadt die Basteien noch gesehen, dann sah ich die Entwickelung der herrlichen Ringstraße, das Aufstehen des Kursalons, der Votivkirche, der Universität, des Reichsratsgebäudes, des Rathauses, der Museen, des Burgtheaters und anderer stolzen Bauten, die der alten Kaiserstadt einen fast beispiellosen Glanz verleihen. Auf den Stefansturm stieg ich jährlich mehrmals; etliche Wiener verlachten und verspotteten mich darob und Einer brachte über mich den Namen „Turm-Peter" auf. Das Schönste, was sie haben, das Bild

ihrer Stadt, das Silberband ihrer Donau, den Eichenkranz ihres Wienerwaldes, das Felsdiadem des Schneeberges — Manche sahen es nicht, ja verschlossen wie absichtlich ihre Augen davor, um sich nur ganz dem Grobsinnlichen hingeben zu können. Das Essen und Trinken ist freilich ganz ausgezeichnet in den Wirtshäusern, und selbst zu Hause ist die böhmische Köchin unübertrefflich; auch die weichen Donaubäder und die Straußischen Walzer, und ein Spritzfahrtel manchmal, und ein Spielchen, ein Vormittagsgläschen und ein Nachmittagsschläfchen — es sind gute Sachen, wahrlich ja! Aber so Einer vom Waldlande herein ist anspruchsvoller, er will Natur in ihrer Größe, Kunst in ihrer Reinheit, Seele und Geist in ihrem vollen Adel. Solches suchte ich an der größten Kulturstätte des Reiches und fand es nicht immer. Auch dort wie überall giebt es nur wenige Auserwählte, die mit dem Poeten gleichen Sinnes sind und gleiche Ansprüche machen an die Lebensgenüsse eines civilisierten Volkes.

Während meines Aufenthaltes in Wien wohnte ich fast allemal in dem Hause eines Generaldirektors Müller, dessen Gattin eine Landsmännin von mir war. In dieser Familie habe ich mich immer wohl gefühlt. Müller selbst war ein ernstruhiger Mann schwäbischer Abkunft, ein Schwager des berühmten Philologen Franz Pfeiffer. Er war im Denken ebenso ideal, als im Leben praktisch. Er starb als Mann in den besten Jahren. Mit seiner geistesfrischen Frau, einer geborenen Wamsel von Sommerstorff in Krieglach und ihrer Schwester, der mir seit Kindestagen sehr lieben Freundin Julie, die das Unglück hat, ohne Augenlicht durch diese licht- und farbenvolle Welt zu gehen, pflegte ich Abende lang Krieglacher-Erinnerungen und in-

mitten der großen Stadt nahm sich die also vor die Seele gezauberte Dorfidylle des Mürzthales doppelt reizend aus. Den heiteren, genial bummelwitzigen Geist des Hauses besorgten die beiden Söhne Hermann und Otto, die damals Studenten waren, und zwar noch Studenten jener herrlichen Sorte, die da in reinster idealistischer Begeisterung singen konnte: Vom hohen Olymp herab kam uns die Jugend! In Hermann stak, was Leichtlebigkeit und Humor anbelangt, eine starke Dosis Wienertum, seine heitere Schlagfertigkeit, seine unerschöpflichen Schwänke, seine stete Bereitwilligkeit, auf alle Scherze einzugehen, machten ihn zum Liebling der Gesellschaften. Ich achtete an ihm noch besonders sein reges Interesse für jede Art geistigen Lebens und Strebens. Zudem besaß Hermann ein großes Zeichentalent, das er besonders für humoristische Darstellungen auszunützen pflegte. — Ein wenig ernster und in sich geschlossener angelegt war sein Bruder Otto. Otto's humoristische Ader schwoll seltener, wenn aber doch, dann noch fast unwiderstehlicher als die Hermanns. Er trieb fleißig Studien über Kunst, Theater und Litteratur und schrieb selbst manch merkwürdiges Gedicht harmlos humoristischen oder scharf sarkastischen Inhaltes. In diesem jungen Manne hatte sich der naive Idalismus seltsamerweise vereint mit der modernen Ironie und der Neigung zur Parodie. Gedichte und Scherze, die man nachmalig von ihm in den „Fliegenden Blättern" fand, geben davon beredtes Zeugnis. Zudem war in ihm ein unentwegtes Streben nach der dramatischen Kunst, eine strenge Gewissenhaftigkeit in Allem, eine Männlichkeit des Charakters, wie man sie bei jungen Männern selten findet, besonders wenn sie von Lockungen der großen

Stadt so umspielt werden, wie die bildhübschen, liebenswürdigen und wohlhabenden jungen Müller es waren.

Mit Hermann machte ich manchen Ausflug, einmal auch eine Reise um die Stadt Wien, die, ohne daß wir uns unterwegs, außer beim Mittagsessen in Währing, viel aufhielten, neun Stunden in Anspruch nahm. In den Sommerferien, waren wir viel in Krieglach beisammen, wo wir uns gerne mit theatralischen Darstellungen ergötzten, Otto besorgte stets die Helden, ich die volkstümlichen Charaktergestalten. Landausflüge nach dem Feistritzthale, nach dem Gesäuse, auf den Teufelsstein, nach Mariazell, die ich mit der Familie Müller oder einzelnen ihrer Mitglieder machte, zählen zu den mir liebwertesten Erinnerungen.

Die beiden jungen Männer haben guten Weg gemacht. Hermann ist heute Architekt im Cottesch-Verein zu Wien, Otto ist Schauspieler zu Berlin, sein rühmlich bekannter Name lautet Otto Sommerstorff.

Bei dieser Familie nun hatte ich in Wien meine Heimstätte, mit ihr jubelte ich bei den patriotischen Glanzfesten und Schaustellungen, an denen Wien so reich war, mit ihr weinte ich nach dem Brande des Ringtheaters, einem Ereignisse, welches mir wohl für immer einen Schatten geworfen hat über das heitere Wien.

Anfangs der achtziger Jahre wurde das gastfreundliche Haus Müller in Beherbergung des vagabundierenden Steirers abgelöst von dem Hause meines Schwiegervaters Knaur auf der Wieden, in welchem ich für die Tage meines Wiener Aufenthaltes Niederlassung fand.

Schon in den siebziger Jahren hatte sich mein Bekanntenkreis in Wien immer mehr erweitert. Da gedenke

ich noch besonders eines kleinen Beamten der Nationalbank (ich glaube er war Amtsdiener). Ein altes, wohlbeherztes und lebensheiteres Männlein, Namens Christian Schum. Welcher echte Wiener kannte den alten Schum nicht!

Er war ein Schwabe, hatte in seiner Jugend Wilhelm Hauff und Ferdinand Raimund auf den Bergen herumgeführt und wußte gelegentlich von vielen Bekanntschaften mit berühmten Persönlichkeiten zu erzählen, ohne aber, daß er damit je geflunkert hätte.

Sein kluges treuherziges Wesen verschaffte ihm Zutritt in litterarische Kreise. Seine kurzen Bemerkungen waren stets schlagend, seine Anekdoten immer von einer echten Lachsalve der Anwesenden begleitet, seine Begeisterung für die Natur war geradezu rührend. An jedem freien Tage war er, wenn nicht weiter, so wenigstens draußen im Wienerwalde, öfter als fünfzigmal soll er sein Lebtag auf dem Schneeberg gewesen sein und in den steirischen, kärntnischen und tirolischen Alpen war er nicht minder daheim, als auf den Bergen Niederösterreichs. Das war ein Tourist nach dem Herzen Gottes, der nicht allein dort umherkletterte, wo die Berge wild und beschwerlich sind, sondern auch dorthin ging, wo sie ihre, das Menschenherz ewig erfreuende, liebliche, lebendige Schönheit ausbreiten. Ich kann nicht ohne Rührung denken an den alten Schum, an dieses für Gottes Weltherrlichkeit bis zur Inbrunst dankbare Herz. Mich überhäufte er mit liebevoller Aufmerksamkeit, die ich kaum zu erwidern imstande war, geschweige verdiente. So oft ihm zu Ohren kam, daß ich in Wien sei und bei der bekannten Tischgesellschaft mich einfinden würde, machte der alte Mann den weiten Weg von

seiner Alservorstadt bis Mariahilf oder auf die Wieden und hielt bis zum Letzten von uns Stand. Mehrmals besuchte er mich mit seinem runden Frauchen in Krieglach und brachte allemal Geschenke mit, sei es das Bildchen irgend eines gemeinsamen Wiener Freundes, sei es ein Cigarrenspeifchen, sei es ein Spazierstock oder dergleichen. Schum war fünfzig Jahre vorher aus Württemberg eingewandert und starb 1886 zu Mödling, auf dessen Friedhofe am Saum des von ihm so sehr geliebten Wienerwaldes er ruht.

Ein wunderlicher Gegensatz zu Schum war ein anderer unserer Tischgesellschaft, Graf Anton Lazanski. Bevor ich ihn noch persönlich kennen gelernt hatte, lud er mich eines Tages bei sich zu einem Souper. Mit dem Abendzug in Wien eingetroffen kam ich etwas spät; die Gesellschaft, darunter Anzengruber und Schlögl, war bereits bei Tische. Auf mein Klopfen an der Thür öffnete mir ein noch junger Mensch mit schwarzem Schnurrbärtchen, wies mich zur Tafel und bediente mich wie die übrigen mit den Schüsseln, die er um den Tisch herumtrug. Der Gräfin, einer sich einfach und schlicht bürgerlich gehabenden jungen Dame, war ich bald vorgestellt; als ich aber meinen Tischnachbar nach dem Grafen fragte, belehrte er mich, daß es eben der sei, welcher mich zur Thür hereingelassen habe und die Schüsseln um den Tisch trage. Er hätte sich in den Kopf gesetzt, die „Ritter vom Geiste" wie ein Lakai persönlich zu bedienen. Nach dem glänzenden Souper ergötzte uns Graf Lazanski mit musikalischen Vorträgen, er spielte mehrere Blas- und Saiteninstrumente, worunter die Zither. Seine Wohnung war ein Arsenal von Jagd- und Fischerei-Geräten, Touristensachen, Reiterzeug und anderen Sport-

gegenständen. Ein Sport von ihm schien mir auch sein Verhältnis zu uns Litteraten zu sein, in welchem er sich bald unterthänig, bald brüderlich, bald wieder vornehm aristokratisch zu uns stellte. Übrigens nahm er an unserer Tischgesellschaft regelmäßig teil, ohne sich vorzudrängen und war höchst zufrieden, wenn er manchmal ein Jagdgeschichtchen oder ein Anekdotlein aus der Künstlerwelt anbringen konnte. Sein ganz gemütlich und munter dreinschauendes Gesicht hatte einen schiefen Backen, den ihm ein Zahnreißer ausgerenkt hatte. Immer hatte er etwas Besonderes an sich, war es ein Paar plumper Bauernstiefel, das er sich bei irgend einem Dorfschuster bestellt, war es eine wulstige Bergjoppe aus Schweizerleder, war es eine unförmige Tabakspfeife, aus der er mit Hindernissen ungebrochenen Mutes rauchte. Ein wenig schief ging es nur, wenn er sich in philosophische Gespräche einließ, da schlug ihm der Aristokrat, der manchmal nur für körperliche Übungen eingerichtet ist, schon bösisch in den Nacken. Übrigens war er sehr harmlos, wohlwollend und stets bestrebt, seinen Freunden Freude zu bereiten. Mich hat Graf Lazanski wiederholt in Krieglach besucht; einmal, an einem sehr heißen Sommertage, kam er mit seiner Frau Gemahlin zu Fuß von Wien über Mariazell, die Reiseausrüstung auf dem eigenen Rücken schleppend. Dann ließ er sich im Gasthause etwas schmecken und lud eine ganze Tischgesellschaft zum Mahle ein. Glücklich war er, wenn er mit selbstgefangenen Forellen bewirten konnte. Meine Kinder überlud er mit fürstlichen Geschenken; da kam zum Beispiel zu Weihnachten ein vollständiges, stark vergoldetes Altargeräte zum Messelesen, Kelch, Monstranz, Rauchgefäß u. s. w. in gewöhnlicher Größe, um die manche

Dorfkirche meinen spielenden Knaben hätte beneiden können; oder es kam für denselben etwa fünfjährigen Knaben ein ganzer Steireranzug mit kurzer Lederhose, grünen Strümpfen und befedertem Alpenhut; oder es kam ein Werkel mit einem halben Dutzend lustiger Wiener Stücklein, zu welchen extra noch ein komponiertes Liedchen aus meinem „Zither und Hackbrett" hineingesetzt war. Das Werkel stand auf einem zierlichen Wäglein, mit welchem die zwei Kinder dann spaßeshalber durch das Dorf fuhren, das eine mit dem Strohhütchen abfammelnd, während das andere den Hebel drehte. — Durch solch großartige Geschenke wurden meine Kinder nachgerade verwöhnt, aber merken werden sie sich's doch auf lebelang, daß sie die größten Spielzeugfreuden dem „Onkel Anton" verdanken, wie Graf Lazanski sich nennen ließ. Er hatte selbst keine Kinder, sein Leben war ein unstetes und — da er doch einen Einblick in tieferen Gehalt des Menschenlebens zu haben schien — ein unbefriedigtes. Er starb frühzeitig während eines Aufenthaltes in Italien.

Schon zu Beginn der siebziger Jahre hatten Wiener Zeitungen sich nach mir umgesehen. Schuselkas „Reform", sowie Hügels „Vorstadt-Zeitung" haben gleich meinen Erstlingswerken eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt. Noch wärmer und beständiger meiner angenommen hatte sich der „Wanderer". Als dieser mir eine Bahn gebrochen, kamen auch andere mit ihren Einladungen, ihnen etwas aus meiner Feder zukommen zu lassen. Ich schrieb wacker drauf los, denn Kopf und Herz waren immer voll, und nebst dem „Wanderer" beeilten sich die „Wiener Zeitung", das „Wiener Salonblatt", Jägers „Tourist", die „Neue illustrierte Zeitung", das „Fremdenblatt", die „Vorstadt-Zeitung" und

andere, meine Sachen abzudrucken. In näheres litterarisches Verhältnis trat ich später zur „Presse“ und zur „Deutschen Zeitung“.

Um dieselbe Zeit besuchte ich auch einige Male diesen oder jenen Bekannten in den Zeitungsredaktionen, mit welchem ich der Beiträge wegen sonst brieflich verkehrt hatte. Die Zeitungsschreiber, stets in Cigarrendunst gehüllt, zeigten freundliches Interesse für den jugendlichen Provinzler, behandelten ihn aber gerne ein wenig von oben herab. Ich that, als merkte ich das nicht, hatte aber ein angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, sich, wenn es just darauf ankäme, mit manchem dort sitzenden Jünglinge noch gerade messen zu können. Wohl erschauerte ich vor der Fülle von Geist und Witz, so da aus eines jeden Mund formgewandt, laut sprudelnd hervorquoll, während ich kaum das allerlederndste Zeug richtig zu stottern wußte. Ja, da ging es anders her, wie in den feierlich stillen Zeitungsstuben der Provinz, wo der eine im Schweiße seines Angesichtes den Leitartikel schrieb, der andere die Tagesgeschichte mit der Schere zurechtstutzte für die gläubige Gemeinde. Solche nahmen es schrecklich ernst mit ihrem Schreiben und Schneiden, während in dem Zeitungspalaste der Großstadt ein burschikoser, fast frivol-ungefügelter Geist herrschte, der die Journalistik beinahe wie ein Glücksspiel betrieb, stets leidenschaftlich und schlagfertig, aber im Grunde selbst nicht glaubt an die Lehre, die er durch die Lettern dem Volke verkündet. Und das Publikum kam mir der Presse gegenüber wie jene Leute vor, die Gott fürchten, auf Gott hoffen und nicht an ihn glauben. Ich sah bei dem Zeitungshandwerke, daß dort von einer Beseligung, Begeisterung für eine Sache keine Rede ist, daß

es nur auf die richtige Mache ankommt und auf den Augenblick, in dem dies oder jenes in die Öffentlichkeit geschleudert wird. Etwas heute in einem Blatte heilig Behauptetes kann morgen in demselben Blatte ignoriert, widersprochen werden, das macht nichts, das Publikum nimmt alles hin. Und wie viel Persönliches spielt da mit hinein, wie viel Eigennütziges! „Man muß nicht vergessen," sagte mir einmal der Chefredakteur eines großen Blattes, „daß eine Zeitung keine Person ist, also auch keine persönlichen Tugenden, keinen Charakter zu haben braucht. Eine Zeitung ist der Spiegel des Lebens, der Spiegel ist nicht schuld, wenn er eine Fratze zurückwirft!" — Eine hübsche Sophistik! — Dem Publikum ist es ja recht — nun also. Der mit dem Journalismus einigermaßen verwandte Litterat, wie Unsereiner, darf wohl freimütig sein? — Am wenigsten verwüstet kam mir noch das Feld unter dem Striche vor, wo ich manchmal mein Kraut anbaute. Da ließ ich mir nicht viel dreinreden. Ein einziges Mal war es, daß der Redakteur mir von meinem Feuilletonaufsatze Kopf und Fuß wegstrich, weil ihm der Kopf zu eigensinnig war und der Fuß zu weit ging. Doch vermeinte er mich damit zu trösten, daß kein Honorarabbruch zu befürchten sei. Natürlich waren wir von dem Augenblicke an geschiedene Leute.

In solcher Allgemeinheit gab es aber manche erfreuliche Ausnahmen. Ich lernte unter den Journalisten auch wirkliche Männer kennen, Männer, denen es mit ihrem Beruf Ernst war, die darin etwas bleibend Gutes wirken wollten und auch wirkten, die ihre Mission, die öffentliche Meinung zu leiten, zu veredeln, nicht mißbrauchten. Solche wurden zwar kaum reich, genossen aber Achtung und Befriedigung. Zu den angenehmen Bekanntschaften, die ich

in der Wiener Zeitungswelt machte, zähle ich namentlich M. Feyerer, J. K. Lecher, Ferdinand Groß, A. Bettelheim, Johannes Meißner, Eduard Hügel, Müller-Guttenbrunn, O. Teubner, V. Chiavacci, E. Pötzl.

Einmal ließ ich mich auch in den journalistischen Concordia-Klub führen, da drin bin ich aber nicht lange geblieben. Die Luft war mir zu elektrisch, jede Minute ein Witzblitz, ein Schlager, es war fast unheimlich, wie gescheit die Leute hier sprachen. Aber ich fand bei ihnen eine allzu große Fertigkeit in Aburteilung über Dinge, an deren Lösung die ernstesten und gediegensten Männer eine Lebenszeit verwendet hatten. Es war ein sprühender, aber ein zersetzender Geist, der in diesen Kreisen waltete, und ich zog mich bald wieder aus ihnen zurück.

Eine neue Rangordnung hatte sich mir allmählich erschlossen. Schon früher wurde ich eingeführt bei den Germanisten Emil Kuh und J. K. Schröer; nun kam ich teils durch diese Herren, teils aus eigenem Antriebe, teils aus Zufall und teils durch besondere Einladungen in die Gesellschaft von Gustav Laube, Josef Weilen, Ada Christen, Ferdinand Kürnberger, Eduard Bauernfeld und Alfred Meißner. Anzengruber ist schon genannt worden. Je höher hinauf die geistige Rangstufe, desto geklärter und milder wurden die Geister, desto freundlicher und mir trauter wurde ihr Idealismus. Laubes Bekanntschaft hatte ich eines Sommertages auf der Straße bei Wildalpen gemacht. Begegnete mir dort ein rupriger Mann mit einem Hunde, man hätte ihn für den Förster halten können; ich brachte aber diese Züge alsbald mit dem mir wohlbekannten Bilde des damaligen Burgtheater-

Intendanten in Einklang; in einer mir noch heute unerklärlichen Kühnheit trat ich ihn an und fragte mit abgezogenem Hute, ob ich die Ehre hätte, mit Laube zu sprechen. „Laube iſt's, aber ſprechen will er jetzt nicht," war ſeine kurze Antwort. Ich ſchrak zurück. „Auf ſtaubiger Straße ſpricht kein kluger Menſch." Später im Gaſthauſe kam er ſelbſt zu meinem Tiſche und wir traten uns zur Not ſo nahe, daß wir uns vor einander nicht mehr fürchteten. Im nächſten Winter führte mich mein Landsmann, der Schauſpieler Tyrolt, in Laubes Haus, wo ich einen ganzen Sternenhimmel berühmter Schauſpieler und Schauſpielerinnen fand, aus denen ſich das Leben mir wieder in einem eigentümlichen Lichte ſpiegelte. Nach einer Seite hin weniger, nach anderer hin mehr Vorurteile. Vor allem fiel mir bei einigen ein brüskes Auflehnen gegen ſie betreffende kritiſche Bemerkungen auf und anderſeits wieder eine kindliche Dankbarkeit für jegliche Anerkennung, ſei ſie mündlich gemacht worden, ſei ſie mit auch nur wenigen Worten in einer Zeitung geſtanden. Ich ſah, wie dieſe Naturen alle, die großen Dramatiker, wie die kleinen Epiſodiſten, von Beifall lebten, wie der Fiſch vom Waſſer. Naive Menſchen, die den Beifall für etwas ganz Unbedeutendes achten, wenn er andere angeht, und für das Höchſte, für die Krone des Lebens, wenn er ihnen ſelbſt gezollt wird. Aber mir waren ſolche immer glühende, im hohen Pathos ſprudelnde, ſich in närriſchen Burlesken gefallende Erſcheinungen ſympathiſch wie ſchöne Arabesken um das gewaltige Drama des Lebens.

Bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung, daß ich in Wien unter den Schauſpielern nicht bloß Künſtler, ſondern auch Charaktere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, an

denen sich das Herz erfreut. Da waren die Hofschauspieler Baumeister und Gabillon, Martinelli und der Wiener Liebling Girardi, mit denen ich in Wien wie in Steiermark köstliche Stunden verlebt habe.

Der Dramatiker Josef Weilen hat seine Wohlgesinnung für mich nie verläugnet. „Ich muß Ihnen ja," sagte er eines Tages, „den guten Witz verzeihen, den Sie über mich im ‚Heimgarten' gehabt haben!" Als ich mich darauf nicht sofort erinnern konnte, sprach er mit seiner sonoren Stimme folgendes Verslein:

„Einst sah ein Freund der Mimik fort und fort
Hier Langers Possen, Weilens Dramen dort,
Da mußt' ihn ja sein Schicksal denn ereilen,
Der Ärmste starb an Langerweilen."

„Aber, Herr Professor, das ist ja nicht von mir!" rief ich, „das ist von Oskar Blumenthal."

„Das macht nichts", sagte Weilen, mir auf die Achsel klopfend, „Sie haben es doch im ‚Heimgarten' gehabt, und das will ich Ihnen verzeihen."

Einen ganz kleinen Ruck erlitt Weilens Jovialität, da er Hofrat und Redakteur des Werkes „Österreich-Ungarn in Wort und Bild" geworden war, und endlich gar als Freund des Kronprinzen Rudolf galt. Da war etwas weihevoll Prophetisches, etwas Überlegenes, die Dichter Österreichs diplomatisch Dirigierendes in ihn gekommen, eine Schwäche, die man ihm gerne verzieh, da er ja doch noch der wohlwollende Mann geblieben war.

Freundlich wurde ich bei Bauernfeld aufgenommen, doch fanden wir das erste Mal nicht leicht Schwerpunkte für unser Gespräch. Er war zu alt, ich war zu jung.

war mit seinem Wien, mit seinem Burgtheater, mit dem Theater überhaupt zu wenig vertraut; ihm ging es nicht viel besser mit meinen steirischen Bergen und Dörfern. Also plauderten wir in Gottesnamen von seinem Alter und von meiner Jugend, woraus aber bald eine von seiner Seite höchst interessante Plauderei entstand. Es stellte sich nämlich das überraschende Facit heraus, daß in der Weltanschauung ich in einigen Punkten alt geworden, er in einigen Punkten jung geblieben war.

Mit Alfred Meißner, der in Bregenz lebte und sich nur zeitweilig in Wien aufhielt, wurde ich durch Professor Emil Sossé bekannt. Es war in einem Kaffeehause in der Wollzeile, und da saßen wir gleich das erste Mal ein paar Stunden beisammen und plauderten, als ob wir zusammen in die Schule gegangen wären. Es war bald nach dem Tode meines Weibes (1875). Meißner nahm den wärmsten Anteil an meinem Verluste, wohl nicht ahnend, daß ihm ein ähnlicher nahe bevorstand. Er hatte eine schöne junge Frau, die er abgöttisch liebte. Als sie ihm gestorben war, schrieb er mir Briefe voll der rührendsten Innigkeit. Ich konnte freilich seinen Schmerz bloß verstehen, aber das war ihm genug. Er war mir ordentlich dankbar dafür, daß ich ihn nicht zu trösten suchte, daß ich sein großes Unglück erkannt und dessen herbe Würde weder mit philosophischer noch mit poetischer Ausschmückung beeinträchtigt hatte. So lange er lebte, blieben wir in brieflichem Verkehre, aber die geträumte Idylle, die wir zusammen einmal am Bodensee verleben wollten in Gesellschaft Scheffels und Auerbachs, ist nicht in Erfüllung gegangen. Sie alle Drei sind heimgegangen. Meißners letzter Brief hat für mich mehrfaches Interesse, und zwar

einer kleinen Episode wegen, die ich hier mitteilen will. Einmal veröffentlichte ich einen Aufsatz: „Großstadt et cetera" über den Wiener Centralfriedhof. Darüber erhielt ich aus Wien ein langes Schreiben, in welchem auch folgende Stellen vorkommen: „Sie pfuschen doch in Alles hinein. Bleiben Sie bei Ihren einfaltigen Dorfspatzen, wenn Ihnen schon die Schneiderei nicht mehr von der Hand geht, aber schreiben Sie nicht über Dinge, die Ihnen so wenig etwas angehen, wie einen Walfisch das Violinspielen. Dieses Geschmiere, welches „Großstadt et cetera" überschrieben ist, ist doch schon das Blödeste, was ich seit langer Zeit gelesen. Kein Mensch zwingt Sie, sich auf dem (Wiener) Centralfriedhofe begraben zu lassen, nun also geht Ihnen die ganze Geschichte rein gar nichts an. Sind Sie doch so gut und halten Sie ein anderes Mal den Mund" u. s. w. Der Brief war mit einem Namen unterzeichnet, dessen Träger damals im Wiener Gemeinderate saß.

Wenige Wochen später erhielt ich aus Bregenz ein Schreiben von Alfred Meißner, welches zufällig denselben Gegenstand behandelte. Da heißt es unter anderem: „Neulich las ich Ihr „gefährliches Maidele" und den „Windwachelbuben", ein paar Tage später „Großstadt et cetera". Wäre meine Verehrung für Sie der Steigerung fähig, sie würde noch wachsen. Diese ersten beiden Novelletten — welches Leben drin, welche Heiterkeit! Inhalt in jedem Satze, eine Anschaulichkeit, Farbe von einer Wahrheit und Kraft, daß man völlig vor Entzücken außer sich kommt. Und der lustige Geselle, der das geschrieben, schreibt ein paar Tage drauf die „Großstadt et cetera", ein Bild von so erhabenem Ernste, wie ich kaum ein ähn-

liches zu nennen weiß. Wie weit reicht Ihr Können, wie unendlich weit! Seit Dickens, das weiß ich, war Keiner da, wie Sie. Stäke die Welt nicht voll überbrachter Begriffe, alter Vorurteile, klammerte sie sich nicht an Namen und dumme Traditionen, es müßte dies für Alle, welche lesen und fühlen, feststehen. Sie haben vielleicht hunderttausend Verehrer, Sie sollten deren einige Millionen haben."

Ich habe damals beide Briefe still in meine Lade geschlossen, aber bei dieser Gelegenheit kann ich mir den Spaß nicht versagen, die zwei etwas voneinander abweichenden Meinungen nebeneinander zu stellen.

Um die Mitte der siebziger Jahre hatte ich in Wien bereits mehr Bekannte, wußte im öffentlichen Leben der Hauptstadt bereits besser Bescheid, als in Graz. In Graz hatte ich mein Heim, meine Familie, alles Andere war — mit Ausnahme weniger Freunde und des Theaters — für mich kaum vorhanden. In Wien besuchte ich die Gasthäuser, Kaffeehäuser, die Schauspiele und Opern, die Museen, besuchte Soireen und Hausbälle und die Clubs von Schriftstellern, in welchen mein Blick für Welt und Leben sich allmählich weitete, während der übrige Bauernkerl freilich so blieb, wie er stets gewesen.

Nach dem Tode meines Weibes hatte ich mich ganz in das Grazer Heim zurückgezogen, um bei meinen Kindern zu sein. Allein, es währte kaum ein par Jahre, so regte sich wieder das Verlangen, manchmal etliche Tage in der bunten Kaiserstadt zu verleben. Auch mein Gemütszustand ließ eine solche Zerstreuung für notwendig erscheinen. Auf einem solchen kurzen Wiener Aufenthalte war es, daß ich ein Briefchen erhielt folgenden Inhaltes:

„Mein Herr!

Wenn Sie, wie gewöhnlich, morgen Nachmittags 6 Uhr das Café Grinsteidl besuchen, so werden Sie im zweiten Zimmer rechts eine schwarzgekleidete Dame sehen, die am Halse ein ovales Medaillon trägt. Nähern Sie sich ihr und haben Sie Vertrauen, es wird zum Guten führen."

Das Fehlen einer Namensunterschrift machte die Sache nur noch pikanter. Ich suchte niemals Abenteuer, aber diesmal war es so hübsch bei der Hand, in meinem Kaffeehause zu meiner Stunde, an meinem Platze im zweiten Zimmer rechts. Dazu war immer ein unbestimmtes Ahnen in mir um diese Zeit, als müsse mir irgend wann und irgend wo neues Glück lachen.

Natürlich habe ich mich pünktlich eingefunden. Das bezeichnete Lokal war zur Stunde fast leer, nur ein paar alte Herren saßen bei ihrem Schwarzen, in die Abendblätter vertieft. Im Nebenzimmer klapperten die Billardkugeln. Ehrlich erschrak ich, als an dem Ecktischchen richtig die schwarze Dame saß. Es war eine zarte, jugendliche Gestalt mit blassem länglichem Gesichtchen und großen, wie mir schien, sehr ernsthaften und doch milden Augen. Daß es die Richtige war, bezeugte das ovale Medaillon an ihrem Halse, in welchem ich auf den ersten Blick — die Photographie meines zweijährigen Söhnchens sah. Bevor ich mich von meiner Überraschung noch zu fassen wußte, reichte sie mir sittig die Hand und flüsterte: „Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse! Ich wußte keinen anderen Weg, um Sie zu sprechen. Sie kennen mich freilich nicht, aber ich kenne Sie, seit das „Zither und Hackbrett" gedruckt ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich

Ihretwegen gelitten habe. Ihre liebe selige Frau habe ich gekannt. Als sie gestorben, habe ich Tag und Nacht weinen müssen über die armen mutterlosen Kinder. Ich bitte Sie," fuhr die Dame mit gefalteten Händen leise fort, „lassen Sie es mich versuchen, die Verstorbene zu ersetzen, so gut es möglich ist, ich will Ihrer lieben Kinder Mutter sein."

Auf diese so freimütige Ansprache meine Antwort: „Wüßte doch nicht, ob . . . .?

„Überzeugen Sie sich," versetzte sie schnell. „Setzen Sie sich über die herkömmlichen Gepflogenheiten hinweg, begleiten Sie mich in die Wohnung und Sie werden sehen, wie natürlich und wohlgemeint meine Absichten sind. Ich bin unabhängig, habe über mich selbst zu verfügen und würde mir es zum höchsten Glücke schätzen, dem Dichter des „Waldschulmeisters" und seinen Kindern Gutes thun zu können. Kommen Sie nur mit, denn jetzt sitze ich hier auf Nadeln und den Kaffee können Sie auch bei mir trinken."

Was konnte denn anderes geschehen, als daß ich mit ihr ging! Aber durchaus nicht in der Absicht, an dieser Dame meinen Kindern einen Ersatz zu gewinnen. Der Weg war ziemlich lang, sie wohnte auf der Landstraße, vier Treppen hoch, hoffeitig. Das Gemach, in welchem es schon dunkelte, daher die Lampe angezündet werden mußte, war ganz hübsch und gemütlich eingerichtet. Die Dame befahl einem Mädchen, Kaffee zu kochen und einstweilen niemanden ins Zimmer zu lassen. Dann setzte sie sich mir gegenüber auf das Sofa, ergriff fast heftig meine Rechte und stüsterte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir Vertrauen schenken. Wenn Sie auch erst dreiunddreißig Jahre alt sind und ich noch um sieben Jahre jünger, so

wird sich doch ein halbwegs vernünftiges Wort sprechen lassen, nicht wahr?"

Obzwar mir die Notwendigkeit der Altersangaben nicht recht einleuchten wollte, so gab ich doch bei, „daß ich stets bemüht wäre, vernünftig zu sein, und daß ich es in unserem Falle für das Vernünftigste hielte —"

Bevor ich den Satz noch entwickeln konnte, stürmten zur Thür zwei struppige Jungen von etwa fünf und sechs Jahren herein und schrien: „Mama, Mama, Kaffee!"

„Sie haben Kinder?"

„Ach mein Gott, ja, diese Rangen! Nicht zehn Minuten hat man Ruh'. Hinaus!" Sie fuhr so heftig auf die Kinder los, daß diese kreischend über die Schwelle purzelten. Sie schlug hinter ihnen die Thür zu und drehte den Schlüssel um.

Ich war aufgestanden und sagte nun: „Wenn Sie selbst Kinder haben, wie kommt nun mein Ihnen fremder Knabe in Ihr Medaillon?"

„Weil ich ihn gekauft und hineingethan habe," antwortete sie mit noch vor Zorn gerötetem Gesichte. „Diese Bälge mag ich nicht, ihren Vater habe ich nie geliebt!"

Was jetzt mein Leser gethan hätte, das that ich. — Nie bin ich es inne geworden, welchen Grund und Zweck der plumpe Vogelfang eigentlich gehabt haben mochte. —

Indes, Wien hatte mir's einmal angethan. Die litterarischen Verbindungen waren zweifacher Art geworden, seit ich den „Heimgarten" herausgab. Also wie ich sonst der Geworbene war um litterarische Beiträge, so warb nun ich selbst und hatte die Freude, die bedeutendsten Geister Wiens in meiner Monatsschrift als Gäste zu sehen. Natürlich knüpften sich daneben auch persönliche Sympathien.

Viel und besonders gern verkehrte ich mit dem Hause J. K. Lechers, des Redakteurs der „Presse“. Seine Frau, Luise Lecher, war einer der geistvollsten und geschätztesten Mitarbeiter meines Blattes; mit Lecher selbst, der aus Vorarlbergs Bauernschaft abstammte, fand ich viele geistige Berührungspunkte, er war einer der wenigen unter den Wiener Litteraten, die da wohl einmal von Natur wegen mitreden dürfen, wenn es sich um eine Dorfgeschichte, um Bauernsache handelt. Die höchst entschiedene Art seiner Ausdrucksweise, seiner Urteile imponierte mir schon zu einer Zeit, da ich die Richtigkeit der Anschauungen nicht immer in allen Teilen ermessen konnte. In seinen Ausdrücken lag, gegenüber manch hohlem Phrasenschwalle Anderer, Kern und realer Grund, er war ein durchaus praktischer Litterat und litterarischer Praktiker. In Lechers Hause fand ich ferner heranwachsende Jugend echten Wiener Schlages voll Leben, Munterkeit und geistiger Frische. Da gab's manche Abendunterhaltung, bei welcher zwischen Alt und Jung die Fragen der Politik, der Kunst und Litteratur und alles mögliche in lebhaftestem, fast leidenschaftlichem Schwunge besprochen wurden. Ich fühlte mich in diesem Kreise stets angeregt, ich hatte in Wien kein Haus kennen gelernt, in welchem der moderne Geist mit dem älteren so fröhliche Schlachten schlug, als hier. Zudem fehlte auch das stets lieblich verklärende Element nicht, dasselbe fand sich in den heranblühenden Töchtern des Hauses.

Häufig wurde ich auch in Studentenkreise gezogen, wo mir manche Ehrung ward und wo ich manchen brüderlich herzhaften Schluck that. Mehrmals wurden Anzengruber, Schlögl, Keim und mir zu Ehren schneidige Kommerse abgehalten.

Sehr heitere Abende habe ich in einer Vereinigung junger Künstler aus Steiermark zugebracht, die sich allwöchentlich einmal in einem Extrazimmer des Gasthauses „zur Dreieinigkeit" auf der Landstraße zusammenfanden. Sie nannte sich nach dem steirischen dreistimmigen Jodler „Die Dreispannigen", eine gute Anspielung auf die Harmonie, die in dieser flotten Gesellschaft stets herrschte. Gründer derselben war Freund Hermann Müller, dem die steirischen Künstler Brandstetter, Schmidhammer, Schweighofer, Peters, Beyer u. s. w. sehr gerne Heeresfolge leisteten, wenn es galt, heimisch Wort und Lied zu pflegen und in harmlosen Pummelwitzigkeiten Burschenübermut mit edlerer Kunstbegeisterung zu gesellen. Von dieser Vereinigung besitze ich ein wertvolles mir gewidmetes Andenken, eine Bildermappe, „Grüß Gott" benannt, in welchem alle Mitglieder des „Dreispannigen" mit einer flotten Handzeichnung oder einer genialen Farbenskizze vertreten sind. Aus diesem Häuflein heimatsfreudiger Herzen hat sich später der Verein der deutschen Steirer in Wien entwickelt, welcher sich nicht allein in geselliger Unterhaltung genügt, sondern der auch, und zwar in großem Stile wohlthätig wirkt.

Manchmal hatte es sich da auch zugetragen, daß wir nach Mitternacht vom „Dreispannigen" nach Hause gehend, die steirischen Jodler auf die Gasse verpflanzten, wo sie aber in den Herzen der Polizeiorgane nicht ganz jenen erfreulichen Widerhall fanden, wie in den Wänden des Hochschwab oder in den Wäldern des Mürzthales.

Also kostete ich die Großstadt, wenn auch nicht nach allen, so doch nach vielen Seiten tapfer aus, fand Gefallen an der Heiterkeit der Wiener, die mit der Schön-

heit ihrer Stadt so prächtig harmonierte. Es gab Zeiten, wo ich mich allen Ernstes als Wiener fühlte und sogar die Absicht hegte, ganz nach Wien zu übersiedeln. Damals hielt ich buntes, geräuschvolles Leben und geistsprühende Gesellschaft für dichterische Arbeiten ersprießlich. Mir fiel es noch nicht auf, daß viele ernster strebende Männer sich von Wien abwendeten, um in ruhiger Zurückgezogenheit kleinerer Städte ihren Geistesarbeiten obzuliegen.

In ein neues Verhältnis zu Wien trat ich anfangs der achtziger Jahre. Schon mehrere Jahre früher hatte mich der Verein der Litteraturfreunde eingeladen und aufgemuntert, bei ihm eine Vorlesung aus meinen Dichtungen in steirischer Mundart zu halten. Ich las auch richtig, es war im Saale des Hotels „zum römischen Kaiser" auf der Freiung. Zu meiner Überraschung fanden die Leute daran Gefallen, Zeitungen brachten freundliche Berichte darüber, ich hatte aber doch nicht den Mut, auf dieser Bahn weiter zu schreiten, sondern verkroch mich wieder in mein Graz.

Da war es Freund Lecher, der mich ermutigte, die Einladungen anzunehmen, in Wien zu lesen, und der mir hierin mit seinen praktischen Ratschlägen und seinem Einflusse lebhaft an die Hand ging. Ich werde im ganzen an siebzig öffentliche Vorlesungen in Wien gehalten haben. Die Wiener bejubelten in meinen Sachen die spaßhafte Form und überhörten bisweilen den ernsten Gedanken. Manche aber, denen dieser nicht entging, sahen in demselben sogar einen Fehler, der die lustige Wirkung beeinträchtige und die Zuhörer verstimme. Selbst als der „Gottsucher", die „Bergpredigten" und „Jakob der letzte" erschienen waren, mochten sie es noch nicht verstehen, wo hinaus ich wollte

und bedauerten, daß der „sonst so gemütliche Rosegger“ auf Abwege gerate.

Es ist mir einmal eine Art von Vorwurf darüber gemacht worden, daß ich in Wien meine Popularität nicht auszunützen verstanden, daß ich mich fern gehalten von einflußreichen Persönlichkeiten, die mir und meiner Familie von manchem Vorteil hätten sein können. Ich habe thatsächlich weder bei der Presse, noch bei hohen Beamten, noch bei Aristokraten aus eigennützigen Gründen die Visitkarte abgegeben, das wird mir gewiß niemand lieber verzeihen, als die Herrschaften selbst. Und ich bins auch zufrieden.

Im Herbst 1881 fand in Wien der internationale litterarische Kongreß statt, bei welchem die alte Kaiserstadt den Gästen glänzende Feste gab. In jenen Tagen sah ich die Geister Wiens in ihrem liebenswürdigsten, fröhlichsten Sprühen. Fürstliche Gastfreundschaft wurde dem verwöhnten französischen Litteraten zu teil, aber auch dem armen deutschen Dichter, der aus seinem Dachstübchen herbeigekommen war. Mancher Fremde war nachgerade verblüfft über den Glanz, mit dem Österreichs Hauptstadt die Ritter des Geistes zu ehren wußte. Als die Feste, sie dauerten fast eine Woche lang, verrauscht waren, fretteten sich die einheimischen Poeten freilich wieder just so armselig fort von Tag zu Tag, wie vor und eh.

Mit dem verständnisvolleren Eindringen in das Wienertum begann mir allmählich einiges bedenklich zu werden. Man sprach immer vom Niedergange der Stadt und man sah, daß nirgends so flott und lustig gelebt wurde, als in Wien. Meine Reisen durch Deutschland hatten mir Gelegenheit zu Vergleichen gegeben, welche für die lieben

Wiener nicht immer sehr schmeichelhaft ausfielen. Ich begann zu ahnen, daß eine gewisse nüchterne Hausbackenheit, wie man sie in deutschen Städten und auch in österreichischen Provinzstädten findet, besser ist, als der schwungvolle, fidele Lebensgenuß, bei dem man zu Grunde geht. Schon früher war mir in Wien, besonders in Gasthöfen und beim Droschkenwesen, ein gewisser Hang, Fremde zu übervorteilen, nicht entgangen, war mir eine Art von Galgenhumor aufgefallen, ein gewisses Mißachten und Erniedrigen der Heimat, ein gedankenloses Fortwursteln in Walzertempo. Ich ließ mir über solche Erscheinungen das Herz oft schwerer werden, als es für einen, der doch nichts ändern kann, gut ist. Ich sprach öffentlich manch hartes, bitteres Wort aus gegen den Leichtsinn, der in unserer alten geliebten Donaustadt verderblich grassierte; die Wiener wurden darüber nicht einmal ungehalten, und das war mir lieb, denn sie nahmen es nicht ernst, und das war mir unlieb.

Herrlich bist du freilich, du ruhmreiche Kaiserstadt an der Donau, von jeher das heißersehnte Ziel froher Herzen. Ich ergötze mich stolz an deinem Glanze und lebe in der Hoffnung, daß der Inhalt in richtigen Einklang kommen werde mit der prachtvollen Schale. Denn du bist Wien, das schöne, immerdar hochzeitlich geschmückte Weib! Du warst die Liebe meiner Jugend, du sollst nicht der Kummer meines Alters werden.

Zwei Kameraden.

Urban Offenluger.

Zur Zeit, als meine Mutter hausieren ging von Pfarrhof zu Pfarrhof mit einem kleinen Buben, „der gerne auf geistlich studieren möchte, aber kein Geld dazu habe", saß der Urban schon im Seminar zu Graz. Er hatte es leicht gehabt, ein Oheim, der „geistliche Herr Paul', hatte ihm den Weg geebnet von ihrem gemeinsamen Geburtshause, dem Schmiedhofe in Alpel, bis ins priesterliche Institut. Meine Mutter brachte ihren kleinen Buben nirgends an, mußte ihn also wieder mit nach Hause führen und in Gottesnamen abwarten, was aus ihm werden sollte. Denn das hatte ihr der Herr Pfarrer Potaſſowitſch zu Fiſchbach geſagt: „Wenn er für etwas beſchaffen iſt, ſo wird ihn unſer Herrgott auch etwas werden laſſen, die Waldbäuerin ſoll ſich nicht zu arg bekümmern".

Nun, ſo iſt alſo gewartet worden auf unſeren Herrgott. Mittlerweile war es luſtig in jenem großen, wilden, einzig ſchönen Heimgarten: Alpel. Am luſtigſten aber noch, wenn Jakobi kam. Denn zu Jakobi, das iſt gegen Ende Juli, huben die „Vakanzen" an und der Student erſchien. Wir waren faſt in gleichem Alter, der Urban Offenluger und ich, er war damals noch um einen halben Kopf kleiner.

und doch ſchaute ich mit Ehrerbietung zu ihm — empor, denn der ihm fehlende halbe Kopf ſollte ja durch ein ſchwarzes Barett, wenn nicht gar durch eine Biſchofsmütze erſetzt werden.

Lebendig ſteht er noch in meiner Erinnerung, der wohluntergeſetzte Junge mit dem ſtets kurzgeſchnittenen blonden Haare, mit dem runden Geſichte, den offen lugenden grauen Augen, mit den Narben an der Unterlippe, welch letztere ihm in früher Jugend von einem biſſigen Pferde losgeriſſen und hernach vom Arzte wieder angenäht worden war. Wenn er ſprach oder lachte oder bergwärts ſtieg, ſo hörte man ihn laut und pfeifend athmen, denn er hatte, wie die Leute ſagen, einen „Steckkropf“; doch ſchien er ſich ſonſt um dieſen läſtigen Geſellen nicht viel zu kümmern. Urban war ſtets gemütlich, heiter und freundlich mit jedem, auch dem Geringſten, der an den von manchem mit heiliger Scheu verehrten Studenten zögernd herankam.

Zu den Vakanzen pflegte er in ſeinem Koffer allerhand Bücher mit nach Hauſe zu bringen, Lehrbücher, deutſche Klaſſiker, ſogar Volksbücher über den Kaiſer Joſef, über König Friedrich den Großen, über Franklin und dergleichen. In richtiger Würdigung der Vakanzen kletterte der Urban auf Wildkirſchbäumen um, fing aus dem Freſenbache Forellen oder ergötzte ſich auf der Kugelbahn, während die Bücher mir überlaſſen waren. Unſere Heimatshäuſer ſtanden nur ein Viertelſtündchen weit auseinander, alſo ging ich täglich hin und her, die Bücher abzuholen, zurückzuſtellen und den lieben Studenten anzuſchauen.

Unſer Verhältnis zu den Büchern war damals noch ſo harmlos; die Jugend ahnt es ja nicht, daß manchmal auch aus dem Buche ein Menſchengeſchick emporſteigen kann.

Später, viel später, als es so gekommen war, daß er mir wohlgemeinte Vorwürfe machte über meine allzugroße Freisinnigkeit, durfte ich ihm, halb im Spaße, halb im Ernste, sagen: „Urban, die hab' ich aus deinen Büchern!" Denn ich muß in der That gestehen, daß keine Lektüre auf mich so tief und unauslöschlich gewirkt, als die Bücher des Seminaristen, welche ich mir in meine junge durstige, eindrucksfähige Seele hineingelesen. Freilich konnte er nichts dafür, und die Bücher über den großen Kaiser und den großen König, und die von Goethe und Lessing und anderen waren ihm ja eigentlich selber verboten gewesen, er hatte sie nur so unter der Hand bekommen und genommen, in der Absicht, zu Hause an Regentagen manchmal darin zu lesen. Und als wirklich einmal ein Regentag war und der Urban wirklich einmal „Nathan den Weisen" durchsah, fragte er mich besorgt: „Hast du auch dieses Büchel gelesen?"

„Oh, das ist schön!" war meine Antwort.

Mit seinen treuherzigen Augen sah er mich an und sagte: „Peter, solche Sachen sollst du nicht lesen. Sie könnten dich leicht verderben."

Wie das gemeint sein mochte, konnte ich mir nicht recht denken, denn die Bücher regten weder zum Ungehorsam, noch zur Unredlichkeit, noch zum Spielen, zum Trinken, zum Müßiggang, noch zum Weibergernhaben an, und etwas anderes konnte ich unter „verdorbenwerden" damals halt noch nicht verstehen. Es zeigte sich aber in unseren Gesprächen über geistige Dinge, daß wir nicht immer ganz einig waren. Da ward er vorsichtiger in der Auswahl der mir zu borgenden Schriften. Einmal glaubte ich ihm auf eine Hinterhältigkeit gekommen zu sein. Ich

hatte in Erfahrung gebracht, daß der Seminarist, welcher mir nicht einmal die christlichen deutschen Dichter gestatten wollte, für sich lauter heidnische Sachen lese, von Göttern und Göttinnen, deren Aufführung nicht ganz musterhaft war. Und um uns das zu verheimlichen, waren die Bücher teils in lateinischer, teils in griechischer Sprache geschrieben, was ich denn doch schon für die größte Unredlichkeit hielt, umsomehr, als wir anderen ja des guten Glaubens sein mußten, in der Kirchensprache wären lauter heilige Sachen enthalten. Ich sagte es ihm, und daß er darob herzlich lachte, versteht sich.

So ging es Sommer für Sommer, wir waren viel beisammen; bei seinen Eltern, den Schmiedhoferleuten, die meine Firmpaten gewesen, war ich aufgenommen wie ein Kind vom Hause. Sein Vater, ein thatkräftiger, rechtlicher und kluger Mann, der es mit manchem Advokaten eines Waldprozesses wegen siegreich ausgefochten; seine Mutter, eine anmutige, arbeitsame, fromme und gütige Bauersfrau, deren Haus niemand verließ, ohne mit irgend etwas, wenigstens mit einem Stücke weißen Brotes beschenkt worden zu sein, — dieses Paar steht unter den verehrungswürdigen Gestalten meiner Jugend.

Die Schmiedhoferleute wurden auch schon geachtet ihres Sohnes wegen, der einst am Altare stehen und der Gemeinde zur hohen Ehre gereichen werde. Die Schmiedhoferin war auf solche Anspielungen stets voller Demut: ‚Der liebe Gott geb's, daß er's so weit kunnt bringen!" — Und als der Urban im Herbste 1866 zu Krieglach seine erste Ehrenmesse hielt, da hat wohl niemand der Mutter Glück in seiner ganzen Größe wahrgenommen, denn sie verhüllte es in Demut.

Bei mir hat nach langem Warten unser Herrgott denn richtig auch ein wenig nachgeholfen. Aber es war etwas spät und ich hatte keine Zeit mehr für Latein, Griechisch, Dogmatik u. s. w. — rasch mußte ich das Notwendigste zusammenpacken, was sich in Graz an Geistesschätzen für den zweiundzwanzigjährigen Bauernburschen eben nur so darbot. Ein etwas entsprechenderes und gründlicheres Studium konnte ich mir erst später gönnen. Mein Urban war zur Zeit im Priesterhause. Da habe ich ihn oft besucht und er vermittelte mir die Bekanntschaft mit manchem Theologen, die mir noch heute wert ist. Wenn wir des Sonntags nachmittag im Refektorium bei dem Glase Bier saßen, da gab es munteres Für und Wider und die jungen geistlichen Herren mochten stutzen über die Dreistigkeit, mit welcher der einfältige Mensch, der erst aus dem Gebirge gekommen, die Welt anfaßte. Manchmal schien es, als wisse er trotzdem von der Welt mehr, als sie bei ihren Studien in klösterlicher Abgeschiedenheit je ahnen konnten. Einmal begleitete mich Freund Urban hinaus durch das Burgthor und als wir uns in der Kastanienallee verabschiedeten, sagte er: „Sei nicht zu vertrauensselig! Die Weltleute sind inwendig nicht so echt, wie sie auswendig aussehen. Auch thust du mir zu vielerlei lesen. Peter, laß dich nicht verführen!“

Da schien doch wieder der Theologe mehr Erfahrung zu haben, als der Weltkandidat aus dem Waldlande.

Nach seiner Primiz wurde er aufs Land versetzt, wir sahen uns jahrelang nicht und in uns, oder vielmehr in der Zeit gingen mittlerweile Veränderungen vor. Es kam der Kulturkampf, das widerliche Gezänke, der geifernde Haß zwischen „klerikal“ und „liberal“. „Liberal“ wurde

Mode, jeder Ladenschwengel, jeder Schusterbub glaubte gebildet zu sein, wenn er die Worte „liberal", „Pfaffen" und dergleichen recht oft und laut hinschrie. Der Riß ging tief, ging mitten durch Gemeinden, mitten durch Familien. Es war eine Revolution, während die Führer und Gesetzgeber doch nichts anderes anstrebten, als eine friedliche Reform des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die Erscheinungen jener Tage veranlaßten, ja verpflichteten, über Dinge nachzulesen, nachzudenken, Zustände zu beobachten, zu prüfen, an denen man sonst achtund interesselos vorüberzugehen pflegt. Ich fand, daß durch den fast plötzlichen Überschwang die Religion wirklich in Gefahr gekommen war, aber nicht so sehr durch die Liberalen, sondern fast mehr durch die Klerikalen selbst, die sich nun ganz extrem geberdeten, sich orthodoxer, ultramontaner und vaterlandsgegnerischer stellten, als sie es im Grunde waren; die durch demonstratives Hervorkehren des Gegensatzes, durch neuerliche Aufwärmung mittelalterlicher Anschauungen, durch trotziges Festhalten an bedeutungslosen oder abergläubischen Förmlichkeiten der Welt zu imponieren glaubten. Ich hätte gemeint, durch ein loyales Nachgeben in Äußerlichkeiten, wie es wohl auch die christliche Klugheit geboten hätte, durch eine Verinnerlichung der Religion, durch ein kleines Sichbescheiden, wäre es nicht schwer gewesen, die Herrschaft über die Seelen zu bewahren oder wieder zu gewinnen. Sie verzichteten darauf, und ihre Devise war: orthodox katholisch oder Apostat! Mich hatte derlei damals nicht wenig aufgeregt, und zwar umsomehr, als es sich herausstellte, daß ich mit meiner von Natur überkommenen, durch Studien und Erfahrung gestärkten Weltanschauung näher den

Liberalen, als den Klerikalen stand. Mich verdroß das, denn unter dem Schilde des Liberalismus fanden sich Elemente, die mir nicht behagten und ich wäre gern stets ein guter Christ gewesen.

Meinen Unmut über die starre extreme Orthodoxie, die es einem Denkenden unmöglich machte, im Lager der Kirche zu stehen, ließ ich gelegentlich freien Lauf, erinnerte durch Wort und Schrift die Klerikalen, daß der christliche Geist wichtiger sei, als die kirchliche Form, und daß nach ihrem Vorgehen der naive Gläubige leicht glauben könne, durch die bloße Erfüllung der Form schon ein guter Christ zu sein. Und wenn der Klerikale sich manchmal einen blendenden Heiligenschein um das Haupt that, erinnerte ich unmaßgeblich daran, daß auch unter der Soutane Menschenfleisch verborgen sei.

So stand es, als ich nach jahrelanger Trennung eines Tages meinen lieben Urban wiedersah. In einem Gasthause zu Krieglach war es, wo wir uns trafen, um endlich wieder einmal ein paar Stunden beisammen sein zu können. Dieselben paar Stunden sind aber sehr unerquicklich geworden. Wir kamen natürlich bald auf die Kulturbewegung, auf die Neuschule zu sprechen. Urban wurde lebhaft, plötzlich aber schlug er seinen sanften, herzlichen Ton an und sprach: „Peter, was du da oft schreibst, das kann ich wohl nicht gutheißen, das ist weit gefehlt. Schau, das arme Volk hat ohnehin nichts als seinen Glauben, und du willst ihm auch diesen noch nehmen! Deine Bücher sind geschmackig geschrieben, um so schlimmer, sie dringen wie ein süßes Gift ins Volk. Freund, es thut mir leid, aber ich muß gegen dich auftreten, es ist unsere Seel-

sorgerpflicht, das Volk zu warnen vor einem Schriftsteller, der die katholische Kirche und das Christentum angreift"

„Wieso nehme ich dem Volke seinen Glauben?" war meine fast leidenschaftliche Entgegnung, „wo greife ich die katholische Kirche und das Christentum an? Nenne mir die Schrift!"

„Ja," lachte er, „gelesen habe ich deine Bücher nicht, ich weiß nur, was das „Volksblatt" darüber geschrieben hat."

Nun mußte ich lachen. Also in einer Zeitung hatte er es gelesen! Nun, dann muß es freilich wahr sein.

„Ich bin überzeugt, alter Freund und Landsmann," fuhr der geistliche Herr Urban fort, „du meinst es nicht so schlecht, du bist verführt worden und schreibst solche Sachen, weil es Geld trägt."

„Jetzt ist's genug!" rief ich vom Tische aufspringend. „Wir haben nichts mehr miteinander zu thun!"

Also habe ich den mir ins Gesicht geschleuderten Handschuh angenommen. Ohne noch ein Wort zu verlieren, ging ich davon. In mir wütete ein heftiger Zorn, der allmählich in eine tiefe Betrübnis überging. Ich hatte einen lieben Freund verloren. Und dieser herzensgute Mensch war ein blinder Fanatiker geworden, alsbald geneigt, der Überzeugung anderer niedrige Beweggründe anzudichten.

Der Urban soll über meine Entrüstung gar überrascht gewesen sein und nicht recht begriffen haben, wodurch er mich so tief gekränkt hätte. Aber ein Schreiben, das er in den nächsten Tagen von mir erhielt, wird ihn darüber aufgeklärt haben, welche Art von Beleidigung er mir in das Gesicht geschleudert

Bald zeigte es sich, daß mein Urban überhaupt ein tapferer Soldat der streitenden Kirche geworden war. Glühende Kanzel- und Vereinsreden hielt er gegen den Liberalismus, gegen die Neuschule, gegen die Volksbildungsvereine, gegen aufklärende Schriften. Weniger um die Religion, als um die Partei ging es her.

Und nur zu bald hatte es diese sonst so redliche Bauernnatur dem Parteileben abgelauscht, daß in demselben der Zweck das Mittel heilige. Aber doch wieder nicht der Diplomat sprach aus ihm, sondern oft die Leidenschaft und immer die Parole der Kirche, die unter allen Umständen seine Überzeugung war.

Mir that es weh zu sehen, wie sein wohlgemeinter Feuereifer nicht immer glückliche Folgen zeitigte. Selbst ein großer Teil der Bevölkerung seiner Heimatsgegend wollte nichts von ihm wissen, zählte ihn zu den „Heißspornen" und „Hetzern" und ich fand mit meiner Mahnung, daß seine Überzeugung, sein guter Wille, das Richtige zu thun, stets achtenswert bleibe, nicht immer Gehör. — Als er bei einer Volksversammlung in Mürzzuschlag einen liberalen Redner unterbrach und mit durchdringender Stimme demselben scharf entgegenredete, ward er in den vorüberfließenden Bach geworfen. Mit einiger Mühe rettete er sich, um dann vom Kampfplatze abzutreten. Das Beifallsgejohle über diese Heldenthat ging durch das ganze Thal. Nur der Besonnene schüttelte das Haupt. Es zeigt nicht von großem Takte, wenn einer bei öffentlicher Versammlung willkürlich den Redner unterbricht, aber auch nicht von großem Mute, wenn zehn ausgelassene Gesellen mit Stöcken einen Wehrlosen ins Wasser jagen. — In seinem Stande stieg der Urban jetzt noch an Ansehen.

In geselligen, selbst höheren Kreisen wußte der ehemalige Bauernjunge sich angenehm frei und sehr artig zu bewegen. Befangen und gedrückt fühlte er sich nur in der Nähe eines seiner hohen Vorgesetzten, denen er in so unumschränkter Ehrerbietung ergeben war, daß in ihrer Nähe alles andere an Interesse für ihn verlor. Ich schloß daraus auf die strenge Disziplin, die den ganzen Organismus der Kirche beherrscht und die das Geheimnis dieser Weltmacht ist. Unbedingter Gehorsam! Ich vermute, daß auch Urban Offenluger, der seinen eigenen Kopf sonst wiederholt bekundet, in manchem seine ganz persönliche Meinung und Neigung gehabt hat, die sich mit der seines Systems durchaus nicht immer deckte. Erfahren hat das niemand. Was die Kirche vorschrieb, einzig nur das und nichts als das hatte für ihn Geltung. Von Konflikten, die sich in einer solchen Seele manchmal abspielen mögen, weiß die Welt nichts.

Mich suchte der Urban seit jenem Abende nicht mehr auf und ich ihn nicht. Aber ich hatte ihn noch immer lieb, schon seines treuen Festhaltens an dem Bauernstande wegen. Er kannte des Bauers Anliegen und Nöten und war unablässig bemüht, zum Wohle dieses so arm gewordenen Standes zu wirken. Aber er war subjektiv, er stand mitten unter den Bauern, nicht über ihnen. Er hatte den klaren Hausverstand des Bauers, in Zeiten ruhiger Erwägung ein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl, und war ein Vorbild der Schlichtheit und persönlichen Zufriedenheit. Das ist genug für den Wirkungskreis eines Landgeistlichen, jedoch zu wenig für einen Parteiführer, der im großen Stile wirken will; ein solcher braucht Weltkenntnis, politischen Geist, Verständnis und Interesse für

die sozialen Vorgänge in anderen Gesellschaftsklassen und Ländern, denn es ist nötig, mit diesen Faktoren zu rechnen, soll für einen bestimmten Stand etwas durchgesetzt werden.

Auch die Bauern machen einen Unterschied zwischen Priester und Priester. Den, der die Gebote predigt, ohne sie selbst zu halten, achten sie nicht. An Urban aber erkannten sie einen echt religiösen Charakter und ihren redlichen Freund. Später, als er schon Pfarrer in Pernegg in Steiermark war, wählten ihn die Landgemeinden des Bruck Wahlbezirkes zum Landtagsabgeordneten. Ich empfand einen rechten Stolz darüber, einen aus dem armen Alpel als Gesetzgeber des Landes zu wissen, doch als er nun an mich herantrat, hielt ich nicht zurück mit meinen Bedenken. Ob das rein weltliche Wirken im Landtage nicht die Stimmung für sein geistliches verderben werde? — Er verstand mich, verzieh mir's aber. Zwischen uns war die alte Herzlichkeit so ziemlich wieder hergestellt, obwohl wir es möglichst vermieden, über kirchliche und religiöse Gegenstände miteinander zu plaudern. Wozu auch, er wie ich fühlten, daß wir uns in der Theorie nie würden einigen können, im Herzen aber einig waren. Noch einmal sollte Gelegenheit sein, das Gefühl gegenseitiger treuer Freundschaft so recht zu empfinden.

Im Sommer des Jahres 1890 wollte ich eines Tages mit meinen zwei größeren Kindern eine Partie auf den Hochlantsch machen. Unterwegs überraschte uns ein schlimmes Gewitter. Wir mußten umkehren, um anstatt hoch oben im Alpenhause, draußen in Pernegg zu nächtigen. Als der Pfarrer Urban hörte, wir seien im Wirtshause eingekehrt, kam er eilends von seinem Berge herab und lud uns so treuherzig ein, bei ihm im Pfarrhofe zu über-

nachten, daß ich annahm. Nachdem wir in Gesellschaft einen sehr heiteren Abend miteinander zugebracht — wobei ich den Freund wieder in seiner ganzen unbefangenen Gemütlichkeit sah, — führte er uns in die gute Stube seines Hauses, wo die Haushälterin, seine Schwester, schon in mütterlicher Weise für uns gesorgt hatte. Es war sehr heimlich in diesem Hause, so recht eine Stätte des heiteren Friedens. Und als am nächsten Morgen hinter den blauenden Wänden des Hochlantsch die Sonne aufstieg und niederschien in das schöne grüne reichbewaldete Thal, auf das stille Dorf am Fuße des Kirchberges, und zu den hellen Fenstern herein in das traulsame Zimmer, da dachte ich, daß ein Mensch, der, von irdischen Sorgen frei, ganz dem Guten und Schönen hier leben darf, wohl glücklich zu preisen ist. — Für uns war im Speisezimmerchen der dampfende Kaffee schon bereit und der Pfarrer ließ sagen, wir sollten nur zulangen und auf ihn nicht warten. Wir aber gingen in die Kirche, um seiner Messe beizuwohnen, nach derselben setzten wir uns gemeinsam mit ihm und seinem jungen Kaplane zum Frühstücke.

Hernach ließ ich die Kinder ihren neuen Beziehungen nachgehen, die sie bereits mit jungen Ortsbewohnern angeknüpft hatten. Der Pfarrer Urban und ich schritten hinaus in den Obstgarten, entlang des Raines, setzten uns auf eine Bank, die unter der Esche stand und von der aus ein so schöner Fernblick ist über Berg und Thal. Und hier begannen wir ein langes, inniges Gespräch.

Es zeigte sich bald, daß seit jenem Zusammenpralle im Wirtshause eine lange Zeit verflossen war, daß mittlerweile Leben, Schicksale und die Erkenntnis uns einander näher-

gebracht hatten. Er mochte im Laufe der Zeit Gelegenheit gehabt haben, meine Schriften zu prüfen und hatte gefunden, daß man Gott danken könne, wenn es keine schlimmeren Irrlehrer gebe, als seinen Landsmann aus Alpel. Das sprach er diesmal unumwunden aus. Daß es mir mit der guten Sache Ernst wäre, sei ja kein Zweifel, und so entschuldige er auch den gegen mich gerichteten groben, bisweilen sogar in persönlichen Hohn verfallenden Ton mancher klerikalen Blätter nicht. — Zur selben Stunde, da wir auch über Volk und Jugenderziehung sprachen, teilte ich ihm mein Bedenken mit darüber, daß in der Schule im Verhältnisse zum Katechismuslernen nach meiner Ansicht etwas wenig Bibelunterricht vorkomme; die unmittelbare Lehre Christi, wie sie im Evangelium so überaus volkstümlich einfach und eindringlich enthalten sei, hielte ich auf das Kindesgemüt für wirksamer, als immer nur die Form des Katechismus. Der Pfarrer pflichtete mir im ganzen bei. Als ich später über diesen Gegenstand meine „Bitte an den Klerus" veröffentlichte, war er aber doch unzufrieden mit mir und meinte, es sei ein großer Unterschied, ob man etwas mündlich unter vier Augen sage, oder öffentlich und so rücksichtslos, wie ich es getan. Ob sich denn keine mildere Form hätte finden lassen? — Ja, Freund, in milderer Form hatte ich früher die Sache oft genug berührt, man hat sie unbeachtet gelassen, ich wollte aber einmal gehört und verstanden werden, und so bin ich laut geworden und habe eine größere Pflege des Evangeliums bei dem Religionsunterrichte der Volksschulen mit aller Entschiedenheit verlangt.

An jenem Vormittage, da wir nebeneinander unter der Esche saßen und der Urban mir aus seinem Seel-

sorgerleben erzählte, habe ich seine wahre und tiefe Religiosität (ich meine nicht die streitende, sondern die duldende) näher kennen gelernt.

Was er aber verschwieg, das berührte ich: seine Opferfreudigkeit. Ich hatte es von anderen gehört, er ging mit größter Bereitwilligkeit bei Nacht und Sturm in die entferntesten Gräben, stieg unter Schnee und Eis hinauf in die Alpenhütten, um Kranke zu trösten, Sterbende zu versehen. Er nahm sich der Armen an und war unausgesetzt bemüht für das Wohl seines Sprengels. Eben nur in der Partei-Agitation that er manchmal zu viel und machte sich Personen zu Gegnern, die ihm ob seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gerne Freund gewesen wären. All das berührten wir bei unserem Geplauder. Einmal ward ich ein wenig boshaft und warf die Frage auf, was er zur freien Liebe im Bauernstande und zu den vielen unehelichen Kindern sage? Natürlich mußte er derlei streng verurteilen. Und gleich darauf meine Frage, wieso er denn die Absicht habe, im Landtage auf die Beschränkung des Ehekonsenses hinzuwirken? Die freie Liebe verboten, die Ehe verboten, und für das Cölibat seien die wenigsten Leute eingerichtet. Er antwortete, die leichte Gelegenheit zu heiraten schütze durchaus nicht vor anderen Fehltritten, hätte aber ein Proletariat zur Folge, mit dem sich schließlich keine Gemeinde zu helfen wisse. Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, sondern erkundigte mich nur, wie es in Zukunft die Torgeschichten-Schreiber zu halten hätten, wenn ein armes Liebespaar vorhanden wäre? Ließen sie es heiraten, so sei das ungesetzlich und unwahr, weil in Wirklichkeit die Gemeinden ja dazu die Erlaubnis verweigern; ließen sie es so nebeneinander herlaufen, so sei

das unsittlich; und sagten sie es zum Schlusse auseinander, dann finde der Leser solches herzlos und unmenschlich. — Darum sei es am besten, meinte der Urban, gar keine Dorfgeschichten anzufangen, hingegen aber fleißig zu beten, daß der Herr nicht in Versuchung führe.

Als wir so allerlei in ernster und auch in heiterer Weise besprochen hatten, wurde der Herr Pfarrer allmählich ein wenig kleinlaut und gestand, er habe ein Anliegen. Er wolle uns zum Mittagessen einladen, aber ich würde die Einladung wahrscheinlich verschmähen und im Wirtshause speisen, wo man Braten bekäme, während er uns am Freitage nur Milchsuppe, Kraut und Bohnen vorsetzen könne. „Wenn ich bei dir Kraut und Bohnen kriege, so gehe ich nicht ins Wirtshaus," darauf meine Antwort, „ich bin von diesen Gottesgaben ein so großer Freund, daß ihretwegen auch in meinem Hause am Freitage Fasttag eingesetzt ist."

Wir blieben also bei Tische. Vor denselben betete der Pfarrer laut das Vaterunser und wünschte knapp darauf guten Appetit. Es kam die würzige Milchsuppe mit Brotschnitten, es kamen Kraut und Knödel, es kamen Bohnen und Eierspeise, es kam ein ausgezeichneter Apfelstrudel. Dazu tranken wir steirischen Wein und nachher eine staubige Flasche Vöslauer. Endlich kam schwarzer Kaffee mit Cigarren. Mein Lebtag habe ich nicht köstlicher gespeist als an diesem Fasttage, also daß ich den lieben Gastherrn an das Sprichwort erinnerte, in Pfarrhöfen und Klöstern müsse man sich an Fasttagen zu Tische laden lassen.

„Du hast immer ein loses Maul, auch wenn man dir den Mund stopft!" lachte er und reichte mir die Hand

zum Zeichen, daß seine Bemerkung nicht so ernst gemeint sei. Das Herzigste an meinem Urban war bei dieser Mahlzeit seine Fürsorge für meine Kinder, daß sie ja nur recht satt würden und munter blieben. Die besten Stücke legte er ihnen vor, aus dem Strudel stach er die Rosinen und that sie auf ihre Teller; den Wein richtete er ihnen mit Zucker und Wasser her und dabei that er allerhand lustige Bemerkungen, daß es hell zum Lachen war. Ich ließ ihn gewähren, saß er doch morgen an diesem Tische wieder allein mit seinem kränklichen schweigsamen Gehilfen.

Im nächsten Winter, als der Pfarrer auf dem Landtage in Graz war, hatte ich Gelegenheit, seine mir unvergeßliche Gastfreundschaft, wenn auch nur teilweise, wettzumachen. Meine Frau, die ihn bisher nicht persönlich gekannt, war ganz entzückt über das harmlos heitere Wesen und taktvoll feine Benehmen dieses Landpfarrers, von dem sie sonst so manches Kampfmutige gehört hatte.

Da mir immer um die Zukunft meiner Kinder bange ist, unser verehrter Gast aber in seiner körperlichen Frische und geistigen Verfassung so beneidenswert glücklich aussah, fragte ich bei Tische meine Jungen, ob sie denn nicht auch geistlich werden wollten?

„Nein! Nein!“ gab jeder mit erschreckender Entschiedenheit zur Antwort.

„Recht habt ihr!“ lachte der Herr Pfarrer.

„Im Ernste, lieber Freund,“ sagte ich hierauf, „meine Neigung für diesen Stand ist nicht unzubringen und ich bedauere immer, daß mir einst die Wege dazu nicht offen gestanden.“

„Du bist undankbar," entgegnete er, auf den Kreis meiner Familie blickend.

„Es ist wahr," entgegnete ich und setzte im halben Ernste bei: „Wenn ihr mir nur gestatten wolltet, das priesterliche Amt, welches beziehungsweise auch im Dichterberufe liegt, manchmal ein wenig ausüben zu dürfen, dann hätte ich ja alles beisammen und wäre zufrieden. Möchtest du mir nicht die Ehre erweisen, Pfarrer, heute abends meiner Predigt beizuwohnen?"

Er sagte lächelnd zu, denn er wußte schon, was ich meinte.

Am Abende saßen wir nebeneinander in einer Loge des Theaters und wohnten meinem Volksschauspiele „Am Tage des Gerichts" bei. Als im zweiten Akte das Gefängnis mit den drei Schelmen und ihrer Spitzbubenmoral kam, schüttelte mein Urban ein wenig den Kopf und sagte: „Ja, ja, so predigen die Dichter." Während des dritten Aktes wurde er schon etwas aufmerksamer, war er doch in seinem Leben so selten im Theater und mußte erst hören lernen. Im vierten Akte war er ganz bei der Sache und als Martha aus Christenliebe dem noch leugnenden Mörder ihres Mannes verzeiht, und der Mörder von solcher Hochherzigkeit überwunden seine That bekennt mit dem Ausrufe: „Dem Hasse bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!" tastete der Pfarrer nach meiner Hand und flüsterte: „So ist's schon recht!" Sein Gesicht war gerötet, sein Auge schien ein wenig feucht . . . .

Also war mein Urban zur Stunde, da ich ihn das letzte Mal in diesem Leben gesehen habe. Er kehrte wieder heim in sein stilles Pfarrdorf.

In den Frühjahrstagen, bei Ausübung seines Berufes in einer Nachbarspfarre, erkältete er sich — nach ein paar Tagen furchtbaren Leidens, am 28. April 1891, starb er den Erlickungstod.

Nicht einsam, verlassen zu sterben! Diese Gnade hatte er sich erbeten. Seine alte Mutter machte zur Zeit von ihrem Bauerngute aus eine Wallfahrt nach Maria-Rehkogel. In dieser Kirche fiel es ihr ein, sie könne ja bei solcher Gelegenheit ihren Sohn besuchen in seinem kaum ein paar Wegstunden entfernten Pernegg. Als sie hinkam in freudiger Erwartung, ihren Stolz und ihr Glück nach Langem wieder einmal zu sehen, fand sie ihn im Sterben. Er verschied in den Armen der Mutter.

Zwei Tage später, an einem sonnigen Frühlingstage, haben wir ihn bestattet. Viele weinten laut am Grabe. Seine Mutter kniete vor dem Christuskreuze und betete. Weinen sah ich sie nicht, aber ihr Gebet schien so innig, so zuversichtlich zu sein, daß ich mir dachte: Ja, Urban, diese Frömmigkeit ist die der Besten unseres Landvolkes, diese hast du gemeint.

An das schlichte Bauerntum glaubte er. Hätte er auch an andere Gesellschaftsschichten, Kreise und Personen geglaubt, denen er manchmal schroff gegenübergestanden und in denen er seine grimmigsten Feinde zu sehen gemeint, es wäre ihm manche Kränkung erspart geblieben. Seine politischen Gegner beteiligten sich zahlreich an dem feierlichen Leichenbegängnisse; einer derselben legte auf das Grab einen Kranz, ehrend den berufseifrigen Priester, liebend den herzensguten Menschen, betrauernd seinen frühen Tod.

Hubert Janitschek.

An einem Winterabende des Jahres 1870 wohnte ich in der Puntigamer Bierhalle zu Graz einem Unterhaltungsabende bei. Der Besuch war ein sehr zahlreicher, die Leute befanden sich in einer gewissen Erregung. Die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes war geschehen, die großen Siege der Deutschen waren an der Tagesordnung, die Proklamierung des deutschen Kaiserreiches stand bevor. Da hatte jedes Fest den Charakter einer politischen Versammlung. So wurden auch an diesem Abende patriotische Lieder gesungen und politische Reden gehalten. Unter anderen sprang ein junger Mann auf die Tribüne, breitschulterig, mit eckigem Gesichte, wirrem Haar und blitzenden Augen. Mit etwas rauher Stimme und in sprudelnden Sätzen hielt er eine Rede. Die offizielle Unfehlbarkeit des Papstes, die manchen damals nicht schlafen ließ, der an die schweigend vorausgesetzte ruhig geglaubt hatte — der Redner kümmerte sich nicht um sie, aber feurig sprach er vom erstehenden Deutschen Reiche. Auf die Waffensiege gebe er nichts, sagte er beiläufig, auf die vielen Milliarden Kriegstribut gebe er auch nichts, aber auf die Einigkeit des deutschen Volkes und auf das neue Reich gebe er etwas, doch nur dann, wenn in diesem neuen Reiche eine neue Kulturblüte erstehe, wenn die Wissenschaft floriere und wenn die Kunst wieder an Klassizismus gewinne und zu neuer Größe komme. Mit den Worten: „Ich habe gesprochen!“ verließ er die Rednerbühne und setzte sich wieder an seinen Platz. Politisch war seine Rede nicht gewesen, in der Menge hatte sich ein großer Beifall erhoben, aber wahrscheinlich weniger darüber, was

der junge Mann gesagt, sondern wie er gesprochen hatte. Es war eine hinreißende Begeisterung gewesen. Nun saß er ruhig da und nahm einen Schluck Bier. Mich hatten seine Worte mächtig bewegt, er hatte nicht die Heldenthaten des Krieges betont, nicht die Bedeutung der materiellen Macht des deutschen Volkes, nicht die Eroberung von Elsaß-Lothringen, nicht die politische Einigung der Deutschen, wie solche Dinge damals von jedem Redner überhaupt gefeiert wurden, er hatte von höheren Zielen gesprochen, denen jedes Volk, besonders ein starkes, siegreiches, zuzustreben habe. — Ich ging hin zum Redner und drückte ihm die Hand. Er hieß Hubert Janitschek, war ein geborener Schlesier und absolvierte damals in Graz seine philosophischen Studien.

An einem der nächsten Tage besuchte er mich in meiner Wohnung. Zwei damals von mir schon erschienene Bücher in steirischer Mundart hatten ihm nicht imponiert, er wußte nach eigenem Geständnisse mit dem „Volksjargon" nichts anzufangen. Aber der Chefredakteur der Grazer „Tagespost" Dr. Svoboda, der auch sein Gönner war, hatte ihm schon etwelches von mir, meiner bescheidenen Vergangenheit und meinen hochfliegenden Absichten erzählt. Er gestand bald, meine besondere Zustimmung zu seiner Rede hätte ihn auf die Vermutung gebracht, ob wir zwei uns am Ende nicht verstehen könnten?

Wir fanden Gefallen aneinander und kamen von nun an oft zusammen. Die Verschiedenheit zwischen unserem Geistesleben war aber die denkbar größte. Er stand ganz auf dem Boden klassischer Bildung, trieb auf das lebhafteste Bücherstudien und war ein scharfer kritischer Geist. Ich hing an meinem Volkstum, machte Studien im alltäglichen

Leben, fand alles, was mich überhaupt interessierte, schön und gut und hatte eine unversiegbare Lust zu fabeln, ohne jegliche Rücksicht auf ästhetische Gesetze. Ich war, wie wir halb scherzhaft einmal erörterten, ein Plebejer aus feuchter Erde, während er ein Geistesaristokrat vom Scheitel bis zur Sohle war. Sonst ein schneidiger Bursche, der keine Gegnerschaft leicht vertrug, hatte Zanitschek mit mir große Geduld, er las meine Dichtungen in Versen und Prosa. Das allerwenigste, was ich damals in hochdeutscher Sprache schrieb, war druckfähig, aber er korrigierte die Sachen, besprach sie mit mir, suchte meine Pläne zu bestimmen, meine Ideen zu läutern und mir doch um Gotteswillen ein klein bißchen theoretische Bildung beizubringen. Freilich das wenigste, das allerwenigste, was er mir wohlwollend dozierte, war für mich brauchbar, das heißt, ich war zu ungeschickt, um es brauchen zu können, aber ich empfand es doch dankbar, daß er sich mit mir abgab. Unsere Grundsätze waren verschieden, ich meinte, der Dichter solle das Leben in Wahrheit darstellen, Zanitschek sagte, der Dichter müsse das Leben in Schönheit kleiden. — Aber wenn Sünde und Verbrechen dargestellt werden, wie kann man das Verabscheuenswerte in Schönheit kleiden? Darauf er: abnorme Verbrechen und Schuld könne man in Schönheit kleiden, weil sie tragische Stoffe sind, gewöhnliche Alltagssünden aber können überhaupt nicht Gegenstand der Poesie sein. Auch die Alltagsmenschen nicht! — Doch wenn ich ihm dann meine Erzählungen aus dem Volke vorlegte, beschäftigte er sich mit denselben liebevoll und suchte mich wenigstens in der Form vorwärts zu bringen. Ob er dabei Glück hatte? Mich dünkt fast, in der Theorie hätte ich nie etwas gelernt, ich machte es allemal so, wie der Moment es mir eingab

Im Herbſte 1872 machte Janitſchek mit unſerem gemeinſamen väterlichen Freunde Dr. Svoboda eine Reiſe nach Italien, der ich mich anſchloß. Der beſte Probeſtein unzerſtörbarer Freundesharmonie iſt eine gemeinſame Reiſe. Kommt man von derſelben zurück, ohne ſich einmal entzweit zu haben, dann hält's für die Ewigkeit. Unſere Hinreiſe durch Kärnten und Tirol war für mich voll des Entzückens über die Hochgebirgsnatur. Janitſchek ſah hier keine Schönheit, ſo wenig Goethe ſie geſehen, als er durch Tirol gegen den Süden gereiſt. „Es ſind brutale Formen," ſagte mein Freund, „es iſt das Land der Barbaren. Erſt die ſanften Landſchaftslinien Italiens, die ſonnige Buntheit, die heiteren ſorgloſen Nachkommen der klaſſiſchen Völker — das iſt Schönheit." Aber als wir in den Städten Italiens waren, ergötzte er ſich weniger an Natur und Volksleben, als an den Kunſtſammlungen. Er genoß die Schönheiten der Galerien ſtets mit den Büchern in der Hand, war es der rote Baedeker oder war es ein äſthetiſches Studienwerk. Auch ſchrieb er vor den Kunſtwerken eifrig Notizen in ſein Tagebuch, unermüdlich beſtrebt Gedanken zu bilden, Gedanken zu ordnen. Ich machte vor alten Bildern und Statuen, bei denen im Baedeker Sternchen ſtanden, die obligaten Mienen der Bewunderung, insgeheim aber gefiel mir manch modernes Gemälde beſſer, am liebſten war es mir, den Kunſtſälen zu entkommen, in den Straßen umherzuſchlendern und das mir ganz fremdartige Volkstreiben zu beobachten. Über dieſe Indolenz gegen Bildung und über dieſes unverbeſſerliche Hinneigen zum Plebejertum hat mein guter Hubert mich dann oft gar mitleidig angeblickt. Die Verſchiedenheit unſerer Neigungen hatte die Folge, daß wir uns nach

einiger Zeit mitten im fremden Lande trennten. Er reiste durch Italien in Kunst, ich in Natur, und auf diese Weise wird jeder das Seine gefunden haben. Am richtigsten hat es wohl das Reiseoberhaupt Dr. Svoboda gemacht, er verstand die Art, Natur und Kunst in schöner Harmonie zu genießen.

Nach der Heimkehr wurde unser freundschaftlicher Verkehr fortgesetzt. Ernst und trübselig fand ich Janitschek manchmal sitzen in seinem Zimmerchen, dessen Fenster gegen die Mur hinaus ging. Er starrte hinaus in den nordischen Winternebel und gedachte wohl des sonnigen Südens mit seiner unendlichen Schönheit. Ein sachte auftretendes Brustleiden mochte seine Sehnsucht nach wärmeren Himmelsstrichen nur steigern, aber er war mittellos und daher gebannt an unsere Stadt, wo er durch „Stundengeben" und journalistische Arbeiten seinen Unterhalt spärlich bestritt. Sein Durst nach Schönheit war rührend, sein Schaudern vor dem Gegenteil oft komisch. Einmal ertappte ich ihn, wie er sich im Spiegel beguckte. „Hast du schon jemals einen so häßlichen Kerl gesehen?" fragte er mich mit seiner dumpfen Stimme und zeigte mir sein Bild im Spiegel. „Diese plumpe Nase! diese wulstigen Lippen, diese starren Augen! Und dieser plebejische Teint! Eine wahre Mißgestalt!" rief er lachend aus. Er, der die Schönheit über alles liebte, sagte das von sich selbst. Aber er kritisierte sich zu strenge. Ein Adonis war er nicht, doch seine derben Züge hatten etwas überaus Sympathisches, es war viel Seele in ihnen; auf seinen kräftigen Lippen lag nicht allein scharfe Ironie, sondern auch milder Humor, sein blitzendes Auge konnte sehr wohlwollend schauen. Und so sagte ich ihm einmal: „Es giebt nicht allein die streng stilvolle

kalte Schönheit, wie du sie anbetest, es giebt eine innere, eine warme Schönheit, die man nicht mit dem kritischen Auge, wohl aber mit dem Herzen sehen kann. Und das ist die Schönheit, die ich liebe.“ Die versteckte Liebeserklärung schien ihn nicht unangenehm berührt zu haben, denn seine im Grunde innige Natur dürstete nach Liebe und Freundschaft nicht weniger als nach Schönheit. So war unser Verhältnis ein recht herzliches und wir waren täglich beisammen und haben uns trotz der Verschiedenheit unserer Lebensanschauung, wie ich glaube, gegenseitig gefördert.

In den Jahren 1871 und 1872 mußte Janitschek kränklichkeitshalber längere Zeit am Wörthersee und in Gleichenberg zubringen, dort lernte er auch das „Naturkneipen“. In Abgeschiedenheit von seinen Büchern, in den stimmungsvollen Träumereien auf stillem Lande schrieb er mir Briefe voll Wärme und Zartheit. In einem Schreiben aus Gleichenberg vom 31. Juli an mich heißt es unter anderem: Ich balge mich mit einer beginnenden Lungentuberkulose, das ist ein unangenehmer Zustand. Die Falten des Endes fallen da manchmal so dicht, daß die Thatkraft gelähmt wird. Dazu das Mißvergnügen, die düstere Stimmung, die daraus resultiert, daß der körperliche Zustand die Arbeit unmöglich macht, und so der geistige Fortschritt unheilbare Lücken erhält. Bei mir dauert dies nun schon sehr lange — alle Pläne und Hoffnungen liegen zerstückt . . . Seit mehreren Tagen empfinde ich eine gelinde Besserung, ob sie anhalten und fortschreiten wird . . . . In kindlichem Vertrauen dem Leben zujubelnd, voll von heiligem Enthusiasmus für die großen Ideen, die je der Menschengeist in schöner Ehe

mit der Gottheit oder der Natur geboren, die Gegenwart und die Zukunft mit Liebe umklammernd: so treten wir aus der ersten Zeit der Jünglingsjahre hinaus in das Leben — in dämmerhaften Umrissen wölbt sich uns der Tempelbau des Ideals — in die That wollen wir ihn umsetzen — aber kaum daß wir einige Steine hinzutrugen, da braust der unerbittliche Sturm hinein und fegt Bauwerk und Baumeister hinweg . . . Wollen wir die Natur dessen anklagen? wo fände das Herz der gottverlassenen Menschheit dann noch den Ankerplatz der Ruhe, wenn sich die Mutter im Anschauen zum schreckenden Gespenste verkehrt! Wie es jetzt um uns steht, thut uns jene Liebe und Selbstlosigkeit not, die sich hineindrängt in den Schoß des Alls, wie das Kind zur Mutter, daß wir uns finden in ihm, in seinem ewigen Gesetze und diesem uns ergeben nach errungener Erkenntnis, in freudiger Demut. — Warst du jüngster Tage in Graz? Besuchst du Dr. Svoboda? Dieser Mann ist ein Edelstein, wie er sich mir gab und giebt in meiner jetzigen Lage, das vergesse ich nie — kaum könnte der Vater um mein Wohl besorgter sein, als er." Diese Zeilen charakterisieren die Einkehr in seine persönliche Natur.

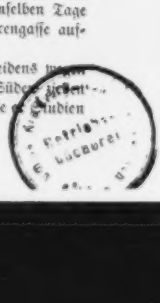
Zurückgekehrt las er wieder meine mittlerweile entstandenen Arbeiten. So hatte ich eine Erzählung, „Erwin in der Wildnis", in welcher ich einen philosophierenden Einsiedler schilderte. Meinem Freunde gefiel die Anlage nicht übel, doch — meinte er — sei es jammerschade, daß der Held Erwin so ganz und gar keine klassische Bildung habe. Er müßte die ihn umgebende Waldnatur im Lichte griechischer Philosophen, oder auch im Sinne Dantes, Shakespeares und Goethes auffassen. Janitschek gab mir

Leſſings „Laokoon“, um aus ihm Anregung über das Schöne zu ſchöpfen. Infolge dieſer Vorſchläge machte ich mich an eine Umarbeitung des „Erwin in der Wildnis“. Ich ſammelte in das Haupt Erwins ſo viel Klaſſizismus, als ich zur Zeit aus allerlei gelehrten Büchern nur habhaft werden konnte, ich ließ ſeine Weisheit leuchten vor jedem Kieſelſtein, vor jedem Hagebuttenſtrauch, vor jedem Eichhörnchen, vor jeder Kohlenbrennerdirn. Das Werk wurde aufs äußerſte „durchgeiſtigt“, ich war glücklich, auf dem rechten Wege zu ſein und trug die vollendete Arbeit mit größter Befriedigung zu Janitſchek, um von ihm alles Lob und alle Bewunderung einzuheimſen. Es vergingen Tage, er kam nicht wie ſonſt zu mir, er ſchrieb mir keinen Zettel, daß ich mich bei ihm einfinden möchte, vielleicht war er ganz niedergeſchmettert von der klaſſiſchen Größe meines Erwin. Endlich ging ich zu ihm. Er war ſehr ſanft geſtimmt, er ſprach von dieſem und jenem, nur von Erwin nicht. Nach einer Weile fragte ich ihn, was er zu meiner bearbeiteten Erzählung ſage. Da lächelte er und meinte, ein ander Mal möchte ich doch lieber nicht klaſſiſch werden. Und ohne weitere Bemerkung gab er mir das Manuſkript zurück. — Er hat's auch ſpäter nicht wieder verſucht, durch mich klaſſiſche Bildung in den ſteiriſchen Wald zu verpflanzen. Der Wald, die Wildnis war ihm übrigens ganz recht, denn auch die romantiſche Schule ſtand bei ihm in Gnaden; nur das Dorf war ihm zuwider und der damit verbundene „unſaubere Realismus“. Im nachmaligen noch weit „unſaubereren Naturalismus“ des ſtädtiſchen Hinterhauſes hat er übrigens noch ganz anders erleben müſſen.

Um die Bauernpoeſie haben Janitſchek und ich zu jener Zeit ein öffentliches Sträußchen ausgefochten.

Janitschek war Theaterrecensent der „Tagespost". Damals kamen die ersten Volksstücke von Ludwig Anzengruber, die im Publikum großes Aufsehen erregten, von unserer Grazer Kritik aber mit Gleichgiltigkeit behandelt wurden. Da wagte ich mich in die Arena. Schon für den „Pfarrer von Kirchfeld" hatte ich in der „Tagespost" eine Lanze gebrochen, ebenso auch für den „Meineidbauer". Und als „Der G'wissenswurm" kam und derselbe von Seite Janitschecks auf das kühlste besprochen wurde, habe ich auch für dieses Stück ein meiner Empfindung entsprechendes begeistertes Artikelchen veröffentlicht. Gegen diese Eingriffe eines gänzlich Unberufenen, eines Kunstbarbaren in sein Theaterreferat hat Janitschek sich endlich aufgelehnt. Er schrieb in der „Tagespost" eine Entgegnung, in der er den Ludwig Anzengruber abthat und mich in meine Schranken zurückwies. — Unser persönliches Verhältnis hatte sich dadurch kaum geändert; ich dachte schon damals, daß das einseitige Bücherstudium den Menschen ebenso unfertig läßt, wie die einseitige Erfahrung, ich schwieg daher respektvoll. Die öffentliche Abkanzelung war mir nur aus einem Grunde unangenehm gewesen. Ich war zur Zeit jung verlobt und so kam mir an dem betreffenden Morgen meine Braut weinend entgegen und klagte, der Janitschek hätte mich in der Zeitung so arg heruntergerissen, daß sie sich gar nicht getraue auszugehen. Es war ihr unfaßlich zu sehen, wie ich an demselben Tage mit Janitschek munter plaudernd in der Herrengasse auf- und abschritt.

Es wurde dann anders. Seines Brustleidens [illegible] hatte Janitschek auf einige Zeit nach dem Süden ziehen müssen und in seinem geliebten Italien machte er Studien



zu mehreren gründlichen Werken über Kunst, die ihm später große Anerkennung eingebracht haben. Nachdem er sich in Graz ein Weib erwählt hatte, die genial veranlagte Dichterin, die heute unter dem Namen Maria Janitschek bekannt ist, nahm er eine Professur über Kunstgeschichte an der Universität Straßburg an.

In späteren Jahren einmal, als er aus Straßburg in Graz auf Besuch war, kamen wir auf Anzengruber zu sprechen und da sagte er: „Ich war doch einmal ein recht dummer Junge. Die poetische Gattung Anzengrubers ist auch heute noch nicht mein Ideal, aber heute weiß ich, daß man über große Talente unter allen Umständen ganz anders spricht, als ich damals es gethan."

Längst waren wir beide abgeklärter und objektiver geworden, doch einig waren wir noch immer in sehr vielem nicht. Und das regte uns gegenseitig an. Anderer Meinung als ich war er über Volks- und Familienleben. Ganz unbegreiflich war er mir nur in einem einzigen Falle, das zwar nicht in der Theorie, sondern leider im Leben. Er hatte eine schöne Frau geheiratet. Ganz meiner Meinung. Aber er hatte sein junges Kind aus dem Hause gegeben in eine ferne Stadt zu fremden Menschen, damit es das Ehepaar nicht in seinen litterarischen Arbeiten störe. Ich alter Philister empörte mich dagegen. Harmloser war unser Zwiespalt über Wissenschaft und Religion. Eines lebhaften Gespräches über Leichenverbrennung erinnere ich mich noch. Wenn er sich einmal zu Tode gelebt hätte, bemerkte er, so ließe er sich verbrennen. Das billigte ich nicht.

„Du bangst wohl für die Auferstehung des Fleisches!" sagte er lächelnd und setzte munter bei: „Man wird doch

auch aus der Asche auferstehen können, was würden sonst die christlichen Märtyrer anfangen, die auf Scheiterhaufen verbrannt worden sind?"

Mir ging's aber nicht darum, dachte auch nicht an die praktischen Vorteile der Leichenverbrennung. Mich bestimmten in dieser Sache andere Gründe. Ich liebe die Erdscholle, ich glaube, daß durch sie am schnellsten neues Leben vermittelt wird, ich liebe die Blumen auf den Gräbern, in denen die treue Erinnerung gleichsam freundlich fortblüht, ich liebe das Grabdenkmal unter freiem Himmel, die stille Stätte in Gottes weiter Natur, den frischen Rasen, unter dem die teueren Gebeine ruhen. Und darum ziehe ich das Grab der Aschenurne vor, in der es ewig dürr und tot bleibt.

„Tot bleiben ist ja das allerbeste!" sagte Zanitschek.

„Nein. Nur nicht tot sein, nur leben!" rief ich. „Lieber als eine tote Asche noch ein Maulwurf sein, aber leben, nur leben! Leben und wirken! Mir thut's schon leid, daß der nötige siebenstündige Schlaf täglich so viel Leben raubt, ich fühle mich am Morgen nach dem Erwachen weit glücklicher, als am Abende vor dem Einschlafen."

„O du glückliches Menschenkind!" rief Zanitschek aus. „Ich wünsche dir ewiges Leben als Maulwurf, als Raupe und Schmetterling, als Pilz, als Nessel, als Vogel, als Schaf, als was du willst. Wenn aber ich einmal die Augen geschlossen habe, dann, Freund, bete mir nur das eine nach: Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!"

Das ist der moderne Mensch, und bis hierher leuchtete ihm die Lebensfreude der Hellenen nicht mehr. Eine elegische Stimmung glaubte ich bei unserem letzten Plauderstündchen

auf meiner Stube in Graz an ihm bemerkt zu haben. Seine stets wohlwollende Natur steigerte sich zu einer überaus milden, innigen Art. Im Lichte eines Weisen wendete er sein reiches Wissen auf das Leben an und in seiner klassischen Bildung durchgeistigte und erhöhte er die Tage, die ihm beschieden waren, zum Aufgehen in das Wesen der Renaissance. So wie er allmählich nach wahrer Natur, nach ursprünglichem Volkstume auszusehen begann, so sehnte ich mich manchmal nach jener Virtuosität des Geistes, die nur durch ein von Jugend auf geregeltes Studium zu erlangen ist. Trotz der großen Entfernung zwischen Straßburg und Graz, trotz des nicht lebhaften Briefwechsels zwischen Janitschek und mir fühlte ich, daß wir einander immer näher kamen. Denn die Grundstimmung unserer Weltanschauung war die gleiche: Nicht in materieller Macht und Üppigkeit, nicht in politischen Siegen sahen wir das menschliche Ziel, sondern in den geistigen, moralischen Gütern. Hierin waren wir beide aristokratischer Gesinnung, nämlich von der Menge abgewendet, einer Führerschaft der Bevorzugten huldigend, die aber schließlich Natur und Volkstum nie aus den Augen lassen darf, wenn sie wahre Erfolge erzielen will.

So viele meiner persönlichen Erinnerungen an Hubert Janitschek. Sollte im einzelnen mein Gedächtnis nicht mehr ganz klapp gespielt haben, so glaube ich den trefflichen Mann doch im ganzen so skizziert zu haben, wie er in mir lebte und lebt. Seine Bedeutung in der Kunstwissenschaft ist von anderen gewürdigt worden. So erübrigen meinem flüchtigen Bilde nur noch die letzten Striche.

Von Straßburg kam Janitschek als Professor der Kunstgeschichte an die Universität zu Leipzig, wo er nur noch kurze Zeit wirken sollte. Das seit Jahren wühlende Brustleiden hatte sachte seine Kraft, sein Leben zerstört. Er starb am 20. Juni 1893. Seinem Worte verlieh er die That noch nach dem Tode. Hubert Janitscheks Grab ist nirgends vorhanden, die Feuerbestattung zu Gotha hat alle Spuren seiner irdischen Wesenheit vernichtet.

Besondere Erlebnisse und Erfahrungen.

Der Doppelgänger.

An einem Wintermorgen des Jahres 1874 brachte mir der Briefbote ein seltsames Schreiben in meine Wohnung zu Graz.

Der Brief war von Baron Mayr v. Melnhof, Herrenhausmitglied in Wien, welcher mir in höflicher Weise schrieb, warum ich die junge Bekanntschaft mit ihm so rasch wieder abgebrochen hätte? Warum ich damals nicht einmal seiner — wie er glaube — freundlichen Einladung zum Diner Folge geleistet und warum ich seit den vier Wochen nichts mehr von mir hätte hören lassen.

Dieses Schreiben war mir deshalb so seltsam, weil ich von all' dem nichts wußte. Ich wußte von keiner Bekanntschaft mit dem Baron, ich wußte von keiner Einladung zum Diner, wie ich ja überhaupt um die angedeutete Zeit gar nicht in Wien gewesen war. Ich besah wiederholt die Adresse, sie war ganz genau an mich gerichtet, ich wußte mir die Zuschrift nicht zu erklären.

Nun fand sich bei derselben Post auch ein Brief von einem Freunde, dem Dichter Friedrich Marx, der damals in Graz lebte. Selbiger machte mich aufmerksam, daß in Graz ein junger Mann herumgehe, der sich unter

verschiedenen Namen als Schriftsteller ausgebe und den Leuten Geld herauslüge; so habe der Mensch bei Hamerling als der Dichter Moser vorgesprochen, beim Chefredakteur der „Tagespost" als der Schriftsteller Lang, bei ihm — Marx — als ein Journalist Vogel, habe sogar Empfehlungsbriefe vorgezeigt und sei es ihm gelungen, Beträge herauszulocken. Ich solle mich vor dem Manne in Acht nehmen falls er auch bei mir vorspreche.

Was war natürlicher, als daß mir einfiel, der Schwindler könne auch in Wien gewesen sein, sich bei Baron Mayr für meine Person ausgegeben und wohl auch auf meinen Namen irgendwie gesündigt haben. Dem Baron Mayr schreiben, daß ich von allem nichts wisse, daß ich nicht das Vergnügen habe, ihn zu kennen, daß ich einen Mißbrauch meines Namens vermute — und meine Photographie beilegen, das war des erste, was ich that und auch das zweckmäßigste.

Kaum daß ich mit diesen Dingen fertig war, wurde mir die Visitkarte eines Johann von Bergen überbracht, der Herr stehe im Vorzimmer und wünsche einen Augenblick mit mir zu sprechen.

Ich lasse ihn bitten.

Ein hübscher, junger Mann mit feinen Manieren tritt ein; auf meinen Vorschlag, Platz zu nehmen, sagt er: „Meinen Dank. Ein Bittsteller pflegt sein Anliegen stehenden Fußes vorzutragen. — Ich will, mein lieber Herr N., nicht viele Phrasen machen, wir sind Männer. Sie haben sich aus harter Drangsal, heldenhaft möchte ich sagen, emporgeschwungen zur Stelle, wo Sie jetzt stehen, zur gottgesegneten Stelle, wo Sie Ihr edles Herz frei walten lassen können. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht ungebühr-

lich in Anspruch nehmen, sondern mich kurz fassen. Ich bin auf der Durchreise von Wien nach Triest, nach meinem neuen Bestimmungsort als Redakteur der Triester Zeitung. Ich fuhr in der Nacht und hatte das Unglück, daß mir unterwegs, während ich schlief, mein Überrock mit der Geldbörse entwendet wurde. So mußte ich in Graz aussteigen, wo ich allerdings keine Bekannten habe, sondern genötigt bin, mich an meine Herren Kollegen zu wenden."

Seine Worte sind gewählt und fließend, nun aber wird die Stimme dumpf, droht in Thränen zu ersticken und indem er sich halb von mir abwendet, um seine Bewegung zu unterdrücken, stöhnt er: „Mich friert, mich hungert . . ."

Ich erfasse seine Hand. Er taucht seinen Schmerz nieder und sagt: „Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich — betteln muß, es ist zu hart."

„Der Hunger soll alsbald überwältigt werden," sage ich, „was ich jedoch weiter thun kann, ist kaum der Rede wert, vielleicht sollten Sie sich an den hiesigen Schriftstellerverein wenden, der noch keinen dürftigen Kollegen im Stiche gelassen hat."

„Bei dem war ich bereits," versetzte er, „nicht minder auch bei Professor Hamerling, bei Friedrich Marx. Die Herren haben mich auch liebenswürdigst unterstützt."

So mußte doch der schärfste Hunger gestillt sein. Ich schöpfte Verdacht und sagte geradewegs: „Haben Sie bei Friedrich Marx nicht unter dem Namen Vogel vorgesprochen?"

„Allerdings, lieber N., der Familienname meiner seligen Mutter."

„Und bei Hamerling als der Dichter Moser?"

„Der bin ich.“

„Und in der Redaktion der „Tagespost“ als Schriftsteller Lang?“

„Mit diesem Namen zeichnete ich mehrere meiner Feuilletons.“

„Und nach dieser Karte heißen Sie Johann von Bergen!“

„Sie wissen,“ antwortete der Fremde, ohne sich im geringsten verblüffen zu lassen, „bei uns in der Schriftstellerwelt spielt das Pseudonym eine wesentliche Rolle, besonders dem Journalisten gebietet die Klugheit —“

„Ich dächte aber, wenn man die Wohlthätigkeit der Kollegen anruft, daß man's hübsch unter dem richtigen Namen thue.“

„Sie haben sehr recht, der Übermut ist in solcher Lage nicht am Platz. Ich bin beschämt.“

„Nun, vielleicht gelingt es mir, unter meinen Bekannten Einiges für Sie zusammenzubringen. — Apropos, noch etwas!“ rief ich, als er schon an die Thürklinke griff. „Da Sie in der Namensverwechselung schon eine so staunenswerte Fertigkeit besitzen, sollten Sie nicht etwa bei Baron Mayr v. Melnhof in Wien unter meinem Namen vorgesprochen haben?“

„Mein Herr!“ versetzte der junge Mann in imponierend ernstem Tone, „obzwar ich um eine kleine Unterstützung bei Ihnen vorsprach, haben Sie doch nicht das Recht, mich zu beleidigen.“

„Nun, will's noch nicht gesagt haben,“ trat ich zurück. „Aber das müssen Sie mir zugeben, daß Ihr eben selbst eingestandenes Auftreten unter verschiedenen Namen in Graz nicht anders als gaunerhaft erscheint, daß man sich

ſonach von ſolch' einem Menſchen allerhand Übriges denken kann und muß. Gehts Ihnen ſchlecht, können Sie ſich allein nicht helfen, ſo bitten Sie um Unterſtützung, das iſt nichts Schlimmes, das thun Tauſende, die doch brave Menſchen ſind; aber thun Sie's ehrlich, belügen Sie die Leute nicht in dem Augenblick, da Sie die Hand nach Almoſen ausſtrecken müſſen. Sie ſind noch jung, man mag Ihnen gut ſein, aber ich rate Ihnen die Redlichkeit an, und das iſt die beſte Gabe, die ich Ihnen reichen kann."

Er ſchwieg zerknirſcht; ſeine rechte Hand wollte ſich zitternd und zagend nach der meinen heben.

„Was ich ſagte, iſt wahrlich nicht ſchlecht gemeint," fuhr ich entzückt über meine ſittliche Hoheit fort, „werde ſehen, was ſich für Sie thun läßt. Müſſen mir aber Ihre hieſige Wohnung angeben."

„Im Hotel zur goldenen Sonne," verſetzte er raſch, „indes möchte ich doch höflichſt gebeten haben, eine Kleinigkeit für den Augenblick! Denn ſchon ſeit Tagen habe ich nichts Warmes in den Leib bekommen."

„Leben Sie wohl!" rief ich ihm zu, denn dieſes „nichts Warmes im Leib ſeit Tagen" erinnerte mich zu lebhaft an die gewerbsmäßigen Stadtbettler. Wein, Schnaps und dergleichen ſind freilich nichts Warmes.

Der Herr „Kollege" vergab ſich nicht das Mindeſte, ſein und höflich, wie er gekommen, verließ er das Zimmer; jede Bewegung mit ſeinem Hut, mit ſeinem eleganten Spazierſtocke, jedes Wort war weltmänniſch; ſchier hätte ich mich beſtens bedankt für den „ehrenden Beſuch".

Als er davon war, benachrichtigte ich ſofort die Polizei, daß in der „goldenen Sonne" ein Mann wohne,

der sich unter verschiedenen Namen in der Stadt herumtreibe. Was sie mit ihm machen wolle, das sei ihre Sache.

Die Polizei kam zu spät, der Vogel war in genanntem Hotel bereits ausgeflogen. Eine Notiz über den Schwindler, die ich ins Abendblatt desselben Tages rücken ließ, veranlaßte eine Zimmerpartei in der Schmiedgasse, der Polizei mitzuteilen, daß soeben ein Herr, auf den die Notiz passe, bei ihr zur Aftermiete eingezogen sei. Die Hermandad waltete ihres Amtes und überraschte den Jüngling in seinem neugemieteten Zimmerchen, wo er sich eben mit einer gutherzigen Genossin von der Gasse häuslich einrichten wollte.

Ohne Widerrede legte er die Hände kunstgerecht zur Fesselung hin. —

Einige Wochen früher hatte sich in einem Hause der Operngasse in Wien folgendes abgespielt:

Bei Baron Mayr-Melnhof sprach ein junger, anständig, doch dürftig gekleideter Mann vor. Der Baron kam ihm menschenfreundlich entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Ich bin, verehrter Herr Baron, aus Steiermark," antwortete der junge Mann artig.

„So wären wir ja Landsleute!"

„Allerdings, Herr Baron, deshalb nahm ich mir die Freiheit —"

„Wer sind Sie aber sonst?"

„Ich bin in Verlegenheit. Die Sache ist die, Herr Baron," stotterte er, „ich bin der Schriftsteller — der steierische Volks —"

„Ah, Rosegger!" fiel ihm der Baron lebhaft in die Rede.

„So ist es."

„Das freut mich, Sie kennen zu lernen. Sie haben mir mit ihren Büchern ſchon manchen Spaß gemacht. Nehmen Sie doch Platz. Leben Sie jetzt in Wien?“

„Bin nur auf ein paar Tage hier. Nun iſt heute — damit ich gleich zur Sache komme — am Hohen Markt eine Bücherauktion. Ich ſehe in derſelben eine Anzahl von Büchern, die ich ſchon lange zu beſitzen wünſchte und die hier gewiß um billigen Preis erſtanden werden können. Ich habe wohl ſchon nach Hauſe telegraphiert, daß mir das nötige Geld eiligſt geſchickt oder angewieſen werde, es dürfte jedoch vor morgen Früh kaum eintreffen. Die Sache erleidet natürlich keinen Aufſchub, ich habe in Wien wenig Bekannte — nun ſo erinnerte ich mich an meinen hochherzigen Landsmann, den Herrn Baron, und bin dreiſt genug, ohne viel Umſtände — wie ein redlicher Mann zum andern ſpricht — zu bitten: Borgen Sie mir bis morgen Früh den Betrag!“

„Es freut mich, daß Sie friſch von der Leber weg ſprechen. Wie viel bedürfen Sie?“

„Mein Gott, je nachdem. Es ſind ein paar von der Verlagshandlung ziemlich hoch notierte Werke dabei. Man feilſcht natürlich mit und ſieht zu, wie ſie losgeſchlagen werden —“

Der Baron drückte ihm eine Hunderterbanknote in die Hand. „So, lieber Freund, und wenn Sie mich morgen zum Diner beehren wollen?“

„O, zu gütig! Ich werde die Auszeichnung zu würdigen wiſſen. Ich preiſe nun erſt meine momentane Verlegenheit, die mir die Ehre vermittelte, die Bekanntſchaft eines in jeder Beziehung ſo ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben.“

„Sagen Sie mir, Lieber," verſetzte der Baron, „frieren Sie nicht in Ihren leichten Kleidern?"

„Es gewöhnt ſich, Herr Baron," verſetzte der junge Mann in beſcheidenem Tone.

„Wir verlangen von unſeren Dichtern ein warmes Herz," ſagte Baron Mayr, „ſo meine ich, könnten ſie von uns einen warmen Winterrock verlangen. Es ſoll Sie nicht verletzen, lieber R., wenn ich Ihnen eine Karte an meinen Schneider mitgebe."

Der Burſche drückte ihm gerührt die Hand und hauchte: „Sie ſind ein edler Mann!"

Bald darauf empfahl er ſich — und iſt nicht wieder gekommen. Er kam nicht mit dem Gelde, er kam nicht zum Diner, aber den warmen Anzug beim Schneider hatte er angenommen.

Nach Wochen ſchrieb denn der Herr Baron an mich nach Graz den Eingangs erwähnten Brief. Meine Antwort und ein weiteres Schreiben von Wien, in welchem der Beſuch in der Operngaſſe erzählt wird, klärte die Sache auf. Und mittlerweile fügte es ſich, daß ich den Gauner in Graz feſtnehmen ließ, ohne zu wiſſen, daß es mein ſchlimmer Doppelgänger geweſen.

Der junge Mann, der ſo viele fremde Namen ausborgte, hieß mit dem eigenen: Alois Eskanaſi. Mit dieſem Leibnamen ließ ſich freilich nicht mehr gar viel machen, denn der war bei der Polizei und den Gerichten etwas fatal angeſchrieben. Man ſprach davon, daß der junge Abenteurer einer berühmten Tänzerin Kind ſei und von einer hochgeſtellten Perſönlichkeit die Mittel zur Ausbildung erhalten habe. Er verleugnete dieſe „Bildung"

in seinem Benehmen nicht einen Augenblick. Dazu war er ein hübscher, schlanker Bursche mit sympathischen Zügen und besaß schauspielerische, auch schriftstellerische Fähigkeiten.

Eskanasi hatte vor Gericht nicht einen Moment geleugnet, daß er unter fremdem Namen Geld genommen, doch überraschte ihn die vom Gericht gezogene Logik, daß er deshalb eingesperrt werden sollte. Was thut denn auch der Name zur Sache? Der Baron gab den Rock nicht dem Namen, sondern dem Menschen, der fror, und das war er. Und verlangte nicht, daß der Empfänger die Gaben wieder zurückbringe. Der eine braucht sein Geld nicht und der andere hat sich damit gesättigt. Weshalb also eingesperrt?

Eskanasi saß damals ein halbes Jahr lang in Untersuchung, hernach verurteilte ihn das Gericht wegen „Falschmeldung" und anderem zu einem weiteren halben Jahre Arrest.

Im Arrest behagte es dem Manne nicht. Mich mußte er — obwohl wir uns nur einmal gesehen — besonders ins Herz geschlossen haben; er schrieb mir aus dem Gefängniß folgenden Brief:

„Geehrter und edler Herr v. Roiegger!

Es fällt mir nicht bei, das Unrecht, das ich an Ihnen begangen, beschönigen zu wollen, dasselbe ist nicht klein, aber Ihre Herzensgüte ist noch viel größer. Sie verstehen als Dichter in aller Menschen Gemütern zu lesen und müssen also auch wissen, wie einem zu Mute ist, wenn man friert und hungert und von der Gesellschaft verachtet ist. Aus Bosheit habe ich in meinem Leben nichts Schlechtes gethan, wollte auch Ihnen nichts Schlimmes zufügen. Ich bin zum Herrn Baron M. gegangen nur in der ehrlichen Absicht, mir von dem

wohlhabenden Manne eine kleine Gabe zu erbitten. Ihr Name ist mir dort rein in den Mund gelegt worden. Freilich verwertete ich ihn nachher, denn der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken — daher bin ich überzeugt, daß Sie mir verzeihen werden.

Ich habe Bildung genossen, besitze regen Geist und Interesse besonders für die schöne Litteratur und Sie können nicht glauben, wie mir in meiner gegenwärtigen Lage langweilig ist. Ich weiß nicht, mein lieber Herr v. N., ob Sie sich eine Existenz im Arrest vorstellen können, man kann sich nicht satt essen, darf nicht rauchen, kaum eine halbe Stunde des Tages in die frische Luft, und die rohe Behandlung, die ich nicht gewohnt bin. Wie da ein gutes Buch eine Wohlthat wäre! Und so wollte ich Sie denn gebeten haben, und das ist der Grund dieser Zeilen, Sie möchten mir einige Bücher leihen, um mir die Zeit zu vertreiben. Ich bin überzeugt, daß ich vor Ihnen, dem Menschenfreunde, keine Fehlbitte thue und werde die Bücher unversehrt und gewissenhaft wieder zurückstellen.

In der sehr angenehmen Erwartung einer freundlichen Antwort, geehrter Herr v. N., Ihr

ganz ergebener

Alois Es.anafi,

Graz, im Kriminalgebäude, 2. Stock, Thür Nr. 19."

Anfangs war ich über solch' unerhörte Frechheit empört. Dafür, daß dieser Strolch in meinem Namen Leute betrogen hat, soll ich ihm im Arrest die Zeit vertreiben?

Allmählich legte ich mir die Sache anders vor. Im Grunde — dachte ich — hat er recht. Aus Bosheit hat

er's nicht gethan, der Selbsterhaltungstrieb ist stärker als alle moralischen Bedenken. Wir unter normalen Verhältnissen aufgewachsenen, anständig gestellten Leute haben gut Sitten predigen. An wen soll er sich denn wenden, als an mich? Ich habe ihn einsperren lassen, ich mag ihm das Gefängnis erleichtern. Mich hat er beleidigt, ich soll ihm verzeihen. Wer denn sonst?

Ich erfüllte seine Bitte. Allerdings war ich so bosshaft, ihm Zschokkes „Stunden der Andacht" zu schicken und Alban Stolz' „Kompaß für Leben und Sterben", aber ich sandte ihm auch die „Studien" von Adalbert Stifter. Man sagt ja immer, daß man Stifter mit Sammlung und Ruhe lesen müsse, um den rechten Genuß an ihm zu haben. An Sammlung und Ruhe soll es im Arrest nicht fehlen. Und vielleicht wären die edlen, idealen Gestalten dieses Dichters, die ihren milden Strahl in ein verkommenes, dunkles Menschenleben würfen, für dieses Menschenleben doch eine Gnade Gottes. Ich erbaute mich ordentlich in dem Gedanken, wie sich der arme Mensch an dieser Lektüre erbauen würde.

Ein paar Tage später wurde ich ins Kriminalgebäude beschieden und der Gefängniswärter zeigte mir meine mit meinem Namenszug bezeichneten Bücher. Der Arrestant Nummero 19 hatte sie zum Verkaufe ausgeboten.

Ich hatte genug. Von allen pädagogischen Gelüsten geheilt, trug ich die Bücher nach Hause. Von Eskanaß hatte ich hierauf lange nichts mehr gehört. Hingegen suchte ich in Wien gelegentlich den Herrn Baron Mayr v. Melnhof auf, um mich für die Wohlthaten zu bedanken, die er, gleichwohl an einen Andern verschwendet, doch mir vermeint gehabt. Der Herr Baron meinte, es wäre alles

gut, aber das müsse er schon sagen, persönlich präsentiert hätte mich Alois Eskanasi besser, als ich selbst.

Seither waren Jahre verflossen. Da erhielt ich eines Tages ein Schreiben aus dem Erzherzogin Sophien-Spital in Wien und zwar — von Eskanasi.

Mit großem Wortaufwande that er dar, wie tief und wahrhaft elend er geworden. Er stehe vor den Trümmern seiner Talente, habe vor zwei Monaten das Haus verlassen, in welchem er wegen neuer Fehltritte so lange gebüßt, befinde sich nun auf dem Siechenlager, das wohl auch bald sein Sterbebett werden würde. Er habe keinen Freund auf der weiten Welt. Er besitze nicht das geringste Mittel, um sich eine kleine Erquickung verschaffen zu können. Zwischen der Menschheit und ihm stehe sein berüchtigter Name. Daß er seine Wohlthäter unter jenen suche, denen er Böses zugefügt, das sei ganz natürlich, denn gerade solche Menschen müßten den Abstand zwischen sich und ihm — dem Verworfenen, Verlornen — am besten ermessen; gerade solche müßten ihren Vorteil ihm gegenüber am tiefsten fühlen und gerade für solche wäre es das höchste Verdienst, ihm — dem Sterbenden — eine kleine, milde Gnadengabe zu reichen. — Dann versicherte er in seinem Schreiben, daß meine Schriften im Spitale Vielen zu Trost und Labe dienten, und daß ein solcher Verfasser auch das gute Herz haben müsse, wie er es ja auch schon persönlich erfahren; so flehe er mich an, ihn nicht ganz zu verlassen in seiner Not, ihm ein letztes Almosen nicht zu versagen.

Zum Schlusse bat er noch um Verzeihung, „daß seines Jammers Schatten einen Moment mein freundlich Arbeitsstübchen verdunkelt hätte . . ."

Wörtlich kann ich diesen Brief nicht mehr angeben, weil ich ihn unmittelbar nach dem Durchlesen in viele Stücke zerrissen habe.

Ob es plötzlich aufwallender Zorn war, oder sittliche Entrüstung, oder Pharisäerstolz — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, wie sehr ich wünsche, ich hätte dem Briefsteller damals ein paar freundliche, versöhnende Worte geschrieben — ich vermute nun, er hat mit seinem letzten Almosen nichts anderes gemeint, als dieses. Aber wir sind der Tugendhafte, der doch lieber dem unschuldigen Armen eine moralische oder materielle Gabe reicht, als einem durch Leichtsinn und eigene Schuld Verkommenen! Zwar erinnere ich mich nicht, in dieser Meinung anstatt dem Verlorenen damals einem unschuldigen Armen etwas zu Liebe gethan zu haben. — Aber die Reue kommt nicht um einen Tag früher, sondern kommt genau in der Stunde, da es zu spät ist.

Bald las ich in den Blättern, daß jener Alois Eskanasi in einem Spitale Wiens gestorben war.

Ein fremder Herr.

Das war auf meinem Häuschen zu Krieglach. Ich saß mit der Feder weit von aller Welt, mitten in der Wildnis meines „Jakob des letzten", am toten See bei Altenmoos, dort wo es im Frieden Gottes heißt. Klopft's an die Thür. Ich schreck' auf — ein Fenster? — ein Bücherkasten? — Wo bin ich denn? — Ei ja so, in meiner Schreibstube bin ich und die kürzlich erst eingestandene Magd kommt herein um zu melden, daß ein fremder Herr im Vorzimmer sei.

„Ein fremder Herr? Was ist das, ein fremder Herr? Fremde Herren giebt's genug, was gehen mich fremde Herren an?"

„Bitt', der fremde Herr will den gnädigen Herrn sprechen."

„Der gnädige Herr ist nicht vorhanden. Ich heiße Herr Vater, verstehen Sie?"

„Bitt', gnädiger Herr Vater —"

Stand der Fremde auch schon in der Thür. Ein untersetzter Mann mit schönem blonden Vollbart, hoher Stirn, dunklem Gesichte, blitzenden Augengläsern, einem grauen Überrock auf der Achsel, einem lichten Sonnenschirm in der Hand. Aber mein Gott, mir tanzte noch das ganze Altenmoos im Kopfe herum, fast taumelte ich, während der Fremde eingeladen wurde, „einen Augenblick Platz zu nehmen". Charmanter kann man ja doch niemanden hinauswerfen, als mit diesem „einen Augenblick Platz zu nehmen", erfahrenere Leute setzen sich auf solche Einladung auch gar nicht nieder. Meinem Fremden aber mußte das neu sein, denn er setzte sich nieder. Den Schweiß trocknete er sich von der Stirn, denn es war ein heißer Sommertag und der Mann zu Fuß aus Mürzzuschlag gekommen, mehr als zwei Stunden Weges auf sonniger, staubiger Straße. Nun, so ließ ich ihn sich sammeln. Dann bemerkte er, daß wir für diesen Sommer Nachbarn wären, er habe sich in Mürzzuschlag niedergelassen für etliche Wochen und die Gegend sei auch recht anmutig. Der Aussprache nach war er ein Norddeutscher und als solchen, dachte ich, würden ihm wahrscheinlich die Berge zu niedrig sein in Steiermark. Doch beschwerte er sich nicht darüber und mir war's auch recht; in Altenmoos

um den toten See herum gab es allerdings höhere Berge als im Mürzthal. Hingegen verwunderte sich mein Fremder über die große Hitze, die in Steiermark herrsche; ich widersprach ihm, lag doch frostiger Nebel in der Schlucht und der See hatte Eiskrusten. Ja so, das war in Altenmoos. Da er einen Blick auf das offene Klavier warf, so fragte er, ob ich denn auch musikalisch sei?

„Besonders viel gesungen wird," antwortete ich, „über die Feldlehne hin ziehen in weißen Fäden die Fußsteige, auf welchen jetzt zur Feierabendzeit junge Burschе zu zweien, oder auch zu mehreren gesellt, langsam dahingehen und helle Jodler singen."

Da merkte ich, daß er mich etwas verdutzt ansah, ich hatte zu meinem eigenen Schreck einen Satz aus „Jakob dem letzten" gesagt.

Nun wurde es ein bißchen still und ich dachte, jetzt wird er gleich mit der Bitte hervorrücken, um eine Zeile oder sonst ein kleines Andenken — wie das regelmäßig zu geschehen pflegt, wenn ein werter Besuch sich zum Abschiede bereit macht. Mein Fremder jedoch rückte mit keiner Bitte hervor, sondern war der Ansicht, er würde sich denn wieder auf die Beine machen sollen. Obschon dem Manne recht gut ins Auge zu gucken war, so widersprach ich seiner Ansicht nicht gerade offen. Dann stand er gelassen auf, empfahl sich freundlich und ging davon.

Ich eilte wieder an meinen Arbeitstisch. Dort lag die Visitkarte noch, die des Fremden, welche die Magd hingelegt hatte. Nun — wie mag der Mann heißen? Ein Blick auf die Karte: Wie? Was? Johannes Brahms? Der berühmte Komponist? Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich!

Stürzte meine Frau zur Thür herein: „Du, denke dir, wer jetzt an unserem Hause vorübergegangen ist? Brahms, Johannes Brahms! Er muß es gewesen sein, nach dem Bilde.“

„Ich bin ein Unglücksmensch!“ war mein Schrei, indem ich den Kopf zwischen die Hände nahm. „Er war ja bei mir, hat mich besucht! Auf diesem Stuhl ist er gesessen, und ich — ich hab' ihn nicht erkannt!“

„Du bist ein —“ der Name, den sie mir gab, paßte weniger auf mein Äußeres, als auf mein Inneres; ich steckte ihn also ein und wir schauten zum Fenster hinaus. Dort auf der sonnigen staubigen Straße, den lichten Sonnenschirm aufgespannt, schritt er langsam dahin — Mürzzuschlag zu.

„Nachlauf' ihm! Auf der Stelle laufe ihm nach und bringe ihn zurück!“ rief mein Weib. Aber mir waren die Füße wie in die Dielen gebohrt, ich fühlte mich gelähmt. Es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Und der Fremde schritt dahin die lange Straße, immer weiter fort, bis von ihm nur noch das lichte, zuckende Scheibchen des Sonnenschirms zu sehen war.

Dann schleuderte ich die Blätter meines Jakob, der mir so heillos vors Licht gestanden, in den Winkel und dann ging der laute Jammer an. Er war den weiten Weg gegangen, um uns die Ehre eines Besuches zu erweisen. Ohne ein Dankeswort, ohne einen Tropfen Labnis habe ich ihn fortgehen lassen, nicht ahnend, daß er eigens zu mir gekommen war, nicht ahnend, daß ein Mann über die Schwelle meiner Hütte getreten, dessen Name nach hundert Jahren noch klingen wird in deutschen Landen. Erst am Abende zuvor waren wir wieder entzückt gewesen

von seinen Sonaten, die meine Frau so schön zu spielen verstand. Mein ältester Knabe spielte Brahms und Brahms und konnte sich nicht genug Brahms spielen und seine liederlustige Schwester konnte nicht genug Brahms singen. Und nun das! Wenn in einem Hause der Hausvater nicht ein so brauchbares Einrichtungsstück wäre, ich wüßte nicht, wie es mir ergangen an demselbigen Tage! Was half es, daß der Stuhl, auf dem der Künstler gesessen, mit Ranken und Rosen bekränzt wurde, was hilft es, daß er noch heute der Brahmssessel heißt! Es ist gerade so, wie die Deutschen herrliche Denkmäler setzen ihren großen Männern, die sie im Leben vernachlässigt, nicht erkannt und ganz versäumt haben.

Das Selbstverständliche wäre nun gewesen ein Buß- und Bittgang nach Mürzzuschlag. Aber dazu hatte ich nicht den Mut. Mir schien es fast am besten, den so Hochverehrten und so Schwermißkannten an seine Wanderung nach Krieglach gar nicht mehr zu erinnern. Glücklich wäre ich, wenn er beim Verlassen meines Hauses nicht anderes gedacht hätte, als: O du armer, du zerstreuter Poet! — Nach einigen Tagen wagte ich es aber doch und ging nach Mürzzuschlag, ihn zu suchen. Da hieß es: Meister Brahms ist gestern abgereist.

Die Wegzehrung.

Am Fuße des Riesengebirges habe ich eine Freundin. In einem echt deutschen, hochangesehenen Hause ist sie geliebte Hausfrau, Gattin und Mutter. Vor Jahren, bei einer Vorlesung in Trautenau hatte ich sie kennen gelernt, seither stehen wir in Briefwechsel, und den Adel der Ge-

ſinnung, der aus ihrer Weſenheit ſpricht und der mir in ihren Briefen entgegentritt, muß ich in hohem Grade bewundern. Auch hat ſie für mich und mein Haus mannigfaltige Auszeichnungen erſonnen, die in einer Weiſe dargebracht wurden, daß ſie den Empfänger nicht minder ehren, als den Geber, weshalb ſie mit frohem Gemüte und Dankbarkeit angenommen werden konnten.

Einmal war ich auf der Heimkehr von einer größeren Reiſe. Der Weg führte dem ſchönen Thale entlang an den ſüdlichen Hängen des Rieſengebirges, und dort, wo die Elbe es durchſchneidet, iſt das Städtchen und der Bahnhof, an welchem ich wieder ſo freundlich geehrt wurde. Sie war da, ſtand in einer Reihe von Menſchen, die alle ihre Hände voll hatten, um mir Gaben zu bringen. Zuerſt kam ein Strauß aus Roſen und Nelken, dann kam ein Korb mit Obſt, hernach kam ein ganzes, in allen Farben glühendes Blumenbeet, und endlich kam ein mit grünen Ranken umflochtenes Behältnis mit zubereiteten Lebensmitteln. Das alles und noch anderes wurde raſch in mein Coupé geſtellt. Schon läutete die Glocke den Zug ab, da kam noch das Allerſchönſte und Allerliebſte, aber das gab mir die Frau nicht herein, das hob ſie nur ein wenig zu mir herauf, daß ich es anſehen und bei den kleinen weißen Händchen faſſen könne. Ein engelsliebes Kindlein war's, ihr einjähriges Gretchen, und das blickte mich mit den dunklen Rundäuglein an — und im nächſten Augenblicke alles vorüber. Ich war im Coupé wieder allein, ſo wie ich es vor zwei Minuten geweſen, aber ich befand mich nun in einem prangenden Garten von Blumen und Früchten.

Eine Weile war ich faſt betäubt, dann war's, als erwachte ich allmählich aus einem Traume. Das Geſicht

war verschwunden, aber die bunten, leuchtenden, wohlriechenden Dinge waren bei mir geblieben und ein Zettel: „Dem Waldbauernbuben zur Wegzehrung für die Heimreise", ließ keinen Zweifel darüber, daß ich des so plötzlich erblühten Paradieses Eigentümer sei. Sachte begann ich mein Reich zu durchforschen. Im Korbe die Veilchen und die Nelken, die Stiefmütterchen und die Reseden, die Glockenblumen und die Sternblumen und die schmetterlingsartigen, und die Rosen aller Sorten und Farben! Der Raum war von Wohlduft erfüllt. Dann auf den Naturtellern großer Blätter lag kalter Braten, war Backwerk aller Gattungen, und daneben standen, lehnten, staken Flaschen mit der grünen Perle vom Rhein, und dann Strauchobst,- Baumobst, fast ebenso buntfarbig leuchtend wie der Rosengarten. Ein Tisch, wie er feiner und schöner und einladender nicht zu denken ist.

Schon während der Durchforschung begann ich zu naschen, bald jedoch kamen die Qualen des Herzens. Jener Bauernbursche, der bei der großen Sterzschüssel saß, aß und aß und fachte anhub zu weinen! Und als man ihn fragte, weshalb er weine, gab er bitterſten Schmerzes voll zur Antwort: „Es ist noch so viel Sterz in der Schüssel und ich kann nicht mehr!" — Ich sage nicht gerade, daß es mir auch so erging, nur erinnerte ich mich dran. Wie auch würde ich, der auf der Reise wenig zu genießen pflegt, mit diesen Dingen fertig werden? Und die Hilfe ist so weit! Wenn ich endlich nach Steiermark komme, werden die herrlichen Güter verwelkt und verdorben sein. Denn schon nach wenigen Stunden ließen die Blumen und Rosen müde ihre Köpflein hängen, als hätten sie Heimweh nach den roten Ufern der Elbe, und

der köſtliche Duft der Braten wetteiferte mit dem der Blumen.

Der Schaffner war ein netter Menſch, der mir ſchon früher das bequeme Gelaß aufgemacht hatte, damit ich nach den Anſtrengungen der Reiſe angenehmer raſten konnte. Als er nun wieder einmal draußen auf dem Gange vorüberging, klopfte ich an die Glasſcheibe. Dienſtbereit ſchob er die Thür auf. Wir waren eben aus einer Station gefahren, hatten eine längere Strecke bis zur nächſten vor uns und ſo knüpfte ich unter Hintergedanken mit dem Schaffner ein Geſpräch an.

Wie weit er mit mir fahre?

„Bis Groß-Woſſek.“

Wo er ſtationiert ſei?

„In Trautenau.“

Wann er wieder zurückfahre?

„Heute abends.“

Wo er zu Mittag eſſe?

„Je nachdem.“

Ob er ſich nicht ein bißchen ins Coupé ſetzen wolle?

„Ei, das ginge wohl nicht.“

Und einiges verkoſten von den guten Sachen, die mir unterwegs ſo reichlich zu teil geworden wären? Zum Beiſpiel einmal dieſes prächtige Stück Rindsbraten!

— Werden ſelber nicht eſſen?“

„Gewiß, ich eſſe auch und wir werden es uns teilen. Sehen Sie, wir haben es ſchon mitten entzwei. Setzen Sie ſich doch und nehmen Sie!“

Faſt ſchämig that er, endlich aber ſaß er mir gegenüber und wir tafelten ſelbander. Zuerſt der Rindsbraten, dann ein Kirſchenkuchen, hernach ein Huhn, endlich die

Torte und schließlich Obst. Da wir die Freuden und Gefahren des dahinrasenden Zuges teilten, so tranken wir auch den Wein aus einem Glase, und nun sagte mein Gast, mit der Zunge schnalzend: „Das ist einer! Der ist nicht im Böhmerland gewachsen."

„Und auch nicht in Steiermark."

„Ein rechter Herzenströster!"

„Den Sie als solchen hoffentlich nicht nötig haben," sagte ich.

„Jeder Mensch hat seine Sorgen," meinte der Schaffner.

„Sind Sie verheiratet?"

„Seit einem Jahre."

„Haben Sie Familie?"

„Seit heute Mitternacht ein Mädel."

„Ah, bravo! Es lebe hoch!"

Wir tranken auf das Wohl von Mutter und Kind.

„Wie soll's denn heißen?" fragte ich dann.

„Der Kaplan hat uns die heilige Apollonia zur Namenspatronin angeraten, aber meine Frau sagt, der Name Grethel thät ihr besser gefallen."

„Bleibt bei dem Grethl. Und da habe ich einen schönen kleinen Blumenstrauß, den bringen Sie Ihrem jungen Grethl heim. Und da habe ich einen schönen großen Blumenkorb, den bringen Sie Ihrer Frau. Und da habe ich einen grünen Teller mit Obst, den bringen Sie auch Ihrer Frau. Und ich lasse Glück wünschen zu ihrem Kindl und zu allen, die noch nachkommen."

„Ja," meinte er ganz verlegen, „wenn der Herr schon so gut ist und daß ich das alles mitnehmen darf, da wird meine Frau wohl eine rechte Freude haben. Ich nehm's schon an. Die wunderschönen Rosen nehme ich

auch an, den Glückwunsch auch, aber was das letztere angeht, von wegen denen die nachkommen, daß er nicht etwa zu kräftig ist, der Glückwunsch! Wenn just bei guter Gelegenheit noch ein Bub kommt, so ist's recht, dann haben wir genug. Ja, ich danke schön, ich danke recht schön für die Sachen. Gott, ich glaube, wir sind schon in Groß-Wossek. Na, da pack' ich gleich auf. Meine Frau wird eine Freude haben!"

Noch hatte ich mir aus den Blumenbüschen ein blutrotes Röslein genommen und ein Stämmlein Reseda und eine Nelke. Das übrige nahm dann mein Schaffner mit sich und mir war ganz warm ums Herz darüber, daß die schönen Kinder der Flora eine so gute Statt finden sollten, ehe sie verwelken. Und schöner kann eine schöne Spende wohl niemand verwerten, als es mir da gegönnt gewesen.

Der Schaffner dankte noch dadurch, daß er an der Anschlußstation, wo er zurückblieb, mich seinem Kollegen empfahl, so daß ich im Eilzuge wieder ein eigenes Heim gewann, in welchem ich nach Bequemlichkeit rasten, oder arbeiten, oder die Landschaft betrachten konnte, die an beiden Fenstern, teils als Ebene, teils als Hügelland, teils als Stadt, teils als Garten, teils als Matte, teils als Wald, teils als Schlucht und teils als Gebirge vorüberflog. Böhmen ist ja ein so schönes Land, und dem Naturfrieden, der darüber liegt, merkt man nichts an von dem grimmen Streite, den die Menschen dort mehr als anderswo miteinander führen.

Ich besaß noch immer Schätze genug. Auf der Station Iglau in Mähren gab ich einem Mädchen ein Glas Wein für ein Glas Wasser; dieses bedurfte ich zum Ein-

frischen meines Blumensträußleins, welches im Weine wahrscheinlich nicht gediehen, oder zum mindesten betrunken worden wäre. Und eine betrunkene Nelke! Wer könnte das fassen! In Znaim hob der Schaffner eine kranke Frau ins Coupé, die in ein Spital nach Wien fuhr. Sie war sehr erschöpft. Ich bot ihr Wein. „Ach Gott!" stöhnte sie, „immer Wein. Mir widersteht jeder Tropfen."

„Habe da noch etwas anderes, liebe Frau!" Damit reiche ich auf einem grünen Blatte große würzige Erdbeeren hin. Die mundeten ihr, die thaten ihr wohl, sie aß ihrer noch mehr und sagte dann: „So gut hat mir schon lange nichts geschmeckt, als diese Erdbeeren." Ich hätte nur gewünscht, die Spenderin an der Elbe wäre zugegen gewesen.

Spat abends in Wien angekommen, war auf meinem Hotelzimmer das erste, mein Sträußchen zu erquicken und das zweite, von dem Reste zu genießen, der immer noch vorhanden war. Ich saß beim kalten Huhn und beim Rheinwein wie ein König da, fast hoffärtig der Wohlthaten gedenkend, die ich an diesem Tage so großmütig ausgeteilt hatte — mit Gaben Anderer.

Am nächsten Frühmorgen steckte ich rasch noch das letzte Stück Kuchen, die letzte Flasche Wein in meine Handtasche, und in mein Knopfloch das Sträußchen, welches noch immer recht frisch und munter in die Welt blickte. Dann mit dem Eilzug nach Steiermark. In Mitterdorf stieg ich aus, um nun aber zu sehen, daß der Postzuganschluß nach Krieglach versäumt war. Ich nahm meine sieben Sachen, um zu Fuß über die Waldhöhe von Freßnitz nach Hause zu eilen. Es war um die Mittagszeit, der Hochsommertag war heiß und still. Ich saß auf der

Höhe unter einem Fichtenbaum und ſchaute über den Anger hinab ins ſchöne ſonnige Thal, das ich ſchon ſo lange nicht mehr geſehen. Über den Vorbergen leuchteten die Felswände herein. Vom Krieglacher Kirchturm herauf klang ſanft, wie das Summen einer Hummel, die Zwölfuhrglocke. Ich war ſo glückſelig, wieder in dieſem Thale zu ſein, und nun beſchloß ich, zur Feier meiner Heimkehr hier auf der Waldhöhe die letzte Flaſche Rheinwein auszutrinken.

Da ſah ich am Waldrande drei Kinder. Barhäuptig, barfüßig waren ſie und in zerfaſerten, ſchlotternden Gewändlein. Ganz ſtill ſtrichen ſie im Heidekraut umher und pflückten Heidelbeeren in kleine Töpflein. So froh ſchienen ſie zu ſein, hier einmal Gottesgaben ruhig angreifen zu dürfen, ohne daß jemand rief: Weg da! Das gehört nicht dir! So gute blaſſe Geſichtlein hatten ſie; Kinder armer Leute. — Und wie ich nun den Wein an die Lippen führen will, fällt es mir ein: Heute, wenn du wollteſt! Geſtern war's keine Kunſt, wohlthätig zu ſein. Aber heute, wenn du wollteſt! —

„Kinder!“ rief ich, „kommt einmal her zu mir! Kommt nur her, es geſchieht euch nichts. Ihr kriegt was.“ — Ihr kriegt was, auf das hörten ſie. Zuerſt kam, etwas zögernd zwar und den Finger im Mund, das Bübel heran, ihm folgte ſacht das Dirndl, und ganz hinten watſchelte auch das Kleinſte im blaßblauen Kittel. Und jedes patſchte ſo ein wenig die Händchen zuſammen.

„He, Kinder! Da iſt ein guter Gugelhupf! Der iſt euer, den eſſet! Aber nicht raufen drum!“

Vom Raufen war wohl keine Rede. Das Dirndl nahm das Stück Kuchen gar beſcheiden in ſeine von Hei-

delbeeren blau bemalten Händchen, brach es ganz geſchickt in drei Teile; den einen Teil gab es dem Blaukittlein, den anderen dem größeren Bübel und den letzten — und das war das kleinſte Stück — behielt es ſelber. Ohne erſt viel zu ſchauen, was es war, biſſen ſie drein.

„Und da drin iſt auch noch etwas.“ Die Weinflaſche hielt ich empor. „Junge, komm, ſetz' dein Schnäblein einmal an dieſes Rohr. Na, na, es geht nicht los. Es beißt auch nicht. Trinken ſollſt!“

Das Büblein patſchelte wieder die Hände zuſammen, dann ſchnappte es an, anfangs zwar etwas ſchüchtern und ungeſchickt, als das Ding aber einmal rann, that der Kleine einen erklecklichen Zug, wobei ihm die ſchwarzen Augen übergingen, daß man faſt nur mehr das Weiße ſah. Endlich ſetzte er ab, ſchaute ſeine Geſchwiſter an und ſagte: „Oh, der is guat! Den trinkn ma nit, den bringa ma da Muada.“

Jetzt hatte ich gerade genug. Ich der große Wohlthäter von geſtern, der erſt andere erquickte, als er ſelber ſatt war!

„Ja, Kinder, bringt es nur der Mutter, das da und das auch, und das auch!“ Sagte es noch, ſchlich davon und ſchämte mich. — Und doch war's eine Luſt zu denken, wie viel Genuß und wie viel Freude aus der ſchönen Wegzehrung hervorgegangen iſt, für andere, für mich, und gewiß auch, wenn ſie es wüßte, für die Spenderin im Böhmerlande. Mir war nur noch das Sträußlein geblieben.

An der Bergquelle ſprengte ich ein paar friſche Tröpflein drauf, um es ein wenig ſpäter meiner Eheliebſten an den Buſen zu ſtecken.

Wie ich meiner eigenen Vorleſung zuhörte.

Endlich war das neueſte Wunder — es iſt größer als alle ſieben Weltwunder zuſammen! — auch in unſere Stadt gekommen.

Man hatte vom Phonographen ſchon viel geleſen und gehört, aber das Ding war zu unglaublich, es konnte auch ein wenig amerikaniſcher Humbug dabei ſein. Wie kann man einen Ton, eine Stimme, einen Schall feſthalten und aufbewahren — viele und viele Jahre lang? Alſo, daß jene noch zu uns ſprechen können, die längſt geſtorben ſind; alſo daß die Lucca, die Materna noch ſingen werden, wenn die Kunſtgeſchichte kaum mehr ihre Namen nennt; alſo, daß die Geſchlechter des zwanzigſten Jahrhunderts mit eigenen leiblichen Ohren noch das lebendige Wort und den Ton aus dem Munde Bismarcks hören können, wenn er ruft: Wir Deutſchen fürchten Gott und ſonſt nichts! — Das iſt nicht bildlich geſprochen, nicht in der Sprache des Poeten, ſondern wirklich, wörtlich zu nehmen. Wäre die Erfindung vor Neros Zeiten gemacht worden, ſo könnten wir es vielleicht heute noch hören, wie der große Tyrann Befehl gab, Rom anzuzünden, und hören das Praſſeln des Feuers, das Wehgeſchrei der Römer, das Krachen der ſtürzenden Tempel!

Liegt eine ſolche Möglichkeit denn überhaupt in der Natur? Wir ſagen es kühn und ſtolz: ſie liegt in der Natur. Der Menſch hat ſie entdeckt und die Maſchine iſt unendlich einfacher als man etwa ahnt, ſie iſt im Prinzipe ſo einfach, wie die Hirtenpfeife oder die Harfe, auf jeden Fall viel einfacher als etwa eine Drehorgel, mit welcher ein oberflächlicher Vergleich möglich wäre. Die

Wunder des Phonographen gehen auf rein mechanischem Wege vor sich; nicht allzulange dürfte es währen, daß sie jeder wirken kann, daß die Phonographen so zahlreich sein werden, als heute die Photographen, ohne viel Umstände und Kosten. Heute hindert die Verbreitung noch das Privilegium der Erfinder.

Gegenwärtig kreisen in den Ländern einzelne Apparate und bringen den Inhabern Geld ein. Der Phonograph ist noch auf Kunstreisen wie ein Virtuose und gehabt sich dem Publikum gegenüber auch als ein solcher. Das war für mich nicht anziehend und als „Edisons Phonograph" in unsere Stadt gekommen war, beeilte ich mich gar nicht besonders, ihn zu besuchen. Doch wurden bald Stimmen laut, das müsse man hören, es sei großartig, es sei unglaublich! es sei wunderbar! Wohlan, in diesem Falle ist man es sich schuldig, den neuen Unterricht zu besuchen in der Schule des Lebens.

Ich ging hin. Der Eintritt von drei Gulden war nicht volkstümlich, rechtfertigte sich aber dadurch, daß der Apparat gleichzeitig nur von wenigen Menschen benützt werden konnte. Mitten in einem Fremdenzimmer des Hotels „Zum Erzherzog Johann" war etwas aufgestellt, das einer Nähmaschine ähnelte. Ich kann von der technischen Einrichtung nicht sprechen, sondern nur das dem Laien zumeist Auffallende anmerken. Da war an dieser Maschine das Treibrad, es war die Nadel, sogar die Spule war da. Und von der Vorrichtung gingen zwölf etwa zolldicke, kürzere und längere Schläuche aus, welche sich am Ende gabelten, so daß man die Spitzen einer solchen Gabel in beide Ohren stecken konnte. Außerdem standen Rohre und Trichter verschiedener Größen

umher, die aber bei dem Spiele nicht benützt wurden. Ich hatte den Phonographen vor mir. Aber die Spule war keine Spule, sondern eine hohle Walze oder Rolle von chokoladebraunem Wachse, welche außerordentlich feine, doch für das freie Auge noch sichtbare Eindrücke hatte. An die Walze lag ein Stift an, welcher in Verbindung stand mit dem Wichtigsten, was man aber nicht sah.

Vor diesem Apparate saß ein Mann, trieb mit dem Fuße das Rad wie bei einer Nähmaschine und obenan drehte sich die Walze in mäßiger Schnelle, dabei sachte nach links rückend, so daß die spiralförmigen Eindrücke der Reihe nach vom Stifte berührt werden konnten. Also war der Apparat in Bewegung; an demselben standen im Halbrunde zwölf Personen, die Schlauchspitzen in die Ohren haltend und aufmerksam horchend. Im Zimmer war große Stille, auf den Zügen der Horchenden las ich Versunkenheit und Staunen. Manchmal war für den noch Fernestehenden ein ganz zartes Quixen zu hören, wie das kurz abgebrochene Zwitschern eines jungen Vogels. Dann wieder atemlose Stille, gespannte Aufmerksamkeit — bis plötzlich alle Horcher sich aufrichteten und „Großartig! Wunderbar! Unerhört!“ durcheinanderriefen.

Nun kam ich mit noch elf anderen Personen dran. Die Schlauchspitzen legte ich in die Ohrmuscheln und horchte. Der Inhaber trieb lautlos das Rad ... „Sein oder Nichtsein,“ hörte ich hinter mir und etwas gedämpft, so als ob durch das Sprachrohr geredet würde, doch vollkommen deutlich ... „das ist die Frage. Ob es edler sei, zu dulden die Pfeile wüthenden Geschickes, oder gewaffnet wider eine See von Leiden durch Widerstand zu enden? — Sterben, Schlafen —“ u. s. w. Allerdings war

es nicht die Originalstimme Hamlets, sondern das wohlbekannte Pathos eines Schauspielers, der den Monolog wenige Tage früher in den Apparat gesprochen hatte.

Nach diesem steckte der Leiter des Phonographen rasch eine zweite Walze an die Spindel und wir hörten ein Klavierspiel mit klarem Saitenanschlag, etwa von der Deutlichkeit, als würde bei offener Thür im Nebenzimmer gespielt. Nach Schluß des Stückes lebhaftes Bravorufen, nicht von uns Horchenden, sondern aus dem Schlauche, wie es eben einige Wochen früher unmittelbar nach dem wirklichen Klavierspiele gerufen und fixiert worden war. Hernach folgte das Lied einer Sängerin in anmutigster Klangfarbe, thatsächlich Kunstgenuß bietend. Bald darauf zog (gleichsam wie vor dem Fenster auf der Gasse) eine große Militärbande mit klingendem Spiele vorüber; unmittelbar darauf ein Leichenzug mit Posaunenton und Chorgesang, begleitet von entfernteren Klängen der Kirchenglocken. Eine Hochzeitsgesellschaft mit Trompeten, Pfeifen, Jauchzen und Pistolenknallen beschloß die Produktion. All die Töne waren höchst natürlich, selbst der Widerhall der Musik und der Schüsse an den nahen Gebäuden war deutlich vernehmbar. Dabei hörte man auch die Schritte der Marschierenden, das Gemurmel des Publikums, ja sogar das Klirren eines aufgehenden Fensters war zu bemerken. — Auf dem Grabe des bei dem Leichenzuge Bestatteten wuchs wohl schon längst grünes Gras, das Ehepaar des Hochzeitszuges erfreute sich vielleicht schon eines wiegenden Kinderbettleins, während die Trauerklänge, der Freudenschall noch an unser Ohr schlagen.

Die Vorführung war zu Ende. Ich sagte kein Wort, in mir war feierliche Andacht, als wäre eine Offenbarung

gekommen aus unbekannter Geiſterwelt. Es muß doch eine ganz beſondere Zeit ſein, in der wir leben, weil ſich eine ewige Kehle und Zunge gefunden hat, die unſeren Hall und Schall und unſer Lied echt und lebendig der Zukunft übermitteln will.

Meine Erwartungen waren weit übertroffen. Doch machte das Entzücken bald einer kühleren Beobachtung Platz. Bei dem Geſangsſtücke der Primadonna war mir an einer Stelle ein roher Lärm aufgefallen, als wäre Jemand mit ſchweren Schuhen durch das Zimmer gelaufen. Ich ließ das Stück wiederholen, um einen reinen Eindruck von ihm zu gewinnen, aber ſiehe, genau als dieſelbe Stelle kam, lief der Kerl wieder durch das Zimmer. Der Leiter erklärte uns, daß bei der Aufnahme zwar niemand ſo geſprungen wäre, ſondern daß die Walze oder Rolle an betreffender Stelle ſchadhaft ſei. Wir beſahen die Rolle und bemerkten thatſächlich ein ganz zartes Ritzchen, welches die abſcheuliche Störung verurſachte. So wie bei der Photographie ein Flecken auf der Matrize ſich auf allen Abdrücken wiederholt, ebenſo kommt hier der Flecken in Schall überſetzt bei jeder Vorführung eines Stückes zum Ausdruck. Man kann eine fehlerhafte Rolle nicht retouchieren wie eine fehlerhafte Photographie. Mit der Photographie iſt die Phonographie in vieler Beziehung vergleichbar, nur daß letztere noch weitaus effektvoller iſt und naturgemäß vollkommener ſein wird. Die Photographie iſt und bleibt ein Bild; ſo ähnlich es dem Original ſein mag, es lebt nicht, unſer Auge ſieht ſofort, es iſt ein toter Gegenſtand, der uns nichts erſetzt, nur an etwas erinnert. Der Phonograph jedoch übermittelt uns etwas Lebendiges, thatſächlich Wirkendes, das unſer Ohr auch am Original

nicht beſſer haben kann. Inſofern könnte man den Laut, den Schall, die Muſik wahrlich dramatiſch nennen, denn ſie ſind etwas Geſchehendes. Was durch das Ohr geht, dringt tiefer in die Seele, als was durch das Auge kommt. Der Phonograph überbringt uns nicht etwa einen vor langer Zeit in ſich aufgenommenen Geſang als etwas Fertiges; vermöge der Eindrücke erzeugt er ihn aufs neue, indem er ihn ganz genau wiederholt. Er iſt wie jemand, welcher ein Gedicht auswendig gelernt hat und es gelegentlich deklamiert; er reproduziert das Gedicht, ohne aber deshalb ſelbſt Dichter zu ſein, und wenn der Phonograph auch alle Muſikſtücke der Welt wiedergäbe, ſo wäre er noch kein Muſiker. — Da übermittelt der Apparat mit ſeinen lebloſen Beſtandteilen das Lied, das Wort mit all' ſeinem Geiſte, wie ein lebendiger Mund. Das iſt das Packende, faſt Geſpenſterhafte.

Nachdem die Wiederholung der Produktion vorüber war, wurde ich vom Inhaber des Apparates erſucht, meine Stimme aufnehmen zu laſſen. Arglos erklärte ich mich dazu bereit, nicht bedenkend, daß ich damit gleichſam ein neues Weſen in die Welt ſetzte, ein Ich, das außer mir ſein wird, das für oder gegen mich ſprechen, das mich überleben kann auf viele Jahre. Allerdings nützen die Rollen ſich ab, und eine Rolle läßt ſich nach dem jetzigen Stande dieſer Erfindung, wie ich mir ſagen ließ, nicht vervielfältigen, etwa ſo wie man Photographien, eine aus der anderen, vervielfältigen kann. Doch iſt die Rolle an zweitauſend Mal zu gebrauchen, alſo wird mein Sprechkind vielleicht öfter vor der Welt ſprechen, als es mir ſelber gegönnt iſt.

Eine Rolle war kaum über ſechs Zoll lang, in etwa zwei Minuten hatte ihre Spirale von Eindrücken ſich ab-

gewickelt, alſo konnte ſie nur eine Rede faſſen, die nicht über zwei Minuten dauert. Das iſt freilich wenig, doch es giebt genug Menſchen, in deren Hirn nicht einmal ſoviel Platz hat, als in dieſem wächſernen des Phonographen.

Ein Trichter wurde angeſetzt und nun ſprach ich in ſteieriſcher Mundart, nach gewohnter Weiſe, das Stückchen hin: „Wia da Rumpelbocher ſein Feind vazeiht.“*)

Als das geſchehen war, fragte der Inhaber, ob ich die Rolle hören wolle? Ja freilich wollte ich nun auch einmal mein eigener Zuhörer ſein und im Auditorium ruhig und ſelbſtverſtändlich mit kritiſchen Regungen dem Manne gegenüberſitzen, der als Vorleſer einen gewiſſen Ruf genoß, den ich aber eigentlich bisher noch nie gehört hatte. — Wer ſich das erſtemal photographieren ließ, der weiß es, daß man da nach der Aufnahme mit einer oft nicht geringen Neugierde die Matrize zu ſehen wünſcht. In demſelben Falle war ich und die Wachsrolle war ſofort bereit, ihr ſich erſt eben angeeignetes Wiſſen zum Beſten zu geben.

In dem Augenblicke, als ich den Schlauch ans Ohr geführt, begann hinter mir ein näſelnder Menſch: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher ſein zween Todfeind —“

„Pſt!“ machte ich, merkte es aber auch ſchon, daß die Stimme aus dem Schlauche kam, doch nicht die meine, wie mir ſchien — eine ganz fremde Stimme! — Kein Menſch erkennt ſeine eigene Stimme wieder, wenn ſie ihm plötzlich von außen entgegenkommt, und ſie mag noch ſo naturgetreu ſein. Ich hörte alſo zu, wie der Apparat mein Dialektſtückchen vorbrachte. Im ganzen war ich nicht un-

*) Steirisch. Graz

zufrieden. Die Stimmen des Pfarrers und des kranken Bauers waren recht gut auseinander gehalten, „jedoch lieber Freund!“ ſo ſagte ich nun zum Herrn Phonographen, „etwas zu ſtark näſeln! Das mußt du dir abgewöhnen. In einigen Worten ſchlägt hochdeutſcher Accent vor. Auch bringſt du einzelne Silben zu ſcharf und eckig, während du andere halb verſchluckeſt. Probier' es noch einmal und nimm dich zuſammen!“

Natürlich kam es das zweite Mal genau ſo als das erſte Mal, und ich konnte es weder durch Spaß noch durch Ernſt mehr wegleugnen, daß die Fehler an mir lagen. In den zwei Minuten, da der Phonograph mir meine eigene Vorleſung hielt, habe ich mehr gelernt als von allen Kritiken, die über mich geſchrieben wurden, zuſammen. Jeder Menſch müßte ſein eigener, beſter Lehrer und Erzieher ſein, wenn er ſich gegenſtändlich hätte. Für Fehler eines Gegenüber ſind wir empfindlich! und ſelbſt wenn das Gegenüber unſer eigenes Ich wäre. Ferdinand Raimund bekehrt ſeinen Menſchenfeind, indem er ihn ſich ſelbſt gegenüberſtellt. Wie mancher Deklamator, Sänger und Redner würde in Zukunft ſchweigen, wenn er ſich einmal im Phonographen hören könnte!

„Nun, wollen Sie dem Vorleſer einmal näher rücken,“ ſagte der Inhaber des Apparates und gab mir einen kurzen Schlauch in die Hand, während die übrigen Schläuche geſperrt wurden.

Ich horchte hinein und erſchrak neuerdings. Wenn ich vorhin vom Vorleſer etwa fünfzehn Schritte entfernt zu ſein geglaubt hatte, ſo war ich nun in ſeiner unmittelbarſten Nähe. Nachgerade ins Ohr brüllte mir der gute Mann die Worte: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher

ſein zween Todfeind —" und ſo fort. Die Stimme war ſo ſtark und voll und klar, daß ich meine wahre Freude dran hatte. Selbſt ein paar Atemzüge in den kleinen Pauſen hörte ich heraus. Ich ſah nun den Unterſchied, der obwaltet, wenn mehrere Schläuche offen ſind oder wenn nur ein einziger vermittelt. Das Letztere kann vom Publikum ſachgemäß nur einzelnen gewährt werden und darum kennen die meiſten Leute, welche den Phonographen gehört, ſeine Leiſtungsfähigkeit nur zum Teile. Als der Inhaber den Apparat nun auch noch die öſterreichiſche Volkshymne ſpielen ließ von einer großen Militär-Muſikkapelle, war die Schallwirkung auf mich eine ſo gewaltige, als ſtünde ich mitten unter den Muſizierenden, und ich bangte faſt für mein Trommelfell.

Wir ſchrieben zur Zeit zwanzig Jahre ſeit der Erfindung des Phonographen durch Ediſon, einen Amerikaner germaniſcher Abkunft. Das Telephon, bekanntlich auch eine Erfindung des amerikaniſchen Autodidakten, hat praktiſche Anwendung in großartigſtem Maßſtabe gefunden, wie weit es der künſtleriſcher und idealer veranlagte junge Phonograph bringen wird, das iſt abzuwarten. Iſt nur erſt die Feſſel des Privilegiums geſprengt, welche vorher eine Anzahl von Unternehmern reich machen muß, dann können wir es erleben, daß in jedem „beſſeren Hauſe" anſtatt des Klaviers ein phonographiſcher Apparat ſteht. Dann wird das liebenswürdige Töchterlein des Hauſes nicht mehr herantreten an den ſcheidenden Fremden oder Freund mit der ſchüchternen Bitte, etwas in ihr Tagebuch zu ſchreiben, ſondern ſie wird noch ſchüchterner und liebenswürdiger liſpeln: „Bitte, ſprechen oder ſingen Sie mir etwas in den Phonographen!" — Die Walzen mit allen

möglichen Reden und Tonwerken werden billiger als Notenblätter zu kaufen sein. Dann können wir die „Meistersinger" der Wiener Hofoper behaglich zu Hause hören, wenn es uns bei Musik nicht ums Sehen der Ausstattung zu thun ist. Dann ist es uns möglich, im eigenen Zimmer den Reichsratssitzungen von Wien und Berlin, den Vorlesungen der Universitäten von Jena, Heidelberg u. s. w. beizuwohnen. — Vorher müssen nur noch einige Kleinigkeiten erfunden oder vielmehr vervollkommnet werden, so z. B. daß die Aufnahmen und Abgaben im Großen, ohne viel Beiwerk von Trichtern, Schläuchen u. dergl. geschehen können, daß die Walzen sich ohne neuerliche Aufnahmen vervielfältigen und widerstandsfähiger machen lassen, daß der Phonograph mit dem Telephon sich verbindet. Brüder sind ja die Beiden, so werden sie sich gerne gegenseitig unterstützen und uns mit den außerordentlichsten, heute noch ungeahnten Leistungen überraschen.

Also wird es z. B. nicht bloß im allgemeinen interessant, sondern auch für den Sprachforscher wichtig sein, wenn durch den Phonographen nachgewiesen werden kann, wie man vor Zeiten gesprochen, betont hat; besonders die Volksmundarten werden ein fruchtbares Studium sein, während sie heute infolge mangelhafter Schreibweise, selbst von Fachgelehrten so oft mißverstanden und mißdeutet werden.

Museen und Archive wird man bauen, um all' die Rollen oder Walzen aufzubewahren, die in Ton und Klang wichtige Dokumente sein werden von vergangenen Völkern. Eindringlicher und überzeugender als der tote Buchstabe wird die lebendige Stimme sprechen, und auch das Gemüt wird durch diese Erfindung vielleicht wieder einmal zu seinem Rechte kommen.

Heute greift die alte Matrone, welche all' ihre Lieben überlebt hat und einsam in der Welt steht, in stillen traurigen Stunden nach den vergilbten Briefen der Ihrigen. Einst wird sie in solcher Einsamkeit die Rollen des Phonographen hervorholen und sie wird die trauten, heiteren Stimmen derjenigen wiederhören, die längst auf dem Kirchhofe ruhen. Sie wird das befangene Liebesbekenntnis ihres Bräutigams hören, sie wird die fröhlichen oder ernsten Gespräche vernehmen, welche er in stillen Stunden mit ihr geführt, den munteren Kinderlärm, das süße Mutterwort der Kleinen — der ganze klangreiche Himmel der Vergangenheit wird in treuen Tönen wieder auferstehen und die Matrone wird weinen vor Rührung, daß die Stimmen der Heimgegangenen noch bei ihr geblieben sind.

Der achte Dezember 1881.

Erinnerung nach einer Zuschrift.

„Sie wollen den 8. Dezember 1881 verbuchen? Mit Schauderscenen, die das Herz zerreißen und wahnsinnig machen, wollen Sie nicht verschont sein? Ich will Ihren Blick von unserer Unglücksstätte ablenken, will Ihnen einen andern 8. Dezember zeigen — jenen des Jahres 1863, an welchem in der Jesuitenkirche zu San Jago in Südamerika zweitausend Menschen verbrannten. Es war am Morgen des Tages unserer lieben Frau, von sechs bis sieben Uhr, also genau an demselben Tage und genau zur selben Stunde — wenn man den Unterschied der Tageszeit zwischen den beiden Kontinenten nimmt. Hier die Bühne, dort der Altar, an welchem die Draperien des

Marienbildes Feuer gefangen, und in wenigen Minuten das Innere der Kirche zu einem Höllenpfuhle gemacht hatten. Die Jesuitenpatres hatten zu Ehren der unbefleckten Empfängnis die Kirche durch die ganze Länge und Höhe des Schiffes mit papierenen Heiligenfahnen und künstlichen Wolken und Sternhimmeln aus Gaze geschmückt, und um das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, in der Kirche eine „Geldbriefpost nach dem Himmel" eingerichtet. Die beschwerten, den Patres behändigten Briefe, auch Schmuckpackete, richtig adressiert, wurden nicht verschmäht. Sofort antwortete „der Himmel" den Sendern schriftlich durch dieselben Hände. Als der Brand ausbrach, stürzten die Unglücklichen in Panik nach dem einzigen Ausgange, den bald lebendige Barrikaden versperrten. Hunderte verblieben knieend im Gebete und wurden so ein Opfer der Flammen. Die Patres flüchteten durch die Fenster der Sakristei — nur Einer verblieb und segnete die Sterbenden ein. Tags darauf waren alle dem Orden Angehörige verschwunden. Das Volk von San Jago machte die Kirche nicht nur der Erde gleich, sondern grub sogar die Fundamente aus, zerstückte die Quadern und karrte sie ins Meer. Dann wurde der Boden umgepflügt und Salz darauf gesäet. Kein Kreuz, kein Denkmal durfte „an der Stätte des Fluches" errichtet werden, und sie blieb öde und vom Fuß gemieden bis auf den heutigen Tag. — Doch, was frommt's nur! Unser zerrissenes Herz läßt sich nicht ablenken, das ist jetzt in Wien.

Der 8. Dezember 1881 war ein nebeltrüber Tag, aber Wien war voll Leben und Lust. Ich hielt in meiner hochgelegenen Wohnung Feiertagsruhe und schaute — wie ich das so gerne thue — durch das helle Glas über die

Giebel der Häuser hinweg zu den schönen Türmen der Votivkirche.

Gegen Mittag erhielt ich Besuch. Mein lieber Vorhofbauer aus der Scheibbs, bei welchem ich im vorigen Sommer drei idyllische Wochen zugebracht, hatte Wort gehalten und mich in der Stadt aufgesucht. Er hatte einer Handelsangelegenheit wegen in Wien zu thun, wollte sich aber nur kurze Zeit in der großen Stadt aufhalten — es wäre recht schön in Wien, meinte er, aber daheim bei seinem Weiberl, bei den Kindern, den kleinen und den großen, wäre es ihm doch noch lieber. — Der Mann gefiel mir immer; was bei uns Bildung heißt, das heißt in der Scheibbs Hausverstand und das Herz am rechten Fleck haben — und das hatte er.

„Also, Vorhofbauer, was wollt Ihr heute Abend in Wien anfangen?" — Er ist zu allem aufgelegt. „Ins Theater?" — „Wenn's was Lustiges giebt." — Fragen wir die Zeitung. Im Burgtheater „Don Carlos", das ist nichts für den Vorhofbauer. Im Opernhaus „Fantasca", vielleicht nicht übel, ist aber kein Platz mehr zu haben. Stadttheater: „Die Welt, in der man sich langweilt?" — „Um Gotteswillen, nur das nicht!" ruft der Landmann aus. Im Carltheater: „Sarah und Bernhardt". Was weiß mein Freund von der Sarah Bernhardt! Theater an der Wien: „Der lustige Krieg". Halt, das wäre etwas. Ringtheater: „Hofmanns Geschichten", ein neues Stück. — Der Vorhofbauer meint, da wären ihm die Geschichten lieber, wie der Krieg. — Gut, Offenbach der Componist ist ein fröhlicher Junge. Was sagt nur die Zeitung über die gestrige Vorstellung von den „Erzählungen Hofmanns?" Sie schreibt folgendes: „Ein in vieler Beziehung höchst

merkwürdiges Werk. Ganz und gar von der herkömmlichen Schablone abweichend, bietet dieſe phantaſtiſche Operette ein Gemiſch von romantiſcher Ironie, bizarrer Laune und wirklicher Poeſie. Einfälle eines Genies, ohne die Kraft, ſie gehörig zu verwerten, Überſpanntheiten der bedenklichſten Art, viel Lärm und doch auch wieder anſprechende Muſik genug! Hat der Verfaſſer des Textes einen Tropfen Fegefeuer aus der Hexenküche des großen Phantaſten in ſein Blut aufgenommen, ſo ſcheint der Komponiſt über ſich ſelbſt hinausgewachſen, in Regionen, die ihm fremd waren, ohne ihm verſchloſſen geweſen zu ſein. — Das Publikum ſaß wie vor einem Rätſel. Nach dem zweiten Akte wurde ſtark applaudiert, beſonders Herrn Direktor Jauner, der alles gethan hat, was in den Kräften ſeines Theaters ſtand, um das Werk, welches eher an die große Oper und deren Kräfte appellierte, geſchmackvoll aufzuführen. Den unheimlichſten und tiefſten Eindruck machte das ausgezeichnete Spiel des ſtimmbegabten Herrn Wilke."

Gut, ſehr gut.

„Alſo ins Ringtheater. Ich gehe nie in die Comödie, laſſe Euch eine Karte holen und nach dem Theater ſehen wir uns bei der „Linde". — Ein gutes Glas Wein vor der Vorſtellung ſelbſtverſtändlich. Das macht das Stück doppelt ſo ſchön." Und dann: „Gott befohlen, mein lieber Vorhofbauer. Ergötzt Euch recht. Auf Wiederſehen." —

Er ging. Das war um halb ſieben Uhr. Draußen hatte ein leichtes Schneeſtäuben begonnen, daß ſich allmählich die Dächer weißten. Ich blieb in meiner Stube, ſtreckte mich auf das Sofa und rauchte eine Kuba, die gute Luft hatte. Dabei ſchaute ich gedankenlos die Zimmerdecke an, auf welche der Schein einer Straßenlaterne fiel.

Meine Zimmerdecke ist eine glatte, schmucklose Fläche, auf welcher ich in solchen Stunden gerne die Schattenbilder heiterer Träume spielen lasse. Ich sah heute im Geiste allerlei Jugendlust und mir fiel es allmählich auf, daß der Hintergrund derselben, die Zimmerdecke, einen so rosigen Ton hatte.

Ich erhob mich, blickte zum Fenster hinaus und erschrak vor einer bisher noch nie gesehenen Herrlichkeit. Die Türme der Votivkirche standen in tiefroter Glut. Bravo Stuwer! kam es mir auf die Zunge, doch, ein Weiteres rief: Das ist kein Feuerwerk von Stuwer! Siehst Du am Schottenring die Lohe aufspringen? Tief unten in der Gasse wirre Stimmen: „Das Ringtheater brennt!"

Ich eilte allsogleich, an meinen Vorhofbauer denkend, die Stiege hinab und lief, so gut es im aufgeregten Menschengewoge ging, gegen den Ring hinaus.

Es bedurfte geraumer Zeit, bis es mir gelang, an den Brandplatz zu kommen. Am Ring hörte ich in meiner nächsten Nähe zwei Männer folgende Worte wechseln:

„Ein fürchterlicher Brand!"

„Ja wohl, Hoheit."

„Menschen sind doch nicht mehr in Gefahr?"

„Alles gerettet, Hoheit!"

„Dann ist Alles gut."

„Ja wohl, kaiserliche Hoheit!"

An der Ecke der Maria-Theresienstraße stieß ich heftig an einen Mann, der auf der Achsel etwas, wie das Knie einer Ofenröhre trug. Die Leute wichen entsetzt zurück, der Mann trug einen verkohlten Menschen. — Weiter sah ich nichts mehr. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Kaffeehaus auf der roten Sammetbank und die

Leute, die um mich ſtanden, hielten mich für einen geretteten Theaterbeſucher und beſtürmten mich mit Fragen. Ich wußte nichts, ſie wußten Vieles. Sie wußten damals ſchon, daß hundert Menſchen verbrannt ſeien.

„Hundert Menſchen! Das iſt nicht möglich!“

„Zweihundert!“

„Läſtert Gott nicht!“

„Dreihundert!“

„Das ſind Gerüchte. Wie häufig, daß Gerüchte lügen!“

Ja, und auch jene ſchrecklichen Gerüchte haben gelogen. Heute wiſſen wir's beſſer. — Der Graben in Wien iſt ein großer, belebter Platz. So viel, als hier um zwölf Uhr mittags Menſchen wandeln, ſind dort im Theater verbrannt. — Ein volles Haus!

Ich nenne die Ziffer nicht, mir graut. Wien war dem Wahnſinn nahe, Viele wollten die Leichen öffentlich durch die Stadt tragen laſſen. Marc Anton ſtellte den erſchlagenen Cäſar dem römiſchen Volke aus, um die Gemüter zu entfachen. Was wollte Wien mit ſeinem „Feſtzuge des Todes“? — — — — — — — — — — Ich ſchleudere ſie von mir, die gräßlichen Bilder, aber ſie kommen immer wieder. Was mag da vorgegangen ſein in den qualmenden Räumen des Ringtheaters, die zehn Minuten vor ſieben?! Welcher Heroismus, welche Beſtialität! Und Wien, was hat es in dieſen Tagen geleiſtet an Hochſinn und Gefühlsroheit, an Adel und an Thorheit! Die Preſſe hat wahrhaftig ihr Möglichſtes gethan und doch blieb ſie nur ein matter Spiegel der unheimlichen Bewegung, die das Entſetzen und der Schmerz und der Zorn entfacht hatte.

Jedermann wird beflissen sein, wenigstens ein Wiener Journal aus diesen Tagen zu sammeln und den Nachkommen aufzubewahren. So laßt mich los, ich will nicht schildern, ich will nicht mehr daran denken — und ich muß es doch. Heute ist der 24. Dezember; es sind sechzehn Tage vergangen, aber in meinem Haupte ist noch Alles lahm, bis auf die zitternden Organe des Gehirnes, die den 8. Dezember in sich aufgenommen haben.

Und mich hat der Herr doch so milde angefaßt! Lange nach Mitternacht war es, als ich in meine Wohnung kam. Und siehe, dort saß mein Vorhofbauer am Fenster und schaute hinüber auf das noch immer brennende Haus und hielt die Hände ineinandergeklammert.

Er hatte aus der Scheibbs seinen Schutzengel mit nach Wien gebracht. Als der Mann am Abende nach dem Glase Wein auf die Gasse gegangen, da war das ein ganz endloser Weg zwischen den hohen Häusern hin und über freien Grund und zwischen Gebüsch und wieder an den Häusern hin, so daß der Vorhofbauer endlich einen Vorübergehenden fragte: „Ist da herum nicht irgendwo dieses vertrakte Ringtheater?“

„Nein,“ sagte Jener, „dies hier ist das Dampfschifffahrtsgebäude und da hinaus geht's in den Erdberg. Wenn Sie wissen wollen, wo das Ringtheater ist, so dürfen Sie sich bloß umwenden und das Feuer sehen, das dort hinten aufsteigt aus dem Ringtheater.“

So war er wieder da. Aber am Morgen fuhr er mit dem ersten Zug der Westbahn davon.

Ich that ihm's nach. Ich floh aus dem unheimlichen Wien und kann weiter nichts erzählen. Heute ist der

heilige Abend; ich bin in die Berge geflüchtet, ich mag keinen brennenden Christbaum sehen." —

Vorstehender Brief wird mitgetheilt in diesem Buche, als Andenken an jenes Ereigniß, das ich zwar nicht persönlich miterlebt, das aber auf mich für längere Zeit einen verdüsternden Eindruck gemacht hat.

Das Erdbeben von Laibach.

Am Ostermontage des Jahres 1895 fuhr ich die Save aufwärts im schönen Krainerlande. Noch nie hatte ich gesehen, daß die Schneegipfel der Steineralpen so klar und blendend niederleuchten aufs grüne Gelände. Es ist doch eine stolze Herrlichkeit, in welcher der südliche Zug der Alpen hier zu Ende geht. Der Eisenbahnzug rollte gegen Laibach, die Stadt lag da im Frühlingssonnenscheine, auf den Wiesen und Feldern wogten bunte Menschenmengen durcheinander. Ein Volksfest! Wie erfreulich, daß die nationalen Wirren dieser Stadt noch Sinn übrig lassen für frohe Volksfeste! Wie ein Markttreiben war's zu sehen, erinnernd an den Fetzenmarkt zu Graz, so standen Kästen, Tische, Betten, Kinderwägen und allerlei anderes Gemöbel durcheinander. Aber in den Wiegen lagen Kinder, in den Betten lagen Kranke. So in herrgottsfreier Natur! Was soll denn das bedeuten? — Mitreisende bemerkten einen abgebrochenen Fabriksschlot; dann fiel auf, daß die Dächer der Gebäude vielfach Löcher hatten, durch die das Gelatte des Dachstuhles herausschaute, daß von den Schornsteinen graue Schuttstreifen niedergingen über das Dach, daß die Schornsteine gebrochen und Giebelwände eingestürzt waren. — Was ist denn geschehen? Eine Beschießung?

Auf dem Bahnhofe angelangt, hörten wir's: Ein großes Erdbeben in der vorigen Nacht!

Ich wollte die Reise unterbrechen, um die Schäden zu besichtigen, da hieß es, alle Häuser der Stadt seien verlassen, alle Hotels gesperrt, kein Fremder könne beherbergt werden, wo die Einheimischen unter freiem Himmel wohnen müssen. So bin ich weitergefahren bis ans Meer, aber doch schon am nächsten Tage zurückgekehrt, um die unglückliche Stadt zu durchschreiten. Als ich vor dreißig Jahren arm und fremd aus meinen Bergen herabgestiegen war, hat Laibach mir das erste Obdach geboten. So ist sein Unglück mir jetzt doppelt nahegegangen.

Eine heiße Mittagsstunde, vom Himmel fiel ein hartes Licht. Die Straßen staubig, schattenlos, menschenleer. Die meisten Häuser gassenseitig mit Warnstangen belehnt, ganze Gassen gesperrt, von Soldaten bewacht. Den Häusern merkte man sonst nicht allzuviel an, Schornsteinstümpfe, hie und da eingestürzte Giebelmauern, zerbrochene Scheiben, wohl auch ausgehobene Fensterstöcke, hie und da Wandspreizen, viel Ziegelschutt auf den Straßen. Das war von außen. Wer aber ins Innere der Gebäude einen Blick that, der mußte fragen: Wie viele Tausend Tote? Man wußte in der Stadt nur von einem, und das war das Wunder. Eingestürzte Stiegen, Zimmerdecken, gewaltige Sprünge an den Wänden, schiefgedrückte Mauern, Trümmer und Schutt überall. Die Geschäfte geschlossen, die Gasthäuser menschenleer; Kommissionsbeamte, die den Schaden prüften, Feuerwehrmänner, Arbeiter, die Stützbalken einsetzten, belebten einzig die Räume. Die Fenster der verlassenen Häuser waren halb offen, man sah hinein, man sah an den Wänden die Kästen, die Bilder scheinbar

in bester Ordnung, und daneben die geborstene Mauer. Mehrere Paläste, darunter die Burg, Ruinen, die nur noch auf das Wegräumen zu warten schienen. Die Gassen und Plätze der größten Zerstörung waren von Soldaten bewacht und die Leute durften in ihre eigenen Häuser nicht gehen. Andere Gassen schienen ganz unversehrt zu sein, doch die Menschen, die darin wandelten, hatten verstörte Gesichter; in vielen war die stumpfe Miene der Abspannung. Die Gärten waren überfüllt mit Zelten; Nothütten wurden geschlagen. Unter Bäumen standen Altäre, an welchen Gottesdienst gehalten wurde, denn die Kirchen waren verschlossen. Mehrere Kirchthürme, hieß es, hätten sich geneigt, Glocken waren herabgefallen. Später erfuhren wir, daß das Unglück weit größer war, als es damals aussah. Laibach nahezu entgründet, die Hälfte der Bevölkerung obdachlos.

Was mag da vorgegangen sein in dieser Osternacht? Was in den Wohnungen der friedlichen Schläfer? Was in den Spitälern? Was in den Gefängnissen? Und wie viele Tapferkeit anderseits! Ich kann die Erzählung einer jungen Bürgersfrau mitteilen, deren Motiv sich hundertfach wiederholt haben mag. — „Mein Mann," so erzählte sie mir, „war an demselben Abende in einer heiteren Gasthausgesellschaft gewesen. Die Magd hatte ich über die Nacht zu ihrer kranken Mutter gehen lassen. Ich war allein zu Hause und nachdem die Kinder zur Ruhe gebracht waren, ging ich auch selbst ins Bett und muß bald eingeschlafen sein. Plötzlich erwachte ich und mein erster Gedanke war: Was nur mein Mann heute hat, daß er an der Thür so heftig rüttelt! Jetzt sehe ich, von der Straßenlaterne herein beleuchtet, wie der Kleiderkasten

kanzt und das Muttergottesbild an der Wand auf- und niederschlägt. Ich springe aus dem Bett, da schleudert's mich an den Tisch hin und wieder zurück und von der Decke schüttelt es Sand herab. Ich stürze in das Nebenzimmer zu den Kindern, der dreijährige Knabe sitzt auf dem Kissen, lacht laut und ruft: Hops, hops, das ist lustig! Das Mädel kniet auf dem Bett, faltet die Hände, schaut mich starr an und kann nicht sprechen. Wie das Getöse vorüber ist, höre ich auf der Gasse lärmen: Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! Ich suche die Kinder und mich zu beruhigen, da kommt der zweite Stoß und ich höre, wie im ganzen Hause, neben mir, über mir die Wände krachen. Im Schlafzimmer prasselt es wie ein Donnerschlag, ist die Decke eingestürzt. In der Küche steht ein großer Kohlenkorb, in den werfe ich die beiden Kinder, Gewandzeug darüber, den Korb auf den Rücken, die Stiege hinab, und hinaus. — Gedacht habe ich nichts dabei, oder ich weiß es nimmer, was. Dann habe ich mich gewundert, daß ich barfuß bin. Vor dem Hause begegnet mir mein Mann: Wo sind die Kinder? — Im Korb! — Dann ist's gut. Sei nur ganz ruhig, es ist nichts. Nur mitten auf die Straße, von den Häusern fallen überall die Ziegel herab. Wir gehen auf die Sternallee. Dort gehen wir auf und ab die halbe Nacht. Die Kinder sind still gewesen. Aber die vielen Leute! Und wie verrückt. Alle Heiligen angerufen, laut geweint, auch gelacht. 's ist nicht zu sagen, mir ist nicht anders, als wäre es ein Traum gewesen. Endlich dämmert der Morgen, mein Mann denkt ans Heimkehren in die Wohnung, geht nachschauen, kommt bald zurück: Bleiben wir lieber noch draußen! Alle Thüren offen, ich denke an keinen Dieb, die Luft kalt, ich

denke an kein Krankwerden, ich kann mich nicht erinnern, daß ich Angst gehabt hätte oder eine Sorge um die Kinder — gar nichts. Wir haben nur so hingewartet, was jetzt kommen wird."

Heldenhaft war das Verhalten eines Eisenbahnwächters auf der Strecke über das Moor. Es stürzte bei dem ersten Erdbebenstoße der Vorbau des Bahnwächterhauses zusammen und die Mauertrümmer fielen auf das Bahngeleise, auf dem der binnen kurzer Zeit zu erwartende Nacht-Kurierzug von Triest nach Wien fahren mußte. Der Wächter suchte schleunigst seine Laterne, um das Haltsignal mit dem roten Licht geben zu können und den Zug vor einer Entgleisung zu retten. Die Laterne war unter dem Schutt begraben. Da hatte der diensteifrige brave Mann die Geistesgegenwart, seiner Familie zuzurufen, sie möge sich schnell retten, und lief in größter Eile zum nächsten Wächterhause in der Richtung gegen Franzdorf, um dem Wächter zu sagen, daß er den Zug aufhalten möge, bis das Hindernis beseitigt sei. Er eilte wieder zurück, nahm zwei Arbeiter zu Hilfe, und es gelang mit großer Anstrengung, das Bahngeleise von den Mauertrümmern zu befreien, sodaß der Zug mit kleiner Verspätung die Stelle anstandslos passieren konnte. Erst nachdem dies geschehen, kümmerte er sich um seine Frau und Kinder, die bereits im Freien sich befanden, wobei er jedoch sein dreijähriges Kind vermißte, dessen Abwesenheit der fassungslosen, erschrockenen Mutter bis dahin gar nicht auffiel. In das halbzerstörte Häuschen zurückeilend, fand er das Kind in tiefem Schlafe und trug es hocherfreut zu den übrigen ins Freie. So tapfer waren nicht alle. Im allgemeinen eine dumpfe, phantastische Auf-

regung, die nicht zu beschreiben ist. Seltsame Auftritte, wie man sie nur in alten Chroniken noch beschrieben findet.

Den größten Schrecken brachte das Erdbeben überall dort, wo Tote lagen — aufgebahrte Leichen, die sich plötzlich bewegten. So war ein Mann aus Budapest nach Laibach gekommen zur Bestattung seines Vaters. Als er in der Nacht vor der Leiche stand, schlug diese mit den Füßen in die Luft, dann richtete sich der Oberkörper halb auf, um im nächsten Augenblicke mitsamt dem Sargbrette zu Boden zu kollern.

In den Kirchen tanzten die Kruzifixe, sprangen die Heiligen von den Wänden. Die Mönche, die Klosterfrauen flüchteten aus ihren Mauern und zogen laut betend durch die Straßen. Priester trugen die Hostie umher und erteilten dem Volke Generalabsolution, denn man glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Nach alten Weissagungen soll er ja hereinbrechen an einem Ostertage. Gerüchte hatten sich erhoben: Da in Laibach sei noch nichts. Innsbruck sei zerstört, Troppau brenne, Triest liege im Schutt.

Trotzdem entwickelte sich das Leben weiter, und stellenweise war's, als schreite man durch ein Volksfest. In den Lagern brannten lustige Feuer, an welchen man kochte. Man glaubt es nicht, wie rasch sich die Menschen den Verhältnissen anzubequemen wissen, wenn es sein muß. Frauen, die nur mit modernster Toilette auf die Gasse zu gehen pflegten, saßen hier in dürftigem Nachtgewande. Männer, die man sonst kaum ohne Frack und Glacéhandschuhe zu sehen bekam, liefen barfuß umher. Mancher hatte nichts als eine Bettdecke um den Leib geschlagen. Einen Herrn sah man in bloßer Gattie und auf dem Kopf

einen Cylinder. So viel Trauriges und Drolliges durcheinander! — Plötzlich erhob ſich zur Stunde meiner Anweſenheit in der Menge eine lebhafte Bewegung, aus den Häuſern ſtürzten Leute, von den Dächern fielen Ziegel rieſelte Schutt. Erdſtöße waren wieder geweſen. Immer und immer wieder Erdſtöße! Im Freien merkte man ſie kaum. Auf dem Boden trat es ſich ſo ſicher auf, wie immer, und doch ſprach man von Riſſen und Klüften, die ſich ſtellenweiſe geöffnet haben ſollten, von Flammen, die aus denſelben hervorgebrochen wären in der Oſternacht. So betäubt jäher Schreck die Vernunft, und weckt dafür die Phantaſie.

Das Herz wurde mir ſchwerer von Stunde zu Stunde. Ich ging auf den Bahnhof, um mit dem nächſten Zug davon zu fahren. Am Bahnhofe wurden eben Wände und Gewölbe gepölzt. Da hieß es plötzlich, der Zug komme nicht, er ſei auf dem Karſt in einem einſtürzenden Tunnel verſchüttet worden. Ich eilte ins Telegraphenamt, um nach Hauſe zu depeſchieren. Telegramme konnten nicht mehr angenommen werden; der eine ſagte, weil man die Unmengen der Depeſchen nicht überwältigen könne, der andere hatte gehört, es ſei jede Leitung geriſſen und alſo auch die letzte Verbindung mit der Welt abgeſchnitten. Hingegen teilte mir der Beamte mit, daß eben die Hiobspoſt eingetroffen ſei, Venedig wäre im Sinken, die halbe Stadt ſei bereits unter dem Meere. Der Menſchenandrang auf dem Bahnhofe, der Lärm, das Durcheinander war ſo groß, daß mit niemandem ein gelaſſenes Wort geſprochen werden konnte. Es waren auch meiſt nur ſlaviſche Laute, die man vernahm. Aber die Schreckrufe, das Weinen haben den gleichen Schall bei allen Völkern. Auch ich rannte

planlos umher. In die Restauration wollte ich, um ein wenig Rast und Labnis zu suchen; an der Thüre wurde ich zurückgewiesen und gleichzeitig flüchteten Männer und Frauen heraus, es krachte in den Wänden, es schwankte wieder der Boden. Nur einer stand ruhig mitten auf dem Platz, hielt ein uhrähnliches Instrument in der Hand und sagte kalt und geschäftsmäßig: „Der einunddreißigste Stoß. Ein Stoß dritter Ordnung."

Mein Lebtag habe ich mich nirgends so hilflos gefühlt, als zu jener Stunde. Zur Stadt der Waggons ging ich hinaus. Hunderte von Personen- und Frachtwaggons hatte die Südbahn zur Verfügung gestellt, sie waren alle überfüllt, manches Coupé barg mehrere Familien mit den notwendigsten Geräten. Grafen und Millionäre hatten kein anderes Heim als den Eisenbahnwaggon. Diese Waggons waren der sicherste Ort und sie hatten den Vorteil, daß sie fortgezogen werden konnten, wenn der Boden und die Stadt anhebe zu versinken.

Doch die Stadt Laibach ist nicht versunken, Venedig nicht zu Grunde gegangen, Treppau nicht abgebrannt, Triest nicht in den Schutt gefallen. Der Telegraph war nicht zerstört, der Eisenbahnzug nicht verschüttet. — Und alles kommt wieder in das Geleise.

Jedes große Unglück trägt den Keim zu neuem Glücke in sich. Die Stadt Agram ist seit dem großen Erdbeben ungeahnt schöner auferstanden, als sie früher gewesen. Laibach und die umliegenden Ortschaften, die schwer gelitten, sie sind nicht verlassen, und nach zehn Jahren, wenn wir durch die Straßen der krainerischen Hauptstadt spazieren, wird uns das Herz lachen ob der neuen schönen Gebäude,

ob des Aufblühens dieſes Gemeindeweſens und — hoffen wir — ob der zurückgekehrten Eintracht zwiſchen den Bürgern. Deutſche und Slovenen, was ſoll das kindiſche Streiten! Ich glaube — vielleicht iſt es nur eines Poeten Aberglaube — das Erdbeben hat die Herzen aufgerüttelt und die Menſchen wiſſen nun wieder einmal, daß ſie zuſammengehören. Was die Sprache trennt, ſoll der Gedanke wieder einen. Das Äußere mag ein ungleiches ſein, die Herzen ſind alle gleich und näher miteinander verwandt, als die ſtreitluſtigen Leute es in guten Tagen wahrhaben mögen. Ein Laibacher hat mir damals ſtrahlenden Auges erzählt: „Die Thüren offen, die Habe auf der Straße, und kein Diebſtahl! Auf einmal keine Feindſeligkeit mehr zwiſchen Deutſchen und Slovenen. Jeder ſteht dem Nächſten bei, ohne auf ſeine Sprache zu hören oder nach ſeiner Abſtammung zu fragen!“ Sollten auch noch ſo viele Werke zu Grunde gegangen ſein, glückſelig dieſe Osternacht, wenn ſie ſolchen Segen gebracht hat!

Der ſanfte Lenz! So herb an eure Mauern
Hat er noch nie gepocht, als dieſe Nacht.
Erbebt die Erd', aus Winterſchlaf erwacht,
Nicht jugendſelig in Empfängnisſchauern?

Sie fuhren auf in mitternächt'gem Schrecken,
Am Fenſter atmete der nahe Mai
Und flüſterte herein: Ich war ſo frei,
Ein wenig eure Herzen aufzuwecken.

Daß hören ſie, was ſchallt in allen Lüften,
Daß ſehen ſie, was ich mit Blumen ſchrieb:
Wie kurz die Lebenszeit! O habt euch lieb,
Die Todten pochen laut in ihren Grüften!

Das Dampfroß mein Pegasus.

Wenn man in den Schriften des alten Waldbauernbuben schon ein kleines Verdienst erblicken will für unsere alpine Poesie, für unsere Volkskunde, für unseren Fremdenverkehr, so glaube ich nicht, daß man dieses bescheidene Verdienst vornehmer und sachgemäßer ehren kann, als es die österreichische Südbahn thut. — Als junger Mensch bin ich Gast der Kronprinz Rudolfsbahn gewesen. Ein paar Sommer über habe ich in der ersten Wagenklasse gewohnt zwischen St. Valentin und Laibach. Und von dieser rollenden Herrschaftswohnung aus habe ich Fußpartien unternommen in alle schönen Teile der Gegenden, die von der Bahn durchschnitten werden. Damals habe ich fleißig Landes- und Volkskunde getrieben, es war eine fruchtbare Einleitung meiner schriftstellerischen Thätigkeit. Das ist aber nicht immer so geblieben, als ein Regime wechselte und als die Waggons sich mehr mit Reisenden füllten, vielleicht auch mit solchen, die begeisterte Zeilen des Poeten schon herbeigelockt, wurde der Poet abgeladen. Das heißt, er hätte schon bleiben können, wenn —

Nun und das Wenn, das ging halt nicht. Ich habe jene Gegenden dann vernachlässigen müssen.

Mir das Liebste auf der Welt aber liegt an der Südbahn. Die Waldheimat, mein Graz, das große Wien. Die Stränge dieser Bahn gehen hinauf gegen die Gletscherwelt, sie gehen hinab ans Meer; sie durchziehen die allerschönsten Länder. Und diese Länder mit ihren Naturherrlichkeiten, mit ihren eigentümlichen Völkerschaften, hat die Südbahn mir zum Geschenke gemacht. Im eleganten Wagengelaß behaglich sitzend, blicke ich an beiden Seiten

zu den hellen Fenstern hinaus in mein Reich, für das andere sorgen und das meinen Augen und meinem Herzen zum Genuß ist. Wo es mir besonders gefällt, wo ich Anregung und Neues finde, dort steige ich aus und schaue und horche und schreibe und preise Gott für seine Welt und danke der Bahn für ihre Gastfreundschaft.

Wenn je einmal untersucht werden sollte, woher denn diesem „fruchtbaren Poeten" die vielen Dinge in den Kopf gekommen sind, so dürften nicht viele Professoren, nicht viele Bücher genannt werden, aber man würde finden, daß es die k. k. privilegierte Südbahn war, die ihm freies Geleite gab durch die Schule, in welcher dieser Mensch seine Wissenschaften geholt.

Schon seit der ersten Zeit meiner litterarischen Laufbahn erfreue ich mich des Wohlwollens der Südbahn. Sie machte mir durch Fahrpreisermäßigung von Graz aus den Verkehr möglich mit meiner Heimat, mit dem Oberlande, mit meinen Wiener Freunden. — Ich gehöre nicht zu solchen, die das Eisenbahnwesen für den Tod der Reisepoesie halten. Eine Reise im bequemen Waggon ist unter Umständen unvergleichlich poetischer als eine in der Postkutsche. Ohne Eisenbahn wäre z. B. das herrliche Land Tirol für die allerwenigsten von uns erreichbar, während man mit ihr nach einer im Coupé behaglich verschlafenen Nacht am Morgen wohl ausgerastet und eindrucksfähig im fernsten Alpenthale aus dem Zuge steigt. Für Fußwanderungen ist noch Gelegenheit genug, mehr als manchem lieb sein mag, auch für Postkutschentorturen. — Also bin ich stets gerne im Eisenbahnwagen gesessen, habe während der Fahrten auch leicht und viel gearbeitet. Freilich gab es häufig ein fatales Aber . . . .

Allemal war's nicht das Heimweh, wenn ich von meiner Reise vor der bestimmten Zeit heimkehrte. Ein kluger Freund ahnte, wo es fehlen möchte, und dieser war der Meinung, für Poeten, wenn sie recht brav wären, gebe es vielleicht ganz ausnahmsweise noch billigere Reisekarten, als jene mir bisher zugewendeten . . . Diese Perspektive machte mir sofort das Herz rebellisch. Und rebellische Herzen sind kühn. Ich wendete mich mit meiner Angelegenheit — es war eine wahre Herzensangelegenheit — an die Südbahn und hatte Glück.

Seit dem Sommer 1888 besitze ich für alle Strecken Österreich Ungarns der Südbahn freie Fahrt. Jeder Zug ohne Ausnahme steht mir zu Gebote und in jedem die Auswahl der Klasse.

Ich genieße den Vorzug bedingungslos. Nie auch nur die leiseste Andeutung ist geschehen, als hätte ich der Südbahn irgend eine Gegenleistung zu machen. Ich hatte es mir nicht immer versagt, naheliegende Zustände und Einrichtungen zu kritisieren und behalte mir auch hier wie überall das Recht des Freimuts vor. Das berührt die Sache nicht, und hierin liegt der moralische Wert dieser Auszeichnung, sie ist — ich betone es mit Dankbarkeit — eine Mäcenenthat.

Im Wagengelaß, selbst zur Winterszeit, wenn der Schnee sein blasses mildes Licht zu den Fenstern hereinsendet, läßt sich gut arbeiten. Natürlich suche ich stets das leere Coupé, wenn eins vorhanden. In welcher Klasse ich sie auch mag finden — die Einsamkeit, sie sei gepriesen. In dieser besucht Frau Muse den Poeten und giebt ihm allerhand Einfälle, gute und närrische, und die

vorüberziehende Welt wirft auch manchen Klumpen herein, aus dem dann irgend etwas geſchmiedet wird.

Was kommt da nicht alles heran! Kaum iſt der Steſansturm verſchwunden, ſo ſind ſchon da die goldenen Weinberge von Vöslau und Gumpoldskirchen, die blauenden Bergreihen des Wienerwaldes. Selbſt die krüppeligen Kiefernwälder des Steinfeldes habe ich lieb. Dann nahen die Prachtſtücke des Semmerings, dann kommt das traute Mürzthal, das freundliche Murthal. In Marburg der Drau entlang, da bringt jede Station ein neues liebliches oder großartiges Landſchaftsbild. Wir fahren ins Bereich der Karawanken, an den Ufern der Seen dahin. Wir nahen der Alpenwelt des Großglockners, den leuchtenden Dolomiten. Von den hiſtoriſchen Gelänben bei Brixen führt uns unſere Bahn entweder über den Brenner zu Tirols Hauptſtadt und hinaus am Inn entlang bis zur Angrenze des Deutſchen Reiches. Oder ſie führt uns den Eiſack hinab in die paradieſiſchen Gefilde von Bozen und Meran, durch das einzig herrliche Etſchthal bis vor die Thore von Verona. Wählen wir aber in Marburg die ſüdliche Strecke, ſo gelangen wir ans Bett der Sann, in welcher die Sulzbacheralpen ſich ſpiegeln. Wir geraten in die intereſſanten Moorgründe bei Laibach, wir rollen über die Felswüſten des Karſt, zur Rechten immer noch Alpenrieſen, bis der Zug endlich hinausgleitet über die Maulbeergelände Frianls oder hinab, wo Miramare ſteht am Adriatiſchen Meere. An Sennhütten pfeift er, der Südbahnzug, dahin im eiſigen Gletſcherhauch, und hier ſendet er ſeine Dampfwolken empor in die Maſten der Weltumſegler. — Dann die Seitenbahnen. Die eine führt ins ſonnenheitere Abbazia hinab und zum ſtolzaufſtreben-

den Fiume; die andere in die schöne Hauptstadt Kroatiens und bis gegen die Himmelsstriche von Bosnien; die dritte endlich gar in die Pusten Ungarns und ins magyarische Paris an der Donau. Über dem Ostende der Südbahn geht die Sonne um eine halbe Stunde früher auf, als an ihren westlichen Ausläufern. Ihre südlichsten Telegraphenstangen bei den Welschen werfen um zwölf Uhr mittags beträchtlich kürzere Schatten als die nördlichen im teutonischen Reiche. Vier große Völkerschaften durchstreift die Südbahn, und die kleineren sind nicht zu zählen.

Und das alles ist mein! Ich bin daheim am Semmering und am Quarnero, am Plattensee, in Ampezzo und in den Alpenthälern Andreas Hofers.

Da finden sich denn die Bauern, die Burschen und Dirndeln, die Pfarrer und Lehrer, die Hirten und Holzer und alle anderen in allen denkbaren Exemplaren und mit allem möglichen Zugehör. Das Volk ist nicht zu erschöpfen, es ist wie das Meer, das bei seiner ewigen Bewegung immer das alte, unergründliche bleibt. Und doch ein offenes Buch mit dem Folio der landschaftlichen Natur.

Vielleicht ist es, daß ich von der Tauernkette meine „Schriften des Waldschulmeisters" holte, vom Hochschwabgebiete den „Gottsucher", von den Murgeländern „Jakob den Letzten", von den kroatischen Wäldern „Martin den Mann", von den Ufern des Eisack den „Peter Mayr", und manch anderes Buch von unterwegs.

Und wenn es wirklich ist, wie sie sagen, daß solche Bücher gerne gelesen werden daheim und auch im fremden Lande, daß die Fremden, ein wenig durch derlei Schriften angeregt, Interesse gewinnen und Liebe für Land und Leute bei uns, daß sie kommen und sehen und froh sind

bei uns — dann kann ich mich von der großen Spende der Südbahn durchaus nicht gedrückt fühlen, vielmehr gehoben und stolz, daß sie eine so vornehme und zugleich praktische Form der Anerkennung gefunden hat.

Sie macht es dem Kränklichen möglich, stets nach persönlichem Befinden das zuträglichste Klima zu wählen, sie vermittelt dem manchmal steril werdenden Gehirn immer wieder neue Eindrücke. Sie führt rasch an ferne Ziele und ebenso rasch wieder zurück ins heimatliche Thal. Etwas Besseres für unsereinen könnte kaum erfunden werden. — Wenn die alten Dichter auf dem Pegasus geritten sind und himmelwärts geflogen, wohlan! Ich bleibe auf der lieben Erde, wähle für mein Weiterkommen das Dampfroß und fahre auch nicht schlecht.

Meerdurstig.

Es giebt Zeiten, da ich meerdurstig bin. Abbazia, Triest, man meint, dort wäre es hübsch feucht; aber mir ist's manchmal noch zu trocken, es stehen mir noch zu viele Berge aus dem Wasser hervor. Ich will die Sachen nicht vermischt haben, vielmehr gesondert; was Berg ist, soll ganz Berg sein, und was Wasser ist, ganz Wasser. Da suche ich in unserem Österreich denn immer einen Punkt, wo man vom Ufer aus das große, weite Meer sieht. Istrien hat eine Spitze ins adriatische Meer hinein, im Osten, im Süden, im Westen begrenzt vom offenen Meer. Vielleicht steht an der Spitze ein Monte Maggiore, von dem aus, wenn man sich auf die Zehen stellt und einen langen Hals macht, gar das mittelländische Meer gesehen

wird? An dieser Spitze liegt Pola. Also auf nach Pola, du durstige Seele.

Als ich von Graz abreiste, goß es vom Himmel, gleichsam als ob Sankt Peter sagen wollte: „Namensbruder, du hast wirklich nicht not, ans Meer zu gehen, Wasser daheim, so viel du willst!" Ich sah unterwegs die Mur, die Drau, die Sann, die Laibach, aber diese Tropfen mehrten nur noch meinen Durst. Auf dem Karste ward mir so trocken, daß ich — zu Divacca war's — anhub, Wein zu trinken. Vorher hatte ich auf dem dortigen Bahnhof ein kleines Erlebnis. Es war Abend, der Bahnhof belebt, ich hastig und ungeduldig wie immer. Als ich am Schalter, umdrängt von Mitstrebenden, eine Fahrkarte nach Pola lösen sollte, war ich in der unangenehmen (oder wenn man will, in der angenehmen) Lage, eine größere Geldnote wechseln zu lassen. Der Beamte gab mir fünfundzwanzig Gulden Papiergeld heraus, das übrige in Silber. Ich pfropfte und stopfte, und das erste Mal in meinem Leben wurde mir das Geldtäschchen zu klein. Etliche der Silbergulden mußten in den blanken Hosensack und dann ging ich rasch ins Wirtshaus, um noch vor Abgang des Zuges meinen Durst zu löschen. Kaum saß ich bei meinem Glase Ostrana, als der Portier daherkam, an den Tischen herumspähte und endlich an mich die Frage stellte, ob ich der Herr sei, der nach Pola eine Karte gelöst? Ich sah an dieser Thatsache nichts Entehrendes und stellte mich. Dann möchte ich sofort mitkommen, ich hätte am Schalter vergessen, mein Geld einzustecken. „Das ist nicht wahr!" begehrte ich auf, denn ich fühlte das Geld in meinen Taschen. Aber das Papiergeld! Richtig, das fand sich nicht in meiner Brieftasche und ich eilte zur Kasse, wo mir der Beamte durch

den Schalter heraus fünf Fünfernoten und vier Silbergulden entgegenhielt. „Ich bitte!“ rufe ich, „die vier Silbergulden werden nicht mir gehören!“ — „Ja,“ sagte er, „sie gehören Ihnen.“ — „Entschuldigen Sie, ich werde nur die fünfundzwanzig Gulden in Noten haben liegen lassen.“ Da wurde der Beamte unwirsch: „Ich bitte, nehmen Sie doch Ihr Geld an sich, ich habe nicht Zeit, es Ihnen noch lange vorzuhalten!“ So haben wir ein Weilchen gestritten, es war ein fröhlicher Streit. Gott, wenn schon so viel gestritten sein muß auf der Welt, so sollten die Leute sich doch auch manchmal gegenseitig Geld zustreiten anstatt abzustreiten, das ist gar possierlich. Ich verlor den Streit und mußte das Geld einstecken. Als ich hierauf nachzählte, wies es sich, daß der Beamte Recht hatte, daß alle Neunundzwanzig thatsächlich mein redlich Eigentum waren. Mir hat dies kleine Erlebnis das Herz aufgefrischt und ich bitte auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege um die Hand des Kassierers von Divacca, damit ich sie wärmstens schütteln kann.

Und dann ging es über den Karst dem Süden zu. Großartig ist dieses Steinmeer und trostlos. Da giebt es Höhen, die man nicht Berge nennen kann, nur unregelmäßige Hochebenen sind; da giebt es Tiefen, die man nicht Thaler nennen kann, weil sie kesselartig, muldenförmig sind, keine Ausmündung und keinen Fluß haben. Manchmal ist's, als rolle der Zug auf den Höhen der Nax, des Hochschwab dahin und die Bora, die pfeifend an das Fenster schlägt, ahmt den Alpensturm auf das glücklichste nach.

Die Ortschaften sind oft wie Burgen auf steile Hügel gebaut und der Fremde kann sich nicht vorstellen, wovon

die Leute hier leben. Ihre Gärten, Äcker und Wiesen haben ſie gleichſam in ſteinernen Keſſeln, in friedhofartig ummauerten kleinen Mulden und Gruben, die ein wenig vor der Bora geſchützt ſind. Trocken, dürr, kein Regen, kein Thau, kein Schnee. Und wenn doch einmal etwas Feuchtes kommt von oben, ſo leckt es die Bora raſch auf, oder es verſickert ſchnell im Geſtein. Der ganze Karſt iſt durchlöchert wie ein Badeſchwamm und in den Höhlen und inneren Rinnen befinden ſich gewiß mehr lebendige Weſen, als an der Oberfläche. Schütter und krüppelhaft ſtehen jene Bäume da, die im Winter ſprödes rotes Laub haben, deren Blätter nicht im Herbſte abfallen, ſondern im Frühjahr — die Eichen. Die Bewohner dieſer Steinwüſte ſind zumeiſt Winzer und Schafhirten, arm, anſpruchslos und ſtumpf, haben alſo alle Eigenſchaften zu jenem idylliſchen Glücke, von dem die Dichter ſo gerne ſingen. Die Eiſenbahn allerdings macht ihnen einen Strich durch die Gegend, weil ſie Welt und Überfluß aufzeigt, ohne etwas davon herzugeben. Unten in tiefen Thälern ſieht man an Waſſertümpeln kleine Gebäude mit fabriksartigen Rauchſchloten, das ſind die Waſſerwerke der Eiſenbahn, die über die Höhen dahingeht. Mit welcher Umſtändlichkeit und Mühe wird hier das in anderen Gegenden meiſt ſo Selbſtverſtändliche, das Waſſer, beſchafft für die Lokomotive. Da fährt man gemächlich dahin in ſeinem Koupee und raiſonniert bei der geringſten Unbequemlichkeit und bedenkt nicht die ungeheuere Anſtrengung, die gemacht werden muß, um die Exiſtenz der Bahn von einer ſtarren Natur jeden Tag neu zu erkaufen. — Wenn man dieſe Wüſte zu Fuße durchwandern müßte!

Spät abends in Pola angekommen, wurde ich am Bahn-

hofe von Freunden erwartet, die bereit waren, mir den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen. — Ich werde nun durchaus nicht anfangen, die Stadt Pola zu beſchreiben und etwa zu berichten, daß ſie über dreißigtauſend Einwohner hat, daß ſie den größten öſterreichiſchen Kriegshafen beſitzt, mit Arſenal, Denkmälern, mit der uralten Arena u. ſ. w. Ich werde nur ſagen, daß ich am nächſten Morgen lange umherirrte, um das Meer zu ſuchen. Jenes Meer, welches nach Oſten, Süden und Weſten hin frei daliegt. Ich ſah wohl einen ſtattlichen Binnenſee, von blauenden Höhen umgeben, und ich hätte das thatſächlich für einen Landſee gehalten, wenn nicht die großen Schiffe dageſtanden wären. Aber das Waſſer iſt ſalzig, ſo muß doch etwas in der Nähe ſein. Was da die Menſchen zu Schutz und Trutz gebaut haben, die gewaltigen Kriegsanſtalten und die beſtändigen Übungen darin, haben mich nicht gefeſſelt. Ich bin ſo ſtumpfſinnig für derlei — ich wollte das Meer. Eine Barke mietete ich, um hinauszufahren zwiſchen den Forts, die von beiden Ufern her mit Kanonen niederdrohten auf den harmloſen Poeten, damals ein Vorſtandsmitglied der Friedensfreunde. — Fort, raſch hinaus auf's hohe Meer! Auch der Oſtwind, eine zarte Bora, ſchob hinten lebhaft nach, um mich aus dem Bereiche der Feſtung zu bringen. Der Barkenführer jedoch hielt ein und ſagte, er fahre nicht weiter hinaus, weil wir dann wegen des ſich ſteigernden Windes nicht mehr zurückkönnten. So fuhr ich von dieſer Seefahrt in den Hafen ein, ohne das Meer geſehen zu haben.

Beſſer gelang es, als wir am Nachmittage den Landweg einſchlugen, auf einem Wagen die ſchöne Straße gegen die Höhe von Maria Luigia hinaus. Da lag es

nun auf einmal vor uns — in nächster Nähe bis in die weiteste Ferne hin — das Meer. Alles Menschentreiben und feindlich Sinnen hinter unserem Rücken, vor uns das ewige Meer im Sonnenschein. Um uns Fels, lorbeer- und myrtenbewachsen, — eine klassische Landschaft. So war es hier zu den Zeiten Homers und so ist es heute. An allem auf Erden hat der Mensch seine Macht, seinen Vorwitz versucht, ganz verändert hat er die Gelände; dem Meere kann er nichts anhaben, in ewiger Bewegung und ewiger Ruhe zugleich atmet es, einmal leise, einmal laut, und trägt gelassen die Hülschen hin, die der Mensch Schiffe nennt, und sind sie vorüber, im Augenblicke vergehen alle Furchen wieder und das Meer ist unversehrt immerdar. Jetzt sahen wir in der Ferne dort und da ein solches Pünktchen. — Von ein paar derselben steigt finsterer Rauch auf und man hört die dumpfen Schläge der Kanonen. Ganz Europa liegt in tiefem Frieden und überall hört man schießen. Schießen und rüsten, und die Staaten sind Soldatenlager geworden. — Merkwürdige Zeit, wo Frieden wie Krieg aussieht!

Bin ich solcher Gedanken wegen an dieses Kap gegangen? Ich suchte große, unzerstörbare Naturschönheit. Das Meer lag da in einem tiefgesättigten glanzlosen Blau. Nur senkrecht von der sich neigenden Sonne nieder ging aus fernstem Himmelsrande her ein breiter Strom zitternden Lichtes. Wir brachen Lorbeerzweige an diesem Strande und fuhren zurück nach Pola.

Aus dem lauten italienischen Straßenleben dieser Stadt heben sich die schmucken Marinäre, zumeist Deutsche, wohlthuend ab. Einer der Offiziere hatte die Güte, mich gegen Abend durch die Stadt begleiten zu wollen. Ich

lehnte ab, weil ich es liebe, in fremden Orten, mich ganz dem Zufall überlaſſend, herumzuſtreichen. Ich hatte mich ſpäter aber ſehr nach dem Offizier geſehnt. Zum Kaſtell war ich hinaufgeſtiegen, um von dort aus den Untergang der Sonne zu ſehen, die gerade in die Scharte, wo dort draußen der Hafen in das Meer mündet, niedertauchte. Vor dem Kaſtell, auf dem freien Platz, waren mehrere Soldaten, die plaudernd und miteinander ſcherzend umherſtanden, davon kam nun einer auf mich zu und bedeutete in gebrochenem Deutſch, daß ich da bei der Feſtung nichts zu thun hätte. Da nebenhin auf dem Raſen ein Rudel von Gaſſenjungen durcheinanderlief und ſich balgte, ſo dachte ich, allzu arg dürfte es doch nicht ſein mit dem Ernſte, maßen die Soldaten ſelbſt völlig unbewaffnet waren und keine eigentliche Wache daſtand. Meine Antwort war alſo, daß ich gerne ein wenig herobenbliebe, um den Sonnenuntergang zu ſehen. „Nix Sonnenuntergang!“ rief der Soldat, ich müßte hinab. Zögernd ſtand ich noch ſo ein wenig herum, die große rote Sonne war nur mehr eine Spannlänge vom Horizonte entfernt. Und wenn man immer hinaus ins Meer ſchaut, dachte ich, ſo würden ſie ja doch ſehen, daß nicht die Abſicht vorhanden ſei, der Feſtungsmauer etwas abzuſpionieren. Da kam ein zweiter Soldat auf mich zu: „Mein Herr, hier darf niemand ſein!“

„Entſchuldigen Sie nur noch einen Augenblick, ſie ſinkt ſchon hinein. Man erlebt's nicht jeden Tag. Wiſſen Sie, ich ſehe mir ſo gerne den Sonnenuntergang an.“

„Hier giebt's keinen Sonnenuntergang!“ rief der Mann mit Entrüſtung.

Sie ging aber doch unter. In unbeſchreiblicher Pracht ſank ſie langſam in das Meer, bis nur noch ihr oberſter

Rand, zu ſehen wie ein ferner ungeheurer Schiffsbrand, glühte. Als auch dieſer verloſchen war, wendete ich mich raſch, um hinabzuſteigen, wo ich heraufgekommen. Nun ſtand der erſte Soldat wieder da, vertrat mir den Weg und wies mich nach einem Seitenſteige, der öſtlich um den Hügel führt. Auch recht, dachte ich, der führt in einen Stadtteil hinab, den ich noch nicht kenne. Aber er führte nicht hinab. Er verlor ſich zwiſchen Gärten, die mit Mauern und Drahtgittern abgegrenzt waren. Ratlos ſtrich ich hin und her. Die Dunkelheit war da, ich hatte am ſelbigen Abend eine öffentliche Vorleſung zu halten, deren Beginn ſchon nahe rückte, ich konnte nicht hinab. Haſtig eilte ich zurück auf den Feſtungsplan, kaum der Soldat mich bemerkte, kam er mir mit gehobenen Fäuſten zornig entgegen, jetzt hatte er ſogar ein Schußgewehr bei ſich. Da ich mich der öſterreichiſchen Wehrmacht nicht gewachſen fühlte, ſo floh ich zurück in meine Drahtgitter, die mich ſchier wie ein Netz umgaben und gefangen hielten. Einige der früher drüben ſpielenden Gaſſenjungen hatten ſich mittlerweile herüber in die Gärten gezogen und als ſie meine erbarmungswürdige Hilfloſigkeit ſahen, lachten ſie mich brav aus. Dann meinte einer von ihnen auf Wälliſch, er wolle es gleich machen, und zerrte den Eiſendraht des Zaunes mit beiden Händen ſo weit auseinander, daß ich durchſchlüpfen konnte. Da er dafür eine Entlohnung erhielt, ſo machte mir ein zweiter den Vorſchlag, ich möchte noch einmal hinaufgehen, dann würde auch er mich ſo durchſchlüpfen laſſen. Das könnten wir thun, wenn ich ein nächſtes Mal wieder nach Pola komme, diesmal lief ich durch den Garten hinab in ein Haus, durch die Wohnung eines vielkinderigen, lärmenden und Polenta

eſſenden Bürgerfamilie, und endlich war ich auf der rechtmäßigen Gaſſe.

Zu meiner Vorleſung kam ich mit knapper Not noch zurecht. Nach derſelben ſchlug ich einem Stadtvater von Pola vor, am Fuße des Kaſtells, dort wo man vom Domplatz hinaufſteigt, eine Tafel anbringen zu laſſen mit der Aufſchrift: „Der Sonnenuntergang iſt hier ſtrengſtens verboten!“ — Der lachte mich auch aus und die Offiziere, denen ich mein Abenteuer erzählte, thaten desgleichen, ſie meinten, daß es nur eines Wortes bedurft hätte beim Kommandanten, daß übrigens im allgemeinen Feſtungen nicht erbaut und unterhalten würden, um von denſelben aus Sonnenuntergänge zu betrachten. — Dann verbrachten wir einen ſehr heiteren Abend zuſammen in der alten Pietas Julia.

Gut und ſchön iſt Pola, aber Meer hat dieſe Seeſtadt nicht ſo viel, daß ſich ein ausgewachſener Stockfiſch einmal daran ſatttrinken könnte. — Ohne meinen roten Oſtrana wäre ich verdurſtet.

Im Glanze der Kronen.

Beim Kronprinzen Rudolf.

I.

Endlich bin ich auch oben gewesen. Vom Steinhaufen, auf welchem einst der barfüßige Halterbub' sein eingedorrtes Stück Mittagsbrot gegessen, bis zur Tafel des Erzherzogs und Kronprinzen ist ein etwas umständlicher, aber ganz amüsanter Weg.

Im Nachwinter des Jahres 1887 war's, daß ich eingeladen wurde, in dem neuaufstrebenden Kurort Abbazia eine Vorlesung zu halten.

Einen Tag vor meiner Abreise nach Abbazia erhielt ich vom Komitee des Vortrags-Abends eine Depesche, es würde meine Vorlesung in steirischer Mundart höchstwahrscheinlich auch das dort weilende hohe Kronprinzenpaar besuchen, demnach werde ein recht lustiges Programm gewünscht, nur solle ich auf speziellen hohen Wunsch das eine ernste Stück lesen: „Wia da Woldseppel gstorbn is". Letzteres war mir schon recht, aber das „lustige Programm" machte mir Kopfzerbrechen. Wenn die hohen Herrschaften schon einmal da sind, so sollen sie mit meinem Besten bedient werden; es solle mehr der Poet als der Hofnarr zu Worte kommen.

Als ich am Tage des Vortrages nach Abbazia kam, fand ich das Komitee in einer gewissen Aufregung. Das kronprinzliche Paar wurde erwartet und hatte sein Erscheinen um halb neun Uhr abends in Aussicht gestellt. Die Parole war: Heiteres! Die Kronprinzessin erbat sich im Laufe des Nachmittags ein Programm, welches ich erst eilig niederschreiben mußte.

Um acht Uhr saß ich in meinem Zimmer, um das Vortragsmanuskript in Ordnung zu stellen und auch den Anzug. Weiße Kravatten mißfallen mir nicht so kurzweg, ich band heute also eine um; Fräcke aber mißfallen mir kurzweg, daher zog ich keinen an. Um Acht ein Viertel Uhr stürzte der Arrangeur atemlos die Treppe herauf und in meine Stube: Um Gotteswillen! Schnell kommen! Die Kronprinzessin sei schon da!

Aber es würde das Publikum nicht in Ruhe gekommen sein, war mein Einwand, da die festgesetzte Anfangsstunde noch nicht geschlagen!

Das sei alles Eins, man könne die hohe Frau nicht warten lassen. Der Kronprinz sei von der Jagd noch nicht zurückgekehrt.

So packte ich meine sieben Sachen zusammen, wobei ich natürlich auf dem Tische das schöne Paar Glacéhandschuhe vergaß, und stieg hinab in den großen Saal des Hotels Stefanie. Ich trat in den Saal, der gefüllt war; vom anwesenden Adel war Alles erschienen, das Weitere durfte heute kaum in Betracht kommen. Mitten in der ersten Sitzreihe, gerade meinem Tische gegenüber, saß die Kronprinzessin. Die Verneigung darf nicht zu auffällig sein, dachte ich, edle Menschen fühlen sich vor Kriecherei und Allem, was ihr ähnelt, angewidert. Doch mein Auge

blieb unwillkürlich hängen an dieser Gestalt. Sie war in einfachem weißen Kleide, das frisch blühende Angesicht sympathisch, schalkhaft freundlich das veilchenblaue Auge schlicht gekraust das blonde Haar.

Ich las außer den ernster angelegten Stücken „Der Ehestreit" und „Wia da Woldseppel gstorbn is", Schwänke und Schnurren, natürlich nur solche zahmerer Gattung.

Als ich mich bei einer kleinen Pause in ein Nebenkabinet zurückzog, war das Komitee stark darüber konsterniert, daß ich mich beim Applaus nicht jedesmal speziell vor der Kronprinzessin verneigt hätte. Ich hatte aber das Gefühl gehabt, als sei es in zweifacher Weise unfein, nur die hohe Frau immer zu verfolgen und das Publikum zu ignorieren. Ich habe später erfahren, daß mein Gefühl das richtige gewesen. Daß ich während des Lesens stets nur an Stefanie dachte, würde jedem Psychologen gegenüber ohne Erfolg geleugnet werden; ich mußte mich in Acht nehmen und mich hüten, daß nicht jedes pointierte Wort, jeder Blick just ihr ins Gesicht geschleudert wurde. Diese Auffassung und Sorgfalt, ein wenig diskret zu sein, ist eben einmal meine Art von Höflichkeit, ob sie die gebräuchliche oder richtige ist, weiß ich nicht.

Zum Schlusse der Vorlesung verließ ich rasch das Podium, um in mein Versteck zu gelangen.

War im Gedränge noch nicht sehr weit gekommen, als man mich festhielt. Ich werde von einer Hofdame verfolgt — hieß es — und diese habe den Auftrag, mich lebendig oder tot zur Kronprinzessin zu bringen. Lebendig ist's mir lieber. Bald stand ich dort und die hohe Frau, zu der mittelgroße Männer buchstäblich emporblicken müssen,

fragte mich nach einigen ſchmeichelhaften Eingangsworten, was ich am nächſten Tage vor hätte?

Ich gedächte mit dem Frühzuge nach Graz zu fahren.

Ob das ſehr dringend ſei? Ob ich denn nicht noch einen Tag in Abbazia bleiben wolle, um bei ihr mittags zwölf Uhr das Dejeuner einzunehmen und dem Kronprinzen etwas vorzuleſen, der bedauere, heute nicht erſchienen ſein zu können.

Wäre bloß vom Eſſen die Rede geweſen, ich hätte Ausflucht nehmen können; da aber eine Leiſtung gewünſcht wurde, ſo glaubte ich loyaler Weiſe die Einladung nicht ablehnen zu dürfen. Mich hatte bisher noch jeder Kreis des Weltlebens, der ſich mir neu erſchloß, enttäuſcht und manche Illuſion hätte ich doch gerne mit ins Grab genommen.

Nun, ich war eingeladen und die Sache war abgemacht.

Aber einige Herren, mit denen ich ſpäter darüber ſprach, meinten, es ſei unmöglich, es ſei platterdings unmöglich. Wenn ich keinen Frack am Leib hätte, könne ich nicht ins kronprinzliche Haus treten.

„Warum nicht?“ fragte ich blöde genug; ſie blieben dabei, ich müſſe mich nach einem Frack umſehen. Nach einigem Bedenken ſagte ich: „Wißt Ihr was, ich verſuche es im deutſchen Rock. Das Kronprinzenpaar iſt vornehmer Geſinnung, ich ſündige darauf. Nicht aus Dünkel, um Gotteswillen nein! zur Tafel eines Geld-Barons oder Emporkömmlings würde ich es nicht wagen, ohne Frack zu erſcheinen. Dem Kronprinzen gebührt eine Ausnahme.“

Sie zuckten die Achſeln und wir tranken Sekt.

Am nächsten Morgen ging es im Kurort um: Der Bauernpoet speist beim Kronprinzen! Wo ich stand und ging, alle Blicke waren auf mich gerichtet, mancher warb um meine Bekanntschaft. Er speist beim Kronprinzen! Als ich des Morgens in Begleitung eines Freundes durch den Kurpark schritt, saßen dort auf einer Bank zwei Damen, die mein Blick streifte, bis eine derselben mich mit einem freundlichen Kopfnicken grüßte. Kaum merklich rückte ich den Hut, denn ich kannte die Dame nicht und meinte, sie habe meinen Begleiter gegrüßt. Erst einen Augenblick später fiel es uns beiden auf: das ist die Kronprinzessin gewesen. — Wenn das so, dachte ich, nun eine gewöhnliche Dame wäre, sie müßte von nun an meine Todfeindin sein, denn nichts verzeihen Alltags-Leute weniger, als wenn ihnen öffentlich eine beanspruchte Aufmerksamkeit nicht in der entsprechenden Form zugewendet wird. Daß sie im Straßengewühle etwa übersehen oder nicht erkannt worden sein könnten, daran denken solche einzig nur in ihre Eitelkeit eingesponnene Personen nicht. Ich bin als Schriftsteller seit vielen Jahren herb und rücksichtslos gewesen, aber mehr Feinde als meine Schriften hat mir meine Kurzsichtigkeit gemacht.

Punkt zwölf Uhr trat ich in das Thor der Villa Angeolina, wo die Hoheiten residierten. Draußen hatten sich Leute postiert, die mir gewiß mit verschiedenen Gefühlen nachblickten. Zwischen den Lakaien glücklich hineingewalkt, stand ich im Empfangszimmer und wurde mit den üblichen Ceremonien den beiden Hofdamen, dem Oberst-hofmeister, dem Adjutanten des Kronprinzen und dem Hausarzte vorgestellt. Sonst war Niemand da, und die Anwesenden waren so einfach angethan, daß mein anti-

frackiſches Herz aufatmete. Das Zimmer war dunkel und golddurchwirkt tapeziert, die Garnitur mattrot. Das Speiſezimmer, durch welches der Weg gegangen, war mit Marmorſäulen an den Wänden und mit den Bildniſſen des Kaiſer- und des Kronprinzenpaares geſchmückt. Bald ging die Doppelthür auf und Arm in Arm trat das Kronprinzenpaar ein. Der Kronprinz, eine etwas zart gebaute, aber geſund ausſehende Geſtalt mit gebräuntem Geſicht, blondem Haar und Bart und einem mildfreundlichen grauen Auge, war in lichtem Civilanzug, das Beinkleid an den Knöcheln noch aufgeſtreift von dem vormittägigen Jagdausfluge. Die Kronprinzeſſin war in einem veilchenblauen Gewand. Das Paar ſchritt direkt auf mich zu, beide reichten mir die Hand und der Kronprinz begrüßte mich mit einigen in ſehr herzlichem Tone geſprochenen Worten.

Dann zu Tiſche, zu welchem das hohe Paar vorausſchritt. Unterwegs dahin flüſterte mir der Oberſthofmeiſter zu, daß ich zur Rechten der Frau Kronprinzeſſin ſitzen werde. So ſaß ich denn dort, am mäßig großen, länglichrunden Familientiſch, und gegenüber Kronprinz Rudolf. Daneben hin öffnete ſich durch die Glasthür ein herrlicher Ausblick in den Park, zwiſchen deſſen Lorbeern und Palmen das Meer hereinglitzerte.

Meine hohe Nachbarin richtete ſofort freundliche Worte an mich und ſagte, von den ſieben Stücken, die ich am Vorabende geleſen, ſeien ihr zwei ganz neu geweſen. Das klang mir doch anders, als die ſonſt ſo oft gehörte Höflichkeitsformel: „Habe von Ihnen ſchon Vieles geleſen.“ — Bevor ich den Löffel ergriff, machte ich natürlich erſt noch eine Thorheit. Ich wendete mich an die Kronprinzeſſin und ſagte: „Kaiſerliche Hoheit! Es wird mir

kein Biſſen ſchmecken, wenn ich mir früher nicht mein Herz erleichtern darf. Ich erlaube mir daher die Frage, ob Euere kaiſerliche Hoheit heute morgens zehn Uhr auf der Bank vor dem Kaffeehaus geſeſſen ſind?"

„Ich weiß, warum Sie fragen," lächelte ſie; „nun, ich dachte es mir ja gleich, daß Sie mich nicht erkannt haben, es ſchien Ihnen auch die Sonne in die Augen und hat doch weiter nichts zu ſagen."

Dieſe Antwort möchte man in Gold faſſen laſſen als Genugthuung für ſo manchen biſſigen Vorwurf, den man ſich von überſehenen Damen gefallen laſſen muß.

Faſt war mir aber im Moment, als hätte mir der Oberſthofmeiſter einen zurechtweiſenden Blick zugeworfen und jetzt erſt fiel es mir ein, daß man ſich hier nicht gehen läßt, daß man mit dem Sprechen zu warten hat, bis man angeſprochen wird und daß man auch dann das nicht ſagt, wovon das Herz voll iſt, ſondern mit anmutigen Worten nur leicht umherkreiſelt, wie das Mailüftchen auf der Oberfläche einer ſonnigen See. Eine recht unbehagliche Befangenheit kam über mich, eine Art von Bangnis, wie man ſie hat, wenn man in der Einſamkeit iſt, von allen Menſchen fern und doch vor den Augen leuchtende Nebelgeſtalten ſieht, die man nicht faſſen kann.

Dieſes Gefühl wurde bald zerſtreut. Die Geſellſchaft geriet ſo gemütlich ins Plaudern, die Kronprinzeſſin wußte jedem aufgeworfenen Geſpräch die anmutigſten Seiten abzugewinnen; der Kronprinz, anfangs etwas wortkarg, warf geiſtreiche und heitere Bemerkungen dazwiſchen. Das Geſpräch drehte ſich um die Marine, um Reiſen, um naturgeſchichtliche Gegenſtände aus der Tierwelt, um Volkstümliches aus den Alpen, um Lieder und Dialekte; in der

deutſchen Schriftſtellerwelt ergingen wir uns, beſonders erkundigte ſich die Kronprinzeſſin nach Hamerling, wie der Kronprinz ſich nach Anzengruber. Malerei und Theaterweſen wurden berührt, ſelbſt die Politik geſtreift, da eben die Nachricht von einem Attentate auf den ruſſiſchen Kaiſer eingetroffen war.

Das Kronprinzenpaar ſprach ſich gegenſeitig vertraulich bei ſeinen Taufnamen an, und in ſeinen Bemerkungen und Ausdrücken blieb alles vermieden, was auf die hohe Stellung, die es einnahm, hingewieſen hätte, ſelbſt als vom Kaiſer die Rede war, hörte man nur das Wort Vater. Mittlerweile ſprachen wir tapfer der Gottesgabe zu, wobei ich ſo leiſe und behutſam als möglich arbeitete, um von der nicht lautgeführten Unterhaltung und den an mich gerichteten Bemerkungen und Fragen kein Wörtchen zu überhören. War der eine Gang abgethan, ſo klingelte der Kronprinz mit einem vor ihm auf dem Tiſche ſtehenden Signalglöckchen, daß der neue komme. Auf das Menu kann ich mich mit dem beſten Willen nicht mehr erinnern; ich ließ leider auch den Zettel, der es aufzählte, auf dem Tiſche liegen. Mein Weſen ging ganz und gar in das moraliſche Intereſſe dieſes Mittagsmahles auf. Nur dem Bordeauxwein ſchenkte ich etwelche Aufmerkſamkeit, den Champagnerkelch ließ ich unberührt. Der ſchwarze Kaffee wurde noch an der Tafel raſch ausgetrunken, dann war ohne alle Ceremonie und Begrüßungsformel das Mahl aufgehoben und wir gingen in das Nebenzimmer, in welchem früher der Empfang ſtattgefunden. Der Kronprinz reichte Cigaretten. Nach einem Weilchen, als im Kreiſe eine gewiſſe Ruhe und Erwartung eingetreten war, kam der Kronprinz mit einer ſcheinbar faſt

befangenen Miene an mich heran und ersuchte, daß ich denn etwas lesen möchte. Ich fragte, ob in Bezug auf die Auswahl des Stückes ein besonderer Wunsch vorwalte; ich wäre durch einen solchen, wenn er ausgesprochen worden, gerne der Verantwortlichkeit einer eigenen Wahl *überhoben gewesen. Aber die Kronprinzessin rief* dazwischen, es sei ganz nach meinem Belieben, womit ich sie erfreuen wolle. Ich wählte ein heiteres Stück ohne aufdringliche Possenhaftigkeit, ein Stück, in welchem Bauernwitz und Schlauheit mit einer gewissen Lebenswahrheit verkörpert ist und welches auch einigermaßen zu einem dramatischen Vortrag Anlaß giebt. Ich las den „Bruggenwirt sein letzta Willn". (Stoansteirisch.) Die männlichen Zuhörer blieben dabei äußerst ruhig, während die Damen mehrmals ein recht munteres Kichern vernehmen ließen. Im Ganzen hatte ich das Gefühl, als hätten die Herrschaften etwas weit Lustigeres erwartet.

Nach dem Vortrag wurde ich gefragt, wie sich zu meinen mundartlichen Vorlesungen Deutschland verhalte, und der Kronprinz wunderte sich darüber, daß der Märker, der Hamburger, der Sachse und der Westfale dafür ein richtiges Verständnis hätten. Hierauf sprach er über die Charakteristik und den Unterschied der Mundarten in einzelnen Alpengegenden und bekundete dabei eine große Erfahrung. Nach einer Weile, als der Kronprinz in meinem Buche geblättert und dasselbe wieder auf den Tisch gelegt hatte, fragte er, ob das Vorlesen wohl sehr anstrenge? Ich antwortete, daß das weniger physisch als moralisch der Fall sei; das Mitleben und Mitempfinden mit den vorgeführten Gestalten, das Springen von einer Stimmung in die andere sei für mich momentan zwar von großem

Reiz, habe aber nachträglich ſtets eine ſtarke Abſpannung zur Folge.

Die Unterhaltung bewegte ſich zeitweiſe animiert zeitweiſe ſtockend weiter. Da die Damen mehrmals auf mein Buch blickten, ſo war ich auf die Aufforderung gefaßt, noch etwas zu leſen. Doch wendete ich meine Aufmerkſamkeit dem Kronprinzen zu, der nun, als Jünger Brehm's, von den Zugvögeln ſprach, wie unſere Hausſchwalben den Winter über tief nach Afrika flögen, wie ſolche Vogel-Karawanen ſich unterwegs gern auf Schiffe ſetzten, um auszuruhen u. ſ. w. Der Erzähler berührte manches von ſeinen Reiſen in Egypten und Paläſtina, beſonders was ſich auf Jagd bezog. Seine vielfältigen Erfahrungen und Kenntniſſe wußte der Kronprinz auf eine höchſt gewinnende ſchlichte Weiſe im Geſpräche zu berühren und der Eindruck, den man von ihm bekam, war der der Gediegenheit und Beſcheidenheit.

Nach einer zweiſtündigen Unterhaltung wurde der Cercle aufgehoben; der Kronprinz und die Kronprinzeſſin dankten mir in einer ſo liebenswürdigen Weiſe für mein Leſen, daß ich faſt erdrückt war; beide reichten mir nochmals die Hand und ſchritten, Arm in Arm, wie ſie gekommen, durch die Flügelthür.

Später, als ich mich von den Hofdamen und den Herren verabſchiedete, fragte mich der Herr Adjutant, weshalb ich nicht noch etwas geleſen hätte? Es wäre erwartet worden. Ich hätte nicht gewußt, daß noch etwas gewünſcht würde, war meine Entſchuldigung, und in unſeren bürgerlichen Kreiſen ſei es der Brauch, daß man in ſolchen Fällen aufgefordert werde. Das ſei ich ja worden, ſagte der Herr, allein ich hätte dem Kronprinzen

geradezu ins Gesicht gesagt, daß mich das Vorlesen anstrenge. — Nun wußte ich auch wieder um Eins mehr, und kam es heraus, daß ich aus Furcht, aufdringlich zu erscheinen, eigentlich die größte Ungeschicklichkeit begangen hatte. Ich hatte nachträglich die Empfindung, daß ich vor dem Kronprinzenpaar aus reiner Befangenheit viel zu wenig Mensch, viel zu steif und formell gewesen war. Nicht etwa das hohe Paar hatte mir das angethan, doch ängstigte mich die Umgebung, welche sich vielleicht an den Manieren des ehemaligen Waldbauernbuben gern ein ganz klein wenig amüsiert hätte.

Im ganzen wird es wohl wahr sein, daß es um die Hofluft ein eigen Ding ist. Man hat in ihr wie auf allen großen Höhen das Gefühl, als atme man zu viel Sauerstoff, man wird leicht berauscht, schwindelig. Man muß sich in solchem Kreise wohl in acht nehmen, daß man unbefangen sich treu bleibt. Und Fürsten müssen ein großes Herz haben, wenn sie bei der Kriecherei und Wohldienerei, die sie zu umgeben pflegt, die Achtung vor den Menschen nicht verlieren sollen.

Denn wer sich so tief neigt, daß der hintere Teil höher steht, als der Kopf, der mag seine Arme gleich — als Vorderfüße brauchen.

II.

Es war am Abende desselben Tages. Ich wartete auf der Eisenbahnstation Mattulie auf den Zug, der aus Fiume kommen und in St. Peter am Karst sich dem Triest-Wiener Kurierzug anschließen sollte. Als ich in die Vorhalle hinauseilte, um am Plakate die Ankunft in Graz zu erfahren, stieß ich bei der herrschenden Dunkelheit in der

Thüre an einen Herrn, der eben eintreten wollte. — „Oho!“ lachte er — ein Offizier war's; der Zusammenstoß war ziemlich heftig gewesen. „Wohin so eilig?“ rief der Offizier, indem er meinen Namen nannte.

Nun erkannte ich den Kronprinzen Rudolf. Nicht erst meine Entschuldigung abwartend, reichte er mir die Hand und sagte: „Sie haben mich nicht erkannt, wie Sie heute früh meine Frau nicht erkannt haben!“

Dann schritt der Kronprinz, während der Adjutant anderweitig mit etwelchen Anordnungen beschäftigt gewesen sein mochte, durch den rauchigen Saal in das neben anstoßende Wartezimmer erster Klasse. Die wartenden Passagiere im größeren Saale, zumeist Italiener, auch einige Kurgäste aus Abbazia darunter, mochten den Offizier ebenfalls nicht erkannt haben, niemand beachtete den Vorgang weiter. Ich setzte mich auf eine Bank.

Jetzt kam aus dem Nebenzimmer der Stationsvorstand, trat auf mich zu und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit gestatten es gerne, wenn Sie in den Wartesaal der ersten Klasse treten wollen.“

Ich blieb aber sitzen und dachte, der hohe Herr wird ja froh sein, einmal einige Augenblicke unbehelligt atmen zu können. Das Vergnügen, immer und immer vom Publikum umlauert, beobachtet zu werden, nie einen ungezwungenen Moment zu haben, oder gar fortwährend nichtssagende Redensarten im Munde führen zu müssen, kann ich mir denken. — Es währte aber nicht lange, so kam der Stationsbeamte das zweite Mal und sagte: „Seine kaiserliche Hoheit lassen bitten, zu ihm hinein kommen zu wollen.“

Nun stand ich auf und ging hinein.

Der Kronprinz war ganz allein im Zimmer, saß mit übereinander geschlagenen Beinen nachlässig hingelehnt auf der Bank, und rauchte eine Cigarette.

„Wir fahren ja zusammen," sagte er mit seiner weichen, ziemlich hochklingenden Stimme, „aber Sie kommen um fünf Stunden früher nach Hause als ich, nicht wahr?"

Er war auf Besuch bei der Kronprinzessin gewesen, in Abbazia, und reiste nun wieder nach Wien zurück.

„Der Eilzug beeilt sich diesmal nicht sehr," bemerkte der Kronprinz, auf seine Taschenuhr blickend, „und ich fürchtete schon, zu spät auf den Bahnhof zu kommen."

Ob Seine kaiserliche Hoheit denn auch an Eisenbahnfieber litte? war meine Frage.

„Sobald man es mit der Eisenbahn zu thun hat, ist man immer etwas nervös," antwortete der Kronprinz.

Ob sich das bei den großen Reisen, die er mache, nicht verliere? fragte ich. Zudem dürfte vielleicht eher der Eisenbahnzug auf ihr warten, als umgekehrt.

Der Kronprinz lächelte über diese Bemerkung, die allerdings der sprichwörtlichen Pünktlichkeit unseres Hofes unrecht that. Dann ließ ich mit einfließen, daß ihm ja auch Extrazüge zur Verfügung stünden.

„Ich benütze lieber die gewöhnliche Fahrordnung," sagte er. „Doch, wollen Sie nicht eine Cigarette rauchen? — Die Kurierzüge sind zwischen Wien und hier ohnehin die bequemste und schnellste Gelegenheit. Ich bin in diesem Winter nicht weniger als zehn- oder elfmal nach Abbazia gefahren, und je vertrauter man mit einer Strecke ist, desto kürzer erscheint sie. Zudem reise ich gerne in der Nacht."

„Hoheit können im Coupé schlafen?" sagte ich.

„Ganz vortrefflich," antwortete der Kronprinz. „Können Sie das nicht? Sie reisen ja auch viel. — Aber, warum nehmen Sie nicht Platz, Herr Rosegger, und ziehen Ihren Pelz aus?"

Bei dem kalten Wetter, welches in jenen Frühlingstagen auch über den lorbeerbekränzten Gestaden des Quarnero lag, hatte man nämlich stark eingeheizt; weil jeden Augenblick die Ankunft des Zuges zu erwarten war, so behielt ich den Pelz am Leibe.

„Mit Ihrer Gesundheit sind Sie jetzt zufrieden?" fragte mich der Kronprinz.

„Sie kräftigt sich allmählich wieder, gottlob!"

„Wenn die Vorlesereisen anstrengen, wie Sie heute sagten, warum machen Sie solche? — Es mag," setzte er lachend bei, „wohl vorkommen, daß ein Dichter sich zu Tode schreibt, aber daß er sich an seinen Werken zu Tode liest, dürfte doch nicht das Gewöhnliche sein. Dagegen müßten besonders Ihre Steirer Einsprache erheben."

Darauf schwieg ich und dachte mir meinen Teil.

Mehrmals suchte ich das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, aber der Erzherzog kam immer wieder auf mich zurück. „Nach Egypten sollten Sie gehen," rief er lebhaft. „Das Klima dort würde Ihnen gut thun."

Ich äußerte Zweifel wegen der Seefahrt.

„Gerade Ihnen würde die Seefahrt sehr wohlbekommen," sagte der Kronprinz, „zartere Naturen ertragen in dieser Hinsicht mehr, als die sogenannten kräftigen. Ich habe es an mir selbst erfahren."

Hierauf bemerkte ich, daß es einer meiner ältesten Wünsche wäre, einmal eine größere Seereise zu unternehmen, besonders nach dem Südosten hin. Ich wüßte

kein Land der Welt, das ich so gerne bereisen möchte, als Palästina, und überhaupt die geschichtlichen Stätten des Morgenlandes, für die man sich schon in der Kindheit, im ersten Schulunterrichte begeistert.

„Also, warum reisen Sie nicht?“ fragte der Erzherzog. „Es würde Sie sehr anregen. Man macht sich keine Vorstellung von all dem Interessanten, dem man dort begegnet. Es mag sein, daß man sich im Einzelnen enttäuscht findet, vielleicht gerade in unserer bibelmäßigen Vorstellung. Der Naturforscher, der Ethnograph findet mehr als er erwartet. Die Volkstypen, die fremdartigen Naturerscheinungen, vor allem das Tierreich!“ Und nun begann der Kronprinz wieder von seinen Reisen im Orient, von eigenartigen Erscheinungen und Gestalten der Bewohner, von Wüstenwanderungen und Jagden zu erzählen. — Das brachte er alles so klar und geordnet, so gründlich den Gegenstand beherrschend und dabei so schlicht und gemütlich vor, daß ich ganz und gar vergaß, wer es war, der da sprach. Ich hatte ihn an jenem Tage das erste Mal in meinem Leben gesehen. Wie ein Traum schien es mir, als ich mich besann, daß es Kronprinz Rudolf von Österreich war, der da mit mir plauderte.

Vor meiner inneren Erregung nicht minder als vor dem ausstrahlenden Ofen ward mir so warm, daß ich endlich den Pelz auszog. In demselben Augenblicke zeigte die Bahnhofglocke den einfahrenden Zug an.

„Ja, nun haben Sie den Pelz ganz zu rechter Zeit ausgezogen!“ lachte der Kronprinz. Ich kroch alsbald wieder hinein und meine Hand hatte hastig zu thun, daß sie am Ärmling herauskomme, um die Rechte zu fassen, die der Erzherzog mir zum Abschiede reichte.

„Werden Sie wohl ein gutes Coupé haben?“ fragte er noch, und auf meine zuversichtliche Antwort sagte er: „Ich danke Ihnen nochmals. Auf Wiedersehen!“

Dann stiegen wir ein und es zeigte sich bald, daß ich mich über das mir angewiesene Coupé wirklich nicht zu beklagen hatte; mehrmals unterwegs kam der Schaffner zu mir und erkundigte sich nach etwaigen Wünschen. Ich bin geneigt, das der Intervention des Kronprinzen zuzuschreiben.

Diese mir unvergeßliche halbe Stunde auf dem Bahnhofe in Mattulic habe ich hier geschildert als ein neues der unzähligen Beispiele von der Leutseligkeit und Herzensgüte des edlen Prinzen. Die Begegnung, welche übrigens nicht die letzte der frohen Begegnungen mit ihm blieb, und die Unterhaltung, welche dabei geführt wurde, habe ich unmittelbar darauf im Notizbuche fixiert, so daß ich das Gespräch fast wörtlich wiedergeben zu können glaube. Nicht so sehr, was gesprochen wurde, ist das Merkwürdige, als vielmehr, wer es sprach. Es kommt ja nicht gar oft vor, daß ein so hoher Herr sich traulich macht mit einem Menschen, der seinen Kreisen weit ab-, in manchem Grundsatze ihnen sogar entgegensteht. Und es kommt nicht immer vor, daß ein solcher Herr sich für allgemein interessante, ideale Gegenstände interessiert. Das war ja derselbe Prinz, der nebst anderen touristischen und naturgeschichtlichen Schriften ein großes Werk über seine Reise in den Orient geschrieben hatte, in welchem er sich nicht bloß als naturwissenschaftlicher Schriftsteller, sondern auch als Philosoph geoffenbart hat. Ein echt humaner Zug zeichnet seine Werke aus. Mit dem warmen Herzen ein starker, zielbewußter Geist! Wir priesen uns

glücklich in dem Wahne, ihn einst als würdigen Nachfolger Franz Josephs des Ersten auf dem österreichischen Kaiserthrone zu sehen.

Ein Wahn, der seit dreißig Jahren Millionen von Patrioten beseelt und mit Hoffnung erfüllt hatte!

III.

„Ich habe noch wenige Stunden erlebt, die so erschütternd waren, als jene, am Abend des 30. Januar 1889. An meinem Arbeitstische saß ich bei heller Lampe und las in Goethes „Hermann und Dorothea". Da tritt mein Töchterlein zur Thüre herein und sagt mit zagender Stimme: „Vater! Ich komme eben vom Großvater, der hat mir eine schreckliche Neuigkeit gesagt. Auf der Gasse hört man sie auch schon." Weiter sprach sie nicht.

Ich legte das Buch aus der Hand und fragte: „Kind, was ist es?"

„Der Kronprinz soll erschossen sein," antwortete sie.

„Nein," rief ich heftig aufspringend, „das ist nicht wahr!"

Da stürzten zur Thüre auch schon die anderen Hausgenossen herein in höchster Bestürzung und bestätigten die Nachricht. Auf der Gasse sei sie bereits angeschlagen, alles voller Menschen! Die verschiedensten Gerüchte!

„Die verschiedensten Gerüchte, gottlob, dann ist keines wahr!"

— Meine starre Ungläubigkeit konnte freilich nicht lange standhalten. Bevor noch die Extrablätter aus der Presse flogen, um die Nachricht offiziell zu bestätigen, war die furchtbare Gewißheit eine unumstößliche.

In den ersten Stunden taumelte man nur so umher. Man dachte nicht an die Größe des Verlustes, hatte nicht einmal politische Anwandlungen. Man empfand nur die Tragik im Geschicke dieses Menschenlebens. — So jung, so hochgemut auf goldener Zinne der Welt zu stehen, von höchster Würde und Macht umgeben, von allen Freuden des Lebens umgaukelt — und plötzlich tot in die Gruft hinab! —

In blühender Jugend als Kaisersohn zu sterben! Und auf so unerhörte Weise!

Was muß in diesem Menschenherzen vorgegangen sein! Das undurchdringliche Geheimnis nährte in unserer Trauer eine herzversengende Qual!

Ihn, den wir erst vor kurzem wieder gesehen hatten in unserer Stadt, in seiner schlanken, elastischen Gestalt, mit dem rosigen Angesichte, dem blauen, freundlichen Auge, voll gewinnenden Wesens — ihn sollten wir uns nun vorstellen kalt und starr ausgestreckt im Sarge!

Und wenn wir ferner fragen, was das bedeuten wird! Wie viele Menschengeschicke, vielleicht Völkergeschicke einen anderen Lauf nehmen von diesem Sarge aus!

Die Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag; es wurde immer unheimlicher. Da litt es mich nicht mehr in meinem Daheim, ich reiste nach Wien.

Es war ein regentrüber Morgen, als der Eisenbahnzug auf der Ebene dahinfuhr gegen die Hauptstadt. Die Städte und Ortschaften lagen da, ganz wie gewöhnlich. Die traurige Stimmung, die ich in der Natur sah, war wohl nur ein Spiegelbild meiner eigenen Seele. Bei Baden blickte ich hin gegen das Helenenthal, hinter dem

Meyerling liegt, das Jagdſchloß, bei welchem das Gräßliche geſchehen iſt. — Mit einer Champagnerflaſche erſchlagen! Im Streite um ein Weib ....

In Wien angekommen, ſah ich, daß außer den zahlreichen Trauerfahnen in einzelnen Gaſſen die Stadt nichts Auffälliges hatte. Das gleiche Haſten und dieſelben unendlich mannigfaltigen und doch ſtets gleichen Straßengeſtalten wie immer. Nur am Michaelerplatz und den Kohlmarkt heran bewegten ſich zwiſchen dem Gewoge ſchwere Wägen mit langen Holzbalken, was beſonders an dem Sonntage, der war, auffiel. Es wurden Trauergerüſte gebaut.

An der Hofburg war eine große Lücke geriſſen. In die ungeheuere Riſche, das Innere des abgetragenen Burgtheaters, fiel nüchternes Tageslicht. Schien nicht das gleichzeitige Hinfallen dieſes Hauſes mit dem Hingehen des Kronprinzen Rudolf bedeutſam zu ſein?

Mich verlangte es einerſeits ihn noch einmal zu ſehen, andererſeits war ein Grauen in mir und ich bangte davor. So zog es mich in dem Gedränge voran, durch das Thor der alten Kaiſerburg hinein, bis ich im Schweizerhofe ſtand. Ein lieber Freund war mit mir und wir verſuchten den Eintritt in die Wohngemächer des Kronprinzen, wo er zur Stunde aufgebahrt lag. Die Burggendarmen geſtatteten uns das Stehenbleiben nicht einmal und der Eintritt war an dieſem Tage dem Volke aufs Strengſte unterſagt. Weil ich zum Volke gehöre und nicht das Zeug habe, auf Umwegen der Protektion durchzudringen, ſo ſollte ich nun eben herauſſen bleiben. Doch ſah ich, wie fortwährend Wägen mit Blumen und Kränzen vorfuhren, die ungehindert zwiſchen den Spalieren der Burggendarmen links in den Hof einbogen, zur Treppe, die hinanführte

zu den Gemächern des Kronprinzen. Da kam mir ein Gedanke. Es geziemt sich wohl, daß der Poet aus dem Volke dem fürstlichen Schriftsteller, welcher den Satz ausgesprochen: „Das größte Kapital des Staates und der Gesellschaft ist der Mensch!" eine sichtbare Huldigung darbringe. Das war ja derselbe Fürst, der sich einen Kollegen und Arbeitsgenossen von uns Litteraten nannte und der die weltbewegende Bedeutung geistiger Schöpfungen wohl zu würdigen verstand. Wer wird es mir wehren, an der Bahre des Erzherzogs Rudolf von Österreich einen Kranz niederzulegen!

Ich ging hin, kaufte in einer Blumenhandlung der inneren Stadt den Lorbeerkranz, nahm einen Wagen, fuhr ungehindert in die Hofburg und legte mein geringes Zeichen der Verehrung dem toten Kaisersohne zu Füßen.

Die Stimmung jenes Augenblickes, als ich einging in die herrlichen Hallen, die ein Garten des Todes geworden waren, ist unbeschreiblich. — Ihr kennt ihn, den betäubenden Duft der Blumen und Kränze, den trübroten Schimmer der Kerzen und Ampeln, der am Katafalk gleichsam wie im Vorhofe der Ewigkeit herrscht. Anders ist der Palast und anders ist die Hütte; aber der Sarg hat die gleiche Form für Hoch und Nieder. So gehen die Armen und Glücklosen hin, so gehen die Fürsten hin. Sein Leichnam ist noch geschmückt mit allen Zeichen irdischer Würde. Da ragen Palmen auf und neigen ihre Blätter, um sein Haupt zu verhüllen — sein zerschmettertes Haupt ....

Sursum corda! Empor die Herzen! Wir blickten auf den Kaiser, den Vielgeprüften, der uns in dieser Zeit wieder das bewundernswerte Vorbild eines heldenhaften Herzens gab: Unser Heil liegt in treuer Pflichterfüllung

Und so nahmen wir Abschied von Rudolf. An der Pforte der Kapuzinergruft blieb alle Pracht zurück, um sich schmeichelnd und bethörend an andere zu hängen.

Als ich an demselben Abende, Wien wieder verlassend, vom Eisenbahndamm bei Meidling aus noch einmal zurückschaute, ging hinter dem Wienerwalde eben klar und rein die Sonne unter. Das Häusermeer lag schon in Dämmerung, aber auf der Spitze des Stephansturms funkelte in einer Schönheit, wie ich sie noch nie gesehen, das goldene Kreuz. Wie ein Stern leuchtete es hin über die alte Kaiserstadt, die mitten im heiteren Taumel des Karnevals so plötzlich eine Stätte der Trauer geworden war.

Bei der Königin.

Wieder in Abbazia, neun Jahre später. Wieder eine Vorlesung im Hotel Stephanie. Während derselben fiel es mir auf, daß im Zuschauerraum — gleich in der vorderen Reihe — jemand so herzlich lachte. Ein Kurortpublikum lacht sonst nicht so, wenn ihm auf echt steirisch Bauernhumor in den Alpen vorgetragen wird. Darum wunderte mich das freie, natürliche Auflachen einer Zuhörerin.

Als ich nach Abschluß der Vorlesung, wie gewohnt, rasch meiner Wege gehen wollte, fiel mir vom Zuschauerraum her ein gehobener Arm auf, der über den Köpfen mir zuwinkte. Direktor Silberhuber war's, der gute Geist von Abbazia. Er bedeutete mir mit heftigen Geberden über das Treppchen hinabzusteigen in den Zuschauerraum und führte mich sofort zu einer Dame, die schon heran-

trat, mir die Hand reichte und in wärmsten Worten dankte für die Vorlesung. Auffallend war's, daß das Publikum nicht davonging, sondern unbeweglich und schweigend, wie versteinert, im Hintergrunde stehen blieb. In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ja zur Zeit das rumänische Königspaar in Abbazia weile, möglicherweise war es eine Hofdame, die da so freundlich mit mir sprach. Nur daß die Dame keine jener banalen Fragen an mich stellte, wie das bei hohen Herrschaften, die für jeden ein höfliches Wort in Bereitschaft haben müssen, kaum anders möglich ist. Wir vertieften uns sofort in ein Gespräch über litterarische Angelegenheiten und dabei kam mir zum Bewußtsein, dieses edle, eigenartig schöne Antlitz schon irgendwo gesehen zu haben. War mir nicht ein paar Jahre früher, gelegentlich meines fünfzigsten Geburtstages, ein Bild zugekommen mit der Inschrift „Den ehrlichen Zweifler hat Gott lieb" —? War dieses Bild nicht das Porträt der deutschen Dichterin Carmen Sylva? Und war Carmen Sylva nicht die Königin von Rumänien? — Dieses alles schoß durch meinen Kopf, während die Dame mit mir sprach über meine Werke, über die Art dichterischen Schaffens, über das Glück und Leid poetisch veranlagter Naturen, und endlich in unbeschreiblich inniger Art die Bemerkung machte, nicht in hoher gesellschaftlicher Stellung läge das Glück, wohl aber in der Fähigkeit, Welt und Leben mit dem glühenden, zweifelnden, streitenden, hoffenden und jauchzenden Poetenherzen betrachten und fassen zu können. So ähnlich war ihr Ausspruch und jetzt wurde es mir klar: Sie ist es! Die Königin!

Nachdem wir im Angesicht des ehrerbietig lauschenden Publikums an zwanzig Minuten so gesprochen haben

mochten, hatte ich das Gefühl: Wir wären ein seltsames Beobachtungsobjekt für die Zuschauer, und der Königin, die von der Vorlesung ohnehin ermüdet sein mußte, könnte das Stehen beschwerlich werden. Ich sagte daher plötzlich meinen Dank für die hohe Auszeichnung, — und wir gingen auseinander.

Später ward es mir deutlich, hiermit wieder einmal einer Reihe von Ungehörigkeiten mich schuldig gemacht zu haben: Kein Frack, kein Handschuh, keine der Allerhöchsten Frau geltende Ansprache bei der Vorlesung, und jetzt —? War es nicht gerade, als ob ich die Königin entlassen hätte, wie wir so mit einem Händedruck auseinandergingen? — Vor der Hofsitte könnte für mich kein Bestehen sein. Doch der Gedanke, daß diese Frau keine gewöhnliche Königin ist, sondern eine wahrhaft gottbegnädete Dichterin, die des Lebens gewaltige Tragik erkennt und in ihr leidet, die im Individuum nicht den Unterthan oder den Diener sieht, sondern den ringenden, zagenden, leidgeborenen und freudesuchenden Mitmenschen — dieser Gedanke hat mich beruhigt, gerechtfertigt, und die Königin hat dem Waldpoeten alles freundlich verziehen.

Eine Einladung für den nächsten Tag in die Villa Angiolina, wo eben auch das Königspaar wohnte, habe ich nicht annehmen können, weil die Heimreise unaufschiebbar war, doch bin ich dem Wunsche Ihrer Majestät, eine zweite Vorlesung in Abbazia zu halten, eine Woche später mit Freude nachgekommen.

Als ich nun das zweite Mal hinabkam an den einzig schönen Strand unseres Meeres, da wurde ich in die Villa Angiolina geladen. Es war wenige Stunden vor der Vorlesung. Beim Eintritte sagte ich mir: Nun nimm dich

aber einmal zuſammen! Wenn du auch ein Poet biſt, alles geht doch nicht. Du nimmſt dir ja auch ſonſt nichts heraus, und hätteſt wahrlich nicht das mindeſte Recht dazu. Alſo denke, daß du jetzt ins Königsſchloß gehſt! Denke, was ſolche Herrſchaften an Art, Auftreten und Höflichkeit gewohnt ſind. Gieb ihnen das Ihre, und du giebſt ihnen nicht mehr als anderen, mit denen du nach der Sitte ihrer Kreiſe verkehrſt. — Drei Diener nahmen mir Hut, Stock und Überrock ab, einer führte mich in den erſten Stock hinauf, in ein kleines Zimmer mit Schreibtiſch und Büchern. Man bittet einen Augenblick zu warten, die Majeſtäten hätten eben den Herzog N. N. an den Hafen begleitet und würden bald erſcheinen. Ich betrachtete die bürgerliche Einfachheit des Gemaches — es war das Arbeitszimmer der Königin. Ich ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus aufs Meer und auf den blühenden Roſengarten, wo einen Tag früher ein kleines Mädchen auf die promenierende Herrſcherin zugegangen war und ihr eine Blume überreicht hatte mit den Worten „Guten Morgen, Frau Königin!“ — Wie es im Märchen ſteht. — Nun ſah ich vom Hafen heran die Herrſchaften nahen. Ich glaubte die Königin zu erkennen, den König hatte ich noch nie geſehen. In demſelben Augenblick trat jemand zur Thüre herein, raſch auf mich zu: „Nicht wahr, Herr Roſegger? — Es freut mich, Sie kennen zu lernen.“ — Wer war das wieder? Ein Hofbeamter? Im einfachen, dunkelgrauen Civilgewand, mit dunklem, geſtutztem Vollbart, Adlernaſe, hoher Stirn und ſchlicht gekämmtem Haar. — Der König? — Ich war geradezu in die Lage verſetzt, fragen zu müſſen: „Majeſtät?“

„Ich werde heute auch in Ihre Vorleſung gehen,“ ſagte er. Sein Blick war ſcharf, ernſt, in ſeinem Geſichte

glaubte ich ein ganz leichtes Zucken zu bemerken, vielleicht ob der etwas drolligen Situation, daß gleichsam ein fremder Mensch in seinem Hause ihn empfangt!

Ich äußerte mein Bedenken darüber, ob die obersteierische Bauernmundart den Allerhöchsten Herrschaften wohl nicht zu weit ab lage?

„Ich werd' sie schon verstehen," sagte er, „bin ja viel in den Alpen herumgekommen, in Tirol, in der Schweiz, und habe mit Bauern verkehrt. Ich freue mich, Sie zu hören. Die Königin hat mir schon erzählt."

Als hierauf die Königin eintrat, schritt der König ins Nebenzimmer, die Thüre blieb halb offen.

Wie sie so vor mir stand — das Bild einer deutschen Frau, einer Fürstin, und doch so schlicht, so mild! Ihr blühendes Angesicht, von lichten Locken reich umrahmt, ihr lebhaftes, leuchtendes Auge, gewohnt, dem Menschen kühn ins Innerste zu blicken. Ich habe ihr das meine gerne aufgeschlossen. Ihre seelenvollen Poesien und meine einfältigen Schriften waren uns gegenseitig bekannt, so hat sich das Verstehen leicht gegeben. — Die Königin setzte sich am Schreibtisch in einen Lehnsessel, ich wurde eingeladen, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Und nun begann ein Gespräch, wie ein gekröntes Haupt mit mir noch nie gesprochen. Um mir selber die Befangenheit zu nehmen und mir meinen Standpunkt klar zu machen, hatte ich gesagt: „Nicht der königlichen Majestät, wohl aber der Dichterin." Die Königin nickte auf dieses Wort mit dem Haupte. Schon lange hatte der Heimgartenmann den Wunsch, aus Carmen Sylvas „Heimat" einige Lieder abdrucken zu dürfen. Als ich nun um diese Gewährung bat, sagte die Königin: „Ach, da will ich Ihnen doch einmal

Originalgedichte geben. Sind Ihnen solche nicht lieber? Ich habe welche, die bisher noch nicht gedruckt worden sind."

Aus einem Handkoffer ließ sie sich zwei Bücher thun. In das eine pflegte Carmen Sylva Aussprüche und Sentenzen von anderen Dichtern und Philosophen hineinzumerken, in das zweite schreibt sie eigene Poesien. Eine Anzahl der neuesten, noch ungedruckten las mir die Dichterin vor. Ich halte mich nicht für berufen, den Inhalt dieser Schöpfungen anzudeuten, auch nicht, die Art des Vortrags zu beschreiben, ich sage nur, es war für mich eine Stunde poetischen Genusses und wahrer Erbauung. — Wohl auf hoher Warte muß man stehen, um Welt und Leben so ernst und tief zu fassen, als es Carmen Sylva kann. Bei einigen dieser Poesien hielt es die Königin noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen. Dann berührte das Gespräch weitere Bereiche: Heimat, Kindheit, Jugend, Glaube, Zweifel und manche Mysterie der Menschenbrust, die den Poeten zu schaffen giebt. Auch Wald und Alpen, und besonders das Meer, dessen Geheimnisse Carmen Sylvas „Meerlieder" uns so bewegend verklären. Vorwiegend aber sah diese hohe Frau die Tragik des Lebens. — Gegenüber solchen Bereichen kamen mir meine schwankhaften Vorlesungen trivial vor. Die Königin schien das zu erraten und bemerkte: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht, welchen Genuß Sie durch Ihre Vorlesungen den Zuhörern bereiten. Es ist mehr als Schwank, was Sie geben, in jeder Ihrer heiteren Geschichten steckt ein ernster Gedanke; sogar im drolligen „Regenschirm" habe ich einen solchen gefunden."

Darauf mein Geständnis, daß ich mich bei Vorlesungen nicht so geben könne, wie es meiner Wesenheit entspreche,

daß man zu sehr auf das Publikum Rücksicht zu nehmen habe, welches sich leichthin unterhalten will.

„Ich liebe das Ernste," versetzte die Königin, „ich weiß, daß Sie zum Beispiel in den „Gottsucher" Ihre ganze Seele gelegt haben, ich liebe dieses Werk sehr, und doch hat auch Ihre heitere Vorlesung mir so wohl gethan. Ach, wie sehr bin ich Ihnen dankbar."

„So möchte ich doch heute abends eine größere Anzahl ernster Stückchen lesen."

„Ach nein," sagte sie, „der König liebt das Heitere. Ernstes hat er in seinem Berufe mehr als genug. Er hat sich in letzterer Zeit so sehr angestrengt, daß die Ärzte nun für ihn Erholung verlangen, die er hier im schönen Abbazia zu finden hofft. Der König hat leider nur vierzehn Tage Urlaub. Dann müssen wir wieder fort."

Auf meine Bemerkung, daß es für die hohen Herrschaften wohl nicht angenehm sein dürfte, überall, wo sie sich ungeniert ergehen wollen, von einem neugierigen Menschenschwarm umgeben und verfolgt zu sein, sagte die Königin: „Ach, hier ist man ohnehin so liebenswürdig, so freundlich und aufmerksam, wir freuen uns der guten Menschen."

Dann kamen wir zu sprechen auf Unterschiede der Weltanschauung, die durch gesellschaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philosophen. Als wir von den Mysterien und Symbolen des menschlichen Lebens sprachen, sagte die Königin: „Auch die Krone ist ein Symbol, und nichts, als ein Symbol. Die schwerste Prüfung des Lebens ist die Krone. Wenn man die Not des Volkes sieht, und keine Macht, kein Reichtum ist groß genug, zu lindern! Das

iſt hart. Da möchte man am liebſten gleich ſelber unter die Armen gehen und mit leiden helfen. Ach, die Menſchen, man muß ſie lieb haben, weil ſie ſo ringen, ſo hoffen, ſo zweifeln und ſo leiden!“

Längſt hatte ich auf mein Vornehmen beſonders höflicher Aufführung vergeſſen, und wer es war, der da vor mir ſaß. Ich ſagte offen und unmittelbar meine Meinung über mancherlei heraus, darunter auch Anſichten, die ſo hoch oben ſonſt nicht immer gerne gehört werden. Ich war gerührt von dem ſchlichten Freimute ihres Weſens. Ja, das war eine außerordentliche, weltüberlegene und menſcheninnige Frau, und ſo habe ich auch vergeſſen, die Anſprache „Majeſtät“ zu gebrauchen, oder habe ſie im Sinne als für ſeeliſche Würde gebraucht.

Wegen der bevorſtehenden Vorleſung im Hotel „Stephanie“ trat zu früh die Notwendigkeit heran, mich verabſchieden zu müſſen.

Was nun an demſelbigen Abende die Vorleſung anbelangt, ſo ſei zugeſtanden, daß mir recht beſonders daran lag, das eine Thürlein aufzumachen in das Volksherz hinein, und in die Winkel, die man ſelten ſieht. Doch offen geſagt, ich war noch zu bewegt von den Eindrücken, die ſo unmittelbar vorausgegangen, ich hätte der gekrönten Sängerin lieber zugehört, als vorgeleſen.

Wenn man nun von dieſer lichtvollen Erſcheinung ein zuſammenfaſſendes Wort ſagen ſollte, vielleicht wäre es dieſes: Eine Frau voller Güte, eine Dichterin voller Hoheit, eine Königin voller Demut.

Bekenntnisse und Geständnisse.

(Am fünfzigsten Geburtstag 1893.)

I.

Gehört die Zahl der Lebensjahre eines Menschen in das Gewinn- oder in das Verlustconto? Ist das Leben ein Gut oder ein Übel? Im ersteren Falle sind die zurückgelegten Jahre ja ein Verlust, im letzteren Falle ein Gewinn. Oder umgekehrt? Jeder will alt werden, keiner will alt sein. Keiner? Wunderlich ist das: Junge Leute, besonders Weiber, geben sich gerne jünger, alte Leute, besonders Männer, gerne älter, als sie sind. Mir war ein zugewanderter Greis bekannt, der war Jahrzehnte lang immer neunzig Jahre alt; unter dieser Fahne lag er im Schatten, wenn die andern Korn schnitten, unter dieser Fahne gab er weise Lehren, unter dieser Fahne ging er betteln. Wenn der Mensch uneigennützig seine Lebensaufgabe gelöst hat, durch reiche Erfahrung lauter und weise geworden ist, dann kann er mit gutem Fug im Schatten ruhen und — betteln gehen. Doch anderen weise Lehren geben wird er nicht, wenn er wirklich weise geworden ist, dann muß er ja wissen, daß alles Predigen eine müßige Arbeit ist, daß jeder nur einen Lehrmeister anerkennt, nur einen einzigen — die persönliche Erfahrung.

Wenn der junge Mensch voller Kraft und Mut dem künftigen Leben entgegenjauchzt, so ist er freilich so arm wie der grüne Halm im Mai, aber so glücklich wie die Blute und so reich an Hoffnung wie die noch zarte Ähre.

Anders ist die Stellung des Mannes, der zwischen Jugend und Alter steht, der nicht mehr hoffen kann und seine Aufgabe noch nicht als erfüllt betrachten darf. Und wenn er sich fragen muß, ob seine fünfzig Jahre in das Gewinn- oder in das Verlustconto gehören und er weiß die Antwort nicht, so ist das eine recht unbehagliche Sache.

Von dem Schreiber dieser Zeilen, den gegenwärtiger Zeitabschnitt zu einem Rückblick bewegt, darf vielleicht gesagt werden, daß er nicht zu den Unzähligen gehört, die ihren Beruf verfehlt haben. Ob der Schriftsteller Genügendes leistete, ist eine Frage, die offen bleibt, sicher ist, daß unser Mann in jeder anderen Lebensstellung noch weniger geleistet haben würde und höchst wahrscheinlich sehr unglücklich geworden wäre. Am ersten noch als Pfarrer in einem entlegenen Gebirgsdorfe, wo Dogmatik und Politik sich nicht zu störend zwischen ihn und seine Gemeinde gedrängt hätten, dürfte es möglich gewesen sein, das Seinige zu vollbringen. Als Lehrer wäre ihm wahrscheinlich schon die Geduld zu wenig geworden, wenn der Erfolg nicht beizeiten dem Ideale entsprochen hätte. — Vor etwa neunzehn Jahren ist mir von maßgebender Seite nahegelegt worden, eine Volksschulinspektion in Steiermark zu übernehmen. Diese Stelle hätte mich, den damals jungen Familienvater, aus vielen Sorgen gerissen; unbedenklich habe ich abgelehnt und es nie bereut.

Glücklich kann nur der sein, dessen Neigung mit seiner Berufsthätigkeit zusammenfällt, ihm wird die Arbeit selbst

zum Glücke. Das war mein Fall als Schriftsteller. Und wenn ich daran zu Grunde gegangen wäre, meiner Passion zu fabeln und die Anliegen des Gemütes aufzuschreiben, hatte ich fröhnen müssen. Zu dem, was ich als meinen Beruf erkannt, habe ich mich fast vollkommen frei und naturgemäß bewegen können. Allerdings, die Kritik hat mir manches vorschreiben wollen. Anfangs riet sie mir, nur in steirischer Mundart zu dichten, bald setzte sie mich gnadigst ins Recht, Dorfgeschichten auch im Hochdeutschen schreiben zu dürfen, weitere schriftstellerische Zugeständnisse hat sie mir nicht machen wollen, ich aber that, was mein Herz begehrte, schrieb Stadtnovellen und Kulturromane schrieb Naturbilder, Reiseerlebnisse, Stimmungs- und Lehrgedichte, Theaterstücke, Bergpredigten und habe meinen geschätzten Mitmenschen unverhohlen ins Gesicht gesagt, was mir an uns allen nicht recht ist. Zuerst ist man über diese eigenmächtigen Ausfälle in fremde Gebiete empört gewesen, allmählich hat man sich d'ran gewöhnt, die Novellen und Romane sind gelesen, die Theaterstücke aufgeführt, die Gedichte in Musik gesetzt und gesungen, die Bergpredigten nicht befolgt worden. Jedem das seine. Mir war die Genugthuung, mich nach allen Seiten meines Wesens ausleben zu können.

Wäre ich Bauer geblieben oder etwas anderes geworden, so würde ich nicht mehr leben, dann wäre es gewiß der verfehlte Beruf gewesen, der mich getötet hätte. Ohne Neigung etwas zu thun, schon das ist schlimm, aber Dinge, wozu die Neigung vorhanden, zu unterlassen, das macht erst richtige Unglücksmenschen.

Meine ersten schriftstellerischen Versuche machte ich noch in der Zeit der Kielfedern, die ich mit der Nähschere der

Mutter ſpitzte, weil's mit dem Taſchenfeitel nicht gehen wollte. Mochte damals zwölf oder dreizehn Jahre alt geweſen ſein. Öffentlich trat ich als ſchriftſtelleriſcher Dilettant neun Jahre ſpäter auf und als zünftiger galte ich ſeit meinem ſechsundzwanzigſten Jahre. Als in Frankreich die deutſchen Kanonen krachten, entſtand mein erſtes hochdeutſches Buch, nachdem ihm zwei Büchlein ſteiriſcher Mundart vorangegangen waren. Seither ſind an dreißig Bände erſchienen, ich zähle ſie, wägen mag ſie das Publikum. Der Autor hat die Genugthuung erfahren, daß ſeine Schriften in der weiten Welt auch zu den Armen ſprechen, um — wie es ſeine Abſicht iſt — zu erquicken und zu erheben, dort wo es am meiſten not thut. Vor allen Dankeskundgebungen haben mich ſtets ſolche am meiſten gefreut, die aus den Krankenſtuben, aus den Strafhäuſern, aus den Hütten des Elends kamen mit dem Geſtändniſſe: du haſt uns getröſtet, erheitert, den Glauben an Gott und Menſchen wiedergegeben. — Daß mir ſolches manchmal gelungen, iſt meine ſtolze Freude, für die ich Gott, der ſie gab, in Demut danke.

Aus dieſen Bekenntniſſen ſcheint hervorzugehen, als ob ich mit meinen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſehr zufrieden wäre. Das bin ich nun zwar nicht und war es nie. Es kam wohl vor, daß ich zeitweilig etwas für gelungen hielt, mich darüber freute. Häufiger jedoch trat mir meine Unzulänglichkeit vor Augen. Wenn das Bewußtſein vorhanden iſt: du kannſt es nicht beſſer machen, nun, da giebt man ſich drein und verzichtet; wenn jedoch eine innere Stimme ſagt: das iſt nicht ſo gut, als es ſein könnte, du haſt ein Stück deines Talents dem Erwerbe zum Opfer bringen müſſen, du haſt deine Fähigkeit nicht erſchöpft! — ſo iſt

das peinigend wie böses Gewissen und kein Lob von außen spricht davon frei.

Und wenn derlei zu oft vorkommt, so unterwühlt es das Vertrauen an sich selbst. Die Stimmung verdüstert sich, so daß man endlich fragt: Wozu denn überhaupt das alles? Sich hinsetzen, allerlei Gesehenes, Erlebtes, Fabeleien und Hirngespinste aufschreiben oder Gedanken wiederkäuen, die schon tausendmal gesagt worden sind, ohne daß sie je jemandem genützt hätten, Bücher machen, die Leute unterhalten, aufregen, ihnen vertrauensselig allerlei Herzensnöte beichten oder gar mit ihnen zanken — ist das wert eines Menschenlebens? Will man darum essen, trinken, geachtet sein und nach dem Tode noch ein paar Jahrzehnte Unsterblichkeit heischen? — Genau genommen, ist ein solcher Beruf denn doch etwas windig. Wie solide hingegen ist die Arbeit des Holzschlägers, des Feldbauers, des Handwerkers, des Mannes, der die gesellschaftliche Ordnung mit aufrechthält! Im Angesichte der drängenden Bedürfnisse und der ungeheueren materiellen Nöte, die in der Welt herrschen, erscheint fast der Dichter ein — Luxusgegenstand, den sich ein Volk leisten oder auch nicht leisten will.

Es hat Zeiten gegeben, da ich Mut fand in der Vorstellung, als gehörte der Poet mit zu den Propheten und Pfadfindern für eine bessere Zukunft, als habe der, dem das Wort gegeben, die Pflicht, es nicht bloß zu unterhaltenden, sondern auch zu führenden Zwecken zu gebrauchen. Es liegt auch in meiner Wesenheit, nach Kräften mitzuarbeiten zum Zwecke, die Irrtümer unserer Kultur zu erkennen, die Vorurteile und Schäden auszurotten, die seit

Jahrtausenden bewahrten Ideale, die so oft verlassenen, wieder zu beleben, vor allem einen wohlwollenden Geist wachzurufen, so daß in dieser mit unabwendbaren, natürlichen Leiden schon reichlich vollgepfropften Welt nicht auch noch die Menschen einander peinigen möchten.

Aber siehe, so oft ich diese bessere und würdigere Seite meines Berufes bethätige, war es einer schweren Menge von Leuten nicht recht. Mit nichts kann man solche Leute mehr in Wut bringen, als wenn ihnen der Rat gegeben wird, wohlwollend zu sein gegen alle Kreatur. — Nicht etwa aus meinen dichterischen Fehlern und Mängeln, sondern gerade aus dieser reineren Art meines Wesens sind mir im Laufe der Zeit manche Leiden und Kränkungen erwachsen. Oft gab mein Egoismus mir den Rat: Laß' sie geben, sie sollen treiben, was sie wollen, wozu dir Unannehmlichkeiten bereiten, dir Feinde machen? — Aber ich konnte es nicht lassen. Wenn die vielen Irrtümer, die nach meiner Meinung gepflegt werden wie heilige Wahrheiten, das viele Unrecht, das begangen wird unter dem wohlklingenden Titel schöner, aber mißverstandener Ideale, mich empörten, da wäre es wider meine Natur gewesen, schweigend zuzusehen.

Vor achtunddreißig Jahren war eines Sonntags Christenlehre in Alpel. Der Kaplan Gußmann aus Krieglach war da und erklärte, daß alle Menschen, die nicht christkatholisch getauft wären, der ewigen Seligkeit verlustig gingen. Ich mußte den Geistlichen hernach auf dem Heimweg begleiten, um die Tasche mit dem kirchlichen Gewande zu tragen. Unterwegs machte das dumme Bauernbübel den Mund auf und sagte: „Das kann doch nicht sein,

daß Gott alle verdammt, die nicht getauft sind. Gott ist ja gerecht und die Chinesen können nichts dafür, daß sie vom katholischen Glauben nichts gehört haben.“ Es war ein spottbilliger Einwand. Sagte hierauf der Kaplan: „Willst also du gescheiter sein als unser Herrgott! So gehe nur hin und erschaffe eine bessere Welt und laß' dich für sie kreuzigen.“ Darauf habe ich mir gedacht: Es ist wahr, welterschaffen kannst du freilich nicht, dummer Bub, also sei still! — Es war mein erstes laut geäußertes Bedenken gewesen gegen eine feststehende Anschauung. Seither hat's in mir nimmer Ruhe geben wollen. Viele Richtungen und Einrichtungen, die mir verwerflich schienen, habe ich bekämpft mit aller Absicht, und viele Menschen, die daran hingen, habe ich beleidigt, ohne es zu wollen. Der beliebteste Schlager, mit dem meine Gegner mich schon hundertmal getötet haben, war der Vorwurf, daß ich nichts gelernt hätte, also nichts verstünde, also schweigen solle. Wenn man, die Einseitigkeit wiederholend, den Spieß umdrehen wollte, so wäre solchen hochgelehrten Leuten ebenso der Mund zu verbieten, weil sie ja doch alles nur aus Büchern gelernt, wenig aber erfahren und mit persönlichem Auge gesehen haben. Ich habe drei, wenn nicht gar vier verschiedene Gesellschaftsschichten durchlebt, durcharbeitet und durchlitten. Die dabei gemachten Erfahrungen dünken mich in meinen hoffärtigsten Stunden fast so wertvoll, wie ein ganzes achtklassiges Gymnasium. Zwar bin ich auch jahrelang auf Schulbänken gesessen, sogar auf solchen der ehrwürdigen „Alma mater“, zwar habe ich unzählige Lehrbücher gelesen, teils sogar durchgeochst, aber alles, alles das hat nicht anschlagen wollen; mein Reitrößlein hat nie aus dem dürren Heu der Schulweisheit, immer nur aus

dem grünen Grase des Lebens seine Nahrung gegrast. Fett ist es dabei zwar auch nicht geworden.

So sehr sich die Herren manchmal über mich haben ärgern müssen, so waren sie zu meiner Verwunderung allemal bald versöhnt, wenn die spaßhaften Lieder, Geschichten und Schwänke aufmarschierten, und immer nur als Lustigmacher sollte der Poet auf der Bühne stehen, während er eine schwerkranke Familie hatte — die Menschheit.

Diese Kluft zwischen Bußprediger und Kasperl zu überbrücken, gelingt nur dem echten Humoristen, mir ist es sehr oft nicht gelungen. Wenn ich's aber noch zu Wege bringe, dann erst darf dreist gesagt werden: du hast deinen Beruf nicht verfehlt.

Ob ich in der Litteratur eine Stellung einnehme, und welche, darüber ist natürlich auch schon nachgedacht worden. Ich bin mir darüber vollkommen unklar, und die Litteraturgeschichtenschreiber? Einmal hat mir so einer gesagt: „Sie sind schwer ins Fach zu bringen, mein Lieber, Sie sind so spießig und siebeneckig und reimen sich in keine Kategorie, Sie sind ein Wilder, und für solche hat man keine Sprüche". Nun, so gedenke ich eben außerhalb der „Litteraturgeschichte" stehen zu bleiben. Auch litterarischen Verbindungen und dem, was man „Koterie" nennt, bin ich stets ferne geblieben, ihren Leitern nicht vor den Füßen herumgestanden; mir war's immer ein Spaß, zu beobachten, wie weit ich ihnen vorhanden war, wenn ich persönlich nicht vorhanden war. Mit dem sogenannten „Litterarischen" habe ich also wenig zu thun und es ist eine rechte Schalkerei des Geschickes, daß ein Mensch, der keinen Bücherstaub leiden mag, selbst Bücher schreiben muß.

Ich bin ein kleiner, aber warmer Mensch, der sich selbst immer auch anderen mitteilen möchte, glaube aus meinem innern Leben immer geben zu müssen und habe doch selbst so wenig. Die Leiden und Freuden, die mir persönlich zustoßen, könnte ich nicht ertragen, wenn ich sie nicht in Worte bringen und mir also gegenständlich machen dürfte. Dasselbe ist bei allen Zeitfragen der Fall, die uns alle angehen, die mich nicht gleichgiltig lassen — ich muß darüber mein Anliegen sagen, damit auch andere Mitträger desselben werden können. Darum ist's doch etwas wenig philosophisch gedacht, wenn es heißt: Was gehen ihn solche Sachen an, da soll er nicht dreinreden, das versteht er nicht. — Verstehen! Das ist viel verlangt. Wenn nur der Verstehende sprechen dürfte, der Erdkreis wäre stumm wie ein Kirchhof. — Kurz, ich that, was ich mußte. Ich habe vieles aus innerer Notwendigkeit geschrieben, manches aus Erwerbsbedürfnis, nichts aus Ehrgeiz.

Du lieber Gott, geachtet zu werden, so was man für den Tag braucht, das ist ja hübsch und erleichtert das Leben. Der Ehrgeiz aber, wenn ich ihn hätte, wäre unersättlich. Zweihundert Jahre Unsterblichkeit wären mir viel zu wenig, da fange ich lieber gar nicht an, unsterblich zu werden.

Eine weitere Frage ist, ob mit meinem Worte auch immer mein Leben übereingestimmt hat, ob Fehler und Irrtümer, die ich an anderen rügte, nicht auch mir hinten am Zopfe hingen? Es hat wohl Zeiten gegeben, wo ich mir errötend vorgenommen, fürderhin mäuschenstill meiner Wege zu gehen. — Fünfzig Lebensjahre sind vorüber. Wäre es mir gelungen, ein litterarisches Kunstwerk zu schaffen, dann könnte ich Hoffnung haben, auch noch ein

zweites zu vollenden — aus mir ſelbſt einen möglichſt vollkommenen Menſchen zu machen. Aber es iſt halt ſchwer. Oft, wenn man ſich vornimmt, ſchrecklich brav zu ſein, paſſiert einem ein Malheur. Allerdings ſind nach den Hundstagen die Gewitter nicht mehr ſo ſtreng, aber auch das Alter hat ſeine moraliſchen Gefahren. Das Sicherſte gegen ſchwere Verirrungen iſt gewiſſenstreue Arbeit, ſolange es geht.

In Bezug auf das körperliche Wohlbefinden dürfte für die Zukunft kaum viel anhaltend Gutes zu erwarten ſein. Trotz des Bruſtleidens, das ſich ſteigern wird, hatte ich mir eine hübſche Idylle zuſammengeträumt. Von körperlichen Kräften zwar verlaſſen, würde ich im Garten ſitzen und in die weite Gegend hinausblicken und im Anſchauen der Natur recht glücklich ſein. Nun nimmt aber in letzterer Zeit mein Augenlicht merklich ab. Sollte ich noch ein paar Jährchen leben, ſo ſinkt vielleicht ein Vorhang nieder zwiſchen der Außenwelt und mir, ſo daß dann doppelt Gelegenheit und Muße ſein wird, die ſtets ſo heilſame Einkehr in ſich ſelbſt zu halten. — Iſt die Luſt verſchwunden, für andere zu fabulieren, dann fabuliere ich mir wohl noch ſelber allerhand vor von der „ſchönen Welt", von den „guten Menſchen", denn die einmal eingebrockte Suppe muß ausgelöffelt werden auf anſtändige Art. Wem das Leben nicht gefällt, ſo wie es iſt, der muß ſich eben ein ſchöneres dichten. — Jedenfalls ſtrebe ich nach Kräften der zweiten Kindheit zu — dem hohen Alter.

Noch beglückwünſche ich mich, daß die Mitmenſchen meine große Schwäche, oft und viel von mir ſelbſt zu reden, ſich ſo willig gefallen ließen. Freilich iſt es nur

eine gewohnte Form, durch das Beiſpiel der mir wohlbekannten eigenen Perſon den Menſchen im allgemeinen aufzuzeigen, ſowie mancher Leſer in mir ſich ſelbſt finden dürfte. Jeder von uns iſt ein Hohlſpiegel und Brennpunkt der Welt; nicht, was die Welt an ſich ſelbſt iſt, kümmert uns, ſondern wie ſie uns erſcheint. So möchte wohl jedes empfindende und denkende, ſcharf ausgeprägte Eigenweſen ohne viel Ziererei offen ſagen dürfen, was es von der Welt und von ſich ſelber für eine Meinung hat. Sich ſelber kennen lernen, heißt ſeine Welt kennen lernen. Freilich iſt Selbſtkenntnis noch lange nicht Selbſterkenntnis. Dieſe läßt — ſoviel uns zu den Geburts- und Neujahrstagen auch Gutes gewünſcht werden mag — ſicherlich immer noch viel zu wünſchen übrig.

II.

Was ich heute noch an mir verraten will, das pflegt man ſonſt zu verſchweigen, denn es ſchaut nicht viel Ehre dabei heraus. Schlecht ſein iſt ſchlimm, dumm ſein noch ſchlimmer, unwiſſend ſein am allerſchlimmſten. Ein Ignorant! Wenn ein Dummer vieles weiß, und das kommt nicht ſelten vor, ſo iſt das ein Zeichen von Fleiß und Strebſamkeit. Einer aber, der unter Gebildeten lebt und nichts gelernt hat und nichts weiß und ſich nicht beſtrebt, ſo einer iſt wahrlich ein Greuel.

Ihr Leute, und ſo einer bin ich!

Da gehe ich ſchon ſeit länger als dreißig Jahren unter euch umher, wandere landauf und ab, ſtadtein und aus, lehrſaalhin und her, verkehre mit den klügſten Leuten, beſitze eine Menge Schriften aller Art und ſchreibe ſelbſt

ein Buch ums andere — und die allerwenigſten Leute ahnen, wie ungebildet ich im Grunde bin. Nur die Vertrauteſten wiſſen, wie es z. B. mit meiner Orthographie ſteht und wie häufig ich den Leuten ein X für ein U mache.

Das klein bißchen, was ich weiß, hat mich das Leben, das bißchen, was ich vermag, die Not gelehrt. Mein Unvermögen, mich mündlich auszudrücken, hat mich das Schreiben, mein Drang, das Geſchriebene anderen mitzuteilen, das Leſen gelehrt. Als Familienvater mit zweifelhaftem Einkommen habe ich das Rechnen gelernt, als Hirte auf der Weide Zoologie, als Ackerbauer und Hauer Mineralogie, als Heuer und Holzknecht Botanik. Geographie habe ich auf Reiſen, Geſchichte aus den aufeinander folgenden Ereigniſſen in ihren Urſachen und Wirkungen, Volkskunde als wandernder Burſche gelernt und Aſtronomie in ſchlafloſen Nächten, wenn ich aufblickte zu den Sternen. Gedanken über Phyſiologie, Anatomie, Medizin und Geduld haben mir die Krankheiten beigebracht, Theologie habe ich in Zeiten der Not und Verlaſſenheit getrieben und Rechtskunde in der Prüfung meiner ſelbſt; „Was du nicht willſt, das man dir thut, das thu' auch anderen nicht." Das Muſizieren iſt mir traut geworden durch die Waldvögelein und das Rauſchen der Waſſerfälle, das Fabulieren habe ich gar nicht gelernt. Mein erſtes Kindesſtammeln — ſagt die alte Baſe — ſei eine Geſchichte in ſteiriſcher Mundart geweſen und mein Leben — ſagen ſchöngeiſtige Zeitungsberichte — ein Roman.

Aus all dieſem erhellt, wie weit es mit meinem Wiſſen her ſein kann. Zu beneiden jeder, dem es gegeben, ſich auf den glatten Straßen der Bücher zu bilden, denn auf den rauhen Wegen des Lebens geht's nothig vor

ſich. Endlich hätte äußerlich ja auch ich Gelegenheit gehabt, durch Bücher mich zu vervollkommnen, aber meine Natur iſt, wie ich ſchon oft eingeſtehen mußte, ſo geartet, daß Bücherſtudium mich nur wenig vorwärts bringt, und das Leſen von Dichterwerken mich in meinem eigenen Denken und in litterariſchen Verſuchen mehr hindert als fördert. Nur wenige bedeutungsvolle Bücher ſind es, die mir ſehr genützt, die meine Entwickelung, meinen Charakter, meine Beſtrebungen beeinflußt haben, beſonders Bühnendichtungen, gut dargeſtellt, denn ſolche nahen ſich dem wirklichen Leben. Andere, ſelbſt weltberühmte Werke haben mich nicht gepackt; haben mich kalt gelaſſen. Wer keine Begeiſterung heucheln kann, der ſchämt ſich auch nicht zu bekennen, daß er manches Kleinod der Weltlitteratur, welches jeder Gebildete kennen ſoll, gar nicht oder nur zum Teile durchgeleſen hat. Zum Entſetzen meiner Leſer ſei es verraten, daß ich von der Iliade nicht eine Zeile, von der Odyſſee nur Bruchſtücke geleſen habe, daß mir Dantes Göttliche Komödie gänzlich, Cervantes' Don Quixote größtenteils unbekannt iſt, daß Voltaire, Byron, Walter Scott, Longfellow nie in meinen Geſichtskreis traten, daß mir die deutſchen Dichter des Mittelalters mit Ausnahme Walthers und der Nibelungendichtung vollſtändig unbekannt ſind, daß ich von Klopſtocks, Herders, Jean Pauls, Wielands Werken nicht den vierten Teil kenne, ja daß ich ſogar in Goethes „Wilhelm Meiſter" ſchmählich ſtecken geblieben bin. Das iſt ein ſchweres Sündenbekenntnis; tauſend Mal hätte ich vorgezogen, dieſen Mängeln abzuhelfen, als ſie zu verraten, alle Mühe iſt fruchtlos geblieben. Ich habe es nie vermocht, mich „durchzuarbeiten" bis zu dem Momente, wo der Gewinn anfängt, denn wo ich mich

durchgearbeitet, da hatte ich schließlich oft nichts zu verzeichnen, als ein Stück verlorner Zeit. Bloß um über gewisse Werke „mitsprechen" zu können, war mir die Mühe zu groß und so sind die Schätze, an denen andere sich köstlich laben können, mir verschlossen geblieben. Auch in diesem Sinne bin ich nur Bauer, der einzig aus seiner eigenen Scholle Nahrung zu ziehen weiß. Einst hat mir ein Freund gesagt, der moderne Dichter müsse alles lesen, was vor ihm gedichtet worden, damit er aus demselben für Geist und Form seiner Produkte Nutzen ziehe und so gleichsam auf den Achseln seiner Vorgänger stehen könne. Ich mag aber weder auf Stelzen gehen noch auf Achseln stehen, bleibe auf meinem Erdboden und wenn ich auf demselben so groß bin wie ein Kornhalm, so ists mir genug.

Lange habe ich es nicht begreifen können, daß die Leute nichts Tragisches, Erschütterndes lesen oder auf der Bühne mehr sehen wollen. Sie hätten ohnehin Sorge und Kümmernis genug, sie wollten lieber einmal vergessen und sich aufheitern. Das verstand ich nicht. Von Litteratur und Kunst mich rütteln und erschüttern zu lassen, das that mir manchmal wohl, das war ein Feuer, an welchem die täglichen Mücken der Verstimmung, des Ärgers kläglich verbrannten. Und in meiner glücklichsten, lustigsten Lebenszeit habe ich selbst mein schwermütigstes Buch geschrieben — den Waldschulmeister.

Allmählich wurde das anders. Die Härte des Lebens, die Ungerechtigkeit und Elendlichkeit, die auch ich erfahren mußte, machten mein Herz wund und wehleidig. Und heute bin ich auch einer von denen, die im Buche, auf der

Bühne keinem elenden Menschen begegnen wollen, weil man sie im Leben so oft begegnet. Unglückliche, die in Not und Gefahr sind, lasse ich mir da noch eher gefallen, aber die Schufte und Schurken, die Rohlinge und Boshaften empören mich umsomehr, je besser sie geschildert sind. Sie packen mich, klammern sich eisern und kalt um mein Gemüt und machen mich krank. Erst wenn sie ihr Teil kriegen nach Recht und Gerechtigkeit, ist mir wieder wohl. Allein, moderne Dichter vorenthalten dem Leser oder Zuschauer diese Genugthuung zu häufig, sie lassen es dem Wicht gutgehen bis an sein Ende und machen sich so zu seinem Anwalt, während der redliche Kämpfer und Dulder ohne Barmherzigkeit vergehen muß. Das ist aber eine Galgendichtung. Die Welt lacht dazu, anstatt in sich zu gehen. Nur die ans Gute glaubenden Herzen leiden darunter.

So dankbar die Lumpen und Schurken auch zu schildern sind, ich habe es vermieden. Nur im Übermut der Jugend habe ich ihrer etliche gezeichnet. Später, da ich schon ordentlich gegerbt worden war, überwog die Empörung, der Abscheu vor solchen Vorstellungen, ich konnte litterarisch höchstens noch mit solchen Gestalten verkehren, die, wenn auch mit großen Lastern und Abscheulichkeiten behaftet, wenigstens einen guten Kern in sich hatten, aus welchem hervor sie sich sühnen und erlösen konnten. Am wohlsten thun mir die einfachen aber mutigen Helden des Lebens, die herzensinnigen Dulder und heiteren Philosophen, die an der argen Welt sich dadurch rächen, daß sie ihr ein munteres Schnippchen schlagen. Solchen Gestalten begegne ich im Buche, auf der Bühne und in meinen eigenen Schriften am liebsten.

Kommt mir aber doch einmal ein ruchloſer Geſelle über quer und in die Feder, dann ſchreibe ich ihn manchmal mit einer gewiſſen Leidenſchaft nieder, es iſt wie ein zorniges Brandmarken, das mich befreit und in dem ich die Galle über erfahrene Niederträchtigkeiten von mir ſprühe. Solches Verdichten und Geſtalten aufgehäufter Bitterkeiten kann eine wahre Luſt ſein. Darum treiben es auch viele ſo gern, denen im Leben ſchlimm mitgeſpielt worden iſt. Wohl dem, der das Gift ſich von ſeinem Herzen herausſchreiben kann! — Aber wehe dem, der es in ſich hineinlieſt! Der argloſe Leſer iſt da weit ſchlimmer daran, als der Dichter. Der Leſer kommt ganz unſchuldig zur Schilderung des Schlechten und Häßlichen, und wenn der Poet ſo ſelbſtlos ſein könnte, die Mitmenſchen und die Nachkommen mit ſeinem Herzenselende zu verſchonen, ſo gäbe ihm das eine hohe moraliſche Größe. Der iſt wahrlich auch ein Held, der mit ſeinem Weltleide ganz allein fertig zu werden ſucht, das Schöne, Edle, Heitere in ſich aber freundlich mit anderen teilt. — In der Zeit der Nervoſität kommt das ſelten vor. Gott im Himmel, nur darum laſſe mich geſund ſein, daß ich Kraft habe, alſo nach meiner Einſicht zu handeln!

„Unſer Ziel ſei der Frieden des Herzens.“ Das Sprüchlein ſchreibe ich ſeit Jahren den Leuten ins Stammbuch. Ich habe dieſen Frieden lange beſeſſen, es war Harmonie vorhanden geweſen zwiſchen meinen Idealen und den Beſtrebungen des äußeren Lebens. Der Geiſt deutſcher Klaſſiker war mit den chriſtlichen Anbildern unſchwer zu vereinigen geweſen, beide Richtungen trafen ſich

in der Humanität. So etwa um mein vierzigstes Lebensjahr aber kam der Zwiespalt. Die Welt, meine Umgebung, hatte sich ganz verändert, ich jedoch konnte von den Anbildern meiner Jugend nicht lassen. Die modernen Ideale brauche ich nicht erst näher zu bezeichnen, sie marschieren mit brutalen Schritten, Liebe und Gerechtigkeit zertretend, durch das Leben. Mein Stern war das Christentum. In dem bin ich erzogen worden, nach dem hat meine Seele sich gebildet, aus ihm hat sie Mut und Kraft gesogen, an ihm hat sie Halt gefunden. Es war nicht immer so sehr ein Christentum des Bekenntnisses und der Formen, als vielmehr eins des Lebens. Dieses Christentum hat mir den Frieden des Herzens bewahrt. — Und auf einmal wollte es nicht mehr stimmen mit den Anforderungen der Zeit. Das Evangelium wollte mit der Wissenschaft nicht mehr stimmen, das göttlich Schöne mit der neuen Ästhetik nicht mehr, die redliche Pflichterfüllung mit der Vergeltung, die Arbeit mit dem Kapitale nicht mehr, das Wohlwollen für alle Menschen mit den nationalen Tugenden nicht mehr.

Ich höre den Ruf, den Geboten der Zeit zu folgen mit meiner geringen Kraft; und ich kann das nicht, ich vermag von meinen Jugendidealen mich nicht zu trennen. Nicht immer ist es aber gelungen, den modernen Zumutungen entschieden die Thür zu weisen, und damit war die Zwietracht in mir selbst gegeben. — Was ist also zu thun? Wenn die alte, zur Natur gewordene Weltanschauung ihr gutes Recht an meiner Person sich nicht nehmen läßt, so müssen die neuen Eindringlinge zurückgeworfen werden, daß wieder ein heiterer, schaffensfroher Mensch sei.

Nun will ich auch noch über eine gewisse Mißbilligung sprechen, die meine Feder mehrmals ob ihrer „allzugroßen Freimütigkeit in geschlechtlichen Dingen" erfahren hat. Von Leuten mit gesunder, ernster Lebensanschauung, von Kennern des Menschen überhaupt und des ländlichen Volkes insbesondere, ist eine solche Mißbilligung zwar nicht gekommen. Einer, der das Volk nach allen Seiten hin, mit all seinen Vorzügen und Lastern zu schildern hat, wird freilich nicht immer Jugendschriftsteller sein können; auch die Backfische sind nicht herbeigerufen worden, um solchen Darstellungen zu lauschen. Wenn sie aber erschienen sind, so ist das Unglück nicht so groß, als mancher besorgte Vater, manche ängstliche Mutter etwa glauben mögen. Sind diese doch selbst Vater und Mutter und haben nicht die Absicht, ihre Kinder mit verbundenen Augen „blinde Kuh" herumzuführen, bis sie plötzlich ertappt und überrascht werden.

Ich habe, mit Verlaub, über die Keuschheit meine besondere Meinung. Unter dem Feigenblatt gedeiht die Keuschheit nicht, nur die Prüderie und die Lüsternheit. Daß es so ist, können wir im Leben jeden Tag sehen. Keine größere Verführerin, als die Prüderie, denn sie verdeckt, und die Verdeckung macht lüstern, und diese bringt zum Falle. Nicht das Wissen und der naturgemäße Freimut bringt zum Falle, sondern die Geheimnisthuerei, die damit aufgeweckte Neugierde und Begierde.

Wir Erzähler haben uns in Darstellung von Liebesverhältnissen eher ein zu ängstliches Verhüllen und Verblümeln vorzuwerfen, als das Gegenteil. In dem Bestreben, das Bestimmte anzudeuten und doch empfindsamen Seelen nicht zu klar zu kommen, geraten wir in die Ge-

ſahr der Zweideutigkeiten, die dann nach Lüſternheit riechen. Legt der medizeiſchen Venus ein Hemd an: das ſchöne Weib iſt fort und das intereſſante Frauenzimmer iſt da. Die pikanten Verhüllungen von Thatſachen, bei denen ruhig betrachtet doch nichts Beſonderes dahinter iſt, ſteigern die Sinnlichkeit, und wer weiß, ob das, was man Unzucht nennt, im Menſchengeſchlecht bekannt wäre, wenn wir der Mutter Natur gehorchten. Die Mutter Natur thut nichts, worüber ſie ſich zu ſchämen brauchte.

Nicht zu leugnen, daß ich mit gewiſſen Andeutungen manchmal beſondere Zwecke verfolge. Wer meine ſteiriſchen Schwänke: „Da Pforer und ſei Fiderl", „Da Stiefelknecht" u. ſ. w. kennt, der verſteht mich. Es muß manchmal gezeigt werden, daß es nicht wahr iſt, wenn manche Menſchen ſagen, für ſie ſei die Natur nicht vorhanden. Wir alle haben Urſache, demütig zu ſein, und wer mir manchmal allzu hoffärtig wird, den zupfe ich gern ein wenig beim Ohrläppchen: Vergiß nicht, daß du ein Sohn Adams biſt! Beſonders Ehrenrühriges iſt in dieſer Verwandtſchaftlichkeit ja nicht enthalten.

Im allgemeinen intereſſieren uns die Vorgänge der Liebe ganz ungeheuer, eben weil ſie voller Geheimniſſe ſind und von uns nicht begründet und erklärt werden können. Je unbefangener, deſto näher der Sittlichkeit. Ich habe in meinem mannigfaltigen Leben häufig die Erfahrung gemacht, daß, je mehr und ängſtlicher eine Perſon oder eine Geſellſchaftsklaſſe verdeckt, deſto mehr hat ſie Urſache zu verdecken. Auf dem Lande draußen giebt es weniger unnatürliche Sünder und mehr „natürliche Kinder". — Ich übe einſtweilen als Menſchenſchilderer mein gutes

Recht aus. Der sittlich Gesunde kann unbedenklich mit mir gehen, die übrigen seien gewarnt vor mir . . . .

III.

Gleich im vorhinein — von Musik verstehe ich nichts, begreife es nicht einmal, daß man Musik verstehen kann, daß Musik zu verstehen ist. Verstehen, das ist ja eine Verstandessache; Musik aber gehört zur Kunst, und Kunst hat es nach meiner Meinung mehr mit der Empfindung, mit den Sinnen, mit dem Herzen zu thun.

Demnach wäre Kunst, und folglich auch Musik eine allgemein menschliche Angelegenheit, und wenn es so steht, hätte allerdings auch ich das Recht, mitzusprechen, um zu sagen, wie auf einen, musikalisch ganz ungebildeten Menschen die Musik wirkt. Es läuft bei der Kunstliebhaberei viel Heuchelei mit unter; eine erkünstelte Begeisterung für berühmte Meister und Werke verleiht einen so feinen und billigen Anstrich von Bildung. Seien wir in Gottes Namen lieber einmal ungebildet als unwahr.

Ich pacte sogleich den Stier bei den Hörnern, die Musik bei Wagner. Mit Wagner selbst wäre vielleicht eine Verständigung möglich, die Wagnerianer jedoch werden mich gleich töten wollen. Um so eiliger habe ich's mit meinem Bekenntnisse. Der Musik von Bach, Haydn und Mozart, selbst von Verdi verdanke ich die seligsten Genüsse, das schicke ich voraus.

Oft in unseren Tagen, wenn die Wagnersche Musik gepriesen wird, ist mir angst und bang. Wohl halte ich den Meister von Bayreuth für einen bedeutenden Menschen, für einen beachtenswerten Dichter, für einen großen Philo-

sophen — allein seine Musik, mit der weiß ich nichts anzufangen, sie thut einfach meinem Ohre weh. — Damit habe ich mir das Todesurteil gesprochen.

Aber der arme Sünder hatte auf dem Schaffot noch ein Wort frei; von diesem alten Rechte mache ich Gebrauch. Soviel ich erfahren habe, ist die Wagnerfrage mehr Prinzipien- als Gefühlssache; die Wagnerapostel verlangen, gleich den Priestern, unbedingtes Glauben vorweg. Um selig zu werden, muß man wissen und glauben, daß in Wagners Zukunftsmusik die Kunst zur höchsten Vollendung emporgestiegen ist. Ich kenne Wagnerianer, sonst vernünftige und geistvolle Männer, welche nicht erst fragen, ob in jemandem überhaupt Neigung, Gefühl und Bildung für Musik vorhanden sei, die es einfach für unnatürlich halten, daß jemand an einer Wagnerschen Oper nicht Gefallen finden könne, daß nicht jeder auf das höchste entzückt sein müsse. Und allein diese phänomenale Begeisterung läßt mich vermuten, daß in Wagners Musik etwas großes sein wird — andere Beweise dafür habe ich nicht.

Vorurteil ist keines da. Die sozialen, humanitären Bestrebungen Richard Wagners waren mir von jeher sympathisch, kein Wunder daher, daß ich oft mit erwartungsvoller Sammlung und Andacht zu seinen Opern ging. Im Wiener Opernhause habe ich den vollendetsten Vorstellungen von Lohengrin, den Meistersingern u. s. w. beigewohnt. Das meiste darin hat mich interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt, aber wahrhaft ins Herz gegangen ist mir fast nichts. Das ganze hat mich ermüdet.

Zwar will das nicht viel sagen, vermag es doch auch Schubert, Weber, selbst Beethoven selten genug, mir es

anzuthun. Wenn ursprünglich zur Stunde die Stimmung in mir nicht vorhanden ist, die Musik erzeugt sie nicht; ist aber die rechte Stimmung da, dann kann die Musik sie erhöhen zur Begeisterung und zum glühendsten Entzücken. Also wirkt die Musik in mir nicht schöpferisch wie ein Samenkorn, sondern anregend, kräftigend, Vorhandenes steigernd und ausbildend, wie Regen und Sonnenschein im befruchteten Erdreiche. Darum muß ich vorwegs dazu aufgelegt sein, wenn ich von Musik einen Genuß haben will; bin ich betrübt, so kann mich kein Mozart befreien, bin ich weltlich gestimmt, vermag mich kein Bach zu erheben, und zur Stunde trüber Verfassung, sind mir die Klänge eines Strauß lästig wie summende Mücken unter schwülem Hochsommerhimmel.

Ich kenne keine Musiknote, ich bin in allen musikalischen Instrumenten ungeschult. Und doch gab, ja giebt es schwache Stunden, in welchen ich der Versuchung nicht widerstehen kann, zu vorhandenem Texte Melodien zu erfinden, oder auf Zither oder Klavier, die ich dazu noch gar nicht zu handhaben weiß, phantastische Stimmungsbilder zu komponieren. Zur Unterstützung meines Gedächtnisses habe ich die Tasten mit Nummern gemerkt, die ich dann je nach der Tonfolge einer Komposition der Reihe nach auf ein Blatt schreibe, um sie später wieder herabspielen zu können. Also habe ich in meiner Jugend zu vorhandenen Vierzeiligen ein paar sehr einfache Melodien gedichtet und fixiert, die heute noch in meiner Heimatsgegend gesungen werden. — Vertraut bin ich nur mit jener Art von Musik, die der akademische Musiker zur Kunst eigentlich gar nicht zählen will — mit dem Volksliede.

Mein alter Schullehrer Michel Patterer hatte die Kunstmusik, wie sie eben damals bei uns in der Kirche war, und die Volksmelodie folgendermaßen voneinander unterschieden: Die Musik kann man machen, das Lied muß man finden. — Und ich glaube: wer ein Lied findet, das auf die Herzen einfacher Menschen wirkt und in denselben Jahrhunderte lang fortlebt, der hat mehr für die Menschheit gethan, als einer, der große Opern schreibt, welche nur von musikalisch geschulten Leuten vermittelst Kommentar „verstanden" werden können. Es giebt einfache Arien, man weiß nicht, wann und von wem sie gefunden wurden, sie sind vielleicht uralt, vererben sich unzerstörbar fort, von Geschlecht zu Geschlecht, überdauern mancherlei musikalische Kunstrichtungen, sind ein goldener Faden, der die Herzen der Alten und Neuen miteinander verbindet, und bleiben jedem mundgerecht wie das Sprichwort. Das Sprichwort war der Keim zu den Lehren der Philosophen, das Volkslied war der Keim der Kunstmusik. Ich weiß, daß es auch eine gegenteilige Ansicht giebt, so als ob das Sprichwort ein Auszug aus den Philosophen, das Volkslied ein Auszug aus der Kunstmusik wäre; diese Ansicht kann nur ganz bedingt und ausnahmsweise richtig sein.

Die Musik des Volkes ist der Tanz, der Marsch, das Lied. Meine Sache war der Tanz, der Walzer, die Polka u. s. w. nie; um so lieber bewegte ich meine Glieder nach dem Marsche. Aber es giebt auch einen Rhythmus, nach dem die Seele tanzt und marschiert — eben das Lied. Das Lied herzt sich ein. Je öfter ich eine bestimmte Melodie höre, desto lieber wird sie mir. Ein altes Lied rührt mich leicht zu Thränen, und so habe ich mich schon gefragt, ob es wohl das Musikalische daran sei, welches

mich bewegt, oder nicht etwa die Macht der Erinnerung, die Stimmung längst vergangener Zeiten, welche durch das Lied aufgeweckt werden? Eine ähnliche Wirkung hat für mich auch der Duft einer Blume, des Waldes, der Geruch feuchter Erdschollen, des reifen Kornfeldes.

Nach dem Volksliede am nächsten kommt mir das, was der Kirchenmusik ähnelt; die getragenen, majestätisch feierlichen Klänge nehmen mich mit. Doch wie gesagt, muß ich ein Musikstück öfter hören, bis es anfängt, mir zu gefallen, und in der Kirchenmusik rauscht mir mein vergangenes Leben an der zitternden Seele vorüber. Haydns „Schöpfung" trat mich schon das erste Mal (in meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zu Graz) gewaltig an; vielleicht weil die Kirchen- und Pastoralmusik schon in mir vorgearbeitet hatte. Da existiert eine alte Weihnachtsmesse von Schiedermeier (weiß gar nicht, ob ich den Namen richtig schreibe), die, so oft ich sie höre, mir mit ihren fast weltlich jauchzenden Hirtenklängen und süßen Wiegenmelodien alle Weihnachtsfreude meiner Kindheit wiederbringt. Wenn ich zum Beisatz nun eine moderne Oper nennen darf, so sage ich, daß der Sterbegesang in Verdis „Aida" auf mich wirkt, als hätte ich denselben in einem anderen Leben schon gehört.

Nach diesen meinen wenigen Kunstgenüssen ahne ich die Seligkeit, die aus den Himmeln der Musik niedergesunken ist auf andere.

Wie leicht müssen musikalische Naturen zu befriedigen sein! Die unglaublichsten Ungereimtheiten merken sie nicht, wenn es nur Musik giebt. Gott, was wäre darüber zu sagen! Ich dürfte, um Musik nach meiner Art recht genießen zu können, während einer Musik mit den leiblichen

Augen nichts sehen müssen, keine theatralischen Gaukeleien (von wirklicher dramatischer Kunst kann bei einer Oper doch nur ausnahmsweise die Rede sein), kein Publikum, dürfte kein Händeklatschen, kein Bravogeschrei hören müssen — daß nichts mich störe und zerstreue, daß nichts vorhanden sei, als die Musik und ich. —

Die Oper war übrigens immer etwas Widernatürliches. Als ich in meinem 23. Jahre das erste Mal einer Oper beigewohnt — hatte ich mit einem Lachreiz zu kämpfen, wie seither weder bei einer Operette noch bei einer Posse. Daß da die Leute in den ernstesten Situationen einander anfangen, kam mir so über die Maßen komisch vor, daß ich insgeheim meinen Gott und Herrn anflehte, er möchte mich, da die Zuschauer gar so tief gerührt waren, doch vor dem Ausplatzen in Gelächter bewahren! — Man wird alles gewohnt, und so ist mir in der Oper das Lachen allmählich vergangen. Sagen und Fabeln von Hexenstücken und Geistererscheinungen können geglaubt werden, sind geglaubt worden; aber eine gesungene Einladung, ins Haus zu treten, eine schallend gesungene Liebeserklärung bei heimlichem Verhältnisse, ein gesungener Zweikampf, bei welchem die in höchster Wut Streitenden und Sterbenden tadellos nach Noten singen — ist das im Leben je vorgekommen oder ist im Menschen ein Bedürfnis vorhanden, daß es vorkomme? — Was im Leben ganz und gar unmöglich ist, kann nicht das höchste in der Kunst sein. Wenn mir eingewendet wird, daß auch der Bauer manchmal seine Liebeserklärung in Vierzeiligen singt, so sage ich, daß er die Liedform bloß zur Ausschmückung seines Werbens benutzt; die wirkliche Werbung wird er immer in der Form ernsthafter und vernünftiger Leute vorbringen, weil die

gesungene, von welcher zwar jetzt gesagt wird, daß sie die höchste, potenzierteste sei, ihn einfach lächerlich machen würde. Ich glaube, daß die Menschen selbst auf dem Höhepunkte ihrer seelischen Entwickelung niemals in der Art kunstsinnig sein werden, daß sie singend einander Geheimnisse anvertrauen, singend morden, verzweifeln und sterben.

Und wenn man wirklich auch in der Oper einen großen musikalischen Genuß haben kann, wieso dulden wir, daß man gerade die schönsten Stellen mit dem wilden, alle musikalische Stimmung roh zerstörenden Applaus unterbrechen und vernichten darf! Mitten in einer Tragödie im Publikum ein Gassenhauer könnte mir nicht so zuwider sein, als der Applaus mitten in der Oper oder im Konzert. Beim durch Applaus gestörten Drama kann man sich nötigenfalls mit Denken und Phantasie helfen; die Wirkung der Musik bleibt durch den Spektakel zerstört. Dankbare Ehrenbezeugung! wird man sagen. Gut, so seid entzückt, aber schadigt durch allzu laute Dankbarkeit nicht das, was euch entzückt hat. Wem fällt es ein, in einer Gemäldeausstellung die schönsten Bilder mit Kränzen und Bändern zu verdecken? Aber das musikalische Bild, mit welchem durch kostbare Mittel die Stimmung des Hörers mühevoll aufgebaut wurde, darf in seinen herrlichsten Nachklängen brutal unterbrochen werden! Ich bin so dreist, zu behaupten: wer das kann und entschuldigt, der weiß von Musik noch weniger, als ich.

Meine Jugend war überaus sangesfroh und musikfreudig. Doch scheint sich das mit dem Nahen des Alters verlieren zu wollen. Das gesetzte Alter bringt schon durch eine geläuterte Weltanschauung eine gewisse Harmonie in

das menſchliche Gemüt, wodurch vielleicht das künſtliche Herſtellen einer harmoniſchen Seelenſtimmung leichter entbehrlich wird. Bei mir hat das Auge alle anderen Sinneswerkzeuge überholt; meinen größten Genuß und Lebensrhythmus finde ich im Anſchauen der Naturſchönheiten. Ein ſchönes, friedliches, ſonnig-heiteres, oder ein gewitterdüſteres, ſturmdurchbrauſtes Landſchaftsbild entwickelt in mir jene ſelige Hochſtimmung, die man ſonſt bei Mozart'ſcher, Bach'ſcher oder Beethoven'ſcher Muſik empfunden hat.

Ja, auch das Anſchauen der ewig vollendeten Natur, das Empfinden einer harmoniſchen inneren Welt, das Innewerden edler Menſchen und Thaten iſt muſikaliſcher Genuß, denn alle Schönheit und Güte iſt Muſik.

IV.

Nichts iſt nach meiner Anſicht für das innere Glück eines Menſchen gefährlicher als der erwachte Ehrgeiz. Er iſt ſo friedlos unerſättlich, wie der Geldgeiz, und wenn ihm nicht immer gefrönt wird, windet er ſich in Qualen, wie ein Verdammter. Die Befriedigung oder vielmehr Fütterung des Ungeheuers Geldgeiz hängt doch zum großen Teile von dem Individuum ab; Geld läßt ſich mit eigener Thätigkeit erwerben, gewinnen, ergaunern. Der Ehrgeiz muß warten, lauern, bis ihn die Mitwelt freiwillig nährt; er kann nichts dazuthun, denn ſonſt fällt ihm leicht das Gegenteil von dem, nach was er mit allen Sinnen ſeines Weſens dürſtet.

Der Ehrgeiz, heißt es, ſei dem Künſtler, dem Dichter eine Triebfeder zum Thaten und Schaffen. Darüber ließe

ſich ſtreiten. Beim Kriegshelden mag das zutreffen; den Künſtler denke ich mir vor allem für das Kunſtwerk erglüht, er muß es ſchaffen, muß ſeiner Seele Geſtalt geben und ſollte er darüber ewiger Schmach verfallen. Weil nun aber die Künſtlerlaufbahn eine Rennbahn geworden iſt, weil die Gleichartigkeit ſo vieler Talente eine Konkurrenz hervorbringt, die der Geſchäftskonkurrenz aufs Haar ähnlich ſieht, und weil die Kunſt auf den Markt geworfen wird, wo ſie nach Sold begehrt, und weil die Welt lieber mit Ehre honoriert, als mit Geld, ſo hat ſich dementſprechend der Geldgeiz zum Ehrgeize umgeſtaltet.

Es ließe ſich auf dem Wege der Kultur-, ſpeziell der Kunſtgeſchichte ſehr klar ausführen, daß der Ehrgeiz keine Naturnotwendigkeit des Künſtlers iſt, daß er wie eine Unart, wie eine Berufskrankheit dem Künſtler, Dichter, Gelehrten anerzogen worden, und endlich daß er für den Strebenden und Ausübenden zeitweilig vielleicht vom Vorteile, für den Menſchen aber faſt immer zum Unheil iſt.

Ich ſtehe auch in jenen Reihen, in denen der Ehrgeiz ſeine Opfer fordert. Links und rechts ſehe ich ſie ſich erheben, links und rechts ſehe ich ſie fallen. Mit welcher Philoſophie rüſte ich mich? Mein Denken und Arbeiten iſt von jeher darauf hinausgegangen, in meinem Gemüte ein wohltuendes Gleichgewicht zu erhalten, zu deſſen Bewußtſein ich im Laufe meines Weltlebens gekommen bin, und das mir unendlich wertvoller iſt als alles andere, was die Leute an mir rühmen, lieben oder haſſen mögen. Von allen Feinden dieſer inneren Harmonie hat mir der Ehrgeiz am meiſten zu ſchaffen gegeben. Das iſt ein ſchlimmer Geſelle. Zuerſt macht er der Eitelkeit den Hof, die er ja faſt bei allen jungen Leuten vorfinden kann.

Was da Neues auftaucht oder von einigem allgemeinen Interesse geschaffen wird, das verkündet die Publizistik. Ohne Vorurteil wird sie einen jungen Schaffenden, der noch keine Freunde und keine Feinde hat, einführen; gewöhnlich läßt sie dabei das Wohlwollen vorherrschen. Und welche Revolution richtet das in dem derart Eingeführten an! Ihm ist, als wären alle Augen der Welt auf ihn gerichtet, alle Herzen der Welt von ihm voll. Es fällt ihm nicht ein, zu erwägen, wie gleichgiltig es ihn läßt, wenn er einen fremden Namen das erste Mal in der Zeitung liest, wie kühl er das Lob vernimmt, das bedeutenden Männern öffentlich gezollt wird, und daß es ähnlich auch bei anderen Leuten sein könnte. Er hält sich für eine Ausnahme und das ist die erste Täuschung, der er seine Seelenruhe opfert.

Mich hat ein klarsehender Mann zu rechter Zeit auf die Gefahr aufmerksam gemacht: Freund, du bist noch lange nichts; sie wollen erst etwas aus dir machen. — Selbstverständlich war ich über eine solche Verdunkelung meines günstigen Sternes anfangs empört, bald kam in mir aber doch die Vernunft zum Wort und die sagte: Den Wert hat die nachsichtige Beurteilung deines ersten Produktes, daß sie dir Freunde finden ließ, daß du durch sie dich jetzt deiner Neigung hingeben und vielleicht Schriftsteller werden kannst. — Von dieser praktischen Seite habe ich demnach das Zeitungslob gewürdigt und von diesem Standpunkte aus muß jeder Autor und Künstler der Presse als der Ausruferin seines Könnens, als der Vermittlerin seiner Popularität von Herzen dankbar sein.

Das ist eine Reklame, die jeder von uns bedarf, die keiner verschmähen wird und die unsere publizistischen

Organe, nach ihrer eigenen Schätzung des Talentes oder des Verdienstes, schuldig sind zu leisten.

Nun kann's geschehen, daß der Autor oder Künstler den Publizisten zu beeinflussen sucht, auf daß letzterer die Fehler eines Werkes übersehe, die Vorzüge desselben darstelle und womöglich noch vergrößere; oder ein Schriftsteller thut das ungeheißen, um dem Andern zu schmeicheln und etwa gelegentlich denselben zu einem Gegenlob zu verbinden. Es soll ein ähnlicher Fall irgendwo vorgekommen sein, wenigstens herrscht in der Schriftstellerwelt die Neigung vor, dergleichen an allen Enden zu wittern.

Wenn einer, der für das große Publikum thätig ist, behauptet, ihm sei alle Reklame in die Seele hinein verhaßt, so ist das nichts, als Ziererei, die sich eben unter der Maske der Bescheidenheit das, was sie scheinbar ablehnt, erschleichen will. Uns ist eine anständige Reklame das, was dem Wirt das Schild über seiner Hausthür; aber ein Schild, stehe ihm das Wörtchen „der" oder „das" voran, muß blank sein und rein, eine Schutz- und Ehrentafel dem Träger.

Wenn ein Verleger den Namen und die Darlegung wirklicher oder angeblicher Verdienste seines Autors mit Berechnung und Finten Millionen und Millionen von Leuten in die Hände spielt, die Aufmerksamkeit und das Interesse dafür zu erregen sucht, so ist das dem Autor nach seinem persönlichen Gefühle wahrscheinlich selten angenehm; er wird erwägen, ob er durch eine aufdringliche Reklame nicht etwa einen Würdigeren verdränge, ob die Lärmtrommel dem Charakter seiner Schöpfung entspreche und ob seine Genugthuung wohl in dem Beifall der großen Menge bestehen könne? Aber da er einmal nicht verschmäht

hat, ja bei seinem Hange, leben zu wollen, nicht verschmähen konnte, sein Produkt dem Verleger zu verkaufen, so hat er sich dem Kaufmann begeben, seine Schöpfung ist Ware geworden und er hat weder Recht noch Mittel, dem Verleger die Geschäftsmanipulation — so lange dieselbe in den Grenzen landläufiger Ehrenhaftigkeit bleibt — zu verbieten. Was hierin zu zähmen, zu mildern ist, das thut er; des Weiteren sitzt er in seiner stillen Zelle, läßt die Feuerwerke draußen knattern und verzucken, und an sich die innere Stimme Richter sein über das Gute und Schlechte, das er geleistet.

Dieser inneren Stimme — dem unbestechlichsten, dem strengsten aller Richter — werden auch etwaige Zeitungskritiken nicht viel anzuhaben vermögen. So lange ein Autor an seinem Werke arbeitet, in demselben lebt, wird und muß er davon beseelt sein, so wie er es beseelt; ist es ihm aber einmal gegenständlich geworden, etwa gar in dem Grade, daß — was auch vorkommt — er Idee und Handlung einer betreffenden Erzählung vergessen hat, und er liest das Werk wie ein fremdes, dann wird es keiner so gut, als er selbst beurteilen können.

Übrigens werden es die meisten Schaffenden trotzdem vorziehen, von der Presse unbegründet gelobt, als begründet getadelt zu werden. Mich würde vor öffentlichem Lobe nur dann ekeln, wenn es dem Koterienwesen oder anderer eigennütziger Wohlednerei entsprünge.

Zu Anfang meiner schriftstellerischen Laufbahn hat mir mancher wohlmeinend geraten, ich solle von Redaktion zu Redaktion gehen und mir Freunde erwerben. Wirklich habe ich meinen Fuß ein paarmal in große Zeitungswerkstätten gesetzt, in der Absicht, für wohlwollende Notizen

die man mir Neuling wie ein Almoſen gereicht, zu danken, aber jedesmal hat mich ein inneres Grauen, das den Fremdling in den Stuben der Zeitungsſchreiber anzuwandeln pflegt, wieder unverrichteter Sache zurückgeſchreckt. Die Vorwürfe eines erfahrenen Freundes, daß ich das Geſchäft nicht verſtünde, daß die Herren nicht zu mir kommen würden mit der Bitte, mich in ihren Blättern protegieren zu dürfen, daß ich's bei meiner Sprödigkeit und Blödigkeit zu nichts bringen würde — dieſe Vorwürfe habe ich willig ertragen und habe es bis heute nicht zu bereuen gehabt, die Journaliſtik niemals durch unwürdige Zumutungen geſchändet zu haben.

Perſönlichen Freunden, die der Schriftſteller in der Journaliſtenwelt ſchon durch die Ähnlichkeit des Berufes beſitzen mag, kann er ſeine Achtung nicht beſſer bezeigen, als indem er ihnen gegenüber ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit nicht vordränge, ſondern alles vermeide, was auch nur im entfernteſten einem Kokettieren mit ihrer kritiſchen Macht und Gunſt ähnlich ſieht. Eher mag der Autor Gelegenheit nehmen, ſolche litterariſche Freunde — für den Fall ſie ſein Verleger mit Rezenſionsexemplaren bedenkt — zu mahnen, ſich bei der Beſprechung von der perſönlichen Sympathie ja nicht beſtimmen zu laſſen. Übergeben ſie das Buch zur Rezenſion einem Fernerſtehenden, um ſo beſſer.

Wer, um ſelbſt den Schein von Kameraderie zu vermeiden, ſich von allen journaliſtiſchen und litterariſchen Vereinen fern hält, der geht in ſeiner Vorſicht zwar weit; daß er zu weit ginge, ich getraue es mir nicht zu behaupten.

Mancher Rezenſent hat die wunderliche Ambition, den Dichtern das Fach vorzuſchreiben, in dem ſie dichten ſollen. Da ſoll der eine nur Theaterſtücke dichten, der

andere bloß Eyen, der dritte nichts als Dorfgeschichten. Ein Wiener Journal hat mir seinerzeit mit jenem gewinnenden Wohlwollen, mit welchem hohe Herren zu armen Schluckern zu sprechen pflegen, wiederholt geraten, aus dem engen Bereiche meiner Fähigkeit, der steirischen Dorfgeschichte, ja nicht hinauszutreten, auf dem Parquet des Salons wäre ich unfehlbar verloren. Gewiß sehr wahr! Aber mich ritt der Teufel, ich setzte mich hin und schrieb lose Salon- und Künstlernovelletten einen ganzen Band, den ich unter fremdem Namen veröffentlichte. Über diese Novelletten sagte das obengenannte Blatt liebenswürdige Worte, rühmte ihnen Witz, Grazie und Flottheit nach, meinte, daß dieses Buch offenbar der guten Wiener Gesellschaft entstamme und daß der Verfasser ein den feinen Ständen angehöriger, begabter Maler sein müsse.

Nun ja, derlei muntere Erlebnisse wird jeder Schriftsteller zu erzählen wissen.

Ich schreibe der Tageskritik, als immer nur dem flüchtigen Urteile eines einzelnen, der weder allemal die Zeit noch die Stimmung zur Hand hat, ein Buch seinem thatsächlichen Wert oder Unwert nach zu beurteilen — ich schreibe ihr nicht jenen Wert zu, dem man eine litterarische Wohlanständigkeit zum Opfer bringen möchte. Ich darf das aussprechen, ohne den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich persönlicher Gereiztheit Luft zu machen; mir hat sich die journalistische Kritik stets freundlich bewiesen. Sie ist ein Gegenstand meiner Dankbarkeit, aber ein Gegenstand meines Ehrgeizes kann sie nicht sein.

Den Ehrgeiz müßte man doch an eine etwas weniger wandelbare Sache hängen. Wer sich da im Traum wiegt, daß man ihm Denkmale bauen, daß sein Name in der

Geſchichte ſeines Volkes dem künftigen Jahrhundert glänzen werde, daß ſeine Werke nach dreißig Jahren noch Staat machen würden, und was derlei Phantaſiebilder mehr ſind — der iſt zu bedauern, der bitteren Enttäuſchungen wegen, die ihn noch bei Lebzeiten treffen können. Mancher hat ſich lange geſträubt gegen den Gedanken, daß eine ſcharf ausgeprägte litterariſche Richtung, ein eigenartiger Schriftſteller in den meiſten Fällen Modeſache iſt, daß der Geſchmack des Publikums ſich plötzlich mit dem Wechſel der Saiſon ändern kann. Dann iſt „erkünſtelt", was früher „Natur" geweſen, „läppiſch", was früher „naiv" war, „kokette Selbſtbeſpiegelung", was früher „liebenswürdige Offenheit", „aufdringlich moraliſierend", was früher „von tiefem ſittlichen Ernſte" war, „komiſch", was früher wie „feiner Humor", „traurig" was ſonſt „tragiſch erſchütternd" gewirkt hat. Der Mann hat ſich „überlebt", „ausgeſchrieben", iſt einer „widerlichen Manieriertheit verfallen", und was derlei zu hören einem alternden Autor von der dankbaren Mitwelt eben paſſieren kann.

So habe ich vor und neben mir viele ſtehen und fallen geſehen und dabei wohl an das alte Lied gedacht: Heute iſt's an dir, morgen iſt's an mir.

Noch viel armſeliger als der Ruhmſüchtige iſt freilich der daran, welcher aus ſeinem Talente Geld prägen will. Selbſt wenn's gelänge! Iſt eine poetiſch-beanlagte, eine Künſtlernatur mit Geld, und was man damit kaufen kann, jemals ſelig zu machen? Nein, nach dieſer Seite hin liegt das Glück nicht.

Ich bin einmal ſo hablos geweſen, daß ich nichts mein nennen konnte, als das Gewand am Leibe und das Ränzlein mit dem Arbeiterwerkzeug Und käme es auf

mich allein an, ich würde heute willig wieder zurückkehren in das friedliche Dachstübchen und nichts mitnehmen, als die gesunde Arbeitsfreude und die Liebe zum grünen Walde.

Die Güter und der Ruhm, das sind recht hübsche Dinge, aber imponieren können sie nicht. Hätte ich sie, ich würde sie ertragen, wie ich schon manches auf dieser Welt ertragen habe, ohne dadurch groß oder klein geworden zu sein. —

V.

Ein Merkmal hervorragender, seltener, rücksichtslos thatkräftiger Männer ist die Einseitigkeit. Alexander sah sein Ideal in der Unterwerfung der Völker, Danton in der Vernichtung der Fürsten; die alten Griechen fanden ihren Zweck im heiteren Genusse des Lebens, die katholischen Heiligen in der Abtötung des Fleisches. Rousseau suchte das Glück der Menschen in der Einfachheit und Bedürfnislosigkeit, moderne Geister glauben es in der Alleswisserei und Allesgenießerei erjagen zu können. Nur wenige Sterbliche waren so groß als Goethe, der viel- und allseitig sein konnte, ohne zu verflachen. Die Vielwisserei ist noch nicht Vielseitigkeit; die wahre Vielseitigkeit bedeutet Gleichgewicht in der Weltanschauung.

Die Jugend ist einseitig; das ist ein Glück, denn es ist die Ursprünglichkeit. Das Alter kann es auch sein, das ist ein Jammer, denn es ist die Verbohrtheit. Bildung haben, nenne ich die Fähigkeit besitzen, jedes Ding von seinen verschiedenen Seiten objektiv verstehend betrachten zu können. Der Keim zu solcher harmonischer Entwickelung

liegt meiner Meinung nach in vielen Menſchen, nur darf dieſer Keim nicht mißkannt werden.

Ich war in meiner Jugend faſt ſo einſeitig, wie ein groſſer Mann oder ein Thor. Meine Anſichten — ich hatte wirklich auch als Bauernjunge welche — über Fürſten, Staat und Volk waren echt mittelalterlich, ja manchmal faſt ein wenig orientaliſch. Das machten die alten Rittergeſchichten und Märchen, die im Landvolke gangbar ſind. Ich war ſtark extrem und verfocht meinen Standpunkt leidenſchaftlich. Ja, ich ſuchte Gelegenheit, um für meine Sache Lanzen zu brechen; der Widerſpruchsgeiſt ſtand auf und das war ſchon die erſte Lebensäußerung des Keimes zur Entwickelung. Ich ſuchte mir Gegner und widerſprach ihnen, doch vielleicht nicht ſoſehr, um ſie zu bekehren, ſondern um ſie zur Darlegung ihres Standpunktes herauszufordern, alſo um an der Sache eine neue Seite kennen zu lernen. Das mag anfangs allerdings ohne derlei Abſicht geſchehen ſein, aber da ich mich bei ſolchen Wortkampfen allemal angeregt fühlte, da durch die Einwände des Gegners, die auch nicht immer glimpflichſter Natur waren, meine Gedankenthätigkeit angeſtachelt, meine rhetoriſchen Kräfte gewaltſam herausgefordert und dadurch geübt wurden, ſo fand ich nach und nach eine wahre Luſt am Streiten über Kaiſer und König, Papſt und Luther, Gott und Unſterblichkeit.

Daß in der Bauernſchaft des Waldlandes nicht viele Gegner zu finden waren, weil mir jeder, mit dem ich anhub, alſogleich beigab — was ihm die wenigſten Gedankenauslagen verurſachte — das iſt wohl leicht zu glauben. Einen hatte ich aber doch, mit dem ſich was machen ließ. Das war ein Kohlenbrenner, ein ſehr beleſener und ein

ſtark grübelnder Mann. Er hatte allerlei ſehr alte, wunderliche, ja nachgerade verdächtige Bücher und kaufte ſich hie und da einen neuen Kalender oder ſonſt ein ſchädliches Buch. Er ſtand auch im Geruche der Zauberei, obwohl ſich nichts Rechtes nachweiſen ließ. Die „Schwarzkünſte", die er bisweilen im Wirtshauſe zum beſten gab, ſchadeten gerade niemand, außer daß ihnen mancher ein Glas Moſt verwettete. Mit dieſem Manne ließ ſich ſtreiten, und wir thaten es mündlich und ſchriftlich. Er wußte ſcharf drein zu gehen und kam mir bisweilen höchſt ungelegen mit mich ſchlagenden Citaten aus der Apoſtelgeſchichte und den Kirchenvätern — alſo meinen eigenen Gewährsmännern. Aber ich war ſchlau und machte ihm durch kühne Wortverdrehungen und Auslegungen allerhand Taſchenkünſte, die dem guten Kohlenbrenner für den Augenblick mehr imponierten, als mir ſeine Spiele mit Karten, Bändern und Geldmünzen. Und wenn er mir endlich beiſtimmte, ſo daß er wirklich auch auf meinem Punkte ſtand — hops! war ich auf dem ſeinen drüben und nun verfocht ich den Gegenſtand mit derſelben Niederträchtigkeit, mit der ich ihn früher bekämpft hatte.

Und ſo iſt es mir ſchon damals klar geworden, daß jedes Ding mit dem gleichen Rechte, oder wenigſtens Schein des Rechtes, von den verſchiedenſten Seiten aufgefaßt, vertheidigt und verworfen werden kann.

Mit ſolcher Vorſchule kam ich in meinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre in die Welt. Das erſte, was mir in der fremdartigen Umgebung beifiel, war: Hier wird es vorläufig wohl am beſten ſein, Du biſt ſtill und hörſt zu, wie andere ſtreiten.

Nun hatte sich aber — alsbald nach meinem Eintritt in die Stadt — ein junger Mann mir freundschaftlich angeschlossen, ein Schriftsetzer Namens Robert Wagner. Er war in meinem Alter, interessierte sich für meine poetischen und sonstigen künstlerischen Versuche, denn ich zeichnete und malte auch, machte Musik mit der Zither oder Maultrommel und wußte muntere Vierzeilige zu singen. Er war der erste gewesen, der den armen Bauernburschen, welcher in einem blauen Handbündel seine irdischen Güter trug, eines Abends auf dem Grazer Bahnhofe begrüßte und ihm seine Kammer als Nachtherberge bot.

Robert Wagner und ich wurden unzertrennliche Freunde. Eine Krankheit hatte ihn stark schwerhörig gemacht, auch war sein Äußeres nicht eben empfehlend; er hatte Eigenschaften, wie man sie an Schiller beschreibt: eine magere, schlanke Gestalt mit vorgebeugtem Kopf, rote Haare, eine sommersprossige, fahle Gesichtsfarbe und nicht die graziösesten Bewegungen. Daher mied er die Gesellschaften; seine Standesgenossen wußten ihn übrigens zu achten, denn innerlich, was den Charakter anbelangt, war der Robert ein ganzer Kerl. Jede freie Stunde, die er nicht mir schenkte, benützte er zu seiner geistigen Ausbildung.

Wir haben viel Tüchtiges, aber auch viel Schabernack miteinander getrieben, denn er war im Grunde zu allem aufgelegt, wenn er muntere Teilnehmer dazu fand. Mehrmals hat er mich in den Ferien nach meiner Waldheimat begleitet und war dort so herzensdankbar und seelenglücklich über jede auch noch so geringe Aufmerksamkeit, die man ihm zuwandte.

Ich hatte ihn in der That lieb, erstens sah ich sein goldenes Herz, das, wie ich glaube, zu jedem Freundschafts-

dienſt bereit geweſen wäre; zweitens wirkte er immer anregend und fördernd auf meine geiſtige Entwickelung. Wir ſtudierten miteinander dieſelben Gegenſtände, ſchrieben uns dann gegenſeitig in Briefform förmliche Abhandlungen darüber, wobei der eine ſelbſtverſtändlich allemal das ſchwarz nannte, was dem andern weiß erſchien. Eine ſolche Geiſtesgymnaſtik war für mich überaus wohlthätig und übte mich darin, die Dinge möglichſt klar aus ihren Gründen und verſchiedenen Seiten wachſen und beſtehen zu ſehen.

Als ſeine Lehrjahre in der Buchdruckerei Leykam zu Graz beendet waren, ging Robert in die Fremde. Er wanderte in Böhmen und Sachſen, am Rhein und in der Schweiz, in Ungarn auch und Italien; oft ließ er längere Zeit nichts von ſich hören. Ich wußte nur, daß er den ſozialdemokratiſchen Beſtrebungen nahegekommen war, im Dienſte der Arbeiterführer wirkte und demnach ſeinem eigentlichen Berufe entfremdet wurde.

Ich wählte mir den beſſeren Teil und nahm ein junges, holdes Weib. In welcher Weiſe Robert aus der Fremde zu meiner Hochzeit erſchien, iſt in dieſem Buche ſchon erzählt worden.

Später iſt mein armer Robert Wagner immer tiefer in die ſozialiſtiſche Arbeiterbewegung hineingeraten, gab radikale Umſturzblätter heraus, hielt Wanderpredigten in Arbeiterverſammlungen, wurde mehrmals gemaßregelt und eingezogen, ließ ſich in ſeiner Gutmütigkeit und Genoſſenſchaftlichkeit aber immer wieder als Werkzeug der Partei gebrauchen, der er alles opferte, alles, was er war und hatte, und die ihn ſchließlich, als er mit einer Familie in Not und Elend lebte, krank und gebrochen ſo

ganz und gar verlaſſen hat. Er iſt vor Jahren in Wien geſtorben.

Und mit dieſem unglücklichen Freunde habe ich über allerlei, was die Welt feſthält und bewegt, viel Streit geführt. Das iſt auch der einzige Gegner, von dem ich wirklich wünſchen möchte, daß er ſich von mir hätte bekehren laſſen, wenigſtens in der ſozialen Frage — er wäre nicht zu Grunde gegangen.

Robert Wagner — um wieder auf mein Thema zu kommen — iſt für die Entwickelung meiner Weltanſchauung ein weſentlicher Anſtoß geweſen. So einig wir im Leben waren, ſo entzweit waren wir ſtets in theoretiſchen Dingen und idealen Fragen. Er hat mich belehrt, aber niemals bekehrt. Es hatte ſich zwiſchen uns das Verhältnis mit dem Kohlenbrenner von neuem abgeſpielt, jedoch unendlich mehr ausgeweitet und vertieft. Gerade durch die faſt mathematiſche Entgegengeſetztheit unſerer Anſichten hatten wir uns gegenſeitig ergänzt und waren zur Einheit geworden. So wie der Staat dem Geſellen, den er einerſeits anklagt, andererſeits einen Verteidiger giebt, ſo wollte ich den Dingen, die ich verurteilte, in Wagner einen Anwalt geben. Und ſah ich von einer Sache nur die Lichtſeiten, ſo hatte ich das Bedürfnis, daß mir jemand auch deren Schattenſeiten vorhielt.

Ich erwog im Leben ſtets und verglich und gelangte endlich doch ganz unvermerkt ſachte aus meiner urſprünglichen Stellung auf den objektiveren Standpunkt, von dem aus man die Welt von vorne und von hinten ſehen kann. Duldſam bin ich gegen manches geworden, nur nicht gegen boshafte Auslegung von Dingen, die alle oder viele angehen.

Mich empört die ſtechende Zunge der Klatſchbaſe, die von ſich nur das Beſte, von anderen das Schlimmſte erzählt und das Gegenteil verſchweigt. Mich empört ein Zelot, der ſein Dogma ſelig preiſt und alle anderen Wege zum Himmel verdammt. Mich empört der Gelehrte, der ſeine Theorie als die einzig unfehlbare hinſtellt, aus dem einen Grunde, weil er ſie am beſten begreift oder weil ſie ſeinem Weſen am nächſten liegt. Mich empört der Politiker, der alle Tugenden der Menſchen ſeiner Nation allein zuſchreibt, alle Fehler und Armſeligkeiten nur den fremden Nationalitäten andichtet, oft aus dem einzigen Grunde, weil ſie — dasſelbe treiben.

Die Welt iſt voll von derlei Entſtellungen und ich bin noch nicht alt genug, um darüber zu lachen.

Gerade der Schriftſteller, Dichter und Künſtler muß ernſter als irgend ein anderer der Objektivität, der unbeſtechbaren Allſeitigkeit in ſeiner Weltanſchauung zuſtreben, denn nur darin liegt der Grund zu ſeiner ſittlichen und künſtleriſchen Größe.

Wenn mir jemand etwas zuleide thut, ohne böſe Abſicht, ſo iſt es leicht, die Vorzüge von ihm trotzdem vor Augen zu behalten; wenn mich jemand aber erwieſenermaßen abſichtlich kränkt, zu unterdrücken ſtrebt und ich ihn als meinen Feind betrachten muß, da heißt es auf der Hut ſein, daß ich ihm nicht Unrecht thue. Alle ſeine ſchlimmen Eigenſchaften werden ſich mir wie wohlredneriſche Schmeichler aufdrängen, ihn zu verſchwärzen; da kann man ſich nicht lebhaft genug ſeine guten vorſtellen, nicht emſig genug ſeine Gründe ſuchen und erwägen, die ihn drängten zu einer That, in der das Unrecht geſchah. Er hatte Gründe, er hatte ſie gewiß, und entſprangen ſie auch nur

ſeiner Bosheit — wer kann für ſeine Artung? Sogar ein bißchen Sophiſterei iſt erlaubt, wenn die ehrliche Geradheit nicht ausreicht, ſeinen Feind zu entſchuldigen.

Parteien, die mit einer ſich theoretiſch beigelegten oder praktiſch angelebten „Überzeugung" durch Dick und Dünn, durch Recht und Unrecht gehen, konnten mich niemals brauchen und werden es niemals können. So ſehr überzeugungstreu kann ich nicht ſein, daß ich juſt mir und meiner Sache das zutraue, was ich allen anderen abſprechen muß — die Unfehlbarkeit.

Alſo erwächſt bisweilen aus ſolchem Widerſpruchsgeiſt ſein ſcheinbares Gegenteil, die Duldung. Aber aus einer ſolchen Duldung entſteht die Gleichgiltigkeit, höre ich einwenden. Ich frage, was der Gleichgiltigkeit näher ſteht, wenn ich eine Sache nur von einer Seite auffaſſen kann und die übrigen gleichgiltig ignoriere, oder wenn ich allen ihren Seiten Intereſſe und Beachtung entgegenbringe?

Ziemlich ſicher iſt, daß bei ſolcher Anlage das Gewiſſen leicht bleibt, doch auch der Geldbeutel. Und ebenſo ſicher iſt, daß eine ſolche Anlage, wenn ſie allgemein verbreitet wäre, der menſchlichen Entwickelung nicht vom Vorteile ſein würde, denn dieſe Entwickelung geht eher auf dem Wege der Leidenſchaften, als auf dem des Rechtes vor ſich. Der ruhige Beobachter muß freilich immer wieder zugeſtehen: Auf dieſer Welt hat alles Platz und daher Berechtigung, es fragt ſich nur: wo und wann? Der Tyrann, der Fanatiker, der Böſewicht muß eben ſo gut da ſein, als deſſen Gegenſatz, es handelt ſich ewig nur um's Gleichgewicht der Welt.

Ein Ding von mehreren Seiten zu betrachten, das hat übrigens auch jener Redakteur verstanden und zwar in seiner besonderen Weise.

Zu einem mir bekannten Zeitungsschreiber kam eines Tages der Gründer einer Bank.

„Wollen Sie, lieber Doktor, über das neue, für die Volkswirtschaft so eminent wichtige Geldinstitut ein hübsches Artikelchen in Ihr Wochenblatt schreiben?"

„Danke. Ich glaube, daß Ihr Geldinstitut für Sie zwar viel, aber für andere nichts wert ist."

„So scheint es Ihnen. Wenn Sie jedoch erfahren, daß wir in der Lage sind, für einen Artikel in einem kleinen Blatte hundert Gulden zu zahlen! Große Blätter honorieren wir noch besser."

„Honorieren? Der Schriftsteller kennt eine andere Ehre und wird trockenes Brot essen."

„Bedenken Sie aber, daß selbst ein trockenes Stück Brot zwei Seiten hat und daß man die eine derselben recht gerne mit Butter zu bestreichen pflegt. Also hundert Gulden!"

„Der Ehre eines Schriftstellers gegenüber ist Ihr Anerbieten eine Null!"

„Schön, so könnten wir diese Null hinten an Hunderter anhängen."

„Sie bieten 1000 Gulden? Dann wollen wir die Sache von einem andern Standpunkte aus auffassen."

Der Zeitungsschreiber schrieb einen glänzenden, überschwenglichen Artikel über das neue Geldinstitut und unterhalb desselben folgende Notiz:

„Wir sind zu diesem Artikel mit 1000 Gulden bestochen worden. Das Geld schenken wir dem hiesigen Ge-

meinde-Armenhaus zu besonderem Almosen für jene, die der oben besprochenen Bank ins Garn gegangen sein werden.

Die Redaktion."

Das war der andere Standpunkt, von dem aus der Mann die Sache auffaßte.

VI.

Wenn die Schriftsteller und Poeten von jeher ehrlich und mannhaft ihr eigenes Wesen, Leben und Erfahren dargethan hätten, die Weltlitteratur wäre eine bedeutendere, psychologisch vertieftere und auch allseitigere, als sie's ist, weil gar so viele singen, was sie nicht fühlen, und sagen, was sie nicht wissen.

So unbedeutend ist keines Menschen Leben, daß es — ins rechte Licht gestellt — nicht für die übrigen von Interesse sein könnte. Ist es nicht breit, so ist es tief; und wäre es auch seicht, um so leichter wird es von der Menge begriffen werden.

Verachtlich ist nur die Selbstgefälligkeit, die Beschönigung seines Ich; das ist ein Betrug, eine Fälschung des Thatbestandes. Wer seine Vorzüge darstellt, der muß sich entschuldigen; wer seine Schwächen und Fehler bekennt, der darf sie rechtfertigen, indem er die Geschichte derselben nicht verschweigt.

Wer jedes dritte Wort um ihn mißhört und nicht gesteht, daß er taub ist, der muß sich gefallen lassen, wenn man ihn für dumm hält. Und wie das wurmt, wenn man für dumm gehalten wird, das hat mehr oder minder Jeder schon erfahren. Nur einen habe ich gekannt, der sich den Vorwurf der Dummheit ruhig gefallen ließ — er war

nämlich gescheit genug. Ein zweiter wieder wollte lieber für gut gelten, denn für gescheit; auch ein Original. Ein dritter war bereit, alle Niederträchtigkeiten und Schurkereien zu vollführen, wenn er dadurch seine Schlauheit konstatieren konnte. Ein vierter stellte sich aus Klugheit einfältig und ein fünfter dachte: Wenn ich mich gebe, wie ich bin, so macht das mir am wenigsten Mühe und die anderen führe ich doch ad absurdum, weil kein Mensch glaubt, daß einer so ist, wie er sich stellt.

Mit diesem letzteren hätte nun ich schier die meiste Ähnlichkeit, nur daß ich bestrebt bin, mit den Leuten ins Klare zu kommen, anstatt sie ad absurdum zu führen.

Ohne Widersprüche geht's freilich selbst beim einfachsten Wesen nicht ab. Gröber ist selten einer gewesen, als ich und „liebenswürdiger" haben sie selten einen genannt. Aber ich habe mir auf meine Grobheit niemals was zugute getban und mich meiner Liebenswürdigkeit niemals geschämt. Das Gebot der Nächstenliebe habe ich nie höher geschraubt als: Du sollst deinem Mitmenschen nichts Böses thun. Traurig in einer Welt, in der man solch einen Gesellen schon liebenswürdig nennen muß!

Doch, du Verwegener, nun frage ich dich — das heißt mich: Du willst keinem was zu leiden geben? Dem einen ist es leid, daß du existierst; der andere haßt dich, weil du ihm keine Ursache giebst, dich zu hassen! — Über diese Erklärung bin ich sehr geschmeichelt, aber sie ist denn doch zu höflich. Jeder erzieht sich seine Feinde selber; mir sind manche mißraten. Manchem meiner Wegsgenossen habe ich Gutes mit Üblem vergolten, habe ihn unabsichtlich gekränkt und absichtlich gescholten — er hat mir verziehen und ist mein Freund geblieben. Manch

anderem habe ich Liebes gewollt, bin ihm treuherzig genaht und seines Glückes wegen glücklich gewesen — das ist zwar all nichts Gutes, aber auch nichts Böses — und er ist doch mein Feind geworden. Freunde verliert man durch Mißerfolge, Feinde gewinnt man durch Erfolge, das ist selbstverständlich; aber daß letztere sich selbst die gutmütigsten Menschen auf viel einfachere Weise machen können, wird seltener erwogen. Wer mit kleinlichen Leuten zu thun hat, der mag darauf gefaßt sein: ein unbeantworteter Brief, ein Verabsäumen der Namenstags- oder Neujahrsgratulation, das zufällige Übersehen in einer Gesellschaft, die harmlose Äußerung einer Meinungsverschiedenheit, die gedankenlose Unterlassung eines Grußes auf der Straße u. s. w. — das sind Dinge, von denen die Wohl- oder Übelgesinnung der Alltagsleute abhängt. Liegt dir was dran? Sie können dir dein Leben nicht verschönen, aber sie können dir deine Tage vergällen.

Ich muß mich einer heillosen Eigenschaft anklagen, durch die ich schon so viele gute Alltagsleutchen bitter verletzt habe. Was sagst du dazu? Da war ich eines Tages in einer distinguierten Gesellschaft, dort wurde Musik gemacht, man wurde sich einander vorgestellt und alles war recht artig. Heute begegnen mir auf der Promenade Damen aus jener Gesellschaft, sie blicken mich an, und selbstredend erwarten sie von mir gegrüßt zu werden. Ich glotze ihnen vorbeitrottend ins Gesicht und — grüße nicht. Ist das nicht eine wahre Flegelei? Ist das nicht der lächerlichste Hochmut und Größenwahnsinn? Weil er ein Dutzend Bände Bauernlümmeleien zusammengeschustert hat und ihn nachsichtige Journale einen beliebten Volksschriftsteller, satirische Blätter einen Dichter

von Gottes Gnaden genannt haben, ſo glaubt er ſich jetzt ein Betragen anmaßen zu dürfen, das geradezu beleidigend, frech iſt. Der Hausknecht grüßt; der Dienſtmann, dem man einmal zehn Kreuzer zu verdienen gegeben hat, wird jahrelang grüßen, und ſo ein Bengel, mit dem man ſich in Geſellſchaft gutmütig abzugeben nicht verſchmäht, hat die Unverfrorenheit . . . In der That, was ein Bauer iſt, das bleibt ein Bauer!

Dieſes ſagen die nicht gegrüßten Damen? Gott bewahre, dieſes würde ich über jenen nicht grüßenden Herrn ſagen, wenn mir die Urſache ſeines Verhaltens unbekannt wäre. Nun weiß ich aber zufällig, daß er den betreffenden Damen eine noch viel größere Beleidigung zugefügt hat, als ſie geahnt, er hat die Frauen, mit denen er wenige Tage früher einen ſo vergnügten Abend verlebte, nicht gegrüßt, weil er ſie — nicht mehr erkannt hat.

Iſt das glaublich bei einem Manne, von dem man annehmen muß, daß er ſeine fünf Sinne hat, weil bisher das Gegenteil noch nicht genugſam erhärtet worden? — Doch, mit den armſeligen fünf Sinnen iſt nicht viel gethan. Was hilft mir das Gehör, wenn mir der Sinn für Muſik fehlt? Wie verwerte ich die Fähigkeit, ein fremdes Antlitz zu ſehen, wenn es mir nach kurzer Zeit wieder aus dem Gedächtniſſe entſchwindet?

Und das iſt es, wobei ich mir am dümmſten, um nicht zu ſagen, noch am dümmſten vorkomme. Mir fehlt das normale Phyſiognomiengedächtnis, ein Umſtand, dem durch eine große Kurzſichtigkeit noch Vorſchub geleiſtet wird. Mir muß jemand einen tieferen Eindruck machen, entweder durch große Vorzüge oder durch große Gebrechen, wenn mir ſeine Geſtalt in Erinnerung bleiben ſoll. Ein

Geſpräch mit jemandem, die Wärme ſeines Händedruckes oder die Kälte ſeines Grußes wird mir bleiben, ſeine Geſichtszüge werde ich vergeſſen haben. Vielleicht, daß mir bei einer weiteren Begegnung noch dämmert: Den oder Die muß ich ſchon irgendwo geſehen haben! — Ei freilich, du warſt geſtern abend mit ihnen im Gaſthaus beiſammen.

Nun wird mir einer ſagen: Lieber Freund, man kann die regel de tri vergeſſen, man kann einen Regenſchirm vergeſſen, man kann vergeſſen, ſeinen Schneider zu zahlen, man kann vergeſſen, ein Mädchen zu heiraten, dem man's verſprochen hat, aber das Geſicht einer reizenden Dame kann man nicht vergeſſen, denn man darf nicht.

Um Gotteswillen, wie ſoll ich's anſtellen?

Wozu iſt der Knoten im Sacktuch erfunden?

Ach, ihr habt leicht ſcherzen. Ich möchte weinen, wenn ich daran denke, daß mich meine in Rede ſtehende Gedächtnisſchwäche bei einem großen Teil meiner Mitmenſchen ſchon um die unſchätzbaren Prädikate „beſcheiden" und „liebenswürdig" gebracht hat. Und wäre es auch darum! Denn der Menſch lebt nicht allein von Prädikaten. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, um allen Ernſtes zu verſichern, daß es nicht in meiner Natur liegt, irgend jemand abſichtlich zu verletzen.

War jener Frau in der That herzlich dankbar, die ich auf der Ringſtraße in Wien am Kleide ſtreifte, um dann flüchtig: „Entſchuldigung!" murmelnd, davonzuhaſten; denn ſie eilte mir nach, zupfte mich am Arm und rief: „Warum grüßen Sie mich nicht?"

Ich ſtotterte, ſie jetzt anblickend, daß ich wohl ſchon das Vergnügen gehabt haben dürfte, nur wüßte ich im Augenblick nicht, wann und wo.

„Iſt das Ihr Ernſt?“ lachte die Dame. „Sie haben ja vor zwei Tagen bei mir geſpeiſt!“ Es war eine der bekannteſten und liebenswürdigſten Frauen der Wiener Geſellſchaft.

„Ihr Dichter ſchwebt ſtets in hohen Regionen, daher muß man ſich's ſchon gefallen laſſen, wenn Eure irdiſche Hülle einen einmal ſchier über den Haufen rennt.“

So ſagte ſie, worauf ich entgegnete, daß dieſe landläufige Meinung — als habe der Dichter auf der Gaſſe kein Auge für die Welt, weil er vom Idealen, von der Phantaſie ganz erfüllt ſei — in den meiſten Fällen nicht richtig ſein dürfte. Derlei Geſellen dächten auf der Gaſſe, auf dem Spaziergange gewöhnlich an gar nichts, was der Mühe wert iſt, gedacht zu werden. Und ſie wären deſſen auch froh.

„Alſo, was muß man denn thun,“ ſagte ſie, „um ſich in Ihrem Gedächtniſſe zu befeſtigen?“

„Nur nichts Gutes, gnädige Frau! Denn das vergißt man am ſicherſten.“

VII.

Geſcheite Leute ſagen, daß dem Menſchen ſeine eigene Geſellſchaft beſſer anſchlage als fremde, oder wenigſtens nicht ſchlechter. Im ganzen mag's ſtimmen, einzelne Beiſpiele widerſprechen, es kommt eben darauf an, wer es iſt. Ein ſchlechter Kerl wird in ſeiner eigenen Geſellſchaft noch ſchlechter.

Der Trieb nach Geſellſchaft und Geſelligkeit iſt am meiſten ausgebildet bei Durchſchnittsmenſchen. Es giebt Leute, die nicht einen Augenblick mit ſich ſelbſt allein ſein

mögen, jeder Tropf ist ihnen lieber als ihre eigene, sonst so werte Persönlichkeit. Es giebt Leute, denen der Verstand still steht, wenn sie allein sind, die nur mit dem Munde oder mit den Ohren denken, nur sprechend oder hörend eine gewisse Gehirnthätigkeit entwickeln. Solche brauchen Gesellschaft, um sich als leidliche Vernunftwesen zu fühlen. Es giebt Leute, die einen solchen Überfluß an Weisheit in sich spüren, daß sie damit hausieren gehen müssen. Es giebt Leute, die sich ganz hohl vorkommen, wenn sie nicht alltäglich eine erkleckliche Tracht von Neuigkeiten und Tratsch in sich aufnehmen können. Solche brauchen Gesellschaft, suchen Gesellschaft, würden ohne Gesellschaft abmagern und trübsinnig werden. Ferner giebt es Leute, denen, so oft sie allein sind, lauter unangenehme Sachen einfallen. Um den Dämonen zu entkommen, fliehen sie zur Herde. Hetzhunde sind auch die heimlichen Qualen eines bösen Gewissens.

Derlei Flüchtlinge vor sich selber bevölkern zum großen Teil unsere Unterhaltungszirkel, Wirtshäuser und Geselligkeitsvereine. Es dürfte nicht sehr viele Theaterfreunde geben, die, wie weiland König Ludwig, ganz allein einem Theaterstücke beiwohnen könnten; man geht doch nicht gerade ins Theater, um Schauspiele, sondern um Leute zu sehen. Ja selbst in die Kirche gehen viele lieber, wenn sie mit Leuten gefüllt ist.

Am deutlichsten kann man die Leutelust auf öffentlichen Promenaden beobachten. Wie leuchten die Gesichter! Sehen und gesehen werden! Wo das Gewoge am lebhaftesten, das Gedränge am dichtesten ist, dorthin, dorthin! Der Mensch kommt in Herden vor. „Oaner is a Mensch, mehrer seins Leut und viel seins scha Vieher!"

Ausnahmemenschen pflegt man in der Gesellschaft Ausnahmestellungen einzuräumen. Aber gerade Geistesaristokraten hätten zu zeigen, daß sie gesellschaftlich nichts voraushaben wollen, daß sie alle gesellschaftlichen Normen einhalten wollen, um nur ja nicht aufzufallen. Ich kannte einen berühmten Mann, der in Gesellschaft stets befangen war, weil er immer fürchtete, gegen die Form zu verstoßen, der deshalb im Verkehr mit Leuten sich überaus förmlich und banal gab. Welch ein Gegensatz zu jenen „Genies", die in übermäßigem Bewußtsein ihres Wertes ihren Launen freien Lauf lassen und daher mehr interessant als angenehm sein mögen.

Wenn ein Mensch unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch verliert gewöhnlich. Der Mensch, wenn er strenge ist, wird auf der Heimkehr von einer Gesellschaft selten mit sich zufrieden sein. Entweder er hat anderen Unrecht gethan oder sich selber. Er beging ein Unrecht an sich, weil er den erstbesten Gesellen offenen Einblick in sein innerstes Wesen gestattete. Jeder tiefe Mensch sollte auf seine Stirn schreiben: Fremden ist der Eintritt verboten!

Allerdings ist in dem Menschen ein Bedürfnis vorhanden, sein inneres Wesen manchmal nach außen zu kehren, einem andern Menschen zu. Auf diesem Zuge unseres Wesens beruht die Ohrenbeichte, die eine tiefere Bedeutung hat, als der weltliche Sinn eingestehen mag. Ein großer Menschenkenner war's, der die Ohrenbeichte aufgebracht hat; mancher arme Sünder, der nicht zu Grunde gegangen an der Sünde, ginge zu Grunde an dem Geheimnis. Freilich thut in diesem Sinne ein treuer Freund denselben Dienst wie der Priester; was aber sollen die Niederen und Verachteten anfangen?! Doch es ist ein

Unterſchied, ob man ſich einem Seelenfreunde mitteilt oder einem Fremdling, und es giebt Geheimniſſe, die man weniger einem einzelnen anvertrauen mag, als der Allgemeinheit. So beichten manchmal die Dichter.

Als mich einſt der jetzige Gelehrte Rudolf Falb zum erſten Mal in eine größere Geſellſchaft führte, gab er mir unter anderen Verhaltungsmaßregeln ſchmunzelnd auch die: „Und dann merken Sie ſich, junger Freund, daß man in guter Geſellſchaft ſo wenig wie möglich von ſich ſelber ſpricht, ſondern immer nur von Dingen, die einen nichts angehen.“ Bei den Bauern aber heißt's: „Still ſei, das geht dich nichts an.“ So iſt halt ein Unterſchied zwiſchen gebildeten und ungebildeten Leuten.

Nun haben einfältige Leute manchmal den Fehler, daß ſie das, was ſie nichts angeht, auch nicht intereſſiert, darüber alſo auch nicht mit jener Geiſtesmunterkeit zu plaudern vermögen, wie andere, die ſich mit löblicher Selbſtverleugnung in Verhältniſſe und Angelegenheiten fremder, abweſender verſenken und aus den beſcheidenſten Quellen der Alltäglichkeit ihre geiſtige Nahrung ſchöpfen. Salongeſpräche ſind wie Feuilletons, ſind die Kunſt, mit vielen zierlichen Worten nichts zu ſagen, oder noch beſſer, das Gegenteil von dem zu ſagen, was man denkt. „Wie geht es Ihnen?“ wirſt du gleich beim Eintritt zuvorkommend befragt. Wehe dir, wenn du die Frage beantworten wollteſt! Man wartet eine Antwort auch gar nicht ab, unter dem Scheine der Teilnahme iſt es die froſtigſte Gleichgiltigkeit, die dich umgiebt. Hol's der Teufel, was man da für ein Flächling werden muß!

Wie ich mich dreinfinde? Mir fehlt das richtige Talent, das ſonſt ſo manches andere reichlich erſetzt, das Talent

der Geſelligkeit. Mir graut vor dem Menſchen, wo er in Herden vorkommt. Er macht mich krank. Ein mir gleichgiltiges Geſpräch, bei dem ich mitthun muß, verſtimmt mich, verurſacht eine Abſpannung, die oft tagelang anhält Will ich in Geſellſchaft warm werden, ſo muß ich mich leben und ſagen dürfen. Ich habe es verſucht. In erſtbeſter Geſellſchaft packte ich aus, was mir am Herzen lag, bot meine Anſchauungen über Leben, Kunſt, Politik, Religion, ohne Rückſicht darauf, wer Zuhörer war. Ariſtokraten und hohen Staatsbeamten legte ich mein demokratiſches Glaubensbekenntnis vor, machte mich luſtig über Ordensjägerei. Offizieren geſtand ich meine Abneigung vor dem Kriege. Prieſtern klagte ich den ſchlimmen Einfluß mancher konfeſſionellen Dogmen auf wahre Religioſität und Sittlichkeit. Profeſſoren ergötzte ich mit Meinungsäußerungen über Dünkelhaftigkeit und Phariſäertum der Gelehrtenwelt. Finanzmänner unterhielt ich mit meiner Entrüſtung über die Geldgier und Beſtechlichkeit unſerer Zeit und mit der Prophezeiung einer furchtbaren Revolution. Vor Frauen machte ich die Mode lächerlich und Künſtlern beſtritt ich den Wert des Ruhmes. Iſt das nicht weltmänniſch? Sprach ich nicht mit jedem über ſein Fach? — O heiliger Simplicitus! —

Zumeiſt zog ich in Geſellſchaften bei Meinungsverſchiedenheiten den kürzeren, nicht als ob die Sache, die ich vertrat, zu ſchwach geweſen wäre, vielmehr, weil meine Stimme zu ſchwach war. Recht hat im Kampfe die ſtärkſte Fauſt, im Geſpräch die beſte Lunge. Wer mit der Sache ſpielen kann, ſie ins luſtige zieht, der iſt in der Geſellſchaft der Löwe. Im Grunde iſt er nur der Fuchs. Wer ein Salongeſpräch zu vertiefen trachtet und nicht mit-

ſpringen will, wenn die Geſellſchaft vom Theater auf die Pferde, vom Pferd auf die Chokoladenbonbons, von dieſen auf den Faſtenprediger, von dieſem auf Karlsbad, von da auf Kautſchukmäntel, von dieſen auf Finanzminiſter hüpft und vom Finanzminiſter auf den Hund kommt, — wer ſich mit demſelben ſprudelnden Intereſſe, mit dem er eben erſt Bismarcks Politik behandelt hat, nicht im nächſten Augenblick mit einem Serviettenband befaſſen kann, der gehe nicht in den Salon, er beſitzt die nötige Bildung nicht. Wer in feine Geſellſchaften geht, der muß die Hoſen und Meinungen nach der neueſten Mode tragen.

Doch giebt es Menſchen, die auch in Geſellſchaft nicht Leute werden, ſondern Menſchen bleiben. Sonntagsmenſchen, mit denen zu verkehren Sonnenſchein iſt. Auch bei ſolchen giebt es Meinungsverſchiedenheiten, ja bei ihnen erſt recht. Aber das ſind fröhliche Geiſtesſchlachten, herzerquickend und ſtets gegenſeitig fördernd. Hier zu fallen iſt ehrenvoller, als dort zu ſiegen.

In unſeren gewöhnlichen Stadtgeſellſchaften war ich ſtets noch unbedeutender geworden. Ich durfte nicht ſprechen, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, nicht ſagen, wovon das Herz voll war, mußte eine Natur verleugnen und einer Unnatur huldigen. Der eine wollte witzig ſein und wurde läppiſch; der andere wollte temperamentvoll ſein und wurde brutal; der dritte wollte artig ſein und wurde langweilig. War dieſer dritte nicht ich? War ich einfach langweilig, — gut. War ich unausſtehlich, — um ſo beſſer.

Wie oft ſtößt man in Geſellſchaft auf wohlwollende Menſchen. Beſonders Profeſſoren hatten ſich häufig meiner troſtloſen Unwiſſenheit erbarmt und mich in Unterhaltungen

gezogen, bei denen ſie Gelegenheit hatten, mir in der Eile etwas beizubringen. Aber ein biſſel ſtark gleichgiltig war mir der Kurſus; es iſt ganz verzweifelt, wie wurſtig mir z. B. die vergleichende Sprachkunde, die Theorie der Künſte oder die altgermaniſche Götterlehre iſt. Ein Schriftſteller, der ſeine Bücher nicht aus Büchern macht! Der nicht weiß, was vor ihm gedacht und geſchrieben wurde! Und dann kommt ſo einer mit nagelneuen Ideen daher, die ſchon vor tauſend Jahren aller Welt bekannt waren! Nun eben — mancher geberdet ſich, als ob er der erſte Menſch auf Erden wäre. Bei mir trifft's zu, ich bin für mich der erſte und der letzte, der Adam und der Ahasver zugleich, — ein ſolches Ungetüm kann man im Salon nicht wohl brauchen.

Die meiſten Leute ſtellen das Talent, zu amüſieren, ſo hoch, daß ſie lieber ſchlecht erſcheinen wollen als dumm. Weil die Schlechtigkeit amüſanter iſt. Aber es giebt auch eine geiſtreiche Dummheit; gerade dort, wo ſich einer anſtrengt, ſehr geiſtreich zu ſein, iſt gewöhnlich was Dummes zu verſtecken.

Das armſeligſte war, wenn ein grauſames Geſchick ſo ſpielte, daß mir die Aufgabe zufiel, im Salon, im Theater, auf Spaziergängen eine Dame zu unterhalten. Einem jungen Menſchen ſtünde die Tölpelhaftigkeit und Sprödigkeit nicht einmal übel an, — es könnte recht wohl Befangenheit eines Liebenden ſein. Mir waren — nachdem ich die Meine einmal hatte — in dieſem Sinne alle anderen Frauen und Mädchen hölliſch gleichgültig. Mein ungeſchicktes Benehmen entſtammte lediglich der Angſt, die Etikette zu verletzen. Da konnte eine Salonpuppe noch ſo geſpreizt und dumm ſein, ich war immer noch um einen

Grad gespreizter und dümmer. Rückte eine mit den bekannten liebenswürdigen Redensarten vor, so suchte ich es im Schweiße meines Angesichts wett zu machen, was natürlich fast allemal kläglich mißlang. Am besten ging's noch bei den Blaustrümpfen und ihren Antipoden, den einfach erzogenen, schlichten, natürlichen Mädchen. Mit jenen schwatzt man eins über schöne Litteratur, über Theater und Malerei, bei längerer Robot auch über Gott und Unsterblichkeit. Und geht man ganz als Zuhörer auf, so ist man der allerbeste Gesellschafter. Wirklich angeregt hat mich immer nur das ungelehrte, stillkluge Mädchen und die verständige, sich ungeziert verhaltende Frau. Vor dem Hausverstand hatte ich überhaupt zu aller Zeit zehnmal mehr Respekt als vor aller Gelehrtheit und Geistreichigkeit, die ich in ihrem Bereiche zwar zu achten weiß, die mir aber bei sonst unbedeutenden Leuten unsäglich zuwider ist. Eins von den zweifelhaften Elementen ist in der Salongesellschaft fast immer vorhanden und so kommt man aus dem Unbehagen nicht heraus und in der Befangenheit begeht man Ungereimtheiten, wenn auch nicht allemal in dem Maße, wie jenes Landmädchen aus der Zeit des lachenden Philosophen eine beging, das in einer feinen Tischgesellschaft zur Tafel geladen war. „Wenn bei Tisch Fleisch kommt," hatte ihre Mutter sie belehrt, „so lege die Beine fein auf den Teller." Und das Naturkind legte richtig die Beine auf den Tisch.

In früheren Jahren hatte ich in unserem vereinsreichen Stadtleben allerhand Ausschuß- und Komitee-Sitzungen mitmachen müssen. In einigen Dingen waren meine Ansichten gerade nicht unpraktisch, aber sie kamen nicht zur Geltung. Ein anderer sagte vielleicht später

dasselbe mit dem richtigen Schwung der Stimme, — und siehe, die Sache war auf der Höhe. — Über das Bedenken, Blödsinn zu schwatzen, setzt sich der richtige Vereinsredner mit Leichtigkeit hinaus. So machte ich bei solchen Sitzungen endlich nur mehr den stummen Zuhörer, der an der Weisheit der Redner sich erbaute und — ergötzte.

War die Gesellschaft freier, dann wurde es auch in mir lebendig. Ich wurde bummelwitzig und machte Späße. Späße über mich selber. Das ist auch gefährlich. Die Selbstironie wird meist mißverstanden; lobt man sich ironisch, so nehmen sie's für Ernst; thut man seine Fehler und Schwächen dar, so halten sie's für Koketterie. Wie jemand auch einmal etwas sagen und thun kann, das nicht der Eigenliebe entspringt, — den Philistern ist es unfaßbar.

Von allen größeren Geselligkeiten zurückgezogen, lebe ich nur noch mit wenigen vertrauten Freunden, die wir uns wöchentlich einmal zusammenfinden zu fröhlichem Thun. Aber auch hier ist nicht jede Stunde glücklich. Dann geht man betrübt nach Hause. Weiß man sich selbst einer Rücksichtslosigkeit, einer Taktlosigkeit schuldig, dann sagt man sich noch in stiller Nacht: Das war eine abscheuliche Stunde. Verbanne dich zur Strafe in die Einsamkeit und lerne in den Fährlichkeiten wilder Elemente die Menschen besser achten. An Särgen lerne die Reue, an Gräbern gedenke der Härte, in der du mit ihnen umgingest, da sie noch Menschen waren, leidend, irrend wie du! — Erst in der Einsamkeit kommen solche Gedanken, in Gesellschaft kommen sie nie. Aber was ist das für eine Menschenliebe, die nur dann sich meldet, wenn man von Menschen fern ist? Die Ursache, daß es so ist, liegt nicht immer in anderen, manch-

mal auch in dir ſelbſt, mein liebes ego! Meide die Leute, wenn du unter ihnen Gefahr läufſt, zu entarten, aber liebe ſie in Gedanken, thue ihnen Gutes aus der Ferne, dann werden ſie wenigſtens geiſtig deiner Seele eine gedeihliche Geſellſchaft ſein. In der Zurückgezogenheit wird man auch bedürfnisloſer, ſanfter, fröhlicher. Sobald man die Brutalität des großen geſellſchaftlichen Lebens aus den Augen verliert, erſcheint die Welt wieder in idealerem Lichte.

So hat ſich im Laufe der Zeit und Erfahrungen ein leidenſchaftlicher Hang nach Einſamkeit in mir ausgebildet, den man krankhaft nennen könnte, wenn er . . . nicht ſo heilſam wäre. In Einſamkeit habe ich meine geringen Fähigkeiten gepflegt, in Geſelligkeit habe ich die größten Dummheiten gemacht. — — —

Das Buch iſt am Ende. Der Leſer hat geſehen, daß auch das einfachſte Menſchenleben ſeine Widerhaarigkeiten hat und daß ein liebes Ich durchaus keine ſo einheitliche Perſon iſt, als es gut wäre. Der Menſch iſt in ſeinem Daſein nur zweimal ein völlig Ganzes: im gedankenloſen Genuſſe der Jugend und in der bedingungsloſen Ergebung des Alters.

Inhalt.

Seite

Vorwort.
Der Erste und der Letzte von der Waldheimat 1
Mein Graz 18
Meine Studienzeit 34
Mein Weib 56
Meine Kinder 76
Mein Heim 108
Meine Arbeiten 141
Meine Verleger 162
Meine lieben Feinde 172
Meine Vorlesereisen 191
Mein Heimweh 218
Mein Kranksein 230
Mein Wien 247
Zwei Kameraden 275
Besondere Erlebnisse und Erfahrungen 306
Im Glanze der Kronen 371
Bekenntnisse und Geständnisse 399

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Peter Rosegger:

Das ewige Licht.

Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers.

Sechste und Siebente Auflage.

Broschiert M. 4.—; eleg. geb. M. 5.—; in Liebhaberhalbfranz M. 5.50.

Von den unzähligen begeisterten Besprechungen und Feuilletons, die dieses Werk, wie kein zweites vor ihm, hervorgerufen hat, seien folgende im Auszug erwähnt:

Fr. Spielhagen (Neue Fr. Presse) ... R. ist ein Dichter, einer von den wenigen Auserwählten unter den vielen, die es zu sein glauben. „Das ewige Licht" scheint mir das tiefste, bedeutendste seiner bisherigen Werke.

Widmann (Berner Bund) ... Die volle Bedeutung dieses Werkes könnte eine bloß litterarische Kritik nicht erschöpfen. Man muß in erster Linie aussprechen, daß dieses Buch ein Ereignis ist.

H. Mielke ... Die Frische und Einfachheit seiner Schilderungsgabe zeigt den Dichter auf ungewöhnlich künstlerischer Höhe. „Das ewige Licht" ist R.'s reifstes Werk.

Eugen Zabel (Nationalzeitung) ... „Das ewige Licht" muß zu den gelungensten und gehaltvollsten Arbeiten des Dichters gerechnet werden. ... Das Thema ist einfach gestellt und klar durchgeführt, ohne übertriebenes Pathos und einseitige Parteinahme, mit einer Fülle von Natur- und Menschenbeobachtung, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, und mit unmittelbarer Frische der Phantasie und Anschauung, die den erfreulichen Beweis dafür liefern, daß der Dichter bei seiner Produktivität von seinem großen Talente nichts eingebüßt hat.

Ueber Land und Meer: Wie vielen habe ich es nicht schon empfohlen, die mich in den letzten Wochen um den Namen eines „schönen, neuen Buches" baten. Niemals aber habe ich auch hinzuzufügen vergessen: Kaufen, nicht leihen! Nicht nur einmal lesen, sondern es besitzen, damit man es wieder und wieder genießen kann, Zeile für Zeile, Wort für Wort, „Das ewige Licht" von Peter Rosegger. Und ich hoffe, es wird andere packen, wie es mich gepackt hat. Ein wunderbares Buch! ...

Kunstwart ... Auf alle Fälle ist dies Buch wieder ein Beweis, daß der steirische Dichter unendlich viel mehr als ein Geschichtenschreiber und dem Kern nach so „modern" wie irgend eine unserer Tagesgrößen ist. Ich wünschte wohl, jedes deutsche Land hätte seinen Rosegger.

Münchner Neueste Nachrichten .... Und mit gutem Gewissen darf der Kritiker, statt selber sich in Einzelheiten zu ergehen, das Ganze dem Publikum mit jener Mahnung anvertrauen, mit der einst Augustinus auf das Buch, in dem das „ewige Licht" am reinsten leuchtet, hinwies, mit der Mahnung: Nimm und lies!

Oesterreichisches Litteraturblatt .... R.'s neuestes Werk ist ein wahres Kabinettstück einer sozialen Studie im Gewande einer volkstümlichen Erzählung.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Peter Rosegger:

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat.

Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub.

Zweite Auflage. (6.—10. Tausend) brosch. M. 4.—; eleg. geb. M. 5.—, Liebhaberhalbfranz M. 5.50.

Darüber schreiben u. a.:

Blätter für litterarische Unterhaltungen. . . . R. hat in keinem dieser Stücke seine Natur als liebenswürdiger Erzähler, als Kenner seines Volkes und zwar sowohl der guten als der schlimmen Eigenschaften desselben verleugnet, er hat seinem unverwüstlichen Humor freien Lauf gelassen und weiß doch an manchen Stellen zu Thränen zu rühren.

Illustrierte Welt. . . . Es sind durchweg prächtige Skizzen, ungemein wirksam durch die anmutende Frische ihrer Darstellung, das echte Kolorit ihrer Scenerie, die Schlichtheit und Unbefangenheit des zu unverfälschtem Ausdruck gelangenden Gefühlslebens des armen Bauernbübleins, das sich's noch nicht träumen ließ, daß es dereinst vor Tausenden erzählen werde, was es erlebt und getrieben, ein kleiner Vagabund in der weltentlegenen Waldheimat.

Der Waldvogel.

Neue Geschichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von Alfred Mailick.

2. Auflage.

(7.—10. Tausend)

broschiert M. 4.—; eleg. geb. M. 5.—, Liebhaberhalbfranz M. 5.50.

Einige Urteile der Presse:

Die Gegenwart: . . . Es ist recht erfreulich, daß der steirische Dichter, leidem er seine neuen Schriften in einem reichsdeutschen Verlag erscheinen läßt, auch bei uns ein immer größeres Publikum findet. Es ist das derbfrische Alpenvolk, das uns aus diesen Novellen und Skizzen leibhaftig entgegentritt. Ein so vorzüglicher Erzähler wie Rosegger weiß sein dichterisches Gold dem taubsten Gestein zu entlocken, und gerade bei den unbedeutendsten Stoffen bewundert man seine Alles erklärende Kunst. . . .

Kunstwart: . . . Neues über R.'s Alpengeschichten zu sagen, geht schwer an; ist auch nicht nöthig. — Es bleibt eben dabei, ein besserer Volksdichter als Rosegger lebt zwischen uns nicht.

Universum: . . . Man wird nicht müde, dem trefflichen Erzähler zuzuhören. Als wir den Band aus der Hand legten, hatten wir nur den einen Wunsch: möchte der Autor recht bald wieder zum Waldvogel gehen und noch mehr solche prächtige Geschichten hervorbringen.

Straßburger Post: . . . Das ganze Buch bietet eine solche Fülle von Herzerhebendem und Befreiendem, daß dieser neue Band Rosegger wieder eine Perle des Bücherschrankes bildet.

Wildlinge.

Von

Peter Rosegger.

Fünftes Tausend.

Benutzung genehmigt!
Stadt für Volksbildung
Blankenburg/Harz

Verlag von L. Staackmann
1900

Alle Rechte vorbehalten

Druck von [illegible] in [illegible]

L 113

Inhalt

	Seite
Ein Lied vom ewigen Tragen	1
Der Felix Hummelstreiber	22
Beim Kohlenbrenner	36
Der Waldteufel	46
Am Tage der Sonne	57
In der Finster	68
Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack	81
Föhn	97
Der große Wald	111
Die Weihnachtsandacht des Zimmermanns	129
Ein funkelnagelneues Jahr	140
Zum heiligen Brunn	149
Stiegelhupfer — Nagerlschupfer!	157
Der Bierlub	168
Der Kettenhund	177
Meister Max' Leben und Sterben	194
So leb' denn wohl, du stilles Haus!	208
Der Kirschbaum	226
Die goldene Ehrmesse	235
Ein Wildling Christi	246
Die Sünde des Thaims	269
Der breitbruckte Kriebel	279
Der Brandstorf Franz und seine Kameraden	293
Mehr linkerhand	300

Seite
Sie konnte zusammen nicht kommen 307
Thomas und sein Unglück 319
Laurenti, der um Rat fragt [illegible]
Joachim, der seinen Tod überlebte 354
Himmelschlüssel 362
Der Trachtenfärberer 384
Ein Mann von fast Jahren 396
Der Großvater 406

Vorwort.

Es war einmal ein kleiner Vogel. Der flog über Berg und Tal, und in der Freude am Fliegen verlor er sich manchmal weit hinaus. An vielen Orten, wo man sich's nicht versah, hörte man ihn zwitschern, pfeifen und singen. Die Vogelforscher aber waren nicht im Reinen darüber, was es für ein Vogel sei. Er nestete sich gern in Bauerngehöften ein und umflatterte die Giebel und Kirchtürme — war's eine Schwalbe? Er war gern auf blumigen Fluren, in reifen Kornfeldern und ließ kurz und scharf seinen Schlag ertönen — war's eine Wachtel? Er schwang sich in die Himmelsbläue auf und brällerte sein frohes Lied — war's eine Lerche? Dann wieder saß er auf den Dächern und schnatterte mit großen Gebärden längst Bekanntes — war es ein Spatz? — Die Gelehrten wollten ihn abfangen und in das richtige Fach des literarischen Vogelkäfigs einkasteln. Aber der Vogel pfiff und flatterte ihnen davon. Denn sein Sinn stand nach Freiheit, nach Luft und Licht und nach dem sonnigen Gottesfrieden des Himmels. Und eines Tages spannte er weit seine schma-

len Flügel, schwang sich den Höhen zu und sang in Herzensfreude ein heiliges Lied. Nun hausten aber hoch im Himmel zwei Adler, die sich gegenseitig immer mit Krallen und Schnabel zerzausten, weil jeder den ganzen Himmel für sich allein haben wollte. Als sie aber den kleinen kecken Eindringling sahen, vereinigten sie sich sofort gegen ihn zum Kampf, unter dem Vorwand, daß sein schrilles Pfeifen ihren Himmelsfrieden störe. Wer sich erinnert, wie des Waldpoeten himmelfrohes Jesubuch von der katholischen und der protestantischen Theologie zugerichtet worden ist, der versteht das Gleichnis. — Nun, der Vogel ist dann lustig zwitschernd wieder in sein Waldland geflogen.

Zur selben Zeit tauchte in jenen Gegenden, wo die Almen und die Wälder, die Felsen und die Gletscher, die wilden Wetter, die wilden Tiere und die Menschen-Wildlinge sind, der alte Spielmann auf. Immer wieder kehrt er zu den Wildlingen heim, bei denen er freilich nicht minder das Lied von ewigen Dingen singt, nur in rauherer Art und mit größerer Unbefangenheit. Der Wildlinge aber, die sich bald wieder scharenweise um ihn versammeln, sind zweierlei. Wilde Menschen und wilde Poesien. Wilde Menschen, dazu gehören auch jene derben, einfältigen, heiter-schalkhaften und gutmütigen Gestalten aus Wald und Gebirge, die sich eigentlich nur deshalb Wildlinge schelten lassen müssen, weil ihnen noch keine Buchstabenbildung die natürliche Charakterbildung, keine spitzfindige Weisheit den Hausverstand zerstört hat, und weil sie der Väter Sitte noch nicht ver-

schachert haben gegen falsches, unsinniges Zeug.

Wilde Poesien, das sind diese Erzählungen und Schildereien, bei denen der Verfasser hübsch plan- und zuchtlos verfahren ist. Nicht etwa zuchtlos in dem Sinne, wie es meine Gegner wünschten, um vor dem unzüchtigen Schriftsteller warnen zu können, sondern ohne viel ästhetische Zucht und ohne Künstelei in der literarischen Form. Wenn es mir nur gelang, das was ich meinte, klar auszusprechen, dann war ich schon zufrieden.

So ungefähr ist der Titel gemeint. Mir behagt es, unter den Wildlingen selber einer zu sein. Denn was ich bin und habe, kommt mir von Mutter Natur. Den schöngeistigen Schulmeistern verdanke ich nichts, als zeitweilige Entmutigung. Ihre Theorien wirken zumeist verwirrend und hemmend auf den Schaffenden. Ihre Hauptaufgabe ist, zu registrieren, zu archivieren, und da erleben sie gerade an mir Ärgernis. Diese Gelehrten sind sich nämlich noch immer nicht einig, wohin sie mich tun sollen, oder wo es mit mir hinaus will. Schreibe ich ohne literarische Dressur dreist wie ich fühle und denke, wie der Schnabel gewachsen ist, so raten sie mir Grammatik, Leitfäden der Geschichte, der Philosophie, der schönen Künste und allerlei sonstige Lehrbücher an. Halte ich mich aber einmal fein gelehrig nach ihren gelehrten Ästhetiken oder befasse mich gar mit Angelegenheiten des großen Geistes- und Weltlebens, so bedauern sie, daß ich nicht bei meiner „ursprünglichen, natürlichen Art" geblieben sei. Auf jeden Fall bin ich ein unverbesserlicher Wildling.

In jener ersten Zeit meines Lernens sagte jemand zu mir: Laß' dich bilden, aber laß' dich nicht verbilden. Wie hoch gebildet müßte man da schon vorwegs sein, um stets zu erkennen, wo die Bildung aufhört und die Verbildung anfängt! Ich hoffe aber doch, daß einer, der jetzt meine vierzig Bände durchsieht, wird sagen können: Trotz allem — untreu ist er sich nicht geworden. Denn dieser letzte Band gehört in das Fach des ersten. Wenn ich mich selber noch heute gern den „Waldbauernbuben" nenne, so geschieht es, um immer wieder daran zu erinnern, mit welchem Maßstab meine Schriften zu messen sind — ästhetisch mit dem kleinen, ethisch mit einem größeren.

Somit schließe und beginne ich mit der Widmung: Dem Kritiker das Vorwort, dem Leser das Buch.

Sommer 1905.

Der Verfasser.

Ein Lied von ewigen Dingen.

Endlich bin ich da. Da, wo ich schon lange sein wollte, weil mich hier niemand findet. Und das erste, was ich hier tue, ist, es der Welt hinauszuschreiben, wo ich bin.

Freilich mit Sicherheit, daß sie, die es lesen, mich allein lassen werden. Denn sie müßten — um hierherzukommen — abweichen von der schönen, breiten Straße, die man mit dem Dampfwagen befahren kann, oder mit dem Selbstwagen, oder mit dem Rade, oder mit flinken Rößlein. Sie müßten einen steinigen Weg durchs Seitental hinauf suchen, aber endlich auch von diesem abweichen, um einen schmalen Fußsteig zu betreten, der sehr ruppig und holperig ist. Und auch auf diesem holperigen Fußsteige dürften sie nicht immer fortgehen, dürften nicht über die schöne Bergwiese hin zur Sennhütte, sondern müßten den Hang emporklettern, gerade dort, wo er von wildestem Schlinggebüsche bewuchert ist. Dann müßten sie über abhängige steinige Platten kriechen, die feucht und schlüpfrig sind und müßten hinter dem Grate über Geröll niederfahren, daß die Schuhnägel Funken sprühen, weil es wohl schon dunkel wird. Dann müßten

ſie einen tiefſchluchtigen Wildbach überſteigen, der ſo weiß wie Milch an den ſchwarzen Steinen zerſchellt — und mehr Waſſerfall iſt, als Bach. Der Sturm hat einen Baumſtamm darüber hingeworfen, an dem ſtellenweiſe noch die Rindenfetzen hängen und aus deſſen Splint der Moder rieſelt, wenn der darauftretende Menſchenfuß ihn erſchüttert. Der Steg iſt kirchturmhoch über dem Waſſer, und aus dem Hange des Abgrundes ragen Lärchen- und Birkenwipfel herauf. Über dieſen ſchiefen Steg müßten ſie hinangehen bis ans andere Ufer, um dann an einer ſenkrechten Wand zu ſtehen, die zur Rechten in den wilden Bach ſtürzt, zur Linken etliche Steinvorſprünge hat, die der Ungeübte nur in der Nacht erklettern kann; am Tage würde ihn der Schwindel in den Abgrund ziehen. Die Höhe erklommen, müßten ſie endlich das unendliche Geflechte eines Knieholzurwaldes durchbrechen, am beſten kriechend wie Nattern unter dem nadeligen Gefilze hin, oder mit dem Beil eine Gaſſe hauend, die in kurzem wieder verwachſen und verloren iſt.

Wäre das alles überwunden, dann ſtünden ſie auf einer weiten Hochebene, auf der die glatten grünen Matten hingelegt ſind mit ihren leuchtenden Blumenteppichen. Nach der einen Seite hin wird die Hochebene begrenzt von einem weißen Felſenriſſe, über dem manchmal das Silberblättchen eines Geiers kreiſt; nach der anderen Seite hin ſchließt ein dunkler zackiger Streifen den ſonnigen Plan. Dieſer Streifen iſt mein verknorpelter Krummwald. Er hat ganz niederes Beſtände, aus dem viele dürre Wipfelſpitzen aufragen;

an manchen dieser knochenfarbigen Spitzen hängen noch einige Aftfetzen, alle nach einer Seite hin. Auch im Winde bleiben diese Gewipfel starr und regen sich kaum. Wenn man durch den Wald geht und sein vermoderndes Gefälle überklettert und seine Sümpfe durchschreitet, ohne darin stecken zu bleiben, so kommt man auf einen Anger, der rings von dem ruppigen Kiefergezierm umgeben ist. Aus dem spärlichen feinen Grase des Angers stehen da und dort weiße Steinrücken und Platten hervor, die von Wasser und Eis stumpf und glatt geschliffen sind.

Auf einer dieser Platten nun liege ich, wenn sie nicht zu heiß ist, und lasse die Sonne auf mich niederscheinen; und wenn die Wipfel der Umgebung gar so weich summen und rieseln, ohne daß ein Lüftchen an meinen Körper stößt, dann schlummere ich wohl auch ein und werde erst wieder wach, wenn die Dohlen kreischen und über dem schwarzen Gezacke der kühle Mond steht. Dann erhebe ich mich, gehe zwischen den Stämmen hin, trete auf die weißen Blätter und Steine, durchbreche die weißen Spangen des Mondlichtes und komme zur Hütte.

Dieser ganze Weg dahin ist demnach so reichlich mit Gefahren geziert, daß die Touristenleute sofort aufbrechen würden nach demselben — wenn ich nur erst sagen wollte, in welchem Lande die Gegend liegt. Und das sage ich nicht. Dieser Brief wird neun Stunden davon nicht in den Postkasten geworfen, sondern in die „Ambulanz" eines Eisenbahnzuges getan, damit auch der Poststempel kein Verräter werden kann. Ich

habe bei der Teilung der Erde die Einsamkeit abbekommen und wehre mich um mein Teil.

Des Morgens, wenn ich aus der Hütte trete, bringt mir die Flora ein Ständchen. Die Alpenblumen aller und aller Art sind in Scharen versammelt, um mir eine wunderbare Farbensymphonie vorzuschweigen. Und wenn ich dann dreißig Schritte hinaustrete über den weichen, lieblichen Garten, darf ich den einunddreißigsten Schritt nicht mehr machen, oder ich liege siebenhundert Meter tief unten in Schutt und Schnee. — Es ist also ratsamer, auf dem hohen Rande stehen zu bleiben und hinauszuschauen in die Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt — von den Wänden zu den Almkaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermeßlichen Ebenen verliert. Dort unten sind die Menschen mit ihrer Welt und da heroben ist auch einer mit der seinen. Der Unterschied ist eigentlich so gering, daß beide Welten bloß wie durch einen Heckenzaun voneinander geschieden zu sein scheinen — und welch ein Bereich von Wüsten und Schrecknissen liegt dazwischen!

Die Hütte ist seinerzeit für Gemsjäger gebaut worden, aber sie steht zu hoch über den Wänden und der Gemsen Tanzboden ist bekanntlich weniger wagrecht als senkrecht. Das Ding war zu sehr Wolkenkuckucksheim geworden, und da hatte der Jagdherr gemeint, für Poeten. — Aus den Holzschlägen kommt jeden zweiten Tag ein Mann herauf mit Milch, Brot, Eiern und Salz; allemal eine halbe Stunde bleibt er

bei mir, um Küche und Stube instand zu setzen — somit ist das Dasein wieder für eine Weile gesichert. Ich vermisse wenig, aber nichts weniger als die Leute. In den ersten Wochen hatte ich den Mann noch ausgefragt, wie es hergehe unten in der großen Welt der Holzknechthütte, heute brauche ich auch das nicht mehr zu wissen. Nichts vermisse ich als das Wasser. Unter einem Stein sickert zwar ein Brünnlein hervor, aber so leise, daß ich's oft nicht verstehen kann, was es sagt. Eine Gegend, die kein Wasserrauschen hat, ist eine taubstumme Person. Allerhand Gesten mag sie machen, aber so recht vom Herzen zum Herzen geht sie nicht. Durch den Mangel des Wasserrauschens verliert man beinahe mehr, als man durch den Mangel des Leuteplauschens gewinnt. Es gibt einige Menschen, die sich in Leutegesellschaft nur halb empfinden, die erst ganze Menschen werden, wenn sie mit sich allein sind. Aber auch solche müssen ein äußeres Lockmittel haben, um den ganzen Menschen aus sich hervorzuwinken. Der Vogelsang, der Gemsenpfiff, der Hirschenschrei vermag's nicht immer, das sind persönliche Angelegenheiten dieser Tiere. Hingegen die lebendigen Laute lebloser Dinge führen wieder eine Sprache, die dem Menschen unter Umständen mehr sagen kann, als die, so von seiner Zunge kommt.

Wenn aber hier oben das Wasser schweigt, so reden die Lüfte. Die Lüfte mit ihrem weichen Säuseln im Gewipfel und ihrem Brausen in den Stämmen, mit ihrem Pfeifen in den Riffen und ihrem Stöhnen in den Felskaminen, mit ihrem Rollen in

den Karen und ihrem Toſen an den Kämmen — die Lüfte mit ihrem ungeheuren Klagelied, wenn der Sturm ſie niederwirft in Keſſel und Schluchten — ſie haben die Sprache des Weltgerichts. Der ſchmetternde Blitzſchlag iſt das Geräuſch eines brechenden Stäbchens im Vergleich zu dem ungeheuerlichen Laute des Orkans auf hohem Berge. Er iſt mit gar nichts zu vergleichen, als mit ſich ſelbſt, und weiſſ' Ohr nie unter ſeiner Macht gezittert hat, der weiß es nicht, was ich meine.

Da kam in einer Nacht — es war nach mehreren feuchtlauen Tagen — ein Geſpenſtchen an meiner Hütte vorbeigehuſcht; ganz leiſe ächzte ein Fenſterbalken, weiter nichts. Dann war es ſo ſtill, daß ich in der Wand den Holzwurm nagen zu hören glaubte. Das Volk ſagt, das wäre die Totenuhr, oder das Totenmannl, und wo es ſich anmelde, da — müſſe man bald dran glauben. Ich glaubte aber nicht dran, ſondern ſchlief linde ein. Da quixten die Fenſterbalken, mehrere auf einmal, und ſie quixten das zweitemal, einer begann in ſeinen Angeln zu rütteln, an die Tür ein dumpfer Schlag. Ich machte Licht, die Flammenlanze der Kerze legte ſich ſeitwärts, bog ſich nieder wie ein Haken. Vom Tiſch tanzte ein Blatt Papier empor. Aber es iſt doch alles gut verſchloſſen. Die glattgefügten Holzwände ſind doppelt und als Zwiſchenlage iſt eine feſtgeſtampfte Schicht von Berghen, ferner haben ſie eine Verſchalung nach außen und eine nach innen. Die Fenſter haben zweifache Verglaſung und dicke Balken. Die Decke hat zwei Block-

ſchichten und ein doppeltes Schindeldach. Die Dielen des Fußbodens aus mächtigen Blöcken, zwiſchen denen man kaum eine Fuge ſieht. Woher alſo der Wind, der durch die Stube ging? Aber draußen gab's ja Muſik. Weibliche Chöre mußten es ſein, die da ſangen. Oder war es verhaltenes Weinen, oder das erſchreckte Aufſchreien einer geängſtigten Kinderſchar? Oder war es der Todesſchrei einer Menſchenmenge, die in lichterloh brennender Halle eingeſchloſſen iſt? Plötzlich faſt ſtill, dann wie das Dröhnen einer tiefen Orgel, hernach ein Pfeifen, als ſauſten tauſend Rieſenpeitſchen durch die Luft. Und dann kam der Schlag. Weiterhin auf der Hochebene liegen hausgroße Felsblöcke, ein ſolcher Block, meinte ich, müſſe herangerollt und an die Hütte geſtoßen ſein. Mich ſchleuderte es faſt aus dem Bette und der Grund ſchien erſchüttert, ſo daß der Bau einige Augenblicke beinahe ſchwankte. Dann Ruhe, nur das gleichmäßige Brauſen eines fernen Stromes. Ich kleidete mich an, um hinauszugehen und nachzuſchauen, was geſchehen war. Ich ſchob von der inneren Tür den hölzernen Querbalken weg, ich ſperrte das Eiſenſchloß auf und öffnete. Als ich dann auch die äußere Tür aufmachen wollte, ging das nicht. Sie war von außen verrammelt, oder es ſtemmte ſich eine Anzahl Männer mit Achſeln und Rücken dagegen. Durch einen plötzlichen Ruck gelang es mir doch, die Tür hinauszutauchen, in demſelben Augenblick wurde ich in die Kammer zurückgeſchleudert und die Gewandſtücke, die an der Wand gehangen, die Haſen und Teller, die

auf der Stelle g:standen, die Wandbilder, die Bücher, wirbelten über mich umher. Bei einem letzten Aufloben der Kerze sah ich noch, wie die Bettdecke durch die Stube flatterte, dann war es dunkel, und ununterbrochen brandete und wirbelte es um mich, als würde alles im Strom mit fortgerissen. Der Sturm war in der Stube; durch die Tür hereingefahren, hatte er vor Wut stöhnend und heulend auch von diesem kleinen Raum, der ihm verschlossen bleiben wollte, Besitz ergriffen. Immer wieder raffte ich mich auf und versuchte, die Tür zuzuwerfen, immer wieder wurde ich hingestreckt. Im Winkel hinter der Ofenmauer kauerte ich und war neugierig, was nun geschehen würde. Nichts anderes zu erwarten, als die Behausung würde bersten und die Trümmer mit allem, was drum und dran, würden in den Himmel aufflattern wie dürres Laub im Herbstwind. Über der Herdgrube war eine Pfanne gestürzt gewesen, ich stieß zufällig an den Stiel, sie flog auf, die Asche sprühte hin, und Funken darunter, so daß mein Gedanke noch war: das wird ein Fanal, das sie im ganzen Lande sehen! Dann verlor ich mich. — — Ob es mehr war, als ein Schlaf, das weiß ich nicht, aber als ich erwachte, war mir ganz wohl, ich lag hinter dem Ofen, und zur offenen Tür schien ein blasses Taglicht herein auf die Wirrnis. Nicht genug, daß da alles durcheinandergeworfen, war die Hütte voll von Sand, dürrem Gezweige und anderem Wust, den der Sturm hereingewirbelt hatte. Die Luft war still und starr und lautlos. Als ich daran ging, die Fensterbalken

zu öffnen und Ordnung zu machen, flatterte aus der Tischecke ein schwarzes Ungeheuer auf, schoß an den Wänden umher, bis es den Ausweg fand. Eine Dohle, die der Sturm hereingeworfen, oder die selbst Schutz gesucht hatte in meiner Behausung. Zu meiner großen Verwunderung stand die Hütte unversehrt, aber zwischen der Zimmerung und dem Steingrund waren große Fugen und Spalten, mir ein Zeichen, daß der Bau tatsächlich gelockert und emporgehoben worden war. Der Himmel war trüb und zerrissen, die verknorrten Zwergbäume standen starr und ungebrochen da, nur das dürre Astwerk war herabgeschlagen und bedeckte den Boden. Wenige Stämme waren gebrochenes Holz, zu dem alten moderigen Gefälle frisches legend. Die Luft schnitt kalt an meine Wangen. An den Rand ging ich hin und schaute hinab. In der Tiefe lagen langgestreckte, schmutziggraue Nebelwulste, die weit ins Land hinauslangten. Zwischen diesen Wulsten schimmerte lichtes Weiß hervor, das ich anfangs auch für Nebel hielt, das aber etwas anderes gewesen ist.

Als in der Hütte alles instand gesetzt war, mit Ausnahme eines zerbrochenen Fensters, und als im Ofen Feuer brüllte, saß ich da und sann einmal nach über die Gewalt dieser Nacht. Ich fühlte mich wunderlich bewegt und getragen, und plötzlich kam's mir an: das ist ein Lied gewesen! Ein Lied von ewigen Dingen. Eins, wie es schon lange in mir war, wie es mich gedrückt hatte und wie ich es doch nicht zu heben vermochte. Jetzt war es frei und leicht in mir,

das Lied war gesungen, das in menschlichen Worten Unfaßbare war ausgesprochen worden. Ich kann's nicht näher erklären — muß schon jeder in sich selbst hinabsteigen und die Spuren suchen.

Am Nachmittag desselben Tages kam mein Holzknecht wieder herauf; er hatte eine zuckende Hast an sich, er müsse doch sehen, ob die Hütte noch stünde. Es sei spaßig, da auf der Höhe sei Sommer, und drunten im Tal sei Winter. Für die Bauern hebe jetzt die gute Zeit an, sie brauchten dies Jahr nicht zu heuen und nicht zu schnitten. Eis und Schnee hätten schon alles besorgt, das liege schuhtief über Wiese und Feld. Hingegen werde es Fleischtöpfe geben wie in Ägypten, denn das Vieh würde alles geschlachtet werden; weil es nichts zu fressen habe, so müsse es selbst gefressen werden. Besonders fein habe es der Dodlbrock. Der könne gleich das ganze Karwiestal zur Tafel laden, so viel Fleisch habe er im Haus, denn sonst werde es riechend. Dem Dodlbrock habe der Schnee den Sommerstall eingedrückt und der habe ihm sein ganzes Rindvieh erschlagen. Der Dodlbrock sei auch völlig außer sich über den Glücksfall, der ihn getroffen. Da er ohnehin zeitweise ganz hintersinnig sei und nicht recht im Kopf!

„Schade, daß es dich nicht getroffen hat", sagte ich zu meinem Hauswart, „weil du eine solche Freude dran hast."

„Hau, mir kann nix geschehen!" antwortete er, sich in die Brust werfend. Wie andere auf ihren Besitz stolz sind, so ist es mein Holzknecht auf seine Hab-

losigkeit. Er habe sich prächtig unterhalten bei der Nacht, als der ganz' Teufel niedergegangen. Vorgekommen sei's einem grad, als wie wenn ein schweres Tuch tät einfallen und die Geister zerreißen es in hunderttausend Fetzen. Schier lustig hätten die gebrochenen Baumwipfel herumgetanzt im Eis- und Schneesturm und man möcht' am liebsten mittanzen. Auf einmal," so erzählte der Holzknecht weiter, „ist der Schnalzer, wirft's mich hin und denk mir: Gut ist's, jetzt hat dich der Blitz derschlagen. Hab' noch gesehen, als wie wenn die Wand auf mich wollt' herfallen, eine schwefelgrüne Wand. Nachher hat's mir in den Händen so gebremselt und fallen mir die Füß' ein: Hast denn keine Füß' mehr? die sind schon hin, wirst gleich als ganzer hin sein. Hat mich gewundert, daß ich alleweil noch leb, aber kalt ist mir gewesen über und über und draußen hat der Lärchbaum gebrannt wie eine Pechfackel".

„Also der Blitz hat dich getroffen?" rief ich aus.

„Nit getroffen, gefehlt hat er mich. Und der Sturm hat's Feuer hingejagt auf die andere Seite, sonst tät unser Holzknechtg'schloß auch nimmer stehen. Der Meisterknecht hat fleißig Wind gefüttert — hat Mehl vor die Tür gestreut und ich sag: So laß sie nur austoben, die Bestie. Gefallt's dir denn nit, das lustige G'spiel? Angst haben sie gehabt, die Letzeigen — ich glaub' gar um ihr lieb's Leben. Muß schon was rechtes sein, um so ein Holzknechtleben, wem's gefallt! Mir gefallt's ja auch, drum mag ich's nit

verschandeln mit Ängsten und Fürchten. Ein Leben, wo man sich allweil fürchten muß, tät mir eh nit gefallen. — Ist das däsmal die ganz' Wäsch', Herr?" Er wog das Päckchen Linnenzeug an der Hand.

„Ja, Heinrich, diesmal gibt's nicht mehr, hab' gestern selber Waschtag gehalten, weil es so schwitzig war die Tage her."

Nun gesellte sich unseren tiefsinnigen Gesprächen noch ein dritter Philosoph. Mit dem war aber nicht viel anzufangen. Ein zerfahrener Gesell, den fetzigen Strohhut hinten am Nacken, die fuchsigen Haare klebten ihm auf der breiten Stirn, die Augen standen hervor, unter denselben große Säcke. Der rote Schnurrbart hing so buschig nieder, daß kein Mund zu sehen war; mit einer dünnen Stimme preßte er zwischen den Zähnen sein Anliegen hervor, so verbissen und hämisch, als wollte er uns mit verantwortlich machen für das, was ihm geschehen. Der Todtbrock war's, dem der Sturm den Stall und der Stall die Rinder erschlagen hatte. Unten an seiner Elendstätte hatte er alles liegen und stehen lassen, und war auf die Höhe gekommen, unsern Herrgott zu suchen. Da heroben mußte er doch irgendwo sein, denn von hier hatte er hinabgearbeitet. Rachgier schnob der Mensch gegen den Herrgott. Wie kann sich der Schwache rächen?

„Du Holzknecht", sagte er mit einer fast zärtlichen Stimme, „weißt mir nix, daß ich den Herrgott weißt, weil er mir jetzt das hat angetan — weißt, ich möcht' ihn glutpfannheiß beleidigen. Wohl, wohl!

Recht beleidigen, den da oben, recht gallbitter beleidigen!"

Er duckte sich nieder, seine Hände zitterten, seine Stirnader wurde wie ein Strick. Er will den Herrgott beleidigen!

Wir anderen wollten etwas sagen, beiden stockte der Atem. Meine Seele tastete im Dunkeln seinen Gedanken nach, diesen wilden, tollen Gedanken. Seinen Fleiß, seine Arbeit und Plag' ein Leben lang, seine Gutheit, sein Gottvertrauen. Und jetzt vernichtet ihm der Obere auf einmal allen Besitz, alle Freude, wirft ihn in den Spott des Elends. Für was? Kein Mensch wäre zu finden auf der weiten Welt, der das seinem größten Feind möcht' antun! Und zieht sich nun hinter alles zurück und läßt sich nicht sehen und hat wohl noch seine heimliche Vergnügung darüber, daß er einen armen Bauersmann so schreckbar hat zertreten. Und man kann ihm nicht an. Ja, man kann es, in der Schrift steht's, in der Kirche sagen sie's — beleidigen kann man ihn. Und das will dieser Mensch jetzt tun auf eine ausgesuchte Weise, und weiß doch nicht, wie man's anstellt.

Der Holzknecht stützte seinen Ellbogen auf den Stiel des Besens, mit dem er eben die Stubendiele ausfegen wollte, schmalzte mit den bauschigen Lippen und sprach: „Wissen tät' ich's schon, wie man den Herrgott am allerschwersten beleidigen könnt'. Mit den sieben Todsünden ist's nix, die ist er bei den Leuten schon zu sehr gewohnt, da weiß ich was besseres. Schon immer einmal, wenn ich diese dumme,

ſchlechte Welt hab' betrachtet, iſt's mir eingefallen, den Herrgott kann man nit gröber beleidigen, als wenn man glaubt, daß — daß er iſt."

So ſagte der Holzknecht, und dann fegte er den Kehricht zum Loch hinaus. Der Dodlbrock ſchaute ungewiß drein. Er hatte die bodenloſe Bosheit nicht verſtanden.

Dann hat der zerrüttete Menſch ſich an mich gewendet. Er habe ſchon gehört von mir, und daß ich ein ſtudierter Herr wäre. Ich bewohne gewiß dieſes Hochberghaus, um dem Herrgott näher zu ſein. Ob er denn nicht auch mir ſchon was angetan hätte? Oder wie es mit der Sach' eigentlich wäre? Er kenne ſich rein ſchon nicht mehr aus; vielleicht wäre es dem Obern recht unangenehm, wenn er, der Dodlbrock, jetzt da hinüber ginge und ſich in den Abgrund ſtürze? — Da der Menſch ſo ſprach, lugte er mich zagend und mißtrauiſch von der Seite an, ob es wohl nicht am Ende ein Unrechter iſt, an den er ſich wendet.

„Guter Freund", ſagte ich dann, „ſo wichtige Sachen beſpricht man nicht ſtehend. Da müſſen wir uns ſchon zum Tiſch ſetzen und ein Glaſel Enzian trinken." Und als er ſo weit war, ſtellte ich ihm das Ding dar: „Weißt, mein Menſch. Iſt der Herrgott ſo böſe, wie du meinſt, ſo wird er ſich nur freuen, wenn du dich hinabſtürzeſt. Na, den Gefallen tät' ich ihm nicht. Mit dem Herrgott, das iſt halt ſo eine Sach'. Man verſteht ihn leicht unrecht. Ich habe ſo meine beſondere Meinung. Einmal hab' ich in einem alten

Buch gelesen, daß der Herrgott Leute, die er extra lieb hat, gern recht nahe bei sich haben möchte. Es verdrießt ihn, wenn sie an Haus und Hof, an Feld und Vieh hängen und solches Ding lieber haben, als ihn. Und wenn sie sich zu arg darin verlieben, so streckt er die Hand aus und nimmt ihnen das Spielzeug weg, daß sie ihr Angesicht wieder einmal ihm zuwenden möchten. Verstehst du das? Sind deine Kinder nicht auch manchmal solche Spielratten, daß sie über das nichtigste Grasselwerk des Vaters vergessen? Hast ihnen nie das Zeug aus den Händen genommen und gesagt: Jetzt, Kinder, merkt einmal auf mich und was ich euch will!"

„Ei he — ei he —" machte der Dodlbrock ganz verwirrt. Ob es Zustimmung oder Ablehnung war?

„Auf dem Berg hätte er dich glücklich heroben," fuhr ich, selber bange über meine Rede, fort, „wirst es wohl doch merken, daß du ihm heute näher bist als gestern um diese Zeit. Ihn hassen, das ist ihm alleweil noch lieber, als gar nicht an ihn denken. Du hassest ihn nur, weil du glaubst, daß er böse ist. Du hassest also nur das Böse. Und triffst deinen Herrgott nicht und kannst ihn nicht treffen. Er steht nahe hinter deiner und legt dir die Hand auf die Achsel und sagt: Dodlbrock, sei nicht kindisch!"

Er wendete seinen Kopf nach rückwärts und dann vorwurfsvoll gegen mich — daß es nicht wahr sei, was ich gesagt hätte!

„Suchst ihn schon wieder?" fragte ihn der Holzknecht. Dann tippte er mit dem Finger, der aussah

wie ein Baumast, so knorrig und braun, an das Enziangläschen: „Ich glaub', da ist er drinnen!"

„Ganz schön", versetzte ich, „drinnen ist da einer, aber nicht der richtige."

Der Dodlbrock stürzte seinen Enzian in die Gurgel, schüttelte sich, zermalmte einen Fluch und ging davon.

„Willst nit auch dein Strohdach mitnehmen?" rief der Holzknecht und warf ihm den schwarzen Strohhut nach, dessen Krempe zerfasert und zerfressen war.

„Geh nur wieder hinab", sagte ich noch hinter dem Dodlbrock, „vielleicht begegnest du dem Herrgott unterwegs und ihr vertragt euch miteinander."

Aus dieser übermütigen Rede ist ein schrecklich prophetisches Wort geworden.

Wir kümmerten uns nicht weiter um den Mann; der Holzknecht ordnete die Hütte, und ich wartete schon auf die Stunden habsüchtiger Einsamkeit, da man die Hochwelt mit niemandem zu teilen braucht.

Als der Holzknecht mir etwelche Nahrungsmittel für die nächsten Tage zurecht gemacht und dann noch einiges Herdholz aus dem Gefälle herübergetragen hatte, nahm er seinen Korb auf, rüttelte ihn an den Achseln fest und ging davon. In der Stube war's wieder still, und es begann jene köstliche Langweile, in der ein Mensch sich sachte zu finden beginnt, ganz für sich selber hat. Sicher zu sein vor Post und Draht, vor Pflicht und Unterhaltung, vor Feind und Freund, und Zeit haben, einmal ganz für die große Natur

ringsum, in die man seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen, tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt. — Diesmal ward es anders. Kaum eine Stunde war vergangen, so kam mein Holzknecht wieder zurück, keuchend und schnaufend. Das Seil brauche er und ich möchte rasch mit ihm kommen zum hohen Steg hinab, der Dodlbrock sei dort in höchster Lebensgefahr. „Nur aushalten, wenn er kunnt!" Eines Seiles erinnerte ich mich, es lag im Dachraum, und ich hatte nie nachgedacht darüber, wozu es vorhanden sei. Nun ergriffen wir es, eilten durch den Wald, über den Anger, wieder durch Zirmwald, an den weißen Felsrissen vorüber hinab in das schroffe Gehänge. Wie wir so in weiten Sätzen wandniederwärts sprangen, so wundere ich mich noch heute, daß wir uns keiner den Hals gebrochen haben. Unterwegs im Laufen hatte mein Begleiter mir zugeschrien: „Nur aushalten, wenn er kunnt! — über den Steg gefallen. — Am Baum hängen geblieben über dem Wasser!"

Dann wird's zu spät sein. Am Baumast kann sich kein Mensch so lange halten, und ließ er los, so stürzte er in die Wasserfälle. Wir hörten schon das Tosen aus dunkler Schlucht, wir bogen um die letzte Felskante und standen am Steg. Der alte quer übergestürzte Stamm lag wie immer mit seinem dürren Gezacke und seinen morschen Rindenfetzen über der Engschlucht, in deren kalten, dunklen Tiefe die Wasser kochten und schrien. Aber zu spät war es noch nicht. An dem Wipfel einer Birke, die aus dem fast senk-

rechten Ufergestein der Schlucht wie ein riesiger Wendleuchter herausgewachsen war, hing der Dodlbrock. Der Birkenwipfel hatte sich mit solcher Last abwärts gebogen und schwankte wie ein Halm, an dessen niederhängender Rispe eine Raupe hängt. Und wie eine große Raupe, so hing der Mann dran, und so schmiegte er sich an die Gerte, die jeden Augenblick brechen konnte. Das zarte grüne Laub umrieselte seinen bebenden Körper.

„Aushalten!" schrie der Holzknecht ihm zu. Aber als wir über den nassen Steg hinaustraten und das Seil hinabließen, war es zu kurz, als daß der Dodlbrock es erhaschen konnt. Er hing zu tief unten, und von Minute zu Minute, so schien es uns, senkte der Bogen des Birkenstammes sich noch tiefer in den gähnenden Abgrund hinab. Ob der Mann schwieg, oder schrie, oder betete, wir wußten es nicht, wir hörten nur das Donnern aus der Tiefe, aus der ein grauer, kalter Nebel stieg.

Ratlos kauerten wir einen Augenblick da und schauten uns an. Der Steg schwankte ein wenig und aus seinen Spalten rieselte Moder in die Tiefe, gerade auf den Dodlbrock, gleichsam, als sei das schon die Schaufel Erde in sein Grab. Wir krochen ans Gestein zurück und der Holzknecht bedeutete mir, daß nichts anderes übrig bleibe, er laufe ins Tal zur Holzknechthütte, um Leute und ein längeres Seil, ich sollte dableiben und mit Zurufen und Zeichen den armen Verzweifelnden trösten und ihn aufmuntern, daß er die Kraft nicht verliere.

Wollen wir nicht lieber unser Gewand ausziehen, es in Streifen reißen, zusammenknüpfen und als Verlängerung des Seiles hinablassen? — Ich glaube, zu gleicher Zeit ist uns beiden das eingefallen. Während wir unser Überkleid ab- und anstreiften und mit dem Taschenmesser die ausgezogenen Hemden zerschnitten, war es, daß der Mann unten an der Birke sich einmal bewegte und sein Gesicht nach oben zu wenden trachtete. Er hatte sich mit Armen und Beinen so geschickt ins Gezweige verflochten, daß er ruhig warten konnte, falls der Birkenstamm nicht brach.

Wir können uns Zeit lassen und eine gute Leine herstellen. Er unterhält sich derweil mit dem Herrgott. — Der Gedanke kam mir frevlerisch vor, doch er ist mir so eingefallen. Nach einer Viertelstunde waren wir so weit mit unserer Strickleiter, daß sie hinabgelassen werden konnte. Aber weil sein Gesicht sich jetzt zu sehr ins Laub verschmieg'e, so merkte er es nicht, wie wir auch das Leinenende um sein Haupt fächeln ließen. Wir mußten wieder zurückziehen und einen dürren Ast daran binden und mit demselben an seinen Kopf stoßen. Da merkte er es und begann sich zu regen. Nun sank der Bogen tiefer, aber er brach nicht. Der Dodlbrock war wohl bei Besinnung, sachte begann er die eine Hand frei zu machen und die Leine an sich zu ziehen, um den Arm zu schlingen, sich daran zu befestigen. Fast wollten wir zu früh anziehen, da er noch nicht fertig, doch endlich war das Seil straff und stramm. Wir krochen mit unserem Ende vorsichtig an den Rand und begannen zu ziehen. Es hob sich

unten der Körper, und der entlastete Bogen des Birkenstammes stieg heran, höher und höher, bis der Wipfel da war und uns den Dodlbrock zurückgab. Losgelöst sank er neben uns ins Gestein und war leblos.

„Jetzt, wenn Sie einen mit hätten!“ rief mir der Holzknecht zu. Doch allmählich, als die Ohnmacht nachließ und die Lebensgeister sachte wieder zurückkehrten, ging es auch ohne Enzian. — Eine Stunde später hatten wir den Mann unten an der Bergwiese, wo die Sennhütte steht. Dort ließen wir uns trocknen und tranken Milch. Der Dodlbrock trank so viel Milch, bis die Sennerin erklärte, es gäbe keine mehr. Und als er so weit war, ging er schweigend, wie er war, hinaus auf die blumige Wiese, dort kniete er hin und hielt die gefalteten Hände gegen Himmel auf.

Das, liebe Freunde, hatte ich euch heute zu erzählen, es war das große Ereignis dieser meiner Sommerfrische im Gebirge. — Seither sind mehrere Wochen vergangen; es kamen so kalte Tage, daß das Brünnlein an der Quelle fror und daß über die Milchschüssel ein Mäuschen schlittschuhlaufen konnte. Ich habe diese Weile überdauert, zumeist unter den Wollendecken liegend, wenn ich nicht just Holz in den Ofen warf. Auch das ist vorüber. Dann kamen die hellen Nächte mit der Versuchung, den Stock nach dem Mond zu werfen; man tut's nur nicht aus Besorgnis, ihn zu treffen, zu zerschlagen und so die Erde um ihr wonnesanftes Licht zu bringen.

Jetzt, im September, sind wieder warme, sonnige Tage, die Felsblöcke auf der Hochebene liegen und die wetterstarren Wipfel stehen in stillem Frieden da, aus dem Boden sprossen weiße und blaue Blümlein. Die Welt unten liegt — vom Rande aus gesehen — in hellen Farben und die Luft ist so leicht und lind, daß mich jene Sturmnacht wie ein graues Märchen dünkt. In den Tälern regen sich alle Hände. Auch der Dodlbrock, höre ich, bindet wieder an — aber nicht mit dem Herrgott.

Der Felix Hummeltreiber.

Das war einer von denen, aber sie sind selten, sie sterben aus. Wenn er nicht ein so windschiefes, possierliches Männchen gewesen wäre und nicht den komischen Namen Felix Hummeltreiber gehabt hätte, sondern mit stattlichem Körper und klingendem Namen in der Öffentlichkeit gestanden wäre, so würde man eine großartige Persönlichkeit aus ihm gemacht haben. Hingegen wie er war, da mußte man lachen. Doch es war ein Lachen, das einem wohl tat und das auch den Hummeltreiber ergötzte, so wie er ergötzlich für andere war.

Aus seinen jüngeren Jahren ist nur zu vermelden, daß er den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatte, und zwar als Trommelschläger. Er war der Meinung, daß es besser sei, man schlage auf Kalbfell statt auf Menschen. Aber sein tolles Rasseln mit den Schlegeln muß den Preußen zuwider geworden sein, sie nahmen ihn gefangen. Und da er ihren General, den Moltke, ihnen ins Gesicht einen Erzräuberhauptmann nannte, so wollten sie ihn erschießen. Darauf soll der kleine Hummeltreiber gesagt haben:

„Seid's gescheit, Leuteln. Ich nehm's zurück. Räuber seid's ja nit, ihr tuts bloß leutumbringen. Mich geht's weiter nichts an, aber ich tu euch das sagen, überlegt euch's! Wenn ihr mich über den Haufen schießt, so habt ihr nachher die Scherererei, bis der Kerl weggeschafft ist. Laßt ihn lieber selber weglaufen, den Schelm. Der lauft schnurgerad' nach Steiermark hinein und tut euch sein Lebteg nichts mehr zu leide."

Der preußische Oberst soll über eine solche Verteidigungsrede sehr gelacht haben und auf Ja und Nein war der Hummeltreiber frei und konnte gehen, wohin er wollte. Er hat Wort gehalten, ist nach Steiermark gelaufen und hat den Preußen niemals wieder ein Leid zugefügt.

Später ist er durch Arbeit und Sparsamkeit in den Besitz zweier Pferde und eines Wagens gekommen, womit er der Alpsteigstraße entlang zwischen dem Mürztale und dem Jakellande allerlei Frachten beförderte. In der Einwohne war er mit den Seinigen — nämlich den besagten zwei Pferden — in einem der Bauernhöfe, die dort so herum an der Straße stehen. Zeitweise besorgte er auch die Post und den Personenverkehr, indem er die alten Weiblein, die Eier, Hühner, Leinwand und junge Lämmlein aus dem Gebirge ins Mürztal tragen und hernach wenn sie mit müden Beinen wieder heimgehen sollten, aufsitzen ließ. Und wenn dann so eine fragte, was sie schuldig wäre fürs Aufsitzen, antwortete er: „Wir nichts, ich hab' dich nicht gezogen. Aber den Rössern, wenn du willst, kannst ein Trinkgeld geben."

Sie lachte über den guten Spaß, und einen Spaß braucht man nicht ernst zu nehmen. Der Fuhrmann hatte aber doch gemeint, wenn sie ein Gröschlein gebe, so sollten die Rösser einen Extrahafer bekommen. Sie sagte: „Vergelt's Gott!“ — Ist auch genug, dachte er; für meine Reise nach Böhmen hab' ich nicht einmal soviel bekommen.

Einmal wurde ihm, während er auf der Straße war, die Gewandtruhe erbrochen und das Bargeld gestohlen. Von den Kleidern hatte der Dieb nichts genommen, worüber der Hummeltreiber bis zu Tränen gerührt war. „Er hätt' mir ja alles wegtragen können und hat sich mit dem bissel Geld zufrieden gegeben. Nein, so gut ist nicht jeder. Mit den geflickten Hosen kunnt' ich Sonntags in die Kirche gehen, wenn er nicht so gut gewesen wär'! Muß doch ein braver Mensch sein, der Dieb. Dem, wenn sie derwischen, schenk' ich was auf eine Pfeifen Tabak. Das heißt, wenn er raucht und nit etwa schnupft. Schnupfen tut er 'leicht ab nit, aber schnipfen (stehlen) tut er.“

So half der Hummeltreiber sich lustig über Widerwärtigkeiten hinweg. Da erlaubte sich eines Tages mit ihm der Himmel eine besondere Neckerei. Der Fuhrmann führte ein großes Faß Essig über den Alpsteig. Es brach der Wagen, das Faß kippte um und kollerte den Hang hinab, wo es im Brombeergebüsch zerschellte.

„Na, da glaub' ich's, daß die Brombeeren sauer werden!“ rief er aus. Aber auch ihm wurde es sauer, als er das Faß vergüten mußte, doch sagte er nichts

als: „Natürlich, wenn man mit Eſſig umtut, kann's nit allemal ſüß ſein."

Viel ſchlimmer war ein anderer Fall, als ihm auf vereiſter Straße ein Pferd ſtrauchelte, über den Hang rutſchte und mit dumpfem Krachen in den Abgrund fiel. Da ſchlug der Mann, der auf dem Wagen ſaß, die beiden Hände über dem Kopf zuſammen: „O heilige Maria-Zell, vergelt's Gott, vergelt's Gott, daß du uns jetzt haſt beſchützt! Wären die Strangen nit geriſſen, ſo täten wir andern, der Schimmel und ich, auch drunten liegen mitſamt dem Wagen." Und erzählte den Leuten, die des Weges kamen, den großen Glückstag, den er heute gehabt.

Als er darauf in der erſten Nacht mit ſeinem Schimmel allein im Stalle lag, und der Platz zwiſchen den Planken, wo der Fuchs geſtanden, leer war, da wurde dem Mann bange. Da hätte er gern wen bei ſich gehabt, um gemeinſam mit ihm für den verunglückten Fuchs beten zu können. So war ihm zumute. Als er jedoch den Schimmel beobachtete, der ganz ſtumpfſinnig ſein Heu fraß, mußte er lachen: „So ein Vieh muß eine Roßnatur haben, daß ihm der Tod des Kameraden nicht zu Herzen geht." Und im Einſchlummern lallte er noch: „Hat auch eine, hat auch eine." Die Nacht war unruhig, er träumte vom ſeligen Fuchs und wie ihm einfiel: Sei nit dumm, Lixl, ein ſeliges Roß! — dann kam es ihm zu Sinn: Wenn der Menſch einen Menſchen bei ſich hätte, könnte er nicht auf ſo dumme Gedanken kommen. Er hat ſich allerweil zu wenig an die Leute und

zu viel an die Tiere gemacht! Und ist so ein Vieh hin, dann bleibt nichts übrig davon, nicht einmal ein Geist, vor dem man sich fürchten könnte! — Er hatte gelegentlich wohl schon ein bißchen so herumgefragt unter den Weibsleuten. Es war aber nicht viel dabei herausgekommen als Gelächter. Die eine lachte grob, die andere fein, das war der Unterschied. In jener Gegend lacht überhaupt alles, wenn es sich um Liebessachen handelt. Und lachend sagten sie es ihm offen. Dieser hatte er einen zu großen Höcker, der anderen eine zu hohe Brust, der dritten eine zu schiefe Achsel, der vierten ein zu krummes Knie, der fünften war der ganze Mensch zu klein und der sechsten war er zu einfältig. Er meinte hingegen, gar so arg müßte es doch nicht sein mit seiner Verwachsenheit, weil sie ihn zum Soldaten genommen hätten. Zum Derschossenwerden nehme man sonst nur die schönsten Leute.

„Deswegen haben's dich halt nit derschossen, weil du ihnen zu wenig schön bist gewesen," sagte ihm lachend eine ins Gesicht. Dagegen ließ sich auch wieder nichts sagen, und er lachte mit. Übrigens soll er sich erst als Fuhrmann beim vielen Hocken auf dem Wagen schief gewachsen haben, was freilich an der Sache nichts änderte.

Im Dorfe Ratten war das Weib, das ihm die Wäsche besorgte. Ihr Mann war schon vor Jahren gestorben und hatte ihr ein Häuschen und zwei Ziegen hinterlassen; sein Geist war ihr nie erschienen, weshalb sie freies Verfügungsrecht über sich fühlte. Dieses Weib fragte nun der Hummeltreiber, was sie meine.

Er sagte nicht um ein Wort mehr, aber sie verstand schon. „Mein lieber Lixl," sagte sie, „du bist halt zu lang' stolz gewesen. Seit sieben Jahren wasch' und flick' ich dir die Wäsch'. Wenn du einmal was gesagt hättest! Aber derweil du zwei Rösser hast gehabt, bin ich dir nit gut genug gewesen und jetzt, weil du nur eins hast, wirst halt du mir nit gut genug sein." Sie lachte dabei und er lachte mit. Er hatte diesmal besonders gut lachen, denn zum größten Glück war er mit der noch nicht verheiratet. Die Wäsche ließ er ihr bis auf weiteres, aber vorher schälte er sich allemal herzlich gern aus derselben heraus.

Für das eine Pferd nun mußte der Hummeltreiber den kleinen Wagen nehmen. Aber den Fahrgast konnte er immer noch mitführen. Jeden dritten Tag hatte er nämlich vom Mürztal herüber einen bestimmten Fahrgast. Es war ein schlankes, munteres Dirndl. Drüben an der Feistritz, wo es daheim war, nannte man es die Schwarzrotgoldene, denn es hatte schwarze Augen, rote Lippen und goldgelbes Haar. Da wollte denn mancher junge Bursch gerne zu dieser Trikolore schwören. Für ein solches Dirndl nun fand sich auf dem Wagen zwischen den Paketen und Kistlein immer noch Platz. Der Fuhrmann ging daneben her und plauderte mit ihr. Ihr Vater, der Bachschuster, war krank, und so ging sie wöchentlich dreimal ins Mürztal zum Arzt, und da gefiel es dem Hummeltreiber, daß sie so von ihrem Vater sprach und wie sie sonst klug redete über allerlei. Auch diese

lachte gern, wenn er etwas Drolliges sagte, aber es war so ein weiches, gutes Lachen, als ob sie immer mit ihm einverstanden wäre. Am besten gefiel ihm, daß sie an steileren Straßenstellen allemal vom Wagen steigen wollte, weil der Schimmel so schwer ziehen täte. „Aber Kathrin, du bist auch schon weit gegangen," sagte er einmal, „du hast noch eine lange Lebensstraßen vor dir, du mußt deine Füßeln aufsparen. Was meinst, wen wirst auf dieser Straßen lauter begegnen? Allerhand Mannsbildern, gelt? Und der rechte auch darunter. Du sag', Dirndl, wirst ihn wohl auch sicher erkennen? Daß er' nit etwan vorbeigeht oder fahrt, wie die andern."

„Erkennen," meinte lachend das Dirndl, „das ist nit meine Sach', das ist seine Sach'!"

„Aber wenn's einer ist, der sich nichts zu sagen getraut, weil er vielleicht buckelig ist oder sonst nit recht gewachsen?"

Sie lachte wieder, aber diesmal unsicher. Und dachte in der Verborgenheit hinter dem goldenen Haar: Jetzt red' ich just einmal schön mit ihm. Ein Fuhrmann hat Geld. Und je älter und buckeliger er ist, je mehr hat er. Ist ein guter Mensch, und gute Leut' muß man gern haben. — Und er dachte: Sie ist dreiundzwanzig und ich noch nicht fünfzig, und wenn sich der Mensch um ein paar Jahrln irrt, so zieht's zum Schluß halt der Tod ab oder gibt's dazu. Die, wenn sie nicht gar so kreuzsauber wär', die möcht' ich haben! — Als er hernach näher herumredete und endlich geradenaus zufragte, wies es sich, daß ihre

Sauberkeit kein Ehehindernis war. Sie antwortete treuherzig, sie möge ihn auch leiden. Sie habe das schon öfter gedacht. Er sei nicht so wie die andern Mannsbilder, die allewei nur an den Kittelfalten herumschmecken und mit denen gar nichts Ernsthaftes zu reden ist. Und wenn ein Mann stellenweise ein bißel ausgewachsen ist, ob denn das was Schlechtes sei? Wenn er nur eine gute Brust hat. Und wirtschaftlich ist ein Fuhrmann ja auch, daß er sich ein bißel was erspart hat . . Ihr Vater, der Bachschuster, habe auch einen großen Buckel und sogar noch einen Kropf dazu, und sie möchte wissen, wo man einen besseren Menschen finde. Wenn sie einen so guten Mann bekäme, als sie heute noch einen guten Vater habe, dann könne sie sich alle zehn Finger abschlecken. Sie habe bisher zu jedem Burschen ein scharfes Nein gesagt, zu ihm sagte sie Ja.

Der Hammeltreiber erschrak beinahe, als er jetzt plötzlich eine Braut hatte. Und die Schwarzrotgoldene noch dazu. Alliegleich wollte er sich zu ihr auf den Wagen setzen. „Nachher steig' ich aus," sagte sie. „Mit dem Tiermarkern fangen wir mit an — verstehst?"

So sagte er nichts mehr, ging geduldig dahin neben dem Wagen.

In den nächsten Nächten war's beim Hammeltreiber mit dem Schlaf vorbei. Etwas Neues das. Sein Lebtag hatte er es nicht verstanden, wenn die Leute sagten, sie hätten keinen Schlaf. Nur der Fuchs damals hatte etwas gefühlt, doch das war mit einer

Nacht vorüber. Nun ging's schon eine Woche an, das schlechte Schlafen. Er hatte Wirtschaftssorgen. Seine Kathrin bringt ihm das Bachhäusel zu, und zwei Kühe, und eine Wiese, und ein Erdapfelfeld. Ja, was soll er denn damit anfangen? Er muß fuhrwerken. Soll er das junge Weib allein beim Gütel lassen? Dann braucht sie einen Knecht, das will er nicht. — Er wälzte sich im Bette hin und her. Lag er auf der rechten Seite, so war ihm: das Bachhäusel selber versorgen; lag er auf der linken, so wollte er es verkaufen und Fuhrmann bleiben. Und lag er auf dem Rücken, dann wollte er beides betreiben, und zwar ohne Knecht.

An einem der nächsten Tage stritten sie schon. Er war für das Fuhrwerk, sie für die Landwirtschaft. Er wollte den Kuhstall für die Pferde einrichten und sich wieder einen Fuchsen anschaffen. Sie wollte den Schimmel verkaufen und das Grundstück vergrößern. Sein Streiten war ein durchaus gutmütiges, aber es tat ihm dabei das Herz weh, denn er merkte wohl, daß er unterliegen würde. Sie schlug endlich vor, den kranken Vater entscheiden zu lassen, denn das wußte sie, er entschiede für die Hauswirtschaft, die er gegründet hatte. Doch als er gefragt wurde, machte er einen ganz kleinen Schweller mit der Hand und sagte: „Tut's, wie's wollt's!" Und bald darauf ist er gestorben.

Da standen sie wieder auf demselben Fleck. Tut's, wie's wollt's! Wollen taten sie freilich, aber jedes was anderes. Als sie vom Begräbnis nach Hause

gingen, stritten sie neuerdings, er war für die Pferde und sie für die Kühe. Und als sie nach vier Wochen Mann und Weib geworden waren, stritten sie noch immer, und diesmal schon wesentlich hitziger — er war für die Pferde und sie für die Kühe, und mit Hummeltreibers einst so süßem Schlaf schien es aus zu sein für alle Tage.

Da trat ein Glücksfall ein. Bei der Nachlaßabhandlung stellte es sich heraus, daß das junge Ehepaar gar kein Bachhäusel hatte. Es war alles verschuldet, es ging gerade so aus, daß der Hummeltreiber noch sieben Gulden draufzahlen mußte, um alle Gläubiger zu befriedigen und die Familienehre zu retten. Er hatte immer noch einen Vorteil dabei, denn die Schwarzrotgoldene, die ihm blieb, war mehr wert. Jetzt stritt sie auch nicht mehr, war gar sanftmütig geworden und gab sich ganz in den Willen des Mannes, der mit seinem einzigen Pferde notig fuhrwerkte. Da schlug er gar manchmal die Hände zusammen: „Himmelvater! Du machst halt alles recht! Wär's Bachhäusel unser geblieben, ein Elend wär's gewesen. Ein blutiges Elend!" — Nun schlief er wieder, und zwar jede Nacht von neun Uhr abends bis fünf Uhr früh.

Sein Weib hatte es mittlerweile wohl erfahren, daß sein Geschäft der Größe des Backtis durchaus nicht entsprach. Sie hatte sich nun erinnern müssen, daß sie einmal das Wäschenähen gelernt hatte, ja daß sie zeitweise mit ihrem Vater auf die Stör gegangen war; er machte die Schuhe und sie im selben

Hause die Hemden. So ging sie auch jetzt wieder auf die Stör als Nähderin und naderte in den Bauernhöfen herum vom Montag bis zum Samstag, dieweilen er auf seinen Straßen war. Aber auch ein Fuhrmann ist nicht immer auf der Straße. Des Abends kam er mit Roß und Wagen zumeist in sein Quartier, wo er sich seit seiner Verheiratung noch ein Stübchen aufgenommen hatte. Doch was half ihm das Ehegemach, wenn er sich den Milchbrei oder den Erdapfelstierz selber kochen mußte! Er schlief nun schon wieder schlecht. Wie es ihr gehen wird bei den Bauern, unter allerhand Leuten? Nur das mußte er denken. Es gibt schlechte Mannsbilder auf der Welt. Und was der alte Wagnermeister einmal über den böhmischen Schneider gesagt hat: Bei der Schwarzrotgoldenen möcht' sogar der Böhm' deutschnational werden! Man weiß nicht recht, wie das gemeint war. Viel Schönes wird er damit nicht haben wollen. Und wie leicht ist es möglich, daß der Schneider im selben Haus seine Stör hat, wo die Kathrin ist! — Nach derlei Träumen stand der Hummeltreiber am Morgen allgemach recht verdrießlich vom Lager auf. Er freute sich nur auf den Samstag. Doch wenn sie dann nach Hause kam, redete er so zweideutig und mißtrauisch herum, daß ihr aller Humor verging. Und das dauerte. War sie fort, so plangte er[1]) nach ihr, und war sie bei ihm, reizte er sie mit eifersüchtigen Bemerkungen, so daß sie, anstatt am Montag, oft

[1]) schmerzte er sich.

schon am Sonntagabend mit ihrem Körbkorb auf die Tier anging. Wenn der Hummeltreiber früher allein gewesen, so war er jetzt einsam. Die Einsamkeit würde er sehr schwer ertragen haben, wenn ihm nicht der Schimmel Sorgen gemacht hätte. Der war in jenes hohe Alter gekommen, wo selbst ein Roß lieber auf dem Stroh liegt als an dem Strange zieht. Auf gutes Zureden seines Herrn leistete es, was es konnte. „Schau, Schimmel, ich kann mir's ja denken, du tust halt schon hart ziehen. Aber das mit, daß du mir da stecken bleibst. Nur über den Bühel noch, wenn du's vermachen könntst, ich will recht nachhelfen. Auf!

Brav bist gewesen! Schau, du erbarmst mir, und wollt' mich gern statt deiner an die Deichsel spannen, aber ich sag' dir's, Schimmel, der stärkst' Mensch ist allerweil nit so stark wie das schlechterst' Roß, so lang's noch ziehen kann. Früher, merkst, hab' ich dir das nit gern sagen mögen. So, und jetzt, wenn wir heimkommen, kriegst deinen Hafer."

Eines Abends jedoch dankte der Schimmel für den Hafer. Er ließ sich wackelnd nieder aufs Stroh, schlug noch mit den Beinen aus, streckte sie dann hin, legte auch den langen Schädel weg und stand nicht mehr auf. „Es ist nur gut," sagte der Hummeltreiber, „daß er mir nit auf der Straßen ist umgefallen. Sonst hätt' ich Roß und Wagen selber heimziehen können. Aber, meine Alte, wenn sie kommt, das wird keinen schlechten Tanz geben." —

Sie kam aber nicht. Sie war im selbigen Sommer anstatt auf die Tier ins Murtal hinabgezogen zum

Kornschnitt. Da verdient sich eine fleißige Schnitterin fast an einem Tag so viel wie beim Hemdnähen die ganze Woche. Aber die Sichel nahm ihr ein andrer aus der Hand und mähte selber damit. In ein grassierendes Nervenfieber geriet die Kathrin, und nach wenigen Tagen war's aus.

Der Hummeltreiber hatte sich mit dem blauen Sacktuch mehrmals tüchtig die Nase geschneuzt, als man ihm die Botschaft brachte, dann schlänkerte er die Arme aus und rief: „In Gottes Nam'! So wär' auch das glücklich vorbei!"

Er wußte es aber nicht, wie verlassen er jetzt dastand. Das Pferd hatte ihn verlassen, das Weib hatte ihn verlassen und seine Kräfte hatten ihn auch verlassen. Er wußte das kaum, denn sein Schlaf war wieder gut, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Von allem Ungemach hatte ihn nichts aus dem Gleichgewicht gebracht, als das Weib. Auch das, fand er, war nun aufs beste gelöst. Nicht die Liebe tat ihm leid, nicht das kranke Pferd und nicht mehr das gestorbene Weib. Er lag in seiner Kammer und schlief. War er wach, so vertrieb er sich die Zeit mit Husten und Schnaufen.

Des war der Bauer, bei dem er wohnte, nicht ganz zufrieden, und er wollte den alten, kranken Mann in die Einlege (öffentliche Versorgung) geben. „Ich glaub' dir's, ich glaub' dir's," lachte der Hummeltreiber, „die alten Leut' sind halt überall im Weg. Aber nur noch ein bißel behalt' mich, weißt, los einmal, ich will dir was sagen." Er neigte sich

hin und flüsterte dem Bauern ins Ohr: „Ich tu ohnehin bald umstehen (sterben). — So lang' behalt' mich. Kannst nachher von mir erben."

Der Bauer lachte grob auf. „Möcht' schon wissen, was!"

„Ist nit zu verachten, mein Mensch, was ich dir vermachen will. Meinen guten Schlaf. Den laß' ich dir da. Brauch' ihn eh nit, weil ich einen noch besseren krieg, he he — gelt?"

Das ist es, was ich vom Felix Hummeltreiber zu erzählen weiß. Dann war es schon in einer der nächsten Nächte — der Alte schlief, und schlief so gut, daß er — das Atmen vergaß.

Gebe Gott uns allen ein so glückliches Gemüt und ein so gutes Hinüberschlafen auf die andere Seite!

Beim Kohlenbrenner.

Die Volksschule ist schon deshalb für den jungen kleinen Menschen höchst wünschenswert, weil sie täglich einmal aus wird. Wenn man frei wird vom Raume, der mit Kinderstickluft angefüllt ist! Einein! Was frägt die liebe Jugend nach Kinderstickluft! Der Lehrer ist da, stillsitzen muß man in der Schule und lernen. Das ist das Schlimme. Wenn aber der Lehrer plötzlich all seine feindseligen Absichten aufgibt, „Zusammenpacken!“ kommandiert und dann der entfesselte Sturm ins Freie tobt — das ist das Gute. Oder da hebt es erst an. Obschon die Stube vom großen, grünäugigen Kachelofen lieblich durchwärmt ist, und draußen der nebelichte Wintertag alle Bäume und Zaunpfähle mit weißen Eisnadeln besetzt und das Wasser am Brunnen mit einem gläsernen Mantel überzieht, und die Schuhe der Wandelnden winseln auf dem Schneepfad und die weißen Kindergesichtchen mitsamt Ohren und Nase rot werden wie ein Hahnenkamm — es ist doch unvergleichlich lustiger draußen wie drinnen. Die Schneehühner, die Krähen, die Hasen und Rehe, die nahe an das Haus herankommen! Und dann erst der See! Der Bergsee, dessen

steile Waldufer sich hoch oben im Nebel verlieren! Der See ist ein glänzender Tanzboden, der Bub nimmt das Mädel und gleitet mit ihm ohne Schlittschuhe über die Fläche hinaus. Ein anderer setzt sich aufs Handschlittlein und frägt den Kameraden:

„Wieviel Zwetschken muß ich dir geben, wenn du mich über den See ziehst?"

„Fünfe!"

„Drei will ich dir geben."

„Aber, denke, ich kann einbrechen und ertrinken."

„Dann geb' ich dir siebene!"

„Es gilt!"

Am anderen Ufer, wo Vorläufer an einem Schneemann bauen, werden die drei gedörrten Zwetschken prompt ausgezahlt.

Die Schüler zerstreuen sich in ihre Gräben. Die Hochwaldbauernkinder müssen im engen Tale weiter durch Wald. Von den Bäumen stäubt Schnee nieder, oben fliegen Raben von Wipfel zu Wipfel. Sie krähen heiser und schwimmen, vom Geschrei der Kinder verscheucht, höher in die Lüfte an und in den grauen, niederhängenden Nebel hinein. Im Tale zwischen den hohen Fichten liegen Steinblöcke, so groß wie ein Haus. Sie sind einmal herabgekommen von den Bergen vor hundert Jahren, oder vor tausend, oder irgend ein anderesmal. Wenn man dagewesen wäre, wie sie in weiten Sprüngen niedergehüpft kamen und in den Grund schlugen, daß der Sand hinspritzte stundenweit! Wenn man damals gerade auf dem Platz ge-

standen wäre! — Nun, weil man darunter nicht liegt, so will man darüber stehen. Die Knaben klettern den Steinblock hinan; wie sie oben stehen, schwingen sie ihre Mützen: „Juch! Juch!“ und werfen lachend Schneeballen auf die Untenstehenden, die ihrerseits in keckem Anlaufe die Feste erstürmen wollen. Und ihre Wangen brennen vor Kampffreude und Winterluft.

Den Aufstieg durch das Gestämme heran schritt ein Mann in hohen Stiefeln und Lodenjoppe. Seine Hände, wovon die eine schlenkerte und die andere den Stock führte, staken in wulstigen, fingerlosen Wollfäustlingen, die Pelzmütze legte sich in zwei Lappen über die Ohren und war unter dem Kinn festgebunden. Der Schnurrbart hatte Eiszäpfchen, unter dem Filzschilde lugten ein Paar lebhafte Augen hervor und auf die johlenden Kinder hin.

„Ist der Moosbrandnerbub dabei?“ fragte er mit rauher Stimme auf die Knaben hin.

„Hier!“ rief ein kleiner Junge und hob seine Hand wie in der Schule, wenn aufgerufen wird. Er stak in einem etwas lustigen Zwilchhöslein und trappelte mit den Beinen, eines ums andere aufschwingend und dabei sich in die krebsroten Fäustchen hauchend.

„Halberfrorene Maus, du!“ sagte zu ihm der Mann. „Du hast's not, daß du noch mit Schnee umtust. Lauf' heim zu deinem Vater. Sogleich lauf' heim!“

Das war der Arzt von Unterwies, und des Kleinen Vater, der Moosbrandner, war schwer krank. Sofort begann der Knabe zu laufen über den Schnee

hin der Waldschlucht zu. Aber die anderen blieben nicht zurück. Die leutselige Frage des Doktors, welches der Bravere in der Schule wäre, fanden sie nicht der Mühe wert zu beantworten, sie liefen dem kleinen Knaben nach, der in aufgestachelter Angst um seinen Vater wie ein Geistlein dahinhuschte zwischen den braunen Stämmen. In der Schlucht stieg der Weg steil an, aus dem Schnee ragten stumpfe Steine und Gesträucher, von denen der Schnee den weißen Flaum hinweggefegt hatte. In der Runse gurgelte eingeeistes Wasser.

„Die Forellen werden alle erfrieren!" besorgte ein Knabe, der zur Sommerzeit hier mit der freien Hand manches Fischlein aus den Tümpeln gefangen hatte.

„Sie werden gewiß erfrieren", erklärte eines der Mädchen, das seine Händchen unter der Schürze zu wärmen suchte. „Der Lehrer sagt, daß sie auch noch kaltes Blut haben."

„Wie's ihnen wohltun müßt', wenn sie jetzt eingesalzen in die Bratglut kommen täten!"

„Glaubst? Probier's nur einmal du selber!"

So redeten die Kinder durcheinander, bis sie hinaufkamen, wo unter der Felswand die Köhlerhütte steht. Der kleine Moosbrandner war schon drinnen. Sie horchten, ob man nicht weinen hören könne. Nein. Der Vater lebt also noch.

Der Köhler war schon lange krank. Er lebte seit dem Tode des Weibes mit seinem Knaben allein in der Hütte. Nun hatten die Waldbauern eine alte Wärt-

rin beigestellt und schickten Milch, Brot und Erdäpfel, weil ihnen der Arzt nahegelegt, daß für den Mann Nahrung die beste Medizin sei. Die Fugen der Holzhütte waren mit Lehm verkleistert, die Fugen der kleinen Fenster waren mit Moos verstopft, die Zapfen, die am steilen Dache niederhingen, tropften, denn hier auf der Höhe war es wärmer, als unten.

Statt des Nebels legte sich Abenddämmerung über die Felswand hin. Zwischen der Hütte und der Bachrunse lag ein ebener Platz, auf dem halbverkohlte Pflöcke aus dem Schnee ragten. Das war die Kohlstätte. Vor der Hüttentür lehnte steil ein Holzstieglein, an dem schmutziger Schnee festgetreten war. An die Tür waren mit Kohle die Buchstaben der heiligen drei Könige gezeichnet und drei Kreuze. Es roch nach moderigem Stroh.

Als die Kinder nun an der Hütte standen und die Mädchen ihre Finger an den Mund legten, leise, leise — ob er nun schlafe oder gestorben sei! — machte einer der Knaben flüsternd den Vorschlag: „Wißt, was wir jetzt tun! Tun wir was beten, damit er wieder gesund wird!" Sofort war alles damit einverstanden, schon gar aus Erbarmen für den kleinen Moosbrandner, denn diese glücklichen Kinder konnten sich gar nicht denken, wie es möglich sei, keinen Vater und keine Mutter zu haben. — Sie stimmten halblaut das Vaterunser an, gerade so, wie sie es gemeinsam in der Schule beteten. Da sah ein Mädchen hinter der Fensterecke den oberen Kopfteil mit einem Auge vom kleinen Moosbrandner. Sie stieß

ihre Nachbarin mit dem Ellbogen, aber man konnte dem Auge in der Fensterecke nicht anmerken, ob es weine oder lache. Sie wiederholten das Vaterunser, und zwar schon etwas lauter. Aus der Hütte jedoch sah und hörte man nichts weiter. Da sagte ein Knabe leise zum andern: „Du, mich deucht, das hilft nit. Wir tun zu viel plappern. Wir tun nit fleißig genug mitdenken beim Beten. Mir sind alleweil die Forellen eingefallen, und dem Schuster-Ferdl sein Federbuschen."

Der andere Knabe zuckte im Gebet plötzlich ab und rief dann: „Na, nachher glaub' ich's, daß das Beten nichts hilft. Wenn der dabei auf dem Schuster seinen Federbuschen denkt!"

„Mit gscheit seid's", sagte eines der größeren Mädchen, „tun wir's einmal anders." Und im Kirchentone begann sie Folgendes zu sagen: „Lieber Gott, laß ihn gesund werden. Wir bitten dich tausendmal, laß ihn gesund werden!" Und sie sagten es alle zusammen: „Laß dem Moosbrandner seinen Vater gesund werden. Tu's machen, guter himmlischer Gott, laß ihn wieder gesund werden. Laß ihn wieder gesund werden!"

Als sie hernach durchs Fenster das weinende Knabengesicht sahen, da fiel es einem Jungen ein: „Wir machen ihm nur's Sterben hart. Wenn's ihm aufgriegt ist, daß er sterben muß und wir beten alleweil: Laß ihn gesund werden! Wie soll da was vorwärts gehen? Um eine glückliche Sterbstund' müssen wir beten." Und haben wieder an, das Vaterunser her-

zusagen alle miteinander. — Da wurde plötzlich die Haustür aufgerissen und ein Mann, in eine alte Bettdecke eingehüllt, mit den Armen ungelenk einen Besen schwingend, schalt mit kreischender Stimme auf die Kinder hin: „Werd's aufhören, ihr Fratzen! Was ist denn das für ein Lamentabel! Bin ich denn schon tot, daß ihr so plappert's? Geht's, marschiert's!" Ein fahles, wüstbärtiges Gesicht mit glurrenden Augen.

Der kranke Köhler Moosbrandner war's.

Die Kinder stoben wegshin und die Mädchen, auch etliche Knaben, zitterten an den Beinen, daß sie fast umfallen wollten.

Oben auf dem Waldanger begegnete den Kindern die Wärterin, ein buckliges, altes Weiblein, das mit einem großen Tonpluzer talwärts hastete.

„Seid's bei der Hütten vorbeigekommen?" fragte sie keifend, „lebt er noch?"

„O ja, o ja!" riefen die Kinder und eilten weiter.

Die Wärterin war tagsüber allein bei dem Kranken gewesen. Und als er „schlecht" zu werden anhub und dahinlag wie zum Sterben, da kam die Alte darauf, daß in der ganzen Hütte kein Weihwasser war. Kein Tropfen Weihwasser. Sie durchsuchte alle Gläser, Krüge, Töpfe und Scherben, sie fand gestockte Milch, Mehlbrei, Schießpulver, eingetrocknete Feldbohnen und Branntwein. Aber „Weihbrunn" nicht einen Tropfen. Ja, ist der Moosbrandner denn ein Abgestandener! Legt sich hin zum Sterben und hat nicht einen Tropfen Weihwasser im Haus! — Rasch entschlossen tat sie, was das Nötigste war. Sie

nahm einen bauchigen Milchplutzer, ging davon, trippelte hinauf zu den Hochwaldbauern, um Weihwasser zu holen, wie solches in jedem Bauernhaus zu finden sein muß. Bei dem ersten Bauern bekam sie nur ein paar Löffel voll, sie hatten selbst nicht mehr; aber es dünkte ihr, das sei zu wenig für den gottlosen Kohlenbrenner, und sie sammelte noch bei den übrigen Bauern, bis sie den Plutzer zur Hälfte voll hatte. So konnte sie nun wenigstens zu seiner Leichenbahre ein gefülltes Weihwassergefäß stellen, damit der Ganggerl doch nicht gar zu große Gewalt bekomme. Der „Ganggerl", das ist nämlich derjenige, welcher!

Der Moosbrandner harrte mit Schmerzen auf die Pflegerin. Es war ihm unbegreiflich gewesen, wie sie jählings so davonlaufen konnte. Als er sie nun mit dem Plutzer kommen sah, erwartete er frische Milch, nach der ihn dürstete.

„Gib mir gleich ein Nacherl voll", sagte er, ihr die abgezehrte Hand entgegenstreckend.

Sie schenkte in ein kleines Töpfchen und fragte: „Willst du's denn trinken? Ist auch recht, allweil soll der Mensch sein Christentum einwendig haben." Und trocknete sich mit der Schürze die Nase.

Er richtete sich auf und nahm einen Schluck. — „Iii! Woher hast denn heut' die Milch, Kundl? Das ist ja keine Milch nit? Das ist Fensterschwitz, oder was. Ein gesalzenes Wasser, oder was."

„Trink' nur, trink'", eiferte sie an, „das wird dir leicht wohl besser tun als wie Milch. Wo dir eh kein Mensch mehr helfen kann. Heiliger Weihbrunn ist's!"

Da lag das Töpfchen auch schon auf dem Herd zerschellt. —

Die Schulkinder der Hochwaldbauern getrauten sich den ganzen Winter nicht an der Hütte vorüberzugehen, aus Furcht, es könnte wieder der geisterhafte Mann mit dem Besen aus der Tür springen. Sie nahmen den Umweg über die Breitalm, wo es der Wildhege wegen verboten war, zu gehen. Den Jäger mit der Büchse fürchteten sie weniger als den Mann mit dem Besen, maßen sie auch manches Reh und Hirschlein zu sehen bekamen, das zum Fütterungsplatze herbeikam und von weitem ganz gemütlich auf die Kinder herschnupperte.

Im Frühjahr gingen die Hochwaldbauernkinder aber doch nach der Schule wieder mit dem kleinen Moosbrandner. Da war auch alles ganz anders. Auf dem See kräuselten die Wellen, sie waren schon so lau, daß man die Schuhe ausziehen und an seichten Stellen waten konnte. Das Festungsspiel bei den Steinblöcken war zwar nicht so tunlich wie im Winter, weil die richtigen Geschosse fehlten. Anstatt Schneeballen Steine, da gab es manchmal einen wirklich Pleißierten. Hingegen war bei der Köhlerhütte jede Gefahr beseitigt. Da gab es nachgerade Vergnügen. Wenn die Meiler träge rauchten und keine glühenden Kohlen hervorzuhacken waren mit langstieligen Krampen, da hatte der alte Moosbrandner Zeit, vor der Hütte auf dem Schragen zu sitzen und — die Zither auf den Knien — lustige Stücklein aufzuspielen. Wenn man ihn fragte, warum er das Instrument nicht

lieber auf ein Brett stelle als auf die Schenkel, da antwortete er dreist, Menschenfleisch sei der beste Resonanzboden.

Die Kinder fragten nicht viel nach Resonanzboden, bei denen stimmt's ja immer. Die keckften Knaben nahmen Mädchen her und tanzten auf dem schwarzen, glatten Löschboden, so daß die alte Kundl einmal zum Himmel den Klageruf stieß: „Er verdirbt auch noch die liebe Jugend!"

Der Köhler aber sagte: „Warum soll ich denn nit für die Kinder Zither schlagen? Sie haben ja dazumal so brav für mich gebetet."

„Der Weihbrunn hat dir geholfen", schrie die Alte erbost, daß er die Gnade nicht erkennen wollte.

Er hielt den zerzausten Kopf schief, blinzelte sie schalkhaft an, strich die Saiten, trat mit der Schuhspitze den Takt dazu und trällerte:

„Der Toifel hät mich freilich g'holt,
Scho lang, scho lang,
Aber wia er's Kundel siacht —
Do wird's eahm angst und bang,
Und laaft davon."

Und so schelmisch guckte er dabei auf die Alte, daß sie von seiner Meinung, ihre Heiligkeit vertreibe den „Toifel", überzeugt war.

Im ganzen aber hält der alte Moosbrandner sich von nun an lieber zu den weltfrischen, treuherzigen Kindern als zu den alten Betschwestern und erreicht bei solcher Lebensweise wahrscheinlich ein hohes und frohes Alter.

Der Waldteufel.

In der Stadt Graz geht zeitweilig ein wunderlicher Mann um. Ein Mann mit klobigem, braunem Gesichte und einem großen roten Vollbart. Sein Lodenwams hat manchen Flicken, bisweilen sogar klaffende Nähte. Eine große Ledertasche an der Seite, oder ein Bündel von Wurzeln und Kräutern. Über dem Bauch baumelt ein großes Bockshorn, mitunter auch manch andere seltsame Zier, deren Vorhandensein den Leuten nicht einleuchten will. Wozu an der Hüfte das Skelett eines Schafskopfes? Schafsköpfe trägt man doch sonst nur über dem Schlüsselbein. Das Merkwürdigste an dem Manne ist ein Riesenhut mit hohem Spitz, in der Art der alten Tiroler „Sternstecher", nur noch viel größer; die breiten Krempen beherbergen den ganzen breitschulterigen Kumpan auf das beste. Dieser Hut ist zumeist mit wilden Blumen geschmückt, besonders aber mit Hahnen- oder Geierfedern, die hoch und keck in den Himmel hineinstechen. Sehr langsam schleift er dahin, immer wieder stehen bleibend, um mit singendem Rufe sich bemerkbar zu machen. Ich habe manchmal bemerkt, wie der Mann nicht ganz sicher durch die Straßen

schritt; das ging nicht immer gerade aus, so wie es wohl sein Wille gewesen wäre. Gerne singt er ein dreistes Liedel oder löst gar einen „Juchezer" fahren. Bisweilen aber grollt und flucht er — und hat Grund dazu. Die Gassenjugend, die „liebe", tut ihn nämlich manchmal gern ein wenig „anhetzen", weshalb die Polizei ihn immer abschaffen will, anstatt die Gassenbuben abzuschaffen. Sie meint wohl, er solle nicht Ärgernis geben, und die gibt er auch nicht, so viel ich weiß. Es gibt viel ärgerlichere Dinge auf der Welt, als die absonderliche Tracht dieses lustigen Sonderlings, und werden doch nicht abgeschafft. Den Namen „Waldteufel" hat man ihm geschenkt, er hat ihn freundlich angenommen, erstens, weil er am Geierloget eine alte Waldhütte bewohnte, zweitens, weil er im Walde Beeren, Pilze, Heilkräuter und Wacholderstauden sammelt, um sie den Stadtleuten zu verkaufen, und drittens, weil ja der Titel zu seiner äußeren Erscheinung nicht übel paßt. Wie andere Geschäftsleute ihre Orden und Ehrentitel, so benützt er den seinen zur Reklame und man kann manche Hausfrau eilig über die Treppen herablaufen sehen, wenn sie nach dem Geschrei vernommen, daß der Waldteufel in der Nähe sei. Da lacht er dann gemütlich, bietet seine Wacholderstauden aus und meint, er möchte die „Aranabeten" gern in „Aranabetenen" umhetzen. Dieses Teufels einziges Höllenfeuer dürfte das Feuer des Wacholderbranntweins sein.

Wo der Mann sich zeigt, mit jemandem spricht, oder auch mit sich selber, oder mit einer Straßen-

laterne, oder mit einer Statue, da sammelt sich um ihn bald ein Kreis von Zuhörern, die teils mit Neugierde, teils mit spöttischer oder mißtrauischer Geberde die Gestalt anstaunen, bis dann plötzlich irgend so ein Range hervorspringt, an seinen Kleidern zerrt oder ihn mit Staub bewirft.

Eines schönen Maimorgens sah ich den „Waldteufel" — umringt wieder von Neugierigen — vor dem neuen Hamerlingdenkmal stehen. Er schien gerade vertieft zu sein in ein Gespräch mit dem Dichter. „Du bist ein gescheiter Mensch gewesen," hörte ich ihn noch sagen mit seiner rauhen Stimme, „hast ihnen schon immer einmal was gesagt, denen, was sie mit ins Hutbandel stecken. Ein gescheiter Mensch! So wie auch ich einer bin!" Dabei verzerrte er sein klobiges Antlitz zu einer Fratze, als ob er seiner eigenen Gescheitheit ein Gesicht schneiden wollte. Der steinerne Dichter hat ihm nicht geantwortet; der lebendige Hamerling hätte für diesen Mann gewiß ein gutes Wort gehabt, obschon er solche Leute gerne mir überließ. „Die Waldteufel gehören Ihnen," sagte er einmal, „mit diesen wissen Sie besser umzugehen als unsereiner, dem die Stadtteufel so viel zu schaffen machen." Übrigens glaube ich, daß er das Wort „Stadtteufel" gar nicht ausgesprochen hat; man verstand auch, wenn er in halben Sätzen redete. Nun aber mit diesem „Waldteufel" wußte auch ich nichts anzufangen. So vor Leuten zu ihm hintreten und fragen: „Wie geht's euch! Wie lebt ihr? Was ist euch schon alles passiert? Was denkt ihr? Erzählt

mir etwas! — das mag ich nicht, würde bei solchen Menschen auch nicht anschlagen. Oder man wird tüchtig gefoppt. Da heißt's möglichst gleichgültig dreinschauen und warten, bis so einer selber anfängt. Und mein Waldteufel fing bald an.

Diesmal hatte er einen besonders merkwürdigen Hut auf. Auch der hatte die Form der Sternstecher, nur dünkt mich, er wäre noch wuchtiger und riesiger als seine sonstige Kopfbedeckung, die wohl aus derbem Filz gewesen. Manchmal war solcher Hut beklebt mit illustrierten Zeitungsannoncen, weiß aber nicht, ob zur selbstgewählten Zier oder ob schlaue Geschäftsleute sie ihm angeschwätzt hatten, so daß er für sie eine wandelnde Annoncensäule abgab. Ich vermute den Mann des Lesens unkundig und manchmal ein Opfer fremden Vorwitzes. Diesmal war der Hut aus Baumrinden gemacht, in doppelter Schichte, daß er besser halten sollte; die ungeheuren Krempen waren zierlich gezackt. Aber diese Krempen hatten ein paar Löcher. Der Hagel hatte ihn geschlagen. Er pflege — sagte der Mann in langsamer, gemütlicher Tonart — bei Ungewittern nie unter einen Baum zu gehen, er bleibe auf freiem Felde stehen und warte, bis es vorüber sei. Das sei sonst schier am sichersten, aber diesmal habe ihm der Hagel die Löcher geschlagen. Nun, es sei ja recht. Sonst hätte er doch auch nichts, was ihm der Hagel schlagen könne. Außer diesen Hut hätte er wohl einmal ein Haus gehabt, aber das sei ihm abgebrannt. Sei ihm immer noch leid um dieses Haus, seien ihm viel Altertümer mitverbrannt.

Er meinte damit wahrscheinlich alte Kleider, besonders aber den weitbekannten Filzhut, den er sich vor vierzig Jahren selbst gebaut hatte. Um seine Angabe zu bezeugen, zog er ein Zeitungsblatt aus dem Sack; als er das abgegriffene Papier mit ungeschickten Fingern entfaltete, wollte es gleich auseinanderfallen, als ob auch diese letzte Erinnerung an seine Hütte zunichte werden sollte. Da stand denn in einer Notiz beiläufig erwähnt, daß am Geierkogel eine Hütte abgebrannt sei, in welcher der sogenannte Waldteufel sich manchmal aufgehalten habe. — So weit war auch dieser Naturmensch schon von der Kultur beleckt, daß er sich nun etwas Besonderes dünkte, „weil er in der Zeitung stand". — Ja, Alter, das hat man davon, wenn man in die Stadt geht, Pilze und Kranabetstauden zu verkaufen. In die Zeitung kommt man, gedruckt wird man, gerade so wie der Dichter, der dort in Stein auf dem Sockel sitzt. Da sagte er auf einmal: „Ihr Herren! Wenn ich alle Steine, die mir in Graz die Gassenbuben schon nachgeworfen haben, zusammengetragen hätte auf einen Haufen, es wäre auch ein Denkmal. Wäre auch eins! Nirgends so als wie da, daß mich die Kinder aushetzen."

Es steht zu vermuten, daß der Mann auch das Wort so übertreibt wie den Hut. Es gibt ja wohl böse Buben, hier wie dort. Der Unterschied, daß die Landkinder sich vor dem Waldteufel fürchten, während die Stadtjugend mit ihm ihren Spaß hat. Wie die löbliche Polizei sagt, Ursache daran wird doch wohl er selber sein mit seiner auffallenden Tracht. Ob er sich

aus Eitelkeit so trägt? Oder ob er damit die Aufmerksamkeit der Leute aus praktischen Gründen auf sich lenken will? Vielleicht beides. Leicht ist sein Geschick sicherlich nicht. Wenigstens nicht in unseren Augen. Er selbst — wenn man ihn so sprechen hört — wüßte allerdings nicht, was ihm fehlt. Es müßten nur die „Altertümer" sein, die ihm verbrannt sind.

Als Beweis für die Schlauheit des Waldteufels wird ein Stücklein erzählt. Wandern da einige bergfrohe Herren aus der Stadt auf den Geierkogel. Der Weg ist weit und die Sonne brennt heiß. Nirgends im Kalkboden eine Quelle, nirgends ein Labsal! Endlich ein Haus, vor dem einige Knechte stehen, darunter der wilde Waldteufel. Freundlich bitten die Ausflügler um einen Trunk Wasser, der ihnen gern und ohne Anspruch auf Bezahlung gewährt wird. Mit einem herzlichen „Gelt's Gott!" wollen sich die Städter wieder entfernen, da fängt der Waldteufel zu schreien an: „Ich muß das Wasser weit hertragen und ihr schenkt es den reichen Städtern. Holt euch von morgen ab selber das Wasser herauf!" Natürlich griffen die Herren sofort in die Tasche und legten Nickel auf Nickel in die nun demütig dargebotene Hand des Waldteufels. Kaum waren die Ausflügler außer Hörweite, da reichte der Fechtbruder seine Kollekte den Knechten mit den Worten: „Da habt's zwei Gulden fünfzig, und merkt's euch, wie leicht man bei den Städtern Geld verdienen kann!" Es braucht nur noch erwähnt zu werden, daß sich der Waldteufel nie mit Wassertragen abgegeben hat.

So ist es ihm sein Lebtag gut gegangen. Sein Vater, ein Tiroler, hat seine Mutter, eine Kärntnerin geheiratet. Und das Kind nachher ist ein Steirer geworden. Also drei Heimländer. Wer hat mehr? Er ist sein Lebtag viel gereist. Nicht bloß in den drei Heimatländern, wohl auch in Italien, im Küstenland und weiter um. Sein Vater war Künstler, Holzschnitzler, und ist dann mit seinen Waren: Holzschüsseln, Kornschaufeln, Kochlöffeln und dergleichen hausieren gegangen. Der Sohn ist überall mit ihm gewesen. Nicht jede Nacht haben sie ihr Quartier gefunden.

Nun, im Freien ist's auch bequemer, da hat man weit genug, hat frische Luft und wird nicht geniert. Das Gras auf der Wiese ist auch ein Federbett, ein ganz frisches, und kein Königskind hat ein süßeres Schlaflied, als das die Grillen singen. Aber noch lieber ist der „Franz" auf Steinhaufen gelegen, da kann man sich mit den Ellbogen das Bett graben wie man's gern hat. „San die Gliederlan wohl immer a bissel steif worden; muß einer nachher halt wieder brav laufen, alsdann werden sie schon wieder gelenkig."

„Und hat's euch nicht geschadet, bei Nacht und Wetter so im Freien schlafen?"

„Bis jetzt nit. Gesund, Gott sei Dank, bin ich alleweil gewest."

„Wie alt seid ihr denn?"

„Im Achtunddreißigerjahr geboren."

„Was? Und nicht ein graues Haar im Bart!"

„Aber da, lieber Herr!"

Er hob seinen Hut vom Kopf, da hatte er noch eine schwarze Haube auf, wohl zum Schutz vor dem drückenden Baumrindendach. Das verschwitzte Haar recht üppig, aber doch manch grauer Faden.

„Seht ihr, und so einen alten Herrn will die Polizei abschaffen!" Er sagte es munter gegen einen Sicherheitswachmann hin, der den Waldteufel schon lange beobachtet hatte, ohne ein Arg an ihm zu finden. Dann hob er mit beiden Händen den Hut langsam und bedächtig wieder auf den Kopf. Einer, der diesen Hut vorwitzigerweise versucht, behauptete, er wiege wenigstens fünf Pfund. Dem Manne schien die Gefahr des Abgeschafftwerdens nicht aus dem Kopfe zu gehen. Es schien ihm schon oft passiert zu sein, obwohl die Behörden nie recht wußten, wohin mit ihm. Von den drei schönen Alpenländern wollte jedes das bescheidenste sein und auf den drolligen Vagabunden verzichten. Er wäre ja doch in keinem geblieben. „Ich tu' halt so viel gern reisen, so viel gern reisen! Und abgeschafft werden wir alle einmal!" lachte er laut, gegen den Wachmann hin. „Bis wir alt sind, werden wir alle abgeschafft. Aber ich bin decht noch jung."

„Ja, bloß sechsundsechzig Jahre!" redete ich drein.

„Was ist das, sechsundsechzig Jahr! Meine Mutter ist hundertvier Jahr alt geworden. Mein Vater ist hundertvierzehn Jahr alt geworden, weil er brav Schnaps getrunken hat. Heut' kunnten sie noch leben, wenn —". Er hielt ein mit irgend einer Anklage

und setzte schmunzelnd bei: „Wenn sie nit gestorben wären."

„So habt auch Ihr Aussicht, alt zu werden?"

„Ich werde zweiundachtzig Jahre alt," antwortete er fest und ruhig. „Damit wir zusammen drei hundert Jahr ausmachen, alle drei. Dreihundert ist kein Spott mehr. Mein Vater hat allemal gesagt er möcht's gern derleben, daß die Leut' gescheiter werden. Hundertvierzehn Jahr ist er alt worden und hat's doch nit derwarten mögen. So lang mag ich nit leben, so lang nit. Nur das möcht' ich noch sehen wie's ausschauen wird auf der Welt, bis die Leut noch dümmer geworden sind."

Da hatten wir gleich seine Meinung über den Stand unserer Kultur. Er brauchte keine langen anarchistischen Reden zu halten, keine pessimistischen Bücher zu schreiben — das eine Wort sagte alles. Er, der keinen anderen Rock hat, als das in allen Nähten klaffende Lodenwams, kein anderes Dach, als den ungehobelten Rindenhut — von der Art seiner Nahrung war überhaupt nicht die Rede — er fühlte sich erhoben über die Millionen der Durchschnittsmenschen, die ihn erst dann interessieren werden, bis sie noch dümmer geworden sind.

Wie war nun diesem stolzen armen Manne beizukommen? „Waren" hatte er diesmal nicht bei sich, die ihm etwa abzukaufen gewesen wären. War man sicher, daß der hohe Herr, der bedürfnislose, freie König des Waldes, eine bescheidene Gabe nicht zurückweisen würde?

„Wie würdet Ihr es halten?“ fragte ich ihn tückisch, „wenn ein armer, braver und ganz zufriedener Mensch dastände und jemand gäbe ihm ein Silberstück in die Hand. Wäre das gescheit oder dumm?“

„Das wäre gescheit, das wäre gescheit!“ rief er aus.

„Und was glaubtet Ihr, daß der arme, brave und ganz zufriedene Mensch mit dem Silberstück anfangen würde?“

„Schnaps kaufen! Schnaps kaufen!“

So weit ging sein Freiheitsstolz — und nicht weiter. Alle Bande hatte er abgestreift oder gesprengt, aber der Schnaps war sein Herr und Gebieter geblieben. Doch ich sah ihn keinen trinken. Ehe wir auseinandergingen, vertraute er mir noch ein Geheimnis an. Er sei gesonnen, sich demnächst zu veräußern. Er stehe in Unterhandlung mit der medizinischen Fakultät, er wolle ihr seinen heiligen Leib verkaufen. Bei dem Worte heilig schnitt er eine ganz abenteuerliche Grimasse. Er glaube, mit fünfhundert Gulden sei der Waldteufel nicht überzahlt, aber man spare immer am unrechten Orte und wolle ihm nur dreihundert geben. So viel aber sei die Haut allein wert, wenn sie ausgestopft werde. Was habe er denn für die Knochen? Daß diese auch hübsch was nutz seien, beweise er jedem, der es bewiesen haben wolle. Er hob den Arm mit der geballten Faust; das war allerdings achtunggebietend. Indeß hätte ihm ein Wachmann geraten, sich nicht vorreilig zu verkaufen, er lebe dann keine drei Wochen mehr! Die Studenten

seien so viel gierige Leut', die würden seinen Tod, der erst nach vierzig oder fünfzig Jahren eintrete, nicht abwarten wollen, sondern recht bald mit „einem Stupferl von hinten" nachhelfen, daß sie zu ihrem Kadaver kämen. Dann werde er am Arm gezeichnet und dürfe auch nicht nach Amerika, oder sonst übers große Wasser. Als Mann der Freiheit vertrage er das nicht. Es sei also eine Lebensfrage, ob er sich derweil nicht doch noch behalten solle. Es werde am besten sein, er gehe fleißig betteln. — Und machte sich auch gleich ans Tagewerk.

Weiter weiß ich nichts von ihm. Vielleicht läßt sich gelegentlich mehr erfahren. Jedenfalls erreicht der Mann ein hohes Alter, besonders, wenn er nach dem Grundsatz seines Vaters so lange leben will, bis die Leute gescheiter geworden sind.

Am Tage der Sonne.

Der Wildeisboden ist eine der höchsten Erhebungen unserer Alpen. Er ist eine meilenweite Landschaft für sich mit Berg und Tal. Während sonst in den Tälern und auf den Ebenen aperer Boden ist und der Schnee nur an den Bergen hängt, ist es dort umgekehrt, die Felsgipfel erheben sich nackt und kahl, in den Talungen und Muldungen liegt Schnee, ewiger Schnee, toter Schnee — Gletscher. Wer einmal auf einem jener braunen, zerklüfteten Felsgipfel gestanden, der hat es für sein ganzes Leben. Er hat eine Welt gesehen, in der nichts ist als Stein und Eis, so weit das Auge reicht. Ferne Gebirge, die ebenfalls Gletscher tragen, schließen sich scheinbar an die Wüste der Wildeisböden (man gebraucht den Namen auch in der Mehrzahl); die tiefen Täler, die dazwischen liegen, nimmt das Auge nicht wahr. Nach allen Weltgegenden furchen sich die Täler aus von diesen Wildeisböden und ihre grauen Gletscherwässer fließen in alle Meere.

In eines dieser Täler müssen wir hinabsteigen. Ich werde den Leser anseilen, um ihn zu erinnern an die Beschwerden und Gefahren dieses viele Stun-

den langen Abstieges, bei dem im letzten Jahrzehnte mehr als ein Hochtourist das Leben eingebüßt haben. Das Tal zieht gegen Westen hin und krümmt sich später etwas gegen Nordwesten, weit draußen eine scharfe Scharte lassend, aus der die sonnigen Vorgelände blau hereinschimmern. Zur Linken dieses Tales zieht sich vom oberen Wildeisboden das schauerlich wüste Fels- und Eisgebirge hin, dessen zerklüftete Nordwände fast senkrecht bis zur Talsohle niederstürzen. Zur Rechten, ebenfalls vom Wildeisbodenstock abdachend, steht ein hoher Bergwall von kahlen Kuppen, Felsrissen und Almen, auf denen goldener Sonnenschein liegt, während die Nordwände des Gebirges zur Linken nur hoch an den Vorsprüngen und Türmen beleuchtet sind, tiefer herab im ewigen Schatten dämmern. Der Bach, der in vielen Runsen und Fällen vom Wildeisboden niederstürzt, braust in schneeweißen Schäumen durch das ganze meilenlange Tal hinaus, er ist mehr eine Kette von Wasserfällen als ein Bach. Holzblöcke, die am Fuße der Böden in dieses Wasser fallen, kommen ganz zerschlagen erst nach zwei Tagen draußen an, wo das Gebirge sich sachte in Hügelgelände verliert.

Dort, wo aus Gletscherbereichen das Wasser niederstürzt in den Engkessel des hinteren Tales, wächst auf den schmalen Matten, zwischen Bach, Gewände und Felsblöcken kurzes, kümmerliches Gras und unter knorrigem Knieholz steht dort und da ein von Sturm zerrissener, halbverdorrter Fichtenstamm. An einer etwas erhöhten Stelle an den wüst und schwindelnd

aufragenden Sollerwänden steht eine Gruppe von solchen Bäumen, unter deren Schutz eine kleine Holzhütte sich duckt. Seit die Welt steht, ist in diesem Bergwinkel kein Vogelgesang und kein Grillengezirpe vernommen worden; selbst wenn solche Tierlein hier hausten, erstürbe ihr Sang in dem Brausen der Wasser. Seit die Welt steht, ist kein Sonnenstrahl gefallen in diesen Engkessel am Fuße der Sollerwände. Der Sonne Widerschein, der von den gegenüberstehenden Rinkuppen herabkommt, legt ein mattes, trauriges Licht auf die beständige Dämmer in der Tiefe. Von der Hütte gegen den Bach hin erstreckt sich eine Böschung aus Schutt und Stein. Wenn man auf derselben etwa hundertfünfzig Schritte lang dahinklettert, so kommt man zu einer flachen Felsplatte, die wie ein Tisch auf anderen Steinen ruht. Sie ist immer feucht von dem Nebelstaub, der aus dem schäumenden Wasser der Tiefe heraufsteigt. Der Engkessel heißt die Not. Aber von dem Felstische aus kann man einmal im Jahre Wunder sehen. Am 22., 23. und 24. Juni zur Abendstunde erscheint hier die Sonne.

Wenn man von diesem Punkte aus talabwärts schaut, so sieht man ganz unten, wo die lichte Himmelsscharte hereinblinkt, links als letzten Vorsprung der hohen Bergkette eine scharfe Felswand stehen. Ihr fast senkrechter Absturz, der 1580 Meter hoch sein soll, bildet eine schnurgerade Linie vom Himmel bis in die tiefste Talniederung, mit dem gegenüberstehenden Waldberghang die lichte Himmelsscharte einrahmend. Dieser wuchtige Felsvorsprung hat zwei

Namen: er heißt Donnerstein und auch Sonnwender. Wenn im Engkessel, die Not genannt, an den Wänden ein Gemsjäger steht, oder auf den gegenüberliegenden Almen ein Hirte, und es erhebt sich in den Wildeisböden ein Gewitter, so hört er bei jedem Blitz zwei Donnerschläge. Den einen zuerst über dem Gletscher und den andern eine Weile später vom Donnerstein herein. Drei Vaterunser, sagen die Hirten, soll man bequem beten können, bis nach dem ersten Schlag der zweite hereinkommt. Dieses Widerhalles wegen heißt jene Felswand der Donnerstein. Der Sonnwender ist sie genannt, weil an den genannten Junitagen abends um halb 8 Uhr hinter dem Profil der Wand die Sonne hervorkommt und einige Minuten in die Not hereinleuchtet, ehe sie in der Scharte untergeht. Die Hütte unter den Schirmfichten erreicht sie auch zu dieser Zeit nicht, weil dieser Grund eben zu jenen Schattengeländen gehört, auf die seit der Welt Ursprung bis zur letzten Urständ kein Sonnenstrahl fällt. Wenn also jene Tage kommen, gehen die wenigen Hüttenbewohner längs des Schuttwalles hinaus bis zum steinernen Tisch und warten, bis hinter dem Donnerstein die liebe Sonne hervortaucht. Und wenn sie kommt, schauen die Leute schweigend auf sie hin, so lange, bis sie in der untersten Schartenecke verschwunden ist. Am ersten Abend der drei Tage taucht von der Sonne nur die Hälfte hervor, dann sinkt sie hinten hinab; am zweiten Tage löst sie sich in ihrer ganzen Runde aus der Felswand hervor, leuchtet in mildem, rötlichem Abendschein und sinkt

in den Trichter hinab. Am dritten Tage lodert nur wieder die halbe Scheibe hervor, ehe sie untergeht. Ist sie dahin, dann gehen die Leute wieder der einsamen Hütte zu, um neuerdings ein Jahr auf den Besuch der Sonne zu warten. Am vierten Tage — so behauptet man — würde die Sonne nicht mehr sichtbar und nur ein strahlender Glanz gehe aus vom Donnerstein, vor Sonnenuntergang.

In der Hütte wohnte zur Zeit dieser kleinen Geschichte der alte Hirte Bastian mit seinem Weibe, seiner Tochter, ihrem Manne und ihrem Knäblein. Es waren Hirten ohne Herde. Zur Sommerzeit, wenn aus den Dörfern der unteren Gegenden die Rinder, Pferde und Schafe auf die Almen geführt wurden, übernahm es die Familie des Bastian, über die Tiere zu wachen, daß sie sich nicht verliefen und daß sie den gefährlichen Absturzstellen ferne blieben.

Wenn bei schlechtem Wetter die Herden sich versammelten unter Schirmtannen, wie sie da und dort standen, ging von den Bastianleuten eines hinauf, zählte sie ab und teilte unter ihnen Salz oder Mehl aus; war eines der Tiere krank oder fehlte eines, dann mußte nach dem Eigentümer eine Botschaft geschickt werden. Trotz der Hunderte von Stücken mußten die Hirten jedes einzelne Rind oder Pferd unterscheiden und wissen, wem es zugehört. An den Schafen waren nur die Rudel zu merken, die sich je nach der Zusammengehörigkeit von Haus aus sonderten und sich nie miteinander vermengten. Bei diesem Hüterdienst, der im Hoch- und Nachsommer etwa acht oder zehn

Wochen lang währte, bis die ersten Schneestürme niederwirbelten von den Böden, verdiente sich die Familie so viel, um den Winter über leben zu können. Um sich einen Notpfennig zu erhausen, arbeitete der Schwiegersohn Killi manchmal im Holzschlag. Dieses Hirtenamt war seit alten Zeiten an die Leute des Bastian geknüpft, die man auch die Unterwander hieß, weil sie unter der großen Sollerwand ihre Hütte hatten.

Bastians Vater hatte drüben am sonnseitigen Hang die Hütte gebaut. Da war eines Maientags der Föhn gekommen und hatte hoch oben am Kar die Schneelawine gelöst. Diese kam niedergefahren, ihr Luftdruck fegte die Hütte weg und schleuderte die Trümmer mehrere hundert Klafter weit über das Tal, über das Wasser bis an die Felswand der Schattseite. Die Einwohner waren an demselben Tage draußen im fernen Kirchdorf bei der Fronleichnamsprozession gewesen. Als sie heimkamen ins Hochtal und kein Heim mehr fanden, da taten die drei armen Menschen ganz verschiedene Dinge. Das Weib weinte, der Sohn fluchte und der Vater betete ein Dankgebet, daß sie durch das „allerheiligste Altarssakrament" gerettet worden seien. Die Nacht über schliefen sie in einer Felsnische, am nächsten Tage begannen sie aus den Trümmern eine neue Hütte zu bauen unter der senkrechten Wand bei den Schirmbäumen. Seitdem stand das Haus der Hirtenfamilie in dem ewigen Schatten. Zwar nun das Weib und die Kinder des Bastian hatten Sonne genug, wenn sie auf den Almen umherstiegen bei den schellenden Herden. Der

alte Bastian jedoch hatte schon seit Jahr und Tag keinen Sonnenstrahl mehr gesehen. Er war einst, als er die von den Wildeisböden niedergehende Gletscherzunge zu überschreiten hatte, durch den Schneesteg gebrochen und in eine Eisspalte gefallen. Dort unten stak er neun Stunden lang, ehe er gefunden und gerettet werden konnte. Nach monatelanger Krankheit genas er, aber die Füße blieben lahm und tot. Der Bastian war ein Krüppel, der durch das Fensterlein in ohnmächtigem Wehe hinaufblickte zu den sonnigen Kuppen. Er hatte nie vorher empfunden, daß die Sonne so einzig nicht zu entraten ist. Nun konnte er mit dem alten Attinghausen klagen: „Wenn die liebe Sonne zu mir nicht kommt, ich kann ihr nicht mehr folgen auf den Bergen!" Nein, sie kam nicht zu ihm, die liebe Sonne. Als nach seinem Unglücksfalle der erste Sonnwendtag war und die Bewohner der Hütte den einjährigen Enkelknaben hinaustrugen zum steinernen Tisch, um dem Kinde die Sonne zu zeigen, lag der Sebast noch auf dem Krankenbette. In dem darauffolgenden Jahre hätte der Alte sich wohl auf einem Steinkarren hinausschieben lassen über den Schuttwall, aber es war trüber, regnender Himmel, und wieder war die Sonne verspielt für ein ganzes Jahr. Nun aber kam die dritte Sonnenwende.

Die Sonne spannte ihre höchsten Bogen in den Himmel auf, aber den Zenit erreichte sie nicht und über die Zinnen der Sollerwände kam sie nicht. Jenseits stieg der goldige Schein herab über Alm und Wald, aber ins Tal kam er nicht. Gegen Abend be-

gannen die Schatten, wie aus der Unterwelt steigend, den Berghang hinaufzukriechen, höher und höher die bunten Farben der Wälder und Matten löschend, bis endlich auch die höchsten lichten Gipfel zu dunklen Buchten geworden waren. Die Not mit ihren Felsblöcken und ihren verwitterten Baumgruppen und ihrer Menschenhütte versank in dunkle Nacht. Am 22. Juni war der alte Sebast schon früh morgens rege und blickte aus, wie der Himmel sei. So viel von ihm niedersah, er war tiefblau und die Almkuppen leuchteten rein, wie grünliches Gold. Es ist der Tag der Sonne. Noch fünfzehn Stunden und er wird die Sonne sehen!

Zur Mittagszeit hatten sich über die Zacken der Wildeisböden ein paar milchweiße Wolkentürme heraufgebaut. Am Nachmittag zerfransten sie sich und verschwanden. Der Alte kratzte mit dem Schermesser seine Bartstoppeln weg und zog sein Sonntagsgewand an nach langer Zeit. Er merkte, es war ihm recht weit und luftig geworden. Auch sein Weib kleidete sich besser und die Tochter richtete ihr Knäblein festlich her, wusch ihm mit feuchtem Lappen das blasse Gesichtlein und strählte ihm das flachsfalbe Haar. So richteten sie sich her zum Empfang der Sonne. Der Bastian saß schon auf seinem Sandkarren und blickte ununterbrochen hinaus in die lichte Scharte. Ja, sie war licht, aber blaßlicht und mit einer Dunstschicht überzogen, die sich rasch verdichtete. Als sie hinausfuhren über den Schuttwall, standen in der Scharte bleigraue Wolken, aus denen es blitzte. Es war halb

acht, und es wurde acht Uhr und hinter dem Donnerstein kam keine Sonne hervor. Betrübt kehrten sie in der Dämmerung zur Hütte zurück — hoffend auf den nächsten Tag.

Am nächsten Tage regnete es vom Morgen bis zum Abend und die Nebel hingen so tief nieder, daß nicht einmal die Scharte zu sehen war am Donnerstein. Am dritten Tage regnete es nicht, aber der Himmel war umzogen und auf den Bergen hingen Nebel. Der Knabe hüpfte den ganzen Tag um die Hütte herum und jauchzte, er werde die Sonne sehen, die liebe schöne Sonne!

„Du wirst sie freilich sehen, Kind," sagte der Großvater zu ihm, „du bist jung. Aber ich werde wohl ohne Sonnenuntergang schlafen gehen müssen."

Am Nachmittage heiterte es sich auf, am Abende leuchtete die Scharte im hellen, wolkenlosen Himmelslichte. Der Tochtermann war nicht zu Hause, war im Gebirge bei den Herden. Das Weib und die Tochter spannten sich an den Karren, in dem der Bastian kauerte; der dreijährige Knabe schob hinten nach und so zogen sie in feierlicher Andacht den rauhen Wall hinaus bis zum steinernen Tisch. Dort standen sie und blickten auf die Scharte hin, die zwischen den beiden Berglinien immer heller und heller wurde. Der Bastian blieb im Karren und legte die Hände gefaltet auf den Tisch, sie zitterten ein wenig. Neben ihm hockte sein auch schon mühseliges Weib. Die junge Mutter hatte den Knaben auf den Schoß genommen und gesagt: „Jetzt mußt du schön still sein, Kind. Es

kommt die liebe Sonne." Aber das hörte man nicht, denn es donnerten die Wasser in der Schlucht. Die vier Menschen blickten schweigend.

Hinter dem Absturz des Donnersteins begann es blendend hell zu blinken. Dann quoll aus der Wand eine glühende Lohe, ein feuriger Bogen, immer größer und weiter sich dehnend, bis die ganze funkelnde Sonnenscheibe in der Scharte stand und ihr rosiges Licht hereinlegte durch das tiefe Engtal. — Ein paar Minuten stand sie so da in stiller Majestät, dann plattete sich der untere Rand und die Sonne versank allmählich ins Dunkle.

Als sie verschwunden war, rief der Knabe: „Ist das die liebe Sonne gewesen?" Die Frauen jubelten jetzt. Die Gnade war größer gewesen, als sie erwartet hatten. Die ganze Sonne hatten sie gesehen, während sie als am dritten Tage nur einen Teil von ihr erwartet. Es ändert sich nicht der Lauf der Gestirne, aber es irren die Menschen.

„Und wie geschwind alles wieder vorüber ist!" sagte die alte Frau; sie zog ihren Loden um die Achseln zusammen, denn es strich die frostige Abendluft.

„Ihr solltet doch beten, so lange die Sonne da ist," sprach der Greis, er mußte es schreien und hielt immer seine Hände gefaltet auf den Tisch gelegt.

„Gott der Herr führe uns all' zur ewigen Freud' und Seligkeit, Amen." So betete die Frau, „und nun, Alter, wollen wir wieder in die Stube fahren."

„So wartet doch, bis die Sonne unten ist!" rief er laut.

„Sie ist ja schon lange unten, Vater, und es wird dunkel."

Da schrie der Alte, die Sonne sei noch da, er sehe sie! Er sehe sie groß und tanzend vor seinen Augen stehen! Dann tastete er nach der Hand seines Weibes und tastete mit den Händen in die leere Luft und rief: „Was ist denn das? — Was ist denn das? Jetzt sind zwei Sonnen da! Jetzt sind drei Sonnen da! Sie tanzen in allen Farben. Was ist denn das?"

Die Frauen brachten ihn in die Hütte. Den Bastian umtanzten die Sonnen noch stundenlang. Und als der Morgen tagte und auf den gegenüberstehenden Kuppen wieder der goldige Schein lag — sah der Alte nichts mehr. Er war erblindet.

Nach einer Weile kamen Leute zusammen und schauten den armen Mann an, der hilflos im Winkel der dunklen Stube kauerte. Sie sagten, der schwache Augennerv sei von der grellen Sonne getötet worden, in die er anhaltend geblickt hatte.

Der Bastian saß da und sagte nichts als „In Gottesnamen!" Er hat sein Gesicht keinem Fenster und keiner besonnten Bergkuppe und keiner Herdglut und keiner Kienspanfackel mehr zugewendet; ein unendliches Meer von Dunkelheit umgab den hinsiechenden Greis. Aber in dieser Dunkelheit begannen wieder zu kreisen, bald blasser, bald heller, die feurigen Sonnenräder. Der alte Hirte merkte es kaum, wie seine Seele auf solchem Sonnenwagen sachte entführt wurde empor zum ewigen Licht.

In der Finster.

Endlich, nach sieben Jahren, wagte er es. Sieben Jahre lang war er im Exil gewesen ganz hinten an der Schweizergrenze, wo die Welt Vorarlberg heißt. Dort in der Holzschlagarbeit hatte er Schutz gesucht und gefunden vor dem Frauenzimmer. Daheim im Steirischen war sie und wartete auf ihn. „Hansjörg!" hatte sie gesagt, „du weißt, wie wir stehen miteinand und du mußt mich heiraten!"

Wie sie standen, oder vielmehr gestanden waren zu einander, das wußte er freilich. Beiläufig so, wie zwei hitzige Leute, die sich im Vorübergehen einmal gern gehabt hatten. Und daran nun hakte die Mariandl ihre Kette. Der einfältige Hansjörg wollte nicht, konnte auch nicht, weil er nicht Nutz und Rest hatte, glaubte aber, daß er müsse. Sie hatte ja sogar hitzigerweise gedroht, ihn einsperren zu lassen, wenn er sie nicht zu seinem Weibe nehme — daraufhin war er also geflohen und hatte sich sieben Jahre lang nicht mehr blicken lassen in seiner schönen Heimat Franzensfeld auf der hohen Au. Träumen tat er in dieser Zeit oft von der hohen Au und den frohen Jugend-

tagen dort, und wenn seinen Wald Fremde durchreisten und das schöne Land Vorarlberg und die nahe Schweiz lobten, sagte er, das sei noch gar nichts. Wer wissen wolle, was ein schönes Land sei, der müsse nach Steiermark gehen. Er selber ging aber nicht hin, einzig nur, weil er sich vor dem Weibsbild fürchtete. Vor der treuen Mariandl in der Schimmelhütte.

Als er nun trotz mancher Botschaft, die er aus daheim erhielt, von der Mariandl nichts mehr hörte, da begann er zu hoffen, sie würde gestorben sein, und zwar eines seligen Todes, weil er ihr ja den Himmel wünschte. Und als er von einem Vetter Bericht erhielt, er solle doch endlich wieder einmal nach Hause kommen, in der hohen Au gebe es Arbeit genug und guten Verdienst; und als ihm endlich noch sein liebster Jugendfreund, der Sim auf dem Kogel schrieb, daß er Hochzeit mache mit einer vom Teichhof, und ihn einlud, zu solchem Ehrentage zu kommen, da widerstand der Hansjörg nicht mehr länger. Denn, dachte er, der Teichhof und der Sim im Kogelhof stehen dreiviertel Stunden weit von der Schimmelhütte — wenn er vorsichtig ist, so fällt er ihr vielleicht doch nicht in die Arme — besonders wenn sie schon gestorben ist.

Also hat es sich eines Abends zugetragen in Steiermark, daß von der Reichsstraße bei der Johanneskapelle ein gut zusammengestiefelter Mann mit einem Rückenbündel seitlings bog und anwärts stieg gegen die hohe Au. Er hatte es für alle Fälle so eingerichtet, daß er nächtlicherweile nach Franzens-

feld kam, um dort beim Vetter zuzusprechen. Er freute sich recht.

Es dunkelte schon stark, als er über das niedere Heidekraut dahinschritt zwischen einzelnen Lärchen. Den Weg kannte er doch wohl noch von alters, oder vielmehr von jugends her. Der Himmel war grau und hängend, auf den Bergen lagen die Nebel, denn es war im Herbste. So ging der graue Tag rasch in die braune Nacht über und zwischen den Waldstämmen war die Wegrichtung nur mehr durch das größere Dunkel zu erkennen, das zwischen den noch matt sichtbaren Schaften hervorgähnte. Aber bald standen auch mitten in diesem Dunkel Bäume, an die unser Wandersmann hätte anstoßen müssen, wenn er nicht als Holzknecht einen besonderen Spurius gehabt und die Stämme eine Spanne vorher geahnt als berührt hätte. Sein Haupt wich ohne gelenkt zu werden ganz von selber den niederhängenden Ästen aus, daß sie nicht in seine Augen schlugen. Obschon man die Augen eigentlich umsonst im Kopf hat — wenn nicht möglicherweise morgen doch wieder ein Tag kommt. Die Füße mußten auch ihren Tastsinn aufstecken, um die Wagenfurchen des Weges einzuhalten. Aber diese Furchen waren gar nicht mehr da, dafür Baumstöcke, Moderhügel und Steine. Endlich querüber ein mattlichter Streifen, aber es war nicht der Weg, es war ein niedergelegter, geschälter Baumstamm. Er stieg darüber hin, doch da kam der zweite lichte Streifen und der dritte, und noch viele, und der Hansjörg hatte einen ganzen Holzschlag zu

überklettern. Er machte sich nicht viel draus. Das Tal war ja flach, wenn auch waldig und stellenweise etwas ruppig, durchkommen mußte er. Einige Male hatte er durch den Wald einen Knall hallen gehört; das waren gewiß Böllerschüsse beim Sim auf dem Kogel, zur Feier der morgigen Hochzeit. Dieser Schall war auch ein Wegweiser, der Hansjörg ging seinem Ursprunge nach. Nun verlegte er sich nur mehr aufs Tasten. Alle Finger wurden ihm zu Fühlhörnern, mit denen er die Baumstämme, die Scheiterstöße, die Felsblöcke, die Reisighaufen, die Erdruppen gleichsam sah. Er stieß an nichts, er stolperte über nichts; bei Tageslicht geht man manchmal unglatter, als er in der Finsternis, die so dicht war, daß man daraus hätte Mohren schnitzeln können.

Ein Wind, der sich erhoben hatte und in den Wipfeln rauschte, sagte ihm, daß er in einem Walde war — sonst hätte es auch eine Höhle können sein, in der hölzerne Säulen waren und Gestrüppe niederhingen. Er wollte es aber noch immer nicht wahr haben, daß er den Weg verloren hätte — mitten in seinem Heimatstale. Plötzlich stand er an und konnte nicht weiter. Vor ihm eine rauhe feuchte Wand mit Strauchwerk. Der Hansjörg dachte: wahrscheinlich ist auch links und rechts dasselbe Hindernis, der kürzeste Weg ist immer gerade aus, und er kletterte die Wand hinan. In der Nacht ist kein Felsen himmelhoch und keiner abgrundtief, so stieg er sachte aufwärts bis zu einer Scharte, und zwischen Steinmassen hin. Er horchte wieder einmal dem Windrauschen, das war

noch, also gab's über ihm wirklich freien Himmel. Aber wenn der Mensch just ein Streichhölzchen im Sack hätte, übel wär's nicht. Eine lange Weile hatte er sich so hingetappt, da ging es nun niederwärts, es kam Erlengebüsch mit den glatten Zweigen und weichen Blättern, es kam feuchter Rasen, es kam Stein und Sand und jählings schwuppte sein Stiefel ins Wasser.

Aha, jetzt hatte er's. Am Flusse war er, an der Lising, die durch die hohe Au fließt. Nun durfte er bloß an diesem Wasser entlang gehen, da mußte er zuerst nach Rothschach kommen und dann nach Franzensfeld. Er tastete einen Stein, darauf setzte er sich, um einmal zu rasten. Es wird einem öd bei diesem närrischen Klettern und Schleichen. Auf Schleichwegen zu gehen, das sind wir weder in Steiermark noch in Vorarlberg gewohnt worden. Nehmen wir einmal einen Schluck vom höllischen Feuer! — Eine platte Beutelflasche hatte er bei sich, da drinnen war Wacholderner! Es ist immer gut, wenn einer auf der Reise einen Kameraden mit hat. Nehmen wir noch einen Schluck. Nur schade, daß dieses Feuer nicht leuchtet. Na, wenn's nur warm macht. Warm ist uns zwar ohnehin, aber ein bissel Kuraſch wollen wir anzünden. Ob's wahr ist, das vom verherten Schimmel, daß er einem bei der Nacht jah über die Achsel schnauft! Es wird vielleicht nicht wahr sein. Nehmen wir halt noch einen Schluck! Die Mariandl, wenn sie so auf einmal da tä!' stehen im weißen Totengewand und mit der Sterbekerzen in der Hand! Und

ſagen tät: Jetzt, Hansjörg, muſt mir mir . . . ! Mit einem Ruck trank er die Flaſche aus und dann verſuchte er's wieder mit dem Weiterkommen.

Aber Donner und Dachſtein, das war ein unguter Weg — oder vielmehr gar keiner. Rechterhand ſchwuppten immer die Wellen des Fluſſes an die Beine, linkerhand Sand, Geſtein, Geſtrüpp, dann wieder ſtellenweiſe glatter Wieſenboden, bis neuerdings Geſtein und Geſtrüpp kam. Einmal war eine Waſſerwehr zu überſetzen, wobei er ſcharf an einen Balken ſtieß, der aber — näher betaſtet — ein verdorrter Baumſtrunk war. Es iſt wohl ein Unglück, wenn der Menſch nicht Tabak raucht, ſo hat er für die Stunden der Bedrängnis kein Feuerzeug bei ſich. Die Richtung aber konnte er jetzt nicht mehr verfehlen, nur den Fluß entlang! Langſam und beharrlich taſtete er ſich voran — immer wieder Sand, Geſtein, Strupp, Wieſe. Endlich würde er wohl an eine der vielen Brücken geraten, die die Liſing hat, dann war er ja am Wege und mußte doch ſchließlich nach Franzensfeld kommen. Doch es war keine Brücke und kein Steg, nur bisweilen ein kleiner Zufluß und ſtellenweiſe eine jener Waſſerwehren, wodurch Seitenbächlein auf Getreidemühlen geleitet werden. Wiederholt ſtieß er ſich an den daran aufragenden Balken, der dann allemal ein dürrer Baumſtrunk war. Da könnte der Menſch endlich doch gewitzigt werden, daß er weiß, wie bei ſolchen Wehren ſtets ein Balken aufſteht, um beim Waſſerdurchlaß das Staubrett feſtzuhalten. Nein, das hätte er ſich nicht gedacht, daß

noch in der letzten Stunde dieser Heimweg so widerwärtig sein werde! Es war gerade, als ob es nicht sollte sein, als ob ihn sein guter Engel zurückhalten wollte: Geh nicht nach Franzensfeld — sie packt dich sofort! — Dann aber sagte er sich wieder: Du mußt zeigen, daß du aus der Fremde kommst und nicht abergläubisch bist. Ein Mann, der einmal in Vorarlberg war, und sieben Jahre lang, der hat keine so dummen Geschichten mehr im Kopf, der kehrt nicht um, der wird schließlich auch noch mit einem Weibsbild fertig. Im schlimmsten Falle kann er ja sagen, er ist schon verheiratet und hat in Vorarlberg eine ganze Stuben voll Kinder. Damit schreckt man sie am sichersten zurück. Also nur mutig voran.

Eine Stunde oder länger mußte er schon der Lising entlang gegangen sein. Er hätte gerne genau gewußt, wie lang. Mehrmals hatte er unwillkürlich seine Sackuhr hervorgezogen, um an ihr zu sehen, daß er — blind war. Wenn er wieder an eine Wehr kommt, vielleicht findet man dort ein moderiges Holz, das immer einmal so schön blau glost — dann kann er ja wohl sehen, wieviel Uhr es ist. Jedenfalls muß er bald in Rotschach sein. An der nächsten Wehr war aber kein moderiges Holz, sie schien fast neu zu sein. Diese Wehren an der Lising muß alle ein und derselbe Zimmermann gemacht haben, weil sie — so viel er tastet — ganz gleich gebaut sind. Selbst der Baumstrunk fehlt bei keiner. Natürlich, man nutzt, was da ist. Ob man den Fluß nicht durchwaten könnte, um am anderen Ufer vielleicht einen besseren

Weg zu finden? Reißend scheint er nicht zu sein, aber tief. Er versuchte es einmal, trachtete aber gleich wieder zum festen Boden zurück, es war doch zu bedenklich. Wie oft hat er einst aus diesem Bach Forellen und Krebse gefangen! Weiter oben ist er auch viel reißender, da schwuppert es nicht bloß, da rauscht es auch. Vielleicht haben die Hohenauer den Fluß jetzt reguliert, wie man es in Vorarlberg macht. Zwar, das Ufer ist nicht danach — Sand, Steine, Gesträpp und immer so fort — Wie ein Nachtwandler kam er sich vor, der Hansjörg. War er doch in seiner Kindheit nächtig oft stundenlang auf dem Backtrog gesessen und erst zu sich selber gekommen, als er das mattschimmernde Viereck des Fensters sah und dadurch gewahr wurde, daß er nicht in seinem Bette lag. Heute aber — wie sehr er seine Augen anstrengte, kein Fenster war zu sehen, alles pechschwarze, undurchdringliche Dunkelheit.

Ist es am Ende nicht doch am besten, er legt sich ins Gesträpp und tut wie andere Leute auch, wenn es finster ist? Ganz lächerlich kam es ihm vor, daß er im Heimatstal unterwegs sollte verbleiben müssen! Wenn er nicht etwa gar in eine stockfremde Gegend geraten war? Nein, das war platterdings nicht denkbar, er hatte, als es noch licht gewesen, alles gesehen und genau erkannt. Bei der Abbiegung von der Reichsstraße sogar die rot angestrichene Bretterkapelle mit dem heiligen Johannes Nepomuk, dem er als Knabe einmal einen der fünf Sterne aus dem Kopfkranz gebrochen hatte. Heute noch fehlte dieser

Stern am Haupt des Heiligen. Vielleicht gerade ist es darum so finster. Mit dem Lichte sollte man nie Frevel treiben, nicht einmal mit einem gläsernen Stern. Ach, wie dumm der Mensch ist in der Finster!

Das Gescheiteste noch also, er legt sich hin. Aus seinem Rucksack den Wettermantel hatte er gezogen, dann hin ins Gesträuch, den Rucksack unter Häupten, den Mantel über sich — aaah, das ist gut! So schlafen die Fürsten! —

Wohl nach einer langen Weile mußte er niesen. Kam das von den nassen Stiefeln, oder vom Erlzweig, der auf sein Gesicht niederhing und ihn an der Nase kitzelte? Als er geniest hatte, machte er die Augen auf und sogleich wieder zu. Wie ein feuriger Hammer schlug ihm das Licht ins Auge. Er sprang auf, rieb sich das Gesicht und schaute. Die Felsenspitzen leuchteten in der Sonne, an den bewaldeten Berghängen schwebten Nebelstreifen, um ihn war steiniger, mit Strauchwerk bewachsener Grund, dort ein Felsriff, dort ein Teich, weiter hinten stand eine Mühle, und ringsum ebener Wiesengrund. In Steinwurfnähe von dem Erlgebüsch, in dem der Verirrte sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, ging ein schöner, breiter Fahrweg. Weiter hinten im Tal die weißen Giebel von Franzensfeld.

Wo war denn aber die Lising? der Fluß, an dem er in der Nacht stundenlang dahingegangen?

Ja, mein lieber Hansjörg! Man mag noch solange in Vorarlberg sein, es hilft nichts, wenn's finster ist. Ein Dutzendmal um den Teich bist du

herumgegangen, in der Meinung, es wäre das Ufer der Liſing. Mach' dir nichts draus, der Wille war gut. Und jetzt brauchſt du nur dort zum Wege hinüberzugehen, um in einer halben Stunde am Ziel zu ſein. — Nein, jetzt wollte er ſich aber juſtament den Teich beſehen. Noch einmal ſchritt er alſo zwiſchen Waſſer und Land dahin. Sand, Geſtein, Geſtrüpp, Raſen — all die bekannten Gegenden, die er nachts nur betaſtet, nun ſah er ſie wirklich. Kam auch zu dem einmündenden Bächlein, das er für die vielen zulaufenden Nebenflüſſe, kam zum Waſſerabfluß, den er für die zahlreichen Wehren gehalten hatte. Stellte ſich auch an den verdorrten Baumſtrunk, der ihm in der Nacht ſo oft und feindſelig im Wege geſtanden war und lachte ſich gewaltig aus.

Er lachte, der Teich ſchwupperte im Morgenwind, und von einer Höhung herüber krachte der Frühgruß zum Hochzeitstag. Zwanzig konnte der Hansjörg zählen von dem Augenblick an, als der Rauch aufſprang, bis zum Knall. So weit war es noch bis zum Sim auf dem Kogel. Alſo ſagte er: „Adieu, Teich, und ein anderesmal foppe du einen anderen!" Dann machte er ſich mit Waſſer, Kamm und Bürſte ſo ſchön als möglich, und ging auf glattem Wege im Sonnenſchein dahin. Nun wollte er, ſchon auch um der Schimmelhütte nicht zu nahe zu kommen geradeswegs auf den hochzeitlichen Kogelhof zu.

Als er am Teichhofe vorbeikam, ſah er im Garten ein Frauenzimmer, das hatte ein blaues, blumiges Gewand an, eine rote Roſe im Haar, und pflückte

Nelken und Rosmarin. Und das war sie. Augenblicklich hatte sie ihn erkannt, bevor er noch abbiegen konnte hinter die Hausecke.

„Hoi ho, da ist der Lapp!“ rief sie mit überlautem Lachen. „Hau, dem geschieht recht! So lang hat er gezetscht (gezögert), bis er's verzetscht hat. Geschieht ihm schon recht! Warum zetscht er so lang! Nachtragen werd ich ihm's nit. Jetzt hat er's! Jetzt kann er zuschauen. Geschieht ihm schon recht! — Nau, grüß' dich Gott, Hansjörgl! Bist auch wieder einmal im Land?“

Frisch und herb stand sie da. Jünger war sie nicht geworden, aber auch nicht viel älter. Er reichte ihr die Hand über den Zaun. Wie herzbrecherisch leid es ihm tue, daß er zu spät kommt! wollte er schon sagen, während die innere Stimme warnte: Tu's nicht, Hansjörg, red' nicht so! Sie könnte heute noch umsatteln, einen Andern stehen lassen und dich herpacken! — Denn es war nicht anders, sie, die Mariandl von der Schimmelhütte war die Braut, die heute mit dem Sim auf dem Kogel Hochzeit hielt. Als er dann den Bräutigam sah, wie der in seiner steirischen Tracht dastand, ein hirschlederner Kerl vom Knie bis zum Brustblatt, ein grünvollener und ein graulodener oben, da konnte ihm der Hansjörg die Hand nicht fest genug drücken, dankbar für die Freundschaft, daß er das Weibsbild weggeheiratet und ihn zur Hochzeit eingeladen hatte.

„Aber du hast mir doch geschrieben, daß es eine vom Teichhof ist!“

„Eh freilich, weil die Mariandl in diesem Jahr beim Teichhofer im Dienst gewesen ist. Der Alte ist lang krank gewesen und hat den armen Teufel niemand pflegen wollen. Sagt die Mariandl, den Menschen kann man nicht so verderben lassen, und ist aus ihrer Schimmelhütte zu ihm und hat geschaut auf ihn wie die Mutter aufs Kind — man kann's nicht anders sagen. Schon früher habe ich immer einmal gedacht an sie, jetzt, weil sie so gutherzig auch noch ist, habe ich zugegriffen." So der Sim, und setzte die Frage bei: „Hat sie nicht auch dir einmal gefallen?"

„Na, und wie! Schon bis da herauf!" versicherte der Hansjörg und legte die Schneide der Hand an seine Gurgel. Und nach der Trauung, als alle bei den Hochzeitskrapfen saßen, log der Hansjörg, daß er den weiten Weg aus Vorarlberg eigentlich besonders darum gemacht habe, um nachzusehen, wie es seiner Mariandl geht. Denn weil er sie nicht vergessen könne und weil er doch endlich, da er sich ein Sachel erspart, Ernst machen wollte mit der Heirat — Jetzt konnte er loslegen mit seiner Lieb' und Treu', jetzt war keine Gefahr mehr. Und wenn sie wackelig wird, und der Sim eifersüchtig, umso besser. Sie wurde aber nicht wackelig, sondern stützte ihren Ellbogen auf seine Achsel und sagte ergötzt: „Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß sehen, was übrig bleibt. Und übrig blieben, mein lieber Holzknecht, ist nit ein bissel was für dich." Dabei machte sie mit ihren Fingern vor seiner Nase einen Schnalzer.

Es war gut, daß die Pfeifen der Spielleute drein

gedudelt haben. Dem Hansjörg tat es jetzt beinahe leid — wie sie dasaß, rund und frisch, munter und gutherzig — daß er sie verpaßt hatte. Wer weiß, ob er anderswo eine Bessere findet! — Weil er's hier aber nicht so machen wollte wie unten beim Teich, alleweil rings um und um, so fand er es schon am nächsten Tage an der Zeit, um ein Häusel weiterzugehen. Und zwar so zeitlich, daß er nicht am Ende wieder in die Nacht käme.

Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack.

Beim Stecken im Stock hatten sie eine alte Magd. Die war weltberühmt, nämlich ihr Ruf ging durch das ganze Waldland, nach der einen Seite bis zur Mürz hinaus und nach der anderen Seite bis in das Tal von Stanz hinüber. Und noch unermeßlich weiter. Die Leute erzählten sich eine Mär, daß sogar in Graz unten, in der großen Herren- und Frauenstadt, die Magd Ernesta Guggenhoferin irgendwo ehrenhaft festgeschrieben sei.

Diese merkwürdige Magd hatte nämlich einen zugenähten Kittelsack. Werktags merkte man nichts. Wenn da ein kümmerliches Menschenkind herumstand, das offenen Auges in den blauen oder grauen Himmel hineinfragte, ob nicht etwa einmal was zum Essen herabfiele, fuhr die Ernesta in ihren Sack und zog eine Brotrinde hervor, oder ein paar gedörrte Birnen, oder gar einen Kreuzer, und bat das Menschenkind, ob es nicht so gut sein und das Ding annehmen wolle, sie könne bei der Arbeit im Sack die Knötteln nicht leiden. Am Sonntag jedoch, wenn sie über den Bergrücken hin nach der weißen Kirche der heiligen Katharina ging, hatte sie am Leib einen

wulſtigen kurzen Zwilchkittel. Der hatte rote und ſchwarze Streifen, die von oben bis unten gingen, und hatte zwei tiefe Säcke, einen rechterhand und einen linkerhand, wie die Männer an den Hoſen. Der zur Linken barg mancherlei Sachen, als den roten Taſchenveitel, den braunen Roſenkranz und wohl manchmal auch eine Semmel oder ein paar Birnen, eben für ſolche Menſchenkinder, die in den Himmel hinaufſchauen, ob nicht etwas zum Eſſen herabfiele. Wenn die Erneſta aber einmal gedankenlos in den rechten Sack fahren wollte, da — da glitt die Hand außen an den roten Streifen hinab und kam unverrichteterweiſe zurück, denn der Sack war zugenäht. Am Feldſteig, wenn ſie über den Zaun ſtieg, da ſpielte es ſo, als ob in dieſem Sack ein platter, eckiger Gegenſtand wäre. Gebetbuch war's keins, weil ſie gar nicht leſen konnte, und Dienſtbotenbüchel war's auch keins, weil's bei der Erneſta derlei Faxen einfach nicht gab. Die Kennzeichnungen brav, fleißig und treu waren ihr Lebtag nicht über ſie geſprochen oder geſchrieben worden — was ſoll denn der Menſch anders ſein? Davon redet man ja gar nicht. Dreißig Jahre lang war die Erneſta beim Stecken im Stock im Dienſt geſtanden als Stallmagd. Dann wurde ſie eines Tages in das Amt nach Kindberg vorgerufen. Die einzige Schreckenszeit, die ſie in ihrem Leben durchgemacht hatte, mit Ausnahme des Jahres, als die große Viehſeuche geweſen und ihr alle Kühe und Kälber im Stall bettlägerig geworden waren. Und wenn ſie jetzt eingeſperrt werden ſollte! Ja, warum

denn, was hatte ſie denn angeſtellt? Man riet ihr, der Vorladung ſich zu widerſetzen, aber ſie dachte, dann könne es ſo ſein wie mit der alten Zigeunerin, die von dem „Standarm" geholt worden war. Nein, ſie wollte in Gottesnamen freiwillig gehen, und je näher ſie dem ſchönen Marktflecken Rindberg kam, je mutiger wurde ſie und je neugieriger, was man mit ihr wolle. Vor der Amtsſtunde ſättigte ſie ſich im Wirtshaus für alle Fälle noch mit einer Portion Fleiſchſuppe und einem Seidel Wein. Beim Amt gab es mehrere Leute, an keinem war etwas Verdächtiges zu merken. Endlich kam ein großer, weißbärtiger Herr, rief etliche Namen auf und auch den der Erneſta Guggenhoferin.

„Sie ſind das? Heißen Sie ſo? Beim Stecken im Stock, nicht wahr? Na gut." Und dann kam's: „Sie haben dreißig Jahre lang ununterbrochen bei einem und demſelben Bauern gedient. Sie bekommen hier ein Präminm." — Ein braunes, ganz dünnes Büchelchen gab er ihr in die Hand. „Gut einſtecken, daß Sie's nicht verlieren! Ja, jetzt können Sie ſchon wieder gehen."

Außer dem Orte bei dem erſten Baume ſetzte ſie ſich in den Schatten, um wundershalber einmal nachzuſehen, was lauter in dieſem Büchel drin ſein werde. Ein Heiligenbild vielleicht oder gar die Muttergottes. Ob's wohl auch geweiht ſein wird? Das hätte ſie doch fragen ſollen. — Mein Gott, ſchreiben lernen ſoll ſie noch in ihren alten Tagen! Denn das Büchel hatte weiße, liniierte Blätter, ſo wie bei

einem Schulkind. Auf dem einen Blatt steht was geschrieben. Eine Ausweisung wird's sein, so was wird's sein. Was der Will, stecken wir's halt wieder ein und gehen heim.

Die Leute im Steckenhofe zerbrachen sich die Köpfe, aber auch in den zerbrochenen war nichts vorfindbar, was über das braune Büchel hätte Aufschluß geben können. Wenn's der Waldbauernbub auch nicht weiß?! — Natürlich, der wußte es auch nicht. Der sah nur, daß auf dem einen Blatte eine geschriebene Zeile stand, Ziffern vorn und Ziffern hinten und dazwischen ein paar Namen, die kein Mensch lesen konnte. Aber siehe — ganz vorn, es war ein wenig zugeklebt — doch auch etwas Schöneres. Ein Engel und darüber mit zierlichen Buchstaben geschrieben: Steiermärkische Sparcasse. — „Aha!" sagten die Leute, „zusammensparen sollst was, Erneſta, so ist es gemeint. Nachher mußt Steuer zahlen. Weil's dein Geld haben wollen. Geh, wärst nit g'scheit!"

Anders der Steckenbauer, als er selber das Büchel in Augenschein nahm.

„Erneſta", sagte er, schier feierlich ernsthaft sagte er es. „Gefreut mich, daß du das bekommen hast. Eine Auszeichnung. Verdient hast sie eh. Hundert Gulden hast in der Sparkasse liegen. Sie sind eine Ehrengabe von der Landschaft und gehören dein."

Nun und seither war's, daß die Magd einen zugenähten Kittelsack hatte. Sie blieb hierauf noch zehn Jahre beim Stecken, dann noch zehn Jahre und endlich war keine Rede mehr vom Bleiben und keine

vom Gehen. Das Ansehen der alten Magd war hoch gewachsen. Nicht, weil sie ein gutes Dienstbot war, sondern weil sie Geld hatte. Eine Schüssel voll Geld, wenn's beisammen wär'. Hundert Gulden, nicht um einen Groschen weniger.

Es gibt Leute, die in der Jugend ein unschönes Gesicht haben und erst lieblich anzusehen sind, wenn die aufgeblähten roten Wangen ein wenig schmächtiger und zarter werden und feine Fältchen bekommen. Der Bachleitner Hetzel fand, daß die Ernesta immer hübscher werde. Der Hetzel war ein ausgedienter Soldat und Wassermeister in der Gegend. Er hatte die Aufgabe, aus dem Bach je nach Bedarf die Mühlen zu speisen und die Wiesen zu bewässern. Bei diesem wässerigen Gewerbe wurde er nicht gerade fett, aber er trug sich mit der Hoffnung, daß ihm in seinem Leben noch einmal ein großes Glück zustehen werde. Einstweilen fand er, daß die Magd Ernesta ein gutes Herz habe.

„Hab ich eins!" lachte sie auf und schlug mit der flachen Hand an den zugenähten Kittelsack, daß es klatschte. Die Form dieser Antwort war nicht nach seinem Sinn, er sagte nichts mehr.

Zur kleinen Aushilfe war sie immer zu haben, ob nun ein Armer das Herabfallen des Essens erwartete oder ob ein anderes Dienstbot notwendig Schuhriemen brauchte oder Nadel und Zwirn oder auch ein Pfeifel Tabak. Für derlei fiel vom Jahrlohn ab und der Kittelsack blieb zugenäht. Da sie keine Verwandten hatte, so fragte sie eines Abends im

Stall der Steckenbauer, was sie wohl vorhabe mit dem Sparkassebüchel? Was damit zu geschehen habe, falls sie einmal — na, halt nur, daß man davon rede. Nämlich, falls sie einmal nicht wäre. —

Die Magd saß just unter einer Kuh und molk ein weißes, sprühendes Brünnlein in den Sechter. „Aber was glaubst denn, Bauer, ich bin ja!"

„Ist eh recht, ist eh so weit recht, Ernesta. Ich hab halt gemeint: Wer dir deine Sach' in Ordnung halten soll. Es ist unsicher, sind wieder Zigeuner im Land. Oft denk' ich, wenn wir all auf dem Felde arbeiten: Das Haus steht allein und die Truhen haben kein Gschloß. Auch deine Gewandtruhe hat keins, wo der schöne Sonntagskittel drinnen liegt. Mein Kasten hat eins und wenn Du etwan solltest Sorgen haben um dein Büchel, gern heb' ich dir's auf."

„Geh kindisch!" antwortete sie. „Wer wird denn 's Büchel nehmen! Ist ja fest eingenäht!"

Von dieser Zeit an aber doch, daß sie den schwarzrot gestreiften Kittel, der viele Jahre lang ihr Sonntagskleid gewesen war, auch an den Werktagen zu tragen begann. Denn besser als ein eisernes „Gschloß" ist ein lebendiger Wachter! dachte sie, und auf eine Untersuchung, ob beim Sack oben und unten und seitlings die Nahden in Ordnung waren und auch der Zeug nirgends ein Loch hatte, war sie gänzlich beruhigt und trug ihren Schatz bei sich. In der Nacht legte sie den Kittel unter das Strohkissen und betete den Abendsegen, worauf ein Christenmensch unbesorgt einschlafen darf.

So kam also die Ernesta mit ihrem vernähten Sack glücklich über viele Jahre hinweg. Und als sie schon recht alt war, klagte sie einmal einem Leutpriester auf dem Sonnberg, der ihr Seelentröster war, ihre Bekümmernis von wegen des Sparkassebüchels. Darüber wurde der Geistliche so betrübt, daß er die Hände auf dem Schoß zusammenklammerte und das Haupt nach der rechten Schulter neigte. „Bekümmernis!" sagte er mit leiser und bewegter Stimme, „das wäre nichts, Ernesta! Wenn dich dieses Geld belastet, so wirf es von dir, daß nicht deine Seele Schaden leide. Das heißt, just wegwerfen auf die Gasse hin, so ist es nicht gemeint. Es gibt so viel Notleidendes. Hast du dir unseren Seitenaltar einmal recht angesehen? Was wäre nötiger, als daß die Heiligen dran neu vergoldet würden! Du kannst machen, was du willst mit deinem Geld, Gott bewahre mich, daß ich dich zu was überreden wollte. Wie sehr aber so eine Kirchenstiftung oder was zum Troste der Seelen ist, not täte, das kannst du dir selber denken. Für deine verstorbenen Verwandten einmal ein paar Seelenmessen — möchten ihnen auch gut tun. Na, überleg' dir's halt und komm' glücklich heim. Und verlier' nichts."

Unterwegs nach Hause dachte sie schon nicht mehr an die Worte des Pfarrers, auch nicht an ihr Büchel, sondern nur an ihre Stallbewohner. Sie wäre doch eine schlechte Person, daß sie so in weit und breit umginge, während daheim das arme Vieh bei der leeren Krippe stehen müsse. Dann jedoch griff sie um so

emsiger zu und entschuldigte sich mit zärtlichen Worten beim Vieh, daß sie es so lange habe warten lassen. Sie konnte die Stallarbeit jetzt nicht mehr recht so leisten, als der Bauer verlangte, aber sie ließ neben sich keine andere Magd dran, lieber arbeitete sie selber Tag und Nacht.

„Du bist nit gescheit", so sagte ihr nun wieder einmal der Hetzel, der sie zeitweilig heimsuchte, weil er nicht immer nur Wasser, sondern auch einmal Milch wollte rieseln hören. Zudem lugte er gerne manchmal nach dem Glücke aus, ob es denn nicht endlich einmal komme. „Bist nit gescheit, Ernesta", sagte er zu ihr. „Wenn ich das Geld hätt', wie du, da wollt' ich noch einen Finger rühren! Nit um ein Hammerhaus! Da leget ich mich hin aufs Heu, die Weinflaschen daneben und die Tabakpfeifen — und jetzt leckt's mich ins Gnack!"

„Du alter Wasserpatsch, das kannst auch ohne Geld tun!" lachte die Alte lustig auf, „einen Heustadl und ein' alte Weinflasche wirst doch noch auftreiben mögen!"

Der Hetzel lugte sie schief an; ganz krumm wie ein Haken war sein Blick und mit zärtlich girrender Stimme sagte er: „Du bist ein Luder, Ernesta, dich soll man totschlagen! Wenn du einmal allein durch einen Wald gehst, so laß mich's wissen."

„Mit solchen Reden treibt man keinen Spaß!" verwies sie. „Es haben schon Bessere, als Du bist, die Gnade Gottes verloren."

Daß es beim Hetzel nicht schlecht gemeint war,

das wußte sie gleichwohl. Seit er damals so halbwegs um sie geworben hatte, machte sie heimlich einen Unterschied zwischen ihm und anderen. Einer hat halt doch um mich angehalten! Diese Vorstellung tat ihr wohler als das Büchel im Kittelsack. Und daß sie ihn damals so lustig abgeschnalzt hatte, machte ihr auch noch immer Vergnügen. Er ist zwar um vierzig Jahr' jünger als ich, aber wenn ich will, mein Büchel heirate: er jederzeit. — So hörte sie ihm ernsthaft zu, als er ihr ernsthafte Ratschläge gab. Er an ihrer Stelle möchte das Geld nicht immer bei den Stadtleuten liegen lassen. Das seien auch nicht die Verläßlichsten, so viel man höre. Auch gebe es alle Augenblick wo einen Rummel, da wisse man nicht, ob eine Sparkasse, und wäre sie aus noch so dickem Eisen, wohl auch sicher sei. Dann komme es darauf an, wer die Schlüssel habe! Heut' lieber als morgen solle sie sich auf die Füß' machen nach Graz und ihr Geld aufheben.

„Hast du nit Zeit, so schicke mich", fügte er bei.

„Oder was beißt mich!" lachte sie auf.

„Wenigstens nimm mich mit als Beschützer. Bin einmal Soldat gewest und weiß den Weg. Mit den Herren kann ich auch umgehen. Nur zehrungfrei halt'st mich, sonst verlang ich nichts."

Sie lehnte ihn aber doch ab. Sie hatte so eine Art von züchtiger Empfindung. Sie wollte keinen in ihr Büchel gucken lassen. Und die hundert Gulden, die will sie zuerst einmal ganz allein in der Hand haben. Der Steckenbauer war auch der Meinung,

sie solle sich endlich einmal um ihr Geld umsehen. Und so ging sie eines Tages in aller Herrgottsfrüh fort nach der Grazerstadt. Auf weiten Straßen sind Bauersleute nicht so ratlos, als man etwa annimmt. Sie gehen von Kirche zu Kirche. Die Erneſta mußte nur die Kirchen wiſſen, an denen ſie vorüberkommt, und die lernte ſie ſich ein wie das Vaterunſer. Einmal Fiſchbach, dann Heilbrunn, nachher Paſſail, nachher Semriach, nachher Straßengel, und ſo hin und hin. Freilich ſind dieſe Kirchen viele Stunden weit auseinander und zwiſchen ihnen liegen manchmal ausgebreitete Wildniſſe. Zwei Begleiter hatte die alte Erneſta, den Schutzengel und das Brotbündel, in welches ihr die Steckenbäuerin auch Käſe und Rauchfleiſch gebunden hatte. „Aber ſie ſollt' dafür einen ſchönen Grazer Markt heimbringen." Weil ſie einen alten Pilgerſtab bei ſich hatte und daran den Roſenkranz hängen, ſo hielt man ſie unterwegs für eine Wallfahrerin. Die Alte hingegen kam ſich ſchwer ſündhaft vor, daß ſie eitel Geldes wegen ſo in die Welt wandere. Und das viele Geld! Mit hundert Gulden kann ſich der Menſch alles kaufen, nur den Himmel nicht. — Was ſie ſich nur lauter kaufen wird! Ob dem Stecken wohl die Kühe und Kalben feil wären? Einſtweilen beſchenkte ſie arme Kinder mit Kreuzern. Bei einem Raſten unterwegs beſicht'gte ſie den Rittelſack, in den das Büchel immer noch genäht war. Es wunderte ſie, daß die Nahten noch ſo feſt zuſammenhielten, und waren doch vor ſo vielen und vielen Jahren genadelt worden. Am zweiten Tage war ſie am

Ziel. Als sie an einer Ecke des Gebäudes stand, wo es hieß, sie bekomme ihr Geld, zog sie sich in eine dunkle Ecke zurück, trennte mit dem Beitel die Naht auf und zog das Büchel heraus. Es hatte verknitterte Ecken und war ganz warm. Dann trottete sie vor und der Diener führte sie an den Schalter. An demselben standen Leute wie daheim das liebe Vieh vor der Krippe. Einer der Herren, die da hinter dem Gitter überall umhersaßen und schrieben, nahm ihr das Sparkassebuch aus der Hand, bog fürs erste einmal die Ecken zurecht, öffnete es, blickte hinein und schaute dann die alte Magd an. Diese sagte, sie wolle ihr Geld. Hernach gab er das Büchel weiter. Bald wurde an einem anderen Schalter gerufen: „Ernesta Guggenhofer!"

„Hier!" antwortete sie hell, denn das hatte sie von der Christenlehre, wenn sie gerufen worden war. — Ob's wohl auch das Ganze setzt, dachte sie, ob man nicht was abzieht fürs Geldaufheben? Der Mann drin nahm einen Buschen Geld aus der Lade und legte ihr einen Hundertguldenschein vor.

„Bedank mich halt fleißig!" sagte sie zitternd vor Freude.

Und legte ihr einen zweiten Hunderter vor. Und einen dritten und noch mehrere Gulden.

„Das weitere gehört halt nit mein", sagte sie und schob das Geld zurück.

„Sie wollen doch beheben mitsamt den Zinsen? Nun also. Macht dreihundert und fünf Gulden."

Das kaum hören und die Alte begann laut zu

jammern: „'s rechte Büchel hab ich nit! Mein Büchel iſt weg! Mein Büchel iſt mir vertauſcht worden! Meins iſt auf hundert Gulden, gradaus. Au weh, au weh, mein Büchel!" Sie ſchoß aufgeregt hin und her und andere drängten herbei.

„Sie einfältige Perſon!" rief der am Schalter. „So kommen Sie doch und packen Sie ihr Geld ein!" Er hatte keine geringe Mühe, ihr zu erklären, daß es wirklich ihr Büchel ſei, daß eben durch die vielen Jahre her die Zinſen ſo groß geworden wären.

Krampfhaft hat ſie endlich die Geldnoten zuſammengetaſtet; wahrlich, ihre ſteifen, knochigen Finger machten das nicht am beſten. Und war froh, als der ganze Ballen mit einem roten Taſchentuch umwickelt im Sacke ſtak. Dann taumelte ſie hinaus und in ihrem Kopfe war's wie an jenem Leihkauftage vor Jahren, als ſie aus Übermut zu viel ſüßen Wein getrunken hatte. Nachher, als ſie in einer Kaffeeſchänke ſaß, ließ ſie den Kopf hängen und ſann nach, was ſie denn um Gotteswillen anfangen werde mit dieſem laſterhaft vielen Geld. Als dann die Zeche zu bezahlen war, feilſchte ſie, ob man von den acht Kreuzern nicht etwas nachlaſſen wolle, ſie ſei eine alte Bauernmagd und habe einen weiten Weg bis heim.

Die Schänkin ſchob ihr die kleinen Münzen gutmütig zurück, ſie möge nur geſund nach Hauſe kommen.

Auf dem Heimweg beteilte ſie zwei Bettler mit kleinen Almoſen, als ihr aber der dritte begegnete, gab ſie nichts. Wozu Geld kriegen, wenn man's wie-

der soll vertun? Man hat seine Sach' auch nit gestohlen, wahrlich nit! — Sie wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht. — Und tut doch nur Bettler züchten mit dem fortwährenden Geben und Geben. Sollt' jeder selber schauen auf sein' Sach', tät's kein Bettelvolk geben!

Als sie am zweiten Tag durch den großen Teufelssteinwald ging, wo kein rechter Weg war, nur schlechte Fußsteige hin und her, dunkelte der Abend. In den Wipfeln kein Laut, nur ein Rabe schrie auf einem der alten Bäume, die über den Jungwald aufragten. Die Ernesta huschte — so müde sie auch war — eilig und dachte: Wenn jetzt ein Räuber tät' kommen! — Da stand er schon vor ihr, der Wassermeister Hetzel, der wieder einmal einem längst erwarteten Glücke entgegenging. Sie erschrak nicht schlecht.

„Da bin ich!" sagte er gemütlich. „In welchem Säckel hast es denn?"

„O Halbnarr!" rief sie, „wenn du dem Geld nachfragst, mußt schon selber nach Graz gehen. Nit einen Groschen!"

„Ist das Büchel falsch gewest?"

„Ist falsch gewest, verfallen — abgestanden, weil ich zu lang gewartet hab."

„Jetzt hast nix, Ernesta! Ah, da muß ih lachen!"

Sie betastete heimlich den Knoten in ihrem Sack. Daß sie doch am Ende der Himmel nicht wirklich strafe!

„Halt' dich an bei mir", so lud er sie ein, sich

in seinen Arm zu hängen. „Halt' dich nur fest an, daß d' nit fallst über's Wurzelwerk. — Du, das Sauglück, das ich erst noch hab'! Wenn du mich hättest geheiratet! Eine Alte und kein Geld! Marand Josef!"

Endlich kamen sie hinab zum Alpsteigwirt, da kehrten sie ein. Sie würde Hunger und Durst haben nach dem weiten Weg, wenn sich der Mensch aufs Geld verlaßt und nix kriegt! Er ließ ihr Wein geben und zwei Portionen Lämmernes backen. Dabei kicherte er immer in seinen buschigen Schnauzbart hinein.

„Derbarmen tust mir, Alte!" lachte er laut auf und legte seinen Arm um ihren Hals. „Weißt, Ernesta, ich muß dir was sagen. Wenn du heut' das Geld hättest gehabt, da oben im Wald! Ich hab' mir's schon vorgenommen. Umsonst gehst ihr nit entgegen, hab' ich mir gesagt. Auf der Stell' muß sie dir's versprechen und morgen gehen wir zum Pfarrer."

„Narr, das können wir eh so auch noch tun", meinte sie mit Schalkheit.

„Na, Alte, ohne Geld nit! Denk' dir leicht die Stuben voll Kinder — und kein Kreuzer im Haus!"

Da hatte er den Seitenstoß. Doch die ganze Schärfe ihres Ellbogens hatte sie ihm nicht fühlen lassen. — Das ist ja ein grundguter Mensch, dachte sie. Derweil ich ihn angelogen hab', derweil ich Verdacht gehabt hab'! Wie soll denn das weitergehen, wenn mich das Geld schon am ersten Tage hautschlecht macht? Das ganz' Jahr bring' ich sonst nit so viel Sünden zusamm', als ich jetzt auf dem Heim-

weg von Graz schon begangen hab'. Das kunnt sauber werden! —

Plötzlich faßte sie das Weinglas und tat einen so ausgiebigen Zug, daß der Hetzel ihr den Arm abfing.

„Warum laßt mich nit trinken?" fragte sie ihn scharf. „Weißt denn so gewiß, daß ich heut' keine Kurasch mehr brauch'? Ja, mein Lieber!" Sie fuhr in den Kittelsack, zog den roten Tuchballen hervor und hieb ihn auf den Tisch hin.

„Was hast denn da für einen Knödel?" fragte er.

„Schau' nach, Neugieriger!"

Er nestelte das Tuch auseinander und kam auf zerknittertes Papier. Er nestelte auch das auseinander und schnob mit der Nase. Nichts sagte er, kein Wort, schnob nur mit der Nase. Und nestelte und schmunzelte.

„Hetzel, du bist besser, als du ausschaust", sagte sie, „mein Gut dein Gut."

Ihm war unsicher. Ihm verging das Lachen.

„Und muß — muß ich dich heiraten?"

„Bleib sitzen, Hetzel, und iß dein Kälbernes. Ich bleib' bei meinen Kühen und du bei deinem Wasser. Aber zusammenhalten — wenn's dir recht ist."

„Und — heiraten?"

„Batsch, dummer! Daß du alleweil vom Weib redest! Brauchst denn kei' Mutter?"

„Machen wir's einmal wie die Herrischen", sagte der Hetzel und hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

„Na, du!“ weigerte sie sich, „daß ich noch rauschiger tät werden! Hab' eh schon zu viel geredet.“

Und am nächsten Tag tat sie wirklich, als sei der Abend beim Alpsteigwirt gar nicht gewesen. Sie wollte vom Hetzel nichts wissen. Und als Leute zusammenkamen, um die Million zu sehen, die sie von Graz mit heimgebracht, schlug die Alte ihre Arme auseinander: „Gscht, gscht!“ wie man die Hühner vom Brotkorb jagt. Von der Million ließ sie nichts sehen. Der Kittelsack war wieder zugenäht.

Am dritten Tage nach ihrer Heimkehr blieb die alte Ernesta in ihrem Bette liegen. Der Arzt, der just bei einem Nachbar zu tun gehabt hatte und herüber kam, schrieb es der Reiseanstrengung zu und riet, sie solle mit ihrem Stechen und Hitzen ein paar Tage liegen bleiben. Sie tat ein Übriges und stand gar nicht mehr auf. Am sechsten Tage starb sie an der Lungenentzündung — in ihrem einundachzigsten Lebensjahre. Testament hatte sie keines hinterlassen, bei dem Versehenwerden aber in Gegenwart mehrerer Leute hell und deutlich die Worte gesagt: „Mein gestreifter Kittel gehört dem Wassermeister Hetzel!“

Der trennte nun mit vergnüglicher Betrübnis die Sacknaht auf. Dann holte er rasch eine Ziegenhirtin hervor, die in der Köhlerhütte gesessen war. — Sie trug zeitlings den gestreiften Kittel, aber in den Sack greifen tat er, wann er wollte.

Föhn.

„Wer ohne Christus zur Kommunion geht, der kommt ohne Christus zurück.“ — Diese Worte schrieb jener alte Schulmeister dem kleinen Lenzerl ins Gebetbuch, an dem Morgen, als der Knabe zur ersten Kommunion ging. Der Vater ließ sich den Spruch zweimal vorlesen, und dann noch einmal und hernach zeigte er ihn dem Bruder Franz. Der Franz las ihn auch, schaute verwundert drein und sagte: „Man kennt sich nicht aus. Wer ohne ihn hingeht, kehrt ohne ihn zurück? Das ist ja nicht. In der Kommunion kommt Christus doch zu uns und bleibt bei uns.“

Der Vater war nachdenklich und fragte seinen Bruder: „Du, wie ist denn das? Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Wie lange bleibt denn eigentlich Christus, der in der Kommunion in uns eingegangen ist — wie lange bleibt er denn eigentlich in uns?“

„Das ist nicht zu ergründen“, antwortete der Franz. „Im Katechismus steht, er bleibe in der Gestalt so lange, als die Hostie nicht verzehrt ist. Weiter weiß ich nichts, man soll über so was auch nicht nachdenken.“

„Wird eh am gescheitesten sein", sagte der Vater, dann gaben sie das Gebetbuch dem kleinen Lenzerl, weil es für diesen Zeit war, in die Kirche zu gehen.

Das Kirchdorf stand weit hinter Berg und Wald, draußen im großen Tale. Stundenlang hatte er zu gehen. Über dem Gebirge lag ein dunkelgrauer Himmel, in den die Alpenspitzen mit ihrem hohen Schnee weiß hineinragten. Auch auf den Waldwegen lag noch weicher Schnee, die Fichtenbäume hatten ihn abgeschüttelt, sie standen schwarz da und ihre Äste fächelten im warmen Föhn. Es war um die Osterzeit. Wie der Kleine mühesam im klebrig-nassen Schnee dahinstampfte, war in den Wäldern manchmal ein Rollen, als ob ein Gewitter heranzöge; das war der Widerhall der Lawinen, die weiter hinten im Gebirge niedergingen. Er kam in die Hohlgraben-Schlucht. Dort, an schattigen Stellen lagen noch überhängende Schneewuchten, von denen es beständig niederbröckelte. Der Knabe schritt munter über die Brücke, sie war fest gebaut, zitterte aber ein wenig bei dem Toben des angeschwollenen Baches. Jenseits ging er hinan zwischen uralten Baumstämmen, deren starre Wipfel im Winde summten, ohne sich zu biegen. Gestern hatte der Lenzerl denselben Weg gemacht, hin und zurück. Er war in der Pfarrkirche bei der Osterbeichte gewesen, so wie er heute zur Osterkommunion ging. Aber so schlecht war der Weg erst über Nacht geworden. Er bat Gott in Gedanken, daß nicht die Sünde der Ungeduld über ihn komme, damit er reinen Herzens zum Altartisch treten könne. Ein-

oder zweimal unterwegs setzte er sich auf einen Baumstrunk, weil ihm heiß war und ein wenig die Beine zitterten. Er war früh aufgestanden und hatte nichts gegessen. Den Herrn Jesus muß man nüchtern empfangen. Nachdem er länger als zwei Stunden an den waldigen Berghängen hingegangen war, kam er ins Tal hinaus. Da war es noch schlimmer; über Feld und Matten rieselten die Wässer des schmelzenden Schnees und auf der Straße war der Schnee zu Kot geworden. Leute, die wie er der Kirche zugingen, waren hoch hinauf mit Kot bespritzt. Der Knabe kam langsam vorwärts und doch mußte er trachten, die Stunde der Kommunion nicht zu versäumen. Er freute sich sehr darauf, und heimwärts — so dachte er — wird's schon besser sein, da ist ja der Herr Jesus bei mir.

Endlich war er ins Kirchdorf gekommen. Alsogleich wollte er in die Kirche, die schon mit hellen Glocken läutete. Aber es war ihm plötzlich so schlecht, daß er sich auf einen schwarzen Schragen niedersetzte, der an der Mauer des Beinhauses stand. Wie ein Leichlein, so blaß kauerte der Kleine da. Die Tafernwirtin sah es und brachte dem Knaben eine Schale Fleischbrühe heraus. Er lehnte ab, er gehe zur Kommunion. Eine Bäuerin trat hin und wollte von einem Fläschchen „Lebensessenz", das sie im Sack trug, ihm einige Tropfen zu trinken geben. Der Knabe winkte mit der Hand ab, er könne nichts zu sich nehmen, weil er zur Kommunion gehe. Der Gedanke, daß er nur wenige Schritte zur Kirche habe, um am Altare mit

dem Herrn Jesus vereinigt zu werden, gab ihm Kraft. Noch suchte er mit seinem blauen Taschentuch das schwarze Höslein von dem angespritzten Straßenkote zu reinigen und dann betrat er mit Andacht die Kirche. Während der Messe las er in seinem Gebetbuche. Dabei überkam ihn eine große Angst. Er konnte die Gedanken nicht beisammenhalten und der heiligen Handlung nicht strenge folgen, er war zerstreut. Die Angst vor einer unfrommen Zerstreutheit hinderte ihn an der Andacht. Der Katechet hatte gesagt, daß Unaufmerksamkeit beim Gottesdienst eine Sünde sei, und wie soll er dann mit einer Sünde zur Kommunion gehen? Der Kleine kniete vor einem Bilde des gekreuzigten Christus nieder und betete ein Vaterunser um die Gnade der Frömmigkeit. Dann wurde ihm leichter. Und als nach der Messe der Ministrant klingelte und die Leute sich zum Altare drängten, trat auch der kleine Lenzerl vor, wand sich langsam und demütig zwischen durch, kniete an das Altargeländer, nahm das weiße Tuch an den Mund, schloß die Augen, öffnete die Lippen und der Priester legte ihm die Hostie auf die Zunge. „Das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi. Er bewahre deine Seele zum ewigen Leben!"

Nach der Kommunion kniete er, wie es Sitte ist, noch vor den übrigen Altären, die in der Kirche waren, und betete zu Gott und den Heiligen für sich, für seine Eltern und Geschwister, für Freund und Feind und für die armen Seelen im Fegefeuer um den Himmel. Denn jetzt war Jesus in ihm, jetzt konnte

das Gebet erhört werden. Der Kleine hatte ganz rote Wangen bekommen vor Glückseligkeit, mit gefalteten Händen kniete er da, das Blondköpflein geneigt, die Augen geschlossen.

Als er zu sich kam, war er fast allein in der dämmerigen, frostigen Kirche. Nur ein paar alte Frauen siffelten noch über den nassen Steinboden dahin und am Hochaltare war es still und leblos geworden, die rote Ampel davor kennzeichnete die Stelle, wo vorhin Jesus in den Menschen eingegangen war.

Als er bei dem rückwärtigen Tor ins Freie trat, pfiff es singend um die Ecke und der Wind entführte ihm den Hut. Den hatte er bald wieder und ging dann ins Tafern-Wirtshaus. Es war ja Mittag geworden. Am Ofentisch nahm er Platz und nun wollte er sich auch etwas Irdisches gönnen. Er bestellte eine Portion geschmälzter Bretzeln und ein Seidel Wein. Da blieb nicht ein Krümchen und nicht ein Tröpfchen davon übrig. Doch als er sich anschickte, fortzugehen, sagte die Wirtin: „Du wirst jetzt doch nicht heimgehen wollen ins Gebirge hinauf! In diesem ungestümen Wetter. Just vorhin hat die Feuerwehr geblasen, es kommt großes Wasser."

„Davor ist man eh auf dem Berg sicherer als im Tal", antwortete der Lenzerl, bezahlte seine Sache und ging davon. — Weshalb sollte er sich heute fürchten? Es konnte ihm nichts geschehen und wenn Sturm und Wasser kommt, da ist man doch am liebsten daheim bei Vater und Mutter. So lange der Mensch noch nicht zehn Jahre alt ist, findet er's am sichersten

bei Vater und Mutter. Der Knabe war nun stark und mit möglichst langen Schritten setzte er über allerlei Wasser, die auf dem Wege wie neben dem Wege rieselten und gurgelten. Der Wind war lau, als komme er aus Ofen, und war so heftig, daß die blattlosen Wipfel und Äste der Eschen und Ahorne zischend und tosend beständig nach einer Seite hinstrebten, ohne zurückzuschnellen. Aus dem schweren Wolkenhimmel kamen Tropfen quer durch die Lüfte gejagt und schlugen dem Knaben scharf ins Gesicht. Auf dem Waldwege schlugen links und rechts die hohen Fichten hin und her und peitschten einander mit ihren buschigen Ästen. Der Knabe ging wohlgemut dahin, er hatte den starken Kameraden bei sich, den Herrn Jesus — da konnte ihm nichts widerfahren. Auf dem Wege, wo am Morgen noch der patzige Schnee gelegen, schoß jetzt in den beiden Rinnen der Radleisten das braune Wasser heran, mit seinen großen und kleinen quirlenden Augen, und wälzte dürre Baumnadeln, Holzsplitter und Erdwerk mit sich. Stellenweise war der Weg mit Schneehaufen gesperrt, die von den Hängen niedergerutscht waren; da kreiste das Wasser in Tümpeln und bohrte und grub, bis es sich Bahn gebrochen hatte, über den Abhang stürzte, oder auf dem Wege weiter schoß. Als der Knabe sich über eine solche Schneewucht mühsam weiterhalf, fuhr plötzlich aus der brausenden Luft ein Baumwipfel nieder und schlug breit und schwer auf den Weg. Eine Wolke von Schnee und Schmutz hatte den Lenzerl über und über besudelt, weiter war ihm nichts geschehen. Jetzt machte

er keine größeren Schritte mehr als sonst, es war ja ganz gleich, mitten durch Wasser und Morast ging er gleichmäßig voran, immer in der Zuversicht: Mir kann nichts geschehen. An der Lichtung mußte er einmal stehen bleiben, mit beiden Fäusten den Hut haltend, nach der Leeseite gekehrt, um Atem holen zu können. Wäre er hier nicht eine halbe Minute stehen geblieben, so hätte ihn die Schneelawine begraben, die mit dumpfem Donnern zwanzig Schritte vor ihm herabkam und einen Berg von Schnee und Schutt auf den Weg warf.

Der Schneeberg wurde freilich überstiegen, aber der Knabe mußte doch wieder stehen bleiben und schauen. Denn dort drüben ging ein ganzes Stück Berg nieder. Es zitterte der Boden, langsam glitt der schneeige Berghang in die Tiefe, dort böschte er sich breit aus und lag bewegungslos, ein starrer Hügel für die Ewigkeit. Oben klaffte breit die schwarze Scharte.

Der Knabe ging nun niederwärts gegen den Hohlgraben. Da war der Weg mit Hunderten von gebrochenen Bäumen verrammelt. Uraltes Bestände in Riesensplittern. Spechte, Raben und Dohlen flatterten, nestlos geworden, kreischend darüber hin und her. Der Lenzerl brauchte mehr als zwei Stunden Zeit, um diese zehn Minuten lange Wegstrecke zu überwinden. Er kletterte, hüpfte und kroch, immer vom Sturmwind umbraust, vorsichtig voran. Den Hut hatte er lassen müssen und sein Haar flatterte ihm über Stirn und Augen. An einem der gebrochenen Stämme hatte sich ein Eichhörnchen festgekrallt.

Aber es war tot. Bei dem Tiere hielt der Knabe sich auf und wurde traurig. Der Kopf war zerquetscht. Wenn dieses flinke Wesen der Gefahr nicht entkommen konnte, dann war sie groß. Freilich, das arme Tier hatte keinen Beschützer gehabt. Er eilte weiter und kam hinab zum Hohlgrabenbach. Hier war die Brücke abgebrochen und davongeschwemmt. Und so gründlich, daß nicht zu erkennen gewesen wäre, wo sie gelegen, wenn nicht der ein- und ausmündende Fahrweg die Stelle gezeigt hätte. Der Bach war mit seinen braunen, dicken Fluten weit aus den Ufern getreten, er war rasend. Er donnerte und brauste und an jedem Stein, an jedem Baumstamm sprang er ellenhoch auf und schleuderte seine Gischten an den Hang empor. Und vor diesem Ungetüm stand das Bauernknäblein. Es mußte hinüber, weil es heim wollte zu seinen Eltern.

Aber es war keine Möglichkeit, hinüber zu kommen. Sollte er nun den weiten, wüsten Weg wieder zurückmachen müssen bis in das Kirchdorf? Sollte er in dieser Schlucht übernachten und warten, bis das Wasser fällt? Sollte er, am Bachesrand hinkletternd, eine Stelle suchen, wo die Möglichkeit hinüberzukommen eine größere ist? Es war der Abend nicht mehr fern, der Leib zitterte dem Knaben vor Erschöpfung, und der braune Strom brüllte und lechzte nach einem Opfer. Der Lenzerl verlor nicht den Mut, er dachte: Ich werde wohl hinüberkommen. Er legte seine kleinen Hände aneinander und sagte laut: „Herr Jesus Christus, was soll ich jetzt tun?“

In den Gründen das Waſſer, in den Wipfeln der Wind. Aufgeſchreckte Krähen flogen wirr umher, und an den hohen Stämmen eilten ſchwarze Eichhörnchen und hüpften von Wipfel zu Wipfel.

Als der Knabe am ſteinigen Hang eine Strecke hingegangen war, um einen Steg zu ſuchen über den wilden Bach, ſah er einen großen, halbentwurzelten Baumſtamm. Der war über den Bach hingeſunken und drüben mit dem Wipfel an der Krone eines verknorrten Tannenbaumes hängen geblieben. Das iſt der Steg, den mir der Herr Jeſus gelegt hat, dachte der Knabe und begann ohne weiteres an dem hängenden Stamm hinanzuklettern. Das dichte Geäſte an dem lehnenden Baume war ſelbſt wie ein Wald, durch den er ſich mühevoll weiter arbeiten mußte, immer ſich ſorgfältig feſtklammernd. Denn unter ihm brandete die rote Flut, und ſo ſehr er ſein Auge hütete, daß es zwiſchen den Äſten nicht hinabſchaue in das Wallen und Wirbeln, ſo hub doch alles um ihn an zu kreiſen. Jetzt iſt der Schwindel da! konnte er noch denken, dann verflocht er ſich haſtig mit Händen und Beinen ins Geäſte und ſchloß die Augen. Er wollte in ſolcher Stellung nur warten, bis der Schwindelanfall vorüber ſei, aber ſiehe, der Wind ſchaukelte ſo ſanft den Baum und die Waſſer ſangen ſo ſchön . . .

Hoch an dem querüberhängenden Baumſtamme, über dem tobenden Wildbach, war der Lenzerl eingeſchlafen. —

Oben im Bergbauernhofe hatten ſie müſſen das Herdfeuer auslöſchen. Der Wind hatte durch den

Schornstein den Rauch zurückgestoßen, daß in Küche und Stube kein Mensch atmen konnte. Und wollte man Fenster öffnen, so wirbelte der Sturm herein und sprühte auf dem Herd die Funken auseinander und an die Holzwand hin. Wer sich ins Freie wagte: Die Luft unter dem schweren grauen Himmel war so klar, daß die fernsten Berge deutlich wie die nächsten dastanden, aber ein Stoßen und Stöhnen war in dieser Luft, daß der Bruder Franz vom „wilden Gjaid" sprach. „Seht ihr, wie er schlittenfahren tut, der wilde Jäger!" Denn dort an den gegenüberliegenden kahlen Berghängen ging eine Schneelahn um die andere nieder, auf dem weißen Schneefelde dunkle Striemen zurücklassend, von der Höhe bis tief ins Engtal. Man sah, wie klein es oben anhub, ein dünner, schwarzer Faden, an dessen unterem Ende ein weißer Knäuel hing, der den Faden in die Länge zog, rasch und immer rascher — größer, breiter, bis der Riesenknäuel in der Tiefe verschwand und ein langes Donnern hinging in den Bergen.

„Wenn ich nur heut' den Buben nicht hätte fortgehen lassen!" rief die Bäuerin immer wieder aus.

Ihr Mann, der Bauer, tröstete sie: „Am Morgen ist's noch nicht so wüst gewesen. Er wird gut ins Kirchdorf gekommen sein. Und wird er wohl so gescheit sein, daß er dort bleibt."

„Der bleibt nicht dort, wie ich ihn kenn'!" sagte sie. „Er hängt allzuviel an daheim."

„Na na, die Tafern-Wirtin hat ihn nicht fortgelassen. Die gibt ihm schon zu essen und ein gutes

Bett, bei der fehlt ihm nichts. Morgen kommt er heim. So was Wildes kann nicht lang' anhalten."

Die Mutter hat nichts mehr gesagt, hat ihre häuslichen Arbeiten verrichtet, hat den Leuten das Nachtmahl bereitet. Und während sie es verzehrten, ist sie davongegangen. Im lodenen Wettermantel ihres Mannes, in seinen Stiefeln und mit seinem Bergstecken hat sie sich auf den Weg gemacht, um ihrem Lenzerl entgegenzugehen. Denn, daß er auf dem Wege war, das galt ihr sicher, und daß er noch nicht daheim war, obschon es schon gegen Abend ging, sagte ihr: Er ist in Gefahr!

Bald war sie unten in der Hohlgraben-Schlucht, und da konnte sie nicht weiter. Die Brücke ist fort! „Mein Gott! Da kann er freilich nicht heimkommen!" Daß er gerade auf der Brücke gewesen sein konnte, als sie brach, das fiel ihr nicht ein. „Er ist eben wieder umgekehrt; er kann nicht her und ich kann nicht hin. Da ist nichts zu machen. Gott wird ihn beschützen!" — Sie blickte in den reißenden Strom und je länger sie hinschaute, je größer und wilder schien er zu werden.

Etwas weiter unten sah sie Baumgefälle über dem Wasser liegen. So finster schwarz an beiden Seiten die steilen Waldberge aufragten, so grau lag der Abendhimmel und legte sein blasses Licht nieder auf die Holzbrüche. Davor stand ein großer Mann, der Holzknecht Wendelin. Er hatte in seine Waldhütte gehen wollen den Bach entlang und hatte die Verheerung gesehen. Die Bäuerin fragte den Mann gleich

nach ihrem Knaben, ob er nichts von ihm gesehen hätte?

„Still sei!“ sagte er und schaute gespannt auf einen Baumstamm, der quer über dem Bach lehnte und mit dem Wipfel hier an einer Tanne hängen geblieben war. „Dort oben ist was“, sagte er und zog die Bäuerin an der Hand der Stelle näher. „Ich hab' das Ding schon eine Weil' betrachtet, es kommt mir nicht recht für. Als ob was Lebendiges im Astwerk wär', gar ein Mensch. Aber es rührt sich nichts. Da hat gewiß einer herüberkrauchen wollen und ist hängen geblieben.“

„Jeß Maria! Nachher ist's mein Lenzerl!“ schrie die Bäuerin hell auf.

„Schrei nit so, Weibmensch! Daß er jäh erschrickt und ins Wasser patschen kunnt!“

Aber das Rauschen des Wildbaches sorgte dafür, daß keine menschliche Stimme hinaufdrang. Der Holzknecht war auf die Tanne geklettert, spähte nach dem Wesen im hängenden Stamm und bedeutete der Bäuerin herab, sie solle ruhig sein, er sehe schon, was es sei, er wolle den Vogel bald haben. — Es währte nicht länger als drei Minuten, aber sie waren die qualvollste Zeit, die das Weib je erlebt hatte. Sie sah ihr Kind hundertmal ins Wasser stürzen und davonrinnen und ertrinken. — Ein Holzknecht weiß sich zu helfen bei den Bäumen. Seine Joppe hatte er herabgeworfen, dann stieg er, immer vom Sturme umbraust, von Ast zu Ast die Tanne höher hinan, schwang sich oben auf den herübergefallenen Baum,

kletterte an dem schwankenden Stamme hinaus, erfaßte mit fester Hand den Knaben am Arm. Der erwachte und schrie. Seine ins Astwerk verklemmten Glieder loszulösen war nicht leicht — doch es gelang, der Holzknecht brachte den Lenzerl herab und stellte ihn neben seiner Mutter fest auf den Erdboden.

Dieweilen war auch der Bergbauer gekommen, seinem Weibe nach, und war der Franz gekommen, seinem Bruder nach, zu helfen, wenn wo zu helfen wäre. Als wie gewöhnlich am Abend der alte Schulmeister ins Bauernhaus gekommen war und sah, daß alles davongelaufen, um den Knaben zu suchen — natürlich, da machte auch er sich auf, und hier in der Hohlgraben-Schlucht, wo die Brücke abgebrochen war, kamen sie alle zusammen. Und haben unter Dankgebeten den Knaben heimgetragen.

Dann sind sie sehr glücklich beisammen gesessen im Bergbauernhause.

„O mein Kind!" sagte die Mutter, „wenn du nicht den Herrn Jesus von der heiligen Kommunion bei dir gehabt hättest, da wär's wohl nicht so gut ausgegangen. Er hat dich heimgeführt."

Hierauf hob der alte Schulmeister seinen grauen Kopf, zuckte mit demselben ein paarmal, wie es seine Art war, und sagte zum Knaben: „Dich hat derselbe Jesus heimgeführt, der dich hingeführt hat. Wohl, wohl, mein Junge, es ist so. Ob du beim Altare warst oder nicht, er ist bei dir gewesen. Denn du bist ein frommes Kind. Kommunizieren mit Andacht, wenn es Zeit ist, das stärkt — wie du erfahren hast

— den Glauben. Doch auf die Kommunion allein verlaß dich nicht. Bleibe nur immer redlich und gut, und denke sein, dann ist er allzeit bei dir und du wirst mutig und stark sein in der Gefahr. — Und jetzt, Lenzerl, denke ich, du gehst in Gottesnamen schlafen."

Ehe der Kleine das tat, kniete er in den Wandwinkel hin, faltete die Hände, schloß die Augen und sah vor sich stehen den lieben Herrn Jesus, der in der Kommunion zu ihm gekommen war.

Bald hernach war es im einschichtigen Bauernhause dunkel geworden. Über das Dach dahin brauste der wilde Föhn, der Urwaldstämme bricht und Berge stürzt, aber an dem frommgläubigen Kindesherzen vergeblich rüttelt.

Der große Wald.

Von meinen Heimatbergen gegen die Morgenseite hin steht in weiter Ferne eine langgestreckte blaßgraue Wand. An sonnigen Sommertagen ist sie kaum zu sehen, im Silberschleier des Äthers verschwimmt sie mit dem Himmel. Bei feuchter Luft hingegen steht die Wand klar und leicht gegliedert da, so daß man die Waldtäler erkennen kann, die in sie hineinschneiden, und die Almblößen, die sich über den meilenlangen, fast wagrechten Höhenrücken dahinziehen. Es ist das Wechselgebirge. Zwischen diesem und meinen Heimatbergen liegt ein weiter Landkessel von Berg und Tal mit vielen Ortschaften, alles so in die Tiefe gesenkt, daß unser Blick hoch und frei darüber hinfliegen kann. Menschenaugen, die auf solchen Bergen glänzen, können nie ganz kurzsichtig, Herzen, die auf solchen Höhen wachsen, nie ganz engherzig werden. Außer man ist ein dummer Junge, dessen blöde Augen selbst vor dem Leuchten der Johanniswürmchen erschrecken.

Aber auch gegen die Mittagsseite hin steht eine hohe, langgezogene Wand, sie ist viel näher da, ist ganz dunkelbewaldet und nur gegen den obersten Rand

hin geht das grünliche Braun in ein leichtes Blau über. Das sind die Fischbacher Alpen, ein stundenlanger Bergzug, der meiner Heimatsgegend die unabsehbare Breitseite zuwendet. Von dieser Seite steigt das Gebirge sachte und gleichmäßig an, auf der Höhe flacht es sich weit und fast eben hin, um im Süden gegen das hochgelegene Dorf Fischbach steil abzufallen. In meiner Jugendzeit war dieser Gebirgszug mit einem einzigen unendlichen Wald überzogen. Kein Märchenwald kann geheimnisvoller sein als dieses dunkle Meer, das, vom hochgelegenen Vaterhause aus gesehen, ewig und unbeweglich vor meiner kleinen, ahnenden Seele dalag. Immer und immer wieder zieht's mein Erinnern zurück zu diesem Walde. Und während in der Waldheimat so vieles andere klein und unbedeutend geworden ist im Vergleiche mit dem, was die weite Welt geboten: der Fischbacher Alpenwald ist groß geblieben, er trägt groß und bedeutsam die Kindesmär herüber bis an die Schwelle des Greisenalters.

Der Wald bestand fast nur aus Fichten, untermischt mit mancher weißschimmernden Tanne, deren älteste in verwitterter Wildheit starr über den Fichtengipfeln aufragten und sich auch im Winde kaum bewegten. Ganz selten stand aus der braunen Fläche das hellere Spitzchen einer Lärche hervor. Die wenigen kleinen Lichtungen, die der Wald hatte, waren aus der Ferne gar nicht zu sehen, wohl aber die scharfen Zähnchen jener Tannenwipfel, die weit hinten am gerade gezogenen Rande des Bergrückens in

den Himmel anfragten. Noch im späten Erinnern ſehe ich eine Gruppe ſolcher Wettertannen höher in den Himmel hineinragen, dort, wo auf der Höhe eine verfallende Halterhütte ſtand, die „Hirtelſtube" geheißen. An dieſer weit ausſchauenden Baumgruppe führte der Fußſteig vorbei, der von unſerem Alpl über den Bergrücken nach Fiſchbach ging. Auf dem höchſten Punkte dieſes langen Bergzuges ragt der Teufelsſtein. Mit einigen Rieſenklötzen, die übereinandergelegt ſind, hatte dort „bekanntlich" der Teufel einſt begonnen, einen Turm in den Himmel hinaufzubauen. Wenn es ihm gelänge, in einer Chriſtnacht beim Mettenamte während der heiligen Wandlung von der Erde aus einen ſo hohen Turm zu bauen, dann dürfe der Teufel denſelben entlang in den Himmel emporſteigen. Aber der arme Kerl hat's nicht einmal ſo weit gebracht, daß das begonnene Mauerwerk über die Baumwipfel emporragte. Heute klettern Touriſten hinauf an den drei übereinandergeſchichteten Felsklötzen, um über den hier verzwergten Fichtenwald in die weite Alpenwelt hinauszuſchauen. Das Merkwürdigſte an der Teufelsſteinſage war mir immer, daß die Waldheimatbewohner, die doch ſonſt für allerlei Phantaſtereien zu haben geweſen, an ſie nicht glauben wollten. Es kam ihnen zu unchriſtlich vor, daß einer in der heiligſten Stunde des Jahres, anſtatt mit Beten, mit Arbeiten den Himmel hätte ſollen erwerben können. Und als dann gar unſer alter Schulmeiſter einmal dartat, daß der Stein auf der Höhe nur ein bloßgelegter Kopf des Felsgerippes

sei, von dem die Weichteile des Erdreiches im Laufe der Zeit abgeschwemmt worden wären, kümmerte sich kein Mensch mehr um den Teufelsstein, außer man hatte dort oben ein verlaufenes Vieh zu suchen.

Ganz andere Geheimnisse barg der große Wald und von einigen derselben will ich erzählen.

Zu jener Zeit, als mein Vater jahrelang an einer Brustkrankheit siechte und zum Sterben sachte Vorbereitungen traf, ging er gerne langsam mit einem Stocke in Flur und Wald umher, betrachtete die Schöpfung Gottes, trug den Hut in der Hand und betete. Mich, seinen älteren, aber noch recht kleinen Knaben, nahm er dabei gerne mit, daß ich ihm beten helfe. So gingen wir auch einmal hinüber in jene Waldschlucht der Fischbacher Alpen, wo der Vater eine Lichtung wußte, auf der Erdbeeren wuchsen. Als wir vom Hause fortgegangen waren, hatte mir — da ich in bloßen Hemdsärmeln war —, die Mutter das neue Baumwolljäckchen über die Achsel gelegt, im Walde würde es kühl sein. Ich ging hinter meinem Vater einher und wir beteten halblaut murmelnd den Rosenkranz zur Erlangung einer glückseligen Sterbestunde. Ich wußte damals kaum, daß mein kranker Vater von dem Arzte aufgegeben war, und ich dachte, wir beteten nur so im allgemeinen um ein gutes Sterben, wenn's je in achtzig Jahren einmal dazu kommen sollte. Als wir eine Weile über frisch gemähte Wiesen mit dem Heuduste und am Waldraine mit den Himbeersträuchern dahingegangen, dann über ein braunes Bächlein gestiegen waren, das unter Huflattich und

Germen gurgelte, kamen wir in die Waldſchlucht. Zwiſchen jungen Fichten, durch Haſelnuß- und Brombeergeſträuche taſteten wir uns langſam voran. Ins Gebet miſchte ſich mancher Ausruf, der eigentlich nicht dazu gehörte, beſonders, wenn ein federnder Buſch oder eine hochgewachſene Diſtel uns ins Geſicht ſchlug oder wenn im Schlinggewächſe des Bodens eine Natter dahinſchlängelte, auf die unſere Füße ſchier getreten waren. Aber nun prangten in dieſem wilden Garten auch ſchon die großen, roten Erdbeeren. Während das Gebet mit einigen Stoßſeufzern beſchloſſen wurde, pflückten wir Beeren und taten ſie in den Mund. Eigentlich nein. Sie waren viel zu gut, um von uns gegeſſen zu werden. Wir pflückten die Frucht in unſere Hüte, um ſie der Mutter und meinen Geſchwiſtern heimzubringen. Durch die Waldmulde herab ſtrich eine kühle Luft, mein Vater knöpfte ſeine Joppe zu und plötzlich unterbrach er ein gemütlich begonnenes Geſpräch: „Bub, wo haſt du dein Jöppel?“

Ich erſchrak arg. Auf meiner Achſel lag es nicht, unter meinen Füßen lag es nicht, die zehn Schritte, die man nach rückwärts blicken konnte, lag es auch nicht. Ich war ſo entſetzt, daß mir der Hut ſank und die Beeren durch das Blätterwerk niederſickerten. Wir gaben alles auf und ſuchten das Röcklein. In kreuz und krumm, wie wir durch das Struppwerk gegangen waren, gingen wir wieder zurück, aber das Röcklein war nicht zu finden. Mein Vater ſchlug vor, daß wir drei Vaterunſer zum heiligen Antonius beten ſollten, als zum Patron verlorener Sachen. Wir taten

es, aber das Röcklein fand sich nicht. Ich konnte vor Schluchzen nicht mehr beten. Das Röcklein war schier neu gewesen, erst einmal war ich mit ihm in die Kirche gegangen. „Beim Bachel wird es liegen, wo du so drüber gehüpft bist," riet der Vater. Aber am Wasser lag's auch nicht, am Waldrain entlang lag es nirgends und auf der frisch gemähten Wiese war es nicht. Es wurde schon abenddunkel, als wir heimkamen, wir getrauten der Mutter unseren Verlust nicht mitzuteilen und siehe — in der Stube am Wandnagel hing mein Röcklein. „Ich hab's ja gewußt, daß er's bringt, der heilige Antoni!"

„Ja, ja, der heilige Antoni!" rief die Mutter fast erzürnt. „Der soll just gut genug sein, euch das Gewand nachzutragen! Leichtsinnigerweise verloren habt ihr's! Schon beim Fortgehen. Gleich da hinter dem Haus oben bei dem Zaunstiegel hat's die Weibdirn gefunden."

„So, so," sagte mein Vater zufrieden. „Beim Beten ist's dem Bübel halt über die Achsel gerutscht. Weil wir's nur wieder haben."

„Versteht sich, beim Beten!" gab die Mutter zurück. „Beim Beten alleweil wird euch noch mancherlei über die Achsel rutschen."

„Wird eh sein. Aber Mutter, sei gut. Schau, wir kriegen ja alles wieder."

Derart war die kleine Angelegenheit abgetan. So oft ich später durch jene Waldschlucht hinanging, fiel mir das kleine Abenteuer ein. Denn gar oft bin ich dort dahingegangen.

Bin dahingegangen den Waldsteig, der voll braunen Gnadels und voll roter Baumwurzeln war, immer durch den Wald, dem breiten, flachen Rücken des Berges zu. Und jenseits die steilen Hänge hinab bis ins Dorf Fischbach, das mit seinen grauen Bretterdächern und der weißblechernen Kirchturmkuppel auf weiten Almmatten daliegt. Wie viele Dinge, die uns Alpelleute mit diesem Fischbach verbanden! Dort waren die Schuster, die wir auf unsere Steren luden, damit sie uns für das ganze Jahr die Schuhe machten. Dort war ein geprüfter Arzt und ein Winkeldoktor, die unseren Kranken das Lebenselexier schickten oder die Todeskrankheiten zu gutem Ende führten. Dort war der Krämer Kajetan, der uns in schlechten Zeiten Mehl, Schmalz und andere Lebensmittel besorgte. Dort waren am Kirchweihsonntag und am Bittmontag, dann an den Tagen des heiligen Egydius und der heiligen Anna die Kirchenfeste, die nirgends so feierlich abgehalten wurden als in Fischbach. Dort wurden mehrmals Volksmissionen abgehalten, die uns Alpler nahezu aus Rand und Band brachten. Die erste dieser Missionen, im Jahre 1855, ist mir mit wildem Feuer in die Seele geprägt worden. Anfangs gingen wir zu jener Mission mit Mißtrauen über den großen Waldberg, um aber bald so sehr gefesselt, hingerissen, entbrannt zu werden, daß wir wochenlang jeden Tag auf den Füßen waren, am frühen Morgen ausgingen, in später Nacht heimkehrten, um von den „Gnadenmitteln der fremden Geistlinger" keines zu versäumen.

Auch nach dem ferneren Birkfeld und dem Obstlande draußen führte dieser Fußsteig über das Waldgebirge.

So ist denn keine Stunde des Tages, in der ich als Knabe nicht auf dem Wege gewesen bin über den Berg. Am sonnigen Morgen, wenn an allen Ästen des jungen Fichtenwaldes noch die funkelnden Tautropfen zitterten, wenn der Auerhahn im dunkeln Gewipfel der alten Tannen balzte, bin ich den rötlichbraunen Waldsteig still dahingegangen. Am Mittage, wenn tausend Tierlein über das Gewurzel liefen und in der Luft summten; am sinkenden Abende, wenn Wildhühner durch Dickicht und Heidekraut gespenstig dahinhuschten und dürres Gefälle unter den Beinen flüchtiger Rehe und Hirsche knisterte, bin ich durch den Wald gegangen. Dann, wenn die trüben Nebel des Herbstes spannen im Geäste, daß man nicht fünfzehn Schritte weit vor sich hinsah und die Wipfel ins Unermeßliche der grauen, tropfenden Düsternis aufragten; und in den Nächten, wo man sich mit Stock und Hand langsam dahingreifen mußte, an die Stämme stieß, über Gewurzel stolperte und doch den rechten Weg einhielt; und bei stürmischem Wetter, wenn der Wind in den unbeugsamen Wipfeln toste und der Regen hagelscharf durch das Gestämme sauste, bin ich durch all das dahingegangen. Und im Winter endlich, wenn alle Pfadspur ganz verschneit war und die schneebelasteten Äste tief niederhingen — zu all diesen Zeiten bin ich über den waldigen Berg gegangen, der in zwei Stunden zu bewältigen war,

wenn ihn tiefer Hochwinter nicht überhaupt unmöglich machte. Hatte man den erſten ſcharfen Anſtieg hinter ſich, ſo war es ja nicht ſteil, auf der Höhe eine lange Strecke hin faſt eben. Wo man von dieſer Hochebene aus durch eine Scharte die lichte Welt erſchaute, da zeigte es ſich, wie ſehr ſie ſich verſchoben hatte und wie tief ſie unten lag; nur die graue Wand des Wechſelgebirges ſtand immer gleich hoch und ruhig in der Ferne.

Dann gab es auf dieſem an Werktagen einſamen Waldweg über die Höhe hin manch unheimliche Örtlichkeit. Da war der „Rauberkeſſel". Mitten in einem grünen Angerlein ſtand ein rieſiger halbvermoderter Baumſtock, der in der Mitte hohl war und an dem nur die äußeren Teile wetterzernagt aufragten. Verkohlter Holzreſte nach zu ſchließen, war in dem Stocke manchmal Feuer unterhalten worden. Die Räuber der Wälder verſammelten ſich hier, um ihre Schätze unter ſich zu teilen, Wildbret zu braten und dann neue Raubzüge zu verabreden. So wurde geredet. In Wahrheit gab es in den Waldgegenden weitum zu jener Zeit nicht einen einzigen Menſchen, der — vielleicht etliche Wildſchützen ausgenommen — ſeinen Lebensunterhalt nicht redlich als Holzknecht, Kohlenbrenner, Kohlenführer, Wurzelgräber, Kräuterſammler, Förſter oder Jäger, verdient hätte. Dem kleinen Waldbauernbuben rieſelten aber doch manchmal einige Erbſen über den Rücken, wenn er in die Wildnis zu dieſem „Rauberkeſſel" kam.

Weiterhin, zwiſchen Wildfarren, aus Stein und

Sand aufſprudelnd, war eine Quelle. Sie war nicht gefangen, rann auf keinem Rinnlein in den Trog, ſondern rieſelte im Sande weiter. Daneben lag ein großer Holzblock zu einer Art von Bank ausgehauen, in die gar wunderliche Zeichen eingeſchnitten waren, ſeltſam zueinandergeſtellt und verſchlungen, daß man wohl vermuten konnte, es müſſe etwas Beſtimmtes, ganz Geheimnisvolles damit gemeint ſein. Daneben ragte die gewaltige Ruine eines Fichtenbaumes, den der Blitz entwipfelt hatte und der jetzt in ſeiner oberſten Krone eine ganze Wipfelgruppe gegen Himmel ſtreckte. Auch an ſeinem Schaft waren die Zeichen eingeſchnitten. Trotz ſeiner fahlen Äſte, die wie Rieſenklauen in die Lüfte ausgriffen, lebte dieſer Baum noch und wucherte fort, aber ſeine hunderttauſend gekreuzten Zweige ſchwiegen und ſagten es nicht, was die Zeichen bedeuteten. Diebszeichen oder Zauberformeln! Wer ſie hätte leſen können!

Eines Tages, als ich an dieſer Quelle getrunken hatte und dann ein wenig geſeſſen war auf der Bank, fiel mir ein, es wäre wohlgetan, wenn man den heiligen Namen Maria in den Baum ſchnitte, damit die böſen Zeichen, die dort ſtanden, keine Kraft hätten. Mit der Spitze des Taſchenfeitels grub ich mühſam die Buchſtaben ins Holz, aber als ſie daſtanden, unterſchieden ſie ſich kaum von den anderen Zeichen, und da wußte ich auch, was ſie alle miteinander bedeuteten. Der erſte vor ſo und ſo viel Jahren hatte die weihevolle Stelle an der Quelle wohl mit einem heiligen Zeichen ehren wollen; ein Nachfolger wollte das ge-

heimnisvolle Zeichen durch ein anderes beſchwören und ſo entſtanden allmählich die Einritzungen, jede aus frommer Meinung, um aber von ſpäteren für Diebsmerken oder Zauberformeln gehalten zu werden.

Auf dieſen Höhen waren die Bäume nicht mehr ſo buſchig und hoch, ſie waren verknorrter, ſtarrer und hatten Flechtenbärte. So ſtanden ſie auch dort, wo das Wunderbare war, daß über die bewaldete Hochebene hin ein ſtattliches Bächlein rann. Woher kam dieſes Waſſer? Von der Gegend des Teufelsſteins kam es her, aus hohen Quellen, den Urſprung habe ich nie ergründen können. Es war ein kriſtallklares Waſſer, in dem die Steinchen und Sandkörner wie Gold glänzten, es rann ganz leiſe und flach, gleichſam wie ein lebendiges Geflechte über dieſen Grund dahin. Und warum dieſer ſtille Bach „der Schreier" heißt, habe ich nie erfahren können. Man ſagte, daß es im Bache rote Forellen gebe, und zwar — ſingende Forellen. Sie ſängen zauberhaft ſüß, aber nur beſonders auserwählte Menſchenkinder könnten ſie hören. Zu dieſen werde ich wohl kaum zählen, denn nie habe ich eine Forelle ſingen gehört und im „Schreier" einen Fiſch auch nie geſehen. Etwa hundert Schritte von der Stelle, wo das Brücklein über dieſes Waſſer führt, ein wenig wegſab, ragte aus dem Moosboden ein grauer, verwitterter Stein. Er wurde „die Mutter" genannt. In alten Zeiten ſoll einmal eine Mutter mit ihrer jungen Tochter aus Alpel gegen Fiſchbach gegangen ſein. Hier am „Schreier" hätten ſie geraſtet. Es war im Walde ſtill, faſt zum ein-

ſchlummern, da ſagte die Tochter plötzlich: „Mutter, hörſt du nichts? Ich höre ſingen. Dort aus dem Waſſer höre ich ſingen.“

„Gott behüte dich, mein Kind, dann ſind es die ſingenden Forellen.“

„O ſchönes Singen! O liebliches Singen!“ flüſterte das Mädel, ſtand leiſe auf und ging nach der Richtung hin, wo der Bach aus dem Dickicht hervortritt und von wo das Singen kam. Und horchte und legte die Hand an die Stirn und ging im Dickicht dahin. Die Mutter blieb auf dem Mooſe ſitzen und wartete, bis ihre Tochter ſich an dem Singen genugſam ergötzt haben und zurückkommen würde. Sie wartete drei Stunden lang, das Mädel kam nicht zurück. Die Mutter wartete drei Tage lang, drei Monate lang, drei Jahre lang, dreimal hundert Jahre lang — die Tochter iſt nicht mehr gekommen. Die Mutter aber iſt bei dieſem Warten zu Stein geworden und ragt noch heute aus dem Moosboden. Ich habe an dem Steine nie Ähnlichkeit mit einer menſchlichen Geſtalt finden können, mit Ausnahme einer einzigen Begegnung. Eines Abends im Hochſommer mußte ich für einen erkrankten Nachbar nach Fiſchbach zum Arzt. Dem ſagte ich die Leiden des Kranken, er gab mir eine Flaſche Medizin und die dazu gehörigen Verordnungen und ich ging in der Nacht heim. Den ſteilen Hang herauf ließen ſich auf dem Wege die weißen Steine noch erkennen. Endlich auf die Höhe gekommen, war es finſter geworden wie in einem Ofen, am Himmel kein Stern, ſchwül war die Luft. Ich

achtete auf eine besonders knorrige Baumwurzel, die zu übersteigen war, auf einen alten, grobrindigen Lärchbaum, der rechterhand stehen mußte, auf einen Viehzaun, der oberhalb der Hirtelstube überstiegen werden mußte. Das alles stimmte. Mir fiel auf einmal das Sprichwort ein: So finster, daß man eine Todsünde machen könnte. — Dann mehrten sich die Blitze; es waren aber keine Strahlen, nur rote Scheine; kein Donner war zu hören in nah und ferne. — Endlich war das rote Flackern, das Himmel und Wald erfüllte, so anhaltend geworden, daß es schier wie ein einziger beständig zuckender Schein war, und wenn er ein paar Sekunden aussetzte, so war es finsterer als finster und ich mußte stehen bleiben, wo ich stand. Nun fiel mir meine Mutter ein. Ich hatte Angst, daß sie Angst haben würde um mich. Und führte mich doch Gott so schön mit seinem Lichte. So war der Wald durchwogt von einem einzigen roten Feuermeer, glühend und schattenlos standen die Bäume und über den Himmel sprangen die großen Scheinfluten, eine nach der anderen, eine in die andere. Und in diesem Scheine stand plötzlich vor mir — die Mutter. Aber nicht die meine, vielmehr die andere, die schon dreihundert Jahre dasteht und auf ihr Töchterlein wartet. Wie eine hellglühende Menschengestalt, so stand zu jener Stunde der Stein. Da hörte ich in der Nähe auch den Bach rieseln, ganz leise, und ich horchte, ob nicht auch ein Fischlein sänge. Da fiel mir das Vaterunser ein: „Führe uns nicht in Versuchung."

Nach Stunden, als das elektrische Glutmeer über das Gebirge dahingeflutet und verlodert war, ohne daß ein Donner grollte, ein Tropfen fiel, war ich hinabgekommen ins Alpel.

In jener Zeit war ich ein Knabe von etwa zehn Jahren gewesen. Damals hatte ich mich noch vor nichts gefürchtet. Ein paar Jahre später war ich von unseren alten Mägden doch schon so weit unterrichtet, daß ich mich in den Nächten tapfer vor den Geistern fürchtete. Nun wurden die nächtlichen Gänge durch den Wald der Fischbacher Alpen schon bedenklicher. Wie, wenn am Rauberkessel doch Räuber säßen, oder unerlöste Seelen von Gemordeten? Wie, wenn die steinerne Mutter plötzlich lebendig würde? Die Hirtelstube, die halb verfallen unter den großen Schirmbäumen stand und keine Fenstergläser hatte, war besonders unheimlich. Die Leute wichen ihr in weiter Runde aus, so daß der Fußsteig, der hart an ihr vorüberging, schon ganz verwachsen war und weit oben durch den Jungwald ein neuer ausgetreten wurde. Denn in jener Zeit war es, daß zu den Fenstern der Hirtelstube Leute herausschauten, die schon lange gestorben waren. So sah jemand den alten Hirten Kilian, den man ein Jahr vorher in der Hütte tot aufgefunden, herausschauen, mit traurigen Geberden um Hilfe bittend. Dem er also erschienen, der ließ zu Fischbach eine Messe lesen für seine arme Seele. Da war es an einem späten Juliabend, daß ich von einer Missionsandacht nach Alpel heimging. Andere waren noch bei Tage nach Hause gegangen, ich aber hatte die

Abendpredigt über die vier letzten Dinge nicht versäumen wollen. Nun war ich im weiten Walde ganz allein, begleitet nur von meinem durch die Predigt aufgeregten Herzen. Es war schon ganz dunkel geworden. Auf der Höhe wollte ich natürlich den Fußsteig durch den Jungwald einschlagen, konnte es aber nicht lassen, einen Blick gegen die Hirtelstube hin zu tun, die unter der schwarzen Masse der Schirmbäume stand. Da sah ich um die Hütte kleine blaue Lichter schweben. Sie schwebten langsam hin und her, auf und nieder, verschwanden zum Teile und traten wieder hervor und schwebten in geheimnisvollen Kreisen um die alte verlassene Hütte. Anfangs war ich vor Entsetzen starr gewesen, dann floh ich durch den Jungwald und stieß mir an den Stämmen Beulen in den Kopf. Naß wie ein Pudel vor Angstschweiß war ich nach Alpel gekommen.

Nach mir ging in der gleichen Nacht ein anderer von Fischbach her denselben Weg. Steinreiters kleiner Kühbub, der Franzl. Auch der sah an der Hirtelstube die schwebenden Lichtlein, und weil sie ihm so wundersam schienen, ging er näher hin, um sie anzusehen. Da hörte er, daß in der verfallenden Hütte ein Gewimmer war. Ein klägliches Stöhnen. Der Missionär zu Fischbach hatte von den armen Seelen im Feuer gepredigt. Wimmerten ihrer da drinnen? Waren die fliegenden Lichtlein Funken des schrecklichen Feuers? Das waren diese gerade einmal nicht, sondern Johanniswürmchen, wie der Junge dergleichen auch unten am Berghang gesehen hatte. Dann kann

das Stöhnen wohl auch nicht von einer armen Seele sein. Eher von einem armen Leibe. Der Kleine ging um den alten Holzbau herum, bis er den Eingang fand, stolperte über die Schwelle und hörte vor sich ein lautes Dankgebet dafür, daß endlich jemand komme. Tagelang schon war der alte Wurzelsammler Joachim in dieser Höhle gelegen auf einem Moos-haufen. Sein Brot hatte er all schon verzehrt; dem Regen, der zweimal durch die Dachluken auf sein Lager fiel, konnte er nicht entweichen, denn er hatte den „Brand in den Füßen". „Wer bist denn, Mensch? Vom Steinreuter der Kühbub? So nimm den Hut und bring mir Wasser!" Weinend fast war die alte Stimme, weinend vor Freude, daß jemand gekommen, der „ihm sterben helfen" konnte. Der Franzl ging im Walde hin bis zum „Schreier" und brachte Labung. Und als es anfing, zu tagen, ging er wieder hinaus, suchte Pilze und briet sie an einem Feuer. Der Kranke verzehrte sie mit Gier. „Ach," sagte er und rang seine hageren Finger. „Franzl, du bist wohl brav. So viel schwer, wenn der Mensch hungerig und durstig versterben muß. Verlaß' mich nit, ich vermach' dir zu Lohn mein Geld."

Dann ist der Wurzelgraber nach Alpel in ein Bauernhaus geschafft worden, wo er nicht mehr lange gelebt hat. Einen Strumpf voll Maria Theresien-Taler, so hieß es, hatte der Franzl von dem Alten geerbt. — Gerade so gut hätte ich die Erbschaft machen können, wenn die Angst vor den — Johanniswürm-chen nicht gar so groß gewesen wäre. Der Strumpf

ſoll zwar nicht allzu viel inne gehabt haben, nur ganz unten bei den Zehenſpitzen ſeien ihrer etliche Silberklinger beiſammen wie ein Beutlein gebunden geweſen.

So waren die Geheimniſſe des großen Waldes allmählich entgeiſtert worden, daß ſchließlich nicht mehr viel übrig blieb als Bäume, als der Fußſteig mit den braunen Nadeln und dem knorpeligen Gewurzel, und als das ſchöne Waſſer, das ſo ſeltſam über den breiten Hochrücken herausfließt.

Dreißig Jahre ſpäter, als ich einmal von Graz über Birkfeld und Fiſchbach dem Alpel zugewandert, fand ich den Weg nicht mehr. Auf der Höhe war Wald wie immer. Aber als es dann niederwärts ging, da brach der Wald plötzlich ab und vor mir tief unten lag Alpel, wie eine weite, lichte, ganz fremde Gegend. Die alten Rieſenbaumſtämme ſind teils als Kohlen, teils als Zimmerholz ins weite Land hinausgegangen. In den Tälern nagen Tag und Nacht die Holzſägen, um den Urwald zu zerſchneiden, und die Parkette in den Salons von Wien und Graz ruhen auf den Trambäumen, die einſt in dieſer weltfernen Wildnis gewachſen. Ganz zu bewältigen aber iſt der große Wald nicht. Immer noch ziehen ſich ungemeſſene Waldflächen über das Gebirge dahin, und in den weiten abgeholzten Gründen zwiſchen dem unendlichen Geſtock und unter den wuchernden Himbeer- und Erdbeergebüſchen ſprießen kleine, weiche Fichtenbäumchen friſch hervor, ſo daß es den Anſchein hat, als ſollte ich auf den Fiſchbacheralpen noch ein zweites Waldgeſchlecht erleben.

Der „Schreier" rinnt in der Sonne dahin und ist versandet, „die Mutter" steht nicht mehr unter hundertjährigen Bäumen, sondern zwischen jungen Sprößlingen, sie ist noch bemooster und noch verwitterter geworden und wartet auf ihr Kind. — An der Stelle, wo unter Schirmbäumen die Hirtelstube gestanden, ragt ein knochenweißer, halb vermoderter Strunk auf, an den ein großer Ameisenhaufen hingebaut ist.

Der Kühbub Franzl, der einst die Erbschaft des Wurzners gemacht hat, lebt noch, aber in einer anderen Gegend. Er hat sich aus jenen Silbertalern einen großen, eisernen Kessel schmieden lassen, mit dem er zur Herbstzeit von einem Bauernhof zum andern fährt, um den Leuten vom Garten weg im Freien über einem Feuer die Kohlköpfe zu brühen, bevor diese im Krautschacht für den Winter aufbewahrt werden. Dieser Kessel hat den Mann wohlhabend gemacht. Das kann nur einem solchen passieren, der sich vor den schwebenden Johanniskäferchen in der Waldnacht nicht fürchtet.

Die Weihnachtsandacht des Zimmermanns.

Endlich war es vorüber, das schreckliche Fegen und Scheuern und Staubjagen, ein taglanges Rasen, bei dem kein Hausrat, kein Möbelstück, kein Wandschmuck an seiner Stelle blieb, bis jedes Holz gefegt, jeder Stein getüncht, jedes Metall blank gerieben war. Nun prangte das Haus in klarster Reine. Nach dem Sturm die Ruhe wirkt so wie so schon feierlich, nun erst gar, wenn das Christkind kommt. Irgendwo im Hause steht die Wiege, darin das göttliche Kind schläft. Wer Schuhe an hat, der ziehe sie aus, und wer in Socken ist, der schleiche auf den Zehenspitzen — denn — es schläft.

Die Hausfrau eilt mit bedeutsamen Gebärden in den Kammern umher, sie soll überall nach dem Rechten sehen und den Boden nicht betreten, sie soll alle Kästen und Truhen und Fenster prüfen und doch nichts berühren, auf daß alles in seinem unangetasteten Glanze bleibe. An den Fenstern rüttelt der Wind und wirbelt Schneestaub in die Ecken, so daß Wetterdunkel und Schneedunkel die Stube schier nächtig

machen. Der Tisch in der Wohnstube ist überdeckt mit einem weißen Tuche, darauf steht ein Kruzifix, eine brennende Weihekerze und in einem bunten Wasserkrüglein der Kirschbaumzweig, der vor drei Wochen, am Barbaratag, vom Baume gebrochen worden war und der in dieser Nacht aufblühen soll. Die Knospen an ihm glänzen und schwellen, jede Stunde können die weißen Blättchen sich entfalten. An die Tür eilt die Hausfrau, öffnet sie still, hebt den Zeigefinger und macht ein „Pst!" hinaus in die Küche, wo die Magd mit den Brennscheitern und dem Herdgeschirre nicht leise genug umgeht. Pst! Das Christkind schläft! Die Frau ist in feierlicher Andacht fast versunken. Ihr bleichendes Haar hat sie in zwei Kränzen um das Haupt gewunden, das rote Busentuch hat sie umgebunden und die seidene Schürze. Um die gefalteten Hände den Rosenkranz geschlungen, so sitzt sie nun im Armstuhl neben dem Tisch und kann nichts denken als: Der heilige Abend! Das Christkind.

Da ist plötzlich im Stubenwinkel ein Gepolter. Ihr Mann, der Zimmermeister, der auf der Wandbank lag, hatte sich umgewendet und dabei mit dem Ellbogen so derb an die Stuhllehne gestoßen, daß es klapperte.

„Pst!" zischt sie und steht rasch auf, „Mann, was hast denn für einen Unfried?"

„Ich? Unfried?" brummt er und fährt sich mit der Hand übers Gesicht, „soll man denn nicht mehr schlafen dürfen. Laß mich zufrieden."

„Wenn du schon nicht beten willst, so sollst we-

nigstens keinen Lärm machen. Schlafen sollst auch nicht."

„Aber, Alte, gerade beim Schlafen macht der Mensch am wenigsten Lärm!"

„Geh', was du nicht sagst, Mann! Du machst beim Schlafen gerade den allermeisten Lärm. Wenn du schon beim Herumschlagen mit den Händen keinen Stuhl umwirfst oder der Wand kein Loch schlagst, so meint man doch, es gehen mindestens zwei Bretterſägen und eine Dreschmaschine."

„Die Bretterſägen und die Dreschmaschine muß man freilich abstellen am heiligen Abend," sagte er gutmütig und setzte sich auf.

„Wer's nicht gewohnt ist, dein Schnarchen!" rief sie aus.

„Aber Frau, bist du das denn immer noch nicht gewohnt?"

„Nicht so bumm reden sollst, beten sollst. Da, such' dir heraus ein Weihnachtsgebet." Sie langte das Buch von der Stelle, wischte den alten, zerschlissenen Einband mit der Schürze ab, ach, er war schon wieder staubig, und legte es auf den Tisch.

„Was hast denn schon wieder für Mucken?" fragte er sie gelassen, „wenn sie läuten, werd' ich ja beten. Jetzt will ich noch ein bissel schlafen. Müde bin ich."

„Zanken und Unfried machen sollst nicht!" rief sie heftig und stieß zornig am Tisch den Fußschemel beiseite.

Er schaute sie an und schmunzelte. „Weib, bei

dir hilft nicht einmal das Altwerden was, du bleibst doch alleweil die gleiche."

„Weil's wahr ist!" sagte sie, „wenigstens an solchen Tagen soll der Mensch dran denken, daß er Tauf und Chrisam an sich hat. Hast denn nit ein bissel ein' Andacht! Weißt denn nit, daß morgen Christtag ist?"

„Tu' ich denn was Schlechtes?"

„Aber auch nichts Gutes. Jetzt such' dir das Weihnachtsgebet heraus, sag' ich!"

Darauf entgegnete er: „Das Frommsein hab' ich mir mein Lebtag nicht schaffen lassen. Wenn's nicht von selber kommt —"

„Bei dir von selber? Mar and Josef, da kannst lang warten. Bist eh in den Werktagen so unchristlich, daß es eine Schand' ist. Die heiligen Tage sind da zum Frommsein."

„Ich pfeif' drauf!" versetzte der Zimmermeister unmutig. „Wenn der Mensch die ganze Woche schwer gearbeitet hat, in Gottsnam seine Pflicht hat erfüllt und niemandem unrecht getan, da soll er am Sonntag extra noch fromm sein. Ja, Alte, wie muß man denn das anfangen?"

„Beten sollst, hab' ich gesagt und still sein. Der heilige Christ wird dir noch früh genug munter werden, wenn er kommt, zu richten die Lebendigen und die Toten. — Jeß Maria, was ist denn das?"

Ein Augenblick Finsternis in der Stube, als ob ein schwarzes Tuch an den Fenstern vorüberflöge, ein dumpfer Schlag, dann ein Aufwirbeln des Schnee-

staubes draußen. Der Zimmermeister wandte sich ans Fenster und blickte hinaus. Vom alten Kiefernbaum, der vor dem Hause stand, hatte der Sturm einen Ast herabgebrochen.

„O Gott, o Gott, der ungestüme Tag heut!" jammerte das Weib, die Hände ringend, „das bedeutet nichts Gutes, das bedeutet ein unfriedliches Jahr."

„Wenn dich der Teufel nicht holt, wohl gewiß!" brummte er im gutmütigen Tone.

„Heut' streit ich nit mit dir," sagte sie mit kalter Überlegenheit. „aber wart' nur, bis der heutige Tag vorbei ist! Du wirst schon noch sehen, wen der Teufel holt!"

Sie ging zum Weihbrunngefäß, das am Türpfosten hing, tauchte drei Finger ein und besprengte die Stube, besonders aber ihren Alten. Der starrte sie verdrossen an und rührte sich nicht. „Nit einmal bekreuzigen tut er sich, wenn er besprengt wird!" Sie eilte in die Küche, kam mit einem Gluttopfe zurück und streute Weihrauch hinein und räucherte nach Weihnachtssitte in der Stube herum, an den Tisch, ans Ehebett und endlich auch an den Ehemann, bis diesen der Weihrauch so sehr in die Nase stieg, daß er anhub zu fluchen und ein Fenster aufriß.

Das war gerade zu rechter Zeit. Von der Gasse, durch das Pfeifen des Windes hörte man erregte Menschenstimmen. Grob' Schaden getan hätte es im Dorf. Der Grabenzenza hätte der Sturm die Hütte abgedeckt, daß man gar von oben ins wuselnde Kindernest hineinsehe.

„Weil's nicht beten wollen, die Leut'!" jammerte unsere Zimmermannsgattin, „Mar and Josef, zu geht's auf der Welt! Der ganze heilige Abend ist verdorben. Und statt, daß er jetzt tät Weihnachtsgebeter beten, lauft er davon. Wer, frag' ich, soll uns denn beschützen, als unser Herrgott!"

Die Grabenzenza war eine Witwe mit drei kleinen Kindern, wovon das älteste im Scharlach darniederlag. Man hatte das Weib nicht gern im Dorf, man sagte ihm nach, daß es zur Herbstzeit manchmal dort Kartoffeln ernten täte, wo es keine gepflanzt hatte. Nun das Hüttendach so zerstört war, daß das Dachbretterflez auf der Gasse lag und der Wind den Schnee in die Stube trieb, irrte die Zenza mit ihren Kleinen heulend umher und nur zur Not gelang es, sie bei Nachbarn unterzubringen. Am allerwenigsten mochte man das scharlachkranke Kind haben, bis es endlich der Schullehrer ins Haus nehmen wollte; aber gerade ihm wurde es untersagt, die Seuche ins Schulhaus zu verpflanzen. Die kinderlose Zimmermeisterin wurde angegangen, allein diese wollte sich durch ein krankes fremdes Kind den heiligen Weihnachtsfrieden nicht stören lassen. Schließlich erinnerte sich der Pfarrer daran, daß Er, der in dieser Nacht erwartet wurde, gesagt hat: Wer so ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf. Mit Güte und List setzte er es bei seiner Häuserin durch, daß das Kleine mit der Mutter so lange im Pfarrhof sein dürfe, bis das Dach zur Not hergestellt sei.

Der Zimmermeister war hinausgegangen. Seine

Stimme war lauter als die des Sturmes, als er jetzt seine Gesellen und die Nachbarn zusammenrief. Sie kamen mit Werkzeug und Leitern und Balken, und nun begann ein Pochen und Hämmern im Dorf, das bei Fackelschein durch den ganzen Abend dauerte, zum Entsetzen der Zimmermannsfrau, der die heilige Stille, der himmlische Friede dieser Nacht so ganz und gar über alles ging. „Wie soll der Kirschbaumzweig aufblühen, wenn es so unfriedlich zugeht! Und das Christkind, wie soll es schlafen?"

Als auf dem Kirchturm die Glocken anhuben zu läuten, schrien und hämmerten noch die Arbeiter auf dem Hüttendach der Grabenzenza. Als die Gemeinde in der Kirche ihre Lieder sang, erscholl, mit dem Brausen des Sturmes um die Wette, immer noch der Lärm, das Pochen und Klingen der Dachnägel, daß es für die frommen Frauen, die dergestalt um alle Weihnachtsstimmung kamen, ein wahrer Graus war. Endlich, als alle Glocken zusammenklangen und die Orgel der Mitternachtsmette hell ertönte, da sprangen die Arbeiter vom Dach und gingen in die Kirche. Der Zimmermeister sah sich in dem wüsten Bretterwerk mit seinen zwei Gesellen allein. Nur der Sturmwind arbeitete tapfer daran, das wieder zu zerreißen, was Menschenhände eben mühsam aufgestellt hatten. Der Meister hatte das Dach bis zum Morgen fertig haben wollen, nun er sah, daß die Leute ihn bei diesem Werke verlassen, daß sogar die Knaben ihre Fackeln in den Schnee geworfen hatten und in die Kirche liefen, hub er an abscheulich zu fluchen. „Hol'

sie der Satan, diese gottverdammte Betbruderschaft! Das hab' ich schon gar gern! Den Herrgott vor lauter Bigotterie schier die Zehen wegschnatzeln und ein armes Leut können sie sterben und verderben lassen. Da kräht kein Hahn danach! Hocken in den Kirchenwinkeln herum bis sie stinkend werden. Der da oben kann eine Freud' haben mit so einer Brut. Krächzen sie jetzt drin das Gott wir loben dich! Und's Christkindel im lockigen Haar, wenn's von Wachs ist, das herzen sie wie eine Spieldocken, und so ein todkranker Menschenwurm kann unter ihren Füßen — krepieren, hätt' ich bald gesagt. Meiner Seel', das ist zum Ausderhautfahren mit diesem Gesindel, diesem kruzitürken himmelherrgotts Glumpert übereinand!"

So ging's los beim Zimmermann und zu größerem Nachdruck warf er die Dachbalken durcheinander, daß die Gesellen erschrocken beiseite sprangen in der Meinung, den Meister hätte die Tobsucht überfallen.

Als der Mitternachtsgottesdienst vorbei war und die Leute aus der Kirche strömten, fluchte und polterte er noch immer auf dem Dache. Da sagte einer zum anderen: „Er wird wahnsinnig, wenn wir ihm nicht helfen und sind wir leicht auch mitschuldig an seinem Fluchen. Kommt, wir wollen helfen, in einer Stund' ist das Dach fertig.

Darauf stellte sich einer gar würdig hin und sagte: „Glaubst, Nachbar, daß ich so schlecht bin und am heutigen Christmorgen knechtliche Arbeit verricht'?" Dieses Wort war mit einem solchen Hochmut herausgesagt, daß es anders wirkte, als es vermeint gewesen.

„Habt's ihn gehört?" fragte einer der Männer. „Wie dem seine Scheinheiligkeit ist mir alleweil noch der fluchend' Zimmermann lieber. Ich geh' ihm helfen dachdecken."

Dem schlossen sich die übrigen an. Wieder wurden die Fackeln in Brand gesteckt und neuerdings erhob sich das Pochen und Hämmern, so daß die Zimmermeisterin verzweifelt ihre Ohren zuhielt mit beiden Händen. „Nit schlafen und nit beten kann man und ist diesen Heiden das schlecht' Bettelweib lieber als der kleine Herr Jesus, dem sie schon in der Wiegen keine Ruh' mehr lassen. Unser Herrgott soll's verzeihen!"

Am Christmorgen, als die Sonne aufging, legte noch der eisige Wind über die Dächer und über manchem Giebel tanzte noch ein Schneewölklein. Das Dach der Häuslerin aber war festgelegt und genagelt, im Ofen der Stube brüllte frisches Feuer und die Grabenzenza zog mit ihren dichtvermummten Kindern wieder in ihr Heim. Der Zimmermeister lag mit Jacke und Stiefeln auf seinem Bett und schnarchte, was das Zeug hielt. Sein Weib stand an der Tür und schaute mit Verachtung auf ihn hin. — Jetzt liegt er da wie ein Vieh und rührt sich nit. Daß doch immer ein Mensch gar so gottverlassen sein kann!

Sie selbst fand keine Ruhe. Sie war trostlos. Noch vor dem Festamte ging sie zum Pfarrer und brachte vor Weinen kein Wort hervor. Was sie für eine unglückliche Frau sei! Einen solchen Mann zu haben! Rechtschaffen brav wäre er sonst, aber halt

keine Religion! Deutsch gar keine Religion. Und wenn sie hundert Jahr sollt leben, diese Nacht könne sie nimmer vergessen. „Nit ein Vaterunser hat er gebetet, nit mit einem einzigen Meßgebetel hat er das liebe Christkind gegrüßt. Was wird das einmal für ein Sterben werden bei diesem Menschen! Die Leut gehen heut von Haus zu Haus und sagen, ihr Lebtag hätten sie noch nie so schreckbar schelten und fluchen gehört, als in dieser heiligen Nacht. Hochwürden müssen's ja auch gehört haben, nach dem Kirchgang, vom Grabenhäusel her. Mir hat's gerade frei die Seel herausgeschaudert."

Der Pfarrer saß da, hielt die Hände über dem Schoß gefaltet und blickte das erregte Weib lächelnd an. „Gehört habe ich wohl etwas," sagte er dann, „aber ich hab' das für ein Gebet gehalten!"

„Gebet?!" stöhnte die Zimmermeisterin, hob ihre Hände, legte sie hoch in den Lüften zusammen und ließ sie sinken, als ob sie der Schlag gestreift hätte.

„Liebe Frau," sagte der Pfarrer, „manche Leute haben halt eine sonderbare Art zu beten. Zum Beispiel die Juden. Die binden, während sie beten, mit dem Gebetriemen an den Gliedern so herum. Andere wenden dabei im Gebetbüchel die Blätter um. Wieder andere lassen während der Ave-Maria die Rosenkranzgralln zwischen den Fingern gleiten. Nun, und unser Zimmermann tut bei seinem Vaterunser halt Dachnägel einschlagen."

Das Weib schlug neuerdings die Hände zusammen. „Vaterunser sagen Euer Hochwürden. Ich dank'

ſchön für ſo ein Vaterunſer! Wie der Menſch geflucht und ſakrementiert hat während der heiligen Mette! Wenn unſer Herrgott nit ſo barmherzig wäre! Der Erdboden hätt' ſich müſſen auftun."

„Ich gebe zu," ſagte der Pfarrer, „daß die Worte recht ungeſchickt geweſen ſind, aber die Meinung kann doch gut geweſen ſein. Und auf das kommt es an. Euer Mann hat bei ſeinem Fluchen und Sakrementieren ſicher keinen anderen Gedanken gehabt, als wie er der armen Witwe mit ihren Kindern das zerſtörte Haus wieder herrichten könnte und die Leute ihm dabei helfen ſollten. — Wir werden ja alle andächtig gebetet haben in dieſer Chriſtnacht, aber ich vermute, daß das Gebet des Zimmermeiſters mit Axt und Hammer unſerem Herrgott am liebſten geweſen iſt."

„Und jetzt," rief ſie, „wo der Chriſtenmenſch zum Hochamt gehen ſoll, ſchläft er wie ein Murmeltier!"

„Laßt ihn ſchlafen, liebe Frau. So wie ſein Werk ein Gottesdienſt war, ſo iſt es nun auch ſeine Ruhe."

Als das Weib den Pfarrhof verließ, wackelte ſie fortwährend mit dem Kopf. Sie kann ſich's nicht reimen. Man kennt ſich nimmer aus auf der Welt. — Wenn ſein Fluchen ein Beten war, was iſt nachher ihr Beten? — So weit hat ſie nicht mehr gedacht.

Ein funkelnagelneues Jahr.

Übrigens so schlimm ist es ja gar nicht. Der Mensch ist allmächtig und allwissend. Allmächtig durch die Phantasie und allwissend durch die Theorie. Er ist der Schöpfer der Begriffe. Er stellt sich was vor und mit dieser beliebigen Vorstellung mißt er alle Dinge. Vorwegs ist ja alles unbegreiflich, aber der Mensch macht sich einen „Begriff". Der Begriff ist sein Eigentum, sein ganzes Um und Auf. Zum Beispiel: der Begriff von *nebeneinander*, das ist der Raum. Der Begriff von *nacheinander*, das ist die Zeit.

Wir haben ein neues Jahr im Kopf. Im Kopf ist es fix und fertig. Dieses „Jahr" ist nicht etwas Gewordenes, es ist etwas Gemachtes. Etwas ganz willkürlich Gemachtes und Eingeredetes. Es hält sich nicht etwa an das durchschnittliche Menschenalter, dann müßte das Jahr an fünfunddreißigmal so lang sein. Es hält sich nicht an den Sonnenlauf, sonst müßte es an einem Sonnwendtage oder an einem Tage der Tages- und Nachtgleiche beginnen. Ohne allen Sinn, nur an lässiges Herkommen geheftet, läßt

der Mensch sein Jahr irgend einmal beginnen und nennt den Tag den ersten Januar. Der letzte Dezember ist zwar von Natur wegen genau so ein Tag, wie der erste Januar. Aber der Mensch mit seiner Phantasie und Theorie macht zwischen diesen zwei Tagen einen ungeheuren Unterschied. Den Unterschied zwischen Greis und Kind.

Wenn es schon alle Welt so treibt, dann kann man es dem phantastisch-wilden Waldbauernbuben nicht verdenken, wenn er am Abend des Sylvestertags auf der Anhöhe hinter dem Berghause steht und dem sterbenden Jahre zuschaut.

Spät und mühesam war die Sonne hinter dem Wechselgebirge heraufgestiegen, mit blassem Gesicht und tief hängendem Kopf kroch sie am Himmel mühsam dahin. Um 10 Uhr vormittags, als die Hausmutter das zweite Mal ihr Herdfeuer anblies, kam die Sonne an der kahlen, reifgrauen Esche vorbei; um Mittag war sie erst bei den Fichtenwipfeln. Höher ging's nicht mehr, erschöpft sank sie dem Waldschachen zu und hinter demselben hinab. Der Schein auf dem schneebedeckten Hausdach erblaßte, die Wipfel der Fichtengruppe, die erst wie grünes Gold geleuchtet hatten, wurden schwarz und standen als finstere Zacken in den Himmel hinein. Über den fernen Almen lag glatt und bleß das Leichentuch und hinter ihnen dunkelte feierlich die Nacht herauf, in der allmählich Sternlein zu glimmen begannen, wie Ampeln an einer Bahre. Tagsüber waren von den Dachrändern Tropfen gefallen, zu hören, wie das Ticken von Uhren;

das war nun still geworden. An den Dachrändern hingen Eiszapfen — erdwärts wachsend. Auch der Hausbrunnen hatte ein Eismäntelchen angelegt und sein bisher ununterbrochenes Rauschen eingestellt, gleichsam nur noch hinter der hohlen Hand Geheimnisse flüsternd. Die Hühner hatten ihre Stangen gesucht und gackerten nicht mehr, sondern hockten unbeweglich und horchten. Die Rinder im Stalle lagen auf frischer Streu und scharrten im Wiederkäuen mit den Zähnen. Der Vater aber ging würdigen und leisen Schrittes mit einem Rauchgefäß im Hofe herum, beräucherte sein Hab und Gut: das Haus, den Brunnen, die Ställe, den Dunghaufen, die Vorräte und Werkzeuge, die Tiere und die Menschen. Das war sein Segnen am Ende einer Zeit. Denn die Sonne des Jahres war gestorben und versunken.

Trotz der feierlichen Stimmung sagte ein schalkhafter Knecht: „Jetzt wird's lang finster bleiben. Die Sonn' geht erst im nächsten Jahr wieder auf." Und beim Nachtmahl hieben sie mit den breiten Hornlöffeln tief in die Schüssel: „Brav Sterz essen, heunt! Heuer kriegen wir nix meh'!"

Und dann — es war ja in meinem Vaterhause — legten wir uns schlafen. Die Neujahrsstunde erwarten, das war im Waldhause nicht der Brauch. Der Schlaf des Gesunden, die Leiden des Kranken, die Träume und die Sorgen, das alles war wie in jeder Nacht. Ich aber in meinem Dachkammerbette hatte weder Schlaf noch Schmerzen, weder Träume noch Sorgen — ich wachte, hielt Ohren und Augen

auf und wartete auf das neue Jahr. Das unendliche Geheimnis der Nacht lag über dem einsamen Hause. Wenn sonst draußen der Wind ging, da ächzte immer ein wenig die Holzwand; heute ächzte sie auch manchmal, aber so, als ob jemand im Sterben läge. Durch das Fensterlein sah ich Sterne. Sie benahmen sich nicht viel anders als sonst, und doch merkte man, es gehe was Besonderes vor, dort oben. Auch wußte ich's von der Ahne: In der Neujahrsnacht tun die lieben Engelein Sterne scheuern, daß sie schön funkelblank werden fürs neue Jahr. — Unten in der großen Stube schlug heiser röchelnd die Wanduhr. Elf Schläge. Das ist nun die letzte Stunde. Ich hub an zu denken, was in diesem jetzt vergehenden Jahre alles gewesen war. Zu Lichtmeß hatte die Katze den Finken in der „Vogelsteigen" getötet. Zu Ostern hatte mir der Fleischhacker, als er das Kälbel holte, zwei Groschen Futtergeld geschenkt. Eine Woche vor Pfingsten hatte ich mein Taschenmesser mit der Schildkrötenschale verloren. Am Peter- und Paulitag war die Geschichte mit der Tabakspfeife und dem Angstschweiß. Zu Jakobi einen Zahn reißen lassen, hat fünf Groschen gekostet. Zu Michaeli ein Schaf von einem Jagdhund verjagt worden. Drei Tage vor Allerheiligen beim Forellenfangen in den Bach gefallen, vom Fischpächter herausgezogen und geschopft worden. Das waren die hervorragendsten Ereignisse des Jahres. Möglicherweise waren in der Welt noch wichtigere vorgegangen; möglicherweise sogar um mich und in mir selber. Man sieht nur die oberflächlichsten,

es geht auch den Erwachsenen nicht anders. Die geheimen Mächte in unserem Innern, die sachte wirkenden Wünsche und Leidenschaften, die Entwicklung von Schuld oder Seligkeit — diese stillen aber großen Schicksalsgewalten, die uns das Jahr über geändert haben, so daß wir am Ende desselben nicht mehr das sind, was wir am Anfang gewesen — selten gedenken wir ihrer bei der Rückschau am Sylvesterabend.

Aber die Ereignisse, die flüchtigen, versinken mit dem Jahre. — Noch die letzten Minuten. Die Spannung wächst. Es ist, als ob man einem Sterbenden zusähe bei seinen letzten Atemzügen. Man wünscht, daß es zu Ende wäre, und will ihn doch nicht lassen scheiden. Noch ein Atemzug — und noch einer. — — Und noch einer. . . . Nun schlägt die Uhr. — Es ist aus. Es geht an.

„Hat's nicht einen Schnalzer gemacht irgendwo am Himmel? Nicht einen Ruck, einen Stoß gegeben in der Weltkugel? Nein, die Uhr geht ihren gleichmäßigen Schritt, und der, mit dem sie über den Abgrund gestiegen, war nicht größer gewesen als die anderen.

Ich dachte, in Gottesnamen, jetzt ist das neue Jahr! Und legte mich aufs andere Ohr. Nun schlafen. Neben Sterbenden wacht man, neben Neugeborenen schläft man. Die ersten Stunden des funkelnagelneuen Jahres gehören dem Traum — dem Zukunftsgesichte. Vielleicht kann es weissagen. Doch siehe, auch die neue Straße ist nächtig und nebelig.

In einer solchen Neujahrsnacht sah der kleine

Waldbauernbub einmal einen Fußſteig, der in der Wildnis ſteil bergan ging. Ein Knabe mit dem Hirtenſtabe ſtieg munter hinauf. Der Hirtenſtab ward zum Wanderſtabe — ein neues Land, ein neues Leben in Wort und Geiſt, ein dornenreiches, freudenreiches, köſtliches! — Plötzlich erwachend, wußte ich, es war meine Zukunft. Aber groß verwundert habe ich mich nicht. War es doch in einem der früheren Leben auch einmal ſo ähnlich geweſen. Iſt ja recht, wenn's ſo kommt, iſt ja recht. — Damit legte ich mich aufs andere Ohr. In dem darauffolgenden Jahre kam aber gar nichts, als wieder die Reihe der Kindereien. Der Traum indes wiederholte ſich, er gehörte zur Art jener Träume, die immer wieder einſetzen und weiterſpinnen und mit denen man allmählich ſo vertraut wird, daß ſie neben dem wirklichen Leben wie ein zweites wirkliches Leben einherranken, bis endlich die beiden Leben, das wirkliche und das geträumte, in eins zuſammenfließen, um ſich zeitweilig wieder zu ſpalten und gelegentlich auch die Rollen zu wechſeln. Hatte ich einſt den glücklichen Büchermann geträumt, ſo träume ich jetzt den noch glücklicheren Waldbauernbuben.

Nun, und wie war nach ſolcher Neujahrsnacht der erſte Morgen? War er wirklich funkelnagelneu? Nein. Die Fenſterſcheiben hatten gerade ſo ihre Eisgärten, wie an gewöhnlichen Wintertagen. Die Sonne ging gerade ſo trüb und träge auf, kroch gerade ſo kraftlos über die kahle Eſche hin, kam gerade ſo ſpät zu den Fichtenwipfeln und ging gerade ſo ſchläfrig

und frühzeitig zu Bette, wie gestern. Und doch — es war eine andere Sonne! Gestern konnte sie nicht empor, weil sie eine alte Frau war, heute kann sie nicht, weil sie noch ein Kind ist.

Die Sonne hatte dem Buben aber schon Gedanken gemacht. Da stimmte etwas nicht.

„Vater, wie ist denn das, daß über dem Wechselgebirge alle Tage eine Sonne aufgeht?"

„Mein Kind, das ist die Allmacht Gottes."

„Ja, hat Gott denn so viele Sonnen im Sack?"

„Kind, ich sage es dir noch einmal, das ist die Allmacht Gottes."

Dann aber kam der Schulmeister. Zuerst der kleine und hernach die großen, und die Schulmeister wollten gar nicht mehr aufhören. Sie stellten die Welt auf den Kopf, so daß der Himmel einmal unten war und die Erde oben. Sie ließen die Erdkugel tanzen, wie mein jüngstes Brüderchen den Schnurrhiesel, den ihm der Vater gemacht hatte. Und sie ließen diese tanzende Weltkugel alle Jahre einmal um die Sonne kreisen, die unendlich größer war als die Erde und anderseits doch wieder unendlich kleiner als andere Sonnen, die im unendlichen Raum unter- und durcheinanderwirbelten, jede auf ihrer bestimmten, unabänderlichen Bahn. — So war's, jetzt wußte man's. Aber seit wann es war? Warum es war? Durch wen es war? Das wußte man nicht.

Früher die Welt und die Allmacht Gottes darüber, das war so einfach gewesen. Und jetzt alles so ungeheuerlich und unbegreiflich, tausendmal un-

begreiflich. Man hatte keinen Boden mehr unter den Füßen, kein Dach mehr über dem Haupte, keine Richtschnur mehr in der Hand — man hing nur so da und wurde mitgewirbelt, daß dem armen Waldbauernbuben Hören und Sehen verging.

Früher hatte er gewußt, daß zur Jahreswende das Knistern der Kohlen in dem Ofen, das Mianen der Katze von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß die Form des gegossenen Bleies, das Begegnen gewisser Personen am Neujahrsmorgen von der Zukunft spricht; hatte gewußt, daß man mit Almosen und Beten den Himmel bewegen kann, ein glückseliges Jahr niederzuregnen und niederzulachen. Und jetzt sagte der Schulmeister, auf das alles sei kein Verlaß. Und wenn der Knabe fragte, auf was denn eigentlich ein Verlaß wäre, wußte der alte Herr keine rechte Antwort. Er suchte lange nach einer herum und sagte schließlich ganz leise: Urkraft. Allmacht. Weltgeist. — Gott.

Wie? — Allmacht? Gott?

So war wieder ein funkelnagelneues Jahr gekommen. Es stand im Glanze des Himmels. Trotz allem Leide — es war zum Jauchzen.

Wenn nun die Menschen, bangend vor dem Rollen der Zeiten, draußen in der starren Schneelandschaft nachsinnen den ewigen Dingen, oder wenn sie in der Kirche beten, so andächtig, wie man das ganze Jahr hindurch nicht beten sieht, da sagt der alte Waldbauernbub leise vor sich hin: Bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Und wenn in der langen

Winternacht alles zu erſterben droht und das zitternde Menſchenherz beim Jahresbeginn ſich fragt: Werde ich mich noch einmal durchzuſchlagen vermögen? Und wenn am Fenſter ein Sarg vorbeigetragen wird, gerade am Neujahrstage, und der Abergläubiſche nichts geſehen haben will und doch des unheimlichen Zeichens nicht zu vergeſſen vermag, da ſagt der alte Bub: Bange ſein ſollen wir nicht, wir ſollen freudig ſein. Der Herr der Zeiten hebt die Sonne höher von Tag zu Tag und läßt ſie hinfliegen über Winter und Sommer, über Sarg und Wiege. Das irdiſche Jahr mit all ſeinem Wandel, nichts bedeutet es vor Gottes Ewigkeit, der an Größe nur eines ſtandhält — die unſterbliche Seele des Menſchen. Von dieſer ſind alle Jahresläufe und alle Geſchicke im letzten Sinne ohnmächtig. Arm in Arm mit Gott iſt ſie die Schöpferin der Zeit und die Beherrſcherin des Raumes, ſchreitet groß und des ewigen Lebens froh über die Welten und Sonnen dahin.

So iſt der alte Bub vom kindlichen Glauben durch die Erkenntnis gegangen und mit der Erkenntnis wieder zum Glauben gelangt. Und ſo — denkt er — möchte allen, die guten Willens ſind, endlich wieder einmal kommen ein funkelnagelneues, ein glückſeliges neues Jahr, eine Zeit göttlicher Weltfreudigkeit.

Zum heiligen Brunn.

Eines Tages — es war an einem sommerfrohen Pfingstmontage — führte meine Base mich über die Almen stundenlang dahin. Sie trug einen Armkorb mit Brot und anderlei, in der Hand einen Gehstock und einen Rosenkranz, der am Stocke hinabpendelte. Ich trug nichts als ein freudig gehobenes Herzlein, denn wir gingen an einen Ort, den ich noch nicht kannte, der aber nach aller Beschreibung unerhört merkwürdig war.

Wir wanderten nach Heilbrunn. Dort steht hoch am Berge, zwischen Wäldern, eine große Kirche und in derselben ist ein Brunnen, der die Kranken gesund macht. Meine Base und ich, wir waren beide gesund, aber die Base trug in ihrem Armkorb bei dem Brot eine leere Flasche bei sich —.

Als wir die Fischbacher Almen hinter uns und unterwegs den Rosenkranz dreimal abgebetet hatten, setzten wir uns vor einer Waldkapelle nieder und aßen. Die Base hatte ihre blaue Schürze so über die Knie gespannt, daß es einen kesselförmigen Tisch gab, in dem das Weißbrot und der Kuchen lagen. Schon dieser Wallfahrtskuchen mit den süßen Korinthen

brachten mich in Weiheſtimmung, und wie wir früher gegangen waren und gebetet hatten zu Ehren der Muttergottes, ſo aßen wir jetzt ihr zu Ehren den Kuchen und waren heiter. Und die Baſe behauptete, der Menſch könne ſo luſtig ſein wie er wolle und zeitweiſe auch ein bißchen tun, was man Schwachheiten nennt, wenn er nur alles unſerem Herrgott zu Ehren aufopfere, ſo ſei es gleich ein gutes Werk. So viel ich noch weiß, war dann meine Frage, ob man Gott zu Ehr anſtatt auf dem Stein zu knien auf dem Kopf ſtehen könne und die Füße gegen Himmel recken? „Ei ja freilich, mein Kind", beſchied die Baſe, „ob du die Hände bittweiſe gegen Himmel reckeſt oder die Füße, das wird alles eins ſein, wenn du nur einen guten Gedanken dabei haſt." Gute Gedanken zu haben hielt ſie für ſehr wichtig, und mir war nicht ganz klar, was ſie unter guten Gedanken verſtand. Denn ich war ſchon inne geworden, daß man Gedanken an gute Sachen — böſe Gedanken nennt.

Wer weiß, wie tief wir uns noch in die Geheimniſſe der Gottverehrung verſtiegen hätten, wenn nicht hier ein Weggenoſſe zu uns geſtoßen wäre. Der Kaplan von Fiſchbach, ein junger Herr mit friſchrotem Geſicht, an dem die Wangen zwei Grübchen bildeten, wenn er lachte. Er war in ſchwarzem Gehrock und gewichſten Röhrenſtiefeln. Ich wäre faſt lieber mit der launigen Baſe allein gegangen; denn mit dem geiſtlichen Herrn Kaplan zu marſchieren, da iſt man keinen Augenblick ſicher, ob er nicht auf einmal anhebt, aus dem Katechismus auszufragen. Das tat

er nun aber nicht, im Gegenteil, er erzählte unterwegs Geschichten. Er ging nämlich auch nach Heilbrunn, um am nächsten Tage dort die Messe zu lesen und Beichte zu hören — als Aushilfe bei den vielen Wallfahrern, die am Pfingstdienstag sich einzufinden pflegten.

„Wenn wir gut anziehen", sagte er gleich zu uns, „so können wir in einer Stunde schon den Kirchturm sehen. — Wirst du wohl so weit laufen können, kleines Böckel?"

Das Böckel war an mich gerichtet, und mir wurde ganz heiß in den Wangen ob der auszeichnenden Anrede, die noch dazu ohne jeden Beigeschmack von Katechismus war.

„Und wenn wir ihn auch erst in zwei Stunden sehen", fügte der Kaplan bei, „er läuft uns nicht davon; die Muttergottes steht auch noch am Abend auf dem Altar und erhört uns, wenn wir nur recht fleißig beten können."

Da wir also den Alm- und Waldwegen entlang, die bergauf und talab gingen, mit Weile eilten, so entfaltete sich ein freundliches Gespräch, bei welchem meine Base die Frömmigkeit etwas mehr hervorkehrte, als es ihr vielleicht gerade ernst gewesen, während der Kaplan ganz weltlich plauderte und lachte.

Und plötzlich fragte er: „Kennt ihr wohl auch den Ursprung von Heilbrunn? Nein? Aber der ist ja sehr schön, den muß ich euch doch erzählen."

Ein zehnjähriger Junge und Geschichten! Ich trappelte nicht schlecht neben seiner dahin.

Der Kaplan erzählte: „Es war vor mehr als zweihundert Jahren. Da lebte in Holland ein reicher Mann. Er konnte aber seinen Reichtum nicht genießen, denn er war stockblind. Alle berühmten Ärzte und alle Arzneimittel wollten nicht helfen, da hat er gemeint, ob ihm nicht unsere liebe Frau helfen könne, wenn er recht fleißig zu ihr wollte beten. Das hat er getan und darauf hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er sah eine wilde Gebirgsgegend mit finsteren Wäldern, tiefen Schluchten und hohen Bergkuppen und es träumte ihm, daß er sich sollte aufmachen und ins Land Steiermark reisen. Dort sei im wilden Birg eine Gegend, Osenegg genannt, da werde er an einem Bildnis Mariens einen Brunnen finden; mit diesem Wasser solle er sich waschen, dann würde er sehend werden. Das erste Mal gab er nicht viel auf solchen Traum, als ihm aber in der zweiten Nacht gerade so träumte und in der dritten Nacht wieder, da nahm er das für eine Erscheinung und teilte seiner Frau den Entschluß mit, ins Land Steiermark zu reisen und den Brunnen zu suchen. Die Ehefrau erkannte ebenfalls die göttliche Fügung und beide machten sich auf die Reise. Zuerst wußten sie gar nicht, wo das Land Steiermark liege. Von einem gelehrten Mann erfuhren sie, daß sie über Länder und Länder hin so lange der Mittagssonne zureisen müßten, bis sie in die Welt der hohen Berge kämen, die Alpen genannt. Dort würden sie das Land Steiermark wohl erfragen. Also sind sie gereist und nach vielen Wochen in die Alpen gekommen. Das war

aber Tirol, sie mußten wieder viele Tage lang gegen Sonnenaufgang wandern, bis sie endlich ins Land Steiermark kamen und in die Hauptstadt Grätz. Dort fragten unsere Reisenden aus Holland nach der Gegend Ofenegg. Ja, die wäre weit hinten in den Bergen und sie sei eine rauhe Wildnis. Wohlgemut wanderten sie die angegebene Richtung hin, bis sie durch einen langen Graben hinaufkamen zu dem Berge Ofenegg. Aber dort gingen nun drei schlechte Steige auseinander und sie standen lange da und wußten nicht, nach welcher Seite sie sich zu wenden hätten. Da kam ein Hirtenknabe gegangen, der hatte nasses Haar, obschon es nicht regnete. Und als sie den Knaben fragten, weshalb er so naß sei, antwortete er, er käme just vom Bild am heiligen Brunnen, wo er sich das Haupt gewaschen habe, damit sein Kopfweh, an dem er leide, geheilt werde. So hat er sie dahingewiesen. Die Wallfahrer aus dem fernen Holland sind niedergekniet vor dem Bild in der Wildnis, der Blinde hat an der Quelle sich die Augen befeuchtet und ist zur selbigen Stunde sehend geworden. Wie er den ersten Blick tut hinaus in die Berge und Täler, da ruft er aus: O mächtiger Gott, das ist jene Gegend, die ich im Traum gesehen habe! — Solches Wunder hat der geheilte Holländer im Lande weitum verkündet, bevor sie die Heimreise angetreten. Er ist sehend geblieben und hat sich des Lebens gefreut. Zum Heiligen Brunnen aber sind Andächtige gekommen von nah und fern, und viele haben dort Heilung gefunden. Bald wurde über dem Brunnen und

dem Bildnisse eine Kapelle errichtet, und später ist die große Kirche erbaut worden, zu der wir heute wallfahrten."

Als der Priester so erzählt hatte, sind wir eine Weile schweigend neben ihm hergegangen, die Base wohl in Verwunderung und Andacht versunken, ich mit einer Frage auf der Zunge, die sich lange nicht ins Freie getraute. Endlich aber rief ich doch aus: „Ist das wahr?"

Der Kaplan schaute mich über quer an, solche vorwitzige Fragen schien er nicht gewohnt zu sein. Dann antwortete er ganz gemütlich: „In Heilbrunn kannst du dir die ganze Beschreibung kaufen; ist ja auch die Geschichte vom Holländer dabei."

Endlich blickte über den Waldrücken die Kirchturmspitze herüber. Da stellte meine Base den Armkorb auf den Boden, nestelte aus demselben ein rotes Wolltuch, um es sich über Achseln und Brust zu legen — auf daß sie vor der lieben Frau im Festgewand erschiene. Dabei hatte sie aus dem Korb die große Flasche, wie man solche schon damals für Sauerbrunnwasser zu haben pflegte, hervorgezogen, um zu sehen, ob sie nicht etwa Schaden genommen.

„Ah", sagte der Kaplan, „das ist gescheit, daß ihr Sauerbrunn bei euch habt. Da darf man sich wohl ein wenig den Durst löschen."

„Sauerbrunn ist halt keiner drinnen", antwortete sie demütig, „sie ist halt leer, weil ich beim heiligen Brunn Wasser hineinfüllen und mit heimnehmen werde."

„Ihr nehmt vom Waſſer mit heim?“

„Wenn was krank wird, Leut' oder Vieh, daß man gleich eine Hilf' hat.“

Der Kaplan ſchwieg, ich glaube gar, er hat den Kopf geſchüttelt, als ob ihm die Sache nicht ganz recht wäre.

So ſind wir zur Kirche gekommen. Da drinnen war der Brunnen, der in einen Keſſel niederplätſcherte. Viele Andächtige waren ſchon da, Männer und Weiber, ſie knieten vor dem Altare und an den Bildniſſen herum; andere ſtanden in Reihen vor dem Beichtſtuhl; andere ſtrebten ſachte vor zum Brunnen, um ſich Hände und Geſicht zu waſchen, mit einem angeketteten Blechſchöpfer zu trinken oder Waſſer in Flaſchen zu füllen. Unerſchöpflich rieſelte aus dem Geſtein die Quelle und hoch oben ſtand unſere liebe Frau, von vielen Lichtern umgeben. Während dann ein Prieſter in goldenem Mantel vor den Altar trat und unter Orgelbegleitung die Litanei geſungen wurde, und während die Baſe in der Kirche herumſchlich, um die Bildſtöckeln zu küſſen, ſtellte ich mich zum Beichtſtuhl an. Als ich dahin kam, ſaß drinnen der Kaplan von Fiſchbach, unſer Reiſebegleiter. Das war mir unangenehm, denn das, was ich zu beichten hatte, betraf auch ihn, und es kam etwa gar ſo heraus, als ob ich an ſeiner perſönlichen Wahrheitsliebe zweifelte. Aber geſagt mußte es werden: Ich ſei im Glauben ſündig geworden.

„Wie meinſt du das, im Glauben ſündig geworden?“ fragte er leiſe durch das Gitter heraus.

„Ich kann nicht mehr alles glauben, was geschrieben steht und was zu glauben vorgestellt wird," antwortete ich nach der Formel.

Er wendete sich angelegentlicher zu mir und fragte nach den näheren Umständen. Da habe ich ihm zagend einbekannt, den Ursprung von Heilbrunn könne ich nicht recht glauben. Wenn unsere liebe Frau dem reichen Holländer schon habe helfen wollen, warum nicht gleich in Holland, warum hat er erst so weit nach Steiermark reisen müssen? Und warum wirkt sie gerade bei einem Reichen Wunder, daß er seinen Reichtum genießen könne!"

„Das Vertrauen, mein Kind!" sagte der Kaplan, „Gott hat sein Vertrauen prüfen und stärken wollen. Wenn du das nicht fassen kannst, so bete fleißig. Die Geschichte ist freilich aufgeschrieben und verbreitet worden, daß sie die Leute glauben sollen. Aber wenn du sie gerade nicht glauben kannst, so ist das Unglück auch nicht gar so groß. Es ist ja kein Glaubensartikel. Nur nimm dich in acht! Wenn's einmal anfängt abzubröckeln, da fallen nachher immer größere Stücke. — Gehe hin und bete drei Vaterunser, drei Ave Maria und den Glauben."

Dann murmelte er die lateinische Lossprechung und machte mit flacher Hand das Kreuz über mich.

Von der darauffolgenden Nacht ist nichts zu berichten als ein Traum. Den berichte ich aber auch nicht, weil der Träume dummer Bauernjungen wegen doch keine Kirchen gebaut werden.

Stiegelhupfer — Batzenschupfer!

Na, da hätten wir uns wieder einmal sauber geirrt mit der Meinung, die Hauptsache am Menschen sei — das Haupt. Hauptsache an ihm ist vielmehr die Faust und nebenbei vielleicht auch jener Körperteil, der als Prügeldepot am geeignetsten erscheint. Denn des Menschen Ziel auf Erden ist, zu hauen und gehauen zu werden. Wer dafür keinen Sinn hat, der ist das Schlimmste, was Einer sein kann, er ist — feige.

Feigheit! Das ist ein verdammt schlimmer Schimpf. Wer läßt sich ihn gefallen? — Wer? — Ich.

Denn ich muß wohl. Mein Angesicht trägt keines jener Zeichen, daß ich in der Waffenführung je — ungeschickt gewesen. Ich habe überhaupt niemals geschlagen, gestochen oder geschossen — bin das Eine oder das Andere auch nie worden. Der Widerwärtigkeiten eines ungewöhnlichen Lebensganges waren gerade genug, um zu zeigen, was es bei mir mit Mut oder Feigheit für eine Bewandtnis hat. So habe ich weiter niemanden persönlich anzurempeln gebraucht. Sonst wird dem Freimütigen geraten, stets

hübsch einen Waffenpaß und was dazugehört, bei sich zu tragen. Ich habe nichts bei mir, als mein Taschentuch, in das ich mir einen Knoten mache, wenn mich jemand tödlich beleidigt — um übrigens am nächsten Tage nicht mehr zu wissen, was der Knoten bedeutet. Mit einem solchen Taschentuch kommt man ohne viel Keilerei durch die Welt, und die Wörter „Mut", „Feigheit" brauchen weiter nicht strapaziert zu werden.

Einst, als Schuljunge, gehörte ich zu den Bravsten, obschon es sich in Selbstbiographien ganz gut macht, wenn es heißt: Als Schuljunge ein Strick gewesen. Das zeigt gleich von Energie und Persönlichkeit. Nun, mir tut es leid, ich war stets ein „braves Buberl". Zwar im Kleiderzerreißen ließ ich mich nicht lumpen, auf Löcher in den Hosen kann die Gassenjungenehre nicht verzichten. Beim Klettern, beim Rutschen, beim Hüpfen, beim Schaukeln und dergleichen beweglichen Festen gab es oft flotte Fetzen. Nicht so aber beim Ringen, Rangeln und Raufen. Bei solcher Kraftmesserei mit Kameraden sind freilich weniger die Löcher in der Joppe zu fürchten, als die im Kopf, wovon das im eigenen Kopf immer noch weniger Unannehmlichkeiten verursacht, als das im Kopf des Gegners. Ich kann mich als Junge nicht erinnern, je einmal einen Handel angefangen zu haben. Meine Lust waren fröhliche Spiele, bei denen Einvernehmen herrschte, und zeigten andere dabei einen lebhaften Willen, so gab ich gewöhnlich nach. Den Luxus eines eigenen Willens konnte ich mir erst viel später gestatten.

Nun wurde damals unter uns Schulbuben eines Tages ein Schimpf aufgebracht; ich weiß nicht, wer ihn erfand oder einführte, weiß auch nicht, was er besagen wollte und worin seine unerhörte Ehrenrührigkeit bestand — kurz, es war ein grauenhafter Tort, der dadurch verübt wurde, daß ein Junge dem andern zurief: „Stiegelhupfer — Batzenschupfer!" Keiner, auf den das Wort gemünzt war, ertrug es. Entweder er gab es mit gesteigerter Art in Ton, Miene und Gebärde zurück, oder er rächte sich sofort handgreiflich an dem Schänder seiner Ehre. Ich allein ertrug es. Anfangs zwar mit saurem Lächeln, später mit wirklicher Gelassenheit, und ging meines Weges. Das war ihnen nun aber gerade recht, daß sie eine Zielscheibe gefunden hatten, die — wie es sich für eine richtige Zielscheibe auch geziemt — nicht zurückschoß. Sie krähten mir also bei jedem Begegnen die Worte „Stiegelhupfer — Batzenschupfer" zu. Da war es einmal auf dem Heimweg aus der Schule, daß drei Buben — darunter der Stagler Luis — mir am Fresenbach den Steg vertraten, über den ich zu gehen hatte. Der Stagler Luis und ich waren überhaupt stille Feinde, ohne daß wir wußten, warum. Es konnte einfach Einer den Andern nicht leiden, und da ist nichts zu machen. Grundloser Haß wie grundlose Liebe sind immer die echteste Sorte. Sie standen also vor dem Steg, ich kam herbei und forderte sie auf, mich meines Weges gehen zu lassen. „Stiegelhupfer — Batzenschupfer!" sagten sie mit sehr ruhiger, entschlossener Stimme, streiften ihre Ärmlinge zurück und machten

sich kampfbereit. Ich stand eine Weile da und überlegte, wie mit diesen Gegnern ein gütiges Übereinkommen getroffen werden könne, denn mein Vater pflegte jede Verspätung, mit der ich aus der Schule kam, scharf zu ahnden.

„Wirst wohl umkehren müssen, Stiegelhupfer," höhnten sie. „Oder bleibst stehen, bis du in den Boden wachsest, so bleiben wir auch stehen. Stiegelhupfer — Batzenschupfer!"

Ich schaute in die rauschenden Wellen des Baches. Was ist da zu machen? Ohne Steg ist nicht hinüberzukommen, eine nächste Brücke nicht zu erreichen. Ich suchte vernünftige und würdige Vorstellungen zu machen: „Ist das schön, daß Drei gegen Einen stehen?"

„Stiegelhupfer — Batzenschupfer!" Das war ihr Bescheid und ihre Rechtfertigung. Dabei machten sie allerhand malerische Grimassen. Jetzt kam plötzlich etwas über mich, das mir sonst fremd gewesen: Rachegefühl. Ein paar Sätze, und wie ein wütender Bock rannte ich den Luis, als den mittleren der Besatzung, in den Bach hinein — so jäh und heftig, daß sich's keiner versah. Das Wasser plätscherte hoch auf und trug den Jungen dahin. Ein vierfacher Hilferuf, denn ich schrie selbst mit. Und dann hatten wir mit vereinten Kräften tüchtig zu tun, weiter unten, wo der Bach sich über Sand flacht, den Zappelnden und Gurgelnden hervorzuholen. Als der so Gerettete am Ufer lag, war ich mit ihm auf einmal allein, die beiden Anderen hatten sich in Ansehung drohender Unannehmlichkeiten langen Fusses davongemacht.

„Haſt naſſe Füße bekommen, Luis?“ fragte ich gleisneriſch, denn am ganzen Kerl war nicht ein Faden trocken. „Macht nichts, ich hab' zwei Paar Hoſen an, davon kriegſt eine. Tu' nur geſchwind dein Gewand aus, ſonſt wirſt krank.“

Schweppernd tat er's, warf ſein ſchwammig-ſchweres Zeug weg, ſchlüpfte in mein Gewand, ſo viel ich übrig hatte und huſchte davon wie ein geprügelter Pudel. Nun erſt hatte ich Zeit zur Schadenfreude und wiegte mich in ihr wie in einer Sänfte. Denn der Luiſel ſchämte ſich. Er ſchämte ſich! Aber am nächſten Tage, als er mir das Gewand zurückbrachte, ſtand er eine Weile ſo ſeitlings da, ſchielte an die Wand hin und murmelte: „Geſtern, das war dumm!“

„Ich bin halt ſo zornig geweſen,“ war meine Entſchuldigung.

„Geh', Tſchappel! Nit von dir, von mir iſt's dumm geweſen, daß ich dich nicht hab' über den Bach laſſen wollen.“

Da ſchlug ich vor: „Iſt's dir recht, Luiſel, wenn wir von jetzt an gute Kameraden ſind?“

„Gilt ſchon. Hätt' dich eh alleweil gern gehabt, wenn du nit ſo ſtolz wärſt geweſen,“ gab er zur Antwort.

Meine Friedfertigkeit nannte er Stolz — dieſe Auffaſſung erfüllt mich noch heute mit Stolz. Und ſie zeigt mir, daß der Junge vielleicht halb unbewußt die Schimpf- und Raufluſt wie etwas Gemeines, die gelaſſene Friedfertigkeit aber wie etwas Vornehmes empfunden hat.

Wir sind dann wirklich gute Kameraden geworden, sind es bis heute geblieben, und erst vor kurzen haben die beiden Alten jenen Knabentort an der Fresenbachbrücke wieder einmal lachend besprochen.

So war also damals die einzige Heldentat, die ich je begangen, als Racheakt ganz vortrefflich mißlungen. Es ist wohl auch seither schon geschehen, daß Lumpen und Schurken mich in Zorn gebracht haben. Doch wäre ich in solchen Fällen für ein regelrechtes Duell schwer zu brauchen gewesen. Erstens schlage ich mich mit Lumpen nicht, und der mich aus Bosheit beleidigt, ist einer; und zweitens fehlt mir im Zorn die Geduld, um alle Förmlichkeiten zu erfüllen. Wenn ich den Feind nicht sofort durchbohren kann — nach wenigen Stunden ist der Zorn verpufft, und den Degen gegen einen völlig gleichgültigen Menschen zu heben, ist kein Vergnügen.

Im ganzen weiß man nicht, welcher Mut größer ist: der, den Feind totzuschlagen, oder der — ihn laufen zu lassen.

Der Eierbub.

Meine Mutter hatte im Hofe gewöhnlich drei Hühner gehabt. Waren ihrer bisweilen vier, ſo beklagte ſich der Vater, daß dieſes Geflieder zu viel Korn freſſe, und gab es gar einmal fünf, dann war ſchon die Rede vom „ſchnurgeraden Abhauſen", weil die Hühner alles Geſäme auskratzten und vernichteten. So manchmal gab es im Hofe etwas wie einen Hühnerkrieg. Als je ſchädlicher der Vater dieſes flatternde Getier für die übrige Wirtſchaft erklärte, je feſter mußte die Mutter auf das Vorrecht der Bäuerin beſtehen, ſich Hühner zu halten. Denn die Eier waren zumeiſt ihre einzige Einnahmsquelle, von der ſie einen Teil ihrer Kleider beſtreiten mußte, überdies damit auch noch kleinere Bedarfe für die Kinder anzuſchaffen hatte. Doch was der Vater nicht erreichte, das tat der Fuchs, der Iltis, die bisweilen den Hühnerkäfig ausleerten bis auf einige Federn und Knöchlein. Da gab's dann ein großes Klagen, und wenn dabei die Mutter gar mit der Schürze über die Augen fuhr, war der Vater allemal der erſte, der von einem Nachbarhofe Hühner heimbrachte mit der

weiteren Tröstung, daß der Nachbar im Bedarfsfalle auch den Hahn zur Verfügung stellen wolle.

Die gewöhnlichen drei Hühner nun waren das Kapital der Mutter, das im Frühjahr bis in den Sommer hinein höhere Zinsen trug, als heutzutage irgendeine neugegründete Aktienunternehmung bei allem Optimismus in Aussicht stellt. Das möchte ich gerne sehen, wie in unserer Zeit die Steuerbehörde hüpfen würde, wenn ihr ein Denunziant beibrächte, daß in irgendeinem Bauernhause drei wohlfeile Hühner im Monat um sechsig Kreuzer Eier legen! Welch hundertfältige Verzinsung! Da kann man ja die hochnotpeinliche Schraube anlegen! Welch eine Quelle für die Einkommensteuer! — Leider versiegte die Eier- und Steuerquelle allemal schon nach wenigen Monaten. In übriger Zeit machten die Hühner sich nur bemerkbar, indem sie in Küche und Stube auf allen Kästen und über allen Töpfen herumflatterten, im Garten Gruben auskratzten und dann von vorbeikommenden Jagdhunden manchmal unter schrecklichem Gegacker bis auf die Dachfirste gescheucht wurden. In fruchtbarer Zeit war dem brummenden Vater der Mund leicht mit einer fetten Eierspeise verstopfbar, aber in den vielen eierlosen Monaten des Jahres mußte die Mutter dann ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um die Hühner zu rechtfertigen. Die Hühner brächten Glück ins Haus, sagte sie einmal, die Hühner seien ein Gottesschutz gegen Seuchen und Blitzschlag und sie wären nach altem Glauben auch die Friedensvögel. — Das war auf dem Geleise des „alten Glau-

bens" um ein Wort zu weit gegangen, denn eben zankten sich die Hühner um ein paar Haferkörner, die auf dem Boden zerstreut lagen; eine suchte die andere zurückzutreiben, so pickten sie sich gegenseitig mit dem Schnabel, schlugen unhold mit den Flügeln um sich, sprangen mit scharfen Krallen eine auf die andere und machten ein ohrenzerreißendes Gekreische. — „Na ja", sagte die Mutter, während sie mit der Schürze bledernd die kämpfenden Tiere auseinanderscheuchte, „na ja, raufen tun's freilich auch. Was rauft denn nit auf der Welt? Sogar immer einmal ein paar Leut', und haben sich doch gern."

Also war es ihr stets gelungen, die Hühner zu behaupten, bis sie im März wieder anfingen Ostereier zu legen. Diese wurden als Erstlinge rot gefärbt und dann verschenkt an arme Kinder, die von Hof zu Hof gingen, um Ostereier zu sammeln, und an die Dienstmägde, die mit solchen Eiern wieder junge Burschе erfreuten. In manchen Gegenden bedeutet es geradezu eine Liebeserklärung, wenn das Mädel dem Buben ein rotes Osterei schenkt. Das berechtigt den Burschen übrigens einzig nur, des Abends manchmal ans Fensterlein zu kommen, um ihr „Gute Nacht" zu sagen. Die Burschen pflegen die geschenkten Eier zu benützen, um untereinander zu „dutschen". Da werden die Spitzen der Eier aneinander gedupft; der, dessen Ei ganz bleibt, hat das zerbrochene damit gewonnen, es wird sofort verzehrt. Ein anderes Eierspiel besteht darin, daß einer das rote Ei hinhält, es mit der geschlossenen Hand so weit verdeckend, daß nur eine

kleine Fläche offen bleibt. Ein anderer schleudert nun zielend eine kleine Münze darauf hin. Trifft diese die Fläche und bleibt sie im Ei stecken, so gehört es ihm, trifft die Münze nicht, so gehört diese dem Eigentümer des Eies. Ein weiteres Gesellschaftsspiel ist das Eiersuchen. Die Mädchen verstecken Eier in Winkeln, unter Stroh, Busch und dergleichen und die Burschen müssen dann suchen. Wer eins findet, glaubt bisweilen nicht bloß Eigentümer des Eies zu sein, sondern auch derselben, die es versteckt hat. Sie meldet sich aber nur, im Falle der Bursche recht nett ist. Ansonsten will keine hinter dem gefundenen Ei stehen und der Finder „ist der Narr, frißt den Dotter samt dem Klar." — Mein Vater hat solche Eierspiele zwischen Burschen und Dirndlein nie gern gesehen. Tat man's aber hinter seinem Rücken, so ward es oft noch bedenklicher.

Waren die Ostern endlich vorüber, dann kam die Zeit der Ernte. Meine Mutter hatte einen semmelgelben Korb mit Henkelreifen. Manchmal am Sonntage füllte sie diesen Korb mit Eiern, streifte den Henkel über den Arm und trug ihn ins Mürztal zum Verkaufe. In den Jahren aber, als die Mutter kränklich war, mußte ich der Eierbub sein. Alle Monate ein- oder zweimal wurde der Korb voll; ich, der zehn- oder zwölfjährige Junge, trug ihn über Berg und Tal nach Krieglach, wo die festen Abnehmer waren, als: die Frau Bürgermeisterin, die Frau Lebzelterin, die Frau Wirtin und die Frau Bäckin. Zwei Kreuzer für das Ei, das war der Preis, keine gab mehr, keine

weniger. Nur dazu noch einen „Tragerlohn", der bei einem vollen Korbe in einer Schale Kaffee bestand oder in einem Gläschen Wein oder in einer Semmel. Die Frau Bürgermeisterin gab fast allemal ein Silbergröschlein, weshalb ich den Korb am liebsten zu ihr trug. Der Nachteil war nur, daß ich an solchen Tagen auf der ganzen Wanderung nichts zu essen hatte, weil die Gröschlein für Bücher und Schreibpapier zusammengespart wurden. Daß dem kleinen, kleberen Waldbauernbuben eine Semmel oder eine Schale Milchkaffee besser bekommen hätte, als das „Ägyptische Traumbüchel" oder „Die Geschichte der heiligen Monika" oder ein Roman von Eduard Breier, das wollte ich heute schier meinen. Meine damalige Weisheit ging darauf hin, daß man morgen nichts mehr hat von den Schätzen, die man heute verspeist, weshalb man daher die Sachen nicht verspeisen soll, sondern sie für was Beständiges verwenden. Daß eine solche Weisheit allmählich recht mager macht, davon mag dieser Eierbub ein Beispiel gewesen sein. Manchmal bekam ich in Krieglach auch Bücher geborgt. „Bin froh, wenn sie mir weggelesen werden", sagte die alte Lebzelterin und öffnete mir ihren Kasten. Er war eine untereinandergeworfene Sammlung von alten Geschichtenbüchern, Gedichtesammlungen, Reisebeschreibungen, Kalendern, Mode- und Theaterzeitungen, Anekdotenschätzen usw. Aus diesem Kasten, den ich nach Herzenslust beherrschen durfte, ist mir im Laufe der Zeit so viel Geist und Weisheit entgegengeströmt, daß ich fast verrückt geworden bin. Wie ich

den Korb voll Eier austrug, so trug ich ihn voll Bücher heim. Den Korb an den Arm gestreift, in einem Buche lesend, so trottete ich über Berg und Tal dem Waldhause zu, und wenn ich etwa einmal stark stolperte, so war ja nun keine Gefahr dabei. Die gelesenen Sachen mengten sich im Kopfe ohnehin zu einem so fabelhaften Weltkaleidoskop durcheinander, daß sie durch ein wenig Schütteln nicht leicht noch ungeheuerlicher werden konnten. Öfter geschah es auch, daß ich für das gelöste Eiergeld häusliche Notwendigkeiten einkaufen mußte und der Korb mit Band und Zwirn, Kerzen, Salz und dergleichen sich füllte. So war ich das merkantile Organ des Waldhauses geworden zur allseitigen Zufriedenheit. Da kam über den Eierbuben einmal das Verhängnis.

Als ich mit meinem reichlich gefüllten Eierkorb eines Tages wieder einmal auf der Waldstraße ging gen Krieglach hinab, holte mich der Jungfuhrmann Blasius ein mit seinem flinken Rößlein. Da er sah, wie sehr weich und behutsam ich voranschritt, erstens der Eier wegen und zweitens der steinigen Straße halber, deren scharfe Splitter mich in die Barfüße stachen, so hielt der Blasius seinen Wagen an und sagte, ich dürfe aufsitzen.

„Es sitzt ja schon wer im Wagen", lachte ich.

„Der ist schon tot", antwortete er. Denn es war ein abgestochenes Kalb, das er zum Fleischhauer führte. Ein unterhaltsamer Fahrgenosse war das nicht, aber ich setzte mich zu ihm. Das Kalb schaute mich mit seinen großen, pechschwarzen Augen gleichgültig an,

als ich mich so zwischen seine vier ausgestreckten Beine hinschob und den Eierkorb daneben aufs Stroh setzte.

„Hat's dich denn nit derbarmt, Blasius, weil du es hast abgestochen?"

„Gerad' weil's mich derbarmt hat, hab' ich's abgestochen", sagte er. „Lebendigerweis' auf dem Wagen zum Fleischhacker schleppen, oder gar mit einem Hund hetzen, und am End' bleibt's ihm doch nit erspart, nur daß es der Fleischhacker vielleicht viel dümmer macht. Da hab' ich's Messer lieber gleich selber hineingeschoben. In zwei Minuten ist's auch hin gewesen."

Kaum er's gesagt, bewegte das Kalb den Kopf — es war aber nichts als das Schütteln des Wagens. Der Blasius ließ das Zeug flink vorangehen; mir tat das Sitzen auf dem hüpfenden Wagen sehr wohl. Da kam mir allmählich der Gedanke, es dürfte nicht ungeschickt sein, den Eierkorb auf den Schoß zu nehmen. Aber es war schon zu spät. Die schleimige, gelbliche Flüssigkeit sickerte hervor durch alle Spalten des Korbes.

Auf mein Klagegeschrei riß der Blasius sofort die Halfter zurück.

„Ein Pfund Fleisch hätt' ich sollen heimbringen für meine kranke Mutter, und ein Pfund Reis und drei Semmeln und jetzt ist das Eiergeld hin!"

Der Fuhrmann schaute auf die Bescherung und schwieg.

„Wart Bübel, das wollen wir gleich machen," sagte er endlich und langte um seinen Geldbeutel.

„Oha!“ rief er überrascht, denn das lederne Säcklein mit dem roten Binderiemen war leer. „Macht nichts, ich geb' dir meine Taschenuhr. Der Knödel geht eh nix nutz, aber ein paar Gulden ist das G'lump noch wert. Verkauf' sie in Krieglach und kauf' Fleisch für deine Mutter. Es da aus dem Kalb schneiden, wenn wir könnten! Ist eh dumm, daß wir Kalbfleisch hinführen, das Pfund nit teurer als etwa funfzehn Kreuzer und dort mußt du's sicher um zwanzig zahlen.“

„Ich kann von dir nichts verlangen, Blasius. Die Eier sind wegen meiner Leichtsinnigkeit zerbrochen.“

„Dummes Zeug! Der Wagen hat sie zerschüttelt und wenn ich dich nit auf den Wagen steigen hätt' heißen, so wär' den Eiern nix geschehen. Ich bin schuld, seh, da hast die Uhr!“

Ich nahm sie leihweise und wir fuhren weiter.

Als wir zur Seßlerschen Kohlenbrennerei kamen, wo neben einer verfallenden Hütte zwei Meiler dampften, hielt der Blasius wieder an. Er stieg ab, nahm den triefenden Korb und rief durch die offene Tür in die finstere Köhlerhütte hinein: „Susanna! Hörst du? Bist daheim, so komm heraus und bist nit daheim, so sag's. Bis wir nach vier Stunden zurückkommen, sollst du uns eine Strauben (Eierkuchen) backen.“

Daß aus einer kohlrabenfinsteren Hüttentüre ein blühröserlrotes Dirndlgesicht hervorgucken kann, sollte man sich nicht denken.

„Eine Strauben?“ fragte sie zurück. „Hast Eier?“

Der Jungfuhrmann hielt ihr den Korb entgegen. Sie schlug die Hände zusammen: „Aber Jesseles na! Was habt's denn da ang'stellt?" Sie kam mit einer blumigen Tonschüssel und schüttete das Gemenge hinein: Klar, Dotter, Schalen, alles durcheinander. Es hatte in der Schüssel nicht Platz, sie füllte auch noch einen Milchtopf. Und wurde es fest gemacht: nach vier Stunden kommen wir, die Strauben zu essen. Es fanden sich noch Eier, denen nichts geschehen war, diese nahm ich im Korbe wieder zu mir und so fuhren wir weiter talwärts.

In Krieglach angekommen, nahm der Blasius seinen Weg zum Fleischhauer, ich ging mit meinem Korb zur Bürgermeisterin. Da sie sich verwunderte über die geringe Anzahl der Eier, die ich heute brachte und wohl auch die Spuren des Mißgeschickes sah, erzählte ich ihr das Malheur.

„Ja," lachte die Frau, „Bübel, da hast heut' ein gutes Lehrgeld gezahlt. Jetzt wirst dir's wohl merken, daß man den Eierkorb nicht in einen holpernden Wagen stellt! Hast was gelernt?"

Da der Erlös für die Eier durchaus nicht reichen konnte für ein Pfund Kalbfleisch und für ein Pfund Reis und drei Semmeln, so zog ich die Sackuhr aus der Tasche und fragte, was die Frau dafür geben wolle. Die Uhr gehe zwar nicht, weil sie das Fahren gewohnt sei, aber sie koste drei Gulden, mindestens zwei. Wenn der Frau das zu viel, so sei sie auch um einen Gulden zu haben, oder wie viel man halt dafür geben wolle.

Das kam der Frau nicht recht vor, sie rief den Bürgermeister. Der kam aus seiner Kanzlei heraus, setzte sich auf der breiten Stumpfnase die Hornbrille zurecht und fragte kurz und schneidig: „Bub, woher hast du diese Uhr?“

Erschrocken stotterte ich, ein Fuhrmann hätte sie mir geschenkt.

„Das ist nicht wahr. Fuhrleute schenken keine Uhren. Du bleibst da, bis wir wissen, von wem du die Uhr hast!“

Die Bürgermeisterin wollte besänftigen, doch der Herr war überwältigt von seinem Richterberufe, er ließ schon den Gemeindediener rufen, der mich in den Kotter stecken sollte. — Es ist gefährlich, jetzt vor den Fenstern den Blasius vorbeifahren zu lassen, weil in solchen wahrhaftigen Erzählungen der Zufall nie eine zu auffallende Rolle spielen sollte, aber er fuhr doch vorbei. Erstens weil der Blasius bei seinem Fleischhauer schon fertig war und zweitens, weil die Straße da vorüberkam. Wie glaubte ich es der heiligen Kirche, daß Sankt Blasius ein Nothelfer ist, wie rief ich ihn an durch das Fenster: „Blasius, komm herein und sag', von wem ich die Uhr hab'!“

Da hat sich denn rasch und schön alles aufgeklärt. Und als die Frau Bürgermeisterin hörte, alles sei darum, daß die kranke Mutter daheim Fleisch, Reis und Semmeln bekomme, rief sie lebhaft, das hätte ich gleich sagen sollen, und gab Geld her. Abzahlen sollte ich es mit Eiern, recht langsam und kleinweise, daß es mir nicht weh täte.

So steckte der Blasius seine Uhr wieder ein, ich ging ins Dorf, um meine Einkäufe zu machen und dann setzten wir uns auf den nun leeren Wagen und fuhren heimwärts.

Der Korb stand unter den Füßen und nun vertrug er die Püffe und Stöße ohne alle Gefahr. Der Zungfuhrmann fragte mich, was beim Fleischhauer das Pfund Kalbfleisch gekostet hätte.

„Fünfunddreißig Kreuzer."

„Was sagst du? Fünfunddreißig das Pfund? Fünfunddreißig Kreuzer, sagst du? Und mir hat er's am Kalb um vierzehn abgedruckt, das Pfund. Ist das ein Lump! Der ist ja für den Galgen zu schlecht! Und hat mir nicht einen Kreuzer ausbezahlt. Weil ich ihm schuldig bin gewest. Fünfunddreißig hast du ihm geben müssen für das Bazel! Und noch ein Knochen dabei. Sind doch Erzräuber, diese Fleischhacker, diese gottverfluchten Wuchererbuben, diese kreuzweis verdammten!"

Mit heiligem Schauder blickte ich auf. Als ob ein wildes Wetter mit Blitz, Donner und Hagel vom Hochgebirg herabkömme, so schreckbar erhaben kam mir dieser Fluch vor. Bei uns daheim wurde so was nie gehört. „Sapperawold nohamol!" war schon der höchste Zornesausruf, dessen mein Vater in den widerwärtigsten Momenten fähig war. Später freilich habe ich die Fleischer noch ganz anders verfluchen hören und man kann begierig sein, wie es den dicken Fleischhauern ergehen wird am jüngsten Tage, wenn die Teufel mit ihren neunmalhunderttausend Gehilfen in

großen Krenzen (Rücktragkörben) all die Flüche vor den Richter schleppen werden, die je gegen die Fleischwucherer ausgestoßen worden sind. Ein halbdutzend Krenzen dürften allein von den meinen schon voll werden.

Als wir in die Nähe der Kohlenbrennerei kamen, wurde der Blasius sänftiglich. Mit dem Peitschenstab zog er sich von einem Vogelbeerbaume einen Ast nieder, pflückte eine Rispenblüte und steckte sich dieselbe auf den Hut, dann drehte er seinen falben Schnurrbart in Spitzen, was bei den widerspenstigen Haaren, wovon jedes für sich Spitze sein wollte, nicht sonderlich gelang.

Als wir aus der dunklen Hüttentüre den zarten blauen Rauch hervorsteigen sahen, schnalzte der Blasius mit der Zunge. Die Strauben war fertig und lag gleichsam wie ein goldener Turban (deren gab's in meinem Buch von dem Türkenkrieg) auf dem Porzellanteller. Auch überzuckert war er. Das Dirndl hatte sich ebenfalls bereitet, schön die blonden Haare geflochten und eine Steinnelke hinters linke Ohr gesteckt. Ich weiß von ihr nicht viel zu beschreiben, als daß sie wie ein lichtes Röselein in der dunklen Hütte stand. Wir setzten uns um etwas, das sie Tisch nannte, einer nahm die eiserne Gabel zur Hand und begann den stattlichen Kuchen zu zerreißen. Wir aßen mit Andacht und Dank gegen die brave steinige Waldstraße, die den Wagen hatte holpern und die Eier in süßer Wehmut hatte zerfließen gemacht.

Das Köhlerdirndl aß auch mit und als dann

die Abrechnung kam, was wir schuldig wären für das Kochen und für das Schmalz und für den Zucker, schickte der Blasius mich hinaus, um aufzupassen, daß das Pferd nicht davon gehe. Weil das Tier ganz ruhig stand, so dachte ich, er habe mich fortgeschickt, um in seiner Großmut die Zeche allein zu bezahlen. Es war vielleicht nicht genau so. Um die Ecke — damals hatte ich noch ein scharfes Ohr — hörte ich folgendes, wenn auch nur geflüstertes Gespräch:

„Wie soll ich dir die Strauben denn bezahlen, Susanna?"

„Ja, das mußt du wissen, wohlfeil wird sie nit sein."

„Ist dir's derweil genug, wenn ich die Sackuhr da laß?"

„Uh, was brauch' ich denn eine Uhr, die nit geht!"

„Weißt Dirndl, gehen tut gar keine Uhr. Jede muß man tragen."

„Schau, wie du g'scheit bist! Kannst denn so viel Gescheitheit verführen mit deinem Einspänner?"

„Ich tät' schon auch lieber zweispännig fahren," sagte er und wie mir schien, legte er gleich seinen Arm als Joch um ihren Hals. Nach ihren halblauten Einwänden zu schließen, suchte sie sich einer solchen Zweispännigkeit zu entwinden.

Sprechen hörte ich nichts mehr, auch nichts flüstern. Ein Holzbock fiel um. An einem der Kohlenmeiler, die neben der Hütte rauchten, war eine Glutstelle offen geworden, aus der Funken stoben. Ich wußte von meinem Vater her, der auch das Köhlern

verstand, daß solches nicht sein dürfe und rief laut: „Köhlerin, das Feuer tut Schaden!“

Darauf sind beide hervorgekommen aus der Hütte, nicht wenig verwirrt und erschrocken darüber, daß der Meiler zu Schaden brenne!

Na, dann gegen Abend bin ich glücklich nach Hause gekommen. Es war ja soweit alles gut abgelaufen, aber als nach einem Monat wieder der Ziertag kam, habe ich mir doch gesagt: Einem Fuhrmann sitze nicht wieder auf!

Möglich, daß auch die junge Kohlenbrennerin einen ähnlichen Vorsatz gefaßt hat.

Der Kettenhund.

Die Menschheit ist entzückt über die Treue des Hundes. Sie stellt diese Treue dem Menschen zum Vorbilde hin und bestraft sie am Hunde mit lebenslänglichen Ketten.

Diese Grabrede wird, wenn sie hinter dem Schachen die Kettenhunde verscharren, nicht gehalten. Schade drum. Sonst täte die Hausmutter zwei Tränen der Rührung vergießen, ehe sie sich nach einem neuen Kettenhund umsieht.

Vielleicht müßte ich für manchen Leser weit ausholen, wenn er verstehen soll, was das ist — ein Kettenhund. Denn ich weiß nicht, wie weit über die Alpen hinaus sich die Sitte erstreckt, den Hund, der Hüter des Hauses sein soll, an die Kette zu legen. Ließe man ihn frei um den Hof laufen, so risse er dem nahenden Fremden die Kleider oder gar die Haut vom Leibe, oder er spränge ihn schmeichelnd an, beleckte ihn wie einen willkommenen Freund, gleichwohl er leicht ein Feind des Hauses sein könnte. Je nach dem Charakter des Tieres. Da macht man's denn gerne so, daß in die Nähe des Haustores ein Kobel

gestellt wird, und daneben der Hund. Am ledernen Halsband hängt eine Kette, deren anderes Ende in einer Eisenklammer an der Wand befestigt ist. Die Kette ist so lang, daß das Tier einen Spielraum von etwa zwanzig Geviertklaftern hat und beinahe das Haustor erreichen kann. Ganz darf es an den Eintretenden nicht herankommen können, dagegen ist eine Verordnung. Der Hund hat auch nicht die Aufgabe, Fremden den Eintritt zu verwehren, vielmehr durch das Anschlagen (Bellen) die Hausbewohner auf den nahenden Ankömmling aufmerksam zu machen, was besonders zur Abend- und Nachtzeit wichtig ist. Ich weiß zwar nicht, weshalb Haushunde bellen, wenn Fremde kommen; aus Feindseligkeit geschieht's nicht immer. Ich sah Hunde, die bei Herantreten oder Vorübergehen von Fremden sich so wütend und rasend benahmen, daß ihnen beim Zerren und Reißen an der Kette der Atem verschnürt wurde, daß sie gar nicht mehr bellen, nur noch röcheln konnten. „Wehe, wenn sie losgelassen!" fiel einem da ein. Aber wenn dann bei so einem rasenden Tier die Kette einmal entzweiriß, sprang es dem Fremden an die Brust und beleckte ihn liebkosend. Weshalb einmal ein nachdenksames Kreuzköpfel die Weisheit aussprach: Das Anschlagen des Kettenhundes ist nur eine Klage über seine Gefangenschaft. Bei den Hausbewohnern nützt es nichts, das weiß er. Bei jedem vorübergehenden Fremden aber versucht er, durch lautes Klagen ein fühlend Herz zu erweichen, um von der Kette befreit zu werden. Das ist sehr rührend gedacht, nur

schade, daß gerade diesem Kreuzköpfel nachher einmal ein losgekommener Kettenhund ein Stück Fleisch aus der Wade gerissen hat.

Jedenfalls erfüllt der Kettenhund seine Pflicht als Haushüter, wenn er beim Nahen fremder Leute tüchtig lautet; er bekommt dann auch dreimal täglich von der Hausmutter seinen Trank in den Trog, zusammengeschüttete Überreste, manchmal sogar ein Stück verdorbenes Fleisch, jedenfalls oft ein paar Knochen. Die Buben schäkern mit ihm, wobei er gar lustig schnappen kann, aber so, daß es nicht wehtut. Er kann das recht gut. Die Dirndln lassen freilich ihr gewohntes Kreischen los, wenn der Vierfüßer flink an ihren Busen springt und mit der warmen weichen Zunge ihren roten Mund beleckt. Wenn sie bei ähnlichen Erlebnissen allemal kreischten, die Dirnlein, dann wäre der Kettenhund in der Nacht bisweilen überflüssig. — Ich will nichts gesagt haben. Ich will nur die Geschichte erzählen von einem schlimmen Kettenhund, von einem braven Dirndl, von einem unternehmenden Liebhaber und von einem blitzdummen Jungen.

Daheim im Waldbauernhause hatten wir einen Kettenhund, ein großes schönes Tier. Seine fuchsbraune glatte Haut glänzte wie Seide, seinen Kopf mit den guten treuen Schwarzaugen und den breiten Ohrlappen trug er hoch und wohlgemut, ebenso auch den kühn geschwungenen Schweif, den er nur einzog, wenn ihn heimlicher Groll beschlich. Die Kette machte ihm nicht viel. Sie war ziemlich lang, so

daß er einerseits fast bis zur Haustür, andererseits bis zum Brunnentrog gelangen konnte, und auch auf die Wandbank hüpfen, und wieder herab, wenn er Bewegung machen wollte. Kam jemand Ungewohnter, so lautete er zwar, regte sich aber weiter nicht auf. Er riß nicht an der Kette, dafür tat ihm seine Gurgel leid. Hingegen aber, wenn er losgelassen wurde, dann schoß er wie eine Bestie auf fremde Leute los, so daß mein Vater einmal einem klaghaften Nachbar ein Stückchen Hinterteilhaut mit fünf Gulden zu vergüten hatte. Das war der „Waldl". Er war so gefürchtet von der Umgebung, daß manche Kirchengeher nicht den kürzeren Weg durch unseren Hof nahmen, sondern hinter dem Krautgartenzaun vorbeihuschten. Wir waren ordentlich stolz auf den wachsamen und strengen Hund, das einzige Wesen, was uns gefürchtet machte. Obschon nun zwar der Waldbauer lieber geliebt als gefürchtet war, tat so ein wenig Mutrespekt dem Vorteil des Hofes keinen Eintrag. Im Gegenteil, die Bettler wurden von dem aller Vagabundiererei abgeneigten Waldl derart verscheucht, daß es der Hausmutter bedenklich schien und sie manchem Armen das Almosen in ihre Hütten zutrug.

In jenen Jahren war es, daß bisweilen ein Fremdling in unser Haus kam, der allmählich kein Fremdling mehr war, weil er uns traut wurde. Eine schlanke Gestalt in grauem langem Mantel, mit brauner Pelzmütze, mit schwarzem Bart und rotem Gesicht. Sein Auge hielt er immer weit offen; war es

dunkel oder hell, er ſchaute gerade vor ſich hin, den Kopf ein wenig nach rückwärts gelegt. Er ſchaute mit offenem Auge in die Sonne hinein, er blinzelte nicht. Mit den ſchmalen Händen machte er gerne vor ſich in der Luft Bewegungen und Geſten, langſam, faſt feierlich, wie ein Prieſter, wenn er das Volk ſegnet. Am Rücken trug er ein viereckiges Holzkäſtlein, deſſen Anblick mancher tanzluſtigen Magd in die Nerven fuhr. Aber es war kein Muſikkaſten, es war ein Werkzeugtrüchlein, in welchem der Mann Hämmerchen, Zänglein, Feilen, kleine Stech- und Stemmeiſen und andere Meſſerchen hatte. Dieſer Menſch führte immer ein Mädchen mit ſich, das er ſtets an der Hand hielt. Als ich es das erſtemal ſah, war es ein kümmerlich kleberes Geſchöpflein geweſen, mager und blaß und mit ſeinen ſchreckigen Rehaugen unſtet dreinſchauend. Aber von Jahr zu Jahr wurde ſie größer, ſchöner und freundlicher. Ihr Gewändlein war ſchütter und gar verwaſchen, aber ſtets reinlich gehalten. Einmal, als dieſe beiden langſam über die Weide gingen, wo ich meine Schafherde weidete, und als das Mädchen ernſthaft, faſt traurig auf mich herſchaute, war mir zumute, als müßte ich ihm was ſchenken. Einige Schlüſſelblumen pflückte ich ab und legte ſie in ihre Hand. Sie nahm das Sträußchen an, nickte ein wenig mit dem Kopf, aber wie mir ſchien, nicht auf und ab, ſondern hin und her. Dann ging ſie mit ihrem Vater fürbaß und ſpäter fand ich das Schlüſſelblumenſträußlein auf der Weide liegen. Man ſah nie, daß ſie mit dem Schmucke der Armen, mit

einer Blume geziert war. Das Veilchen schmückt sich ja auch nicht, weil es selber eine Blume ist.

Diese beiden Menschen waren der „Häfenbinder Faltl" und sein mutterloses Töchterlein. Betteln taten sie nicht. Er verstand es, in den Häusern, wo sie zusprachen, über Tontöpfe und Krüge ein eisernes Drahtnetz zu flechten, damit solches Geschirr dauerhafter sei. Dafür gab man ihnen zu essen und manchmal ein paar Kreuzer Lohn. Auch Wanduhren, die schadhaft geworden, nahm der Faltl in Arbeit, wobei ihm das Mädchen Handlangerdienste leistete. Solche Arbeiten schienen ihm so geläufig, daß er gar nicht darauf hinzuschauen brauchte, sondern sein Antlitz immer geradeaus, wenn nicht gar ein wenig himmelwärts hielt.

Wenn diese zwei Leutchen gegangen kamen, schlug unser Kettenhund zwei- oder dreimal an, dann reizelte er ein wenig mit der Kette und schaute treuherzig auf sie hin, wie sie ins Haus gingen. Wo die Leute wohnten, oder ob sie überhaupt irgendwo wohnten, daran dachte ich nicht. Mir wurde die Sache erst bedenklich, als eines Tages der Ortsrichter an unser Haus herankam und das Mädchen des „Häfenbinders" mit sich führte. Und eine schreckliche Mähr erzählte. Der blinde Faltl habe mit seiner Tochter auf einem Heustadl übernachtet. Da sei in der nachbarlichen Köhlerei ein Brand ausgebrochen, er eilte, um löschen zu helfen, kam dem Feuer zu nahe, erhielt schwere Brandwunden, an denen er nach einigen Stunden starb. — Der „blinde Faltl!" Ja, war

der Mann denn blind gewesen? — Der Ortsrichter fragte bei meinen Eltern an, ob sie nicht das verwaiste Dirndl ins Haus nehmen wollten? Sie sei fleißig, anschicksam zur Arbeit und könne wohl in Haus und Stall Dienst leisten. Mein Vater hatte immer zu wenig Dienstboten für die große Wirtschaft und sprach oft davon, wie hart er darauf warte, bis wir Kinder zur Arbeit herangewachsen sein würden. Ich, der ältere, war erst im fünfzehnten Jahr. Vielleicht doch, daß mehrere Schwache so viel ausrichteten als ein Starker, dachte sich mein Vater, und nahm die Faltl-Dirn auf, die wohl schon um zwei oder drei Jahre älter gewesen sein wird. Sie war schon erwachsen und hatte einen schlanken weißen Hals, den selten jemand zu sehen bekam, weil er immer bis dicht unters Kinn mit einem braunen Tuche bedeckt war. In ihrem Aug' lag eine stille Nacht. Ich hatte mich damals in den Nächten noch gefürchtet, und wenn ich nun manchmal verstohlen dieses große Nachtauge betrachtete, da fürchtete ich mich auch. Und doch schaute sie mich immer friedsam an, friedsam und freundlich, wie ihr Benehmen war gegen alle. Lachen tat sie selten, höchstens lächeln, wenn sie scherzenden Lämmern zuschaute. Selbst wenn sie von der Hausmutter ihrer Emsigkeit wegen gelobt wurde, sah sie ernsthaft drein. Aber nicht traurig, es war eine frohe, fast behagliche Ernsthaftigkeit. Von ihrem Vater sprach sie nie ein Wort, aber einmal hatte ich's durch die Türfuge belugt, wie sie aus ihrem Busen das blaue Bändchen hervorzog und

den Ring, der daran hing, betrachtete. Es war der Ring, den man dem toten „Häſenbinder" vom Finger gezogen hatte. Heiter wurde die Traude nur bei der Arbeit im Stall oder auf der Wieſe beim Grasrechen. Da hörte man ſie ſogar ſingen, da warf ſie ihr Wollentuch fort, ſo daß über ihrer Bruſt nichts war, als das Hemde. Keine von den anderen Mägden hatte ſo feine, ſo blühend weiße Hemden und da geſchah es einmal, daß der ſchalkhafte Jungknecht beim Heuen, als er ganz in die Nähe des Dirndels zu ſtehen kam, wiſſen wollte, wie lind ſich denn wohl ihre Leinwand anfühle. Mir ſtand der Atem und der Herzſchlag ſtill, ſie wendete ſich raſch und unwillig ab und war den ganzen Tag in ſich gekehrt. Zu jener Stunde nahm ich mir vor, darauf zu achten, daß die Traude nicht ungebührlich behandelt werde. Mir waren ſie nicht mehr fremd, dieſe Zweideutigkeiten und Anſpielungen, in denen ſich unſere Knechte und die Nachbarsbuben gefielen, ſowohl wenn ſie unter ſich waren, als auch, wenn ſie ledigen Weibsbildern in die Nähe kamen. Die älteren Mägde taten kecklich mit in ſchnippiſcher, ſcheinbar abweiſender Art, die eher ermutigte als verneinte. Jüngere Mägde wurden bei derlei Reden rot, horchten wohl doch ſo ein wenig hin und ſtellten ſich harmlos. Aber die ſchlanke Traude wurde noch nicht einmal rot, ſie wich den dreiſten Mannsleuten nur aus, wie einer läſtigen Sache und kehrte ſich weiter nicht drum. Der Vater hielt ſtrenge Zucht; doch wenn er nicht zugegen war, manchmal bei Tiſche, da huben die Knechte gerne

an, ganz gelassen und unbefangen in einer Bildersprache zu reden, die mit Ausnahme der einen alle verstanden und viele bekicherten. Aus Angst um die Traude, die still und bescheiden dasaß, habe ich in solchen Augenblicken mehrmals ein lautes, ganz unsinniges Gespräch angestiftet, um die verfängliche Unterhaltung abzulenken, obschon der Großknecht mich allemal gleich zurechtwies, kleine Buben sollten bei Tische still sein! Einmal, als im Walde junges Dickicht zu säubern war, ordnete der Großknecht an, daß ihrer drei Knechte hinausgehen sollten und auch die Traude mitnehmen, damit ihnen jemand das dürre Reisig wegräume. Da stellte ich mich hin: „Reisig wegräumen ist meine Sach!"

„Du hast heut' in der Mühl zu tun, es muß der Haber fertig gemahlen werden," entschied der Großknecht, dem ich — obschon der Sohn des Hauses — in Arbeitsangelegenheiten manchmal untergeordnet war. Gut, ich habe in der Mühle zu tun. Also zu meinem Vater. Da ich bei ihm die Knechte nicht geradezu verdächtigen konnte, ohne zu verraten, wie weit ich selbst schon war, so bat ich ihn, daß er die Traude mit mir gehen lasse; wir wollten zwei Bündel machen, denn allein vermöge ich den Haber nicht zu tragen. Mit den Knechten in den Wald ging der alte Einleger Michel, mit mir in die Mühle ging das stille, schlanke Dirndel. Ich dachte, nun würden wir einmal recht miteinander plaudern können. Ich wollte sie ausfragen nach ihrer Kindheit, nach ihrer Mutter, nach ihrem blinden Vater, der Häfen mit Draht ge-

bunden und Wanduhren hergerichtet hatte. Aber wir hatten bald ausgeplaudert. Sie gab zwar freundliche, doch so kurz gefaßte Antworten, daß mir keine rechte Frage mehr einfiel und wir mit unseren Bündeln auf schmalem Steige schweigend hintereinander hergingen. Als wir aber zur Grabelhütte kamen, wo vor der Tür in der Sonne die junge Grablerin ihr Kind säugte, wurde die Traude auf einmal lebendig. Sie plauderte heiter mit dem Weibe, schäkerte mit dem Kleinen und schaute zu, wie es an der weißen Mutterbrust mit der Lebhaftigkeit eines jungen Kälbchens saugte. Als wir dann hinab in die Mühle kamen, als ich mit dem Holzhaken das Türschloß aufsperrte und wir in den dunklen Raum traten, als ich die Fensterläden aufmachte, dann aus meinem und ihrem Bündel den Hafer in den Trichter schüttete und als ich endlich mit dem Niederdrücken eines Hebels das Mühlwerk in Gang brachte, war die Traude stets neben meiner, um zuzugreifen, wo es zu tun gab. Wir sprachen das bei der Arbeit Notwendige, nicht mehr und nicht weniger. Als ich dann neben dem Mühlsteinmartel auf meiner Bank saß, um nun bis zum Abend das Mahlen zu überwachen, sagte sie ruhig: „Brauchst mich noch?“

„Nein, Traude, ich brauch' dich nicht mehr. Du kannst heimgehen.“

Aber als sie fort war und ich allein bei dem klappernden Räderwerk, da hatte ich bange. Ich glaube, nach dem Mädchen, und von jetzt an vermeinte ich sie so gern zu haben wie meine Schwester.

Und da nahm ich mir heilig vor, zu achten und zu wachen, daß diesem Tirndel nichts geschehe.

Da war es noch an demselben Abend spät. Ich ging von der Mühle heim, durch den Wald hinauf. Es war ganz dunkel. Vor mir auf dem glatten Waldsteig gingen zwei Nachbarsbuben, der Ernest und der Jonsel, die, obschon älter als ich, meine guten Kameraden waren. Wir hatten miteinander manche Possenreißerei angestellt, und dertei schließt freundschaftlicher aneinander als etwa gemeinsam ausgeübte Tugenden. Besonders war ich Jonsels Geheimschreiber. Der Jonsel war etwas säbelbeinig und hatte beständig entzündete Augen, was zwar bei Hühneraugen schmerzhafter, aber bei Gesichtsaugen unschöner ist. Er war bestrebt, den Weibsleuten gegenüber seine körperlichen Mängel mit Poesie auszugleichen. Ich war der Verfasser gereimter Liebesbriefe, die an eine Schöne in Fischbach gingen. Darauf hatte sie ihm denn schreiben lassen, er möchte einmal kommen. Eine halbe Nacht lang waren sie spazieren gegangen im Baumgarten, aber als es tagte und sie wieder einmal sein „Ausgeschau" sah, soll sie schnell davongelaufen sein. Der Jonsel ließ aber nicht nach, sie von seiner Schönheit zu überzeugen. In den nächsten Liebesbrief mußte ich sein Porträt zeichnen, und zwar mit einem schwarzen, aufgewirbelten Schnurrbart, während das Original nur ein strohbraunes Fetzchen hatte, das noch dazu an der linken Oberlippe kümmerlicher war, als an der rechten. „Wenn's Haus einmal brennt," sagte er, „dann sind alle Wasser gut".

— Was geschah? Am darauffolgenden Sonntag sah man seine Schöne mit einem Schustergesellen gehen, der just einen solchen aufgewirbelten Schnurrbart trug. So hat mein künstlerisches Bemühen eher geschadet als genützt, weil die Wirklichkeit nicht dem Ideal entsprach. Der Jonsel hatte dann — wie er erzählte — die falsche Katz abgedankt und wollte es nun mit der „Häfenbinderischen" probieren.

Sagte nun sein Bruder, der Ernest: „Mein Lieber, die Häfenbinderische laß nur mit Fried. Die geht dich nix an. Aber wenn du mir bei der die Leiter halten willst, so helf ich nachher für dich eine suchen."

„Wegen meiner," gab der Jonsel bei, „mir ist sie eh ein bissel zu jung. Allemal fahrt man besser mit dem Rössel, wenn es schon abgerichtet ist."

Derlei bekam ich zu hören auf dem glatten Waldsteig, als ich in der Dunkelheit geräuschlos und knapp hinter den beiden Burschen einherschritt. Dann verabredeten sie für die nächste Samstagnacht ein erstes Fensterln bei der Traude.

Sie hatte in der rückwärtigen Bodenkammer ihr Bett Da wollte nun der Ernest eine Leiter anlehnen bis zu ihrem Fenster hinauf, um — weil es kein Gitter hatte — bequem Kopf und Achseln hineinzustecken und um ihr Herzlein zu werben. Der Jonsel sollte ihm derweil unten die Leiter halten. Dieser fragte nun den Unternehmer, ob er auch genügend mit Gassel- oder Fensterlsprücheln versehen sei, um sie anmutig aufzuwecken, über sein Vorhaben aufzuklären und sie

dafür zu erwärmen. Dann wurden Übungen in Fenſterlſprüchen gehalten. Das geſchah halblaut, in gemurmeltem Gebetton. — Na, gute Nacht, wenn das die Traude alles zu hören bekommen ſoll?! — Mir wurde heiß bis in die Finger- und Zehenſpitzen. — Mit allen Vieren hätte ich ſie rücklings überfallen und ermorden mögen. Aber was wirſt du machen, wenn du ein kleberer Junge biſt und ihrer ſind zwei baumſtarke Lümmel! Das Fenſterln bei der Traude muß auf andere Weiſe verhindert werden.

Es kam der Samstag. Zum Vater wollte ich nicht gehen. Verſchergen ſoll ein Kamerad den andern nicht, er muß ſich ſelber zu helfen wiſſen. Fürs erſte verſteckte ich die Leiter, die gewöhnlich an der Hauswand wagrecht hing und fünfzehn Sproſſeln hatte. Hernach am Abend, als das Nachtmahl vorüber war und die Leute ihre Betten aufſuchten, ging ich hinaus zum Waldl, ſtreichelte ihn, ließ mir von ihm Hand und Geſicht belecken und hakte am Halsband die Kette aus. Dann ging ich aber noch nicht ſchlafen, ſondern ſetzte mich in den Strohſchoppen, von wo aus man recht bequem auf das Fenſter ſehen konnte, hinter dem die Traude ſchlief. Es war halber Mond, das Fenſter ſtand wie eine ſchwarze Tafel in der Wand, die Traude pflegte die Flügel offen zu laſſen.

Wie mir einmal faſt vor ihrem Auge gegraut hatte, ſo graute mir jetzt vor dieſem Fenſter. Denn es kam mir ein unerhörter Gedanke, wie ähnlich früher noch nie. Es zog mich hin. Die verſteckte Leiter mußte ich ſelber nehmen. Als ob in mei-

nem Innern ein schwingender Haspel das Blut peitschte, so sprang es heiß durch alle Adern, so wirbelte es durch alle Glieder. Ähnlich hatte ich's noch nie gehabt. Wo ist die Leiter?

Sie war schon da. Zwei Gestalten hatten sich hinter dem Hofe, wo es der Kettenhund nicht bemerken konnte, herangeschlichen, richtig aus dem Reisighaufen die Leiter hervorgeholt und sie leise aber hastig an die Wand gelehnt. Ganz deutlich sah ich, daß es der Ernest war, der jetzt flink die Sprosseln hinanstieg. — Wo ist denn der Hund, daß man ihn nicht hört? Bist du nicht gelöst? Ich rüttelte an einem lockeren Schoppenbrett, da nahm er's wahr, schlug an, kam um die Ecke und schoß lechzend auf den Mann los, der die Leiter festhielt; dieser floh, sich kaum vor dem Hunde erwehrend. Und als ich nach dem andern ausschaute, der schon hoch an der Leiter gestanden war — sah ich nichts. Er war verschwunden. Zu Boden gesprungen war er nicht, der rasende Hund hatte ihn verscheucht — zum Fenster hinein.

O Unglücksmensch, was hast du jetzt angestellt? schrie es in mir zum Wahnsinnigwerden. Durch den losgelassenen Hund hast du ihn hineingejagt. Und er hat nur fensterln wollen. Ein Nachtgrüßen, wie es der Brauch ist! Und du hast ihn über sie gehetzt! — Ich lief ums Haus herum und schlug Lärm, so viel, als von der Lunge ging: „In der Hinterkammer ist ein Dieb!"

„Den werden wir gleich haben!" sagte der Großknecht und war auch schon bei der Leiter, die er

wegzog. In den nächsten Augenblicken ist die Hinterkammer voller Leute gewesen, die meisten in mangelhaftem Nachtgewand. Inmitten stand mein Vater, hoch gehoben wie ein flammendes Schwert das Talglicht. Am Fenster stand trotzig Ernest, der Nachbarssohn, die Hände in den Taschen. Das Bett war leer, die rote Decke lag über dem Fußboden hin — die Traude war nicht da. In der Vorkammer, wo wir Flachs, Garn und Schafwolle aufzubewahren pflegten, hockte sie in einer großen Holzkiste auf schwarzer Wolle. Im weißen Hemde, die Ellbogen an die Brust, die flachen Hände ins Gesicht gedrückt, so hockte sie da und zitterte wie ein junges Vögelchen, das man in der hohlen Hand hält.

Mein Vater erhob seinen Unmut gegen den Ernest: „Ist euch die auch schon im Weg? Soll man denn gar schon die Kinderstuben vergittern lassen vor den Wildlingen?"

„Na geh, Bauer", antwortete der Ernest in gemütlichem Ton, „die ist schon zeitig."

„Mir scheint, dir gibt dein Vater nicht genug Arbeit, weil du bei der Nacht nicht rasten kannst!"

„Derspar dir's, Bauer, derspar dir's!" sagte der Ernest dreist wie ein Sieger, da er doch ein Gefangener war. „Bauer, du wirst es auch nit viel anders gemacht haben, wie du dir die Deinige hast ausgesucht."

„Wenn's dir Ernst wär, das wär' eine Red'!"

Trat der Bursche einen Schritt hervor gegen die Traude und sagte ernsthaft: „Weil ich schon so

weit bin, jetzt red' ich. Aufs Jahr übergibt mir mein Vater den Hof. Da ist's zum Heiraten. Traude, wenn du mich magst, so sind wir handelseins." Er hielt ihr die Hand hin, sie duckte sich nieder und vergrub sich immer mehr in die Wolle. Und sie tat erbärmlich weinen. So schluchzt und wimmert ein Kind, das sich in fremdem Land ausgesetzt und die Rede der Wilden zu hören glaubt. Da wies mein Vater die Leute zur Tür hinaus und befahl dem Mädchen, ins Bett zu gehen.

Ich pfiff dem Waldl, streichelte ihn und hing ihn wieder an die Kette.

Zwei Jahre später ist Hochzeit gewesen. Die Traude war eine andere geworden. Sie war entwickelt zur rundlichen Knospe, die über Nacht aufbricht. Sie hatte noch ihre stille Heiterkeit, aber wenn sie vor dem Ernest stand, wenn diese zwei schönen Menschen sich gegenüber standen und sie ihn anschaute, da war in ihrem Auge freilich noch jene Nacht — aber es flimmerten Sterne, es strichen Meteore, es zuckten Blitze in dieser Nacht. Es war ihr ein heißes Licht aufgegangen, daß er der Mann ist und sie das Weib. Der Ernest versicherte seine Freunde, persönlich zu dieser Erkenntnis nicht viel beigetragen zu haben und pries sich als einen der wenigen in der Gegend, die mit stolzer Glückseligkeit auf den grünen Kranz ihrer Braut blicken dürfen.

An jenem Morgen, als er seine Braut in unserem Hof abholte und meine Mutter den versammelten Hochzeitsgästen ein üppiges Frühmahl vorsetzte,

wollte ich dem Bräutigam ſpaßeshalber etwas ſagen. „Viele Gäſte, die dazugehören, haſt du heute geladen. Aber einen haſt du doch vergeſſen, der auch dazugehört und dem du mehr verdankſt, als was du ihm wirſt abſtatten können.“

„Geh' du, ſchreck' mich nit, daß ich wen Wichtigen hätt' vergeſſen! Wer ſoll's denn lauter ſein?“

„Der Waldl, unſer Kettenhund. . . .“

Meister Naz' Leben und Sterben.

Nun haben sie da oben in den Waldbergen den kleinen Mann unter den Rasen gebracht, der sozusagen in der Jugend starb und recht gerne noch länger gelebt hätte. Bis ums siebzigste Jahr war er ein frischer, rüstiger Mann gewesen, und um diese Zeit, da andere ins Greisenalter eintreten, begann für ihn noch einmal eine Art froher, einfältiger und frommer Kindheit. Von der Mühsal des biblischen Alters hat er nicht viel erfahren. Mit 50 Jahren noch Junggeselle, beging er mit 87 Jahren lustig die Hochzeit seiner Tochter. Etliche Tage nachher legte er sich schlafen.

Obschon der Naz in seiner Waldverborgenheit während der ganzen 87 Jahre der Welt nicht ein einzigesmal aufs Hühnerang' getreten war, so ist doch öffentlich von ihm die Rede gewesen. Zuerst hatte ihn der „Waldheimat"-Schreiber in seiner Wahrheit und Dichtung aufgezeigt, den guten Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Rathrein am Hauenstein. Und derselbe, der das erste Wort über ihn gesprochen, möchte auch das letzte sagen.

Wie 1860 der siebzehnjährige Waldbauernbub als Lehrling eintrat beim „Schneider-Naz", war die-

ſer ein zierliches, rühriges Männlein von 45 Jahren. Er hatte ſchon eine ſtarke Glatze und das Haar des Hinterhauptes begann zu grauen. Das etwas magere Geſicht mit der „Stubenfarbe" und den gütigen, ausdrucksvollen Augen war ſtets glatt raſiert, auf das legte er Gewicht. Wie beneidete ihn der Lehrling um den Bart, den der Meiſter wöchentlich wegzuwerfen hatte, während der Junge alle Fenſtergläſer fragte, ob bei ihm nicht endlich das erſte Bräuchen zum Vorſchein komme.

Mehr als auf den Bart hielt der Raz auf ein feines Gewand. Sein zumeiſt ſchwarzes Tuchgewand ſaß ihm wie angegoſſen. Er mußte für ſein Gewerbe ja ſelber der Auslagekaſten ſein, um die Konkurrenz zu beſiegen, die damals zum Beginne der Gewerbefreiheit allenthalben auftauchte. Im nahen Mürztale gab es Schneider, die in ihren Schaufenſtern ganze Weltausſtellungen veranſtalteten. Das ſchreckte den Meiſter Raz wenig. Nicht darauf komme es an, wie die Hoſen im Fenſter liegen, ſondern wie ſie am Leibe ſitzen. Und damit konnte er ſich ſchon ſehen laſſen. Wenn nun zu dem adretten Anzug die ſchneeweiße Wäſche kam, die an Hals und Ärmlingen und auch hinter der offenen Weſte hervorſchimmerte, da gab es gar nichts Zierlicheres als den Meiſter Raz, der flink wie ein Reh bei den Stergängen noch lieber bergauf als bergab lief. Als Knabe war er bei Holzknechten Ziegenhirt geweſen und daher ſein antilopiſches Hüpfen gar leicht zu begreifen. Auf ſonnigem Berghange bewohnte der Raz (wenn er nicht in

Bauernhöfen auf Arbeit war) ein gemietetes Holzhäuslein, das er sich selbst instand hielt. Er fegte, er wusch, er kochte und was am eigenen Herde schon einmal gar nicht zustande zu bringen war, das kaufte er um bares Geld bei nachbarlichen Bauernhöfen. Geld hatte er immer in der Brieftasche, manchmal sogar bis zu zwanzig Gulden! Und dazu die Mär, daß der Raz noch ganz andere Reichtümer besitze, was er weiter nicht bestritt, weil sie ihm niemand nehmen konnte, denn das Sparkassebüchel war auf seinen Namen festgemacht. Er durfte das Büchel verlieren, es konnte ihm gestohlen werden, kein Mensch bekam in der Sparkasse zu Graz die zweihundert Gulden samt Zinsen, als der Herr Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Kathrein am Hauenstein. Nein, da konnte ihm niemand an, nicht einmal das Steueramt. Leute mit seinem Jahreseinkommen sind noch Freiherren. Nur, daß durch den Verrat eines neidischen Berufsgenossen der gute Ignaz, nachdem er 25 Jahre lang die menschlichen Blößen unangefochten verhüllt hatte, für dieses christliche Werk der Barmherzigkeit plötzlich eine Erwerbssteuer von fünf Gulden zahlen mußte. Diese Neuerungen, die Gewerbefreiheit einerseits und die Erwerbssteuer andererseits, hatten dem Meister die „Segnungen der Neuzeit", denen er sonst nicht feind gewesen, etwas verleidet. Geldgierig war der Mann nicht. Auf der Ster rechnete er im Tage fünfzig Kreuzer für sich und zehn Kreuzer für den Lehrling. Das Geschäftshaus Orthofer und Kompagnie brauchte also gerade keinen

Buchhalter. In früheren Zeiten hatte er manchmal einen Wanderburschen aufgenommen, doch seit solche Schneidergesellen sich dann allmählich in der Gegend einnisteten und als selbständige Meister zu arbeiten begannen, schenkte er jedem anklopfenden Burschen einen Kreuzer und den Rat, sich davon zu machen. Und begnügte sich mit einem Lehrling, der nicht jeden Tag seine zehn Kreuzer wert war.

Wie aus Gesagtem schon ersichtlich ist, eine Gesellin hatte er nicht. Denn dieser Meister war, wie jemand launig sagte, selber Geselle, nämlich Junggeselle. Obschon er zeitweise recht gerne mit hübschen Mädchen schäkerte und tanzte, überlegte er sich's doch bei jeder länger, als sie warten wollte. Unter den Ortsgenossen war er einer der Angesehensten. Er warf sich nicht an den Erstbesten weg, hielt etwas auf sich und war sogar Kirchenmusikant! Das Flügelhorn blies er und man spottete oft lobend, daß es merkwürdig sei, wie dieses Schneiderlänglein aus dem Blech so helle Klänge hervorbringen könne. Seine liebste Körperübung und Zerstreuung — er gönnte sich solche aber nur an Sonntag-Nachmittagen — war das „Kegelscheiben" (Kugelschieben). Er war der beste Schieber in der ganzen Gegend und der verwegenste „Rater", aber es ging nicht immer glatt dabei ab. Einmal verlor er an einem einzigen Nachmittage sechs Gulden. Das war der blutige Verdienst von zwei langen Wochen. Er weinte an demselben Abend über die abscheuliche Gewohnheit, Kugel zu schieben — gab sie aber nicht auf. Nicht lange Zeit

nachher gewann er an einem Nachmittage mit Schieben und Raten einem armen Holzknechte den ganzen Monatslohn von neunzehn Gulden ab. Der Holzknecht zahlte seinen Verlust aus, sagte lachend, jetzt gehe er ins Wasser — und ging. Sein Lachen war so gewesen, daß dem Naz ein Schauder kam, er lief ihm nach, am Mühltümpel rangen sie eine Weile, denn der Holzknecht wollte sich von einem Schneider keine Spielschuld schenken lassen; endlich hatte er den Geldknollen doch fast meuchlings in seinem Rocksack, schob also das Inswassergehen auf. Der Naz floh wie ein Verbrecher und schwor sich pathetisch, das Kugelschieben aufzugeben. Am nächsten Sonntag war es derselbe Holzknecht, der ihn einlud zu einem „Bot Kegelscheiben". Das nahm der Meister so, als hätte der Herrgott ihn des Schwures entbunden, und er kegelte. Die Kameraden spotteten, er habe sich nur das Kugelschieben verschworen, aber nicht das Kegelscheiben.

Bei der Arbeit pflegte der Naz wenig zu sprechen, wohl aber — wenn beim Zuschnitt das Tuch reichte und beim Anprobieren die Joppe paßte — lustig zu pfeifen. War das Tuch knapp oder die Joppe ein wenig uneben, was dem besten Schneider passieren kann, wenn die Leute an unrechter Stelle Höcker haben, dann pfiff er nicht, dann schwieg er mäuschenstill und suchte den Schaden mit Sorgfalt zu decken. Schelten oder Fluchen habe ich nie von ihm gehört, höchstens daß er brummte: „Ein verdanktes G'fröll!" aber da mußte der Schaden schon stark sein. So

ernst er mit mir bei der Arbeit war, so gesprächig wurde er am Samstag-Feierabend, wenn wir selbander durch Wald und Flur nach Hause trippelten, jeder einen Ranzen um, ich noch extra das Bügeleisen und die Elle in der Hand, er am Stock über der Achsel im blauen Sacktuch den Brotlaib, den uns die Sterbäuerin mitgegeben hatte. Dieser „Sterlaib" ist nach alter Sitte eine Aufbesserung, wenn der Handwerker mindestens eine Woche in einem Hause gearbeitet hat. Mein Lehrmeister pflegte — besonders wenn der Weg weit war — statt des Brotlaibes sich zwanzig Kreuzer auszubitten. Diese enthielten zwar weniger Nahrung, bedurften aber auch weniger Kraft zum Tragen. Auf solchen Heimwegen nun, im Angesicht des bevorstehenden Sonntags, waren wir beide lustig und der würdige Lehrmeister plauderte und scherzte mit dem windigen Lehrling wie mit seinesgleichen. In der Abenddunkelheit an Bauernhöfen vorbeikommend, geschah es sogar, daß wir zärtlich an die Fensterscheibe klopften, hinter welcher ein sauberes Dirndel geahnt wurde. Der Erfolg solch sinniger Abendgrüße war spärlich — ein bißchen Gekicher drinnen — das war alles. Zum Glück sind siebzehnjährige und fünfundvierzigjährige Schneider nicht auffallend unbescheiden.

An Sonntagen ging's in der Kirche zu St. Kathrein allemal hoch her. Mindestens eine Klarinette, eine Trompete und ein Flügelhorn gab's immer, und weil das Blasen nicht bloß volle Backen, sondern auch Durst macht, so gönnte sich mein Ignaz darauf gerne beim Hausteinerwirt ein Seitel Wein. Wenn da nun

etliche muntere Gesellen zusammenkamen, so gab's bisweilen, aber nicht oft, das Mißgeschick. Lustig war's, geplaudert, gelacht, gesungen wurde, dabei um ein Seitel zu viel, und am nächsten Tage war — Kopfwehmontag. Hätte er ihn zu einem blauen gemacht, so würde niemand etwas davon erfahren haben. Doch der fleißige Mann ging in die Arbeit, und so tapfer er den Kater unterzukriegen trachtete, das Beest guckte doch überall hervor. Und dann knurrte er wohl auf: „Der Wein ist schlecht!" da er doch tags zuvor gerade das Gegenteil gefunden hatte.

Unsere Verpflegung in den unterschiedlichen Bauernhäusern war stets ungleich gewesen. Hier die Fleischtöpfe Ägyptens, dort das Kraut- und Bohnenhäferl. Wo letzteres in wirklicher Armut seine Ursache hatte, litt unser Humor nicht darunter, wir halfen den Leuten fröhlich fasten und trachteten nur, mit der Arbeit ehestens fertig zu werden. Anders, wenn Geiz uns den Tisch kümmerte, da wurde der Meister unwirsch und einmal sogar demonstrativ. Als solch eine geizige Bäuerin, bei der wir arbeiteten, eines Tages ins Dorf ging, um Tuch, Knöpfe und Zwirn einzukaufen, drückte ihr der Naz ein Sechserl in die Hand: „Wenn du so gut wärst, Bäuerin, und uns vom Bäcker etliche Semmeln tätest mitbringen. Aber nit gar z'lang ausbleiben!" Semmeln brachte sie nicht, doch die Kost war von diesem Tage an wesentlich zureichender. Am besten erging es uns stets beim Hausteinerwirt, da gab's des Morgens Kaffee, mittags und abends Fleisch, vormittags und nachmittags Wein.

Da beeilten wir uns nie sonderlich, mit der Ster fertig zu werden. Einmal nach einer solchen üppigen Hausteiner Zeit waren ein paar rührende Tage. Der Lehrmeister sagte mir, daß er in einer Hütte des Fischbacher Waldes etliche Tage lang zu tun habe, wo es etwas arm zugehen werde, weshalb ich derweil zu meinen Eltern heimgehen könne. Da antwortete ich: „Wegen dem, daß es arm zugeht, das macht mir nix. Wenn's der Meister kann aushalten." — „Recht ist's mir schon, wenn Du mitgehst!" sagte er und wir gingen in die Fischbacher Gegend zum „Waldpeter". Dieser Waldpeter war ein alter Taglöhner, der erst vor kurzem geheiratet hatte, und zwar eine alte Frau mit einem runzeligen, freundlichen Gesicht. Diese Frau war aber niemand anderes als die Mutter meines Lehrmeisters, von der er mir bisher nie gesprochen hatte. Wir machten den alten Leuten Lodenkleider. Die Verpflegung war einfach, aber voller Güte, nie ist mir das Bohnenhäfert so lieb gewesen, wie in dieser Waldhütte. Der betagte Sohn war mit seiner greisen Mutter kindlich zart und mit mir, dem Lehrling, ganz ausnehmend freundlich, dankbar dafür, daß ich die Armlichkeit so fröhlich mit ertrug. Als wir mit der Arbeit fertig waren, ging ich nicht weniger schwer als der Meister von der trautsamen Hütte fort. Die alte Frau machte ihm zum Abschiede mit dem Daumen das Kreuz übers Gesicht und tat dann dasselbe mir, als ob auch ich ihr Kind geworden wäre.

Das nur so etliche Beispiele davon, wie der Ignaz

Orthofer gewesen während der vier Jahre, als ich bei ihm in der Lehre gestanden. Im zweiten Bande der „Waldheimat" habe ich aus jener wunderlichen Zeit Schilderungen gegeben, über die später der alte Naz, als er dahinterkam, manchmal seltsam dreingeguckt haben soll. Verdenken kann ich ihm's nicht. „Das Zuschneiden hat er nicht bei dir gelernt, aber das Aufschneiden," soll einmal jemand zu ihm gesagt haben. Er hat die Echtheit des Bauernlodens bei meinen literarischen Joppen nie bestritten, nur mag ihm hie und da etwas zu viel Aufputz vorgekommen sein. Was das Zuschneiden anbelangt, so lehren solches die Schneidermeister ihren Lehrlingen grundsätzlich nicht. Das müssen die Jungen den Alten heimlich abgucken. Mein Lehrmeister merkte wohl, daß mir dazu die Findigkeit fehlte, und hat öfter als einmal die papierenen Zuschneidemuster bei mir vergessen, als er fortging. Ich habe dieses bedruckte Papier wohl gelesen, aber nicht nachgeschnitten, und so hat er es mir öfter als einmal vorausgesagt: „Peter, aus dir wird nichts. Ich habe schon im zweiten Lehrjahre meinem Meister die Muster gestohlen!"

Eine so hohe Meinung Meister Naz von der Handarbeit hatte, an mir hat er sie als Lehrmeister und Erzieher nie geübt. Nicht ein einzigesmal versuchte er die Elastizität meiner Ohrläppchen, und so oft er über mich auch den Kopf geschüttelt haben mochte, mir hat er ihn nie geschüttelt. Mehr als mit einem gütigen Wort hätte er gewiß auch nicht mit einem Handschlag erreicht. Ich hatte vor dem Meister

Noz einen großen Respekt, widersprach ihm nie mit einem einzigen Wort und machte die Arbeit, so gut es meine unermeßliche Zerstreutheit zuließ. Diese Zerstreutheit bei der Schneiderarbeit aber war nichts anderes als ein zu großes Gesammeltsein in der Poeterei oder in der „Peterei", wie ein Jugendfreund, auf meinen Namen anspielend, bemerkte. Während der Lehrmeister manchmal fast händeringend bei mir auf gänzlichen Mangel an Intelligenz schloß, war doch ein Geistlein in mir tätig. Im Laufe der vier Jahre meiner Schneiderzeit sind vierundzwanzig Bände „Dichtungen" entstanden — die sich alle noch vorfinden, während von den Gewandstücken aus meiner Hand Freund Schruf in Würzzuschlag nur noch eine einzige alte Weste aufzeigt, die jedenfalls mit mehr „Herzblut" oder Herzleid zustande kam, als die Poesien, die während des Nähens gedichtet und in den Nächten geschrieben worden sind.

Als die Lehrjahre endlich vorüber waren, stand es trotz alledem so, daß der Meister mir per Woche 90 Kreuzer versprach, wenn ich als Geselle bei ihm verbleiben wolle. Da kam nun das Unerhörte. Alles, was der Lehrling in langen Jahren und mit vieler Mühe erlernt hatte, warf er plötzlich von sich und lief davon. Und wurde ein Bettelstudent. Das ist für einen Lehrmeister, der mit treuem Willen sein Bestes gab, kränkend. Orthofer sagte bloß: „Ich meine, bei mir hätte dir nichts gefehlt. Ich wünsche, daß du dir's besser machst, aber gib acht, daß du es nicht bereust!"

Wir gingen auseinander, kamen uns nun aber erst näher. Er war damals an die fünfzig Jahre und da schrieb er mir einmal in die Stadt, daß ihn der Kopf friere. Sein Haar war fast alle geworden. Der liebe Gott würde es nicht übelnehmen, wenn er wenigstens in der Kirche, wo andere mit ihrem Haarpelz dasäßen, eine Perücke trüge. Sie könne schwarz sein oder grau oder „fuchsad", das sei ihm gleich — nur nicht zu teuer! Ich schickte ihm aus Graz eine billige Perücke mit braunen Jünglingslocken. Wenige Wochen später kam die Nachricht, daß der Naz — geheiratet habe. Als ich ihn nachher in seinem jungen Eheglück einmal besuchte, erschien er mir mindestens um zehn Jahre jünger, aber nur von vorne gesehen. Am Nacken guckten die Reste des grauen Haares hervor, denn die Perücke war zu seicht. Obschon ich mich für einen Austausch einsetzte und obschon sein Eheweib so weit ganz gern einen gleichfärbigen Mann gehabt hätte, gab er die Perücke mit den braunen Jugendlocken nicht mehr zurück, sondern wußte sich anders zu helfen. Er stückelte hinten einen Streifen Katzenpelz an. Um diese Zeit erst, wo andere zusammenpacken und Feierabend machen, ging des guten Orthofer eigentliches Leben an. Der Himmel segnete ihn mit zwei frischen, hübschen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zur Freude und Stütze seines Alters. So spät sie gekommen waren, er lehrte ihnen noch sein Handwerk und erlebte ihre Versorgung. Während der kleine, noch immer behendige Greis daheim in der Waldhütte, wo sie zur Miete wohnten,

der Nachbarschaft die Kleider ausbesserte, ging sein ebenso fleißiges Weib ins Tagewerk aus oder seine Kinder schneiderten in Bauernhöfen und brachten ihren Erwerb dem Vater heim.

Zur Sommerszeit haben wir uns häufig gesehen und auch dem Achtzigjährigen war der fünf Stunden lange Weg nicht zu weit, um wieder einmal mit seinem längst verwichenen Lehrling über alte, schöne Zeiten zu plaudern. Schöne Zeiten! Wahrlich auch für mich! Das Leben war ja so jung, so einfach, so hart und so sorglos gewesen wie ein antikes Schäfergedicht. Wenn man so gar nichts besitzt, als sich selber und seine Jugendlust, und so gar nichts weiß von der glotzäugigen, heißhungerigen und doch so übersatten Welt — wenn man so ganz sich selbst ist, daß man kaum merkt, wie die Zehen frieren im schadhaften Schuh — das heißt Mensch sein! Mensch sein heißt ich sein. Später, wenn die Verhältnisse und Kreise sich weiten und komplizieren, ist man alles Mögliche, nur nicht Ich. Nur so selten Ich. Wenn sie hätten Leben tauschen können, der alte Orthofer und der „berühmte Schriftsteller", letzterer würde es kaum gewagt haben, sein zerrissenes, von hetzenden Plagen, Konflikten und Zweifeln durchwühltes, in alle Weiten flachgezerrtes Leben dem Alten anzubieten für dessen einheitliches, kindliches, friedsames Seelensein. — Aber davon sprachen wir nicht. Solch spießige Gedanken haben im Gottesfriedenkreise eines alten Waldkindhauptes nicht Platz.

Das letztemal war es, daß der Naz von Freun-

den eingeladen wurde, nach Mürzzuschlag zu kommen, um sich dort einige gute Tage anzutun. Flink kam der alte herüber in sein aus früheren Zeiten geliebtes Mürztal. Aber das war auch anders geworden. Der gewaltige Eisenbahnverkehr, die großartige Industrie, die Wunder der Elektrizität, die Fremden aus aller Welt, die sich an ihn drängten und allerlei krauses Zeug schwatzten — alles das und anderes ward ihm unheimlich. Obschon dankbar für die Gastfreundschaft, machte er sich bald aus dem Staube, um wieder in die reine Luft seines stillen Waldlandes zu kommen. Damals ist er auch, das erstemal im Leben, photographiert worden, und als sein Bild dann gar in den Zeitschriften aller Welt erschien und ihm diese zugeschickt wurden, war er geradezu erschrocken — was er denn angestellt habe, daß sie es plötzlich so mit ihm trieben! Da waren auch Gönner aufgetaucht, die dem Alten durch mancherlei Aufmerksamkeit Freude bereiteten. Ach, wie leicht sind solche Menschen zu erfreuen und wie dankbar sind sie! Hatte er gleichwohl in den Zeiten seiner tüchtigen Arbeitskraft großes Ansehen genossen in der Gegend, so wird doch ein alter, armer Mann bald der Niemand. Aber jetzt auf einmal, als sein Konterfei durch die Welt ging, als Fremde nach St. Kathrein kamen und dem Herrn Ignaz Orthofer nachfragten, da suchten die Einheimischen ihn hervor aus dem Winkel und staunten darüber, daß ihr kleiner, bescheidener Alter der Berühmteste der ganzen Pfarre war. Doch der Naz hatte über all diese Anfechtungen seinen Humor nicht

verloren. Es sei gerade ein bißchen zu spät, meinte er einmal, jetzt gehe ihm schon der Faden aus. Früher, wenn er so noble Kunden gehabt hätte, würde er sie nicht verschmäht haben.

Im nächsten Herbst fiel es ihm ein, er wolle das Berghaus auf der Pretuler Alm sehen, das den Namen seines einstigen Lehrlings trägt. In Begleitung seines Sohnes stieg der Sechsundachtzigjährige hinauf und wurde dort vom fürsorglichen Hauswart mit Jubel empfangen und beherbergt. In derselben Nacht erhob sich ein wilder Sturm, der den Berg mit Regen und Schnee überschüttete, so daß am nächsten Tage Vater und Sohn durch Gestöber und Windbrüche nur unter großen Anstrengungen zu Tale gelangen konnten. Einen launigen Brief schickte er mir, er sei stärker gewesen als der Sturm und auch ohne Bügeleisen festgestanden.

Im darauffolgenden Winter lud er mich zur Hochzeit seiner Tochter ein. Wir sollten, so schrieb er, doch noch einmal einen lustigen Tag miteinander begehen. Der Alte soll dabei zu den Fröhlichsten gezählt und weit über Mitternacht in der jubelnden Gesellschaft ausgehalten haben. Mich zog's, aber ich konnte nicht hinkommen, der Schnee war zu tief, in den das Alpendörfchen eingebettet lag, kein Schlitten wollte fahren und kein Wagen konnte fahren. Im Frühjahre, so ließ ich sagen, würde mein Besuch nachgeholt werden.

Ja, dieses Frühjahr! Das war gerade die Zeit, wo der Rasen zu grünen anhub über dem alten Meister Roß.

So leb' denn wohl, du stilles Haus!

Also vergehen Jahr um Jahre und entfremden uns die Jugendzeit. Fern und immer ferner bleibt sie zurück und endlich will sie unserem sinnenden Auge ganz entschwinden. Auch mir beginnt die Jugend in der Waldheimat allmählich zu verblassen und ich kann schon nicht mehr genau erkennen, was an den trauten Bildern, die noch dämmern, Wirklichkeit gewesen und was Gesicht. Eine Furche ist aber doch noch besonders vorhanden in meiner Erinnerung, eine vom Pfluge des Geschickes hart und tief gezogene Furche — auch über diese beginnt Gras zu wachsen. Heute zurückschauend wundere ich mich, daß es damals nicht noch mehr weh getan hat. Ich erinnere mich eigentlich an keinen Schmerz, nur an die derben Tatsachen, die damals eben wie etwas Selbstverständliches erlebt und ertragen worden waren. Über alle schwanken Wege führte sicher die heilige Einfalt. Wenn man einen jener Tage aufruft, wie steht er fremd in der heutigen Welt! —

An diesem Tage war der Waldbauer wieder ein-

mal sehr reich gewesen. Auf freier, lustiger Berghöhe oben stand sein großer Hof, er stand mit den vielen Holzgebäuden, Haus, Ställen, Schuppen und Gerätehütten da wie ein kleines, enge aneinander geschobenes Alpendorf. Unten im Engtale, am Wiesenhang zwischen Fichtenschachen, stand das Ausgedinghäuslein. Das war das „Ruhstübel" des Waldbauern. Wenn einer alt geworden, den Hof dem Sohn übergeben hatte, so zog er sich in dieses Häuschen zurück, das zwar mit einigem Feld- und Wiesengrund, mit Wald, Stall und Vieh auch ein kleiner Hof war, doch lange nicht so viele Sorgen machte, wie das große, mit seinen Grundstücken den ganzen Berg einhüllende Waldbauerngut, das oft mehr Ungut als Gut gewesen war. Gewöhnlich wurde das dem ältesten Sohn übergeben. War dieser kränklich oder gar einmal ein Krüppel, dann bekam den Hof ein jüngerer Sohn, und zwar der strammste und frischeste; nicht etwa, um ein starkes Geschlecht zu erzielen, sondern um den Burschen von der Militärpflicht freizumachen. Denn ein Grundbesitzer war zu jener Zeit, die das Bauerntum ein wenig besser zu stützen verstand als die heutige, der Wehrpflicht enthoben. Grund und Boden machte frei und eigenständig, während jetzt ein Mensch durch Grund und Boden sich gebunden fühlt und in dieser Wahnvorstellung Heim und Freiheit für Geld verkauft, lieber heute als morgen. Die Fremdlinge kommen, kaufen, kletten sich an und die Einheimischen werden mit ihren Kindern hinausgedrängt aus der Väter heiligem Be-

reich, oder sie bleiben als Hörige unter den neuen Besitzern. Das ist die Schuld, an der das alte Bauerntum gemeiniglich zugrunde geht. Der Waldbauer ging zwar auch zugrunde, aber nicht an dieser Schuld.

Heute also war er wieder einmal sehr reich gewesen. Freilich vorwiegend sorgenreich. Denn er hatte noch die beiden Güter, das große auf der Höhe und das kleine im Engtal zu versorgen. Sein ältester Sohn ging ja erst als halberwachsener Junge neben ihm her. In der Waldheimat sind die halberwachsenen Jungen, selbst wenn sie schon siebzehn Jahre alt wären, noch Kinder. Und ganz kindisch freute ich mich, mit dem Vater hinabgehen zu dürfen zum „Gasthäusel", wie wir das Ausgeding zu nennen pflegten. Jahrelang hatte der Vater einen alten Zimmermann als „Gast" darin wohnen lassen. Der war gestorben und so gingen wir denn manchmal vom Berge herab, um die kleine Wirtschaft zu versorgen und ein paar Stunden in dem Gasthäusel zu wohnen. Und das war's. Dieses Wohnen in der kleinen mürselnden Stube mit den vielen Heiligenbildern im Tischwinkel war für mich eine Wonne. Eine noch größere aber das Wasser. Durch die steile Schlucht rauschte ein klares, kaltes Wässerlein herab, das sich vor dem Gasthäusel in einen großen Brunnentrog ergoß, um dann über weißen Sand flach weiter zu rinnen. Solch ein Wasser gab es oben im Hofe nicht. Was ließ sich an diesem Wasser alles machen! Die Rädchen tanzten, die Hämmerlein klopften und in einem eigens gehöhl-

ten Tümpel war sogar eine lebendige Forelle eingesperrt. Mit nackten Händen und Füßen tappte ich in diesem Wasser herum und holte mir aus demselben allemal den prächtigsten Husten, auch Ohrenreißen, Halsweh, Zahnschmerz. Man konnte sich dieser ergiebigen Krankheitsfischerei auch nur hingeben hinter dem Rücken des Vaters, der im Stalle oder in der Scheune beschäftigt war; aber schon in der folgenden Nacht, wenn das Gewimmer anging, kam es an den „Tag", daß unten wieder einmal „gewaschelt" worden war.

Doch ich wollte ja von dem Tage erzählen, da der Waldbauer wieder einmal reich gewesen.

Als gegen Abend mein Vater die Tür des Gasthäusels zuschloß, indem er ein Eisenstänglein, das eine bewegliche Zunge hatte, durch das runde Loch in die Wand steckte, mit diesem Schlüssel drinnen dem Holzriegel in die Scharten griff und ihn vorschob, da sagte er: „Unser Herrgott wird's beschützen vor Feuer und Schelm. 's ist derweil alles rechtschaffen gut beieinander."

Hernach sind wir durch den Waldsteig angestiegen, jeder mit einem vollgeschichteten Futterkorb am Rücken, denn wenn unten auf der Wiese das Gras war und oben auf dem Berg die Herde, so durfte man niemals „leer" hinaufgehen. Dort drüben an der Lehne, zwischen jungem Fichtenanwuchs standen schöne alte Lärchen. Sie standen mit ihren hellgrünen Hauben hoch über alle anderen Bäume hinaus, so daß man sie bequem zählen konnte.

„Siehst du", sagte mein Vater, „dort sind unsere Schuhe, die Lodenjoppen und das ganze Wintergewand. Das neue Stalldach ist auch dort."

Das sollte sagen, daß er für den Erlös dieser Lärchen die Kleider anschaffen und das schadhafte Dach ausbessern lassen wollte.

„Ist das Leben-Christi-Buch auch dort?" fragte ich, dieweilen mir halb und halb versprochen war, auf dem Thomaskirchtag in Krieglach würde mir mein großer Wunsch erfüllt werden.

„Ja, Peter, wenn der Eisenbahner die Lärchen gut zahlt, nachher kriegst du auch dein Leben-Christi-Buch."

Als wir hinaufkamen, wo an steilen Lehnen die Felder lagen, stand mein Vater still und blickte wohlgefällig auf die weiten, goldgelben Flächen hin. Das Korn war gut geraten und stand in der Reife. „Morgen heben wir an zu schneiden. Ist wohl Zeit, daß uns der Gott Vater die volle Hand herabhält, dem letzten Mehlschaffel sieht man schon auf den Boden. Da werden wir uns einmal helfen können. In etlichen Tagen will ich den ersten Kornsack in die Mühl' tragen." Unsere Kornmühle, drei Gänge groß, stand unten im Engtale unweit dem Gasthäusel am gießenden Wasser. — Am Kartoffelacker, zu dem wir auf unserem Heimweg kamen, sahen wir ein Fleckchen aufgewühlter Erde. Mutter hatte die ersten Erdäpfel ausgegraben. Heute abends gibt's ihrer! Das war allemal ein Freudentag, wenn die ersten Erdäpfel im Topfe brodelten. Es hatte Winter gegeben im

Waldlande, da Kartoffeln und Kohlkraut fast die einzigen Nahrungsmittel gewesen.

Wir redeten unterwegs wenig, aber keuchten umsomehr in der schwülen Abendluft. Sie war sehr schwül. Wenn die Kost, die wir in den Körben trugen, wenigstens unser, der Menschen, gewesen wäre!

Als wir gegen den Hof kamen, dunkelte es schon. Aus den Küchenfenstern schimmerte der rote Schein des Herdfeuers. Mein jüngerer Bruder trieb die Herde von der mageren Weide heim. Es waren zwei Ochsen, zwei Kühe und ein Kalb.

„Wenn wir nur wieder zu einem Vieh kommen könnten!" sagte mein Vater. Unsere Ställe konnten leicht an dreißig Stück Rinder fassen und noch ungezählte Schafe, Schweine und Hühner. Aber in den letzten Jahren war es leer geworden. Mißwachs, Seuchen, Gläubiger!

Und dann war mein Vater manchmal ein guter Viehhändler gewesen. Den Ochsen hatte er gegen eine Kuh vertauscht — die gab Milch. Die Kuh gegen ein Kalb — das brauchte weniger Futter und Pflege. Das Kalb gegen ein Ferkel, das konnte man schlachten und Schweinernes ist vortrefflich zu essen. Es war nicht gerade so wie bei jenem Hans im Glück, aber ähnlich. Mein Vater war nur so lange ein kluger Hauswirt gewesen, als er Glück gehabt hatte. Als er's mit allerlei Mißgeschick zu tun bekam, suchte er für seine innere Zufriedenheit einen anderen Grundstein als den des Wohlstandes. Es war ihm gar nicht mehr viel daran gelegen; bis jedoch immer mehr der

Mangel kam, die Bedrängnis, da fragte er: „Wie so denn? Ganz arm werden? Wie so denn?“ — Den Kampf ums Dasein nahm er zwar auf, aber die Waldbauern — seit jeher in ruhiger Bedürfnislosigkeit lebend — haben darin keine Übung. Seinem geruhigen Leben merkte man nicht viel an, daß etwas nicht richtig war.

Froh waren wir nach Hause gekommen, hatten unsere Körbe in die Krippen der Kühe geleert und hatten uns zu Tische gesetzt, um Erdäpfel zu essen. Aber die Schüssel war nur halb voll und die Mutter sagte: An den Erdäpfeln würde dies Jahr keine große Freude zu erleben sein, mehr als die Hälfte von denen, die sie zur Probe ausgegraben, seien krank. „Wär' nit schlecht!“ antwortete der Vater, „dann müssen wir uns halt ans Kraut halten. Haben zum Glück einen weiten Fleck angebaut.“

„Kraut ist eh gut“, meinte der alte Knecht, unser einäugige Simon, der mit seinem einzigen Auge immer mehr Gutes an der Welt sah, als andere mit zweien. „Kraut ist etwas Ausgezeichnetes, wenn die rechte Zuspeis dazu kommt: Speckknödeln und Selchfleisch.“

Unser jüngerer Knecht, der Poldel, war in zweifelhaften Fällen immer witzig, der sagte nun, am besten sei das Kraut, wenn es Hirschfleisch geworden. Er spielte auf das nachbarliche Herrschaftswild an, das uns häufig den Krautgarten kahlgeäset hatte und das man füglich zu Wildbrat machen sollte. Dies Jahr stand im Krautgarten, der oben hinter dem

Gehöfte lag, alles gut. Kein Wunder also, daß sich der Waldbauer bei den vielen Sachen an diesem Tage reich vorkam. Aber nur an diesem Tage, am nächsten nicht mehr. —

Als die Nacht vorüber war, hatte der trübdämmernde Morgen keinen einzigen Bewohner des Waldbauernhauses im Bette gefunden. Sie lehnten so in den Winkeln umher. Die Weibsleute hätten noch gern geweint, aber es ging nicht mehr. Der Simon hatte sich eine Pfeife angezündet, aber sie schmeckte nicht. Die Mutter ging verloren umher und verstopfte die eingeschlagenen Fenster mit Lappen. Der Vater schritt ums Haus herum. Die Erde war besäet mit Dachsplittern. Auf den weiten Feldern lag das schwere Eis. Aus dem Engtale stieg langsam ein brauner, brenzeliger Rauch herauf. Als das die Mutter durch ein Fenster sah, rief sie gellend aus: „Das Gasthäusel ist auch hin!"

Der Vater wußte anderes: „Das Gasthäusel steht, aber in die Mühl' hat's eingeschlagen. Raucht nur mehr die Brandstatt."

Als es ganz licht geworden war und die Verwüstung offen dalag, sagte der Knecht Poldel: „So schön, jetzt ersparen wir uns die Arbeit."

„Und das Essen", setzte der Knecht Simon bei, dann versuchte er es wieder mit der Pfeife; sie begann zu schmecken.

Der Halterbub berichtete: „Das Kraut steht noch!"

Und das war merkwürdig. Wie der Hagel schon

mitunter seine schmalen Streifen nimmt: so sehr vom Gehöfte abwärts alles vernichtet war, vom Hause aufwärts war wenig zu spüren, außer daß die Kohlköpfe ihre äußeren Blätter verloren hatten.

Der Vater war den ganzen Tag wortlos herumgegangen, um nach schwerem Arbeitsjahre diese „Ernte" zu betrachten. Am Abende, als wir bei der Milchsuppe saßen, alles schweigsam und verdrossen, sagte er plötzlich mit frischer Stimme: „Verhungern werden wir nit. Wir haben noch die zwei Kühe, wir haben die Sau, wir haben die Erdäpfel und das Kraut. Wir fretten uns durch und nächst Jahr wird's wieder besser sein."

Die Dienstboten machten dazu saure Gesichter und mochten sich denken, drüben in Fischbach und in Trabach hat's nicht gehagelt. Brauchen auch dort Leute, und müssen nicht erst aufs Besserwerden im nächsten Jahre warten. — Der Vater sagte: „Wie es jetzt ausschaut ums Haus herum, ich brauch' nötig Arbeitsleut'. Aber wer fortgehen will, aufhalten mag ich keinen."

Der einäugige Simon stemmte den Beinlöffel auf den Tisch: „Ich bin im guten Jahr geblieben und bleib' auch im schlechten." Und keines sagte etwas vom Fortgehen.

Als die Gläubiger in Fischbach, in Krieglach, in Langenwang gehört, dem Waldbauern hätte der Hagel alles niedergedroschen, trachteten sie nach ihrer Sache. Denn wenn der Hof auf die Gant kommt, hätten sie das Nachsehen. Soll auch im Steueramt

viel schuldig sein. Einem schimpfenden Mehlhändler in Mitterdorf, der uns in früheren Mißjahren vor Hungersnot gerettet, hatte mein Vater nun mit dem Kalb den Mund gestopft, wie der Poldel sagte. Der Bader von Fischbach hatte zwei Männer gesandt, um das Paar Ochsen fortzutreiben. Da mußte der Waldbauer lachen. Die Armut ist stärker als der Reichtum, der Armut kann man nichts nehmen. Die Ochsen gehörten nicht ihm, sondern einem Nachbar, der sie „auf Zag und Zucht" hergeliehen hatte. Auch andere der Ärzte begannen zu drängen. Die hatten sich für ihre Medizinen und Krankenbesuche jahrelang vertrösten lassen auf bessere Zeiten, jetzt, da die schlechtesten da waren, streckten sie hart ihre Hände aus. Eine Kuh wurde fortgetrieben und am nächsten Tage das Schwein. Meine Mutter rang buchstäblich mit den Treibern, aber sie wurde an die Wand geschupft. Der Vater hatte den „Räubern", wie er die amtlichen Pfänderknechte nannte, ein Scheit nachgeschleudert, aber schon während es flog, schrie er zum Himmel, daß es nicht treffe. Dann wurde er nachdenklich. „Mich wird Gott noch ganz verlassen", sagte er zu mir: „Ich habe keine Geduld im Unglück. Du sollst mir wohl wieder einmal was aus einem geistlichen Buch vorlesen." Er selber hatte nie einen Buchstaben lesen oder schreiben gelernt. Ich meinte, es wäre halt gut, wenn man jetzt „das Leben-Christi-Buch" hätte.

Eines Morgens, es lag schon Herbstreif auf dem kurzen Grase, kam der Halterbub, der die einzige Kuh auf den Anger geführt hatte und berichtete, beim

Kraut wäre der Hirsch gewesen. Am oberen Rand des Gartens seien alle Kohlköpfe zerfressen.

„Das auch noch", sagte der Vater gelassen.

„Siehst du, Waldbauer!" rief der Knecht Simon, „siehst du, daß der Herrgott noch auf uns denkt. Jetzt schickt er uns Hirschfleisch."

Darauf der Vater: „Schieß ihn nur nieder! Nachher wirst auf ein halbes Jahr — du weißt schon, was!"

„Ja, jetzt weiß ich was, schießen wir jedes einen Hirschen nieder und wir sind über den Winter versorgt —"

„Ja, mit dem Kotter."

„Das meine ich. Brauchen nichts zu arbeiten und haben unsere ordentliche Kost. Um die Anbauzeit sind wir wieder da."

So haben wir das angehende Elend ertragen mit Schalkereien und Kummer.

Als der Winter kam, ließ mein Vater die großen Lärchen fällen, um sie für Eisenbahnschwellen zu verkaufen. Aber auch diese lieben alten Bäume haben sich nicht treu erwiesen. Bis auf nur wenige Stämme waren sie kernfaul und nicht zu verwerten. Mit dem geringen Gelde, das der Vater dafür gelöst hatte, ging er am Thomastage nach Krieglach auf den Markt, um für die derb eingetretene Winterzeit ein paar Kleidungsstücke und einen Sack Bohnen zu kaufen. Und siehe, jetzt hatte er zu meinem geradezu freudigen Schreck auch noch etwas anderes heimgebracht vom Markte. „Da", sagte der Vater zu mir, als er's

aus dem Bündel nahm, „da haſt du dein Leben-Chriſti-Buch, daß du vorleſen kannſt; ſchau nur, daß du geſund wirſt.“ Ich lag zurzeit im dunklen Bette, litt an einer Augenentzündung ſo arg, daß es mir unmöglich war, irgendwelchen Lichtſchein zu vertragen oder ein Buch anzuſehen. So machte ſich gleich an demſelben Abend der Jungknecht Poldel über das „Leben Chriſti“ her und begann, ſo gut es ging, daraus etwas zu leſen. Der Vater hatte ſich an den Tiſch geſetzt, er dürſtete ſchon nach chriſtlichem Zuſpruch. Der Poldel nahm das erſtbeſte Kapitel, das Buch iſt ja auf jeder Seite groß.

„Zur Be — rei — tung von — Trüffel- oder Gänſe — leber — Pa · ſte — ten —“

„Ah!“ ſagte mein Vater, „ſchon ein Gleichnis!“

Der Jungknecht las holpernd weiter: „Nimm Speck—latten, Faſch mit Leber—ſtücken und Trüffeln, dann dicken Teig aus Roggen—mehl, Eierklar — kommt in ein mäßig erhitztes Kochrohr, zwei bis drei Stunden, dann mit gutem Wein aufgekocht —“

„Das iſt kein Leben-Chriſti-Buch!“ ſchrie ich von meinem Bette aus. Und jetzt erſt beſah man den Titel: „Kochbuch für deutſche Küche, nebſt Ratgeber in häuslichen Dingen, inſonderheit um Vorräte auf-zubewahren —“

„Auweh zwick!“ rief mein Vater ſchrecklich hell aus, „was hab' ich da heimbracht?“ — Ja, der Irrtum unten auf dem Markt war durch das Gedränge entſtanden. Alles kaufte Kalender und da hatte der

Büchermann ihm in der Eile das unrichtige Buch in die Hand gegeben. Bezahlt war das „Leben Christi".

Als meine Augen so weit waren, daß sie Schneelicht vertragen konnten, ging ich mit dem Kochbuch, um den Buchhändler zu suchen. Ich fand ihn in Kindberg, er war sehr froh, als der Mißgriff gut gemacht wurde, schien das Kochbuch mit der Trüffelpastete wesentlich höher zu bewerten als das „Leben Christi", mit dem ich dann nach Hause eilte. Das war für uns Waldbauernleute das richtige Buch! — Am Christtage habe ich schon zu aller Erbauung daraus vorgelesen. Der Christtag fiel überhaupt nicht so traurig aus, als wir in Ermangelung von Speckklößen und Schweinsbraten erwartet hatten. Meine Mutter leistete auch ohne Kochbuch etwas. Da gab es Erdäpfelsuppe, Erdäpfelbrei, Erdäpfelschmarren, Erdäpfelkrapfen, und wer was Gebratenes haben wollte, für den waren die schönsten „Grundbirnen" in die Glut gelegt worden. Kurz, wir hatten unser Festmahl, waren fröhlich und tranken Brunnenbacher-Auslese.

Wenn der Jungknecht an diesem Tage das Wort „Erdäpfelbauer" aufbrachte, so geschah es, weil man die besten Witze stets im Zustande behaglicher Sättigung macht. Die Mutter war froh. Sie dachte, das würden die letzten Weihnachten gewesen sein auf dem Hofe. Die nächsten möchte sie wohl schon im Ausgedinghäusel verleben in Ruhe und größerer Sorglosigkeit. Aufs Ausgedinghäusel hatte sie immer allen

Troſt und alle Hoffnung geſetzt, wenn Kummer und Mühſal ſie überwältigen wollten.

Der Winter war mit harter Macht gekommen, die Fenſter hatten ſo dicke Eisblumen, daß es ganz dunkel war in der Stube. Im Ofen brüllten fortwährend Scheiter und doch verkrochen wir Kinder uns immer wieder ins Bettſtroh, um nicht zu frieren. Der Vater war um dieſe Zeit viel außer Hauſe, wie es hieß, beim Bruckmüller draußen, wohl um künftige Mahlvereinbarungen zu machen, da ja unſere Mühle tief unter dem Schnee in Aſche lag. Eines Tages kam der Vater gegen ſeine Gewohnheit erſt ſpät abends heim; er trat feſter auf als ſonſt und hatte ein friſches, unternehmendes Geſicht, ſo daß die Mutter betroffen dreinſchaute. Was wäre denn das, wenn er ſo anfinge?! Beim Bruckmüller war ein Wirtshaus. — Nein, das war es nicht, getrunken hatte er nicht. Aus Krieglach kam er. Ein großes Paket trug er unter dem Arm. Loden, Joppen und Wollhauben hatte er eingekauft für uns Kinder und ein großes ſchottiſch geſtreiftes Umhängetuch für die Mutter. Und Bargeld hatte er in der Briefta ſche. Wenn die Mutter erſt betroffen geweſen, jetzt, als ſie die Sachen und das Geld ſah, erſchrak ſie. Woher hat er das? Der Altknecht hatte an einem Abend zuvor das Märchen erzählt, wie ein armer Mann für einen Hut voll Geld dem Teufel ſeine Seele verſchrieben. Sie wußte wohl, daß derlei Geſchichten nicht wahr ſind, aber ſie ſind ein Gleichnis! —

Meine Geſchwiſter ſchliefen ſchon in der

Stube, ich noch nicht, ich guckte und hörte, was gesprochen wurde.

„Lenzl, woher haſt Du's Geld!“ fragte ſie ihn leiſe, aber ſcharf.

„Wirſt nit raten“, antwortete der Vater wohlgemut.

„Haſt das letzte Reſtel Wald verkauft?“

„Dafür möcht' ich wohl nit fünf ſo ſaubere Bildeln bekommen haben. Schau nur her!“ Fünf faſt neue Hundertguldenſcheine zog er aus der Brieftaſche und legte ſie vor ihren Augen auf die Bettdecke. „Weißt, Weib, ich hab' mir gedacht, beſſer das kleine iſt weg, als das große. Mit dem großen Haus kann man ſich immer noch leichter helfen, wenn wieder beſſere Zeiten kommen.“

„Menſch! Lenzl!“ ſagte ſie ſtockenden Atems, „du wirſt doch nit —“

„Du denkſt dir's eh ſchon. Dem Bruckmüller hab' ich das Gaſthäuſel verkauft. Es iſt abgemacht. Sind heut' beim Gericht geweſen.“ Nicht mit ganzer Sicherheit hatte der Vater dieſe Worte geſagt. Er hatte jetzt doch befürchtet, daß ſie arg auffahren würde.

Nein, ſie blieb ruhig und ſchwieg. Sie zog ihr Obergewand aus und legte ſich ins Bett. Und war immer noch ſtill. Erſt nach Mitternacht begann ſie zu ſchluchzen.

Am nächſten Tage ſtand die Mutter früh auf, legte ihr Sonntagsgewand an, weckte den Vater und fragte ihn gütig, ob er mitgehen wolle. Sie gehe nach Rindberg zum Gericht. Der Handel mit dem

Bruckmüller müsse wieder zurück. Sie habe ihren Ehevertrag gut aufgehoben, darin heiße es, daß sie Miteigentümerin sei von dem ganzen Waldbauerngut und wenn er das Gasthäusel verkaufen wolle, so müsse das auch ihr recht sein.

Er habe das alles bedacht, antwortete der Vater demütig, aber sie würde so wenig wie er die Kinder erfrieren und verhungern lassen wollen. Der Winter währe noch lang und auf Borg habe ihm der Bruckmüller und der Krämer und der Bäcker in Krieglach nichts mehr gegeben.

„Das will ich doch einmal sehen", sagte sie. „Steh erst nur auf und geh mit. Derweil du dich anlegst, koch' ich die Erdäpfelsuppe."

Als sie hernach auf dem Wege ins Gericht zum Bruckmüllerhause kamen, kehrten sie bei diesem zu. Der Müller saß in seinem dicken Schafhautpelz beim Küchenherd und aß behäbig Kaffee mit Heidensterz. Daneben stand die Müllerin und schürte das Feuer.

„Du wirst schon verzeihen, mein lieber Bruckmüller", sagte die Waldbäuerin zu ihm. „Ich bin auch noch auf der Welt. Der Handel geht zurück. Mein Mann hat's halt unüberlegt getan, weil's uns just ein bissel zwickt. Und weil ich Mitbesitzerin bin, gehe ich jetzt schnurgerade nach Kindberg zum Gericht, wenn du den Kaufbrief nicht willig hergibst."

„Da ist er", antwortete der Müller und zog den Schein aus seiner Brieftasche. „Schau' ihn an, ob er's ist und dann zerreiß' ihn, wenn du willst. Unterschrieben ist er eh noch nit. Mir ist nix um euer Gast-

häusel, hab's nur kaufen wollen, weil ich gesehen hab', daß ihr Geld braucht."

Das sprach der Mann ganz ruhig und ohne jede Gereiztheit, so daß die Waldbäuerin sich ein wenig schämte, ihn gleich so scharf angefahren zu haben. Sie sagte nun zu ihrem Manne: „So gib ihm das Geld zurück."

Recht zögernd langte der Waldbauer in seinen inneren Rocksack. „Das kommt mir wohl sauer an."

„Ich bin kein Stein", sprach nun der Müller, dieweilen er mit dem Tischtuch seinen Löffel abwischte. „Wenn's euch gar arg zwickt, so leih' ich euch das Geld gegen fünf von hundert im Jahr."

„Du bist ein Tor! rief die Müllerin drein und warf ein paar Scheiter in das Herdfeuer, daß die Funken stoben. „Fünf von hundert, das zahlt jede Sparkasse. Der Waldbauer soll sechs geben!"

„Es ist wahr, ihr könnt mir sechs geben", entschied der Bruckmüller. So durfte mein Vater diesmal das Geld in der Tasche behalten und die Mutter war wieder Mitbesitzerin des Gasthäusels. Zufrieden gingen sie miteinander heim.

Auf solche Weise war zu den alten Gläubigern ein neuer gekommen, und zwar einer zu sechs Prozent. Als die anderen Gläubiger wahrnahmen, daß der Bruckmüller Zinsen verlangte, taten sie es auch. Zinsen waren bishin im Waldlande etwas Unerhörtes gewesen, nun aber fand der neue Brauch Eingang, und das war das Ende. Das nächste fruchtbare Jahr half nicht mehr viel; was einkam,

das holten sich die Gläubiger. Die Dienstboten hatten sich auch allmählich vom „Erdäpfelbauer" abgewendet, denn in der Nachbarschaft gab es bessere Plätze. Nur der alte Simon blieb, der mit seinem einzigen Auge immer noch mehr Gutes sah auf dem Hofe, als andere mit zwei. Er sagte zu einem Kameraden, auf diesem Hofe gehe es zwar arm her, aber verträglich und friedlich — und das sei sein Wohlgefallen.

Wenige Jahre noch und der Frieden im Waldbauernhause war zu groß geworden. Es rührte sich nichts am Hause, als nur die Brennesseln und der Hollunderstrauch, wenn der Wind ging. Und es rührte sich nichts im Hause, als etwa ein Spinnengewebe, wenn die Luft durch die Fugen strich.

Der Kirschbaum.

Wer hätte nicht die Bäume lieb? Aber ich trage zu einem besonderen Baume eine heimliche Liebe. Er steht nicht im Walde, er gehört nicht zum Walde, er ist ein Hausbaum. So wie es wilde Tiere und Haustiere gibt, so ist's auch mit den Bäumen. Es gibt Bäume, die zahm und freundlich zum Menschen stehen und ohne Menschen nicht leben können. Auch wenn sie von diesem nicht gerade Hege und Pflege finden, sie bleiben bei ihm. Wo der Mensch in die Wildnis dringt, da folgen sie ihm gleichsam unsichtbar nach. Wo er den Urwald rodet, da sind sie schon am Zeuge, um mit neuem Gepflanze des Menschen Heim zu bekränzen. Kaum steht das neue Haus, so sproßt am Rande auch schon die Hagebutte und am Gemäuer der Hollunder. Am Bächlein wuchert die Weide, am Gartenrand der Vogelbeerstrauch und am Wiesenhage die Esche. Die Obstbäume lassen sich laden und Ehre erweisen, bis sie kommen und erstehen. Aber sie kommen doch oder — auch nicht. In unseren nördlichen Alpen wollen sie über sieben- und achthundert Meter nicht hinan. Der Apfelbaum, der von einem Hochberghof etwa geladen ist, läßt sich entschuldigen, er könne die scharfe Luft

nicht vertragen, und ſchickt dafür den Holzapfelbaum. Der Birnbaum macht's ähnlich und ſendet den Holzbirnbaum hinauf. Aber „an ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen". Es kümmert ſich niemand um ſie, als etwa einmal ein kluger Bauer, der guten Eſſig haben will. Von den edlen Apfel-, Birn-, Zwetſchken- oder gar Pfirſichbäumen beſucht keiner ein Menſchenhaus, das tauſend Meter hoch auf dem Berge ſteht.

Nur der Kirſchbaum.

Dieſen geht es an, wenn ich ſage, er iſt meine heimliche Liebe.

Am Hauſe dort oben ſtehen Eſchen, ihre Blätter freſſen die Rinder gerne. Es ſtehen die Ahorne, deren Laub iſt für die Schafe gut. Es ſtehen die Lärchen, deren Zweige benagen die Ziegen. Es ſtehen die Fichten und die Tannen und die Kiefern, deren bitteres Genadel will niemand kauen und die leckerigen Knaben gehen leer aus. Und ſiehe, dort hinter dem Stall am Wieſenhang ſteht ein Kirſchbaum. Er iſt rot beſprenkelt über und über, durch alles Geäſte hindurch, im dunkelgrünen Blätterwerk Millionen von roten Punkten, die — näher beſehen, glänzen, als wären es feurige Sternlein. Das ſind die kleinen, ſüßen, würzigen Wildkirſchen. Der Baum hat weitum im Lande vornehme Vettern; die ſind in den Adelsſtand erhoben und tragen Kirſchen ſo groß wie die Pflaumen, und ſie ſind die Freude der Jungen und der Gewinn der Alten. Aber ihr Fleiſch iſt wäſſerig und hat nicht das glühende Blut; ſo ſüß und ſo würzig ſind ſie nicht wie die kleinen Wildkirſchen, die hier der

Baum auf der Hauswiese den armen Bergknaben beschert. Ganz umsonst beschert, ohne daß jahraus jahrein eine Hand sich rührt, um den Baum zu hegen. Also ist es, daß in dem ungeheueren Früchtegarten des flachen und hügeligen Landes ein einziger Baum daran gedacht hat, die oben im kalten Gebirge würden auch einmal etwas Süßes haben mögen; und er ist hinaufgestiegen und gibt, wenn der Spätsommer kommt, mit hundert Händen seine köstliche Frucht.

Und wenn der Alpenknabe später in die weite Welt geht, von allen Früchten genießt und an allen Süßigkeiten nascht — den Wildkirschbaum daheim am Vaterhause vergißt er nimmer, dem bewahrt er die heimliche Liebe. Nur im Frühherbste war damals dem Baume auf der Wiese das Herz zugewendet worden, die übrige Jahreszeit hatte man nicht viel nach ihm ausgesehen — war er doch wie andere Bäume auch: im Winter kahl, im Sommer grün. Aber nun, in späten Tagen, da der alte Knabe den Kirschbaum einsam und verlassen stehen weiß hinten in den Bergen an der Ruine des Hauses, nicht mehr auf sonniger Wiese prangend, sondern mitten unter Erlengebüschen und jungen Lärchen, in aufwuchernder Wildnis erstickend — nun denkt der in die Fremde verschlagene Alpensohn wieder einmal an jenen Baum, wie er still und anspruchslos hat dahingelebt und wie viele Freude er hat ausgeteilt. So gedenkt man manches Freundes, wenn es schon zu spät ist.

Zur Winterszeit, ja, da war er kahl gewesen. Auf den Ästen die Wulsten des Schnees, an den

Zweigen die feinen Nadeln des Reifes, als wollte er im Wintertraume einmal ein wenig Nadelholz spielen. Die Krähen und die Dohlen flatterten darüber, setzten sich ins Gezweige und stäubten den Schnee herab. Der Knecht sucht wohl einmal seinen alten Kugelstutzen hervor, um so ein krächzendes Getier zu erlegen, aber die alte Ahne ruft: „So warte nur, bis der Vogel auf den Fichtenbaum hinüberfliegt; du weißt doch, daß man nicht auf den Kirschbaum schießen darf.“ Das ist für junge Leute die einzige Kunde davon, daß die Alten den Hauskirschbaum heilig gehalten haben. So heilig, daß er selbst den Raubvögeln ein Gottesfrieden gewesen ist. Im Frühjahre blühten auf der Wiese schon die Dotterblumen und die Maßliebchen und die goldigen Krönlein des Löwenzahns, als der Kirschbaum noch immer kahl dastand, als wäre er im langen Winter über gestorben. Wer aber nur näher zusehen wollte, wie die Spitzen der Zweige zu schwellen beginnen — und eines Tages steht der Baum in einem weißen Schleier, wie die Braut, die zum Altare will. So dicht sind alle Äste und Wipfel eingehüllt von den weißen Röselein, daß man kaum das dazwischen und dahinter treibende grüne Laub sieht. Gott schütze uns jetzt vor dem Sturmwind! Wenn über die Almen der Föhn gefahren kommt, daß es vom Baume die Blüten dahinjagt über die Wiese, wie ein Schneetreiben einst im Winter, dann stehen zwischen dünnem Laube bald alle Knospen entblößt und der Knabe mag über's Jahr einmal anfragen, ob er Kirschen bekommen wird.

Oft, gottlob, kommt der Föhn zu früh, da die Blüten noch nicht entfaltet sind, oder zu spät, da das Fruchtknötlein schon anhebt zu schwellen. Fällt auch kein Reif in der Frühlingsnacht, dann, lieber Kirschbaum, gehab' dich wohl über den Frühsommer hinaus. Dein dichtes Geblätter schütze die zarte Frucht vor Hagel und lasse doch recht viel Sonne drauffallen, bis die Kirschlein — reif werdend — anfangen zu erröten. Sie wiegen sich auf langen Stengeln und werden glänzend rot „wie Karfunkel". In Träubchen zu zweien, dreien, vieren und fünfen, so schaukeln sie sachte im lauen Sommerwinde. Die Jungmagd, sie mäht auf der Wiese Gras, bemerkt die ersten reifen. Sie streckt den Rechen aus und zieht den Ast herab und erhascht den Zweig, und wie sie schon das Träubchen pflücken will, steht der Jungknecht da und hält gerade den Mund so auf, daß die Kirschen wundersleicht hineinkommen. Er schmatzt mit der Zunge und lacht, sie schimpft ihn einen Raben und lacht auch. Denn sie weiß, der Jungknecht ist einer, der Gestohlenes reichlich gutmacht. So klettert er denn jetzt, mit Armen und Knien sich festklemmend, den Stamm empor, steigt am Ast hinaus, der sich biegt unter solcher Last, pflückt Träubchen um Träubchen und läßt sie niederfallen. Die Jungmagd steht unter dem Baum im Schatten und hält ihr Schürzlein auf. — Von jetzt an hat der Baum keinen Mangel an Besuchen. So oft ein Knecht sein Viertelstündchen freie Zeit findet, steigt er auf den Kirschbaum und unten hagelt es von Kernen, wenn sie der Knecht nicht etwa samt und

sonders verschluckt. Der Hausvater bindet die Schürze zu einem Sack, steigt auf den Baum und pflückt die Kirschen handvollweise hinein, damit sie dann die Hausmutter am Herde zu einer schmackhaften Suppe verkochen kann für den Leutetisch. Aber der Baum hilft sparen; damit seine Frucht nicht in wenigen Tagen verzehrt werde, läßt er sie nicht auf einmal, vielmehr nach und nach reif werden, zuerst die sonnseitigen, später die im Innern des Laubes verborgenen, so daß er wochenlang in der Lage ist, die Gäste zu bewirten. Wer nicht innerhalb im Gestämme und Astwerk hinaufsteigt, der legt eine lange Leiter an, nimmt einen Hakenstock mit und erreicht die entlegensten Zweige. Und sollten immerhin an dem stattlichen Baum etliche Gegenden übrig bleiben, deren Frucht dem Menschen nicht erreichbar ist, so kommen die Vögel und picken Kirschen. Sie halten nicht reinen Tisch, picken die Früchte nur zur Hälfte auf, die andere Hälfte mit dem halb bloßgelegten Kern lassen sie am Stengel hängen zum Ärger der nachkommenden Gäste.

Endlich kommt der Herbstreif. Der frißt nicht bloß Kirschen, sondern auch Laub; die Blätter beginnen sich abzulösen und tänzeln auf die feuchte Wiese hin und die nach oben bleiben, werden gelb und leuchten rötlich wie Goldmünzen, gleichsam: Einen Dukaten für eine Kirsche! Aber es ist keine mehr oben, oder hier und da noch eine eingerunzelte, verdorrte. Der erste Schnee findet den Kirschbaum bereits kahl und die moosigen Äste und dünnen vielgekreuzten Zweige stehen nackt und leblos in den Nebel hinein.

Wenige Wochen steht er so; aber mitten im Winter kommt den Menschen schon wieder die Sehnsucht nach blühenden Bäumen. Am Barbaratag im Dezember ist es, daß die Jungmagd über den hohen Schnee hinausgeht, vom Kirschbaum einen Zweig bricht, ihn in ein Wasserglas steckt und in der Stube über den Ofen stellt. Ihre Freundin, die Augustina, hat ihr das so geraten. Vielleicht wird etwas! Nach drei Wochen ist das liebe Christfest und siehe, der Kirschbaumzweig blüht. Er blüht in weißen Röslein, wie einst im Mai und es ist, als ob von diesen Röslein ein sanftes Licht ausginge über die dunkle winterliche Stube. — Der Jungmagd ist still wonniglich. Nicht jedem Mägdlein gelingt es, daß solcherweise der Kirschbaumzweig blüht. Der es geschieht, von der sagen die Hausgenossen in Scherzen und Ernsten, im nächsten Jahr werde ihr der Brautkranz geflochten. Der Jungknecht scherzt nicht so, er schweigt. Aber schon nach Heiligdreikönig, wenn der Fasching angeht, macht er die Weissagung wahr. In großen Bauernhöfen paaren sich nicht bloß Herr und Frau, sondern auch Knecht und Magd und sie bilden in der alten Familie eine junge — einen Abzweiger am Stamme. Allen gemeinsam ist die Gesindestube und der große Leutetisch und — der Kirschbaum.

Nach wenigen Jahren, während die Magd auf der Hauswiese den Klee mäht für ihre Kühe und der Knecht zur Feierabendzeit auf dem Kirschbaum herumklettert, hockt unten auf dem Rasen schon ein blondlockiges Bübel. Manch rotes Träublein fällt nieder

ins grüne kühl duftende Gras. Der Kleine haſcht danach und jubelt. Der Knecht ſieht hoch in den Zweigen große glänzende Kirſchen, auch die will er noch haben für ſein Knäblein. Er ſteigt den langen Aſt hinaus — dieſer kracht, bricht, der Knecht ſtürzt herab und ſchlägt in wuchtigem Falle ſein Haupt in die Erde. — Da wird der Raſen rot, aber nicht von den Kirſchen. Die Leute kommen und tragen ihn ſchweigend ins Haus.

Auch die Magd iſt ſchweigend. Nur in den Nächten, wenn ſie ihren Arm um das ſüß ſchlafende Kind ſchlingt, da muß ſie bitterlich weinen. Aber ſie will's verdrücken, daß man's nicht ſollte hören in der Nebenkammer. — Wohl freilich hart ſind die Jahre, die nun kommen, ſie ſagt es niemandem, wie hart. Mit einundzwanzig Jahren wird der blonde Burſche Soldat. Er ſchreibt der Mutter drei- oder viermal des Jahres und ſie antwortet ihm, daß ſie friſch und geſund ſei, bis plötzlich ihre Antworten ausbleiben. Sie war beinahe unverſehens alt geworden. Was die herbe Arbeit von ihr übrig gelaſſen, das hat eine kurze Krankheit verzehrt. Der alte Bauernhof auf der Höhe wird an einen Baron verkauft, dieſer will dort nicht hauſen und bauen, das durchaus nicht, ſondern Rehe und Hirſche ſchießen. Der Wald rückt zuſammen um die Ruine, auf dem Herde wächſt Holler, in der Stube die junge Lärche. Und dort am Wieſenrain zwiſchen Erlſträuchern und aufwuchernden Jungfichten halb erſtickt ſteht der Kirſchbaum. Er hat nur mehr wenig Laub. Seine Äſte bleiben kahl auch im Sommer; ſtatt

des Blätterſchmuckes hängen graue Flechten nieder. Die wenigen grünen Zweige wollen nicht mehr blühen. Seit die Menſchen fort ſind, will den Baum nichts mehr freuen. Aber ganz ſein laſſen mag er alte Gewohnheiten doch nicht und auch der Kirſchbaum hat ſeinen Johannistrieb noch in ſpäter Zeit mitten in der Wildnis. Die Krone iſt ja ein wenig grün und trägt im Frühjahre noch manch weißes Blütenſternchen. Und wenn das Jahr gnädig iſt, ſo wiegen ſich hoch über dürrem Aſtwerk etliche leuchtende Kirſchlein. Der Soldat iſt nicht mehr zurückgekommen ins arme, ſchöne Land ſeiner Kindheit; in einer Kanzlei iſt er Schreiber geworden, hat die Zufriedenheit des Waldlandes für ſich in die Stadt verpflanzt und ein leidliches Leben geführt.

Zu dieſem Menſchen kommt eines Tages ein altes Weiblein und bringt ihm ein Körbchen voll roter Wildkirſchen. Auf dem Kirſchbaume des Hochberghofes ſeien ſie gewachſen. Sie wäre die alte Auguſtina, eine Jugendfreundin ſeiner ſeligen Mutter. Sie habe erfahren, daß er in der Stadt ein Herr Schreiber geworden ſei und habe ſich gedacht, vielleicht freue es ihn, wenn er von jenem alten Kirſchbaum noch einmal einen Gruß bekäme.

Mit wahrer Andacht hat der Mann die Kirſchen gegeſſen. Sie waren ſo wunderſam ſüß, wie ſeit ſeiner Kindheit ihm nichts mehr ſo ſüß geweſen. Aber der Tropfen, der dabei über ſeine Wange rann, war bitter. — Du lieber, treuer Kirſchbaum im wilden Walde!

Die goldene Ehrmeſſe.

Das Gewühl der Straße. Die Fußgänger heben hoch ihre Beine, ihre Kleider, um vom ſpritzenden Schmutz nicht zu ſehr verunreinigt zu werden. Die Regenſchirme über den Häuptern ſind ſo dicht, daß ſie ſich ineinander verwirren, verhäkeln und doch dringt das Naſſe, halb Regen, halb Schnee, überall durch und legt ſich an die Kleider. Trotz des Lärmgemenges kommt von der Höhe gleichſam mit den Flocken herab ein helles Klingen. Vom Turme der Stadtkirche, der in den Nebel hineinſteigt, ſo daß ſein Helm nicht mehr zu ſehen iſt, von dort herab kommt das feſtliche Glockengeläute.

Iſt nicht Werktag heute? Was ſagen ſie? Wozu rufen ſie? Merkwürdig, daß man's den Glocken anhört, ob ſie zu einer Trauer oder zu einer Freude läuten. Geht vom Läutenden eine Seele aus, durch den Strang, durch das Metall, durch die Luft, ins Ohr des geſchäftigen Weltkindes auf der Straße? Du warſt ſchon lange in keiner Kirche mehr. Deine glückſelige Welt einſt — in längſt vergangenen Tagen. Und jetzt, wenn du es verſuchſt und hineingehſt, ver-

ſcheucht dich immer etwas aus dem heiligen Hauſe. Betrübt gehſt du hinaus und denkſt: Es iſt vorbei. Es iſt ein Abgrund dazwiſchen und wie Liebe und Sehnſucht auch Brücken darüber wollen bauen, ein hartes, kaltes Eiſern reißt alles wieder ein.

Willſt du es nicht doch wieder einmal verſuchen? Aus dieſem Unwetter, aus dieſem ſchmutzigen Jagen der Straße — flüchte dich in die Kirche.

So bin ich hineingegangen.

Die große Kirche war voll von Menſchen, die in feierlicher Stille auf etwas warteten. Zahlloſe Lichter erhellten ſchon den Raum bis hoch hinauf zwiſchen den ſchlanken Pfeilern ins dunkle gotiſch gerippte Gewölbe. Auf allen Altären, auf allen Kronleuchtern, an allen Bildniſſen Lichter, von denen ein warmer, heimlicher Hauch ausging. Einen weißbärtigen Küſter im roten Chorrock, der eben mit dem Anzünden des letzten Kronleuchters fertig geworden war und nun ſein Wachsſtöckchen auslöſchte, fragte ich flüſternd, was es für ein Feſt ſei.

„Die goldene Ehrmeſſe des alten Herrn," antwortete der Alte vernehmlich, ſo daß mehrere umſchauten und ſich vielleicht darüber wunderten, wie einer da war, der es noch nicht gewußt hatte. Die goldene Ehrmeſſe, das iſt gleichſam die goldene Hochzeit des Prieſters, die Jubelmeſſe fünfzig Jahre nach der Primiz. Das war mir nun gerade recht, denn ſo was hatte ich noch nie geſchaut. Ein lehrhaftes Frauchen, das neben mir ſtand und mit meiner Unwiſſenheit Mitleid hatte, winkte, ich möge das Haupt

zu ihm niederbeugen und dann flüſterte es mir ins Ohr. Der alte Herr, das ſei ein Landpfarrer aus dem Gebirge, der ſeine alten Tage nun in der Stadt als armer Meſſepriester zubringe. Weil er gerade fünfzig Jahre lang Prieſter ſei, ſo habe der hochwürdige Herr Propſt ihm dieſen Ehrentag veranſtaltet. — Da ſchellte auch ſchon das Sakriſteiglöcklein und die Orgel entlud ihren klingenden Strom durch die Hallen. Die Menge wurde von Ordnern zurückgeſtaut, daß ſich durch die Kirche eine Gaſſe bildete, und nun erſchien der Zug. Weißgekleidete Jungfrauen mit Lilien in den Händen und prieſterliche Embleme auf Samtkiſſen tragend. Sie hatten Schleier über den Geſichtern, die noch roſig durchſchimmerten. Der Paare ſechs zählte ich. Dann kamen etliche Bauernleutchen, ein paar gebückte Greiſe in Gebirgstracht, einige alte Weiblein und mehrere ſchmucke Burſchen, das Haar glatt über die Stirn herabgeſtrählt und mit befangen geſenkten Augen, als ſchämten ſie ſich ein wenig der Ehre, die auch ihnen heute in dieſer herrlichen Stadtkirche zuteil wurde. Das waren die Verwandten des Jubilars. Nach dieſen kamen die Prieſter in weißen Chorröcken und mit Lichtern in in den Händen. Sie gingen zu Paar und Paar und die Reihe wollte nicht enden. Nun kamen ältere Herren im Ornat und mitten unter ihnen, der kleinſte von allen, eine gebückte Greiſengeſtalt, der Jubelprieſter. Er war in ſchwerem, reichvergoldetem Meßgewande und auf ſeinem Haupt mit dem dünnen ſchneeweißen Haar trug er eine Krone. Kunſtvoll war ſie geflech-

ten und das ſchimmerte und funkelte zart in ihr, als ſeien die himmliſchen Edelſteine, die Sterne in ſie verwoben worden. Mit gefalteten Händen, das glatte, wohlgefärbte Antlitz erdenwärts gerichtet, ſo ſchritt er demütig dahin, dem prangenden Hochaltare zu. Ich hatte ihn nur einen Augenblick geſehen; auf die Zehen ſtellte ich mich, ſah zwiſchen den hochaufrechten Aſſiſtenten aber nichts mehr als die ſchwankende Krone.

Dann begann die Meſſe. Durch ſachtes, beharrliches Zwiſchendurchgleiten gelang es mir allmählich, vorzudringen bis ans Altargeländer. Das wollte ich doch gerne ſehen, wie im Angeſichte des Jubilars die Freude über dieſen Feſttag, den ſo wenige erleben, ſich zeigte. Ich ſah nichts als tiefe, ſtillbeglückte Demut. Mit leiſe zitternder Andacht ſchien er das hochheilige Opfer zu vollbringen. Die Krone hatten ſie ihm vom Haupt genommen und auf einen Tiſch hingeſtellt. Im Kreiſe der Prieſter, wovon ihm einer das Buch vorhielt, las er leiſe, mit der Stimme vibrierend, das Evangelium. Und als er am Altartiſch mühſam ſich ſtützend das Knie beugte, unter leiſem Klange des Glöckleins langſam die Hoſtie emporhob und dann den Kelch emporhob — da iſt mir nach vielen, vielen Jahren wieder einmal jener heilige Schauer durchs weltliche Herz gegangen . . . .

Dann war in der Kirche die atemloſe Stille, bei der er leiſe das Paternoſter ſprach. Hernach wendete er ſich um, bei aufgerichtetem Körper breitete er die Arme aus, öffnete ſein Auge, ſchaute ruhig und milde über die Menge hin: Dominus vobiscum!

Und nun, an dieſer Miene, an dieſem Auge habe ich ihn erkannt. Nach mehr als vierzig Jahren wiedererkannt.

In den Fünfzigerjahren war zu Krieglach ein junger Dorfkaplan geweſen. Wenn er ſo in ſeinem kurzgeſchnittenen dunklen Haar mit den großen braunen Augen auf der Kanzel ſtand und mit ruhiger Eindringlichkeit das Evangelium auslegte oder mit dem Kruzifix in der Hand den Segen ſprach, da war er anzuſchauen wie der heilige Aloiſius daneben auf dem Wandbilde. Er war ſehr ſchön, ſehr gütig und ſehr ernſt und die Fenſter ſeines Zimmers blühten den ganzen Sommer wie ein Garten, ſo viele lebendige Blumen und Roſen hatten die Frauen ihm zugetragen. Er verſtand ſie nicht zu begießen, ließ die Gewächſe immer welken und gab ſich ſeiner Seelſorge hin. Aber ſie welkten nicht, die Spenderinnen haben dafür ſtets Sorge getragen.

Der junge Prieſter hielt es ſo gerne mit den kleinen Menſchenkindern und wo er ging und ſtand, überall liefen die Kleinen herbei, um ihm die Hand zu küſſen, wobei er eins oder das andere feſthielt und ausfragte, wie es daheim gehe bei dem kranken Vater oder bei der blinden Großmutter. Auch der Waldbauernbub aus Alpl war bald mit ihm bekannt geworden, dem hatte der gute Kaplan ein Schweſterlein getauft und ein Brüderlein ins Grab geſegnet. Den Vetter hatte er mit der „Muhme" getraut und an Sommerſonntagen war er nach Alpl gekommen und hatte in einem Baumgarten Chriſtenlehre gehalten.

Eine solche Christenlehre im Freien ist anders wie die Predigt in der Kirche. Die Leute rücken nahe zusammen um den Priester und es gibt Frage und Antwort. Man darf, hörte ich, sogar fragen, wenn etwas nicht verstanden wird und seine Meinung sagen. Bei der Christenlehre selbst fragte der Waldbauernbub nicht, weil ihn die Anwesenden befangen machten, aber nachher, wenn er den Kaplan durch Wälder und über die Berge nach Hause begleiten durfte, gab es gar wunderliche Religionsgespräche zwischen beiden. Manchmal hat der ernsthafte Priester wohl geschmunzelt, wenn das Bauernbübel gar zu ungeduldig und radikal interpellierte, wie es denn eigentlich sei mit Himmel und Hölle? und ob man in die Hölle käme, wenn man zwei Feldrüben gestohlen und sie nicht gebeichtet hätte? Ich vermute fast, der Bub hatte gerade an diesem Fall ein persönliches Interesse. — Aber es lag ihm auch etwas anderes an. In schönen Kirchen bei Glocken- und Orgelklang, bei Bildern und Lichtern, hochgeehrt wie ein Heiliger schon auf Erden im Reiche Gottes zu sein — das war so das Ideal jenes Waldbübleins.

Der Kaplan nahm den Knaben manchmal mit in den Pfarrhof, zeigte ihm Bücher und ließ ihn manches davon mit ins entlegene Waldhaus nehmen. Der Bub staunte, daß darunter auch Bücher waren, die sich nicht mit Gott und Kirche befaßten, vielmehr weltlichen Inhalt hatten. So — nach dunklem Erinnern — die Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva, so die Gedichte von Friedrich Schiller, so die Anleitung zur

Milchgewinnung und Käserei, ſo das Schulmeiſterlein Wutz von Jean Paul, ſo die Gründung von Karlsruhe, ſo eine Lebensbeſchreibung Friedrichs des Großen, ſo die Geſchichte vom daumenlangen Hanſel.

Das war eine neue Welt für den Waldbauernbuben und jetzt kam ihm der liebe Kaplan, der auch ſolche Sachen im Kopf hatte, ganz anders vor. Viel vertraulicher und menſchlicher, beinahe wie einer, dem man nicht bloß die Sünden, ſondern auch die heimlichen Freuden und Wünſche anvertrauen durfte. Jetzt wollte er es gelegentlich wagen, mit ihm über Herzensangelegenheiten zu ſprechen. Die Herzensangelegenheiten beſtanden darin, daß er, der Bub, eine Legende des heiligen Joachim gedichtet hätte und daß er — die zweite Bedrängnis kam ihm noch ſchwerer an zu geſtehen. Und eines Tages, als der Bub ausgeſchickt wurde, um den Geiſtlichen zu einem Schwerkranken zu holen, wollte er unterwegs ſo beim Laternenlichttragen und Klingeln von ſeinem Anliegen ſprechen. Der Kaplan gebot ihm Schweigen. „Auf dem Hinweg, wenn das Allerheiligſte bei uns iſt, müſſen wir andächtig beten, auf dem Rückweg nachher kannſt ſchon plaudern.“ Aber auf dem Rückweg nachher erbot ſich ein mit ſeinem Hunde nach Krieglach heimkehrender Jäger, den Geiſtlichen zu begleiten und ihm Taſche und Laterne zu tragen. Der wird von Rehen und Haſen und Füchſen Wichtiges erzählt haben, der Waldbauernbub mußte ſein Anliegen wieder allein bezwingen wie vorher. Später hat ſich auch keine Gelegenheit mehr ergeben zu geſtehen, daß

er halt gar so gern nach Graz in die Studie kommen und geistlich werden möchte, und was da zu machen wäre? — Denn der Kaplan wurde auf einen anderen Posten übersetzt, weit ins Gebirge hinein, und der Bub hat ihn nicht mehr gesehen.

Nicht gesehen bis an diesem Tage, da jener liebe, junge Kaplan jetzt dort am Altare stand als Jubilar und die fünfzigjährige Ehrenmesse las. Er hatte noch das ernsthafte Gesicht. Aber das Haupt war mit dünnem weißen Haar bedeckt und der Nacken gebeugt. Um den Mund, der so manch freundliches Wort einst zum armen Waldbauerbuben gesprochen, war noch der milde, gütige Zug.

Nun traten die Priester seitlings hin und setzten sich auf seidene Sessel, in der Mitte der Jubelgreis, wohl gebeugt von der Last der Ehren, die er heute zu tragen hatte. Einer der älteren Geistlichen bestieg die Kanzel und hielt eine Anrede. Er erzählte den schlichten Lebenslauf des Jubilars, der in treuer Seelsorge auf dem Lande seine Jahre hingelebt hatte. Ein recht armer Lebenslauf und doch gesegnet und doch reich an Freuden. Der Redner sprach dann im allgemeinen von den hohen Freuden eines katholischen Priesters. „Er lebt abseits von den rohen Kämpfen der Welt im Hort der katholischen Kirche, deren Satzungen er gehorsam vollführt und die für ihn viele Verantwortung trägt. Die ganze Kirche steht für ihn ein und was er auf der Lebensstraße etwa sammelt an Seelen und an Gütern, das bringt er der Kirche heim. Es ist zwar ein dornenreiches, aber

auch friedensvolles Leben, ein Seligsein schon auf Erden. Er ist gefeit vor Kummer ums Brot. Er ist befreit von jener Sorge, die alle in den Staub zieht, von der lästigen, widerlichen Familiensorge —!"

„Oho!" Beinahe hätte ich ihn mit solchem Ausrufe unterbrochen.

Von den lästigen, widerlichen Familiensorgen! Mit diesem Worte wurde der Steg wieder einmal weggerissen, den Liebe und Sehnsucht über den Abgrund bauen wollte. Da gähnte wieder der unheilvolle Bruch zwischen Priester und Menschen. Jenes Herzensanliegen, aus dem das heiligste Leid und die reinste Freude quillt — widerlich! Die Familie! Ja, wer diese Quelle des Menschentums, seiner Konflikte, seiner Aufopferung, seines Sieges nicht kennt oder nicht ehrt, der weiß ja gar nicht, was das heißt, Mensch sein und sich für den Nächsten verbluten! — Guter Greis auf der Kanzel, ein solches Wort hättest du nicht sollen sagen. Gewiß hast du es gut gemeint, du verstehst eben die Gefühle von Vater und Mutter nicht. Freilich würde ein Mann ohne Familiensorgen besser schlafen und leichtfertiger in den Tag hineinleben, freilich würde e. falls er sonst Talent dazu hätte, sich viel leichter in die süßen, weichen Ideale hineinträumen, wenn ihn die kranke Frau, die hilflosen Kinder nicht mit herben Ketten an die Erde fesselten. Aber ich denke doch, daß ein rechter Familienvater dem Willen Gottes näherkommt als ein anderer, der durch sorglose Beschaulichkeit im Schoße Gottes zu ruhen meint. Es sei nicht damit gesagt, daß letzterer un-

recht hätte, aber ich für meinen Teil ziehe die Familienstube, wo die Kleinen zu mir kommen, der Zelle vor. Du, lieber Festprediger, kommst mir gewiß mit jenen evangelischen und paulinischen Aussprüchen. Ich kenne sie und meine, daß sie die Ehe des Altertums im Sinn gehabt haben. Seither — besonders bei den Germanen — hat das Familienleben sich geändert. Die Ehe hat wohl nicht mehr bloß eine Leibes- sondern auch und vielmehr noch eine Seelengemeinschaft zu bedeuten. Es ist eine andere Art der christlichen Nächstenliebe und ein gemeinsames Bestreben, die Kinder zu braven und tüchtigen Menschen zu erziehen. Sorgen macht das freilich, aber sind es nicht auch Seelsorgen? Ist das geistliche Amt des Familienvaters nicht eben so bedeutsam für die Menschheit als das des Priesters? Nein, daß der katholische Priester die Sorgen und Würde des Familienlebens ablehnt, das ist nicht gut.

Nun habe ich ein wenig gezankt. Aber das soll uns die Stimmung an der goldenen Ehrmesse nicht verderben.

Nach der Ansprache auf der Kanzel wurde unter Weihegesang die Messe weiter zelebriert und dann mit einem Te Deum laudamus geschlossen. Unter diesen hehren Klängen und als ich wieder dem Jubilar ins Antlitz schaute, ist das gestörte Gleichgewicht wieder eben geworden und als hernach bei aufsteigenden Weihrauchwolken dem Greise die Monstranze in die Hände gegeben wurde und er damit die Menge segnete, da fühlte ich den Segen ordentlich auf mich

niedertauen, denn das wußte ich, der Segnende glaubt aus Heiligtum und in Liebe betet er für alle, so da ihr Haupt neigen.

Dann haben sie vom Tische die Krone genommen und ihm auf das Haupt gesetzt. Und also wallte der Zug wieder durch die Kirche: Die Kranzjungfrauen, die Verwandten, die Diakone mit den Lichtern, die Priester in strahlendem Ornat, zwischen ihnen der Greis, der mit erhobenen Fingern nach rechts und nach links die Menge segnete, als wäre er an diesem Tage, in dieser höchsten Stunde seines ganzen Lebens, mit der Würde und Gnade des heiligen Vaters belehnt.

Der Zug verlor sich im Tore zur Sakristei. Dort werden sie, die Berufsgenossen, ihn alle noch beglückwünscht haben. Die paar alten Verwandten mit ihren jungen Nachkommen werden den Tag über wohl bei ihm geblieben sein zur heiteren Feier. Dann sind sie fortgegangen ins freie, frischbewegte Leben hinaus. Und der Greis ist zurückgeblieben allein in der Zelle, ohne Bruder und ohne Schwester, ohne Weib und ohne Kind — —. Einsam der dunklen Pforte Gottes entgegenwankend — aber als Stütze und Stab das Bewußtsein treuerfüllter Lebenspflicht.

Ein Wildling Christi.

Gregor, der Hirtenhauser auf der Niederalm, hatte endlich glücklich abgewirtschaftet. Das zerlemperte Gütel hatte er seiner Tochter übergeben, diese ihrem Mann, und der Alte hatte sein Ziel erreicht — er war der irdischen Sorgen und Güter frei geworden und konnte sich den himmlischen Freuden hingeben, mit denen er längst umgegangen, die ihm das kindliche Gemüt bewahrt, aber ihn um Haus und Vieh gebracht hatten. Er war ihnen dafür dankbar. Wozu braucht der Christenmensch solche Sachen! Hat der Apostel Jacobus ein Haus gehabt? Oder der heilige Josef ein Vieh? Man liest nichts davon. Dach findet der Mensch, dessen Hut der Himmel ist, überall. Und wo er um einen Löffel Suppe zugesprochen, da hatte er stets auch die Brocken dazubekommen. Der Gregor war ein kluger Mann, doch benützte er seine Klugheit nicht, um zu gewinnen, was Sorgen macht, vielmehr um die Sorgen und ihre Ursachen zu verlieren. Sein Lebtag war's ihm nicht so gut ergangen, denn jetzt als Bettelmann. Bettelmann? Ein Mann Gottes wollen wir werden, wenn

uns nicht etwa die Demut abhanden kommt. Des Frommen größte Gefahr, er fürchtete sie, ist heimliche Hoffart.

Der Halter-Gregl, wie er genannt war, hatte für sein gottseliges Leben einen besonderen Hinterhalt, an den er sich aber bisher nicht gelehnt. Sein einziger Bruder war Ordenspriester im Stift Hubertusbrunn. Seit der Gregl damals brieflich angesucht hatte, als Laienbruder in das Kloster eintreten zu dürfen und ihm vom Abte die Antwort zurückgekommen war, er möge nur hübsch bei seinem angestammten Beruf bleiben und die Arbeit auf Wiese und Feld zur Ehre Gottes verrichten, das wäre für ihn gescheiter als das Kloster — seit dieser wunderlichen, ganz unpriesterlichen Antwort wollte er mit Hubertsbrunn nichts zu tun haben. Nun war's aber in diesem Stifte anders geworden. Und schon wie anders! Der alte Abt war gestorben, und Gregors Bruder, der Pater Dominikus, war zum Prälaten gewählt worden.

Ob man in der Gegend der Niederalm umherbettelt, wo es doch immer nur in der Runde geht, oder einen mehr geraden Weg nimmt, den Häusern der Straße entlang — für die alten Beine bleibt das gleich. Weiter kommt man aber auf letztere Art. Und kommt wohl gar bis Hubertsbrunn. Ob die Herren dort die Klostersuppe einem wildfremden Menschen vorsetzen, oder dem alten Bruder des Prälaten, das wird für Kloster und Suppe auch gleich sein. Ihm, dem Gregl, wäre doch damit gedient, daß er endlich in den Mauern des Gebets, der Betrachtungen und

der guten Werke für seine letzten Lebenstage könnte Unterschlupf finden.

Also hat der Halter-Gregl seinen Sack genommen und seinen Stecken, und ist barhäuptig, wie er stets gewesen, straßab und talaus gegangen, bis er am dritten Tage im weiten fruchtprangenden Talkessel auf einer Anhöhe stolz und herrlich das Gebäude ragen sah. Es war nicht wie ein Schloß, es war wie sieben Schlösser neben und übereinander, mitten aufragend zwei Türme, eine Kuppel und die Schindeldächer schimmerten wie Silber. Um die Anhöhe schlang sich in Halbrund ein breiter, glitzernder Fluß, kleine Ortschaften und große Gärten einfriedend, die sich hinten in Laubwäldern verloren. Der Gregl saß am Wegrand und wollte von der einen langen Front die Fenster zählen. Bis achtzig oder neunzig kam er hinauf, dann vergingen ihm die Augen.

Und das war Stift Hubertsbrunn.

Der Erzähler ist in Klosterſitten nicht recht bewandert, er muß sich auf die Berichte verlassen, die ihm zugekommen von der Geschichte dieses Wildlings Christi.

Am nächsten Tage wußte der Hirtenbauer Gregor schon, wie es da zuging. Aber es gefiel ihm nicht. Über die Aufnahme war so weit keine Klage gewesen. Der hochwürdige Bruder, Seine Gnaden ward er genannt, hatte ihn an beiden Händen gehalten, ihn besorgt angeblickt und gesagt: „Bruder Gregor, du gefällst mir gar nicht. Hast du denn kein besseres Gewand?“

Und der Gregor: „Bruder Benedikt, oder wie du heißt, du gefällst mir auch nicht. Was ich zu wenig am Leib han, das hast du zu viel.“

Denn der Prälat trug einen Talar aus Seiden und Schuhe mit Silberschnallen und über der Bruſt eine Kette und ein Kreuz aus ſchwerem Golde. Der hochwürdige Herr lachte zum Ausſpruch ſeines Bruders, tätſchelte ihm mit zwei Fingern die abgebrannte Wange und ſprach:

„Na na, du biſt immer noch der Alte. Glaubſt du mir's, daß ich ſo arm bin, wie du? Dieſes Kleid ſiehe, das deinen Augen Ärgernis gibt, es gehört nicht meiner Perſon, es gehört meiner Würde. Und das Stift gehört dem Orden. So viel erlaubt mir aber meine Armut, daß ich dich einlade, etliche Tage im Stifte zu bleiben und daß du dir gut ſein laſſeſt.“

„Du ſagſt etliche Tage! Und ich wollte als Laienbruder eintreten, die Kirche ausfegen jeden Tag oder die Glocken läuten, oder wozu ihr mich eben verwenden möget, daß ich dem Herrgott ein wohlgefälliger Knecht ſein darf.“

„Tue dieſe paar Tage gerade einmal, was dich freut, Bruder Gregor. Wie du doch unſerem Vater ähnlich ſiehſt. Gott habe ihn ſelig!“

Und der Alte antwortete: „Wenn du mägerer wäreſt, kunnt ich dasſelbe auch von dir ſagen. Unſer armer Vater, geit! Wie ſich der hat plagen müſſen und ſich die Biſſen abſparen, daß er dich hat können in die Stubie geben.“

„Laß es gut ſein, Gregor, nach den erſten paar

Jahren hat mich ja schon das Stift versorgt, so daß ich den Orden für meinen wahren Nährvater halten muß."

„Immer einmal wirst wohl doch noch eine heilige Messe lesen für unseren Vater?"

„Wir beten für alle", antwortete der Prälat.

Da deuchte es dem Gregor schier, daß im Stifte auf Blutsverwandtschaft wenig gegeben würde. Trotzdem genoß er die Gastfreundschaft so gut es anging. Zufrieden fand er sich nicht, es war ihm alles zu viel, zu gut, zu weltlich, was es da gab. Des Prälaten abgelegte Hosen und Stiefel, die er geschenkt bekommen, waren immer noch weit kostbarer und vornehmer als das schönste Ostersonntagsgewand, das er je auf der Niederalm getragen hatte. Desgleichen auch die Wäsche, in der so gar nichts von den härenen Hemden und stacheligen Gürteln zu spüren war, die nach seiner Heiligenlegende die Mönche gerne am Leibe gehabt.

Eine einzige Weltsorge hatte der alte Mann noch an sich, die ihn manchmal sehr beunruhigte. Als vor Jahren sein Weib gestorben, hatte sie auf dem Totenbette ihm ein Lederbeutelchen um den Hals gehangen mit der Bitte, daß er es auf dem bloßen Leib trage und nur in höchster Not davon Gebrauch machen solle. Der Gregor versprach das, weil er der Meinung war, es sei ein Amulet darin. Erst später kam er darauf, daß im Lederbeutelchen fünf Dukaten enthalten waren, die das gute Weib dem unpraktischen Mann als Notpfennig hinterlassen hatte.

Dieſes Geld nun brannte ihn, erſtens aus Beſorgnis, daß es ſündhaft ſein könne, nebſt dem beinernen Kreuzlein, das er an der Bruſt trug, auch Geld dort verborgen zu halten, und zweitens aus Angſt, er könne die Dukaten — verlieren. Oft war er daran, dieſen Mammon, der ihm ſo manche Unruhe machte, von ſich zu werfen, aber es war ihm leid drum. Und das beunruhigte ihn noch mehr, weil es das Zeichen eines geldgierigen Herzens wäre.

Nicht ungern ging Gregor mit dem Pater Iſidor, dem die Landwirtſchaft anlag, über die Felder. Da ſtanden an Wegen und Rainen Kreuzſäulen und Heiligenſtatuen, vor denen der Gregor zwar nicht den Hut zog, weil er eben keinen auf ſeinem weißhaarigen Kopf hatte, wohl aber niederkniete, um ein paar Vaterunſer zu beten. Pater Iſidor achtete nicht darauf, ſondern beſah ſich die herbſtlichen Ackerfurchen, ob ſie tief genug wären und Erdſchmalz hätten, und wenn der Gregor ein Geſpräch über die Himmelskönigin Maria anheben wollte, wies der Pater ihm froh geſtimmt die weiten Kohlgärten und Rübenfelder. Der Gregor ärgerte ſich darüber, hielt ſich aber vor: Du haſt kein Recht, es ihm zu verübeln, ſo lange du ſelbſt noch am Gelde hängeſt.

Ein anderesmal zog er mit dem Pater Hubert aus, der die Flinte auf der Achſel trug, auf dem Kopf den Federhut, und der die Forſt- und Jagdangelegenheiten zu beſorgen hatte. Als ſie ins finſtere Gebirge kamen, wo im tiefen Grund ein ſchwarzer See lag und ſchauerliche Schroffen in den hellen Himmel

emporſtanden, legte der Gregor ſeine Hände zuſammen und ſagte die Worte: „Wenn man's betrachtet! Die Allmacht Gottes!“

„Pſt!“ machte der Pater. „Sie müſſen ſtill ſein. Dort im Lärchſchachen — ſehen Sie? Zwei Rehe! Ein altes und ein junges! Und ein — Gott verdamm' mich, hätte ich bald geſagt, wenn das kein Bock iſt, dort hinter dem Fichtenbuſch. Ah, ſapperment!“ Er riß die Flinte von der Schulter, durfte aber nicht ſchießen.

„Sie müſſen dableiben bis zur Jagd!“ ſagte er zum Alten, „da ſollen Sie ei::mal ſehen, wie es purzelt! Da geht's luſtig her!“

„Tun Ihnen die armen Tiere denn nicht erbarmen?“

„Gott hat alle Kreatur erſchaffen zur Freude und zum Nutzen des Menſchen.“

Dachte ſich der Gregor: An Gott denkt er halt doch. —

Dann ſuchte er weiter unter den Mönchen des Stiftes. Einen würde er doch finden, mit dem ſich auch was Erbauliches reden ließe. Freundlich waren ja alle mit ihm, doch wenn er des Roſenkranzbetens erwähnte, ſprachen ſie vom Kugelſchieben; wenn er der Wallfahrten gedachte, kamen ſie auf Scheibenſchießen und Fiſchfang, und wenn er über die Notwendigkeit des Bußwirkens ſprach, meinten ſie, das wäre brav von ihm, nur ſolle der Menſch die lieben Gottesgaben auch nicht verſchmähen, und machten ſich mit Behagen an den Krug. Freilich ſah er, daß ſie

zu gewissen Tageszeiten auch beteten und Psalmen sangen, daß sie die Fasttage strenge einhielten, daß sie Almosen gaben. Ja, es war sogar ein Pater bestellt, der tat gar nichts anderes, als für die Armen zu sorgen, wie sie da dreimal in der Woche am Vormittag in der rückwärtigen Halle zusammenkamen. Da wollte auch der Gregor einmal sein Lederbeutelchen loslösen und dessen Inhalt den Armen auf die Hand schütten. Doch fiel ihm ein, so viel würde sie verderben, sie sind nur Kupferstücke gewohnt. Behielt seine Goldenen am Busen, war bekümmert sie zu besitzen und war bekümmert sie zu verlieren.

Eines Tages gegen die Vesperzeit geschah es, daß der Gregor einen Mönch wandeln sah entlang den Kreuzgang und hinabsteigen eine dunkle Treppe in unterirdische Räume. Da war am Ende so etwas wie Katakomben, in denen die ersten Christen ihre Zusammenkünfte und Gottesdienste gehalten hatten, nachdem sie überirdisch ein scheinbar ganz weltliches Leben geführt hatten. Gregor schlich dem Mönche nach und kam natürlich in die Weinkeller. Der Mönch lud ihn ein, sich mit einem Krüglein das Herz zu stärken, was denn auch geschehen ist, so gründlich, daß der alte Hirte in den feuchten Dämmerungen herzhaft anhub zu jodeln, wie er es in früheren Zeiten auf der Niederalm getan hatte. Am nächsten Tage hatte er wieder Durst, und zwar nach Wasser. Er stellte sich im Garten zu dem rieselnden Brunnen und schaute ihm zu. Er lechzte nach Wasser, sah es immer an, trank aber nicht, und das war seine Buße für gestern. Dann

geſchah es, daß er glaubte, endlich auf dem Wege nach dem Rechten zu ſein. Er hörte von dem großen Bücherſaale und wollte nun auch einmal all die frommen Gebet- und Erbauungsbücher ſehen, in denen die ehrwürdigen Brüder den gottſeligen Geiſt aufbewahrt hätten. Er hatte nicht gedacht, daß es auf der Welt ſo viele Bücher gebe; der große Saal war über und über mit Büchern gefüttert, man ſah nicht ein handbreit Stück Wand. Ein paar fremde Herren waren da, denen der Mönch immer wieder Bücher und Schriften hervorholte und auf den Tiſch legte. Gebetbuch war keins dabei, faſt lauter weltliche Schriften und — wie es dem Gregor vorkam — ſogar heidniſche darunter. Einige vorhandene Bildwerke, die ſo herumlagen, zeigten geradezu entſetzliche Sachen in den offenen Tag hinein. Weil dem Alten unheimlich ward, ſo ging er hinaus. In einer Wegkapelle, wo das Volk vorüberzog, war die heilige Jungfrau, darunter die Darſtellung der armen Seelen im Fegefeuer. Hier kniete der Gregor nieder und murmelte ſeine altgewohnten Gebete. Er betete um Bekehrung der Heiden; plötzlich kam ihm das an ſich ſelber ganz abſcheulich phariſäerhaft vor und er betete demütig um Demut. Das erleichterte ſeine Bange.

Am unbegreiflichſten war es ſchon im Speiſeſaal. Der Bruder des Prälaten ſollte auch an der Tafel ſitzen, wenn zwar weiter unten; allein die ſilbernen Schüſſeln und die feinen Becher kamen auch zu ihm. Es wird halt heut ein Feſttag ſein, dachte er und ließ ſich's nicht ſchlecht ſchmecken. Sein Beiſitzer

hatte ihm gesagt, daß auch Christus der Herr gerne Lammbraten gegessen und Wein getrunken habe. — Die Unterhaltung der Klosterbrüder war sehr heiter, sie machten allerhand Spaß und erzählten manches Geschichtchen, bei dem sich sogar der Prälat vor Lachen den Bauch hielt. Der Alte von der Niederalm schüttelte darüber solange den Kopf, bis er den Schwindel bekam und hinausgeführt werden mußte. Er wollte es nicht wahrhaben, woher eigentlich der Schwindel stammte.

Gerne saß er im kühlen und stillen Münster. Die Kirche war sehr groß und herrlich anzuschauen — aber zumeist ganz leer. Er saß in einem der schöngeschnitzten Chorstühle und betete stundenlang den Rosenkranz ab und konnte es nicht verstehen, daß die Mönche lieber weltlichen Freuden nachgingen, als hier im lieben Frieden zu sitzen und sich mit Gott zu unterhalten. Hatte er sich endlich müde gebetet, so nahm er den Besen oder den Fächel und fegte die schönen Steinbodentafeln, und staubte die Stühle ab, die Heiligenstatuen aus weißem Marmelstein, und scharrte das von den Kerzen abgetropfte Wachs zusammen und bat seinen Gott, er möge sich den armseligen Dienst gnädig gefallen lassen. In solchen Stunden war er am glücklichsten.

Da kam der Sonntag. Alles Volk strömte bei dem Geläute der Klosterglocken zusammen und füllte die weiten Kirchenräume. Die Mönche, ihrer dreizehn waren, kamen in kirchlichen Gewändern, der Prälat, eine wahre Würdegestalt, im Ornat von lauter

Seide und Gold. An allen Kronleuchtern brannten die Kerzen, aus silbernen Rauchfässern qualmten die Schleier des Weihrauchs am Hochaltare empor bis zu den dunklen Spitzbogengewölben. Wie ein jubelnder Sturm, so brauste die Orgel, und der Gesang der Chorknaben klang wie das lieblichste Glockengeläute. Und als im Hochamte das Sanctus kam, da erhob der Prälat seine Stimme und sang hell und feierlich das hehre Lied zum Allmächtigen. — Der Gregor war außer sich vor Entzücken. Jetzt erst ging's ihm auf, was das heißt: Klosterleben, Priesterleben!

Darauf im Refektorium, als Seine Gnaden schon bei Tische saß, kniete der Gregor nieder und wollte dem hochwürdigen Bruder die Schuhe küssen. Der Prälat lachte ihn derb aus und sagte: „Vorhin haben wir Gott gelobt im Gebete und jetzt wollen wir ihn loben in seinen Gaben. Tue das deine, Gregor!" Was nun alles erschien, das mußte der beisitzende Mönch dem alten Hirten erklären: Einmal das Gläschen „Sherry", das schließt Magen und Herz auf. Dann die Krebssuppe, die weckt den Appetit auf. Dann der Hummer, der frißt Sorg' und Kummer. Dann beim Fleisch vom Rind das Essen eigentlich beginnt. Dann auf Schweinskopf und gebrat'ne Enten muß man auch noch Andacht verwenden. Von den Eier- und Mandelkuchen lassen wir uns auch gerne versuchen. Käse, Obst und Kaffee tut keinem Christenmenschen weh. Und Bier und Wein nach Belieben soll keiner auf morgen verschieben. Endlich und schließlich ist ein feiner Rauchstengel alleweil der beste Friedens-

engel. — So lebhaft der Mönch seine Tafelsprüche belachte, so wenig zeigte der alte Hirte dafür Verständnis. Der hielt sich mehr an das Gemüse, obschon dieses gar nicht besungen wurde. Vom Glase hielt er — Erfahrungen beherzigend — sich fern. Nur als der Prälat ein feierliches Prosit ausbrachte auf das Kirchweihfest, das heute begangen wurde, trank auch der Gregor in Ehrerbietung seinen Becher aus. Die Festheiterkeit war in Tafellustigkeit übergegangen; der Bruder Isidor stand auf, klopfte ans Glas, erhob es, hielt eine frohe Rede von seinen Krautköpfen und Kartoffeln. Der Bruder Hubertus feierte mit vielem Humor die Rehböcke und Hirsche, die sich demnächst das Vergnügen machen würden, bei Seiner Gnaden Tafel die Aufwartung zu machen. Der Bruder Kellermeister erinnerte bei seiner Ansprache sogar an Luthers Wein, Weib und Gesang, bedauernd, daß die Klosterbuße nicht vollständig sei, weil von den zwei W leider eins fehle.

Das helle Gelächter, das diese witzige Rede entfesselte, wurde unterbrochen. Am unteren Ende der Tafel war der alte Hirtenbauer aufgestanden und hatte, wie es die Redner vor ihm getan, mit dem Messer an sein Glas geschlagen.

„Hört, hört! der Gregor!"

„Ja freilich", sagte dieser in gemütlicher Art, „der alte Gregor will auch was sagen." Dann lugte er ein Weilchen vor sich hin und dann begann er halb grollend und halb schmunzelnd mit einigem Stottern anfangs, dann immer geläufiger also zu sprechen:

„Der alte Halter von der Alm hat zwar das Predigen nicht gelernt, will euch aber doch eine Predigt halten. Nehmt Ihr's für Spaß, ist's mir recht, nehmt ihr's für Ernst, ist's mir noch lieber. Ich will nur sagen: Was die hochwürdige Geistlichkeit auf dem Stift Hubertusbrunn für ein Leben führt, das ist ein recht lustiges Leben, ist aber wenig Christentum dabei. Mit Verlaub, ihr seid viel zu weltliche Herren! Wie wollt ihr denn in den Himmel kommen, wenn ihr ohnehin schon drinnen seid? 's Hineinkommen ist nicht mehr möglich, aber 's Hinauskommen ist möglich. Alltag leset ihr Zeitung, wie viel Jammer und Elend es gibt auf der Welt, und ihr lebt in Freud, als ob euch allmiteinand nichts tät' angehen. Und nachher — auweh, mich deucht, ihr seid mir schon bös'. Alsdann will ich gleich aufhören. Amen."

Die Wirkung dieses Sermons war fürs Erste überlautes Gelächter. Doch soll es im Augenblicke einem der Festgenossen eingefallen sein: Bei diesen zwei Brüdern müsse es eine Verwechslung gegeben haben. Pater geworden sei der Unrechte! — Der Prälat, ob der rechte oder unrechte, hatte ein noch röteres Gesicht bekommen, als es sonst bei Tafelfreuden der Fall war. Er trommelte mit den Fingern, an deren einem der große Ring funkelte, auf den Tisch, die andere Hand spielte mit dem goldenen Kreuz, das ihm über der Brust hing. Dann schüttelte er ein paarmal den Kopf. In dieser Beklemmnis erhob sich der Pater Franziskus, der Bibliotheksverwalter war, gab das Zeichen, daß er sprechen wolle und

begann in wohlgesetzten Worten — er war ja zugleich auch der Stiftsprediger — zu sprechen, wie folgt:

„Teure, ehrwürdige Patres und Fratres! Wir haben eben ein Beispiel erlebt, wie über einen der Geist kam, bei dem wir es nicht vermeint hätten. Vielleicht hat sich Gott der Stimme dieses einfachen Mannes deshalb bedient, um uns Ordenspriestern wieder einmal zu Gehör zu führen, wie die Welt über uns denkt. Wenn da draußen Leute wären, so möchte ich ein wenig zum Fenster hinaussprechen. Die draußen haben nämlich jetzt das Christentum entdeckt. Sie sagen, es sei eine Religion für die Welt, Christus selbst habe die Lebensfreuden geliebt, nur müsse man in Vertrauen und Liebe das Reich Gottes im Herzen haben. So sagen sie, ob sie das letzte tun, weiß ich nicht. Wenn ja, so bin ich damit einverstanden. Nun höret: Wenn wir Priester so leben, wie sie sagen, daß man solle, nämlich in der weltsinnlichen Gottfreudigkeit, dann heißt es gleich, es wäre unchristlich und wir sollten in Armut und Entsagung leben. Wenn wir's aber wirklich tun, wie ja gar viele Welt- und Ordenspriester in Armut und Entsagung leben müssen, hei, da nennen sie uns Mucker, Heuchler und Asceten. Kurz, wir können machen was wir wollen, so ist es denen nicht recht. Anders ist es mit unserem lieben Gregor. Das ist die ehrliche Haut, die bloß zurückruft, was wir hingerufen haben. Wir, das heißt, viele von uns. Diese haben Asceſe gepredigt, so verlangt der Mann, daß die Priester selbst das halten, was sie anderen pre-

digen. Das ist ganz in Ordnung. Wir aber — und nun wende ich mich an unsern Freund Gregor — wir Ordenspriester im Stifte Hubertsbrunn predigen nicht Askese, sondern Freude in Gott. Wem sie gegeben wird, der soll sie nehmen. Sie haben selbst gesagt, lieber Gregor, daß es in der Welt draußen viel Jammer und Elend gibt. Ist es ein Wunder, wenn mancher ins Kloster flüchtet, wo man im Vereine mit Gleichgesinnten seiner Seele lebt? Wir persönlich besitzen keine weltlichen Güter, aber wir verwalten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Güter des Ordens, die gestiftet worden sind, damit die Brüder im heiteren Frieden des Herrn leben können, wie heute, so auch in Zukunft. Ebenso verwalten wir viele Wissenschaften, die durch Klöster aus alten Zeiten der Zukunft übermittelt werden. Wir pflegen die Künste und schmücken damit unser Gotteshaus, unsern Gottesdienst, erhöhen damit unsere Freude am Göttlichen, unsere Liebe zu Gott. So sind wir fern dem Unfrieden der Welt, sind eingefriedet ins Bereich, wo Lebensfreude und Gottseligkeit eins geworden sind. Das findet man nur im Kloster so, und nirgends anders. Und ich sehe die Zeit, wo viele, des rohen Streites und der grenzenlosen Ungerechtigkeit da draußen übersatt geworden, die Klostermauern suchen werden. Vielleicht wird man ihrem Klosterleben einen anderen Namen geben, in der Tat wird es dasselbe sein, denn das Bedürfnis vieler Menschen nach Weltabgeschiedenheit und Frieden, nach harmlosem Lebensgenuß und nach Gottesfroheit wird nicht aussterben.

Wenn ſie, die weltlichen Leute da draußen, die Freiheit, die perſönliche Freiheit ſo hoch halten, ſo wird man doch, wenn man will, auch in das Kloſter gehen und ein ruhiges beſchauliches Leben führen dürfen? Unſer Herrgott verlangt ja nicht, daß jeder in den Streitigkeiten und im Unrechttun mithalten ſoll; der Herrgott will nicht, daß der Menſch ſich um Geld und Gut, um Luſt und Ehre zu Tode hetze, er will auch nicht, daß einer Not leide, hungere, von anderen zertreten werde und zugrunde gehe, wie ein Wanderer bei den wilden Tieren in der Wüſte. Denket doch an die übelriechenden Städte mit ihrem törichten Jagen; denket an die großen Fabriken, überfüllt mit Unzufriedenen und Mißgünſtigen; denket an das kümmerliche, halbvertierte Leben in den Bauerndörfern — und betrachtet euch dieſe friedensvolle Stätte Hubertsbrunn, von lachenden Tälern und grünen Bergen umgeben, und wie wir hier leben in trauter Gemeinſchaft mit allen großen Geiſtern der Erde und der Himmel. So zu leben iſt Gotteswille, und daß wir den Himmel ſchon auf Erden anfangen ſollen, das will unſer treuer Gott. Eigentlich gerade das, was die draußen auch angeblich wollen. Alſo warum gönnen ſie uns nicht den Kloſterfrieden? Und auch unſer Freund Gregor hat Unrecht, wenn er meint, der Chriſtenmenſch ſei auf der Welt zur Selbſtqual, anſtatt zum Glücklichſein. Er ſoll das eine ſein laſſen und das andere bei uns verſuchen. Fröhlich leben und ſelig ſterben, das muß dem Teufel die Freud' verderben. Amen."

In fröhlichem Tone hatte der Pater also gesprochen, dann war er zum alten Hirtenbauer hingetreten, hatte ihm die Hand gekneipt, und der möchte die redlichen Worte nicht übel nehmen.

„Hau", sagte der Gregor, „so schön kann ich freilich nicht. Da muß ich schon still sein. 's wird eh wahr sein, was ihr gesagt habt. Für's Gutleben laßt sich der Mensch gerne überzeugen, ich bin ganz bekehrt. Jetzt bleib' ich im Kloster, bitt' schön, kleidet mich ein. Und weil ich schon der Ältere bin, komm' ich vielleicht bei der nächsten Prälatenwahl dran. Will gleich anheben und Lateinisch lernen, hi, hi."

So war alles wieder ins Gemütliche übergegangen und als sie dann zur Vesper in die Kirche zogen, fand sich der Alte schon drein und während der Litanei dachte er, es wäre gescheiter gewesen, das Hirtenhaus auf der Niederalm dem Stifte Hubertsbrunn zu vermachen als dem groben Schwiegersohn, der sich mit seiner unfreiwilligen Elendigkeit doch nicht den Himmel, nur die Hölle kauft.

Von diesem Tage an gefiel es ihm im Stifte besser und er fand, daß eine solche Vereinigung irdischer Freuden und himmlischer Beseligung eigentlich recht annehmbar wäre. Beten und Bußwirken könne ja auch jeder noch ein übriges. Der Klostergehorsam, nächtlicherweile doch manchmal aus dem warmen Bette aufzustehen zur Gebetstunde, hatte für ihn einen besonderen Reiz. Leider wurde er nicht geweckt, weil er ja nicht zum Orden gehörte, sondern nur Gast war. Dafür kniete er, wieder bange geworden, sonst lange

Stunden auf dem kalten Kirchenpflaster und bat Gott in flehenden Gebeten um den rechten Weg in den Himmel. Sei der Weg dornig oder blumig, nur gottgefällig sein, das war sein einziges Verlangen.

Da kam jene Nacht mit dem glühenden Atem Gottes. In einer Scheune war Feuer ausgebrochen und ein rasender Novembersturm hatte die brennenden Latten auf die Schindeldächer des Stiftsgebäudes gepeitscht. Die Flammen lohten nicht aufwärts, sondern gruben sich, vom Sturm geschärft, mit tausend Zungen pfeifend ins Gebäude ein, so daß nach kaum einer halben Stunde alle Fenster des weitläufigen Stiftes in weißem Lichte standen. Die Mönche huschten, nicht in ihrem priesterlichen Gewande, nur mit gekrümmten, schlecht verhüllten Körpern stumm oder angstvoll stöhnend durch die rauchigen, qualmenden Gänge, durch die Höfe, ins Freie; sie dachten nicht an die Güter, die verbrannten, sie dachten nicht an Gott — ihr Einziges und Alles war die Rettung des nackten Lebens. Am nächsten Morgen war die Stätte ausgebrannt und aus hundert kahlen, dachlosen Mauern und geschwärzten Löchern stieg träger Rauch auf. Die Kirche allein war verschont geblieben und in derselben waren die Mönche versammelt, klagend, weinend, fröstelnd und schaudernd. Etliche brüteten stumpf vor sich hin. Andere verbanden mit feuchten Lappen ihre Brandwunden, wobei ihnen der alte Gregor beistand. Einer war da, der Pater Hubertus, der schüttelte fortwährend den Kopf und war sehr nachdenklich. Er hatte sonst manchmal an die Stunde

des Unglücks, an Todesnot gedacht, aber so hatte er sich's nicht gedacht, daß man dabei ganz an alle Gottheit vergessen könne! Man rief wohl im Schreck die Namen Jesus, Maria und Josef, ohne auch nur flüchtig an die Himmlischen zu denken. Nicht einmal die Todesangst war eine christliche. Der stumpfe Instinkt des Tieres allein waltet, jagt dich, rettet dich. Und da fiel es ihm ein: Mensch, in solchen Stunden bist du just so gottlos und hilflos wie das arme Tier des Waldes, das du so oft verfolgt hast! — Die Steinplatten der Kirche waren kalt und die Mönche hatten keine Decken, keine Kleider. Es kam der Hunger und sie hatten nichts zu essen. Ein Einziger war gefaßt. Auch dem Gregor war sein Bündel verbrannt, doch er fror nicht so sehr in seinem schlechten Nachtgewand, als die anderen, ihm tat der Hunger nicht so weh, ihn schüttelte die Verzweiflung nicht so arg, denn er hatte ja eigentlich nicht viel verloren. Er hatte nicht verloren die großen Vorratskammern, nicht verloren das heimliche Stübchen mit dem vergoldeten Marienbildnisse, nicht die fürstlichen Säle mit den Kunstwerken, nicht die Schriften der Weisen und der Dichter aller Zeiten. Da wollte er sagen zu den händeringenden Vätern und Brüdern: „Ihr habt ja doch wohl auch nichts verloren, denn ihr habt ja nichts besessen!" Aber er sagte es nicht, der Spott schien ihm zu herzlos. Umso eifriger wusch er die Brandwunden, deckte er die Fiebernden mit Stroh, machte Botengänge in die nächsten Ortschaften und tat, was er konnte. Sein Bruder, der Prälat, der auch nichts anderes hatte,

als ein blaues Unterkleid, um ſich zu ſchützen, der klopfte ihm einmal halb weinend auf die Achſel: „Bruder, jetzt biſt du reicher und ſtärker als wir. Du biſt das gewohnt, wir ſind es nicht gewohnt. Und da wir's verloren und da wir jetzt nichts haben, deucht mich doch, es wäre unſer Eigentum geweſen."

„Deucht dich, Bruder?" antwortete der alte Gregor. „Mich deucht auch. Aber wenn euer Chriſtentum das richtige iſt, ſo müßt ihr auch in ſchlechten Zeiten feſtſtehen."

„Das werden wir auch, mein guter Gregor. Nur weh tut's, wenn's ſo plötzlich trifft. Das große Kreuz wird uns heilſam ſein, wir wollen beten und uns kaſteien."

Bald merkte es der alte Hirtenbauer, wie das gemeint war mit dem Beten und Kaſteien. Wie Ameiſen am zerſtörten Hauſen, ſo begannen die Mönche zu arbeiten, jeder in ſeiner Art. Was der Brand übrig gelaſſen, ſie rafften es zuſammen und bargen es; mehr war's, als man erwartet. Bauleute wurden herbeigezogen, anfangs für den Nothau, ſpäter für die Wiederaufrichtung des Stiftes, das allmählich aus ſeiner Aſche herrlicher erſtand. Wie Wunderbrunnen, ſo floſſen die Hilfsquellen von allen Seiten, beſonders von dem in der Welt weit verzweigten Orden. Der unermüdlichſte und froheſte aller Arbeiter war der alte Gregor. Jetzt konnte er nach Herzenswunſch „bußwirken", nämlich Hand anlegen zum Wiederaufbaue des Reiches Gottes. Nicht wie einſt handelte es ſich um eine melkende Kuh oder um einen fetten

Ochsen, es handelte sich um eine Friedensstatt auf Erden. Brauchen ließ er sich überall, beim Steinegraben, beim Ziegeltragen, beim Karrnen und Zimmern und bei viel schlechteren Verrichtungen. Als sich niemand finden wollte, der auf den Dachgiebel das dreifache Kreuz trüge, gab er sich dazu her. Er sei in der Jugend auf allen hohen Bäumen der Niederalm umhergeklettert; fehle ihm jetzt gleichwohl die Eichhörnchengelenkigkeit, so werde doch der Schutzengel seine Schuldigkeit tun. An Nahrung und Verpflegung war er ganz anspruchslos. Lohn nahm er überhaupt keinen, sondern sagte, bei den Bauern sei der Brauch, daß die Kinder des Hauses umsonst arbeiteten.

Der Prälat war schon lange wieder wohlgemut geworden, und so sagte er nun lachend einmal zu seinem Bruder: „Aber Gregor, wenn du immer so fleißig gewesen wärest, so müßtest du ein reicher Mann sein!"

„Reich! Reich!" antwortete der Alte. „Und das Feuer macht mich in einer einzigen Nacht zum unglücklichsten Menschen. Nein, für mich will und mag ich nichts. Aber dem Herrgott zulieb arbeiten, ja, das ist was anderes. Wenn auch nichts dabei herauskommt, es ist doch ein Segen. Wie du gesagt hast, Gnaden Herr Prälat, es ist ein Beten und Bußwirken."

Freilich hatte der Gregor ein heimliches Glück im Herzen, von dem er niemandem was sagte. Er war seines nagenden Kummers losgeworden. Das Ledersäckchen war ihm beim Brande abhanden ge-

kommen, die fünf Dukaten verbrannt. Jetzt brauchte er sich nicht mehr zu fürchten, sie könnten seiner Seele schaden, sich nicht zu ängstigen, er könnte sie verlieren. Sie hatten seiner Seele geschadet, nun erst merkte er es recht. Nun war er frei. Alle Existenzsorgen hatte ihm ja der hochwürdigste Bruder abgenommen: „Du gehörst unserem Orden, Bruder Gregor, und daß du nicht Latein kannst, wäre gerade kein Grund, dir die priesterliche Weihe vorzuenthalten."

„Ich dank' dafür", antwortete der Alte. „Bin einer Last glücklich los, will keine andere mehr haben. Wenn mir Gott zur Armut noch die Demut schenkt, dann bin ich aus dem Gröbsten heraußen."

Nach fünf Jahren stand das neue Stiftsgebäude fertig und in hohem Glanze da. Jeder der dreizehn Mönche hatte es erlebt, nicht einmal der dreizehnte war gestorben. Einer von ihnen gestand, seit dem Unglücke fühle er sich ein wenig besser und stärker, er habe gelernt, etwas zu ertragen. Man stimmte ihm bei. Nur den Prälaten hatten die Sorgen der Wiedererrichtung alt und kränklich gemacht. Er erklärte, seine Würde und Bürde ablegen zu wollen. Alles war unschlüssig, ratlos darüber und mancher der Brüder verwahrte sich schon vorwegs gegen die Möglichkeit, Abt zu werden. Jeder wollte der Unwürdigste sein, vielleicht heimlich erwägend, daß gerade der erhöht werde, der sich selbst erniedrige. Bei der Wahleinleitung für seinen Nachfolger erzählte der Prälat die Geschichte von der Taube. Einmal bei einer Papstwahl zu Rom — bei welcher, das wußte er nicht

genau — hätten die Kardinäle sich nicht einigen können. Da sei zum Fenster eine weiße Taube hereingeflogen, sei dreimal über den Köpfen der Versammelten herumgeflogen und habe sich dann auf das Haupt des Letzten und Geringsten gesetzt, des Türhüters an der Pforte. Der sei auf diesen Wink Gottes zum Papste gewählt worden. „Und meine hochwürdigen Brüder", so schloß der Prälat, „wenn heute auf dem Stifte Hubertusbrunn der heilige Geist in Gestalt einer Taube käme, um uns die Wahl des Oberen anzudeuten, auf wessen Haupt würde er sich setzen?"

Die Brüder neigten sich zu den Nachbarn und einer flüsterte dem andern zu: „Vielleicht gar auf das Haupt Gregors?"

Dann riefen sie: „Auf das Haupt Gregors!"

Die Sünde des Oheims.

Die Sünden des Oheims soll nun der Neffe beichten? Als ob der nicht selber die Menge zu beichten hätte, wovon eine schwerer wiegt als von des Oheims drei. Wenn man bei dem Mann, den ich meine, von Sünden sprechen kann, so konnten es nur solche sein, die zu großer Nachgiebigkeit und Gemütlichkeit entsprangen.

Eine Sünde aber hatte er doch, die so recht gemein in den Staub schlug, obschon diese Sünde und ihr Verlauf mir den Mann noch rührender gemacht hat. In späteren Jahren, als mein Oheim alt und arm einmal unter einer Lärche saß und ich neben ihm, sagte er plötzlich und eigentlich ganz unvermittelt: „Ja, Peter, so geht's auf der Welt. — Mir hat's auch die Red' verschlagen. Vor Zeiten habe ich gerne Leute belehrt, daß sie brav und gewissenhaft sein sollten. Davon bin ich abgekommen. Wer selber was auf dem Buckel hat, der soll nit so laut predigen."

„Ich denk', Oheim, Ihr werdet nicht gar viel auf dem Buckel haben."

„Meinst? Weiß nit. Viel oder wenig, ist alles eins, 's tut halt drucken. — Kannst mir sagen, Peter,

ob der Hammerherr noch lebt, der dazumal im Mürztal den Sensenhammer gehabt hat und dem ich vor dreißig und vierzig Jahren die Kohlen hab' verkauft?"

„Der Zeilinger? Oh, der lebt freilich noch, der ist jetzt in Graz. Ich komm' immer einmal mit ihm zusammen."

„Du kommst mit ihm zusammen? Und ist er gut mit dir? Hat er nie was gesagt? Nit? Na ja, er kann's halt nit wissen. Denk' dir, dem Herrn bin ich alleweil noch was schuldig. Er wird's nit wissen, aber ich weiß es. Wär' mir halt recht, wenn ich könnt' auf gleich kommen. Ist hart sterben mit so was. Bin nit losgesprochen davon. Gut machen soll ich's, sagt mein Beichtvater . . . ."

Dann hat mir der Oheim die Geschichte erzählt. Wenn ich sie wiedererzählen soll, so bedarf's vorerst einer kleinen Einleitung.

Wie alle Bauern in den Waldbergen hatte einst mein Oheim Holzkohlen zu verkaufen, die er aus den alten Fichtenstämmen zu brennen verstand und die er selber ins Mürztal führte zum Eisenhammer. Im Winter, wenn der Schlitten ging, füllte er die große Kohlenkrippe mit den bläulich schimmernden knisternden Kohlen, spannte zwei Ochsen vor und brachte so an jedem zweiten Tag eine Fuhre ins Tal. Die Maßeinheit für diese Kohlen war ein „Faßl", ungefähr ein halber Kubikmeter. Ein solches Faßl wurde mit fünfzig Kreuzern bezahlt, die Rait (Abrechnung) war stets zu Ende des Monats. Ich stand damals beim Oheim im Dienste. Unsere Kohlen-

krippe, eine der mittleren, faßte ungefähr zehn Faßl. Wenn wir mit dieser ächzenden Krippe auf den Kohlenplatz des Sensenhammers einfuhren, um dort die Krippe umzustürzen und also unsere Kohlen in den gemeinsamen Barren zu werfen, stand schon allemal ein rotbärtiger Mann da, der den Kragen seines Schafpelzes stets so hoch um seinen Kopf zog, daß nur die kleinen gestrengen Augen dazwischen hervorglühten. Dieser Mann war der „Fachter" (vielleicht Frachter), der Kohlenmesser. Er hatte die Aufgabe, mit ein paar Handlangern den Inhalt der Kohlenkrippen zu messen, wenn die Bauern damit herangefahren kamen. Die Kohlen wurden mit einem Korb umgeschüttet, der gerade ein Faßl maß. Diese Messungen wurden nicht bei jeder Fuhre und nicht jedesmal unternommen, sondern nur in willkürlichen, für den Kohlenbauer unvorhergesehenen Zeiträumen, und wurde dann der Gehalt einer Krippe im allgemeinen nach diesem Maße bestimmt. Unsere Krippe trug beim ersten Messen elf Faßl, beim zweiten Messen etwa nach vierzehn Tagen wieder genau elf Faßl. Und als der Fachter einen Monat später das dritte Mal maß, waren es wieder rund elf Faßl, so daß er sagte: „Ich sehe es schon, bei dem ist's allemal in Ordnung." Dann schrieb er es ein für allemal auf und ohne daß weiter gemessen wurde, erhielt der Oheim jede Krippe zu elf Faßln ausbezahlt.

Von diesen Dingen nun sprach der Oheim, als er viele Jahre später neben meiner unter der Lärche saß.

„Wir Bauern haben recht geschimpft, daß er so oft sachten (meisen) tät," fuhr er fort zu sagen, „und hat doch allweil noch zu selten gesachtet. Hat immer einmal einer das Volle nit gehabt in der Krippen, hat's einzurichten gewußt, daß inwendig was hohl gewesen ist und auswendig so schön vollgegupft; hat sich zwölf Faßl zahlen lassen, derweil er nit vielmehr als zehn dahergebracht hat. Beim Umstürzen merkt man's nit, deswegen sag' ich, daß zu selten gesachtet worden ist. Meine Nachbarn haben's jahrelang getrieben, wunderselten, daß einer aufgekommen ist. Und wie also meine Krippen dreimal nacheinander gesachtet worden ist und allemal das volle Maß hat gehabt, ja noch um etliche Kohlenbrocken drüber, da hat mein Nachbar, der Klempel-Sepp gesagt: du hast es jetzt leicht, Waldwastl, du kannst auf lange Weil laden wie du willst, deine Krippen laßt er gewiß in Ruh.

— Nit so, sag' ich, meine Krippen ist auf elf Faßl gemessen, so will ich auch allemal elf Faßl bringen.

Weil du nit gescheit bist, sagt der Klempel-Sepp. Ich wollt' einem Herrn was schenken! Die werden mit unseren Kohlen eh reich genug, derweil wir uns das ganze Jahr schinden und rackern müssen, den Wald schlagen, den Meiler machen, die Kohlen herführen den weiten Weg, weißt denn nit, wie hart das ist? Und wird unterwegs viel zusammengebeutelt, man mag noch so gut aufladen. Wenn's recht hergingе, müßt oben beim Meiler gesachtet werden und nit erst da beim Eisenhammer, wo alles festgeraidelt ist, wie ein Mehlsack. Da kommen wir freilich zu

kurz. Da muß man ſich ſelber zu helfen wiſſen. — Auf dieſe 'Red' ſag' ich noch einmal: Ich will meine elf Faßl bringen. — Ja, und aufladen tuſt zwölf, ſagte er. Da denk' ich nach: Es iſt wohl wahr, aufladen muß unſereiner zwölf, wenn beim Eiſenhammer ihrer elf herauskommen ſollen. Was kann der Bauer dafür, daß die Kohlen ſich unterwegs ſo zuſammenraideln! Wenn der Fachter ſagt, elf mißt die Krippen, ſo braucht man auch nit mehr aufzuladen. Iſt eigentlich ganz klar. Man ſoll ſich nicht ſelber feind ſein. — Geſagt hab' ich nichts, aber bei der nächſten Fuhr hab' ich halt richtig weniger aufgeladen. Und iſt mir nachher beim Eiſenhammer wohl völlig der Schiech angegangen (die Furcht gekommen). Iſt der Krippengupf eingeſattelt geweſen, wie eine zu Schanden gerittene Schindmähre. Aber der Fachter hat nix geſagt. Wenn's einmal geht, wird's zweimal auch gehen, hab' ich mir gedacht und hab' das nächſte Mal wieder ſchlecht geladen. Wenn ich's ein paar Wochen lang ſo mach', hab' ich gedacht, ſchlag ich mir eine ganze Krippen voll Kohlen heraus, macht ſechs Gulden. Iſt auch was. — Ja, mein Bübel, ſo redet ſich der Menſch ſelber in den Teufel hinein. — Gott Lob und Dank, daß mein Schutzengel geſcheiter iſt geweſen als ich."

Da mein Oheim nach dieſen Worten ſchwieg, ich aber doch wiſſen wollte, wie die Geſchichte ſich verlaufen hatte, ſo war meine Frage, wieſo denn der Schutzengel geſcheiter geweſen ſei?

„Sechs oder ſieben Mal mag ich's ſo getrieben

haben," redet der Oheim weiter. „Da iſt eines Tages — juſt vor Oſtern, in der Auffiswochen — der Lauwind gekommen. Da iſt uns Kohlenbauern mit unſeren Krippen ſchon unterwegs der Schiech angegangen. Wenn der warme Wind geht, da iſt unſer Kohlenfachter nie gut aufgelegt, da hat er nit ausgeſchlafen, hat Kopfweh, iſt grantig (ſchlecht gelaunt). Wenn er an einem ſolchen Tag fachtet, da geht's nit gut aus. Da zieht er einen gleich fürs halbe Jahr nieder. Es iſt unſer eine ganze Reihe von Kohlenfuhren, ich bin mit meiner Krippen der letzte, ganz hinten. Eh wir zum Eiſenhammer kommen, halten die vorderen an, lockern die Kohlen auf und ſtecken Stauden durch, oder ſo was, daß es hohl wird und die Krippen ihren Gupf kriegen. Der Klempel-Sepp hat über die Radachſen ſchon daheim Heubündel geſteckt, daß es nit ſo raideln hat können, und iſt ſeine Krippen paſſabel gupfig geweſen. In Gottesnam! ſagen wir und fahren in den Eiſenhammer. Dort auf dem Kohlenplatz ſteht ſchon der Fachter. Juſt luſtig ſchaut er nit aus. Seinen Pelz hat er weg, aber um den Kopf ein rotes Tuch gewunden, wie der Türk beim Tabakkramer. Aufhalten! ſchreit er der erſten Fuhr zu, heut wird gefachtet! — Nau, gute Nacht! ziſcheln die Bauern einander zu und ich ſag' zu mir ſelber: Jetzt haſt es!! — Der Sepp geht höflich zum Fachter: Fachten, ſchon recht das, Herr Zindler, ſind alle Tag bereit dazu. Aber gerad' jetzt vor Oſtern iſt's zuwider. Wir ſollen am Nachmittag daheim ſein zum Holzführen für die Oſterfeuer und haben frei nit Zeit. Ein paar

Stündl macht's doch gleich Aufenthalt, das Fachten. Wenn wir bitten dürften, nach Ostern, ist uns nachher die ersten Täg recht. — Wir da! schreit der Beamte, heut' wird gefachtet! und winkt gleich den Kohlenstürzern, daß sie mit ihren Körben kommen."

„Und wie ist's ausgegangen?" habe ich nachher den Oheim gefragt.

„Kind, wie wird's ausgegangen sein! Die erste Krippen hat um ein halbes Faßl zu wenig gehabt, die zweite hat knapp ihr Maß gebracht, die dritte hat um mehr als ein Faßl zu wenig gehabt, die vierte, das war dem Klempel-Sepp seine, hat um zwei Faßl zu wenig gehabt, die fünfte ist gerecht gewesen. Und nachher endlich muß meine Krippen voran. Ich wisch' mir geschwind mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht; wenn er sieht, daß ich schwitz', so wird sein Verdacht gleich noch größer. Die Stürzer fangen schon an aus meiner Krippen Kohlen in ihre Körbe zu werfen, da sagt der Fachter: „Na, das ist ja der Waldwastl. Der hat immer die vorgeschriebene Maßerei, der ist gerecht, dem vertrau' ich. Laßt es gut sein. — Und ist die Krippen für elf Faßl gut geblieben. — Was ich mich dazumal hab' geschämt vor mir selber, Peter, das kann ich dir nit sagen. Hat eine so gute Meinung von mir und bin verludert wie die andern. — Was ich nachher hab' getan, das wirst dir denken können. Gerecht hab ich aufgeladen von dem Tag an, wieder gerecht wie voreh und das Falschsein soll der Teufel holen."

„Nun also!" rief ich fröhlich aus.

„Wieso nun also? Die sechs oder sieben falschen Fasil hab' ich ja doch auf dem Buckel. Es geht sich hart damit in alten Tagen. — Bekannt bist, sagst, mit dem Hammerherrn?"

„Ich sehe ihn im Bierhaus." Denn dazumal bin ich noch manchmal in ein Bierhaus gegangen.

„Das ist mir rechtschaffen lieb." Er rückte ein wenig näher an mich und flüsterte vertrauensvoll: „Ich hab' etwas Erspartes, Peter. Fünfzehn Silbergulden werden es wohl sein, oder gar noch um ein paar mehr. Mitnehmen kann der Mensch eh nix. Auf vier Gulden mag man's schon rechnen, daß ich den Hammerherrn beschummelt hab'. Sei so gut und tu dem Herrn das Geld einhändigen, wenn du ihn wieder einmal siehst. Brauchst just nit zu sagen von wem, sag' nur, er könnt's mit gutem Gewissen annehmen, es tät sein gehören. Rechtschaffen froh werd' ich sein, wenn die zuwidere Sach aus ist. Der Teuxel noch einmal! Wie leicht der Mensch doch ein Spitzbub werden kann auf der Welt!"

So sein Bekenntnis. Und als ich hernach wieder in die Stadt gegangen, hat er mir das Geld, wohl fein in ein weißes Linnen gebunden, mitgegeben. Es dauerte aber so lange, bis ich dem Rechten begegnete, daß die Sache ganz verknüllt wurde in meinem Sack. Endlich sah ich den weißbärtigen Herrn Zeilinger im Stadtpark. Er hatte seinen Sensenhammer längst verkauft und lebte als Rentier. Ich erzählte ihm die Geschichte und übergab ihm die vier Gulden.

Laut und fröhlich hat er aufgelacht, der Hammer-

herr. „Was man doch alles erlebt, wenn man alt wird. Ich sag' Ihnen nur das, wenn mir meine schlauen Kohlenbauern alles Geld täten bringen, um das sie mich übervorteilt zu haben glauben, das wäre ein gutes Geschäft. Oh, wie müssen die armen Teufel uns für dumm halten! Nein, wer es mit Holz-, Kohlen- und Viehbauern zu tun hat, der muß früh aufgestanden sein. Wenn wir auf Treu und Glauben die Kohlenkrippe zu zehn Faßl schätzten, haben wir recht gut gewußt, daß man uns drin nicht mehr als höchstens acht ein halb bringt. Das ist schon vorwegs abgerechnet worden. Nun, der Mann hat mich ein wenig betrügen wollen und ich nehme den Willen fürs Werk. Unrecht muß getilgt werden. Ich nehme die vier Gulden an, lege noch sechs dazu und bitte Sie, die zehn Gulden dem Waldwastl zu übermitteln. Ich laß ihm sagen, wenn er etwa irgendwo einen guten armen Mann weiß, dem soll er das Geld in meinem Namen schenken."

Dieser Bescheid des gemütlichen Hammerherrn hat mich nicht wenig erbaut. Aha! mußte ich denken: Schon vorwegs abgerechnet? Dann war die Sache ja nicht so, als hätte der Waldwastl ein paar Wochen lang den Hammerherrn übervorteilt, sondern vielmehr so, daß er sich ein paar Wochen lang nicht übervorteilen ließ. — Schief gedacht, mein Guter. Der Wille war schlecht und das war die Sünde. Man könnte die Sache schärfer spitzen und sagen: Wer dem Nächsten sogar einen Vorteil zuwendet in der Absicht, ihn zu betrügen, der begeht wirklich einen Betrug.

Ja, ja, moralische Wildlinge eines braven Volkes. Fehlt zwar manchmal nicht an spitzbübischer Absicht, aber an Talent dazu. Ihre Natur leidet es einfach nicht, schlecht zu sein.

Derselben Ansicht war ja auch mein Oheim, als ich ihm das Geld übergab. Aber unbändig freute es ihn, daß der Hammerherr so freundlich vergeben hatte. Nur fühlte er sich jetzt mit einer neuen Sorge beladen.

Einen armen Mann! Woher nimmt er jetzt einen armen Mann, um ihm das Geld zu geben? Alle Bewohner des Waldlandes dachte er ab, kümmerlich erging es jedem, aber arm war keiner. Ein alter Wurzner fiel ihm endlich ein, dem der Förster mit dem Gewehrkolben einst ein Bein abgeschlagen, weil er ihn beim Pechen ertappt hatte. Der hinkte seither zu den Bauernhäusern umher, um die tägliche Suppe und das Roggenbrot dazu zusammen zu betteln. Er nahm auch Kreuzer, von reichen Bauern sogar Groschen an. Aber als der alte Waldwastl ihm nun die zehn Gulden gab, ließ er sie lange auf der flachen Hand liegen, schaute sie verdächtig an und murmelte: „Das soll mir gehören? Ja, für was denn? Arm bin ich ja nit, nur daß ich immer einmal ein wenig betteln tu'. Nau, wenn's mir schon vermeint ist vom guten Herrn, so kauf' ich mir halt ein Haus dafür und sag' fleißig: Vergelt's Gott!"

Der breitdruckte Kiesel.

So oft behauptet wird, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist, in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohnen müsse, möchte man gerne beifügen, daß dann wohl auch in dem ungestalten Leib die ungestalte Seele daheim sei. Darauf will ich nun hinaus. Eine ungestalte Seele, wie ist, wie wird sie das? Oft durch den häßlichen Körper, dessen sie inne wird. Wer ganz für sich allein leben könnte, der allerdings würde die Häßlichkeit seines Körpers nie inne werden und selbst wenn er vier große Spiegel um sich stehen hätte. Wer aber unter Leuten leben muß und er ist häßlich, der bekommt es durch Vergleich mit anderen zu sehen, zu hören und zu fühlen. Ein häßliches Kind wird nie so viel Liebe erfahren, als ein wohlgebildetes, es kann sich also in ihm die Liebe auch nicht sammeln und entfalten. Ein schielender Mensch, der uns nie gerade ins Gesicht blicken kann, hat für uns etwas Widerliches, wir trauen ihm Tücke und Falschheit zu. Ihm wird's also viel schwerer gemacht als anderen, auf geradem Wege etwas zu erreichen, er muß krumme Wege versuchen. Das Anmutige, das ihm abgeht, muß durch

Schlauheit ersetzt werden; also erziehen die Leute in einem häßlichen Körper recht oft einen häßlichen Charakter. Daher kommt es auch, daß in einer Gestalt, die irgendetwas Komisches an sich hat, sich schwer ein ernster würdevoller Mensch entwickeln kann. Der wenn auch nur harmlose Spott, der ihn von der Schulbank an durchs Leben begleitet, macht einen solchen Menschen entweder verbittert oder ein wenig närrisch. Als Zielscheibe für Neckereien ein gutmütiger Geselle, der sich alles gefallen läßt, unter Ausnahme von zeitweiligen Wutausbrüchen seine Willenskraft verliert und durchaus ein komischer Charakter wird. Die Seele paßt sich allmählich dem Körper an, aber nicht aus ihm heraus, vielmehr durch Einwirkung von Seite seiner lieben Nächsten.

Ähnliches war wohl auch im „breitdruckten Krieſel" vor sich gegangen. Solcher war seines Zeichens ein Schuster, der seinen Beruf zwar sehr ernst nahm und der doch überall, wohin er kam, Lachen erregte. Freilich kam er über den Kreis roher und törichter Leute selten hinaus. Der Krieſel hatte nämlich eine etwas verunglückte Gesichtsbildung. Das Gesicht schien in sich zusammengedrückt zu sein, so ungefähr, wie es ein nichtswürdiger Hohlspiegel zu zeigen pflegt, der, eines verzerrten schmalen langen Gesichtes satt, im Handumdrehen ein breites, kurzes, grinsendes zeigt. Die Augen waren zusammengezwinkert, und die Nase wurde von Stirn und Mund so in die Enge getrieben, daß sie, anstatt behäbig niederwärts, sich wie ein beschränktes Knötlein kümmerlich behelfen mußte.

Um was die Nase zu kurz, schien der Mund zu breit und zwischen beiden war nur für ein ganz schmales, dünnes Schnurrbärtlein Raum. Die Stirn und der Kiefer waren so stattlich, fast wuchtig, daß es den Eindruck machte, als würde das Gesichtlein eben von diesen Massen so breit und platt gedrückt. Natürlich machten die Jugendgenossen Kriesels sich lustig über diesen Anblick und behaupteten, bei seiner Geburt habe Frau Meier sich unversehens auf seinen Kopf gesetzt, wodurch das Malheur geschehen sei. Der Junge stand solchen Späßen hilflos gegenüber, oder vielmehr, er stand über den Gemeinheiten, denn er lächelte gutmütig, wenn ihm jemand sein „breitdrucktes Gesicht" ins Gesicht warf. Allmählich begann er sich auf dieses Gesicht beinahe etwas einzubilden, denn es machte ihn auffällig. Während andere seinesgleichen unbeachtet blieben, übten die Burschen an ihm ihren Witz. Und weil er sich alles gefallen ließ, so ließen sie ihn bei ihren Spielen und jugendlichen Unternehmungen mancher Art gern mittun, ja nützten ihn launig aus, und wo „Kösten aus dem Feuer zu holen waren", da schoben sie den Kriesel voran. Dafür durfte er aber auch mittrinken im Wirtshaus und der Spott wurde durch manche kleine Guttat, die sie ihm erwiesen, wettgemacht. Allein durch diese besondere Behandlung, die er erfuhr, bildete sich allmählich auch die bescheidene Seele so aus, daß sie anders war als die der anderen, man wußte nur nicht recht, ob besser oder schlechter.

Wenn der Kriesel ein paar Schluck Wein ge-

trunken hatte, da wurde er allemal weichmütig, redete davon, was er doch für ein armes Haſcherl ſei, ganz verlaſſen auf der Welt. Sein Vater ſei in Bosnien mitſamt den Stiefeln ins Bett geſtiegen, ſeine Mutter habe er ausgetrunken und der Schatz, den er liebe, möge ihn nicht, „wegen dem breitdruckten G'ſicht". Solches war ſo zu verſtehen, daß ſein Vater bei der bosniſchen Okkupation ſtehenden Fußes erſchoſſen und dann mitſamt dem Gewand in die Grube geworfen worden war; daß er als Säugling ſeiner ſiechenden Mutter ſo lange Milch und Herzblut aus dem Leibe geſogen hatte, bis ſie eines Tages verſtarb, und endlich, daß die feine Schwickel-Tochter Anda ſtatt des armen unanſehnlichen Schuſters den Dreihahn mit ſeinem ſtattlichen Hof zum Bräutigam erwählt hatte. So lange andere Burſchen um die Anda ſich bemüht, war er unter ihnen und nahm den Wettkampf, wie es ſchien, mit Erfolg auf. Als das Dirndl ſich aber zum reichen Bauern ſchlug, verließ ihn der Mut. Er ſchrieb ihr ein Brieflein, er wünſche nichts, als daß ſie es beim Dreihahn recht gut haben möchte, nur den Fingerring hätte er gern zurück, der ſei ein Andenken von ſeiner Mutter. Denn er war ſchon ſo weit gekommen, daß er eines Abends am Gartenzaun ihr den Ring angeſteckt. Sie hatte dabei den Finger hübſch gerade gehalten und es geduldet, als er den Gliedknorpel mit Speichel beſtrich, damit das Ringlein leichter dran konnte. Er war im ganzen ja ein netter Junge, und der Einfalt und Blödheit, die ſich manchmal an ihm zeigte, ſtand eine größere Gut-

mütigkeit zur Seite. Diese Gutmütigkeit war bei ihm ganz Natur, denn er hatte eigentlich gar keine Erziehung genossen und wenn er aufwuchs wie das Tier, so war dieses Tier kein Bär, sondern ein Lamm.

Die Anda war mit dem Dreihahn schon das erstemal von der Kanzel aufgeboten, als sie den Ring des Schusterburschen immer noch an ihrem Finger trug. Der Dreihahn wollte ihn mit derbem Griff herabziehen, da schrie sie „au weh!" und sie wollte nur warten, bis der Knorpel abgelaufen sei, dann werde sie ihn schon selber vom Finger tun. Der „Knorpel" wurde aber eher dicker als dünner und es schien schon, sie würde sich den Ring müssen „herabfeilen" lassen, als sich etwas ganz Seltsames ereignete, das die Geschichte in einen unvorhergesehenen Lauf und den Kriesel in ein anderes Licht brachte.

Der Dreihahn hatte den Schuster Kriesel zu sich bedungen, daß er ihm die Bräutigamsstiefel mache. Es mag das sauer sein für einen Schuster, seinem sieghaften Nebenbuhler die Hochzeitsschuhe zu nageln, und es mag das mehr als einem Schuster schon passiert sein. Aber dagegen läßt sich nichts tun, als etwa ein paar Nagelspitzen durchstechen zu lassen, der in die Ferse oder in die Fußsohle sticht; dem Kriesel fiel das richtig ein, doch er tat nichts. Wenn ihn der Nagel sticht oder der Schuh drückt — so dachte der Junge — dann wird er grob, der Dreihahn ist ein wüster Mensch, und die Anda muß es büßen. Er machte also im Dreihahnhof gewissenhaft und geduldig seine Arbeit und pfiff beim Drahtziehen und beim

„Zweckſtechen" ſogar unterſchiedliche Liedlein, „Verlaſſen, verlaſſen" oder „Wenn ich mein Dirndel halſ', hupft mir das Herz im Leib." Er benahm ſich dabei mit großer Beſcheidenheit und Demut, während der Dreihahnbauer gern ſeine Körperkraft, ſeine vielerlei Wirkſamkeit hervortat, ſeine Herrſchaft über das große Geſinde und ſeinen Reichtum aufſpielte, um zu zeigen, welch' ein Glück die Anda mit ihm mache, gegenüber anderen Freiern, die krüppelhaft und bettelhaft ſeien und dumme Geſichter hätten.

Nachdem die Bräutigamsſtiefel fertig waren, ſollte der Schuſter auch noch die alten Schuhe des Geſindes flicken, was bei ſolchen Sterarbeiten ſtets mit unterläuft. Die Flicken dazu wurden aus noch älterem Schuhwerk genommen, das in irgendeinem Winkel des Hauſes aufbewahrt iſt und etwa noch brauchbare Sohlen und Überlederteile an ſich hat. So führte der Dreihahn den Krieſel auf den Dachboden, um ſolches Schuhwerk zu ſuchen. Da ſah nun der arme Schuſter mit Freude und Wehmut einen Teil des Reichtums, in den die Anda ſich hineinſetzen konnte. In den Dachkammern, durch die ſie ſchritten, ſah er eine Fülle aufgeſpeicherter Lebens- und Wirtſchaftsmittel aller Art. Da gab es große Lodenrollen, die wie Rieſenwalzen übereinanderlagen. Dann aufgeſchichtet mächtige Schafwollbündel, teils noch knollig und ungereinigt, teils ſchon gekrempelt und geflockt. Da gab es Buſchen von Leuchtſpänen mit Strohbändern geraidelt für die nahenden Winterabende vorgerichtet. Da gab es Kuh-, Schweins- und Schafhäute,

die noch ungegerbt, rindenartig getrocknet auf Stangen hingen. Da gab es eine Reihe irdener Töpflein, in welchen Kuhkäse trocknete, da gab es Flachsballen, Leinwandtruhen und Fässer mit gedörrten Zwetschken. Gleich daneben stand ein großer Korb voll schwellender Kaiserbirnen, wie sie eben aus dem Unterlande angekommen waren. Dann war ein Stoß von Strohschauben, fest gebunden und an den Köpfen glatt geschnitten, zum Neudecken des Daches vorbereitet. Darüber hingen auf Stangen geräucherte Schweinsschlägel und Würste; auch in längliche Stücke zerhacktes geräuchertes Kuhfleisch, dann drei Zoll dicke Speckfladen und an großen Eisenhaken Schmerlaibe und Talgtöpfe. So viel nur von dem, was dem Kriesel im Gesichte blieb; vieles andere sah er nicht in den halbdunklen Bodenkammern, denn der Bauer schritt voraus und riet dem Schuster nur, sich an den Kübeln nicht zu stoßen, die neben den Stützbalken standen und hinter denen der Haufen von alten Schuhen lag, die zu durchstöbern sie eben heraufgestiegen. Diese Schuhe waren grau wie Mäuse, zusammengedorrt und so hart wie Horn. Sie hatten keine Riemen mehr in den Löchern, die Sohlen klafften vom Überleder los und dieses war teils so verschimmelt, daß der Schuster das alte Zeug mit dem Fuß beiseite stieß und sagte, davon wäre nichts zu brauchen. In Wahrheit dachte er jetzt überhaupt nicht an Schuhe, sondern an die kostbaren und guten Dinge, die ihn auf diesem Dachboden umgaben und die seine verwichene Anda mit dem protzigen Bauer genießen sollte. Geräucherten

Schweinsschlägel hatte der Schuster schon lange nicht mehr gegessen, auch der Bratwürste mit Sauerkraut erinnerte er sich nur dunkel, trotzdem lief ihm das Wasser schon im Munde zusammen. Doch, davon konnte keine Rede sein. Näher lagen schon die üppigen gelben Birnen, von welchen der Schuster überlaut behauptete, sie müßten schon mehr als reif sein. Der Dreihahn nahm mit zwei Fingern eine am Stengel, hob sie sachte in die Luft, drehte sie um, guckte sie an und sagte: „Die werden noch alle Tage besser" und legte sie wieder zu den anderen in den Korb. Der Kriesel wischte sich mit der rückwärtigen Handseite den Mund ab und dachte, so wird er warten bis sie ganz gut sind und dann wird er mir von den Kaiserbirnen welche zum Kosten geben.

Er arbeitete noch drei Tage im Hof, aber es kam weder eine der schönen Birnen zum Vorschein, noch eine Bratwurst, noch ein Schweinsschlägel, noch sonst etwas von jenen Vorräten. Es gab immer nur die gewohnte Schottensuppe, die Mehlnocken und die gesäuerten Rüben mit Einbrenne. Abends, wenn er in der halben Dämmerung ums Haus herumstrich und auf den jenseitigen Berghang hinüberschaute, gilbten dort im Abendlicht zwischen den dunklen Fichten die Ahorne, es war ein Gelb zum Hineinbeißen, es war genau das gesättigte, süße Gelb der Kaiserbirnen auf dem Dachboden. Diese Birnen hatten es dem Kriesel angetan und die Anda nachgerade verdrängt aus seinem Herzen. Sie besetzten das hilflose, zuckende Ding ringsum, so daß man sagen konnte, jeder Herzschlag

poche an eine Kaiserbirne. Und am Samstagabend, als er seine achteckige Zeugtruhe und den klappernden Leistenbündel über der Achsel seiner Berghütte zuging, dachte er an die Kaiserbirnen, und als er zum Abendbrot die beim Herdfeuerchen mühsam gebratenen Erdäpfel aß, dachte er an die schönen Birnen, aber statt ihres Honigsaftes hatte er im Mund nichts als den mehligen Erdapfel mit halbverbrannten Krusten. Kein Verliebter kann ungesegneter schlafen, als es der Kriesel tat in derselben Nacht. Ja, er tat es wirklich den Verliebten nach, stand auf, zog sich an, steckte sich Kerze und Feuerzeug in den Sack und schlich durch den Wald und über die Felder hin, dem Dreihahnhofe zu. Am Vortage hatte er an der Hinterwand des Hauses eine Leiter lehnen gesehen zum Dach hinauf. Auch neue Dachlatten und Weidenbuschen lehnten an der Wand. Der Strohdecker hatte seine Arbeit vorbereitet, die in der nächsten Woche beginnen sollte. Wenn das alles so belassen war, dann — deuchte dem Schuster — wäre es keine Kunst, zur nachtschlafenden Stund die Leiter hinanzusteigen, etliche Strohsetzen vom Dache loszureißen und bei dem Loche hineinzusteigen zu — den Kaiserbirnen. Zwar raisselte der Kettenhund aus dem Kobel und wollte anschlagen; als er aber den Kriesel erkannte, der das Tier die Woche über oft freundlich gestreichelt hatte, schwieg er und ließ den Nachtwandler passieren. Ein paar Minuten später war dieser im Dachboden, wo er einiges Poltern nicht vermeiden konnte, bis er die Kerze anzündete, sie in einen Schaub steckte, um aus seinem

Taschentuch ein Säcklein zu formen und Birnen hineinzutun. Es hatten nicht ein halb Dutzend drin Platz, so groß waren sie, er füllte auch noch die Rocktaschen und tat's ihm leid, nicht mehr unterbringen zu können. Ein paar Würste hätten just in der Hosentasche Raum und wenn auch noch der Schweinsschlägel unterzubringen wäre. . . Er sputete sich, um, einmal bei der Arbeit, an sich zu bringen, was das Zeug hielt. Da war ihm, als hätte er unter seinen Füßen im Hause ein Geräusch gehört. Mit der größten Gelenkigkeit, die ein Schuster entwickeln kann, kroch er durchs Loch und floh dahin, woher er gekommen.

Als der Kriesel mit seinen Schätzen durch den Wald hinaufging, fiel ihm etwas Komisches ein. Es fiel ihm ein, er sei ein Dieb, der gerade in ein Bauernhaus eingebrochen und dort Sachen entwendet hätte. Dummes Zeug! Ein Dieb. Da müßte er doch selber etwas davon wissen, müßte den Willen dazu gehabt haben. Er wollte doch um Gotteswillen kein Dieb sein, hatte nur zum Scherz dem geizigen Bauern ein paar Birnen und ein paar Würste entlehnt, damit er sich morgen recht ärgern soll. Gelegentlich kann er es ihm ja auch sagen: Du Neidhammel, ein anderes Mal verwahr deine Sachen besser, sonst stehlen dir das, was du einem armen Schuster nicht gönnst, die Schelme. — Aber die schöne Umschreibung half nichts, ein Uhu im Gebäume hub an zu schimpfen: Du Dieb! Du Dieb! — Der Kriesel stolperte über eine Wurzel, weil es ganz dunkel war. — Paß auf, Schuster, es wird bald licht werden! — Er stand still und horchte.

Hatte nicht jemand gerufen: Es wird bald licht werden? — Lächerlich, es ist noch nicht Mitternacht. Er stieß an einen rauhen Baumstamm; nach dem Ungetüm dieses Baumes — er betastete ihn ringsum — schloß er, daß es die Dreifaltigkeit sei. Das war eine alte Trieseltanne, das heißt eine, die sich aus einem Grundstamm auf Mannshöhe in drei Stämme zweigt und deshalb auch die Dreifaltigkeit genannt war. Hier dachte er, es sei doch am besten, die Kerze anzuzünden, um durch den dichten Wald weiter zu kommen. Da durchfuhr es den Krieſel plötzlich wie heißes Eisen vom Scheitel bis zur Zehe. — Die Kerze! Die Kerze brennt ja im Dachboden auf dem Strohschaub und steckt in einer Stunde den Hof in Brand! — Einen Augenblick stand der Schuster starr, dann die nächste Regung: Fliehen, damit sie den Brandstifter nicht erwischen! Aber das kam nicht auf in ihm. Die Bündel warf er an den Trieselbaum und lief stolpernd, so gut es gehen konnte, durch den Wald zurück, dem Dreihahnhofe zu, um die vergessene Kerze auszulöschen. Er dachte nichts als das eine, ob er noch früh genug kommen wird. An den Stämmen stieß er sich Beulen, ohne es zu merken. Endlich auf dem Feldrande — siehe, das Tal ist noch dunkel, dort liegt der Hof wie eine unförmige Masse. Die Leute sind gerade im ersten Schlaf, sie können jämmerlich verbrennen, alle, o heiliger Gott! Er läuft über die Felder, jeden Augenblick erwartend, daß die Lohe aufsteigen wird über den Dachgiebel. Endlich steht er am Gebäude, wo die Leiter lehnt. Aus der

Dachlücke dringt kein Schein. Oder doch? Ist's nicht, als ob ein rötliches Räuchlein hervorsteige? Wie er über die Leiter gekommen, weiß er nicht, er ist im grell erleuchteten Dachraum, der Strohschaub steht in Flammen. Eine Kuhhaut reißt er von der Stange, wirft sie über den Schaub, und wirft sich selbst auf die Haut, um so das Feuer zu ersticken. Im Hause haben sie es schon wahrgenommen und poltern von den Stuben und Kammern herauf mit Laternen. „Ein Dieb, ein Brandleger!" schreien die Knechte, dringen durch den Rauch heran und packen den Schuster. Die Flammen sind erstickt, doch wie der Dreihahnbauer herbeikommt in seiner weiten blädernden Nachthose und den Schuster sieht, da wird er wütend. Nicht sieht oder nicht achtet er die Brandwunden, die der Krieſel an den Händen und am Halse hat; an den Leib springt er ihm, setzt ihm die Knie an die Seiten, stößt ihm die Fäuste ins Gesicht: „Ich will dir dein breitdrucktes G'sriß einmal auseinanderbügeln, du Rab! Du hast mir Birnen gestohlen! Wo ist der Schweinsschlägel? Du Galgenstrick!" Der Schuster vermochte kaum seine Augen zu schützen und war noch froh, daß ihn ein Knecht an den Beinen faßte und so die Stiegen hinabzog, wobei der Kopf an den Staffeln tüchtig geklappert hat. Lieber war ihm das doch, als die schrecklichen Fäuste des Wüterichs, die ihm die Nase platt gestoßen, die Zähne eingeschlagen haben mußten, so überströmte das Blut sein Gesicht. Alles im Hause war auf und flatterte in Nachtgewändern umher, in der Küche brannte am Haken ein Leucht-

ſpan, dorthin ſchleppte man den Schuſter und tat, als wollte man ihn ſchlachten. — Das Haus hatte er anzünden wollen! Aus Eiferſucht, weil der Dreihahn die Anda heiratet! Das war die Meinung im ganzen Hauſe. Als der Schuſter, in den Herdwinkel hingeſchleudert, dieſen Vorwurf hörte, begann er ſich zu verteidigen und erzählte in zerriſſenen Worten den Hergang. In den Dachboden ſei er eingeſtiegen, um einige Birnen zu nehmen, dann habe er auch Würſte und den Schweinsſchlägel mitgetragen. „Und haſt Feuer gelegt, damit der Diebſtahl nicht aufkommen ſoll!“ ſchrie der Dreihahn drein.

„Das iſt nit wahr, das iſt nit wahr!“ beteuerte der Krieſel und rang die Hände verzweifelt. „Nur meine Kerze habe ich vergeſſen. Und wie mir im Wald einfällt: ſie brennt noch und kommt ins Stroh, bin ich eh gleich zurück! Und hab das Feuer noch können derſticken. Aber tuts mich nur einſperren, das verdien' ich.“ Dann ließ er die weiteren Püffe und Schläge ruhig geſchehen, als wären ſie ganz ſelbſtverſtändlich und balite ſelbſt die Fäuſte, um ſich damit den Kopf zu zerſchlagen, ſo zornig war er auf den Dieb, der in ihm ſteckte.

Am nächſten Tag beim Gericht ging's ernſt her, aber dem Schuſter war's, als ſei er im Himmel, vergleichs der Mißhandlung im Dreihahnhof. Bei der Dreifaltigkeit waren die Bündel gefunden worden, das rettete ihn, denn es bewies ungefähr die Wahrheit ſeiner Ausſage. Der Richter ſagte in wenigen Worten, was ſich da ergeben: Der Andreas Krieſel ſei

zwar ein kleines Dieblein aus Genäschigkeit, weiter gehe seine Verderbtheit nicht. Wo es um eine Feuersbrunst hergegangen, da habe er unbedenklich sein eigenes Leben in den Handel gesetzt. Er frage den Dreihahn, ob er dem Schuster die Dummheit nicht etwa nachsehen wolle, da ohnehin für jede Birne ein Nasenstieber und für den Schweinsschlägel ein ausgeschlagener Zahn in Rechnung komme. Doch der Bauer verlangte für seinen Brandstifter zehn Jahre Kerker.

Der Richter gab dem Schuster einen vierzehntägigen Kotter und als der vorüber war, brach für den Kriesel eine andere Zeit an. Die Leute hatten den Fall viel beda'ßt und besprochen und nun erschien es ihnen so, als sei der arme Kriesel erwiesenermaßen ein besserer Mensch als manch anderer, der nie eine Birne gestohlen und auch nie seinen Leib aufs Feuer geworfen habe für das freilich von ihm gefährdete Gut eines andern. Und etliche meinten, daß die Roheit des reichen Dreihahnbauern viel schlimmer sei als die Dieberei des Schusters. Dieser Meinung war auch die Schwickel-Tochter Anda. Sie ließ dem Bauer sagen, er möge in seinen neuen Bräutigamstiefeln, wenn sie ihm überhaupt nicht zu schlecht wären, seiner Wege gehen, sie heirate nicht. Allerdings hat sie auch nichts davon verlauten lassen, daß sie den Andreas Kriesel heiraten würde. So viel aber hat sie vor kurzem angedeutet, daß es ihr just keine Unmöglichkeit dünke, sich an sein „breitdrucktes" Gesicht zu gewöhnen.

Aber der Kriesel überlegt sich's jetzt.

Der Prandtner Franz und seine Kameraden.

Prandtner Franz — was soll man dir auf deinen Bierkrug schreiben? Fürst Toppsteinischer Jäger, ist dir das genug? Andere haben auf ihrem Ton schöne Sprüchlein von Mut und Treue und allerlei sonstigen Eigenschaften, deren Gedenken den Trunk erst weiht. Na — du bist Fürst Toppsteinischer Jäger — auch gut. Erinnerst du dich gern daran, wie du's geworden bist?

Darf man davon sprechen, wie der Prandtner Franz nächtig in den Wald ging, nicht um Wildschützen zu fangen, wie jetzt, sondern um Böcke zu schießen, solange der Jäger womöglich noch in seiner Höhle lag? Aber er lag nicht immer, wenn du's dachtest. Eines Morgens, es hub kaum erst an zu grauen auf den schneebedeckten Bergen, stand er unter der Fichte, zwanzig Schritte von dir, und von seinem Gewehre hättest du selbst bei Tageslicht nichts gesehen, als ein kleines schwarzes Loch — weißt du? Du wolltest rasch in eine andere Weltgegend reisen, brachest aber mit jedem Sprunge tiefer in den Schnee, bis der Jäger gemütlich herüberrief: „Aber Franzl,

was plagst du dich denn so kindisch! Es geschieht dir ja nichts. Gib bloß einmal dein Gewehr her."

Und du? „Mein Gewehr", riefest du zurück, „das kriegst du schon lang' nicht, mein lieber Jäger."

„Wir wollen es gleich haben", sagt der Jäger und fängt an, herüberzusteigen.

Du rufest ihm entgegen: „Jäger, ich sag' dir's. Wenn du mich nicht in Fried lasst, so schieß ich! Anzeigen kannst mich, wenn du schon drauf anstehst. Wer ich bin, siehst du ja."

„Der Prandtner Franzl bist halt", sagt der Jäger, „ich werd' dich schon kriegen, du kommst mir nicht aus."

Darauf ist er davongegangen und du bist wieder dein eigener Herr gewesen. Es ist immer schön, wenn Jäger und Wildschütz gut auseinanderkommen, ohne daß es kracht.

Drei Tage später sind die Spitzhauben schon dagewesen, aber du hast ihnen ins Gesicht gelacht. „Wie? Ich soll auf dem Schottsattel gewesen sein, am Andreastag in der Früh? Na, dieser Jäger muß Schusterpech im Kopf haben anstatt Augen. Wo bin ich am Andreastag gewesen! O du lieber Gott! Da bin ich in aller Früh zu Trewang gewesen beim Engelamt. Wo ist Trewang und wo ist der Schottsattel!"

Dieweilen hat dir das aber nicht viel geholfen. Du hast mitspazieren müssen und in den Untersuchungskotter. Da hast du wieder gelacht. Einem geplagten Bauersmann schadet ein paar Tage Sitzen nichts und mit deinen Kameraden hast du es gut

verabredet. In so was verläßt einer den andern nicht. Keiner weiß, ob er nicht auch einmal eine verläßliche Zeugenschaft brauchen kann. Bei der Gerichtsverhandlung sind sie alle dagewesen, die Zeugen, die du aus der Nachbarschaft verlangt hast. Nach deinem Sprichwort kann ich schwören darauf, daß es lauter gewissenhafte Leute sind — aber wetten mag ich nichts! — Nun also hat einer wie der andere, ehe sie noch gefragt wurden, „der Wahrheit gemäß" ausgesagt, daß du an jenem Andreas-Frühmorgen in Trewang bist gewesen, beim Engelamt. Wenn man in Trewang beim Engelamt ist, so kann man zu derselben Stunde nicht auf dem Schottsattel sein, hat der Richter gemeint, und ich hätte auch so gemeint. Der Jäger hat scharf einen Eid verlangt. So frägt der Richter sänftiglich, ob sie auch einen Eid könnten ablegen, die Zeugen, daraufhin, daß sie den Prandtner Franz wirklich in der Kirche gesehen hatten? Haben sich die Zeugen einen Augenblick etwas absonderlich angeschaut. Sollten wir jetzt nein sagen, wo wir früher ja gesagt haben? Sollten wir als Lügner heimgehen? Sollten wir den Kameraden im Stich lassen, wo es doch heißt: deinen Nächsten sollst du lieben? — Natürlich schwören sie den Eid, einer wie der andere, alle, und was wahr ist, das muß wahr bleiben, der Franz ist in der Kirche gewesen zu Trewang.

„Auf das ist leicht schwören!" fährt der Jäger drein. „Die Hauptsache, daß er damals ist dort gewesen, in diesem Jahr am Andreastag, um sechs Uhr früh morgens. Schwört, wenn ihr könnt!"

Und sie haben darauf den Eid abgelegt, einer wie der andere, alle.

Dem Jäger ist blau geworden vor den Augen, er hat nicht gewußt, wie ihm geschieht. Aufs Kruzifix hat er geschaut, ob der Herrgott nicht den Arm loslöst und dreinschlägt. Mit leiblichen Augen hat er den Prandtner Franz gesehen auf dem Schottsattel, im Schnee stecken mit dem Gewehr; es war ja schon taglicht, hat mit ihm gesprochen und der Franz selber hat gesagt: Wer ich bin, das siehst du ja. — Und das alles soll nicht wahr sein. — An den Kopf hat er sich gegriffen mit beiden Händen. Ist es möglich? Ist es möglich?

„In der Dämmerung kann sich jeder irren und am Frühmorgen ist der Mensch noch verschlafen", hat der Richter gesagt, „sie haben den Eid abgelegt, da läßt sich nichts machen."

Sohin hat der Jäger mit Schand und Spott abziehen müssen. Ein anderer an seiner Stelle würde wohl auch einen Schwur getan haben, daß er keinen Wildschützen mehr laufen läßt, daß er jedem das Merkzeichen aufs Fell brennen wird. Nicht so der alte Jäger. Den hat's zu arg geekelt und er hat zu seinem Herrn gesagt: „Hoheit, halten zu Gnaden. Wenn es so zugeht auf der Welt, da mag ich nicht mehr mittun. Ich bitte untertänigst um meinen Abschied."

Und nachdem er das drittemal um den Abschied ersucht, hat den der Fürst nicht verweigern können. Und war jetzt die Verlegenheit da. Woher sogleich einen Jäger nehmen? Die Wilderer mehren sich von

Tag zu Tag, das ganze Revier verdirbt, wenn kein Jäger ist.

Solcher Zustände hast du dich erbarmt, lieber braver Prandtner Franz. Und hast es dem Fürsten in schicksamer Weise wissen lassen, daß du dich vielleicht bewegen ließest, falls Seine Hoheit einen tüchtigen und verläßlichen Jäger suchte.

Der Fürst hat sich gedacht: Soviel man hört vom Prandtner, ist er ein tüchtiger Kerl, der vor einiger Zeit sogar den Prozeß gegen einen Jäger gewonnen hat. Und sei es, daß der Mann wirklich wildert, so wissen wir, daß gerade die passioniertesten Wildschützen später die besten Jäger werden.

Etliche Tage nachher bist du Fürst Toppsteinischer Jäger geworden. Allen Respekt! Und wahrlich, Seine Hoheit hat sich nicht geirrt. So viele Wildschützen hat keiner erwischt und eingeführt als du, dieweilen du ihre Schliche allzu gut kennst.

Aber der Sager Mirtel war doch einer, der sich von dir nicht fangen lassen wollte, oben damals auf dem Edelanger. Seine Rohre waren schon losgepfeffert, so hat er ein anderes Mittel versucht, um den fürstlichen Jäger zu bändigen.

„Du Franzl!" hat er gesagt. „Weißt du, wo du jetzt wärest, wenn wir, deine Kameraden, nicht für dich Zeugenschaft abgelegt hätten?"

„Du meinst, im Rotter dürfte ich sein", darauf deine gemütliche Antwort, „du, das wäre schon möglich. Aber was willst du denn? Ich bin halt zufällig nicht im Rotter, bin der Herrschaftsjäger und

habe jetzt einen gutgeladenen Doppelstutzen in der Hand."

Darauf der andere, der freche Besen: „Und glaubst du nicht, daß wir dir schaden könnten, wenn wir jetzt aussagen, daß du damals halt doch auf dem Schottisattel gewesen bist?"

Er hat geglaubt, niederwerfen wird er dich mit solcher Rede, du aber hast ihn frisch ausgelacht.

„Schau, Mirtel", hast du gesagt. „Du bist zwar ein durchtriebener Schelm. Du wärest es schon imstand, einen andern ins Unglück zu stürzen, wenn er nicht ein bissel gar zu fest tät' stehen. Aber für so schlecht hätte ich dich nicht gehalten, daß du dich selber auf sieben Jahr ins Zuchthaus bringen wolltest. Ein falscher Eid kostet so viel, kannst mir's glauben."

„Du bist ein Teufel!" hat der Mirtel geknirscht.

„Das ist übertrieben", sagst du, „ich bin bloß ein Jäger, der jetzt den Wildschützen ins Tal treibt. Na, wird's?"

Und hast ihn vor dir hergetrieben, immer den Finger auf dem Hahn, falls der Mirtl was Ungebührliches gegen dich hätte unternehmen wollen. Und das war eins. Wirst dich mit Vergnügen erinnern, wie du im Lauf der Zeit alle jene Zeugen, die dich damals herausgelogen hatten, als Wilderer in den Kotter geführt hast. Dafür ist deine Hoheit, das heißt Seine Hoheit schon erkenntlich gewesen und hat dir ein gülden Verdienstkreuzlein, oder so was, an die Lodenjoppe geheftet.

Ist auch feiner und angesehener, als wenn beim Wirt auf deinem Bierkrug das Sprüchlein stünde: „Ehrlich und treu und tapfer dabei.“ — Du gehst überhaupt nicht mehr zum Wirt, weil dort deine früheren Kameraden immer stänkern und weil einige Gefahr vorhanden ist, du könntest auf dem Heimweg bei der Nacht einmal durchgedroschen werden. So Spitzbuben wären imstand und legten nachher darauf, daß sie's nicht gewesen, einen falschen Eid ab. — Adieu, schlechter Kerl! Nichts für ungut.

Mehr linkerhand.

Schöner Antrod, ich frage dich: Wird dir die Zeit und Weil nicht lang, ſo allein in der Wildnis? Draußen die weite, lichte Welt, und hier ſtehen die ſchwarzen Bäume davor, und die hohen Berge machen eine Mauer zwiſchen dir und der weiten Welt, von der man dir lieber nichts ſollte ſagen. Doch denke — draußen leben ſie, die Leute! Weißt du, was das heißt leben? — Atmen und Jauchzen, ſagſt du. O Gotteskind, wie haſt du recht! Aber ſie meinen was anderes, du verſäumſt ja. Sie haben Häuſer, höher wie ein Baum. Sie trinken Wein, mehr wie du Waſſer. Sie nehmen unterſchiedliche Mädeln um die Mitten, und du wagſt an das eine kaum zu denken. Sie machen Lärm und Muſik allerlei, aber jauchzen, wie du, das können ſie nicht.

Sie können nicht jauchzen. Oder recht geſagt, ſie können nicht leben. Du liebſt und lachſt und lebſt. Glaubſt du das? Du weißt noch nichts, aber die Stunde kommt. Fühlſt du nicht den Uhrenſchlag in den Schläfen? Aus grünem Moos iſt dir ein weicher Polſter geflochten, ganz zarte rote Knöſpelein

ſind hineingewoben, man ſieht ſie kaum, ſo tief hocken ſie noch im Neſtel, aber ſie mögen ſich ſachte ſtrecken, ſie wollen heraus und ſie kommen heraus, und in hellen Freuden wirſt du erſtaunen, wenn rings um dich auf langen Stengeln die Röſelein ſtehen und ſchalkhaft die Köpfe ſchütteln und beiſtimmend die Köpfe neigen zu dem, was du dir denkſt. — Junger, ſchöner Knabe, was denkſt du dir denn?

Die ſchlanken Beine ſtreckt er aus, die Arme hat er unters Haupt gelegt, und mit dem Steirerhütel hat er ſich das Haupt zugedeckt. Als wollte er ſchlafen, ſo tut er, der Schelm, aber nur darum deckt er ſein Geſicht zu, weil er fürchtet, die Finken könnten ſeine Gedanken erraten. Denn auf ſeinen Wangen blühen und in ſeinen Augen glühen ſündhaft wunderſame Gedanken. Daß er vor den Vöglein kein Geheimnis zu hüten braucht — weiß er denn das doch nicht? Er meint, was Leute nicht wiſſen dürfen, müſſe aller Kreatur verborgen bleiben. Ein Eidechschen, leicht und lind wie ein Schatten, gleitet über ſeine Beine, über ſeine Bruſt, und huſcht ins Heidekraut hinein und erzählt es munter ſeiner Familie, was es erfahren hat. Auf dem Mooſe liegt ein junger Menſchenmann, der iſt verliebt und weiß es nicht. Verliebt ſein und es nicht wiſſen! Die kleine Krokodilenbrut lacht aus ihren breiten Mäulern, aber ſo leiſe, daß man's nicht hört.

Antrod ſchließt die Augen und ſieht ſeine Schäflein im Pfränger, und wie ſie ſich ſelbander ergötzen. Mit offenen Augen hat er das noch nie ſo ſchön ge-

ſehen, als jetzt mit geſchloſſenen. Aus der Ferne des Waldes gellt ein Schrei. So ſchreit ein Geſchöpf in der Not. Es kommt näher, es iſt ein ſchrilles Röhren, dem Schäfer wird angſt und bang. Durch das Dickicht zuckt es, kniſtert es, eine Hirſchkuh fliegt vorbei und hinterdrein der Hirſch mit hochgetragenem Geſtämme. Unter ſeinen Füßen kracht dürres Gefälle, an die Bäume ſchlägt das Geſtämme, daß es klingt; ſein Röhren geht durch Mark und Bein.

Antrod kann nicht mehr liegen im ſchattigen Mooſe, er ſpringt auf und ſchüttelt das Haupt, daß die blonde Mähne fliegt um die Achſeln. Zu enge iſt ihm ſein Gewand, das Wams will er locker neſteln, es beben ihm zu ſehr die Hände. — Biſt du denn ſo krank geworden, ſchöner Antrod? — Er weiß im Wald ein Waſſer, dort will er ſich kühlen. Weiße Birken und grüne Lärchen necken ihn mit ihren Zweigen, als er dahinſtreicht. Zwiſchen ſilberluftumwobenen Kronen fällt ſchwerer Sonnenſchein auf ihn herab. In verborgener Schlucht iſt ein Tümpel. Der iſt mit dichtem Junggeſtämme umgeben, aus tiefem, glasklaren Waſſer ſchimmert hellgrünes Pflanzengefilze und weißes Geſtein. Kein Tierlein ſieht man zucken in dieſem Waſſer, das man für klare Luft halten könnte, wenn am Ufer nicht die Ränder gezogen wären und die Oberfläche nicht manchmal leichte Kreiſe zöge. Zuweilen, Antrod, biſt du davor geſtanden und haſt in die Tiefe geſchaut, wie die Waſſerpflanzen ſich linde wiegen und wie zwiſchen den weißen Steinen kleine Silberperlen aufſteigen. In den kurzen, nebel-

dunklen Wintertagen, wenn alle Bäche und Tümpel sonst ihre Eisschollen haben, ruht dieses stille Waldauge offen da und schaut ins schneeschwere Gewipfel auf, das sich in ihm spiegelt. Und im Sommer, wie oft hast du dich in diese feuchte Wiege sinken lassen, und war dir doch nie so schwül wie jetzt! — Zu diesem Wasser, mein heißer Junge, willst du nun, um dich zu laben. Aber du kommst nicht ganz hin, denn es ist schon jemand da, vor dem du grausam erschrickst. Dort, wo das Wasser seicht im lichten Sand des Grundes verlauft, steht barfuß drin die Hirtin Mana und wäscht ein kohlschwarzes Zicklein. Mit einem zähen Graswisch reibt sie ihm Rücken und Köpflein, Brust und Bauch und Beine, und zwar so flink und derb, daß das Böcklein meckern muß vor Schmerz oder vor Wohlbehagen — man weiß das nicht. Antrod duckt sich hinter einen Wachholderstrauch und ächzt, als ob ihm gleiche Unbill widerfahre. Durch seinen Leib kribbelt und krabbelt es und er denkt noch in seiner süßen Qual: Vielleicht ist es das, was man sterben heißt.

Als das Ziegenböcklein gewaschen ist, läßt sie es laufen. Aber es lauft nicht weit, es steht am Ufer und schaut munter auf die Hirtin hin, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, den Spaß zu wiederholen. Sie aber kümmert sich nicht weiter um das Tier. Sie lugt ringsum zwischen das Gestämme hin, ob wohl sonst kein Auge nahe sei, als das ihre und das des Zickleins und das glühende Sonnenauge am hohen Himmel. Wachholdersträuche sind dicht und haben blaue

Beeren und gehören Unſerer lieben Frau. Daß Schäfer dahinter ſtecken können, kommt der Maid nicht in den Sinn. Sie neſtelt das Band ihres weißen Strohhutes auf und ſchleudert ihn luſtig ins Moos. Da ſieht man ihr braunes Rundgeſicht, da blinkt es weiß in ihren Augen und weiß zwiſchen den kirſchreifroten Lippen. Sie löſt das leinene Buſentuch ab und hängt es an den Aſt eines Gräſſings. Da glaubt Antrod, er ſähe ihr ſchneeweißes Hemde — aber das iſt es nicht, ſie hat keins an. Da hat er immer gemeint, ſie ſei ein ſchwarzbraunes Mägdelein, und jetzt — er beginnt zu zittern am ganzen Leibe. Sie löſt den Gürtel, um ins Waſſer zu ſteigen; da ſpringt er auf hinter den Büſchen und ſpringt davon mit großen, ſchweren Schritten, unter denen das Reiſig kniſtert. Sie hat das Haupt in die Flut getaucht, hört und ſieht nichts, empfindet nichts, als daß es eine Wonne iſt, in dieſem kühlen, weichen Bade ſich zu wiegen.

Antrod kann nichts denken, nur fühlen, daß alle Seligkeiten der Erde ſich plötzlich vereinigt hätten, um ihn zu verfolgen und zu erdrücken. Wonnig und ſchwer wie Föhn ſenken ſich ihre Flügel über ihn nieder, daß der Atem ſtockt. Rechts iſt der Waldſee, ſo trachtet er nach links; die einzige Rettung iſt Flucht. Er wollte es gerne leiden, was zu leiden iſt, aber ſie ſtirbt, wenn ſie ihn ſieht am Ufer ſtehen, wenn ſie untertaucht und nicht mehr herauskommt. — Alſo linkerhand, immer linkerhand, weit ab von dem gefährlichen Waſſer. Die Zweige der Jungkiefern fahren ihm wie unwirſche Pratzen ins Geſicht: Ein

dummer Junge biſt du! Buchenblätter ſtreichen an ſein Haar: Lauſe, mein guter Knab, lauſe, ſo ſchnell du kannſt! Aber noch mehr linkerhand mußt du dich halten! Durch den jungen Fichtenwald, wo er am dichteſten iſt, will er ſich bohren, ſie ſollen ihn nur peitſchen mit ihren ſcharfen Nadelzweigen, peitſchen bis aufs Blut; es ſteht ſo mit ihm, daß aller Schmerz zur Luſt iſt. Ein Fußſteig zieht quer durch den Wald; am dürren Baumſtrunk iſt ein ſchlecht geſchnitzter Pfeil genagelt, der iſt ſchon verwittert und weiſt rechterhand gegen die Wallfahrtskirche zu den vierzig Märtyrern. Linkerhand, linkerhand! trällert ein Vöglein im Aſtwerk. Der Schäfer folgt ihm, ach ja, aus Angſt, die Richtung nach rechts könne ihn wieder dem Tümpel zuführen. Oder hat er überhaupt ein anderes Denken, ein anderes Fühlen als: Linkerhand? — Im dunkelſten Dickicht ſchreckt er eine kleine Rehfamilie auf; die Tiere laufen nicht davon, dieſer, meinen ſie, ſei heute nicht gefährlich. Aber mehr linkerhand, raten ſie, mehr linkerhand. O Antrod! Wie kannſt du die Sprache des Rehes verſtehen? Hörſt du denn alle Tiere in dir ſprechen? — Alſo noch mehr linkerhand. Immer durch dichtes Geſtrüppe, wovon das Brombeerenſtrauchgeſchlinge Wunden reißt in ſein linnenes Höslein. Talwärts kommt er in eine Schlucht, und das Dickicht mit ſtrammen Armen durchbrechend ſieht er: Vor ihm liegt ein See. Zwiſchen Geſtämme ein kleiner, dunkler See — er hat nie von ihm gehört. Da will er hinab. Raſch wirft er die Kleider von ſich und dort, wo es am tiefſten iſt,

ſtürzt er ſich mit vorgeſtreckten, aneinandergehaltenen Händen kopfüber ins Waſſer. Ziſcht es denn nicht, ſchöner Antrod, wenn eine ſolche Glut ins Waſſer fällt? — Faſt treibt er hinab, bis wo die Waſſerpflanzen ſchaukeln, da hebt es ihn wieder ſanft und hoch, da taucht ſein mähniges Haupt wieder empor in die Luft, dann gellt ein Schrei dort mitten auf dem See. — Weißt du es nun, junger Schäfer, daß du linkerhand, immer linkerhand einen Kreis biſt gelaufen bis wieder zurück zum ſchönen Tümpel, wo Mana ſich badet? —

Vor Schreck darüber, daß nichts mehr zwiſchen ihnen iſt als weiches Waſſer, müſſen ſie wohl ohnmächtig geworden ſein, denn ſie ſinken beide. Aber ſie müſſen ſich gegenſeitig vor dem Ertrinken gerettet haben — denn in den nächſten Tagen ſah man den Schäfer und das Ziegenhirtenmädel nebeneinander dahingehen über die grüne Weide. Ganz ruhig ſind ſie geweſen und freundlich miteinander und unbefangen haben ſie ſich ergötzt an den munteren Scherzen ihrer Herden.

Sie konnten zuſammen nicht kommen.

Der Halter vom Schieberpaß ſprach im Dorfe beim Kaufmannshaus zu, nachdem er ins Auslagefenſter geguckt hatte, ob auch Kirſchbranntwein oder Weichſelgeiſt vorhanden wäre. Er ſah ſo etliche Flaſchen, es konnte aber auch Öl ſein oder Sauerwaſſer. Dann trat er ein: „Guten Morgen, Frau Stäuberin!“

„Ja, was willſt denn?“ Damit ſtand ſie vor dem Jungen in ihrer ſtattlichen Geſtalt. Das lichte Haar hatte ſie kranzartig um das Haupt geflochten und der lange, dunkelblaue Kittel rauſchte, weil er geſtärkt war. — Wenn nur ich auch geſtärkt wäre, dachte der Hirte und lugte gegen eine der Flaſchen. „Der Wirt braucht einen Sack Reis und ich ſoll ihn gleich mitnehmen. Zahlen tut er ſelber.“

„Eilt nicht“, antwortete ſie und ließ ihm das Verlangte in den Korb packen.

„Haben's da auch Tabakpfeifen feil?“ fragte der Bote etwas ſtotternd.

Die Frau zog aus dem Pult eine Lade, da drin-

nen gab's derlei. Der Junge nahm eine hölzerne Tabakspfeife in die Hand, dann ein Pfeifenrohr, dann ein Taschenmesser, dann einen messingenen Uhrschlüssel, dann einen blechernen Handspiegel, drehte solche Dinge eine Weile über und über und legte sie wieder in die Lade zurück.

„Haben's da auch einen Weichselgeist?" fragte er dann langsam.

„Willst was oder nicht?" fragte die Kaufmannsfrau und faßte die Lade fest an, daß der Inhalt reizelte.

„Hab' eh kein Geld", antwortete der Halter träge und wandte sich unentschlossen dem Ausgang zu. Als er schon draußen auf dem Antrittsstein stand, kehrte er wieder um und sagte: „Bei der Frau Stäuberin han ih was auszurichten. Von der Alm. Vom Latschenwirt. Er laßt sagen, die Frau sollt' doch bald einmal hinaufkommen zu ihm."

„So, der Latschenwirt?" Ihr rundes rotes Gesicht war auf einmal noch viel röter. „Gehst eh gleich wieder zurück?" fragte sie den Jungen. „Nachher sag' dem Latschenwirt, du hätteſt deine Post ausgerichtet und die Frau Stäuberin hätt' gesagt, er hätt' nach Nigelbach nicht weiter, wie sie auf die Alm, und herab ginge es leichter wie hinauf. Hast es gehört?"

„Jo." Er stand und starrte drein und rührte sich nicht.

„Was willst denn noch?"

„Der Latschenwirt hat gesagt, ich tät gewiß ein

Stamperl Weichſelgeiſt kriegen. Zum Botenlohn. Bei der Frau Stäuberin."

„Schau du?" und ihr Rundgeſicht ſchmunzelte nicht uneben. „Daß mir deine Poſt ein Stamperl Weichſelgeiſt wert wäre, meint er? Recht iſt's, da, komm' her einmal!" Sie nahm eine der Flaſchen und goß ein winziges Kelchgläschen voll. Der Junge ſetzte an und trank den roten Geiſt wie Waſſer und verkutzte ſich dabei, daß er ganz blau wurde und die Kaufmannsfrau ihre Hand wohl zehnmal auf ſeinen Rücken ſchlug, um ihn wieder zu Atem zu bringen.

Als er am ſelben Abend oben im Gebirge beim Latſchenwirt zuſprach, erzählte er, einen Weichſelgeiſt hätte er wohl bekommen und Schläge hätte er auch bekommen.

„Und was hat ſie geſagt? Kommt ſie einmal herauf?"

„Das weiß ich nit."

Dachte der Latſchenwirt: 's iſt wohl allemal am geſcheiteſten, man gibt dem Buben einen Kreuzer und geht ſelber.

Nur war es leider, daß er ſelber nicht gehen konnte, ſo flink ſeine Beine auch geweſen wären. Das Gehen hätte ihm viel weniger Mühe gekoſtet als das Bleiben, und das Sprechen viel weniger als das Schreiben, aber endlich war der Brief doch fertig:

„An die ehrſame Frau Amalia Stäuberin, Kaufmännin in Migelbach.

Vor etlichen Tägen habe ich einen Boten geſchickt, der iſt nix nutz geweſt. Wann mein Brief

mit mehr ausrichtet, alsdann tut's mir leid ums Schulgeld, das mein Vater für mich hat springen lassen. Ich selber kann jetzt nit los vom Wirtshaus, jetzt im August ist die beste Zeit und darf man keinen Gast versäumen. Wenn ich ein Weib hätt', alsdann kunnt ich schon weg und alsdann wollt' ich wahrscheinlich nicht weg, weil's daheim im Nest auch schön warm sitzen ist, gelt? Wir wissen's halt allzwei beide, wie das ist verheirater Weis', haben's gleich' Unglück ausgehalten, und dessenthalben sollten wir auch jetzt allzwei beide nach dem gleichen Glück greifen — verstehst? Seit meinem letzten Aufenthalt in Migelbach, wo ich bei dir den guten Kaffee hab' getrunken, muß ich alleweil dran denken. So ein Weiberl, das guten Kaffee kocht, tät mir halt taugen — und sonst auch. Ist bei der Wirtschaft der Mann, so fehlt's Weib, und du wirst wahrscheinlich 's Umgekehrt sagen können, gleichwohl ich weiß, wie tüchtig du seit deines Alten Absterben haushalten tust. Im Alter hätten wir auch keinen großen Unterschied und jetzt bin ich bei dem guten Rat, Frau Stäuberin, du sollst mich zum Mann nehmen. Spaß und Ernst auch, du wirst mit mir zufrieden sein. Willst überhaupt, so sag's, in Kleinigkeiten, wo wir etwan nicht gleich sind, werden wir schon gleich werden. Ich beschließe mein Schreiben, bei dem ich eh bin schwitzend worden, und verbleibe dein aufrichtiger Freund Stefan Mairinger.

Einen halben Laib Emmentaler Käse und zwei Kilo Sechzehner-Kerzen kannst mir auf Rechnung schicken, mit dem Steinführer."

Mehr als ein Tintenſchweinchen unterbrach die Schrift, die Zeilen waren auch etwas ungleich, hier ſo eng beiſammen wie ein zärtliches Ehepaar, dort ſo weit auseinander, wie zwei Leutchen, die zur Eheſcheidung laufen. Oder ſteht zwiſchen den Zeilen etwas? Nein, der Mairinger ſagt's ganz ehrlich heraus, was er will — heiraten will er.

Die Frau Stäuberin hat ſchon eine zierlichere Schrift und treibt auch nicht Schweinezucht in ihren Briefen. Alſo antwortete ſie ihm ſittſam:

„An den hochgebornen Herrn Stefan Mairinger, Latſchenwirt auf dem Schieberpaß.“ Wenn einer ſo hoch auf der Alm daheim iſt, da muß man ſchon „hochgebornen“ ſchreiben! denkt ſie und kichert.

„Dein liebes Schreiben nehme ich für Ernſt, erſtens, weil man mit ſo wichtigen Sachen keinen Spaß treibt, und zweitens, weil es einem Frauenzimmer mit dem Heiraten allemal gleich ernſt iſt, wenn nur ein Mann halbwegs an die Tür klöpfelt. Wenigſtens ſtehen wir im Ruf, daß wir ſchier nit derwarten mögen, bis einer kommt — wer den Ruf aufgebracht hat, weiß ich nicht, wir Weibsleute ſind überhaupt ſo, wie uns die Männer herrichten. Das kannſt dir gleich merken, ſollſt einmal mit mir nicht zufrieden ſein. So, jetzt habe ich ſchon ja geſagt. Wenn du ein Weib brauchſt und ich einen Mann, da gibt's freilich kein beſſeres Mittel, als zuſammenheiraten. Komm' nur ehzeit herab, daß wir alles ausreden können, und ſollten ſich derweil ein paar Gäſte verlaufen, ſo mußt halt denken, beſſer die Gäſte als die

Braut. Käse und Kerzen gehen mit dem Steinführer ab. Deine aufrichtige Freundin
Amalia Stäubinger."

Als sie den Brief durchgelesen hatte, hieb sie mit der Faust drauf. Ist's gut? Den Mannsbildern darf man keine Verliebtheit zeigen. Nicht einmal, wenn eine vorhanden ist. Wer gern kauft, dem schätzt man die Ware gleich teurer. Ist einmal so. Vielleicht habe ich ohnehin zu viel gesagt, daß er mir's nachher vorwirft, ich hätt' nach ihm geplangt. Zerknittert ist jetzt das Papier auch. Ei was, ich schreib' noch einmal. Sie schrieb den Brief das zweitemal:

„An den Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Paß.

Dein Schreiben verstehe ich nicht und wenn du was willst, so mußt schon so gut sein, selber kommen und anfragen. Amalia Stäubinger."

Das ist besser.

Auf den Stefan Mairinger machten die paar Zeilen gar keinen üblen Eindruck. Recht hat sie. Das Heiraten ist kein Briefwechsel, da muß man selber zusammenkommen.

Beim nächsten Rebeltage, als kein Tourist vermutet wurde, sperrte er sein Wirtshaus zu, die alte Magd, der er's nicht anvertrauen mochte, schickte er in die Preiselbeeren aus. Er selber ging ins Tal nach Migelbach.

Sie verabredeten es kurz und nüchtern.

„Über die ersten Dummheiten sind wir hinaus", sagte der Latschenwirt und betrachtete sich den nied-

lichen, mit Waren vollgepfropften Kaufmannsladen. Sie erkundigte ſich nach dem Ertrag des Latſchenwirtshauſes, und da dachte er, wirtſchaftlich iſt ſie und das iſt die Hauptſache. Dann begannen ſie Zukunftspläne zu machen, wobei ſich aber die Meinungen etwas komplizierten, ſo daß der Mairinger auf ſeinen Paß hinauf mußte, bevor ſie fertig werden konnten. Im Latſchenwirtshauſe begann er hernach die Ehekammer, die ſeit dem Tode ſeiner Erſten etwas öde und unordentlich geworden war, herzurichten. Schaffte ſich ein paar haarige Gemsfelle an als Fußteppich vor den Betten und rote Fenſtervorhänge, damit das kalte Licht, das von den Eisfeldern herabkam, in Roſen getaucht wurde.

Die Frau Stäuberin ließ ihr Haus weißeln, die Fenſterbalken grün anſtreichen und ſonſtiges inſtand ſtellen, damit dem neuen Herrn alles freundlich entgegenſchaut. Dem neuen Herrn? Es wäre nicht zu ertragen, wenn ſie nicht gleichzeitig die neue Frau über das Latſchenwirtshaus werden würde!

Als der Latſchenwirt demnächſt wieder zu ihr kam, hatte er ein Steirerwäglein bei ſich und zwei ſchwere Hengſte drangeſpannt. Sie wartete ihm Blumenkohl auf — in ihrem Garten ſtand noch einer; er aß davon mit Mäßigkeit und meinte, von Blumenkohl ſei er ein Freund, beſonders gern aber eſſe er Speckknödeln. Dann packte er mancherlei Lebensmittel auf den Wagen und die Frau dazu, und ſo fuhren ſie ſelbander davon durch das lange Schluchtental, hernach durch Wälder und über Almen hinan,

am Quarzſteinbruch vorbei bis zum Bergjoch. Dort oben ſtrich ein ſcharfer Wind, Frau Amalia zog die Tuchjoppe enger zuſammen und ſagte: „Huſch, huſch! Das iſt ja ein Bärenloch, da heroben!“

„Aber eine ſchöne Ausſicht, gelt? Man ſieht ſogar die krainerischen Berge.“

„Um die geht's mir nicht“, antwortete ſie, „mir ſind ſchon die ſteiriſchen zu viel.“

In der Wirtsſtube waren Gäſte, mit denen die alte Magd nichts anzufangen wußte. Wenn der Menſch geſtehen muß, daß er keinen Kellerſchlüſſel hat, ſo iſt das nicht bloß darum zuwider, weil er dem Durſtigen keinen Wein vorſetzen kann, ſondern vielmehr wegen des damit bekundeten Mangels an Vertrauen, den eine alte Magd, die redlich durchs Leben gegangen iſt, nicht ertragen kann, ohne ſich in einem Winkel zu verſtecken und zu Tode zu ſchämen. Die Alte ſchämte ſich nicht zu Tode, ſondern durchſtöberte das ganze Haus, als ob der Kellerſchlüſſel bloß verlegt wäre. Welch eine Erleichterung alſo, als der Wirt kam, und welch ein Schreck, als ſie an ſeiner Seite eine rundliche Frau ſah! Der Latſchenwirt ließ ſeiner werten Gaſtin Hirſchbraten mit Preiſelbeerſauce vorſetzen. Sie aß ein weniges, dann legte ſie Meſſer und Gabel auf den Tiſch und ſagte: Die Preiſelbeeren habe ſie ſehr gern, aber das Hirſchfleiſch modere ihr zu ſtark.

Der Wirt wartete nun, daß ſie mit den Gäſten, zwei ſcharf ausgerüſtete Hochtouriſten waren es, ein paar freundliche Worte wechſele oder ſie gar ein biß-

chen bedienen würde. Aber Frau Amalia blieb auf ihrer Bank feſt ſitzen und tat fremd. Er ſprach vom ungariſchen Wein und vom Flaſchenbier, ſie ſprach von Kaffee, Seife und Schnittwaren. Er ſprach vom Wirtsgeſchäft auf dem Schieberpaß, ſie von ihrer Kaufmannſchaft zu Migelbach. Ein groſſes, unerfahrenes Herz hätte meinen müſſen, dieſe zwei Leute paßten trefflich zuſammen; was er nicht ſei, das ſei ſie, und umgekehrt. Ein kleines, erfahrenes Weltherz jedoch hätte nach ſolchen Anzeigen geſchloſſen, das gehe ſchief; was er nicht wolle, das wolle ſie, und umgekehrt.

Indes freute Frau Amalia ſich an dem geordneten Anweſen auf dem Bergjoch, und Herr Stefan rechnete insgeheim aus, welch eine Summe das ſchöne Kaufmannshaus ſamt Geſchäft in Migelbach einbringen werde. So kamen ſie wohlgemut auseinander und bei der Heimfahrt, da ſie hinter dem Fuhrmann allein ſaß, konnte die Frau Stäuberin ihren Hochzeitsſtaat überlegen — ſie denke, einen Rock aus kirſchroter Seide, mit ſchwarzem Samtbeſatz, dazu ein Pariſerhütchen, wie es die Frau Kreisrichterin zu Martan trägt.

Einige Tage nach dieſer Zuſammenkunft kreuzten ſich zwei Briefe, der eine ging tal-, der andere bergwärts. Der erſtere war ſo geſtimmt:

„Liebe Mali!

Eigentlich fürchte ich's gar nicht. Du wirſt ſchon in die Wirtſchaft taugen da heroben, du wirſt noch eine prächtige Wirtin werden, wie du das Zeug haſt. Jetzt ſchaut's freilich noch nicht viel gleich bei mir,

aber wenn wir das Kaufmannshaus verkaufen, so bauen wir uns auf dem Sattel ein Fremdenhotel, wo ich schon lang dazu eine Freud gehabt hätt', aber alleweil zu wenig Geld. Das wird ein Geschäft werden im Sommer, wie kein zweites im Land, denn man muß mit dem Fortschritt halten und mein Vater selig hat oft gesagt zu mir: Bub, aus dem Latschenwirtshaus laßt sich was machen. Ich denk', liebe Mali, daß wir bald zum Pfarrer gehen, schreib' wann's Dir recht ist, bin allezeit bereit. Richt' nur Deinen Taufschein her und wegen's Katechismus, das G'sätzel von der Ehe wirst eh noch wissen. Ich hab's schier vergessen und muß nachbessern.

Dein lieber Stefan."

Der Brief, der diesen kreuzend vom Tal zu Berge ging, lautete also:

„Lieber Stefan!

Wir haben's letztens nicht recht ausgeredet und wirst eh froh sein, wenn Du vom Windloch da oben einmal befreit bist. Das Latschenwirtshaus geben wir derweil in Pacht, bis wir's gut verkaufen können. Das Migelbacher Geschäft vergrößern wir, mir liegt schon lang die Mehlhandlung im Kopf, vis-a-vis gegenüber von meinem Haus. In Wollstoffen wäre jetzt auch was zu machen. Werden schon zu tun haben allzwei und wird schon gesorgt sein, daß Dir nicht die Zeit lang wird in Migelbach, und mit Deinem guten Kopf lernst Du die Handlung in paar Wochen.

Kannst kommen wann Du willst, daß wir anfangen.

Deine Amalia."

Somit war das in allerbester Ordnung und die zwei Briefe, die sich schon am nächsten Tage wieder kreuzten, waren noch kürzer und deutlicher gehalten.

Der von oben: „Das wird wohl nicht geschehen, meine Liebe, daß ich mein Vaterhaus im Stich laß! Da wird wohl das Weib dem Mann folgen müssen. Richt' Dich nur zusamm'n! Dein Stefan."

Und der von unten: „Da werden's mich eher auf den Freidhof hinaustragen, als wenn ich ins Latschenwirtshaus hinaufgeh'. Willst die Kaufmännin haben, so wird Dir schier nichts anders übrig bleiben, als Kaufmann zu werden.

Deine Amal'a."

Nach diesem diplomatischen Notenwechsel zwischen dem Schieberpaß und Migelbach war es ein Weilchen still. Die Frau Stäuberin hatte schlechte Nächte und sie sann nach, wie der halsstörrige Mann doch herumzukriegen wäre, damit sie mit dem Erlös des Latschenwirtshauses ihre Handlung vergrößern könnte. Vor der Hochzeit, wenn man auch wollte nachgeben, so muß es doch nach der Hochzeit sein, daß ich mir meinen Kopf aufsetze. Und die Mannsbilder, wenn man ihnen nicht folgt, werden gern grob und nachher ist der Teufel los. Na, das kann eine zuwidere Geschicht' werden.

Da erschien eines schönen Tages der Hirtenknabe wieder im Kaufmannshaus bei der Frau Stäuberin — er hätte was abzugeben, und langte säumig ein Brieflein hin. Dieweilen sie dasselbe las, lugte er wieder auf die Flaschen. Fest überzeugt, daß heute

nichts für ihn ausfallen würde, wollte er den Weichselgeist wenigstens von außen ansehen. Mit den Augen kann man die ganze Flasche verschlingen, auch wenn sie einem nicht gehört, und kriegt doch keinen Rausch. Wie sehr war er verwundert, als die Frau Stäuberin ein Gläschen füllte und ihn freundlich einlud: „Geh her da, Bübel, und trink'. Da hast auch ein Zwieback zum Dazubeißen. Laß Dir nur Zeit und trink' aus, ich füll' schon noch einmal nach."

Und was stand denn in dem Brieflein, das sie so froh gemacht hatte? In dem Brieflein standen die paar Zeilen:

„Schätzbare Frau Stäuberin!

Ich hab' mir's überlegt. Es ist das Gescheitere, wir lassen's sein. Daß wir einander nicht ins Unglück bringen. Nix für ungut. Sei so gut, mir einen Zuckerhut und zwei Kilo Kaffee prima Sorte auf Rechnung zu schicken. Mit Achtung

Stefan Mairinger."

Thomas und sein Unglück.

Thomas Landstetter fuhr auf seinem einspännigen Steirerwöglein die Straße entlang. Es war ein schwüler Julitag und über den Bergen stand schweres Wettergewölk. Die einzige helle Wolke, die wie ein fabelhaft steiler Schneeberg hinter dem Tale emporstand, legte ein fahles Licht in die dunkelnde Bergschlucht; in diesem Licht hatte Roß und Wagen einen leichten mitlaufenden Schatten. Hoch am Berghang die Fichtenwipfel schlugen aneinander, auf der Straße spürte man nur kurze qualmige Windstöße, vor denen manches Staubhöslein keck aufwirbelte.

Thomas ließ die Peitsche pfeifen in der Luft, daß der Schimmel rascher trabe. Er hatte wohl Ursache, den Ausbruch des Gewitters zu fürchten, denn der Wagen hatte kein Dach und neben ihm kauerte, in die Pferdedecke eingewickelt, sein junges, krankes Weib. Die Wetter sind wüst in diesem Sommer und hatte er unterwegs gehört, daß es die Nacht zuvor im Hilmbachtal, dem er nun zufuhr, schlimm hergegangen sei. Das Wasser, das ihm aus diesem hei-

matlichen Tale entgegenkam, wälzte ſich ſchwer und trüb heran und überflutete in ſchlammigen Wellen die Ufer, dürres Geäſte, Baumrinden und Scheiter auf die Wieſen werfend. Vor zwei Tagen war er mit ſeiner Ottilie aus Altlechen im Hilmbachtale ausgefahren, gen Schellbach im Unterlande zu einer traurigen Pflicht. Den Vater ſeines Weibes, der dort Grundbeſitzer geweſen, hatten ſie begraben. Und ein paar Stunden nach dem Begräbnis, als Ottilie zur Heimfahrt in den Wagen ſteigen ſollte und noch vor der Haustür ihr Bündel feſter binden wollte, fiel ſie um und blieb liegen wie ein Stück Holz. Thomas riß ſie an ſich, aber ſie ließ Arme und Haupt hängen, in den halb offenen Augen ſah man nur das Weiße und zwiſchen den gepreßten Lippen kochte etwas wie Schaum hervor. Die umſtehenden Leute ſprachen ſchon davon, daß der Küſter die Sterbeglocke läute, da begann ſie allmählich wieder zu atmen, kam zu ſich, fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht, ſchaute mit großen Augen ihren Mann an und ſagte verwundert: „Was iſt denn jetzt geweſen? Bin ich denn eingeſchlafen?“ — Thomas hat ſpäter nachgedacht, wie ihm wohl in jenen Augenblicken geweſen ſei. Er wußte es nicht, hatte nur den Eindruck, es ſei ein Augenblick aus purem Stein geweſen. — Ans Herz ging es ihm eigentlich erſt, als ſie jetzt wieder zu ſich gekommen war und die Leute hin- und herredeten, das Weib ſei wohl zu bedauern, es habe die „hinfallende Krankheit“. War es ja ſelbſt ſein erſter Gedanke geweſen: Epilepſie! So weit er ſich an Leute, die die

Fallſucht hatten, erinnern konnte, es war ſo. Die Gemütsflut wegen des Vaters Tod wäre wohl die Urſache geweſen, und nun würde der Anfall von Zeit zu Zeit immer wiederkehren.

„Jetzt magſt den Herrgott wohl um Standhaftigkeit bitten, Bauer, jetzt iſt ein großes Kreuz auf dich vom Himmel gefallen!“ Alſo ſagte mit hoher, zarter Stimme der Totengräber des Ortes, weil er als einzige anweſende Amtsperſon ſich für verpflichtet hielt, ein gewichtiges Wort zu ſagen und den armen Leuten chriſtlichen Zuſpruch zu erteilen. Ein paar Nachbarsfrauen ſtimmten ihm bei: Wer dieſe ſchreckliche Krankheit einmal habe, der müſſe mit ihr in die Truhe ſteigen. Bei jedem Vorfall, bei jeder Freude und bei jedem Schreck komme der Anfall und die arme Frau würde ihr Lebtag die zerbiſſenen Lippen haben und die Beulen im Kopf vom Hinfallen und Mundkrämpfen! Das beſte ſei noch, ihr allemal ſchnell den Daumen aufzudrehen und ihr in die hohle Hand zu ſpucken, damit wenigſtens der böſe Feind über ſie keine Gewalt habe.

Mit ſolchem Troſte war Thomas davongefahren, an der Seite das Weib, das ein wenig fröſtelnd und erſchöpft dahinlag. Wenn er ſie nur glücklich möchte heimbringen nach Altlechen; dort bei ihrem Herde und beim klugen Doktor Waldmann würde ſie ſich doch wohl wiederfinden. Aber es iſt noch ſtundenlang dahin und das Gewitter, juſt zum Niederſtürzen, laſtet über den Bergen, wie der Kummer auf dem Herzen. Wenn ſie wenigſtens das Wirtshaus in der Brühl noch er-

reichten! Ehe sie zu demselben kamen, begegneten ihnen zwei Landwächter, die einen Mann vor sich hertrieben. Dem waren die Hände auf den Rücken gebunden und den grauen Filzhut hatte er bis über die Augen herabgestülpt. Thomas sah ihn, machte lebhaft eine kleine Bewegung und saß wieder fest. Sein Weib zupfte mit zwei Fingern das Kopftuch zurück, das ihr übers Gesicht hereingerutscht war und sagte: „'s ist frei zum Lachen."

„Dir ist jetzt besser, gelt?"

„Aber so eine Ähnlichkeit. Den sie dort dahintreiben — man meint, dein Bruder hätt's sein können, der Natzl."

„Ist dir das auch eing'fallen?" rief Thomas wie verwundert aus. Sonst sagte er nichts mehr, es sausten große Tropfen nieder. — Was mag das jetzt wieder sein? Da ist was geschehen. Gewesen ist er's sicher. Nach der Seite hat er sich gewendet, wie er unseren Wagen sieht. Sein Jähzorn, oder was — daß er mir nicht ins Gesicht sehen kann. Es mag mich aber doch auch betrogen haben. Es wäre nicht zu denken.

Endlich waren sie zum Wirtshaus in der Brühl gekommen. Dort gab's Verwirrung. Der Hausknecht war nicht zuhanden, so leitete Thomas das Gefährte unter ein breites Stalldach, hob sein Weib aus dem Wagen und sie stützend, schritt er mit ihr langsam ins Haus.

„Fahrst leicht jetzt aus, oder wie?" Mit diesen Worten begrüßte ihn der Wirt, dieweilen er hastig

ſchnaufend von Tür zu Tür eilte. „Im Hilmbachtal ſoll's ja ſchauderhaft ausſchauen. Iſt's denn wahr? Iſt's denn wirklich wahr, daß ganz Altlechen verſchüttet iſt?"

„Was redeſt denn? Ich weiß nichts, ich komm' vom Unterland. Was weißt denn, Brühlwirt? So red'!"

Der Brühlwirt wußte viel. Alle Fuhrleute, die vom Hilmbachtal herabkamen an demſelben Tage, hatten erzählt und nicht genug erzählen können. Der erſte wußte, der Bergſturz habe das halbe Dorf unter ſich begraben, die nachfolgenden ſprachen davon, daß Altlechen einfach nicht mehr exiſtiere. „Welcher Bergſturz? Was nicht exiſtiere?" So ſchrie Thomas heftig auf. Aber der Wirt wußte weiter nichts. — „Und der Ramesbauer, der Bruder?" — „Ja der Natzl, man ſoll dem Gerede gar nicht glauben. Seinen Nachbar ſoll er erſtochen haben." — „Welchen Nachbar? Wann? Warum?" Näheres wußte der Wirt nicht. Die Fuhrleute hätten es ſo eilig gehabt, ſie fürchteten, der See könne losbrechen jeden Augenblick und das ganze Tal mitſamt der Straße unter Waſſer ſetzen. — „Welcher See?" — Ja, es hieße, der Bergſturz habe das Waſſer geſtaut; oberhalb, wo Altlechen geſtanden, ſammle ſich ein See und wenn der Schuttwall bricht, ſei das ganze Hilmbachtal bis herab in die Brühl in größter Gefahr. Er, der Wirt, beobachte den Bach, der ſei des Morgens ſo klein geweſen, daß die Forellen verdurſtend auf dem Sand umhergelegen. Seit einer Stunde ſchwelle das Waſſer

unerhört schnell an und wenn jetzt das Ungewitter auch noch losbricht, wisse man nicht, was geschehen werde. — So der Brühlwirt. Länger hielt er nicht stand, eilte aufgeregt in seinem Gehöfte umher, mit den Knechten schreiend, die allerhand Geräte in die höher liegenden Gebäude brachten. Die Wirtin trug jammernd das Silbergeschirr zusammen in einen großen Korb und zwei Mägde führten Kühe und Kälber aus den Ställen und jagten sie den Berghang hinan.

Thomas, der Bauer von Altlechen, war starr.

„Das sind ja lauter Narren in diesem Haus!" sagte sein Weib, und sagte es ganz gelassen, „fahren wir heim, Thomas. Schau, es regnet ja gar nicht arg."

Er schaute sie an. Sie war jetzt plötzlich wie in gesunden Tagen, war schier gar nicht erschrocken. Wo alle Leute vor Entsetzen beben, war sie ruhig. Und das Hinfallende war nicht gekommen.

Es kann aber kommen, dachte Thomas, nicht einen Augenblick ist man sicher. Unglück über Unglück! So groß, daß es kein Mensch kann ausdenken. Und da soll die Krankheit ausbleiben? Es ist schon alles eins, wenn der Hof hin ist und das Gesinde und die Ehr', so mögen wir auch hin sein, soll alles miteinander zugrunde gehen. „Ja, Ottilie, fahren wir!" — Der losgebrochene See wird uns ein kurzes Ende machen. Ist am besten: Ich will von allem nichts mehr sehen, nichts mehr wissen. Eine verdammte Luderei ist alles miteinander. — In solch grenzenlose

Verzweiflung ſank er nieder, der Bauer von Altlechen.

Die Zechmünze warf er auf den Tiſch. Den Wein ließen ſie ſtehen im Glaſe, ſetzten ſich in den Wagen und fuhren davon. Ein feiner Regen ging nieder, daß die glitſchige Straße glänzte, im Bergwald war es ruhig geworden, zwiſchen dem ſich löſenden Gewölk blickte ein wenig blauer Himmel. Es duftete der Tann.

Thomas hieb mit der Peitſche heftig auf das Pferd ein, obſchon dieſes nach allen Kräften dahintrabte. Sie legte die Hand an ſeinen Arm: „Mußt nicht, Thomas, ſchau, es kann nicht ſchneller laufen.“

„Der Teufel ſoll's holen!“ knirſchte er, „alles miteinander ſoll der Teufel holen!“

„Ein biſſel ſollſt doch Gottvertrauen haben.“

„Wer? Ich? Gottvertrauen? Da müßt ich mir wohl ſelber ins Geſicht ſpucken.“

„Aber Mann!“

„Wenn einer noch ein ſchlechter Menſch wär'! So lang hab' ich gebetet alle liebe Tag: Bewahr' uns vor allem Unglück! Was hab' ich denn angeſtellt? Daß ich jetzt mit dem kranken Weib betteln gehen muß, und die Schand dazu? Seit die Welt ſteht, iſt in unſerer Familie kein Mörder geweſt! Und jetzt auf einmal hat der Teufel alles, was er weiß, über mich zuſammengeworfen. Meiner Seel, wenn jetzt das Waſſer daherkommt, ſchnurgerad' fahr' ich mit Roß und Wagen hinein, wo's am tiefſten iſt.“

„Schau, Thomas, mußt denken, einmal kommt

über jeden Menschen ein schwerer Schlag. Es wird nachher allemal alles wieder besser."

„Wenn mir der Teufel hilft, vielleicht!"

„Was du alleweil mit dem Teufel hast. Unser Herrgott ist da!" Sie sagte es mit sanfter Stimme, daß er es nicht sollte wie einen Vorwurf nehmen, denn er erbarmte ihr so sehr, daß sie nicht weiter sprechen konnte, so viel ihr auch noch einfiel, ihn zu trösten und aufzurichten. Der Wagen rasselte dahin, das Pferd stolperte auf dem Wege, der ausgewaschen und steinig geworden war; Thomas hieb mit der Peitsche drein, und daß er dreinhauen konnte, schien ihm die einzige Erleichterung zu sein. Sie lag wieder hingelehnt im Wagen, hüllte sich fröstelnd in den Rosen und unterdrückte oft einen Seufzer. Thomas begann zu murmeln. Er sah in sich den ungeheuren Schutthaufen auf dem Fleck, wo Altlechen gestanden. Die Kirchturmspitze ragt noch hervor, ganz schief, talwärts gedrückt. Und sein Hof? Eine feuchte, schmutzige Steinschütte mit zerbrochenen Waldstämmen bedeckt alles. Ein großer Hügel, und auf dem wird ein Galgen gebaut. —

„Das größte Unglück wär', wenn du den Verstand tätest verlieren," sagte sie.

Das belebte ihn fast. Ja, wahnsinnig, das wollte er sein, da konnte er sich gehen lassen, konnte selber Unglück sein, anstatt es zu tragen. Er freute sich an der Angst, die er seinem Weibe machte und er phantasierte weiter, so wie man halb wachend, noch im Traum befangen, mit stöhnender Stimme ein Un-

geheuer herausfordert. Das Weib hatte unter der Decke die Hände gefaltet und betete heimlich. Das Gewitter hatte sich allmählich verflüchtigt, doch als sie hinter der Schlurer-Schlucht ins Hilmbachtal einbogen, zogen hinter den fernen Rittfelsbergen neue Wolken herauf, dunkel und schwer. Von den Seitengräben herab schossen trübe Bäche, wovon mancher die Straße durchbrochen hatte, so daß der Wagen nur mit Mühe weiter kam. Das Wasser des entfesselten Sees aber war immer noch nicht gekommen. „So wird das ganze Tal ertränkt, wenn der Wall nicht bricht!" rief Thomas. „Lustig, lustig! Fahr' zu, alter Drache!" Und hieb auf das Tier ein.

Beim Gatterkreuz begegnete ihm der Sägemeister von Altlechen. Der hatte seine Pfeife im Mund, schritt ganz gelassen einher und setzte seinen Stecken fest auf den Boden.

„Aber, Simon, lebst noch? Lebst noch?" rief ihm Thomas zu.

„Freilich. Allweil noch ein bissel," antwortete der Mann und wollte vorübergehen.

„So halt still!" rief Thomas zornig und riß den Leitriemen zurück.

Nun blieb der Sägemeister stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Hast eine traurige Fahrt gehabt. An was hat's ihn denn so schnell gepackt?"

„Sag mir um Gotteswillen, Simon, wie schaut's aus in Altlechen?"

„So weit nichts Neues. Hochwasser hätten wir

bald gehabt. Vom Glöckelberg iſt eine große Lahn niedergegangen, hat den Bach verlegt. Die ganze Nacht hat ſie zu tun gehabt, unſere Feuerwehr, bis das Waſſer wieder zum Ablauf gebracht worden iſt."

„Aber mein Gott, es ſoll ja —. Es hätt' ja Häuſer verſchüttet, ſagen ſie. Das ganze Altlechen hätt's verſchüttet, ſagen ſie."

„Wann?" fragte der Sägemeiſter. „Ich komm' doch gerad' von Altlechen herab. Die Brunner-Müh! hat's weggeriſſen, ſonſt weiß ich nichts."

„Heiliges Kreuz! Aber ſo lügen!" Der Thomas und ſein Weib rieſen es mit kreiſchender Stimme. Und ſie lachten in freudigem Schreck.

Gelogen war's zwar nicht vom Brühlwirt und ſeinen Gewährsmännern, aber übertrieben war's, mächtig entſtellt und aufgebauſcht, wie jedes Ereignis, das ſich halb verhüllt vollzogen hat und dann durch vieler Leute Köpfe und Mäuler geht. Von Kopf zu Kopf vergrößerte ſich auch der Bergſturz, die Waſſerſtauung, es bildete ſich die Verſchüttung des Tales, der Untergang des Dorfes, und was die eigene Phantaſie ſchuf, als ſchon geſchehen oder geſchehend, das glaubten die Leute und ſagten es gläubig weiter und redeten ſich ſelbſt in eine Aufregung und Angſt hinein, der ſie dann zu entfliehen ſuchten.

Der Sägemeiſter ſagte noch: „Na, alſo, kommts gut heim!" und wollte weiter. Allein Thomas ließ ihn nicht, ſondern fragte: „Und ſonſt auch nichts? Wirklich nichts ſonſt?"

„Was denn? Wo du erſt ſeit ein paar Tagen fort geweſen biſt, wird weiter viel Neues geſchehen ſein! Sei froh. Das Neue iſt eh' ſelten was Gutes."

Thomas wurde mutiger: „Was iſt's denn mit meinem Bruder, dem Ramesbauer?"

„Ah, das meinſt. Haſt ſchon gehört davon? Beim Raufen geſtern im Lindenwirtshaus. Mit dem Sandbichler ſoll er ins Raufen gekommen ſein. Zuerſt halb Spaß, nachher Ernſt, wie das ſchon immer einmal geht. Ein Handſchurf, mehr Blut als Wunde. Aber den Sandbichler, hab' ich gehört, ſollen doch die Standarn heut' abgeholt haben."

„Den Sandbichler abgeholt? Ich hätt' gemeint, meinen Bruder hätten ſie fortgeführt."

„So, deinen Bruder?" lachte der Sägemeiſter. „Nachher iſt's wohl umgekehrt und ich hab' nicht recht verſtanden. Der Ramesbauer wird den Sandbichler angeſtochen haben, ſo wird's ſein. Na, ich ſag's ja, das verflucht' Raufen allemal. Ein paar Tag kann's ihm ſchon koſten. Ja, Leut', ich verweil mich. Behüt euch Gott beieinand!"

Ein Fuhrmann mit ſeiner Blockfuhr kam heran, auch von Altlechen. Der ſagte auf Thomas' Befragen ähnlich aus. Altlechen ſtehe, wie es geſtanden, den Ramesbauer aber hätten ſie zum Bezirksgericht gebracht, weil er gegen den Sandbichler ein wenig gewalttätig geworden wäre. Der Doktor Baldmann hätte aber geſagt, in einer Woche ſei die Wunde heil.

Als dieſe Berichterſtatter davon waren, hieb

Thomas nicht mehr aufs Pferd ein, sondern stieg vom Wagen, streichelte es und nannte es ein gutes Tier. — Ja, das war einer von denen, die des Herrn Prüfung noch nicht bestehen. Im Glücke sind sie freundlich und gerecht und schöner Grundsätze voll. Kommt Widerwärtiges, sofort werden sie ungeduldig, roh, rücksichtslos und geraten in Verzweiflung. Was half es, daß der Wildling ob seiner wahnsinnigen Auflehnung sich jetzt schämte vor dem Pferd und vor seinem Weibe? Dieses hatte nun gesehen, daß noch eine ganz andere Glut notwendig sein wird, um das Gold in ihm zu läutern. Wie männlich er auch dagestanden war als ihr Gebieter und als Großbauer in Altlechen, wie er dem Gesinde auch den Herrn zeigen konnte und sein Recht und Ansehen sich zu wahren wußte im Dorf — ein wirklicher Mann war es doch nicht, das hatte sie jetzt erfahren. Nicht einmal gesehen hatte er das Unglück, nur auf Hörensagen-Nähe war es ihm gekommen und er bricht ein wie morsches Holz! — Das war dem Weibe weit härter auf die Seele gefallen, als der Tod ihres alten Vaters, als ihre eigene Erkrankung, aus der er so trostlose Vorstellungen machte, anstatt sie zu trösten.

An demselben Abend, als nunmehr wirklich am Fuße des Berges Altlechen vor ihnen dalag und die Abendsonne — das Gewölke durchbrechend — auf die weißen Mauern, roten Holzwände und silberig schimmernden Bretterdächer schien, hielt Thomas die Hände zusammen. Es war ihm ums Beten. Er rüttelte sein Weib, daß sie mit ihm laut bete; er ahnte

nicht, daß ihr Denken und Empfinden während der ganzen Fahrt ein ununterbrochenes Gebet gewesen war.

Endlich in seinen heimatlichen Hof gekommen, der unversehrt und traut seine stattlichen Gebäude um ihn auftat, ließ Thomas den Arzt holen und klagte, sein Weib hätte die Fallsucht bekommen.

„Unsinn!" sagte der Doktor und ließ sich alles erzählen. Dann erklärte er das plötzliche Bewußtlosswerden und Hinfallen für einen gewöhnlichen Ohnmachtsanfall, verursacht durch die vorhergegangene schlaflose Nacht, die weite Fahrt, die Aufregung beim Begräbnisse und vielleicht mitverursacht von einem jungen hoffenden Zustande, zu dem Anzeichen vorhanden waren. Von Fallsucht oder sonst irgendetwas Bedenklichem war keine Spur. Völlig beruhigt schüttelte Thomas dem Arzte die Hand, dann ging er in die Wirtschaftsgebäude, um zu sehen, ob das Korn eingebracht worden war, und um in seiner kurzen, barschen Art neue Befehle zu geben. Sein Weib hatte ihn mit Bangen beobachtet, nur ein wenig Zerknirschung, nur ein bißchen dankbarer Demut, wenn sie an ihm wahrgenommen hätte! — Noch vor dem Einschlafen kam es ihr bei: Altlechen ist nicht verschüttet, aber seine Seele ist verschüttet.

Tief in der Nacht wachte sie auf, denn nahe an ihr hörte sie ein Stöhnen. Und da kniete vor dem Bette ihr Mann, die Ellbogen ans Brett gestützt, mit den Händen das Gesicht bedeckend und heftig schluchzend.

Da langte sie nach seinem Haupt und sagte voller Liebe: „Thomas, gelt, jetzt hast es erst bedacht?"

„Ottilie, ich bin mein Glück nicht wert."

Und das eben war sein Unglück. Und vielleicht auch der Wandel zum Glücke.

Laurentl, der um Rat fragt.

Ich hatte einen jungen Vetter. Der war schlank gewachsen, trug eine hirschlederne Kniehose, ein grünes Filzhütlein, hieß mit Namen Laurentl und war Bauernknecht. Er hatte ein fast milchweißes schmales Gesicht, braunes Haar, das links gescheitelt und rechts quer über die Stirn gekämmt war, er hatte ein braunes Schnurrbärtchen, dessen Spitzen er gerne mit dem Beinmundstück seiner Tabakspfeife emporschob, und er sah eigentlich aus wie ein Stadtbübel, das man wundershalber so über die Sommerfrische ins Bauerngewand gesteckt hat. Ach, Stadtbübel, das war der Laurentl nicht, und so gut ging es ihm nicht. Obschon erst neunzehn Jahre alt, mußte er bei seinem Großbauern neben drei baumstarken Kerlen arbeiten wie sie, und wenn er vor dem Spätabend müde sich auf den Rasen setzte und auf der Stelle einschlief, trieben sie mit ihm Gespötte und steckten ihm kleine rote Ameisen hinter den Hemdkragen. Im Weberhäusel bei Vater und Mutter hatte er eine warme Kindheit gehabt; die Eltern starben, das Häusel wurde vergantet und das Leben des vereinsamten Jungen wurde hart und kalt. Mit Freuden war er in den

Dienſt gegangen, als der Großbauer eines Tages auf dem Kirchplatz zu ihm geſagt: „Na, Laurentl, was iſt's denn? Weil 's Häuſel hin iſt, rat ich dir, nimm ein Haus. Komm zu mir, ich hab auch als Knecht angefangen und heut hab' ich hundert Joch Acker, vierzig Stück Vieh und zwei Dutzend Leut." — Wohl. Juſt das zweite Dutzend machte der Laurentl voll und wie er nach dem erſten Tagwerk auf dem Felde in Hemdärmeln beim großen Tiſch ſaß, mitten unter den derben, bärtigen und ſchwitzigen Knechten, da kam er ſich das erſtemal in ſeinem Leben als jemand vor — wenn ſchon noch nicht ganz als Knecht, ſo doch als Knechtl. Aber bald zeigte es ſich, der Pflug war ſtärker als er, denn er ſchleuderte ihn auf den Furchen hin und wieder; und auch die Mehlklöße waren ſtärker als er, denn ſie drückten ihm nächtig jämmerlich den Magen. Er war ſchier der letzte und der niedrigſte im ganzen Hauſe.

Dann iſt er — ein Sonntag war's, um Nachmittag — zu mir gekommen.

Weinen tat er juſt nicht, aber an den Mundwinkeln zuckte es ſo ein wenig unſicher. Und den Oheim wolle er halt um einen Rat fragen.

„Oheim, ich hab' mir's überlegt. Das Bauerndienen freut mich nicht. Ich will ins Eiſenwerk gehen. Dort kommt der Verdienſt viel höher und die Arbeitszeit iſt kürzer. Iſt die Schicht vorbei, ſo bin ich mein eigener Herr und kann machen was ich will. Der Firnſteiner Sepp iſt auch ins Werk gegangen und er ſagt, vier ſtarke Zugochſen brächten ihn nicht zurück

ins Bauernhaus. Jetzt möcht ich's halt auch probieren und frag den Oheim um Rat."

So habe ich ihm geantwortet: „Laurentl, das täte ich nicht. Das Bauerndienen ist freilich hart, ich weiß es wohl. Aber anderswo ist's noch gefährlicher. Der Verdienst im Eisenwerk ist höher, aber auch der Verbrauch, mußt bedenken. Beim Bauern kostet dir die Wohnung nichts, im Werk mußt du dir ein Zimmer mieten um viel Geld; beim Bauern brauchst dich gleich so zur Schüssel zu setzen, im Werk mußt du dir alles selber einschaffen und kochen; oder gehst ins Wirtshaus, dann weiß man schon, was es geschlagen hat. Beim Bauern hast du gesunde Arbeit von allerhand, jetzt in Haus und Hof, jetzt in Feld und Wald, und du siehst, daß was wird. Im Werk mußt bei Staub und Rauch alleweil das Gleiche tun, so daß der eine Körperteil überanstrengt, der andere verkümmert wird, und von der Arbeit hast du doch bei keinem einzigen Stück aufzuweisen: das habe ich gemacht. Na, und die Freiheit, mein Gott, die wird von jungen Leuten halt dazu verwendet, sich umzubringen. Dich halt ich für brav und gut. Was man aber vom Firnsteiner Michel hört! Vier starke Zugochsen werden den jetzt freilich nicht zurückbringen ins Dorf; bis er nur erst siech und arbeitsunfähig ist, dann wird eine alte Schindmähre stark genug sein, um ihn auf dem Strohkarren in seine Heimatsgemeinde zurückzuschleppen. — Jetzt kannst dir denken, Laurentl, welchen Rat ich dir geben will."

Der Junge ist dagestanden, hat an den Fransen seines Hutbandes gezupft und nachher gesagt:

„Ich denk', es kommt halt darauf an, wie der Mensch ist. Der Fleißige bringt's im Eisenwerk leichter zu was. Beim Bauern kann ich Tag und Nacht arbeiten, es kommt mir nicht zu Nutzen und keine Stund der Wochen kann ich für mich selber sein. Und schon gar, wie es mir geht. Vorigen Winter habe ich einmal so Halsweh gehabt, schier zum Ersticken. Und der Schlund voller Blasen und so viel die Hitz'. Da haben sie mich im Stall liegen lassen auf dem Strohsack, drei Wochen lang, in Durst und Fieber, und erst wie zu einer kranken Kuh der Tierarzt gekommen ist und mich liegen gesehen und angeschaut hat, sagt er: Jesses, Leut, der hat ja die häutige Bräun! Nur geschwind Kuhfladen um den Hals binden. Gestorben bin ich freilich nicht, aber die Red ist mir verfallen gewesen monatelang, daß ich gar nichts hab' sagen können. Macht nix, hat mein Bauer gesprochen, reden braucht er eh nit, wenn er nur wieder arbeiten kann. Das kann ich freilich, aber was hilft's, wenn ich alt oder krank werd', hab' ich doch nichts. Schlechter kann's auch im Eisenwerk nicht sein, aber leicht besser, wenn ich fleißig sparen tu."

Hierauf habe ich gesagt: „Laurentl, wenn du fleißig sparen tust, so probier's halt in Gottesnamen und gehe ins Werk." Denn, habe ich bei mir selber gedacht, wenn der Bauer seine Dienstboten schlechter hält, wie das Vieh, so will ich weiter nichts drein reden.

Alſo mein junger Vetter iſt Eiſenwerksarbeiter geworden und hat Wort gehalten — hat fleißig geſpart. Und weil er nicht mit den andern gehalten, die ihre ſauer erworbenen Groſchen verjubelten, ſo iſt er bald ihr Geſpött geworden. Dennoch hat ihn jede Partei — die rote wie die ſchwarze — für ſich haben wollen. Er aber war ein nachdenklicher Burſche, hat die Roten und die Schwarzen beobachtet in ihren Grundſätzen und Handlungen, hat das eine von beiden angenommen und das andere von beiden verworfen, wie es eben in ſeinem Kopf ſchon fertig geweſen iſt. Bei der Arbeit hat er willig und verläßlich ſeinen Mann geſtellt, an Sonntagen iſt er im ſchmucken Gewande des Oberſteirers im Freien umhergegangen, hat mit Genoſſen, die ihm helfen konnten, „zweiſpannig" geſungen, oder iſt allein über die Felder geſchritten, um die Blumen anzuſchauen, oder durch die Wälder, um den munteren Rehen und Hirſchen nachzuſpähen und ſich an ihrer ſchönen Geſtalt zu ergötzen von weitem. Am Abend hat er ſich eine Pfeife angezündet und ein Glas Wein getrunken in ſeiner Kammer, die er im Häuschen einer Witwe gemietet hatte. Die Frau achtete ſeiner gut und machte ihm's heimlich im warmen Reſte ihres Beſitztums. Das hat ihm wohlgefallen. Das Wirtshaus aber war ihm zu laut und zu dunſtig geweſen. Manchmal hat er ſich ſogar mit einem Buche abgeplagt, in der Abſicht, das Leſen zu lernen, denn ſeine Eltern hatten ihn vor lauter Liebe nicht in die Schule geſchickt, weil er beim erſten Verſuche ſchluchzend nach Hauſe gekommen war.

Die Genoſſen ſaßen in den Schänken, jeder auf dem Knie ein Mädel. Der Laurentl dachte bei einer Liebſchaft allemal gleich ans Heiraten, an Kind und Kegel, an Haus und Hof, und dafür hatte er noch viel zu wenig in ſeinem Sparkaſſebüchel. Fortweg gab es aber junge Frauenzimmer, die dem ſchmucken gutmütigen Burſchen den Hof machten; er ſtellte ſich allen Anſpielungen gegenüber dumm, ſo gut er ſie auch verſtand. Eine beſonders zudringliche Fliege fand ſich vor, die, weil ſie ſo ſchmeichleriſch geartet und ſo niedlich gerundet war, dem Jungen allmählich an die Nerven ging. Des Wagemeiſters Älteſte war's. Und weil ſie ihn jeden Abend, wenn er aus der Schicht kam, ſo lieblich anlachte, und ihm einmal das Halsbindel ordnete und dabei mit den zarten Fingerlein an ſeine Wange ſtrich und ſein Ohr kneipte, ſo fragte er ſie dreiſt, ob ſie ihn haben wolle. Er wäre ihr nicht zuwider, meinte ſie offenherzig. Aber heiraten werde er ſie nicht, geſtand er. Das verlange ſie auch nicht, war ihre Antwort. Im erſten Augenblick gefiel ihm dieſe Beſcheidenheit, nachher jedoch kam es ihm vor, daß er an dem Frauenzimmer gerade darum keine Freude haben könne, weil ihr das Heiraten ſo gleichgültig war. Wenn eine Lieb' nicht ſo groß iſt, daß ſie ewig ſein will, dann iſt ſie zu klein. — Er überließ ſie einem Genoſſen, dem eine ſolche Geſinnung ungemein gefiel, und gab ſich zufrieden daheim in der kühlen Kammer, nachbarlich der Witwe. Und es fügte ſich mählich etwas anderes, ſo daß, was das Heiraten anbelangt, zwei

beide einverstanden waren. Aber, das soll anmutig erzählt werden.

Mir war es schon aufgefallen, daß der Laurentl an Sonntagen so besonders ausgeschmückt umherging. Nicht allein, daß er im Knopfloch die rote Nelke trug, und allemal eine ganz frische, auch sein grüner Hut war aufgestrammt mit Hahnenstoß und Gemsbart, und an der Uhrkette hatte er zwei in Silber gefaßte Tigerzähne und etliche alte Silbertaler hängen, daß es nur so klinselte, wenn er mit seinen langen Beinen würdig daherschritt. Auf dem Kirchplatz hatte ich ihn ein paarmal neben hausgesessenen Männern stehen sehen, und wie er sich von einem solchen sogar Tabakfeuer geben ließ. Mir fiel aber nichts weiter auf, bis er eines Tages schier feierlich bei mir vorsprach. Und er wolle halt den Oheim um einen guten Rat fragen.

„Oheim, ich hab mir's überlegt. Im Eisenwerk freut's mich nimmer. Der Mensch rackert sich ab und weiß nicht, für wen. Seit sechs Jahren hab ich mir wohl ein bissel was erspart, so daß wir die paar hundert Gulden gleich wegzahlen mögen beim Häusel."

„Bei welchem Häusel?" habe ich gefragt.

„Weil ich halt", bog er ab, „jetzt einmal Ernst machen möchte. Wenn der Mensch einmal siebenundzwanzig Jahr alt ist, wird er nimmer viel besser."

Nun fing ich an, ihn zu verstehen.

„Eh eine alte Bekannte", fuhr er fort. „Und eine Häuselschneck ist's auch, daß ich mir's einmal bissel leichter geschehen lassen könnt'."

„Wenn's nur eine iſt, die du gern haſt", war mein Einwand.

„Und ſie hat mich noch lieber", fuhr es ihm heraus. „Wir werden hübſch zuſammenpaſſen, denk' ich. Nach großer Jungheit frag ich nicht viel, wenn ſie nur ſonſt gut iſt. Soll auch ihren erſten Mann gut behandelt haben."

„Ihren erſten Mann?"

„Es iſt halt meine Zimmerfrau, die Frau Leitl."

„Behandelt, ſagſt du, hätte ſie ſchon einen? Und von der willſt du dich auch behandeln laſſen? Komm zu dir, Laurentl. Willſt du nicht eine nehmen, die du behandeln kannſt?"

„Und deswegen möcht ich den Herrn Oheim halt um Rat fragen."

„Geh, geh. Heiraten wollen und um Rat fragen! Wer in dieſer Sache einmal um Rat fragt, dem ſagt man: nein. Und nachher folgt er erſt nicht. Geh heim, Laurentl, und ſchlaf dich aus!"

Da ſagt er ganz weichmütig: „Meine eigene Mutter kunnt nicht beſſer auf mich ſchauen, wie die Frau Leitl auf mich. Und das Eſſen! Alle zweiten Tag kocht ſie mir Speckknödeln und ſchlampertes Kraut dazu, weil ſie weiß, daß ich's gern eſſ'. Und alle anderen zweiten Tag gibt's Eierſchmarrn mit Gurkenſalat, weil ich auch das gerne eſſ'. Und wie ſie mir aufs Gewand ſchaut! Und auf die Wäſch! Und aufs Bett."

„Kann mir's denken. Wenn's deine Mutter wär', tät's alles ſtimmen. Und ſie könnt's auch ſein. Iſt ſie nicht ſchon fünfzig?"

„Oh nein, noch nicht ganz achtundvierzig!“ beteuert er.

„Nimm sie nicht!“ schrei ich ihm zu. Es ist wie ein schriller Notschrei.

Da wird er stumm und blaß und läßt seine Augen auf dem Fußboden hin- und herzucken; vor seinem Fuß ist ein Ast in den Dielen, auf dem wetzt er mit der Fußspitze hin und her. Dann zieht er sein blaues Sacktuch heraus, das hat an der Ecke einen Knoten.

„Den — den da“, stotterte er und hielt mir den Knoten vor das Gesicht, „den hat sie mir gemacht, dazumal. Daß ich nicht vergessen sollt —. Weil ich ihr's halt versprochen hab — 's Heiraten.“

„So! Und da fragst du noch um Rat? Wenn es so steht, dann bist schon verheiratet, ich sag es dir. Was soll ich dir nur für ein Hochzeitsgeschenk geben? Vielleicht ein Lotterbett. Wiege braucht ihr keine.“

Ich war zornig. Mich dauerte der Junge, aber größer als das Mitleid war die Entrüstung über seine Dummheit.

Dann haben sie geheiratet. Er hat ihr sich selbst verschrieben, sie ihm das Häusel, eine moderige Holzhütte, die auf der Straßenseite ein fast neues Schindeldach und auf der rückwärtigen Seite ein durchlöchertes, halb verfaultes Strohdach hatte. Und nun war der Laurentl Hausbesitzer! Er ging von jetzt ab nicht mehr in das Eisenwerk, sondern bebaute das kleine Feld und mähte das Wieslein und fütterte die Kuh. Er arbeitete mit Fleiß und Lust, er freute

ſich ſeiner Wirtſchaft. Sein Weib verſorgte das Häuſel und hatte ſtets einen Kranz alter Freundinnen um ſich, die ſie mit Kaffee bewirtete und denen ſie, wenn ſie fortgingen, Mehl, Butter und Eier mitgab. Die Freundinnen ſchenkten auch zurück: war's ein Hut mit roten Bändern, war's eine verſilberte Buſennadel, war's gar ein Samtaufputz für den Sonntagsrock. Auch der Laurentl war die erſte Zeit nicht karg geweſen und ſo ſtolzierte die Frau Leitl, jetzt Frau Egghofer, auf dem Kirchweg recht proper einher. Um ſo ſchlichter ſah der Laurentl aus. Er ließ ſich nicht Herr Egghofer nennen, hatte an der Uhrkette auch keine Silbertaler mehr hängen und ſein ſchöner, grauer Steirerrock mit den grünen Aufſchlägen war ſchon ſo oft ſorgfältig ausgebürſtet worden, bis man nun die nackten, ins Kreuz gewebten Fäden ſah.

Nachdem eine Weile vorüber war, fragte ich ihn auf einer der zufälligen Begegnungen, wie es ihm eigentlich gehe. Da antwortete er: „So wie man ſich's denkt, iſt es nirgends. Es hat überall was." Und nichts weiter. Aha, es ſtinkt ſchon! — Beunruhigt habe ich ihn nach einer Weile das zweitemal gefragt. Er antwortete: „Es war früher nichts und es iſt jetzt nichts." Und ging ſeinen Weg.

So. Das iſt juſt nicht viel, das könnte eigentlich jeder ſagen. Aber ſein Ausſehen wollte mir nicht gefallen. Ein gebeugter Nacken, ein fahlgrünes Geſicht, ein ſchläfriges Auge. Iſt das der Laurentl?

Und dann eines Abends. Ich ging über die Berge

heim, es war ſchon ſpät. Nach heißem Tage eine feuchte Luft. In einer Lache quakten Fröſche; ich meine zwei waren ihrer, der eine quakte Tenor, der andere Baß; es war ſicherlich ein Ehduett. Neben der Lache, in der ſich der Abendhimmel ſpiegelte, ſah ich etwas Dunkles, das ſich ein wenig regte. Und war's mein Laurentl.

„Herrgott!" rufe ich, „wie du einen erſchrecken magſt! Was tuſt denn da?"

„Weil ſie ſo ſchön ſingen miteinand!" antwortete er.

„Wenn du ein Froſch wäreſt, wollt es mich nicht wundern. Aber du biſt ein Leut. Und Leute kriegen das Fieber an der Lache, bei der Nacht."

„Wär mir auch alles eins."

„Jetzt wirſt du aber gleich aufſtehen und mit mir gehen und ſagen, was dir iſt." Denn mir ſtieß ſeinetwegen ſchon das Elend auf. Alles redete, nur er nicht.

Er ging dann des Weges neben mir her und behauptete ſehr kühl, daß es ihm gut gehe, und daß, wenn es anders wäre, ihm ohnehin niemand helfen könne.

„Du willſt mir's alſo nicht ſagen?"

„Zu was denn auch?"

„So will ich es dir ſagen, Laurentl. Deine Nachbarn, die Augen und Ohren aufmachen, wiſſen wenigſtens ſo viel von deinem häuslichen Glück, als du ſelber. Ja, mein lieber Laurentl, du haſt ſchon die Richtige erwiſcht. Zwei Geſichter hat manches

Eheweib, ein gutes für die Fremden und ein böses für daheim. Und du bekommſt das erſte ſeit deiner Hochzeit ſchon gar nimmer zu ſehen, nicht einmal Sonntags unter dem Aufputz. In der Wirtſchaft iſt ſie dumm wie ein Strohbund, und wenn du nach eigenem Willen was machen willſt auf dem Feld, ſo heißt's, das ginge dich nichts an, die Beſitzung hätte ſie zugebracht. Was du mit Fleiß erwirbſt, das vertut ſie an ihre Kaffeeſchweſtern oder laßt es im Kaſten verderben, bis es ſtinkt. Nachher iſt's für dich noch gut genug. Mit einem Teil der paar Groſchen, die du zugebracht haſt, hat ſie endlich einmal die Wirtshausſchulden ihres Erſten bezahlt. Das war einer, der's gewußt hat, wo man wegen der böſen Weiber Troſt findet. Von dem andern Teil deiner paar Groſchen — nein, nichts, nichts. Daß der vacierende Nagelſchmied mit einer neuen ſilbernen Uhr —"

In dieſem Augenblick hat er mich ſcharf unterbrochen: „Das iſt nicht wahr! Sie iſt ein böſes Weib, aber ein ſchlechtes Weib iſt ſie nicht!"

Es wunderte mich kaum, daß er meinen Satz verſtanden, bevor er zu Ende geſagt war.

Wie wir ſo eine Weile ſchweigend nebeneinander hingegangen ſind entlang der Pappelallee, und wie mir der arme Junge weh tut wie ein Blutstropfen in der entzündeten Wunde, da ſpreche ich: „Laurentl, du haſt mich oft um Rat gefragt, wo ich dir keinen geben konnte, oder wo du ihn nicht befolgt haſt. Heute könnte ich dir vielleicht raten und du möchteſt gerne befolgen."

Da iſt er mitten auf der Straße ſtehen geblieben und ich mit ihm. Und da habe ich geſagt: „Laurentl, du mußt dich ſcheiden laſſen.“

Er hebt wieder an zu gehen und murmelt: „Wenn das ginge, mein lieber Oheim, dann wäre es freilich leicht. Aber ich habe ihr vor dem Altar die ewige Treue verſprochen.“

Jetzt habe ich nach ſeinem Arm gegriffen. Der war wirklich, es war kein Geiſt, der ſo geſprochen, es war in aller Weſenheit ein Menſch aus dem neunzehnten Jahrhundert.

„Ach ja ſo!“ rufe ich überlaut. „Die ewige Treue haſt du ihr verſprochen. Na, dann iſt's was anders.“

„Wir kommen an den Rand des Dorfes, wo unter dem Rain ſein Häuslein ſteht. An der Schranke ſagt er traurig: „Gute Nacht!“ und geht über den Anger. In einem der Fenſter liegt glutiger Schein, ein roter Vorhang iſt vorgezogen. In den Ahornen flüſtert der Nachtwind, da ſächelt der Fenſtervorhang in die Stube hinein, ein-, zweimal — und nun hat's der Laurentl geſehen. Mit großen Schritten iſt er wieder zurück zum Weg gelaufen und hat mir ein paar Atemzüge zugeſtoßen: „Er iſt drinnen bei ihr!“ Und fort, fort in die finſtere Nacht hinaus. — Da habe ich ihm wohl nachdenken müſſen: Armer Knabe, dir iſt nicht zu helfen. Du biſt ſo grenzenlos ungeſchickt. Hätteſt du jetzt zugegriffen, ſo wäreſt du Herr der Dinge geweſen, hätteſt deine ſaubere Alte gleich am Nagelſchmied hängen laſſen können.

Darauf gehen einige Tage dahin, da hört man,

unten im Lahntal, in der Ziegelbrennerhütte liege der Laurentl Egghofer krank darnieder. Die Ziegelschläger-Leute, Stockitaliener, die man gar nicht versteht, hätten ihn auf der Gasse gefunden, mit sich genommen und der Alte habe ihm sein Bett abgetreten. Im Dorfe war's gar nicht bekannt gewesen, daß er fehlte; erst als die Frau Egghoferin merkte, daß es den Leuten auffiel, fing sie an zu jammern, sie wisse nicht, wo ihr Mann bliebe. Sie habe immer Angst um ihn; so oft er ausgehe, habe sie Angst; sie habe einmal schon den Fall durchgemacht, Gott bewahre, daß sie das zweitemal einen Mann verlieren müsse. Und so einen Mann! — Und dann zählte sie seine Vorzüge auf, so daß man sich ordentlich freuen mußte, wie diese brave Frau ihren Gatten schätzte. Als es hieß, das Nervenfieber sei über ihn gekommen, fand sie, daß er ohne Lebensgefahr nicht transportiert werden könne, so gern sie einen Finger ihrer Hand geben möchte, wenn sie ihren guten Laurentl jetzt bei sich haben könnte.

Plötzlich steigerte sich ihre Sorge um ihn ins Leidenschaftliche. Sie ging hinab ins Lahntal, umkreiste die Ziegelhütte und lauerte. Sie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß in der italienischen Familie auch ein erwachsenes Mädel wäre. Sie wollte in die Hütte, aber der alte Katzelmacher wies sie zurück, denn der Kranke hatte mit aufgehobenen Händen zu verstehen gegeben: Nur diese Person sollte man nicht zu ihm hereinlassen. So lag sie eine ganze Nacht draußen auf einem Backsteinstoß und beteuerte

Vorübergehenden, hier wolle ſie ſterben. Er ſei ſo im Delirium; ſie, die er ſonſt auf den Händen trage, die er nie anders, als ſein Herzläuberl genannt, erkenne er jetzt gar nicht wieder und ſehe in Fieberphantaſien an ihr weiß Gott was Schlimmes. Sie ſei troſtlos, ſie wolle nicht mehr leben, wenn er ſterbe!

Ob er ihr den Nagelſchmied ſchicken ſolle? fragte ein ſehr boshafter Fuhrmann; ſie hörte es nicht, ſondern weinte laut. Jetzt war aber der Kranke drin in der Hütte einer von ſolchen, die kein Weibsbild weinen hören können. Die Welſchen verſtopften raſch das Fenſter mit einem Strohſchaub, denn ſie hatten nun mancherlei begriffen. Die erwachſene Tochter ſprach nämlich ein wenig deutſch und ſo verſtand ſich die Wärterin zur Not mit dem Pflegling. Ich hatte auf einem Beſuche geſehen, daß der Laurentl bei dieſen weltfremden Leuten weit beſſer aufgehoben ſei, als in ſeinem Rainhäuſel und war menſchenfreundlich genug, das draußen der troſtloſen Ehefrau zu hinterbringen. Mehrmals hatte ſie auch durch die Tür „die welſche Schlange mit dem ſchwarzen Haar" geſehen, und da drohte ihr Schmerz um den kranken Mann in Raſerei auszuarten. — Und plötzlich mit einem Katzenſprung war ſie in der Hütte. Auf das Bett ſtürzte ſie hin und fiel dem Kranken um den Hals. „Und wenn ich dich mit blutigen Händen und Füßen heim muß tragen, mein Laurentl, aus laſſ' ich dich nimmer. Du biſt ja mein Lieb! Du biſt ja mein Herz!" Sie küßte ihn ſtürmiſch. Er lag erſchöpft und hilflos in

ihrem Arm und wer weiß, ob sie ihn nicht davongeschleppt hätte, wenn nicht der Arzt erschienen wäre.

„Liebe Frau Leitl!“ sagte dieser, ich glaube, daß er absichtlich diesen Namen gewählt hat, „der Kranke gehört mir. Gehen Sie nur ruhig heim mit der Versicherung, daß er hier leichter genesen wird als zu Hause.“

Und sie hernach zu den Leuten: „Freilich am leichtesten tät' er zu Hause gesund werden bei der guten Pflege, sagt der Herr Doktor, aber er kann's Überführen nicht aushalten, der arme Mensch!“

Denn auf den guten Anschein hielt sie was, die kluge Frau, hätte nur der rote Vorhang nicht manchmal so geflattert im Nachtwind. Und Augen, die zwischen Vorhängen durch was bemerken, sehen am Ende auch durch dicke Wände.

Der Laurentl war seit dem Eintreten seiner Frau in die Ziegelhütte sehr unruhig und aufgeregt. „Sie ist halt doch gut. Sie ist halt doch gut!“ sagte er, trotzdem das Fieber endlich vorbei war. Und zu einer Stunde, als just niemand gegenwärtig war, stand er vom Bette auf, zog sich hastig an und schlich ohne Dank und Gruß davon.

Am nächsten Tag wußte man es in der ganzen Gegend: Bei den Welschen habe es der kranke Laurent Egghofer nicht mehr länger aushalten können, das seien unsaubere Leute, man könne sich darunter denken was der Will. Nur zu seinem Weib hätt's ihn gezogen, und wenn er je einmal schlecht gestimmt gewesen sei — mein Gott, kränklichen Leuten dürfe

man das nicht verübeln — jetzt werde er wissen, was er an ihr hat!

In der hinteren Kammer, wo der mürselnde Wäschekasten, das alte Schuhwerk und die Mäuse waren, hatte die sorgsame Ehewirtin ihren Laurentl gebettet, dieweilen das vordere Zimmer frei sein mußte für die Kaffeegesellschaften und für sonstige Gäste. Der Nagelschmied verstand etwas von Medizin und so sprach er natürlich zu, um sich nach dem Kranken zu erkundigen und gute Mittel anzuraten. Um diese Zeit begegnete ich der Frau Egghofer auf der Gasse, sie trug ihren buntesten Hut, ein ganzer Garten von Papier- und Seidenblumen zierte ihr Haupt, dessen grauende Haarsträhne im Kreise gewunden sich geschickt hinter der Flora zu verbergen suchten. Sie war sehr aufgeräumt und trug unter der Schürze etwas wie eine Flasche.

„Wie geht's?" mußte ich sie fragen. „Ist der Kranke doch schon so weit, daß er Wein trinken soll?"

„Aber ja!" lachte sie.

„Ich will ihn bald wieder besuchen."

„Es wird ihn g'freuen. Obschon er just kein großer Freund von Besuchen ist. Sie regen ihn auf, sagt er. Und sind halt am frohesten allein beieinander, wir zwei. Gar leutscheu ist er worden, das bleibt gern von einer solchen Krankheit zurück. Wird auch wieder gut werden und nachher, später einmal muß uns der Herr Onkel wohl einmal die Ehr schenken auf einen Löffel Suppe. Ja, behüt Gott schön!"

Aha, dachte ich mir, es wird Zeit sein, daß ich

mich wieder einmal nach ihm umsehe. Besser heute, als morgen. — Und als die Frau über Scheweite hinaus war, ging ich ihr nach bis zu ihrem Häuslein. Arg entzückt war sie nicht, schien es eilig in häuslicher Arbeit zu haben und wies mich in die vordere Stube.

„Aber ich will zum Laurentl."

„Mein Gott, ist denn gar keine Ruh' mehr für den armen Mann. Er schläft jetzt und Schlaf ist die beste Stärkung, sagt der Arzt, im Schlaf darf er nicht gestört werden, sagt er, und so viel Anrecht werde ich wohl noch haben an meinem Mann, daß ich Schaden von ihm abhalte. Nein, ich lass' niemand hinein!"

So breit sie sich mit gespitzten Ellbogen vor die Tür der hinteren Kammer stellte, ich beging den Hausfriedensbruch. Mit Gewalt sie zurückschiebend und die Tür aufreißend stand ich in der dunklen Kammer. Und vor mir der struppige Nagelschmied in Hemdärmeln, der just einen alten Weiberschuh in der Flickarbeit hatte. — Und der Laurentl? Der war nicht da. Das schmale Bett, in dem ich ihn ein paar Wochen früher liegend gefunden hatte, war mit weichen, roten Kissen hoch aufgeschichtet; die Truhe, auf der die Medizinflaschen und Schalen gestanden, war abgeräumt und vom Laurentl keine Spur.

„Wo ist er denn?" fährt's mir scharf heraus.

„Nu, wo wird er denn sein!" gibt sie an der Tür zur Antwort, „wenn er da nicht ist, wird er wohl wo anders sein."

Der Nagelschmied schmunzelte behaglich und

schaute mit verschmitzten Augen umher. An der Wand hing Laurentis Steirergewand, das einmal so schön gewesen war. Ich ging auf den Dachboden; da gab es alte zerrissene Strümpfe, ein zerbrochenes Spinnrad und große Fetzenbündel. Es war die Ablagerungsstätte eines Lumpensammlers. Ich ging in die Küche; da gab es in Töpfen und Pfannen vertrocknete Speisereste und zwei Hühner stiegen auf dem Herde umher und kratzten in der Asche. Ich ging in den Keller; da lagen halbverfaulte Erdäpfel umher, da stand in flachen Schüsseln Milch, in welcher Fliegen und Käfer ertrunken waren. Ich ging in den Stall; da stand eine magere Kuh, deren hinterer Teil in einem Panzer von Mistkrusten prangte. Auf dem Fußboden fußtiefe Unsauberkeiten, in allen Winkeln Spinnweben. Aber, den ich suchte, er war nicht zu finden.

Auf die ernstliche Frage, wohin sie den Kranken getan habe, lachte sie grell auf. Ob ich denn glaube, daß sie ihn gefressen hätte? Ob sie etwas könne dafür, daß er davonlaufe in der Nacht, wie ein Wicht? Sei er jämmerlich krank, da wisse er sie, sein armes Weib, schon zu finden, daß sie ihn pflege und hegute und tagelang kein Auge schließe. Und sei er endlich wieder auf den Füßen, dann renne er welschen Dirnen nach! Und sogar die Brieftasche habe er mitgenommen, so daß nicht einmal ein Groschen Geld im Hause sei und sie sein Gewand würde verkaufen müssen.

Ich ging zum Arzt. Auch der wußte nichts vom Laurentl. Die Krankheit habe sich wohl schon gelöst

gehabt, aber eine große Aufgegeregtheit wäre zurückgeblieben. Wenn er, der Arzt, ins Haus gekommen, sei scheinbar alles eitel Wohlgefallen gewesen, die Frau voller Artigkeit und Zärtlichkeit, allein der Patient sei immer verstört gewesen und man habe unschwer wahrnehmen können, daß etwas durchaus nicht in Ordnung ist. In den letzten Tagen sei der Arzt abgelehnt worden, die Frau habe ihm sagen lassen, der liebe Mann sei endlich so weit, daß er nichts mehr brauche und für die ärztlichen Besuche schön danke.

Lange hat die abscheuliche Ungewißheit, in der ich schwebte, nicht gedauert. Schon am nächsten Tage ist er gefunden worden in einem Dickicht, nahe am Waldweg, der in das Lahntal hinabführt.

In eine alte fransige Bettdecke war er eingerollt, die er wohl vom Hause mitgenommen hatte. Ein gewaltsamer Tod war nicht zu konstatieren. Auf dem lehmfahlen Antlitz lag eine behagliche, fast heitere Ruhe. An einem der Ohren jedoch hatte schon ein Rabe genascht.

Bei dem Begräbnisse war das halbe Dorf zugegen und viele Arbeiter des Eisenwerkes. Alle hatten ihn gern gehabt. Die Witwe — ach, nun war sie's das zweitemal! — trauerte sehr. Als sie am offenen Grabe eine Flasche mit Weihwasser auf den Sarg hinableerte, wimmerte sie ihm Lobsprüche nach und der Schmerz war so groß, daß sie ohnmächtig auf den Erdhaufen sank, aber so, daß ihr neuer Hut mit den schwarzen Seidenbändern nicht Schaden nahm.

In dem Augenblick kreischte irgendwo eine Stimme auf: „Bettel!“ Mehrere der Arbeiter sagten es nach, bewarfen die Witwe mit Erde, sie kam sofort zu sich. Die Menge schrie noch schlimmere Namen, und also ist sie vom Grabe hinweggejagt worden.

Diese Geschichte ist mir nachgegangen bis heute. Sie soll keine Warnung sein, denn wer läßt sich warnen, dem das Verhängnis im Herzen sitzt! Es soll auch keine Rache sein, denn eine solche ist der armen Witwe von anderer Seite gekommen. Der Nagelschmied, der vacierende, ist ihr dritter geworden und dieser tapfere Mann fand die Freuden des heiligen Ehestandes darin, daß er sein Weib ungefähr alle Wochen zweimal mit einem zähen Haselstock behandelte. Der Haselstock ist aufgebraucht, die Alte nicht.

Joachim, der seinen Tod überlebte.

Wie? Ein dreißigjähriger Krieg hätte das ganze deutsche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht? Und Joachim, der Zieler, führt einen fünfzigjährigen und ist munter wohlauf. Er dreht schon einen Strick, um das halbe Säkulum zu feiern — von anderen die goldene Hochzeit genannt. Mit diesem Strick will er über dem Eingang in ihre Schlafstube eine Tafel anbinden mit der Inschrift: „Vivat, holde Braut!" Die Schlachten waren im ersten Vierteljahrhundert geschlagen worden, später, als die feindlichen Lager sich teilten, nahm es der Joachim nicht mehr so ernst und wenn die böse Frau gewaltig ausrückte, mit Worten zuerst, da lachte er — und mit dem Besenstiel zuletzt, da duckte er sich und sagte gemütlich: „Oha, jetzt wärest du mir beinahe mit deinem Besen angekommen."

Und dann sagte er: „Liebes Weib, wenn ich einmal gestorben bin, so wirst du ein schwarzes Gewand anziehen wollen. Das paßt aber nicht. In meinem Testament wird geschrieben stehen, daß du ein Jahr lang nach meinem Tod in einem weißen Kleid mit rosenroten Bändern umhergehen mußt, wenn du willst meine Erbin sein."

Da weinte ſie kläglich, denn erſtens muß man das tun, wenn vom Sterben die Rede iſt und zweitens wußte ſie doch, daß in ihren Jahren der Witwe ſchwarz weit beſſer ſtehen würde als weiß. Denn ſie wird ſehr traurig ſein — wie kann man denn da ein weißes Kleid tragen mit roſenroten Bändern, dieweilen ſie in die Kirche geht, oder im Walde Holz ſammelt, wo die Jäger ſind. Nein, das tut ſie nicht, ſie wird ſich kleiden wie ſie will. Oder ſoll ſie etwa anfangen, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, gerade wenn er tot iſt?"

Aber eine alte Muhme hatte ſie und die behauptete, mit einem letzten Willen ließe ſich nicht ſpaßen. Wenn ſie die Wirtſchaft erben wolle, ſo müſſe ſie auch die Bedingung erfüllen, das ſei einmal in der ganzen Welt ſo und dem größten Narren werde der letzte Wille befolgt, wenn eine Erbſchaft dran hängt.

„Nein, ich will mich nicht lächerlich machen mit dem weißen Kleid. Dieſer Böſewicht! Eine arme verlaſſene Frau, die ſo keine andere Freude mehr hat auf der Welt, als das biſſel ſchwarz. Juſt zufleiß tut er's, daß er mich nach dem Tode noch peinigen kann! Nein, ich trag's nicht, das weiße Kleid! Ich trag's nicht!"

„Aber Närrchen," ſagte die alte Baſe, „ſo möcht' ich doch wiſſen, warum du gerade das weiße Kleid nicht ſollſt tragen wollen. Er ſagt ja nicht, daß du's auswendig mußt tragen. Trag's einwendig!"

Das ſah anders aus. Jetzt, wenn's nur ſchon dran wär'!

„Liebes Weib," sagte er dann eines Tages, „du würdest es schon gern sehen, daß ich abkratze. Muß nur noch um ein paar Wochen Nachsicht bitten. Die goldene Hochzeit möcht' ich halt noch gar so gern mit dir begehen. Weil wir halt so viel glücklich miteinander haben gelebt."

„Geh, hör mir auf und putz dich nicht!" rief sie aus. „Wo du mir die ganze lange Zeit her das Leben hast sauer gemacht. Und jetzt möchtest dich prahlen mit dem Glück. Na, mach' du deine goldene Hochzeit nur allein, ich tu' nicht mit."

„Wirst eh recht haben", antwortete er. „Müssen überhaupt erst sehen, ob wir den Tag erleben."

„Mir ist's alle Tag' recht", sagte sie trübselig, und meinte natürlich das Sterben. „Ich hab' genug, will endlich einmal Ruh' haben."

Es war schwer für ihn, das Lachen zu verhalten. Sie, die seit fünfzig Jahren täglich ihren Stecken vom Zaun brach — sie will Ruh' haben!

„Vielleicht findest sie bald", sprach er. So oder so. Nur nicht verzweifeln. Der Herrgott wird dich schon erlösen."

„Natürlich", loderte sie auf, „das wär' dir halt recht. Kannst wohl schon nicht erwarten, bis mich der Herrgott zu sich nimmt. Hast dir sicher schon eine andere hergerichtet. Ich unglückliches Weib!" Ihre Finger krümmten sich, er eilte rasch zur Tür hinaus. Dort sagte er für sich: „Wenn eins gescheit ist und das andere dumm — dann geht's."

Sie hörte es. „Wer ist dumm?"

„Aber, Weibel, wer denn? Das ist doch keine Frage! Ich bin dumm.“

Sie wendete sich ihrer Muhme zu, die am Ofen saß und Garn auf die Spule wand. Gehobenen Kopfes, mit triumphierendem Gesichte schaute sie um sich. Siegerin, wie jeden Tag!

Aber die Woche endete nicht, ohne daß etwas geschah. An jenem Abende waren sie im Zimmer beisammen. Die Muhme spulte Garn, das Eheweib spann und der Joachim saß auf dem Dreifuß und nagelte einen Bergschuh. Es begann schon ein wenig zu dunkeln, der Alte rückte den Dreifuß näher ans Fenster, um an der Ferse noch die letzten Nägel eintreiben zu können. Das geschah aber nicht, der Hammer fiel zu Boden und der Joachim lehnte sich an die Wand zurück.

„Stanzl!“ sagte die Muhme leise, „du Stanzl, schau! Was tut er denn?“

„Ja, allemal!“ antwortete das Eheweib, „sobald eine Wolke für die Sonne geht, ist's bei dem Feierabend. Man muß ihn einsalzen, daß er nicht zu stinken anhebt vor Faulheit.“

„Wenn's nur nit gar was anderes ist!“ sagte die Muhme und stand auf. „Es scheint, Stanzl, du wirst das weiße Kleid anlegen!“

Das Eheweib schob nun das Spinnrad beiseite, eilte zu ihrem Mann und sah, daß er im Sterben war. Er lehnte am Brett, er verzerrte den Mund, die Augen gingen ihm über, in der Kehle gurgelte das Todesröcheln.

Die Muhme zündete raſch die Kerze an — das Sterbelicht, die Ehefrau fuhr mit feuchtem Lappen über ſein Geſicht und redete auf ihn ein. Er hörte nichts mehr, die Augen brachen ein.

„Kennſt mich denn nicht, Joachim?“ rief ſie. „Ich bin bei dir! — Ich, dein treues Weib. Hörſt du es? Aber Mann, um's Himmelswillen! Wirſt mich doch nicht verlaſſen! Jetzt auf einmal! O heilige Kathrina, halt ihn feſt, laſſ' ihn nicht ſterben! Joachim! Willſt denn fort von mir? Was hab' ich dir denn getan, du lieber Mann, daß du mich willſt verlaſſen! Nur ein biſſel bleib' noch bei mir und laſſ' mich nicht allein auf der Welt. Schau, du biſt ja mein Lieb! Ohne deiner kann ich nicht leben, biſt mein Lieb, mein einziges! — Willſt denn richtig ſchon gehen? So nimm mich mit dir, Joachim, mein Joachim! Nimm mich mit! Nur einmal noch ſchau mich an! Ich bitte dich gar ſchön, tu' mich nicht verlaſſen. Es iſt ja nur eine Ohnmacht, du wirſt mir noch einmal munter! Gelt, Joachim, du wirſt mir noch einmal munter! Ich weiß ja nichts, ich kann mir ja nicht helfen.“ Laut ſchrie ſie ihm ins Ohr: „Wo iſt denn 's Geld aufgehoben? In der Ledertruhen? Im Heu? Sag' doch noch ein Wort! Oder iſt's im Schüttkaſten? Nur einmal noch komm' zu dir ſelber. Fünfzig Jahr' biſt mir herztreu geweſen und jetzt willſt mir keine einzige Stund' mehr ſchenken! Verlaſſ' mich nicht, mein lieber Mann, tu' mir das nicht an, daß du mir willſt ſterben!“

So klagte ſie laut und ungeſtüm, ſchaute hilfe-

ſuchend nach der betenden Muhme, ſtreichelte zärtlich den Joachim. Dieſer ließ Hand und Kopf hängen, wachte nicht mehr auf, ſchaute ſie nicht mehr an — war tot.

Als die traute Ehefrau Konſtantia endlich dran glauben mußte, hat ſie ein biſſel geweint. Dann fuhr ſie ſich mit dem Ärmling über das Geſicht, trat feſt auf den Boden und ſagte hart und gelaſſen: „So, jetzt wär das auch vorbei, jetzt gibt's zu tun.“

Sofort entwarf ſie den Plan. Sie geht ins Dorf zum Pfarrer und läßt läuten. Die Muhme muß zum Bäcker, zum Fleiſcher, das Totenmahl zu beſtellen. Der Tote bleibt liegen auf der Bank, wie er hingeſunken iſt. — Was zieht man denn gleich an, als Witwe? Das weiße iſt ja noch nicht fertig. Aus dem Kaſten das beſſere Gewand. Trauer? Iſt am erſten Tag noch nicht der Brauch. Alſo das gewöhnliche braune Kleid mit den roten Tupfen. Man ſoll nicht finden, als wäre ſie vorbereitet geweſen. Aber auch zu glatt und nett ſoll ſie ſich nicht machen. Der Schreck, der Schmerz muß auch auswendig zu erkennen ſein. — Eine Viertelſtunde ſpäter klappt die Tür zu und der Tote iſt im Hauſe allein.

Wie er es merkt, ſie wären fort, hebt er ſachte den Kopf und ſtemmt ſich auf den Ellbogen. Dann reibt er ſich mit der Hand das Kinn, die Wangen, die Stirn und murmelt: „Teufel, das iſt ſchwerer, wie ich mir's vorgeſtellt hab'. Wie ſie mir herumgefahren iſt im Geſicht mit den naſſen Bratzen! — Aber im Grund iſt ſie halt doch eine arme Haut. Geweint hat

ſie wirklich — das hätte ich mir nicht verhofft. Na — ungeſchickt gelegt hab' ich mich." Er ſaß auf und rieb ſich das Bein. „Ganz der Fuß iſt mir tot worden." Dann ſtieg er aufs Fletz, ging hin und her und war erſtaunt über das Ereignis, das er nun erlebt hatte. Es war finſter geworden, aber Licht brauchte er keines anzuzünden, da brannte ſeine Sterbekerze. Das iſt unheimlich, er zündete einen Leuchtſpan an und löſchte die Kerze aus. Er ging zum Herde, ob er nicht Feuer machen ſollte. Daß es heimlicher werde. Auch fröſtelte ihn. — Über den Rücken rieſelt's ſo ſonderbar — wie Schüttelfroſt. Pfui! Und keine Luft iſt im Zimmer. Ein Fenſter auf. Im Dorfe läuten ſie. Was läuten ſie denn im Dorf? Daß es ſo ſchauerlich ſein kann, wenn man im Hauſe allein iſt! — Er will zur Tür hinaus, die zitternden Beine ſtolpern an der Schwelle, er fällt zuſammen. Liegen bleiben darf er nicht, ſapperlot, das wär' gefehlt. Am Ende —! Am Ende behält ſie auch diesmal wieder recht. — Er erhebt ſich taumelnd, mit ſchüttelndem Körper trachtet er ſeinem Bette zu.

Nach einer Stunde kommt die Ehefrau mit den Nachbarinnen. Während ſie Licht macht, ruft ſie aus: „O meine lieben Leute, ſeht, da liegt er mir!"

Aber er lag nicht dort, wohin ſie zeigte.

„Du erlaubſt ſchon, Stanzl", redete er aus dem Winkel zwiſchen ſchlotternden Zähnen hervor, „ich bin ins Bett gegangen. Da ſtirbt ſich's kamodter."

Natürlich ein Aufkreiſchen in der Stube und hinausſtieben die Weiber zur Tür.

So hatte Joachim Zeit zum Überlegen, wie er ſich nun herauswinden wollte. — Geſehen hatte er die Wirkung ſeines Todes — das war ſo eine Art Achtungserfolg geweſen. Weiter preſſierte es ihm nicht. Wenn man die Leute zum Narren hält, läßt ſich die närriſche Welt zur Not ertragen.

Es dauerte hübſch lange, wie ſie ihn ſo allein ließen. Das ertrug ſich jetzt recht gut, ſeine Todesangſt hatte ſich bei dem Wiederſehen mit ſeiner Geſponſin wieder in Schelmerei umgewandelt. Und als ſie dann erſchienen, die Stanzl, die Muhme mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und als ſie ihm mit dem Span ins Geſicht leuchteten, da reckte er ihr die Hand entgegen: „Weil du gar ſo fleißig gebetet haſt, meine gute Stanzl, daß ich doch noch einmal zurückkommen ſoll — ſchau, ſo bin ich halt wieder da.“

„Um eine glückliche Sterbſtund betet man, alter Tepp!“ rief ſie und die Sache war wieder auf der altgewohnten Höhe.

Drei Wochen ſpäter haben ſie die goldene Hochzeit gefeiert, wobei die ganze Gemeinde tief gerührt war, mit Ausnahme des Hochzeitspaares. Sie brummte fortwährend über ihren Mann und tat, als hielte ſie ihn für den Schlechteſten. Er aber — hielt ſie zum beſten.

Himmelſchlüſſel.

Endlich war es ſo weit, daß der alte Pfarrer ſich in ſeinen Lederſeſſel lehnen und die Pfeife anzünden konnte. Dann wollte er einmal die kleine Poſt durchſehen, die auf dem Tiſche lag. Die Zeitung — das hat Zeit. Für den Hausgebrauch liefert das Dorf Neuigkeiten genug. Ein Mahnzettel vom Steueramt — das hat auch Zeit. Mindeſtens ſolange, bis wir Geld haben. Wenn ſie pfänden kämen! In größter Verlegenheit. Den Kleiderkaſten, die Bücherſtelle. Das dürfen ſie nicht. Was man doch für ein ſtarker Menſch iſt, wenn man nichts hat. Trotz all ſeiner Exekutivgewalt mag mir der Staat nicht einmal die paar Gulden fälliger Steuer wegnehmen. Na doch! Denn wohl doch! Wenn ſie über mein altes Leder-Faulwinkel da kämen! Und über mein Tabakzeug! Immer noch hat der Menſch zu viel, um vor Unglück ſicher zu ſein. — Ein Brief. Aus Wien. Jerum, vom Herrn von Stadlberger. Was ſchreibt er denn, der Herr von Stadlberger?

Würdigſter Herr Pfarrer!

Wir haben uns in der Stadt wieder eingerichtet, aber noch nicht getröſtet über das Ende der ſchönen

Sommerfrische, die wir erst — meine Kinder zählen die Monate — im Juli nächsten Jahres, so Gott will, wieder anknüpfen können. Meine Frau liegt mir im Nacken mit dem Auftrage, Ihnen und der lieben Mamsell Kathrin für alles Liebe, für alle Rücksicht und Aufmerksamkeiten, die meiner Familie in Ihrem Hause während der Sommermonate zuteil geworden, nochmals den besten Dank zu sagen. Und Sie möchten uns die drei Stuben doch ja nicht anderweitig vergeben. Gleichzeitig geht von meiner Kellerei ein, wie ich glaube, guter Tropfen an Sie ab, den Sie, lieber Herr Pfarrer, in der kalten Winterzeit sich zu Gemüte führen wollen. Mit dem Wunsche, daß der Wein Ihnen recht wohl bekommen möge und in der Hoffnung, daß Sie auch der alten Mamsell etwas davon zukommen lassen, denn geteilte Freud' ist doppelte Freud', Ihr recht aufrichtig und warm ergebener Franz Stadlberger."

Wenn der Mensch mit geschlossenem Munde etwas sagt, so heißt das immer: „Hm, hm!" Das sagte nun der Pfarrer, rückte auf dem weißen Kopfe das schwarze Käppchen, als ob er sein Kompliment machen wollte, und murmelte: „So, so! Einen guten Tropfen. Ei, nun fängt das Steueramt an, mir gefährlich zu werden. Der Pfarrer von Stifting lebt in Luxus und Überfluß."

Die Pfeife war ausgegangen. Feuchter Tabak. Oder können wir nicht mehr rauchen? Man kommt so selten dazu, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Übung verliert. — „Herein!"

Ein Bauersmensch tappte linkisch zur Türe herein und begann etwas zu stottern. Er schien Eiliges auszurichten zu haben, war aber so atemlos, daß er nichts hervorbrachte. Als er gewahr wurde, daß ihm der alte Filzhut noch auf dem Kopfe saß, hier mitten in des Pfarrers Zimmer, wurde die Verwirrung noch größer; halb gehobenen Arm's, so starrte er mit seinen Wasseraugen auf den alten Herrn, gleichsam fragend, ob es noch Zeit sei, den Hut abzunehmen oder ob er ihn nun nicht lieber oben lassen sollte.

„Das macht nichts, das macht nichts", sagte der Pfarrer, „was willst du denn?"

Es war der Knecht vom Hochmoser-Hof. Die alte Hochmoserin ist so viel krank geworden; sie läßt bitten um den Geistlichen. Der Pfarrer legte eilig seine Sachen weg, zog den Talar aus, stülpte sich die Bergstiefel an. Und wie er dann über den Kirchplatz geht, um das Allerheiligste zu holen, fährt der Eisenbahnbote mit dem Schubkarren daher, und auf dem Karren ist ein Faß.

„Ich komme zu Ihnen, Herr Pfarrer!" rief der junge Bursche heiter aus. „Wein ist angekommen!"

„Ich habe jetzt keine Zeit," antwortete der Pfarrer, „laß nur stehen vor dem Pfarrhofe. Wenn ich zurückkomm', werd' ich's schon verwahren."

„Der Frachtschein wäre zu unterschreiben!"

Während der Pfarrer mit dem Bleistifte das besorgte, wobei das Faß auf dem Karren den Tisch abgeben mußte, kraute der Bahnhofjunge sich vergnügt das blonde Haar. Die Freude, von allen

Schätzen, die er täglich ins Dorf zu führen hatte, endlich auch einmal dem Herrn Pfarrer etwas bringen zu können, leuchtete ihm aus den munteren Augen. Den alten Herrn hatten alle lieb. Besonders Adam war ihm zugetan. Dieser war das Kind armer Eltern des Dorfes, das seinen Vater früh bei dem Brande einer Mühle verloren hatte und das dann von der Mutter, einer Nähterin, kümmerlich erzogen worden war. Durch die Vermittlung des Pfarrers hatte Adam hernach die Anstellung bei der Eisenbahn gefunden, wo er als Packer und in anderen Bahnhofdiensten sich als anschicksam und verläßlich zeigte. Da er auch seine halb blind gewordene Mutter versorgen wollte, so pflegte er in seinen wenigen freien Stunden zum Nebenverdienste angekommene Frachtsendungen den Empfängern ins Haus zu karren, so daß der frische, immer heitere und dienstgefällige Bursche allenthalben gerne gesehen war.

Während über den Platz das Versehglöcklein dahinklingelte, suchte die Mamsell Kathrin im Hause nach Münzen, um für das angekommene Faß die Zustellungsgebühr zu entrichten. Obendrein peinigte sie der Zweifel, ob der Inhalt des Fasses die Sache wohl auch wert sein würde. Adam fragte, wohin das Faß zu kommen hätte. „Du wirst es nit dermachen können!" sagte die Mamsell.

„Aber leicht!" antwortete Adam und wälzte das Faß langsam in das Vorderhaus und der Kellerstiege zu. — Natürlich, der alte Herr, wenn er müde vom Versehgang heimkommt, wird noch das schwere

Faß in den Keller tun! Das können wir auch machen.

Die Mamſell war indes zum Kaufmann hinübergelaufen, um Kleingeld auszuborgen. Als ſie in den Pfarrhof zurückkehrte, war der Junge fort, aber er mußte bald kommen, der Karren ſtand noch da. Adam kam nicht und als die Alte nach einer Weile in den Keller hinabſtieg, um zu ſehen, wo er weile und ob er das Faß auch richtig geborgen habe, da fand ſie den Adam am Mauerpfeiler liegen unter dem Faß.

Gegen Abend, als der Pfarrer vom Verſehgange zurückkehrte, war das Vorhaus des Pfarrhofes voll Leute, die ihm gleich mit der Neuigkeit entgegenkamen: „Über die Kellerſtiegen hinab hat er nit derhalten können, iſt unters Faß gekommen!“ Und der Arzt beſtätigte: „Das Bruſtblatt eingedrückt, den Schädel geſprengt.“ — Der Junge lag noch auf dem Lehmboden am Pfeiler, der Kopf war verhüllt mit einem weißen Tuche. Daneben ſtand eine brennende Kerze.

Der Pfarrer hat die Hand des Unglücklichen gefaßt und geſagt: „Adam, warum haſt du mir ſo was angetan?!“

Nach zwei Tagen, als die Leute vom Begräbnis nach Hauſe gingen, beſprachen ſie, wie ſchwer der alte Herr unter dieſem Falle leide.

„Der Wein aus dieſem Faſſe wird ihm wohl nicht ſchmecken.“

„Er ſoll ihn der armen Nähterin ſchenken.“

„Natürlich, die wird den Wein trinken, der ihr Kind umgebracht hat!“

Die alte Hauſerin im Pfarrhofe hatte dann einmal den Pfarrer gefragt, was mit dem unglücklichen Faſſe zu geſchehen habe. Es liege immer noch im Keller, ſo wie es über die Stiege gerollt ſei: ſie möge gar nicht darauf hinſchauen.

Der Pfarrer machte einen Spaziergang nach Ebenraid, um ſeinen Amtsbruder zu beſuchen. Bei dem redete er zuerſt von mancherlei, was ihm ganz gleichgültig war. Auch der Amtsbruder erwähnte das traurige Geſchehnis mit keinem Worte.

„Was du für ein ſchönes Obſt haſt, heuer,“ ſagte der von Stifting und ſchaute auf die prangenden Apfelbäume hinan, in deren Schatten ſie ſaßen.

„Wie ſteht's denn bei dir?“ fragte der von Ebenraid.

„Bei mir hat der Hagel ſchon im Juli abgeräumt. Es iſt halt wieder einmal ein ſchlechtes Jahr, heuer.“

„Nun, ſo lange wenigſtens der eine ein biſſel was hat!“

Dann ſchwiegen ſie und es war eine drückende Luft.

„Du,“ ſagte der von Stifting auf einmal, „haſt du für den Winter ſchon deinen Opferwein beſtellt? Ich wüßte dir einen wohlfeilen. Einen recht wohlfeilen. Echt wird er auch ſein.“

„Alter Freund,“ antwortete der von Ebenraid,

„daß du ihn nicht trinken magſt, iſt freilich zu begreifen.“

„Ich könnte dieſen Wein nicht transſubſtantieren.“

„Und mir tät's auch nicht beſſer gehen. Nein, für uns, die wir von der Geſchichte wiſſen, taugt das nicht. Obſchon der Wein nichts dafür kann. Es iſt ſchade, wo man ohnehin ſo ſelten zu einem echten Tropfen kommt. Ich will dir was ſagen, Bergdorfer. In meinem Sprengel iſt ein Bauer, der Bilſimmer mit dem krummen Fuß, vielleicht kennſt du ihn. Dem hat vor einem Jahre eine wildgewordene Kuh das Töchterl totgeſtochen mit den Hörnern. Jetzt hat von dieſer Kuh im ganzen Hauſe keiner die Milch mehr mögen. So hat er ſie geſchlachtet. Und denk' dir, das Fleiſch haben ſie gegeſſen.“

„Mag ſein, mag ſein. Die Leute ſind nicht alle gleich. Mir widerſtrebt es. Ich müßte immer an den armen Adam denken bei der Meſſe. Und es wäre doch keine rechte Aufopferung. Nein, es geht gegen meine Natur; den Wein kann ich nicht trinken.“

„Gib ihn ins Armenhaus. Den Leutchen wird einmal ein bißchen Herzſtärkung auch nicht ſchaden.“

„Ich habe ſchon daran gedacht. Aber ſie dürfen's nicht wiſſen woher, ſonſt blitzen wir ab. Vielleicht, Amtsbruder, daß du ſo gut wäreſt. Ich meine, daß du in deinem Namen dem Armenhaus ein Faß Wein ſpendieren wollteſt. Ich laſſe dir's gleich herüberſchaffen.“

„Schön. Da kann ich auf billige Weiſe gleich

einmal einen Wohltäter ſpielen. Und jetzt wollen wir ein Glas miteinander trinken, freilich wohl aus einem anderen Faß."

„Ich danke dir ſchön. Ich müßte mich nötigen. Mir ſchmeckt jetzt kein Wein. Gar keiner. Wenn du mir ein paar Äpfel ſchenken willſt!"

Das Faß Wein wurde nach Ebenraid geſchickt und der Sack Äpfel nach Stifting.

Bald hernach konnte der Armenhausverwalter einem edlen Gönner danken für die großmütige Spende und die alten, ſiechen Leutchen der Anſtalt bekamen zum halben Nachmittag ein Töpfchen Wein, ſo daß die blaſſen Wangen roſig wurden und die müden Augen wie Lampenflämmchen, wenn friſches Öl dazukommt. Am nächſten Morgen aber war große Unruhe im Armenhauſe und als am Nachmittag wieder der Wein kam, ließen ſie ihn ſtehen und ſchauten trotzig drein. Und ſagten der Wärterin, ſie wüßten es jetzt wohl, das ſei jener Wein, der den Eiſenbahnburſchen umgebracht habe und den tränken ſie nicht.

Das beinahe noch volle Faß iſt wieder zurückgegangen in den Pfarrhof zu Ebenraid. Da es nun einmal angeſtochen war, mußte es bald zur Nutznießung kommen — aber wie? Es ergab ſich hierzu ein neuerlicher Anlaß.

Der alte Pfarrer zu Stifting — der ſich nie Ruhe gönnte, ſo lange es da und dort im Sprengel für ihn zu tun gab, ging eines Tages hinauf in den Kernbaumwald, wo er in einer der Kohlenbrenner-

hütten, die in der Mulde stehen, einkehrte. Unterwegs hatte er sich die Predigt für den morgigen Sonntag zurechtgelegt und noch eine andere, die er in der Köhlerhütte zu halten gedachte. Hier fand er am Feuerherde zwei junge Leute beisammen, das Weib, es war die Köhlerin, schürte mit einer Eisenzange die Glut und legte Pilze hinein, daß sie braten sollten. Der Mann, es war ein Holzarbeiter, der schon Feierabend gemacht hatte, saß auf einem Blocke und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege. Dabei schnitt er sich Speck und Brot, wovon er Stück für Stück in den Mund steckte und mit Behagen verzehrte. Es waren zwei urgesunde Leute und es war in dieser kleinen dunklen Hütte eine große Behaglichkeit um alles, ein stillheiterer Friede, daß der alte Pfarrer die vorbereitete Predigt einstweilen unterschlug. Wie kann man zu ein paar Menschen, die so zufrieden miteinander leben, sagen: Geht auseinander!?

„Tun's Ihnen niedersetzen, Herr Pfarrer," sagte der Holzhauer, da er von seinem Blocke aufstand, um Platz zu machen. „Ist eine seltene Ehr'. Mögen's ein' Speck?"

„Närrisch du, wie wird der Herr so ein' Speck mögen!" verwies das Weib mit gutmütigem Gebrumme die unschickſame Einladung und setzte dem Gaste einen grünglasierten Topf mit Ziegenmilch vor. „Ist noch euterwarm und gesund für die Brust."

Der Pfarrer mußte wohl doch seiner Pflicht genüge tun. Aber er sagte die harten Worte in einem gütigen Tone. „Ja, Leut'ln, was ist's denn mit euch?

Das wird halt doch nicht gehen, so. Ihr gebt Ärgernis; für die Kinderln gibt's auch allerhand Zuwidrigkeiten, wenn sie von ledigen Eltern sind, und kommen nachher hart fort auf der Welt. Und Gottes Segen wollt ihr ja doch auch haben. Ich denke, ihr sollt auseinandergehen oder heiraten."

Das Weib machte sich lebhaft am Feuer zu tun, der Mann hatte ein wenig gestutzt, dann sagte er bloß: „Auseinandergehen! Wie können wir denn auseinandergehen?" Und schenkerte seinen Arm gegen die Wiege hin.

„Das Heiraten ist mir auch lieber," sagte der Pfarrer, wobei das Weib ein geringes mit dem Kopfe nickte und das frische Gesicht zu einem Schmunzeln breitzog.

„Wär' schon recht, heiraten," sagte dann der Holzhauer. „Wenn wir ein bissel was hätten. Sie hat nix und ich hab' nix."

„Aber ihr müßt doch auch ledigerweise für euch sorgen."

„Das ist [illegible] wahr. Aber 's Heiraten kostet auch Geld. [illegible] lachend setzte er bei: „Nit einmal einen Hochzeitstrunk tragt's bei unsereinem."

„Wenn's nur das wäre," meinte der Pfarrer, „die Amtlichkeiten sollten schon bestritten werden und die Trauung bei mir kostet auch nichts, das wisset ihr ja. Dann — was den Hochzeitstrunk anlangt, lasset für den einmal einen anderen sorgen, der's tun kann. Ich wüßte schon wen. Sollet auch eure Bekannten und Verwandten dazu einladen. Möchte

schon feierlich werden. Die Hochzeit braver Arbeitsleute ist gerade so gut, wie die von Baronen und Grafen. Tut nur endlich einmal dazu."

Als der Pfarrer so gesprochen hatte, guckte der Holzhauer nach dem jungen Weibe hinüber und fragte ganz weichmütig: „Isel, was meinst denn dazu?"

Und die Isel gab zurück: „Mir ist es allzeit recht, das weißt, Hartl."

„So machen wir's gleich richtig, Leuteln!" sagte der Pfarrer.

In den halbverkohlten Baumästen des Herdfeuers knisterte, pfiff und sang es ein wenig.

„Gib mir das Milchhäferl her!" rief die Isel dem Burschen zu, dann griff sie mit der Hand in die Milch und sprengte davon einige Tropfen ins Feuer.

Der Pfarrer fragte sie, warum sie das getan habe?

„Weil die armen Seelen im Fegefeuer wieder gar a so winseln," antwortete das Weib. „So viel Hunger und Durst werden sie wieder haben. Im vorigen Frühjahre ist meine Mutter gestorben. Wer weiß, wie's ihr geht!"

Hierauf sagte der Pfarrer: „Das Winseln höre ich wohl auch im Feuer. Aber ich denke, das ist das feuchte Holz. Das tut gern so singen. Ist übrigens brav von dir, Isel, daß du der armen Seelen im Fegefeuer gedenkst. Tu' nur fleißig beten. Deine Mutter ist als eine fromme Christin gestorben, die wird nicht viel zu leiden haben. Aber wenn ihr zwei

jetzt das ledige Beisammenleben aufgebt und in die heilige Ehe tretet, so wird's auch für deine selige Mutter eine Freud' sein. Hast du noch Eltern, Hartel?"

„Nie gehabt," antwortete der Bursche und verbesserte schnell: „Mein' Vater und Mutter hab' ich nie gekannt. Bin als Waisel allweil nur unter fremden Leuten herumgewalgen."

„Na, so wird's dir auch taugen, wenn du einmal wen hast, der ganz dein ist und du sein bist. Und daß du es deinen Kindern besser machst, als es dir selber ergangen ist. — Darf ich euch morgen von der Kanzel werfen?"

Von der Kanzel werfen, das heißt, zwei Leute öffentlich als Brautpaar verkünden. Die beiden verstanden es und sagten: „In Gottesnamen."

So haben der Hartel und die Isel sich versprochen, so sind sie am nächsten Tage das erstemal aufgeboten worden und so ist nach vierzehn Tagen die Hochzeit veranstaltet worden beim Schwanenwirt in Stifting.

Das Brautpaar hatte neues Gewand an, in hellen Farben, wie es Landesbrauch ist. Es hatte eine erkleckliche Anzahl lustiger Hochzeitsgäste mitgebracht herab vom Kernbaumwald. Den Weibern waren die Busen, den Männern die Hüte geschmückt mit Sträußen und Rosen, die aus Leinwand und Papier gemacht waren. Die gemachten Blumen sind ja viel schöner wie die anderen, die überall wachsen. Gewachsene Blumen steckt sich jeder Halterbub an den

Hut Bei einer Hochzeit muß wohl was beſſeres ſein! Etliche der Burſchen hatten alte ſchwere Piſtolen bei ſich, mit denen ſie manchmal in die Luft knallten, zu größerer Feierlichkeit und Ehre des Brautpaares. Der Tag war nebelig und regneriſch, was an einem Hochzeitstage die beſte Vorbedeutung iſt. Aber als ſie zur Kirche kamen, wendete die Braut ſich plötzlich um, verdeckte mit beiden Händen die Augen und rief klagend, ſie trete in keine Kirche, auf deren Dach die Raben ſäßen!

Tatſächlich hockten auf dem Firſte des ſteilen Daches ein paar ſchwarze Vögel, die einen unglückſeligen Eheſtand bedeuten konnten.

„Herabſchießen!“ rief ein Forſtjunge.

„Das braucht's nit. Gib her!“ ſagte ein alter Holzmeiſter, nahm dem Nächſtſtehenden die Piſtole aus der Hand und ſchoß ſie ab in die Luft. Da haben die Raben auf dem Dachfirſte ſich erhoben und ſind davongeflogen. Alſo, das Unglück war verſcheucht, Iſel trat wohlgemut in die Kirche. Kein Kranz lag auf ihrem braunen geſcheitelten Haare, um ſo unbefangener ſchaute ſie mit hellem Auge in den Eheſtand hinein.

Nach der Trauung wurde am Altar nach alter Landesſitte Wein getrunken. Aus zwei großen Kriſtallflaſchen ſchenkte der Schwanenwirt, der gleichzeitig auch Küſter war, goldig funkelnden Wein. Als von den Hochzeitsgäſten jeder aus dem Trinkglaſe ſeinen Schluck nahm, guckten ſie ſich nur ſo an. Das war ein Wein! Lind wie Milch ging er hinab und

in der Bruſt begann ſofort der warme Mut zu glühen.

Hierauf gab's beim Schwanenwirt ein Eſſen, bei dem jedes ſeinen Teller mit Backwerk und Aufgeſchnittenem und ſein Trinkglas hatte. Immer war der Wirt herum und ſchenkte mit heiterer Miene Wein ein, ſo viel jeder und jede trinken wollte. Es war wieder derſelbe ſüße, ſüffige Wein und die Leute wurden luſtig dabei. Die Holzhauer fingen an, alte pudelnärriſche Lieder zu ſingen; drei Hirten, Wildlinge von der Alm, jodelten klingende Almer, ſo als ob drei Glocken ineinander läuteten. Dann zogen ſie Pfeifchen aus dem Sacke und fingen an, liebliche Weiſen zu blaſen. Die Iſel kehrte ſich plötzlich ihrem Manne zu, packte mit beiden Händen feſt ſeinen Kopf, blickte ihm brennend ins Auge und ſprach leicht gedämpft: „Jetzt hab' ich dich, Spitzbub! Jetzt kommſt mir nimmer aus!" Und er lachte ſie treuherzig an.

Dann haben ſie eins getanzt miteinander. Nach dem Tanze, als die Lichter angezündet wurden, ſaßen ſie wieder zuſammen um den Tiſch herum und tranken Wein. Die Weiber knuſperten Backwerk dazu und die Männer rauchten ihre Tabakpfeifen, daß der Rauch, mit Wein- und Leutedunſt vermiſcht, ganz dicht war in der Stube und über dem hochzeitlichen Glück gleichſam ein zarter Schleier lag. Als draußen auf dem Kirchturme das Ave Maria geläutet wurde, legte ſich der Lärm, der Wirt machte über das Geſicht ein Kreuz und betete laut: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botſchaft!" Da iſt plötzlich ein

ernſter Hauch über die Geſellſchaft gegangen, als ob es allen zugleich eingefallen wäre zu denken: Der luſtigſte Tag hat ein Ende.

Sie ſind dann aufgeſtanden, hin- und hergegangen und wollten noch einmal anfangen zu tanzen, da ſagte jemand, im Hofe draußen unter der Streuhütte höre man wen heftig weinen. Der Hartel ſah ſich nach ſeiner Braut um. Die war nicht da. Er ging hinaus in den Hof und wer dort weinte, laut und herzzerreißend ſchluchzte, das war ſein Weib.

„Iſel! Was iſt dir widerfahren?“ Er fragte gar beklommen und legte den Arm über ihre Achſel. Sie ſtieß ihn von ſich und ſchluchzte noch heftiger.

„Hat dir wer was getan? Iſel, mein Mädel, ſag' mir's. Hab' ich dich gekränkt?“

Da zuckte ſie im Weinen plötzlich ab, ſtrich mit den Fingern ihr Haar aus dem Geſicht, wendete ſich ſcheinbar ganz ruhig zu ihm und ſagte: „Das Unglück iſt fertig. Beſſer hätten wir's nit einladen können zu unſerem Eheſtand, als mit dieſem — dieſem Unglückswein!“

„Unglückswein? Iſel, ich weiß nit — du müßteſt nur zu viel davon getrunken haben.“

„Schau mich an, Hartel. Streich' ein Zündhölzel und ſchau mich an, ob ich etwa einen Rauſch hab'. So nüchtern bin ich mein Lebtag noch nie geweſen, als jetzt an dieſem Abend. — Weißt du nichts davon? Kannſt denn du dir gar nichts denken? Schütteſt den Wein nur ſo in den Bauch und denkſt nicht, wer ihn bezahlen wird? Sei ſtill mit dem Pfarrer, das iſt

auch so einer, der das Unglück auf andere wirft, das bei ihm selber ist angerichtet worden! Wir werden diesen Wein bezahlen, weil's der Unglückswein ist, der den Eisenbahner hat umgebracht!"

Da ist auch der Hartel erschrocken, denn das Unglück mit dem guten Adam war noch in aller Gemüt. Und hat der Bräutigam gemeint, das Unheil finge schon an zu wirken, weil die Isel in einem so harten Ton zu ihm gesprochen wie früher nie.

„Aber, Isel, wie weißt denn das du, daß es jener Wein ist?"

Sie hat es ihm bald erzählt. Während des Ave-Maria war ihr eingefallen, von dem guten Wein könnte sie doch eine Flasche zu der Nähterin hinübertragen, die in der Hinterkammer des Nachbarhauses wohnt und ihr die Hochzeitsjoppe genäht hat. Sie tat's, aber das arme Weib verdeckte ihr kummervolles Gesicht mit dem Arm und rief aufgebracht, wie man denken könne, daß sie von diesem Wein sollt' trinken! Da war die Isel zur Wirtshauskellnerin gelaufen und habe sie gefragt, was das für ein Wein sei, den sie bei der Hochzeit bekommen hätten. Ja, der sei vom Herrn Pfarrer, jenes Faß! — Da hatte sie plötzlich alles überschaut und war's ihr gewesen, als hätte sie Gift getrunken. „Immer und immer ist mir zu Sinn gegangen" so setzte sie bei, „dieser Tag hat kein gutes Bedeuten und auf einmal deucht mich, Hartel, wir zwei gehören nit zusammen und es geht uns überall der Tote nach!" So ungestüm weinte sie, daß alle Leute zusammenliefen, um

ſie herumſtanden und ſie tröſten wollten. Aber die Iſel war in ihrer Aufregung für keinen vernünftigen Gedanken zu haben. Der Hartel ſchüttelte traurig den Kopf und ſagte langſam für ſich hin: „Es iſt richtig, das Elend hebt ſchon an.“

Der Schwanenwirt hatte zuerſt mit gemütlichen Worten beſchwichtigen wollen, aber der alte Hirte Gottſchalk riet ihm, das bleiben zu laſſen. Er kenne dieſes Frauenzimmer, ſo brav und geſcheit es ſonſt ſei, wenn ſie ſich einen Aberglauben einbilde, da ſei es gerade ſo gut, man rede einem alten Butterkübel die zehn Gebote ins Loch hinein. Es ſei wirklich ein Malheur, daß es juſt dieſer dumme Wein habe ſein müſſen. Man hätte die Laken ſchon lang ſollen auslaſſen in den Straßengraben.

Mit Mühe und Bitten war die Iſel endlich zu bewegen, den Heimweg anzutreten. Aber vom Arm des ihr erſt angetrauten Mannes riß ſie ſich los und eilte voraus. Zu ihrem Kinde wolle ſie!

Alſo war es plötzlich totenſtill geworden in der Gaſtſtube beim Schwanenwirt und die Weingläſer ſtanden halbgefüllt noch da und es war, als ſtiegen aus demſelben in Dunſtſchlänglein die unſeligen Geiſter hervor. Der Wirt nahm eines der Gläſer, füllte es bis auf den Rand und leerte es auf einen Zug. Aber nur die Kellnerin und der Hausknecht ſahen es, daß er ſich vor dieſem Wein nicht fürchtete. Dann nahm er den Hut vom Nagel und ging in die Nacht hinaus. Trotzdem, was geſchehen, fühlte er ſich ganz munter. Heute freute es ihn, daß er ein Sünder war.

In den Pfarrhof ging er und erzählte den Auftritt. Für den alten Herrn war das ein neuer Schlag. „Wir hätten tun ſollen, wie der Gottſchalk geſagt hat. In den Straßengraben mit dem Geſüff!“

„Wenn's nit ſchad' wär', wir könnten es ja noch tun, Herr Pfarrer,“ ſagte der Schwanenwirt und machte ein dreieckiges Geſicht — unten ganz ſpitzig zuſammen — wie immer, wenn er etwas hinter den Ohren hatte.

„Was noch tun? Haben ihn ja ausgeſoffen.“

„Nicht einen Tropfen, Herr Pfarrer“, ſagte der Wirt. Dann wurde er ernſthaft, legte die Hände zuſammen zu einer doppelten Fauſt. „Hochwürden! Ich bin jetzt eigentlich in einer abſcheulichen Zwickmühl'. Ich kann der abergläubiſchen Jammergredl da oben helfen, wenn ich will. Wenn ich ſelber in den Dreck ſpring. Der Herr Pfarrer muß mir halt helfen, daß ich wieder herauskomm'“.

„Was redeſt da herum, Wirt? Haſt mir was zu ſagen, ſo komme, wenn du nüchtern biſt“.

„Es iſt beſſer gleich. Wenn ich nüchtern bin, hab' ich die Kuraſch' nicht dazu. — Keinen Tropfen haben die Hochzeitsgäſte bekommen von dem Wein, den mir der Herr Pfarrer für ſie geſchickt hat. Mir hat's leid getan um den feinen Saft, daß ihn dieſe Waldbären ſaufen ſollten. Für die iſt ein leichter Tiſchwein auch gut, nur recht viel Zucker dazu für die Weiberleut'!“

Der Pfarrer blickte den Schwanenwirt an und ſchwieg.

„Und wenn Sie der Kohlenbrennerin jetzt ſagen wollten, Herr Pfarrer, der Unglückswein ſei es gar nicht geweſen, den hätten Sie gar nicht hergegeben.“

„Das ſoll ich ſagen? Schwanenwirt, was denkſt du? Du haſt den Wein unterſchlagen und ich ſoll lügen! Wenn es ſo iſt, wie du ſagſt, ſo geh nur hinauf in den Kernbaumwald und ſag' es ſelber.“

Der Wirt kratzte ſich am Hinterhaupt: „Es iſt aber eine zuwidere G'ſchicht. Mann kann dabei leicht um den ehrlichen Namen kommen.“

„Das iſt ſchon möglich.“

„Sie legen es leicht ſo aus, als hätt' ich den guten Wein ſelber behalten und den ſchlechten dafür geben wollen. Ich hab's nur ſo gemeint, daß ich Euer Hochwürden beichte und daß es der Herr Pfarrer nachher ſelber recht machen ſollen.“

„Ja ja, mein lieber Schwanenwirt“, antwortete der alte Herr, „und Seine Hochwürden der Herr Pfarrer gibt dir zur Buße auf, daß du jetzt gleich hingehſt und den Leuten reinen Wein einſchenkſt!“

„Muß das ſein?“

„Du wirſt dich doch nicht erſt bedenken? Wenn du zwei arme Seelen erlöſen kannſt.“

Der Wirt ſtrampfte mit einem Fuß: „Gut und ich geh hinauf!“

Als er fort war, ſann der Pfarrer nach und jetzt mußte er erſt lachen. Was da für Sachen herauskommen? Es ſcheint doch, daß im Weine etwas wie Wahrheit liegt. O du niederträchtiger Schwanenwirt! Aber wacker iſt es erſt noch von dir, daß du lieber

deine Schlechtigkeit eingestehst, als die zwei Leute in ihrem Elend zu lassen. Wenn's auch ein eingebildetes ist. Habe doch auch ich den Wein nicht trinken mögen und meine nicht, daß es Aberglauben gewesen; der Mensch ist halt einmal so. Aber gut trifft sich's diesmal doch, daß der Wirt ein Spitzbub ist. Wenn sie auf meine unbedachte Weise hin meinen Wein getrunken hätten, was sollten wir jetzt anstellen, dieses Weib zu beruhigen? Die Schuld sitzt ja schließlich und endlich auf meinem eigenen Buckel. — Nun hatte der alte Herr es sich so lange zurechtgelegt, bis er neuerdings anhub, schwer an der Sache zu tragen. So viele Güte hatte der Herr von Stadlberger in diese Weinsendung gelegt und so viel Unsegen kommt dabei heraus!

Das war doch einmal ein ordentlicher Bußweg, den der Küster von Stifting als Schwanenwirt heute machte. Zwei Stunden lang stolperte er auf schlechtem Bergweg, bis er endlich in den Kernbaumwald kam zur Köhlerhütte. Aber es war die rechte nicht. Ein altes Weib kreischte zum Guckloch heraus, wenn er dem Hartel seine suche, die sei um zehn Vaterunser weiter hinten im Graben. Ob man heute dort gern jemanden über Nacht behalte, das wisse sie nicht.

Statt der zehn Vaterunser, die der Schwanenwirt als Zeitmaß hätte beten können, dachte er nach, wie er seine Angelegenheit am besten vorbringen werde, daß es den zwei Leuten nütze und ihm nicht schade. Erbaut würden sie anfangs wohl nicht sein von seinem Erscheinen, obschon diese Nacht längst vorweg genom-

men worden war. Schlimmſten Falles wollte er es zum Fenſter hineinrufen, dann hätte er das ſeine getan und wollte heimgehen ſchlafen. Aus den zwei Fenſterchen ging ein trübroter Schein, der wegsüber einige Baumſtämme traf. Die Tür war nicht verriegelt, ſie ging knarrend auf und der Eintretende ſtieß ſeinen Kopf an den Pfoſten. Drinnen, in einem eiſernen Wandhaken ſtak der Leuchtſpan, aus deſſen träger Flamme leichter Qualm aufſtieg und die niedere Hüttendecke mit einer dünnen Rauchſchichte überzog. Das Weib ſaß am Herd und ſtillte ihr Kind, nachdem die Nachbarin, die es tagsüber verſorgt haben mochte, fortgeſchickt worden war. In einem Bretterverſchlag auf breitem Strohſack lag ſchon der Hartel. Er richtete ſich auf, hatte noch das weiße Hochzeitshemd an. Er fragte nicht, was dieſer ſpäte Beſuch des Schwanenwirtes bedeute. Er glaubte es zu erraten, der Mann würde wohl gar die Zeche beglichen haben wollen. Froh und glücklich ſah das junge Ehepaar nicht aus, ja es ſchien, als ob ihm alles öde geworden wäre. So begann der Wirt ſein Gebet: „Da heraufſteigen bei der Nacht, und einer Dummheit wegen, na, ich dank' ſchön."

Er trocknete ſich mit dem Sacktuch die Stirn. „Ich hab's gar nicht gleich ſo verſtanden, Iſel, wie ich heut' deinen Jammer hab gehört. Sonſt hätt' ich dir's ja gleich können ſagen. Ich höre, du glaubſt, daß euch heute der Wein vorgeſetzt worden wär', der den armen Adam erſchlagen hat. Ja, vermeint iſt er euch wohl geweſen, wenn unſereins nicht geſcheiter tät ſein.

Ein fürnehmes Trinken wär's wohl auch gewesen; seit zwanzig Jahren oder länger hat der Schwanenwirt einen solchen Tropfen nit im Haus gehabt. Schade, hab' ich gedacht, daß es das Unglücksfaß ist, aber ich kann nicht helfen und so was setzt man einer Hochzeitsgesellschaft nicht vor. Weil ihr es euch aber doch einbildet, närrischer Weis, so will ich euch, meine lieben Leut', jetzt, wie man sagt, reinen Wein einschenken und ich weiß, daß noch keinem Wirt sein Weinfälschen so gern verziehen worden ist, als mir das meinige. Hört nur zu: Den Wein, der euch vermeint gewesen, habe ich im Keller behalten und dafür einen andern aufgetischt, auch einen guten, wie ihn die Leute daherum halt gewohnt sind und wie er bei mir zu allen Hochzeiten geschenkt wird. — So ist's und nicht anders und jetzt will ich von der dummen Jammerei aber auch nichts mehr hören."

Während dieser gut gesetzten und schneidig betonten Rede hatte die Isel ihren Kopf gehoben und ein frohes Licht war über ihr Gesicht gegangen. Der Hartel aber stützte seinen Oberkörper auf den Ellbogen und sagte unwirsch: „Schwanenwirt, das ist leicht gesagt, das kann man glauben oder nit."

„Morgen werd' ich einen Zeugen haben," gab der Wirt lachend zurück. „Dein brummender Kopf wird dir's schon sagen, daß es kein feines Gewächs war, was du getrunken hast, sondern ein kreuzweis verschwefelter Kunstwein. — Na, ernsterweis, wenn ihr Gewißheit haben wollt, und ich glaub' euch's gern, so kommt morgen zu mir, ich will euch das volle Faß

zeigen, das der Wiener Herr geschickt hat und mit dem das Malheur ist gewesen; der Pfarrer wird auch dabei sein. Und jetzt, Leutln, sagt Vergeltsgott, daß ich die Gutheit gehabt und heut' noch die Botschaft gebracht hab. Daß ihr nachher eine bessere Nacht solltʼ haben, habʼ ich gedacht."

Eine Weile haben sie sich nun angeschaut, die jungen Eheleute. Keine Verstellung und kein Trotz ist in ihnen gewesen. Offen und freudig haben sie es gesagt, daß ihnen jetzt ein gar schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. — Und so ist ja alles gut abgelaufen. Die Raben sind vom Kirchendach verscheucht worden, der Unglückswein ist im Faß geblieben. Und ein gewöhnlicher Hochzeitswein, wenn er auch Kopfweh macht, kann dem ehelichen Glücke nicht schaden.

Der Schwanenwirt ist gar befriedigt nach Hause gestolpert. Wie jetzt die Sache steht, ist seine Spitzbüberei nur eine weise Wohltat gewesen und den feinen echten Wein kann er prächtig verzapfen für die fremden Honoratioren, die bei ihm manchmal einkehren.

Am nächsten Tage allerdings hat der Pfarrer wieder Geschichten gemacht. Der wollte das ominöse Faß in den Straßengraben rinnen lassen. Da sah es der Schwanenwirt, um seinen Vorteil wäre es geschehen. Aber er wollte auf seiner moralischen Höhe bleiben.

„Herr Pfarrer," sagte er, „Straßengraben ist gut, aber Bouteillen sind besser. Es wäre zu schade.

„ziehen wir den vornehmen Tropfen in Flaſchen ab, geben wir ihm die Etikette „Himmelſchlüſſel", maßen er ja wirklich einem den Himmel aufgeſchloſſen hat, und verkaufen die Bouteille um ſieben Gulden."

„Mesner, du biſt ein hautſchlechter —"

„Tun's mich ausreden laſſen, Herr Pfarrer. In einem Jahr iſt der Wein weg. Beſonders die Sommerfriſchler! Das Geld, das wir löſen, geben wir der Nähterin."

„Mesner, du biſt ein hautſchlechter Lump. Aber ein guter Kerl. Gib den Wein in Flaſchen, taufe ihn „Himmelſchlüſſel" — aber ohne Waſſer!"

Der Drachenfütterer.

Du wunderst dich, lieber Freund, über die Schüsseln, die auf dem Dache stehen. Auf dem Dache vieler Gehöfte in den Alpen. Du denkst, das wäre zur Katzen- oder Vogelfütterung, schnöde vergessend, daß die Katzen von den Mäusen versorgt werden und die Sänger — ob sie nun mit dem Schnabel oder mit der Feder singen — beim Volke nur höchst selten auf einen gedeckten Tisch Anspruch erheben können.

Die Schüsseln auf dem Dache — nach denen du so lüstern den Hals reckest — bewirten einen anderen Gast. Einen wilden Gast, der das, was er will wohl auch mit Gewalt nimmt, wenn ihm nicht mit freiwilligen Opfergaben geschmeichelt wird. Dieser Gast ist der Sturm. Also füllt die Hausmutter eine flache Schüssel mit Mehl und stellt sie auf das Dach. Wenn dann der Wind kommt, leckt er das Mehl auf und sättigt sich und zieht, ohne stürmisch zu schaden, gelinde weiter. Windfüttern nennt man das, und wenn's wahr ist, was die Leute sagen, so bleibt ein Bauerngehöfte, in dem man fleißig Wind füttert, stets vom Sturme verschont. Vom Mehl bleibt frei-

lich kein Stäubchen in der Schüſſel, weil der Wind immer hungrig iſt, und wenn die Hausmutter einmal ein Weilchen der Fütterung vergißt, dann pocht er an die Haustür, rüttelt an den Dachbrettern und fordert ſeine Sache. Und wenn die Hausmutter geizig iſt, oder ungläubig, oder aus einem anderen Grunde nichts gibt, dann kommt er eines Tages, auf zerriſſenen Wolken reitend, entwurzelt die Schirmtanne, reißt die Dachbretter von den Sparren und richtet Unheil an über alle Maßen.

Auf Runenberg beim Bauer, wo es heißt zum Hach am Berg, wiſſen ſie gar noch etwas anderes. Zuerſt hatten ſie dort auch den Wind gefüttert, dann fütterten ſie den Drachen. Das iſt der alte Drache, den alle ganz genau kennen, ohne ihn je geſehen zu haben. In früherer Zeit haben ihn ja viele geſehen, aber ſie ſind geſtorben, und wir müſſen es anderen glauben, was ſie ausgeſagt haben. Der Drache iſt zumeiſt zwar gefeſſelt mit neun Stricken, die aus den Haaren alter Weiber gedreht ſind, kommt aber trotzdem manchmal los, zieht pfauchend durch die Welt und tut viel Schaden. Schaden an Feldfrüchten, beim Vieh und ſogar bei den Leuten, ſo daß ſie zanken und greinen und wüſt ſind, ohne zu wiſſen warum. Beſonders gerne tut er's den Frauen an, ſo daß ſie oft ohne allen Grund keifen, kratzen und allerlei Gift ſpeien. Die Armen ſind verhext, vom Drachen gebiſſen, der, weil unſichtbar, um ſo gefährlicher wüten kann.

Da war nun der Hach am Berg. Über den waren

ganz sachte ungute Zeiten gekommen; aus allen Ackerfurchen, die er zog, grinste das Mißgeschick, aus allen Stallwinkeln grinste es, in der Stube, unter Tisch und Bett grinste es hervor, in allem hatte er Unglück. Die Kornernte mißriet, die Kälber und Schweine blieben mager, die Schafe wurden gestohlen, den Kohl fraßen die Raupen, die Erdäpfel verfaulten, die Hühner holte der Geier und die Eier der Marder, über die Mägde kam wilde Liebe und die Ehegesponsin tat nichts weiter als zanken und ihm die Schuld geben, daß alles so kam. Das war bitter. Es war ja nicht alles Ungemach auf einmal da, in diesem Falle wäre noch ein Abziehen gewesen, daß die Landplagen einander auffressen würden. Nein, sie kamen allmählich, eine nach der andern, dies Jahr der Schafdieb, das andere der Geier, weiterhin die dünnen Schweine und die dicken Dirnen. Nur eines war immerwährend — die zankende Ehegenossin, die ihm an allem die Schuld gab.

Besonders hielt sie ihm immer vor, daß er strohdumm sei, worauf er allemal heftig widersprach. So schrie sie einmal: „Dodel, du mußt immer das letzte Wort haben!" Um ihr zu widersprechen, widersprach er nicht. Wonach zu ersehen, daß in seinem Stroh doch wohl auch noch ein paar Körnchen waren.

Deß war der gute Hach am Berg bisweilen wohl recht verzagt. Da kam eines Tages der Duck-Thoma zu ihm, ein schlichter Taglöhner, der in der Nähe seine Hütte hatte. So arm dieser Mann war, so reicher Kindersegen in seiner Hütte rumorte und

kreiſchte, betteln zum wohlhabenden Hach kam er nie. Auch heute nicht. Aber er kam. Er kam, um den mißmutigen Bauer zu tröſten und ihm einen guten Rat zu geben, was er tun ſolle, um das Schickſal zu verſöhnen.

„Du, Nachbar Hach", ſagte er leiſe, weil man geheimnisvolle und wichtige Dinge immer nur flüſtert. „Ich glaub' alleweil, zu dir kommt der Drach. — Ja ja, Hach, lach', der Drach! Und du fütterſt ihn nicht. Das Windfüttern, das hilft nit viel, wie du wohl erfahren haſt. Den Drachen mußt du füttern!"

„Den Drachen?"

„Ja wohl, den Drachen, daß er nit alles nach Luſt und Gier tut verderben. Ich bin vom Böhmerland hinten her und muß dir ſagen, bei mir daheimer hat's lauter reiche Bauern. Da gibt's dir keinen Hagel und keine Seuche und keinen Jammer mit den Weibsbildern. Und weißt du, wie das? Sie füttern den Drachen!"

Jetzt hätte es der Hach ſchon begreifen können, aber es erging ihm wie dir, mein Freund und Leſer, er begriff nicht. Der Duck-Thoma mußte es ihm des Langen und Breiten erklären. Im Böhmerland hinten irgendwo gibt's nämlich lauter fürſorgliche Hausfrauen. Da nimmt ſo eine jeden Abend eine große Schüſſel, tut Fleiſch, Kuchen, Kohl, Erdäpfel hinein und alles, was bei Tiſche übrig geblieben. Iſt nichts oder wenig übrig geblieben, ſo legt ſie friſch aus der Vorratskammer hinein. Es kann auch Speck, Schinken, Butter und dergleichen ſein. Aber friſch und

nicht ſtinken, ſonſt wird das Vieh wild und man hat nichts zu lachen. Dieſe gefüllte Schüſſel trägt ſie in die hintere Kammer hinaus, wo niemand ſchläft, wo aber ein Fenſter offen ſteht oder ſonſt eine Lücke iſt, die von außen nicht leicht gefunden wird. Der Drach findet ſie ſchon. Denn über Nacht kommt der Drach der immer Hunger und auch wegen ſeiner Brut Sorgen hat und in ſeiner ſchlechten Laune allerlei verwüſtet. Stößt er nun auf die volle Schüſſel, ſo frißt er ſich ſatt und zieht gutmütig ab, ohne mit ſeinem Rachen etwas zu verſchlingen oder mit ſeinem Schweife etwas entzwei zu ſchlagen. Das iſt eigentlich doch leicht zu verſtehen, nicht wahr? Nun, der Hach hat's endlich auch begriffen, und mein Freund und Leſer, hoff' ich, wird nicht einfältiger ſein. Es liegt ja auf der Hand.

Nachdem der Hach aufmerkſam zugehört hatte, kraute er ſich das Haar, aber nicht hinter den Ohren, ſondern vorne, gerade über der Stirn. Dann ſtrich er ſich die Borſten glatt, ſo gut es ging und ſprach bedächtig: „Du meinſt ſo, Thoma, daß ich auch den Drachen füttern ſoll?"

„Und alle Tag eine Schüſſel voll. Probier's einmal, ſchaden kann's nit."

„Und wenn mein Weib die Schüſſel aufißt, gilt das nit?"

„Boshaftig biſt", ſagte der Häusler. „Wenn du ſo boshaftig biſt, geht's dir noch nit ſchlecht genug. Laß ihn halt noch eine Weile freſſen, den Drachen, in deiner Wirtſchaft."

„Was haſt denn? Was meinſt denn, Thoma?“

„Weil du ſo ſchlechte Witz machen tuſt. So ein Drach iſt kein Spaß, daß du's weißt!“

„Ich probier's, ich füttere ihn. Tu' mir's nur noch einmal ſagen.“

Der Duck-Thoma ſagte es noch einmal.

Und alſo hat der Hach am Berg angefangen, den Drachen zu füttern. Strenge nach Anweiſung des Duck-Thoma. Jeden Abend eine große Tonſchüſſel mit Mahlzeitreſten und friſchen Stücken an Fleiſch und Speck in die hintere Kammer, auf den Fußboden hin unweit vom Fenſter. Ganz ſchreckig, unter weit geſpreiteten Beinen in Haſt ſtellte er die Schüſſel hin, dann eilte er davon. Und ſieh' das Beeſt! Es kam wirklich in der Nacht. Am Morgen, als der Bauer gucken ging, ſtand die Schüſſel ganz nahe am Fenſter und war leer. Nur die großen roten und blauen Blumen waren nicht aufgefreſſen, die innen auf die Tonſchüſſel gemalt ſtanden, ſonſt alles weg.

Das ging ſo eine Woche lang fort und um dieſe Zeit geſchah im Hofe mit Ausnahme einer Heufuhre, die unterwegs von der Wieſe her umkippte, kein Malheur, ſo daß der Duck-Thoma, der zeitweilig herbeikam zu fragen, wie es gehe, ſeine Freude hatte. „Siehſt du, Hach, der Drach! jetzt lach'! — Iſt ja ohnehin ein gutes Tier. Wenn er nur zu freſſen hat, dann tut er nichts.“ — Der Hach jedoch meinte insgeheim: „Der Teufel noch einmal! Wenn das ſo fortgehen ſoll mit dem Drachenfüttern! Das macht was aus im Jahr. — Das Luder ſollt' man doch —

Halt!" er griff mit beiden Händen an den Kopf. Der Gedanke, der ihn wie ein flüchtig Vöglein durchflog, darf nicht entkommen. — Der Drach! Es ist ja kein Gespenst, es ist ein wirkliches Vieh, sonst könnt's nicht fressen. Was fressen kann, das kann auch verrecken.

Das nächstemal tat der Mann ein bißchen Rattengift in das Drachenfutter. Dann sagte er zu seinen Knechten: „Habt ihr schon einmal einen Drachen gesehen, einen lebendigen? Tut's euch nit schrecken, wenn in der Morgenfrüh einmal einer liegt hinter dem Haus oben. Und wenn er noch nit ganz hin ist, so schlagt ihn mit Steinschlägeln tot."

Die Knechte hatten Bedenken. So ein Drach', wie man hört, ist neun Klafter lang und mit seinem Schwanz schlägt er einen Reiter vom Roß.

Alsdann wird das Rattengift nicht klecken, dachte sich der Hach. Wenn doch nur der Duck-Thoma wieder einmal tät herüberkommen. Vielleicht tät' der was wissen, wie man die Bestie ein für allemal los werden könnte. Wie kommt der Mensch dazu, so ein Ungeheuer zu füttern? Oder daß es ihm sonst Schaden tut! — Aber der Thoma war schon einige Tage nicht dagewesen, es hieß, in seiner Hütte wäre eine Krankheit, und die ganze Familie, vom Alten bis zum jüngsten Kinde sei unpaß. — Wie der Bauer Hach das vernahm, hob er seine rechte Hand, streckte den Zeigfinger aus und tat, als wolle er ihn wie einen Nagel wagerecht in die Stirne bohren. Es war ihm schon wieder ein Gedanke gekommen und der mußte festgenagelt werden. Beim Thoma wurde es wieder

beſſer. Als die Vollmondzeit kam, wagte es der Hach. Aber den Großknecht nahm er mit für alle Fälle. Zur nachtſchlafenden Stund gingen ſie in die Hinterkammer, wo am Abend vorher wie gewöhnlich das Drachenfutter hinterlegt worden. Es war noch nicht Mitternacht, als draußen etwas ans Fenſter kroch. Doch der Drach reckte weder eine lange Zunge herein, noch eine Pfote, ſondern einen Stab, der ſeinen Haken hatte. Mit dieſem Haken hakte er an und zog die Schüſſel bis ans Fenſter, wo ſie mit zwei hereinlangenden Menſchenhänden ausgeleert wurde. Nun war der Hach am Berg in der Naturgeſchichte des Drachen um Einiges weiter. In der nächſten Nacht nahm er zwei Knechte mit und ſtellte ſich mit ihnen außerhalb des Hauſes auf, hinter dem Hollerbuſch nahe dem Kammerfenſter. Um Mitternacht kam jemand mit einem Korb und einem Stab, ſtellte ſich ans Fenſter, hakte in die Kammer, zog die Schüſſel heran und leerte ſie. Nun haben ſie ihn angepackt mit ſechs Armen, den Duck-Thoma. Der erſchrak weiter nicht viel und wehrte ſich nicht. Ein überlautes Lachen ſprudelte er aus — ſchier zu grell für die ſtille Nacht.

„Endlich einmal! Endlich einmal!“ gurgelte er. „Schau, Nachbar, das gefreut mich von dir, hab' ſchon gefürchtet, du kommſt nit drauf. Gelt, daß du jetzt doch auf den Spaß gekommen biſt!“

„Nichts Spaß!“ rief der Hach, „ein Haderlump biſt, ein ſchlechter Diebskerl. Einkaſteln laß ich dich.“

„Sei nit ungemütlich, Alter,“ beruhigte der

Häusler. „Siehst doch gewiß ein, daß es gescheiter ist, deinen Überfluß essen arme hungerige Leut' auf, als so ein Gespenst, das über und über ein Schandvieh ist, die braven Leut' foppt und gar nit einmal existiert. Diesen Drachen, wenn ich ihn einmal derwisch und hab einen Knüppel bei mir, dem werd' ich's schon zeigen! Den Bauern Angst machen und nit einmal existieren!"

„Tut's ihn nur festhalten", sagte der Bauer zu den Knechten, „er hat das Essen aus der Schüssel gestohlen. Zum Gericht treiben!"

An deiner Stell', Freunderl", versetzte der Thoma gelassen, „möcht' ich mich nit viel prahlen mit dem Drachenfraß. All miteinander haben wir uns den Magen verpantscht mit deinen verluderten Resteln."

„Das glaub' ich", rief der Bauer, „weil ich Rattengift dazugetan hab."

„Rattengift hast dazu —? Du?" Der Thoma lachte hell auf. „Na, siehst du. Nachher kannst mich schon gar nit zum Gericht führen, nachher darfst dich ja selber nit blicken lassen dort. Die Giftmischer, mein Lieber, werden viel länger eingesperrt, als die Resteldiebe."

„Den Drachen hab' ich vergeben (vergiften) wollen", sagte der Bauer kleinlaut und ward unschlüssig, was jetzt zu machen sei.

„Also gehn wir, gehn wir!" drängte der Häusler, „führst mich du? Oder ich dich? Wie du willst."

Der Hach am Berg besann sich. Seine Sache stand eigentlich nicht so gut, als es ausgesehen hatte.

Sollte es ihm schon gelingen, sich von der vertrakten Giftmischerei frei zu machen, so hatte er das Beest am Hals, den Drachen, und war ein Gelächter der Leute sein Lebtag lang. Er wandte sich an die zwei Knechte: „Laßt's ihn laufen. Ich mag mich nit einsperren und nit auslachen lassen. Gehn wir schlafen."

So trottete der Duck-Thoma seiner Hütte zu und am Morgen, als seine Brut die Köpflein aus dem Neste reckte, rief er: „Nichts ist's. Jetzt heißt's wieder Wassersuppe! In der heutigen Nacht hat's einen Reif gehabt, der hat meine ganze Ernte vernichtet."

Der Hach am Berg stellte von diesem Tage an die Drachenfütterung ein und — fütterte wieder den Wind.

Ein Mann von fünf Jahren.

Der Regen hatte aufgehört, ein lebhafter Wind schüttelte von den Bäumen die Tropfen. Ich machte noch am Abend einen Spaziergang aufwärts des Trabachs, wo die zwei- und dreihundertjährigen Bauernhäuser stehen. Sie sind von Holz gebaut und haben noch klingend harte Wände, während unweit davon das hölzerne Häuschen eines Sommerfrischlers, das aus dem vorigen Jahrzehnt stammt, bereits anfängt zu modern. Wohl, diese putzige „Villa" bemüht sich, schon recht alt zu scheinen und hat ihr Holz gar braun anstreichen lassen. Aber die sonnen- und wetterbraune Farbe der hundertjährigen Bauernhäuser ist es nicht.

Die Bauernhäuser am Trabach haben kleine Fenster, in denen rote Nelken stehen, und sind einen Stock hoch. Das Bretterdach ist noch einmal so hoch und sehr steil, wie ein gotischer Kirchengiebel, es ragt starr über die Wirtschaftsgebäude empor. Bei meinem Spaziergang nun sah ich auf dem First eines solchen Hausdaches etwas Lebendiges. Ein fahlfarbiges Wesen, das sich längs der Dachschneide langsam

fortbewegte. Es war weder eine Katze noch ein anderes Haustier, es war etwas Gespenstisches, wie es sich so zuckend weiter bewegte und dann wieder unbeweglich dahockte. Und näher kommend sah ich, daß ein Menschenkind da oben hinkroch. Ein etwa fünfjähriger, blonder und rotwangiger Knabe, barhaupt und barfuß, nur ein graues Hemd und Höslein am Leibe. In reitender Stellung, mit den Händen vorgreifend, sich festhaltend an den Latten, bewegte er sich voran, dann an den Giebel gekommen, sachte wieder zurück, und ein paarmal rief er aus: „Hi, Schimmel!" Das Haus war sein Reitpferd.

Ich war bei dem Anblick erschrocken, daß mir die Beine zitterten. Wie kommt dieser Knabe auf das schreckliche Dach? Die Leute arbeiteten auf der Wiese und sahen es nicht, in welcher Gefahr das Kind schwebte. Ich wollte noch hinaufrufen: Gib acht! Gib acht! Fürchtete aber gerade mit diesem Rufe ihn zu erschrecken und unsicher zu machen. Er ritt auf dem Dachfirst gelassen hin und zurück und rief mit seinem hellen Stimmlein: „Hi, Schimmel!" — Ich ging ums Haus herum und sah dann auf der Gartenseite eine lange Leiter angelehnt, bis zum unteren Dachrand reichend. Von dort weg lag auf dem Bretterdach eine Feuerleiter, die bis zum First ging, aber sie bildete nicht die Fortsetzung der unteren Leiter, sie lag mehr rechtsab und konnte nur über einige steile Dachbretter hin erreicht werden. Und doch mußte er da hinaufgestiegen sein.

Als der Kleine sich satt geritten hatte auf dem

im Winde klappernden Bretterdach, als er auch an dem Giebelknauf gerüttelt hatte, ob der wohl auch feſt ſtehe, hob er das eine Bein über den Firſt und begann an der Feuerleiter niederzuſteigen, den Rücken an das Dach gekehrt. Einen Augenblick rutſchte er, denn die Bretter waren glitſchig, aber an einer Sproſſel klaute er ſich feſt. Der Kleine machte es ſo bedächtig, daß mir faſt die Zuverſicht kam. Niederſteigend fing er an, laut die Sproſſeln zu zählen: „Eis — zei — dei — vier — füf — ſex — acht — zölf.“ — Na, wenn er die Sproſſeln auch ſo überſprungen hätte, wie die Zahlen, dann wäre es ſchlimm geworden. Endlich war er am unteren Dachrande. Hier, auf dem Rücken liegend und mit den Händen zu beiden Seiten ſich an der Feuerleiter feſthaltend, fing er an, mit den Beinen zu ſtrampeln hinaus über den Rand in die freie Luft, vor lauter Luſt. Und ich auf dem ſicheren Erdboden ſtöhnte vor Angſt. Da hatte er mich plötzlich bemerkt und ſtutzte. Wurde ganz ſtill und ſchaute unbeweglich herab. Ich rief ihm zu, er ſolle nur ſo ſitzen bleiben und verſuchte die untere Leiter zu rücken, daß ſie ſich an die Feuerleiter anſchloß. Als der Knabe dieſe Abſicht bemerkte, ſchob er ſich raſch um und kletterte aufwärts, haſtig und flink wie eine Katze.

Ich war ratlos und wollte die Leute rufen von der Wieſe her. Am Zauntor ſtand ein mit Grüngras vollgepfropfter Korb, den ſchleppte ich herbei und entleerte ihn über den Steinen der Dachrauſe, wo der Kleine unfehlbar herabfallen mußte. Der Knabe hockte

wieder auf dem Dachfirſt und beobachtete mit Mißtrauen mein Beginnen. Dann wendete er das lichte Rundköpflein nach der anderen Dachſeite hin, wo keine Leiter war. Es ſchien faſt, als wollte er's dort hinab verſuchen.

Von der Wieſe her kam der alte Bauer und rief mir zu: „Was macht Ihr denn da? Der Bub fürchtet ſich ja!"

„Aber mein Gott, es iſt auch die höchſte Gefahr. Wie könnt Ihr ihn denn da hinaufſteigen laſſen?"

„Auweh!" lachte der Alte. „Vor dem Herabfallen wird er ſich fürchten! Das wär' ſchon gar ſchön! Wann ſoll der Menſch denn das Klettern lernen, als in der Zeit, wenn er gelenkig und gering iſt?"

„Aber das arme Kind!" ſprach ich entrüſtet. „Wie kann denn ein Kind die Vorteile und die Gefahren kennen und die richtige Vorſicht anwenden!"

„Den Schlingel ſolltet Ihr erſt einmal auf den Kirſchbäumen ſehen! Bis ins letzte Zweigel hinaus, daß er dann nur ſo von einem Aſt zum andern hüpft wie ein Vogel. Der fängt Euch von den Rotkiefern Eichkatzen herab. Und ſo ein Hausdach da, wo nichts brechen kann!"

„Aber Ihr ſagtet doch ſelber, daß er ſich fürchtet!"

„Freilich fürchtet! Natürlich fürchtet! Weil ein fremder Menſch da ſteht bei der Leiter und nicht weggehen will!"

„Vor mir ſoll er ſich fürchten?"

„Vor wem denn? Fremde Leut' kommen nicht viel zu uns, da iſt er ſchreckig."

Der Bauer rüttelte an der Leiter, ob sie fest stehe, dann rief er aufs Dach: „Maxl! Ich bin da! Ich bin's! der Rhndl!" — Der „Fremde" aber ging hinüber an die Lindenbank, wo er vom Dache aus nicht gesehen werden konnte. Und dort habe ich mich erst einmal besonnen. — So weit ist es mit dir gekommen, du alter Waldbauernbub! Hast du nicht selbst einst an den Giebeln der Hausdächer in die Spatzennester geguckt? Hast du nicht selber von den Wipfeln der Lärchbäume die roten Blütenzäpfchen herabgeholt? Und du wirst jetzt nervös wie eine alte Rindsfrau, wenn ein frischer Knabe auf dem Dach herumsteigt?

So weit haben es die vierzig Stadtjahre gebracht und das Hocken am Schreibtisch! Und die verschiedenen Mütter, die vor Schreck aufkreischen, wenn ein Kind auf den Lehnstuhl klettert oder sich auf einer Zaunlatte schaukelt! „Ich bitte dich, bleib' herunten, du kannst herabfallen! Ich bitte dich, spiele doch ruhig mit den Bausteinen und laß das Umhertollen, du kannst dir Arme und Beine brechen! Ich bitte dich, lege das Messer weg, du kannst dich schneiden! Ich bitte euch, so rauft doch nicht, ihr Rangen, ihr werdet euch noch ein Auge ausschlagen! Ich bitte dich, ziehe doch den Paletot an, wenn du ausgehst, es ist windig! Und schlage ein dickes Tuch um den Hals, damit du keinen Katarrh bekommst! Aber Karl, du hast gewiß nasse Füße, ziehe sofort trockene Socken an! Mein Gott, laufet doch nicht so, Kinder, es wird eine Lungenentzündung geben!" So geht es den gan-

zen Tag, und nach dem Willen der Mutter müßten die Kinder immer hübsch brav im Winkel hocken oder bei streng gemessener Temperatur von achtzehn Graden im Garten recht ruhig und eingezogen herumgehen. Aber die schlimmen Kinder folgen nicht. Sie folgen einer anderen Mutter, der Mutter Natur. Sie wollen sich rühren, mit allem frisch anbinden, alles versuchen und sich naturgemäß vorbereiten für den großen Kampf, der ihnen ja nicht erspart bleibt. Trotzdem gelingt es dem immerwährenden Bewachen und Einschränken vieler Eltern, ihre Kinder derart zu verweichlichen, daß sie später zu nichts fähig sind. So untergräbt man systematisch seinen eigenen Stamm. Eine Stadtmutter wäre im Angesichte des kletternden Kindes wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen; ich hatte nicht weit dazu, und daraus erhellt die Entartung eines von Haus aus leidlich gesunden Naturburschen, wenn er ins Treibhaus der Zivilisation versetzt wird. War denn kein Tröpflein Blut mehr vorhanden von jener Zeit? Hatte er sie denn ganz vergessen, die kleinen, lustigen Wildlinge im Waldlande, die Tag für Tag sich in die Lebensgefahr begaben, so lange, bis sie groß und stark geworden? Im reißenden Bache der Felsen waren sie barfuß hin- und hergegangen, um Forellen zu fangen, und wehrsame Krebse hatten sie in die Zehen gezwickt. Auf glosenden Kohlenmeilern waren sie umhergestiegen, um die sich öffnenden Krater mit Lösche zu verschütten. Stiere hatten sie gereizt und waren ihnen dann auf den Rücken gesprungen. Auf den sich vorwärts bewegenden Baumblöcken der

Bretterſäge waren ſie geritten, ganz nahe bis zum auf- und niederraſenden Meſſer hin, das ſie im nächſten Augenblicke mitten entzweigeſchnitten hätte. Auf dem Mühlſtein über dem kreiſenden Rade hatten ſie das Eis aufgehackt, in der Zeugſchmiede hatten ſie unter ſprühenden Funken das Eiſen gehämmert. Gerungen hatten ſie miteinander, daß die Recklein zu Boden purzelten, die Körper an die Steine ſchlugen und es mehr Beine gab in der Luft, als Köpfe. Bei ſchwärmenden Bienen hoben ſie die lebendigen Trauben von den Sträuchern. Es gab Stiche und Schrammen und allerhand Wunden, aber es wurde kein Aufhebens davon gemacht. Froſt und Hitze, Hunger und Durſt, ohne daß viele Worte darüber verſchwendet wurden. Auch nicht, wenn einer zu Oſtern beim Pöllerladen Tabak rauchte. Hatten ſie ein Halsbrennen oder eine Lungenentzündung, ſo wußten alte Frauen dafür Schmieren, Pflaſter, Pulver und Tränke, die wendete man an und wartete dann, bis die Krankheit vorüber war. Manchmal ſtarb einer, die jedoch davonkamen, waren nachher wie Stahl aus der Eſſe.

So wird ein ſtarkes Volk erzogen. Auf dem Steinhaufen wird der Menſch kräftig, in der Watte geht er zugrunde.

Dergleichen ſann ich unter der Linde, alldieweilen Erinnerung der Mut der Alten und Moraliſieren die Tugend der Schwachen iſt.

Von der Haldgaſſe her glockte und trottete die Herde. Kühe, Ochſen, Stiere und Kälber durcheinander. Die Tiere waren übermütig, gaukelten mit-

einander, ſtießen ſich, ſprangen eins aufs andere, ſtemmten ſich Kopf an Kopf gegeneinander, jedes beſtrebt, ſein Horn dem Gegner in den Hals zu rennen. Dabei brüllten ſie, ſchnoben und ſcharrten mit den Beinen, daß der Sand flog. Mitten unter dieſem Gewirre und Gedränge watſchelte ein kleines Barfüßlein drein, ein etwa ſiebenjähriges Dirndel, das mit der Birkengerte den ganzen Trubel vor ſich her trieb, oft den Rindern faſt unter die Füße kam und doch die Führende blieb.

So ein Ochs nimmt ein ſiebenjähriges Kind gerade ſo vollwertig wie einen dreißigjährigen Mann und läßt ſich von ihm leiten, und dem Kinde fällt es nicht ein, daß es von der manchmal halbwilden Herde zermalmt werden könnte.

Allmählich machten die Leute auf der Wieſe Feierabend und kamen zum Hauſe herüber. Da ſagte die kleine, ſtets emſige Bäuerin zu ihrem Mann: „Bei der Bachwehr unten die Stang' kannt'ſt wohl auch einmal wegtun. Der Mazl hupft drauf ſchon wieder hin und wieder. Auf ja und na kann er ins Waſſer patſchen —“

„Nachher iſt er naß und kriegt Schläg',“ antwortete der Alte, ſonſt ſagte er nichts. Der Mazl war nämlich ſchon lange nicht mehr auf dem Dach; draußen auf der über dem Bache liegenden Heuſtange, gerade über dem Wirbeln und Strudeln des großen Wehrtümpels ſchien es ihm jetzt heimlicher zu ſein, als auf dem Hausfirſt, wo einer gar nit ſicher geht vor fremden Leuten.

„Wie viele habt Ihr?“ fragte ich den Bauer, denn es wurden der Kinder immer mehr sichtbar, größere, als der Maxl war und auch kleinere. Und alle voller Lebendigkeit und Unternehmungsluſt, wo ſie ſprangen, hüpften und kletterten.

„Stuck a zehn wurden ihrer im ganzen ſein,“ antwortete er.

„Einer iſt uns geſtorben,“ vervollſtändigte die Bäuerin.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß ein Junge von einem Holzſchlitten erdrückt worden war, den er vom Berge herabzog und an der ſteilen Lehne ſchließlich nicht mehr aufhalten konnte. Einer war alſo doch in der Gefahr umgekommen, während die übrigen in ſteigender Kraft und froher Kühnheit aufſtrebten. — Einer! Von zehn verweichlichten Stadtkindern ſtirbt wohl ein Drittel vor der Zeit.

Ich bin meines Weges weitergegangen. Und auf der Wieſe beim rauſchenden Bach, da ſprang aus dem Wehrtümpel plötzlich der Knabe, das Waſſer über und über von ſeinen Kleidern ſchlenkernd, daß es ſpritzte. So ſchoß er, dem unheimlichen Fremden in weiter Runde ausweichend, quer hin, aber nicht gegen das Haus, ſondern gegen eine Bretterhütte. Dort im Heu mochte er ein behaglicheres Trockenwerden erhoffen, als im Hauſe, wo ein naſſer Bub Schläge kriegt. Das Hüpfen auf der Stange war freilich erlaubt, aber das Inswaſſerfallen war verboten.

Als ich mir nachher den Tümpel beſah, den tiefen, weiten Keſſel, in welchen von der Wehre ein kleiner

Niagarafall niederbrauſte und in weißen Giſchten rundum wirbelte und kochte, da ward mir die Sache deutlicher. Ein anderer wäre einſtweilen drinnen geblieben. Mein Maxl aber! — Er mußte Übung haben im Hineinfallen und Herausſteigen, der junge Mann von fünf Jahren!

Ich glaube, den könnte man auf die Spitze des Stephansturms ſchicken, zu ſehen, ob die Türken ſchon kommen, oder in eine Taucherglocke tun; er fürchtet ſich weder vor Adlern, noch vor Seeungeheuern — er fürchtet ſich bloß vor Fremden.

Der Großvater.

Da war gestern in dem Hause meines Schwagers Christian eine kleine Familiengeschichte, die mich herzlich ergötzt hat. Weil jetzt gerade die Regentage sind, so schreibe ich den Spaß auf, daß die Meinige was zu lachen hat über ihren Bruder.

Der Schwager Christian ist schon Großvater und hat — was Redseligkeit anbelangt — viel von der Meinigen. Und auf solcher Grundlage hat sich's begeben. Ich sehe und höre sie ordentlich noch vor mir, den Alten und den Jungen, denn ich habe sie von meiner Stube aus so halb und halb belauscht.

„Ja, Micherle, ja freilich!“ sagt der Großvater und schaukelt das Wickelknäblein auf seinen Armen und lugt es nicht viel weniger verliebt an, als er vor dreißig Jahren dieselbige angeblinzelt, die hernach Micherles Großmutter worden ist. „Ja, Micherle, heut' hat sie uns Zwei allein gelassen, die Großmutter, die schlimme! Und die Mutter hat uns auch allein gelassen, die Mutter, die schlimme! Und der Vater auch, und all' haben sie uns allein gelassen, die Leut', die schlimmen, und sind auf die Hochzeit

gefahren. Weil dein Oheimlein ein Weibel nimmt, mein du! Das ist einer, das! Die Sauberste packt er her, die allersauberste! Nachher brauchen sie den Alten zum Kinderlocken, just wie ihn deine Mutter dazu braucht, just so. Deine Base ist noch nicht achtzehn Jahr alt, hat auch schon einen Bräutiger. Das wird noch eine Brut werden um mich, Jesus, Maria und Josef!"

Dabei schmunzelt er. Brummen muß man, wenn sie anfangen, Nester zu bauen, versteht sich, aber insgeheim schwimmt das alte Herz in einer goldenen Flut von Glückseligkeit. Einst in jungen Jahren, da er selber geliebt hat, da gab's Freuden und Kummer und Zorn und Angsten. Jetzt ist's besser, von seinen „mordssauberen" Schwiegertöchtern nimmt er nur die Freuden, die so fein sind und mild, daß sie das Fleisch gar nicht mehr angreifen, außer wenn das kleine Micherle ihn in die Nase beißt.

Ja, das Micherle! Jetzt muß es aber Milchbrei schmausen, „sonst zankt die Mutter, wenn sie heimkommt", sagt der Alte, „die Weiberleut' zanken so viel gern. Guck einmal, Bäbert, das ist ein Guter! Methüß! schau', ich kost' selber. Da wirst aber groß davon! Dein Oheimel, weißt, hat auch so viel Milchbrei gegessen, und ist so lange groß geworden, bis ihm der Schnurrbart ist herausgewachsen, nachher hat ihn der Kaiser haben müssen. Ist ein Jammern gewest bei den halbgewachsenen Dirndeln, wie er fort ist zu den Soldaten. Vaterland schützt Gott der Herr, aber die jungen Männer müssen ihm helfen dabei.

Tapfer iſt er geweſt, heim iſt er gekommen und hat geſagt: Mit Männern hätt' er ſich genug gemeſſen, nu wollt' er's einmal mit den Weibern probieren! — Und das alles hat der Milchbrei gemacht. Teswegen, Micherle, laß dir davon einſchaufeln ins Magenſackerl, ich rat' dir's! — Über die Männer Herr werden, mein Sohn, das iſt keine Kunſt, hab' ich ihm geſagt, ob du aber auch für die Weiber genug Milchbrei haſt! — Du wirſt es auch noch brauchen, Micherle. Stehſt erſt auf den Füßen, wird die Herrlichkeit bald anfangen und dich necken. Der rauhe Fußboden wird dich ſtolpern machen. Der glatte wird dir die Beine ausſchlagen. Das Spiel wird dir die Schule verleiden und der Schullehrer wird dir das Spiel verderben. Juſt um die Zeit, wo dir dein junges Blut den größten Spaß wird machen, ruft dich vielleicht das Vaterland zum Streit aufs weite Feld! Iß Milchbrei, mein Bübel, die Deutſchen haben viele Feinde! Ich bin ein alter Mann, aber ſo viel werd' ich noch können, daß ich rate und bete; den Rat und den Segen der Alten habt ihr ſo nötig, wie wir die Kraft der Jungen. — Haſt fürs Vaterland dein Tagewerk getan, dann magſt auf dich ſelber denken, bau' dir ein Neſt; wirſt ſchon eine finden, die hineinhockt und dir taugt. Aber iß brav Milchbrei, Bübel! — Nachher kommt Arbeit, Sorge, Luſt und Herzleid, es kommt Sonnenſchein, es kommt Hagelſchlag, es kommt der Storch, es kommt der Geier, es kommt der Hochzeitbitter, es kommt der Totengräber — alles durcheinander. Iß Milchbrei, mein Kind. Es werden Tage ſein, da du zu wenig

Liebe, und andere, da du zu wenig Haß haben wirst. Es werden Dinge kommen, in denen deine Geduld nicht langmütig, und Dinge, in denen dein Zorn nicht groß, und Dinge, in denen deine Demut nicht fromm genug sein wird. Iß Milchbrei, mein Kind. Die Lüge wird mit Gold belegt werden, die Wahrheit mit Eisen. Iß Milchbrei, Kind, und werde stark. Schau', ich werde schon in der Erde rasten. Du wirst dein Kreuz allein müssen tragen. Es wird zeitweilig schwer sein wie ein Berg, aber es wird wieder leicht werden und sanft wie ein kleines Kind — wie ein liebes Enkelkindlein, das du auf den Armen schaukelst, wie ich heute das meinige. — Wenn ich dir einen Stab könnte stecken für jene künftigen Zeiten und daß dein alter Großvater dir so weit vorausgedacht hat, und daß du dich daran könntest stützen. — Schau', mein Großvater ist im siebenjährigen Krieg geboren. Der hat gedacht: Alles, was ich an Geld und Gut meinen Nachkommen erwerbe, kann zerstört werden auf dieser tollen Welt. Ich hinterlasse ihnen einen Spruch, der kann ihnen nicht niederbrennen und nicht gestohlen werden, braucht keine Wartung und bleibt doch lebendig. Der Spruch heißt: ‚Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht'. Dieses Erbe wird stehen. — Das ist der Stab, den er mir gesteckt hat, ich stecke ihn dir wieder. Er ist deine Herrenburg und dein Adelsbrief, er ist der Markpfahl, wo der rechte Weg geht, er ist — So, da liegt der Quatsch!"

Ja, da liegt er, gutes Großväterlein kindsſeits und Schwägerlein meinerſeits. Dieweilen du ſo brav dahingaloppiert biſt in deiner Philoſophie und juſt den Stab haſt ſtecken wollen mitten hinein ins zwanzigſte Jahrhundert, wo die Urenkel vorbeigehen und ſagen würden: Hut ab, das iſt vom Ahn! Dieweilen macht auf deinem ungelenken Arm das vorwitzige Micherle einen Ruck, und das Töpflein mit dem Milchbrei liegt in Scherben.

Da haben wir's! Und ſo lang und breit und tief ſie iſt, die Philoſophie des Großvaters — ſie reicht von Geſchlecht zu Geſchlecht — aber für dieſen unvorhergeſehenen Fall iſt ſie zu kurz.

Nun — wenn ſchon — denn ſchon. Er tut, was ſich tun läßt. Er bettet das Micherle in ſeinen Wickel. Ja, freilich, das lärmt und iſt doch an allem ſelber ſchuld. Ein Weltbürger wie jeder andere! — Die Scherben ſachte aus dem Brei heben, den Brei mit einem Lappen vom Fußboden hübſch ſorgfältig aufwiſchen. Bei meiner Treu! 's iſt ſchad' um den Brei! Und das Zanken, wenn die Weiber kommen!

Die kommen denn auch. Vom Hochzeitstanz und Hochzeitswein noch friſch gerötet, kommen ſie heim aus Oberſam. Der ganze Aufruhr des Feſtes wütet noch in ihren Adern.

„Nun, was hat es gemacht, das Micherle? Iſt's brav geweſt?"

„Brav iſt's geweſt."

„Hat's geſchlafen?"

„Geſchlafen hat's."

„Hat's 'gessen?"

„'gessen hat's."

„Den ganzen Brei?"

„Den ganzen Brei." –

So lauteten die Antworten des Mannes mit dem Wahlspruch: „Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht."

Ich bin fest überzeugt, daß der Schwager Christian sein Lebtag strenge danach gehandelt haben wird; allein den Weibern gegenüber — da hatte er doch wohl auch selbst zu wenig Milchbrei gegessen.

Städtische Volksbücherei Blankenburg/Harz

Volksreden

über

Fragen und Klagen, Zagen und Wagen der Zeit.

Veröffentlichung

der

Lessing-Gesellschaft

für Kunst und Wissenschaft E.V.

Berlin.

Volksreden

über

Fragen und Klagen, Zagen und Wagen der Zeit

Von

Peter Rosegger

2. Auflage

Berlin W 57
C. A. Schwetschke und Sohn
Verlagsbuchhandlung
Gegründet 1779

IA (1911) 153

Alle Rechte namentlich das der Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Vorwort.

Da stand in den Zeitungen einmal zu lesen, daß ich in den österreichischen Reichsrat berufen worden wäre. Ich erschrack ein wenig; manchmal ist es ja doch wahr, was sie schreiben. Wäre es wahr gewesen, ein großes Bündel Anliegen und Wünsche hätte ich schon mitgebracht in die Kammer. Ob aber ein Volksvertreter auch die Reden alle hält, die er halten müßte? Ich hätte trotz eines vollen Herzens wahrscheinlich geschwiegen, mir fehlt der Cicero und der Glaube an die Wirksamkeit von Parlamentsreden. Jene Reden nun, die ich im Reichsrat nicht gehalten, halte ich — von der Lessinggesellschaft eingeladen — auf literarischer Tribüne, vor dem Auditorium des deutschen Volkes.

Mich beunruhigt jede auftauchende Zeitfrage, bei jeder möchte ich mittun, sie ins gute Geleise

zu bringen, und so der Menschheit wegmachen helfen nach glücklicheren Zielen. Doch wie manche heiße Frage ist, kaum man zu ihr die Stellung findet, wieder verstummt, verschwunden oder gelöst. Und Reden darüber sind wie der Sermon eines Mannes, der seine Zeit verschlafen hat. Es ist längst geschlichtet, erfüllt oder verworfen, was er noch in den Tag hineinpredigt. Mit Ellbogen rennt man verschlossene Türen ein, mit Worten offene.

Die Volksreden, die ich hier halten will, berühren manche Frage, die augenblicklich keine brennende ist, die aber im Hintergrunde des Tages drohend steht und Lösung fordert. Weniger sind es tiefe Probleme, als vielmehr tägliche Angelegenheiten. Wenn trotzdem meine Vorschläge hier und da zu hoch greifen sollten, so werden sie ja einstweilen Ideal bleiben. Nur einstweilen. Nach so und soviel Zeitläuften soll sich ja selbst der Äther zu greifbarem Körper verdichten können. Und die alltäglichen Angelegenheiten sind die ewigen. Manches, was vor Jahren gesagt ist, möchte ich wohl in der Form etwas anders gehalten wissen; weniger

salopp, knapper geordnet und geschlossen. Aber Meinung und Forderung sind gleichgeblieben, vielleicht strenger geworden im Geiste, milder in der Aussprache. Wenn ein paar Rügen und Satyren trotzdem als etwas derb empfunden werden sollten, so denke man, ob der Redner und Rüger am Ende nicht auch sich selbst unter den Gerügten sieht, und ob der Zorn nicht ein Schmerzensausbruch ist darüber, daß wir trotz unseres großen Wollens im Grunde so klein und töricht sind.

Krieglach, im Herbst 1907.

Peter Rosegger.

Ein Ruf an unsere Priester.

(Zum Beginne der Los von Rom-Bewegung.)

Während dieses Wort ergeht, klingen die Weihnachtsglocken: Friede den Menschen: Aber in unserem stillen Lande werden Festklänge noch selten so schlecht gestimmte Ohren, so erregte Herzen gefunden haben, als diesmal.

Der Kampf unserer Zeit! Insofern hat er etwas Erhebendes, daß er nicht so sehr um Länder und Reichtümer entbrennt, denn um höhere Ideale. Es ist ein edler Kampf, aber nur wenn er reinen Sinnes geführt wird.

Zwei große Ideale ringen um unser Herz: Nationalität! Menschheit! Letzteres muß das Endziel sein. Aber so weit sind wir noch nicht. Dieses Endziel ist nicht mit einem Hochsprung zu erreichen, sondern hübsch bescheidentlich von Stufe zu Stufe. Bevor wir die Liebe zur gesamten Menschheit praktisch üben können, müssen wir erst die Liebe — zum Nächsten gelernt haben. Wer steht uns am

nächsten? Die Eltern, die Geschwister, die Blutsverwandten. Niemand wird das Naturgemäße und das Christliche der Liebe zur Familie leugnen wollen. Aus einer Familie stammen mehrere Familien, und alle Familien des Stammes zusammen machen ein Volk. Unser deutsches Volk ist nichts anderes als der große Kreis unserer Verwandtschaft. Es ist nun überaus natürlich, daß uns blutsverwandte Menschen näher stehen, als Fremde. Und es ist vollkommen im Sinne christlicher Nächstenliebe, wenn man sein räumlich und sittlich nahestehendes Volk mehr liebt, als ein fremdes. Selbst unter verschiedenen Völkern eines Staates ist diese Nächstenliebe geboten. Woraus freilich noch lange nicht hervorgeht, daß man die Rechte und Vorzüge anderer Völker geringschätzen, daß man angeblich aus Liebe zum eigenen Volk andere Völker hassen müsse. Wer sein Volk wirklich liebt, der soll ihm keine Feinde machen. — Wie also der Mensch selbst von Stufe zu Stufe durch Familie und Volk zur Menschheit aufwächst, so auch seine Liebe. Die Nächstenliebe fängt bei ihm selber an, und auf hört sie nicht einmal an den äußersten Grenzen der Menschheit. Die große Liebe umfaßt alle Kreatur.

Also, sie entwickelt sich zuerst in der Liebe zu unserer Familie, zu unserem Volke. In der Ein-

heit mit seiner Nation wird der Mensch mächtig zu großen, der ganzen Menschheit dienenden Werken. Und anderseits, wenn nicht einmal ein Volk einig sein kann, wie soll es erst die Menschheit werden? —

Die nationale Entwickelung wird nun aber vielfach so mißverstanden, als ob eine Nation nur darum groß werden müßte, um andere Nationen knechten oder vernichten zu können. Diese von engherzigen Materialisten und gewissenlosen Demagogen verbreitete Annahme ist der Grund des grenzenlosen Unheils, in dem wir zu versinken drohen. —

Wenn ich, ehrwürdige Priester, heute mit solcher Betrachtung an euch herantrete, so ist es nicht etwa, um euch belehren zu wollen. Ihr habt Ähnliches ja selbst gesagt, und das gibt mir Mut, in dieser großen Sache freimütig mit euch zu reden. In einer eurer Zeitungen las ich zu meiner Freude das Zugeständnis, daß die Nation auf natürlicher Entwickelung und auf göttlichem Rechte beruhe und daß deshalb jeder Mensch verpflichtet sei, das Nationalbewußtsein zu pflegen, die Rechte seiner Nation zu schützen und zu verteidigen. — So werden wir uns verstehen.

Zwischen den Völkern des alten Habsburgerreiches ist — wir fühlen es alle zutiefst — ein schwerer Kampf entbrannt, bei dem wir Deutsche

in gar seltsamem Nachteile stehen. Wir besitzen zwar in diesem Reiche das ältere Heimatsrecht, wir haben ihm Gesittung, Geschichte und das Kaiserhaus gegeben. Wir waren die Gründer und Stützen seiner jahrhundertelangen Großmacht. Wir glaubten das Recht der Erstgeburt zu haben. Nun kamen Männer eines fremden Volkes, um uns zu regieren, sie wollten von uns nehmen, um es anderen zu geben, und haben dadurch Ereignisse entfacht, die wir alle kennen.

Da haben wir es endlich glauben müssen, wohin das zielt! Ich hatte ja auch gemeint, schon ein paar Stufen höher zu stehen. Die Novemberereignisse im Reichsrat haben mich eines anderen belehrt. Unser Volk braucht jetzt keine Philosophen, es braucht Kameraden. Es braucht aber auch geistliche Tröster und Stärker, mit denen es sich eins fühlt. — Und hier fängt der Jammer an. Denn nicht allein die Regierung steht zur Zeit auf Seite unserer an Zahl weit überlegenen, grausam rücksichtslosen Gegenvölker. Mit Trauer und Scham müssen wir es erfahren, daß auch ihr, unsere dem deutschen Blut entstammten Priester (unter wenigen Ausnahmen), als Kampfgenossen bei — den Feinden stehet!

Und nun muß ich harte Worte sagen, die mir selbst in die Seele schneiden, die wohl aus Über-

zeugung, aber auch mit Beklommenheit gesprochen werden, und das umsomehr, als ich fürchte, daß meine Absicht — die, Gott weiß es! aufrichtig und ehrerbietig ist — wieder mißdeutet werden wird. —

Der Klerus der slavischen Völker blieb im nationalen Natur- und Pflichtbewußtsein seiner Nation treu. Unsere deutsche Priesterschaft läßt uns in der Not allein. Sie ist nicht bloß nicht national, sie hält es offen mit den Gegnern. Sie scheint in „allgemeiner Christenliebe" der Nächstenliebe vergessen zu haben, ihrer Familie, ihrer ganzen Blutsverwandtschaft abtrünnig geworden zu sein! Durch diese Untreue hat sie ihr eigenes Volk geschädigt, zerrissen und geschwächt, ohne der Kirche, dem Christentum, der Menschheit zu nützen. Ja sie hat dem Ganzen geschadet, weil sie die Gegner ermutigt und weil sie nicht wenig zur Verwirrung, zur Zwietracht, zum Mißtrauen, auch zur Erbitterung gegen die Geistlichkeit beigetragen hat. Kann denn das der Klugheit der katholischen Kirche entsprechen, wenn sie ein großes Kulturvolk mit Füßen von sich stößt? Soll das ihrem Ideale allgemeiner Menschenumfassung gemäß sein, wenn sie in einzelnen Völkern Empörung züchtet? — Es wäre nicht das erstemal, daß aus nationalen Anlässen sich große religiöse Umwälzungen vollziehen.

Mit kindlicher Liebe hängt der größte Teil des deutschen Alpenvolkes heute noch an der katholischen Kirche. Aber die alten Geschlechter sterben aus, in den jungen wird immer mehr das nationale Bewußtsein maßgebend werden — was muß geschehen? — Die Bevölkerung steht unter der Notwendigkeit einer elementaren Macht, die sich eben nun einmal voll entfalten wird, endlich auch hinaus bis zur letzten Hütte. — In dieser Sache kommt das Volk nicht zum Priester, so muß der Priester zum Volke kommen.

Aber, sagt ihr, der Deutsche sei liberal, darum könnten wir mit ihm nicht gehen. — Der sogenannte „Liberalismus" vieler Deutschen ist kein Grund für den katholischen Priester, sich vom eigenen Volke ab- und einem fremden zuzuwenden. Die Kirche wird dem von ihr so verhaßten Liberalismus gefährlich in dem Augenblicke, als sie es der deutschen Geistlichkeit erlaubt, in nationalen Angelegenheiten mit dem deutschen Volke zu gehen. Die Kluft zwischen der Kirche und jenen Deutschen, die ihr die „Liberalen" nennt — warum ist sie denn so groß geworden? Weil ihr Gegner des Deutschtums und Freunde des Slaventums seid, ganz vergessend, was das deutsche Volk für die christliche Religion geleistet hat und was es durch sie ge-

worden ist. — Und wenn man gar glauben sollte, daß in der gegenwärtigen deutschen Bewegung staatsgefährliche Elemente sich bemerkbar machten, so wäre die Pflicht des patriotischen Klerus umso größer, sich zu den Deutschen Österreichs zu gesellen, um — selbst redlich national — jenen Mächten ein Gegengewicht zu bieten.

Wir wollen Österreicher sein. Aber nur deutsche Österreicher, und in dieser Forderung sind wir unerschütterlich einig. — Aber wir sind auch Christen und möchten Katholiken bleiben. Machet es uns nur möglich. Haltet mit uns Gemeinschaft in gemeinsamer Sache. Erinnert euch euerer Familien und Blutsverwandten, deren Herz jetzt von Widerpart zerissen wird. Gedenket der Nation, die euch jene Sprache gab, in der die Mutter euch ihre Liebe, das Christentum euch zuerst seine Verheißungen verkündet hat. Haltet zu uns in diesem Verteidigungskampf um unsere deutsche Existenz in der Heimat. Im Osten die Polen und Ungarn, im Norden die Tschechen, im Süden die Slovenen — ringsum glühende Feinde unserer Nation. Wir erkennen diese Völker ja an, als in dem entsprechenden Verhältnis gleichberechtigte Staatsgenossen, wir gönnen ihnen ihre Entwickelung. Aber deren Ausbreitung auf Kosten der Deutschen, deren nationale

Beeinflussung unseres deutschen Lebens, unserer Bildungsanstalten können wir nicht dulden. Das zu leiden wäre Verbrechen.

Man hat von euerer Seite immer noch sagen gehört, daß eine nationale Gefahr für die Deutschen in Österreich nicht vorhanden sei. Eine verhängnisvolle Täuschung! In Böhmen, Mähren, Schlesien, in Südtirol, in Kärnten, in Untersteiermark — überall werden die Deutschen zurückgedrängt. Ortschaften und Städte, die vor zwanzig Jahren noch urdeutsch gewesen, gehören heute anderen Nationen oder sind wenigstens halb verwelscht oder slavisiert. Prag, Laibach sind verloren, Brünn und andere Städte sind in Gefahr, es zu werden. Einst durch und durch deutsche Städte, wie Wien, Klagenfurt, Innsbruck, Bozen u. s. w. weisen von Jahr zu Jahr mehr fremdnationale Elemente auf und zeigen ein Bedürfnis nach amtlicher Mehrsprachigkeit. Das geht schneller als man denkt. Nicht allein um unsere an den Grenzen verkommenden Stammesgenossen handelt es sich, obschon wir auch diese nicht verlassen dürfen. Die Gefahr wird eine allgemeine. Bei dem einheitlichen Zielbewußtsein der Gegner und bei der Lahmleidigkeit und Uneinigkeit der Deutschen würde es auch in den heute noch kerndeutschen Gegenden dazu kommen, daß unsere

Enkel eine doppelzüngige „Muttersprache" führen müßten und daß unsere Urenkel deutschen Schriftzeichen nur mehr begegnen würden — auf den verfallenden Grabsteinen ihrer Vorfahren! — — Glaubt es mir, ehrwürdige Männer, wer Kinder hat, dem dreht sich bei diesem Gedanken das Herz um.

Jede andere Nation würde ihre Priester bitten, mahnen, ihnen befehlen: Helfet uns: Wendet in schwerer Zeit eueren großen Einfluß unserem, euerem Volkstume zu! — Wir Deutsche haben gelernt bescheiden zu sein. Wir verlangen von unseren Priestern nicht einmal so viel, was andere Völker von den ihren ebenfalls katholischen Priestern unverlangt genießen: die nationale Gesinnung. Will und kann die deutsche Geistlichkeit schon nicht für uns sein, so möge sie wenigstens nicht wider uns arbeiten. Unangefochten möge sie uns walten lassen, wenn wir unseren Nachkommen die deutsche Heimat bewahren und sichern wollen in dem geliebten Österreich.

Die Neutralität! Es ist sündhaft wenig verlangt. Und doch wird diese Zumutung wahrscheinlich bei vielen Klerikern Entrüstung hervorrufen und sie werden fortfahren, in der Meinung, Völkerfrieden zu vermitteln, gegen die Deutschen zu wirken. Die Mehrzahl der deutschen Priester aber muß endlich doch

finden, daß die Treue zur Nation mit der Treue zur Kirche sich vereinigen läßt. Sie wird den Streitenden den inneren Frieden geben, ihr wird es dann leichter gelingen als heute, die Volksgenossen zu leiten, damit der Kampf ein gemäßigter und würdiger werde, und die Einheit des deutschen Volkes selbst wird dämpfend auf die Gegner wirken, bis es, so Gott will, endlich zur Lösung kommt, die unsern jetzigen Gegnern das ihre erhält, ohne uns etwas zu nehmen.

Freudig erstaunen werdet ihr dann, ehrwürdige Priester, über die Dankbarkeit eurer Stammesgenossen, über das wiedererwachte Vertrauen in euren Gemeinden. Unter solchen Verhältnissen wird es dann leichter möglich sein, die Menschen von Stufe zu Stufe höher zu führen, erkennend, daß das einige Volk die Grundbedingung zur einigen Menschheit ist.

Wie ich mir die katholische Kirche der Zukunft denke.

Die katholische Kirche. Sie ist heute wieder die Unruhe der Geister geworden. Viele lieben sie, viele hassen sie, viele fallen von ihr ab, viele hoffen, daß sie sich reformieren wird. Denn nach ihren mittelalterlichen Grundsätzen ist es undenkbar, daß sie die Geister und Herzen des zwanzigsten Jahrhunderts erobert. Sie will es aber und sie hat — wie sie selbst sagt — für sich kein größeres Gebot als das, den Völkern der Erde das Christentum zu geben.

Reform der Kirche! Man spricht das Wort, ohne dabei gerade viel zu denken. Wir fragen: Wie soll sie sich reformieren, um dem Gewissen unserer Zeit zu entsprechen und doch die alte katholische Kirche zu bleiben?

So saß ich eines Tages auf der Waldbank und dachte Gedanken. Gedanken, die vor mir

tausendmal und viel besser werden gedacht worden sein. Das macht nichts, ich dachte sie doch aus dem Innern heraus, folgte nur meinen persönlichen Wünschen und sah die reformierte christkatholische Kirche also vor mir stehen:

Kirchliches. Jede einzelne Gemeinde wählt sich den Pfarrer. Er wird vom Bischof bestätigt. Der Diözesanklerus wählt den Bischof. Er wird vom Papste bestätigt. Die Bischöfe aller katholischen Länder wählen den Papst, der im Sinne des Oberhirtenamtes vom Evangelium bestätigt ist und der sich selber seine Beiräte wählt. Der Papst ist das Oberhaupt, in allen kirchlichen Dingen die letzte unantastbare Instanz. Diese Verfassung ist der äußeren Einheit wegen nötig. Als Menschen und Christen ist zwischen Priester und Laien kein Unterschied.

Die Priesterweihe, nicht vor dem dreißigsten Jahre des Weihlings vom Bischof erteilt, ist im Prinzip unauslöschlich, kann aber im Falle antikatholischer Gesinnung des Geweihten weltlich gelöst werden. Die Priesterehe ist gestattet, freiwilliger Verzicht aber eine Tugend. Die Priester sind im Privatleben Bürger des Staates, in dem sie wohnen, und haben auch ihr Recht auf Politik. In ihrem kirchlichen Amte aber ist jede Politik ausgeschlossen.

Die Kirche ist als Hüterin der Sittlichkeit eine Stütze des Staates und genießt den Schutz des Staates. Im übrigen sind sie von einander unabhängig.

Alle materiellen Bedürfnisse der Kirche hat das katholische Volk zu bestreiten. Jeder Katholik hat je nach Stand und Einkommen jährlich seinen Beitrag zu leisten. Die Priester beziehen ihr entsprechendes Gehalt. Für religiöse Handlungen, als Taufen, Trauungen, Begräbnisse usw. darf kein Geld genommen werden. Für den Katholiken bleibt es Sitte, aber nicht Muß, nach geschlossener lösbarer Zivilehe sich auch kirchlich trauen zu lassen, wodurch die Ehe unlösbar wird.

Pfarrkirche, Pfarrhof und Friedhof sind Eigentum der Kirchengemeinde. Alle Katholiken, auch Selbstmörder, haben — wenn es gewünscht wird — mit dem kirchlichen Segen bestattet zu werden.

Freiwillige Orden und Klöster sind gestattet, wenn dieselben rein religiösen Zwecken dienen. Für dieselben können Geschenke und Stiftungen gemacht werden. Doch ist das Klostervermögen, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, in die Hand des Staates zu legen für gemeinnützige Zwecke, die vom Orden vorgeschlagen und vom Staate ausgeführt werden. Das gilt auch für ein allenfalls

überschüssiges Vermögen der Bistümer. In solchen Fällen verringert sich besonders die kirchliche Jahressteuer der Laien. Widmen Orden und Klöster sich gemeinnützigen Zwecken in Schule, Krankenpflege usw., so läßt ihnen der Staat ein entsprechendes größeres Vermögen zu.

Der Gottesdienst wird in der ganzen katholischen Welt möglichst einheitlich, doch je nur in der Landessprache abgehalten. Künstlerische Ausstattung der Kirchen ist nicht bloß gestattet, sondern auch erwünscht. Der Gottesdienst soll mit tiefer Feierlichkeit begangen werden, doch soll das Gepränge niemals weltlichen Charakter annehmen. Die kirchlichen Zeremonien beim Gottesdienst bleiben beibehalten, insofern sie symbolisch einen christlichen Gedanken ausdrücken oder eine gemütserhebende Stimmung erzeugen.

Religiöses: Grund der christkatholischen Kirche ist das Evangelium. Es ist der Leitfaden für Geistlichkeit und Kultus und steht jedem katholischen Christen in seiner Muttersprache ganz und unverkürzt frei.

Das neugeborene Kind wird auf Wunsch der Eltern durch die Taufe in die katholische Kirche aufgenommen. Dieser Bund wird, wenn der Mensch zur Vernunft kommt, bei der Firmung erneuert. —

Das Meßopfer mit dem Altarssakrament wird begangen zum Gedächtnisse des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Das Geheimnis vom eingeborenen Sohn Gottes darf nicht durch scholastische Auslegung profaniert werden. Bei der Kommunion bewirkt der Glaube an die Gegenwart Gottes und der innige Wunsch nach Vereinigung mit Gott das Wunder der Vereinigung. — Bei der Ohrenbeichte kann der Beichtvater anstatt Gottes die Sünden vergeben, wenn Bekenntnis, Reue und Vorsatz des Sünders vollkommen sind. Der Beichtvater vermeidet jede unpassende Frage, stellt nur solche Fragen, die ihm zur sittlichen Einflußnahme pädagogisch absolut notwendig scheinen. Verfängliche und zweideutige Fragen, sowie Zwingungen, auch wenn sie wohlgemeint wären, sind in der Beichte gänzlich ausgeschlossen. Die Sündenvergebung kann nur von einem ganz freiwilligen, offenen Bekenntnisse und von einer durchaus aufrichtigen Reue abhängig sein. — Zur Beichte wird niemand gezwungen, doch kann jeder erwachsene Katholik beichten und kommunizieren, so oft es sein Herz verlangt. Außerdem wird alljährlich einmal in feierlicher Weise von der Gemeinde ein allgemeines öffentliches Sündenbekenntnis abgelegt. Das Beichtgeheimnis darf vom Priester unter keiner Bedingung verletzt werden.

Leitfaden einer christkatholischen Predigt ist stets das Evangelium; der Prediger wendet es an auf die Zeitumstände und auf die besonderen Anliegen der Gemeinde, mit dem Zweck, die Zuhörer geistig zu stärken, sittlich zu erheben, in der Liebe zu Gott und Menschen zu erwärmen. Jede Polemik gegen Personen, Kirchen oder Körperschaften, sowie auch gegen die wissenschaftliche Forschung ist ausgeschlossen. — Außer der Predigt gibt es die Christenlehre, bestimmt zum gegenseitigen vertraulichen Aussprechen zwischen Priester und Laien in religiösen Dingen, besonders über die den Laien etwa dunklen Sätze der heiligen Schrift. — Der Religionsunterricht in den Schulen behandelt die Geschichte des Christentums, die Einrichtung der Kirche mit möglichster Vermeidung dogmatischer Erörterungen, die bei den stehen bleibenden Dogmen von der Erbsünde, der unbefleckten Empfängnis, der Dreifaltigkeit usw. Sache des Theologen sind. Diese Gegenstände werden kurz vorgetragen, eignen sich aber nicht für volkstümliche Betrachtungen.

Hauptsache des Religionsunterrichts ist und bleibt Erweckung des Vertrauens zu Gott und Erziehung des Schülers auf Grund der Lehre Jesu zur Sittlichkeit.

Die sogenannten guten Werke sind nicht als

solche verdienstlich, sondern nur, insofern sie den Ausübenden sittlich fördern oder dem Nächsten zum Wohle gereichen. Gute Werke können aus Liebe zu anderen geübt werden und sind als Betätigung der Liebe Gott wohlgefällig. Doch eigentlich übertragbar auf andere sind die sittlichen Verdienste nicht. Auch können die guten Werke als solche, wie Beten, Fasten, Almosengeben nur in Sonderfällen als Buße gelten. Buße heißt Besserung. Jeder Ablaß hängt von der sittlichen Besserung ab. Auf andere Weise ist er nicht zu erlangen. — Fegefeuer und Hölle sind Drangsale körperlicher oder geistiger Natur, von Gott angeordnet, um die Menschenseelen zu prüfen, sie von dem Vergänglichen loszulösen und zum Ewigen zu führen.

Das Gebet ist die Erhebung des Geistes zu Gott. Es kann gebetet werden im Gemüte, in Gedanken, Worten und Gesängen, für sich allein und gemeinsam. Es kann in vorbereiteten Formeln gebetet werden, wenn der Betende dabei Beseligung findet. Anhaltendes Lippengebet, geeignet, die Andacht einzuschläfern und die heiligen Worte zu profanieren, gilt als unchristlich. Gebetworte ohne Innigkeit haben keinen Wert.

Die Heiligen werden als sittliche Vorbilder verehrt; zu ihnen beten heißt, in Gesinnung ihnen nach-

streben auf dem Wege Christi. In diesem Sinne können ihre Bilder hochgehalten, ihre Gedächtnistage begangen werden. — Die Verehrung Mariens, der Mutter des Heilands, steht obenan. Ihr zu Ehren können Kirchen gebaut, Feste gefeiert, Prozessionen und Wallfahrten unternommen werden, aber immer nur in der Meinung, daß alle Verehrung der Mutter in letzter Linie dem Heiland selbst gegeben wird. Alle Vergöttlichung der Heiligen, aller Heiligenkultus, soweit er von der Anbetung Gottes ablenkt, ist unzulässig. —

Das wäre so in allgemeinen Zügen das Ideal christkatholischer Herzen. Es wird nun Leute geben, die sagen: Aber das ist zu wenig der Reform! Die denkenden Katholiken haben vieles überhaupt nie anders verstanden. Der Kleriker aber wird mir zurufen: „Mein Lieber, das ist weit gefehlt!“ Und er wird eine schwere Menge von Einwendungen machen und in diesen Vorschlägen grobe Sakrilegien, Ketzereien und Unmöglichkeiten finden. Sakrilegien und Ketzereien habe ich nun ganz gewiß nicht begehen wollen; man müßte es meinen Träumen wohl anmerken, daß sie dem treuen Wunsche nach kirchlicher Reform entspringen, einer pietätvollen Reform, die auch eine Aussöhnung mit anderen christlichen Kirchen bedeutet. Wenn wir nach hundert Jahren wieder

aufstehen und fragen könnten, wie es mit der katholischen Kirche steht — ich glaube, wir würden in ihr manche der hier vorgeschlagenen Punkte verwirklicht finden.

Leo und Zola.

Eine Begegnung im Himmel. (1903.)

Unter dem himmlischen Lorbeerstrauch saß Zola. Er saß allein, abseits von den andern. Auf die eine Hand stützte er seinen Kopf, mit der andern rückte er auf der Nase den Zwicker zurecht und streichelte dann den halbkurz gestutzten Vollbart. Er sann über etwas und schüttelte ein wenig den Kopf.

„Es ist eigentlich komisch", murmelte er für sich. „So im Kohlenoxyd ersticken. Ich hatte mir den Tod anders gedacht. Es war gar nicht schmerzhaft. Die Frommen hatten mir immer einen ganz anderen Tod vorausgesagt. Doch bin ich froh, daß es vorüber ist."

Dann stand er auf und ging gemächlich den Blumenweg dahin. Da sah er, wie ein Greislein

gegen ihn herankam. Es ging gebeugt auf einen Stock gestützt, aber hastig, mit lebhaften Geberden. Es hinkte und schwankte nach einer Seite, wie ein Vogel, dem ein Bein verwundet ist. Die Gestalt hatte ein lichtes langes Kleid, schneeweißes Haar, blasses, mageres Gesicht mit scharfer Nase, einen Mund, der zu lächeln schien, und große lebhafte Augen. Zola blickte auf und dachte: Wer kommt da? — Sollte das nicht Leo sein, der Heilige Vater?

Er zog den Strohhut und sagte ehrerbietig: „Euere Heiligkeit!"

„Laß das, laß das", antwortete der herangekommene Greis lebhaft. „Hier gibt es nur eine Heiligkeit, den Gottvater. Wer bist Du denn?"

„Ich bin der Dichter Emil Zola, der auf Erden große Anstrengungen gemacht hat, Papst Leo den Dreizehnten zu sehen, von ihm in Audienz empfangen zu werden."

„Aber Du bist ja nicht bei mir gewesen, mein Sohn."

„Weil man mich nicht zu Dir ließ. Weil man mir die Audienz verweigerte."

„Davon weiß ich nichts", sagte Leo, und setzte sich auf eine Rasenbank, aber so, daß neben seiner ein Platz leer blieb, auf den er mit einer freund-

lichen Handbewegung den Dichter zu sich lud. „Also Zola, Emil Zola. Habe viel von Dir gehört. Sogar einiges gelesen. Scharfer Beobachter. Strenger Kritiker. Genau zugesehen im Leben. Etwas derb angefaßt, wie? — So so, zu mir in den Vatikan wolltest Du kommen. Hätte mich recht gefreut. Man sitzt dort manchmal hübsch einsam und möchte bisweilen eins mit freien Geistern plaudern. Ich habe die freimütigen Geister nie verachtet."

„Aber Du hast Dich vor ihnen abgeschlossen", wendete Zola ein. „Du hast Dich selbst in den Kerker gebannt, auf lebelang. Da hast Du die Welt und Menschheit nicht sehen können wie sie ist, sondern wie sie Dir andere, die sie auch nicht immer recht gesehen, hinterbracht haben. Du, ein Diener der ewigen Wahrheit, hättest ebenso sorgfältig suchen und sehen müssen, als wir anderen es tun oder tun sollen. Ich höre, daß Du in der Sterbestunde auf die Brust geklopft hast: Mea culpa! Mea culpa! — Hast Du dabei nicht vielleicht an das Unrecht gedacht, das Du Dir selbst angetan? Dir und der Christenheit? Daß der Hirte nicht persönlich der Herde nachging, sondern sich einschloß in die enge Hütte?"

„Das tat nicht ich, mein Sohn, nicht ich, der alte Pecci. Der Pecci hat die Welt geliebt, er hat

sie sehr geliebt. Er hat gelitten in der Gefangenschaft, mehr als Du denken kannst. Oh, nicht freiwillig, nicht freiwillig. Der Papst hat den Pecci gefangen gehalten. Denn der Papst muß protestieren gegen den Raub des Kirchenstaates, so lange protestieren, bis das alte Recht wieder hergestellt ist."

Darauf sagte Zola ernst und leise: „Ich glaube, Papa Leo, der Kirchenstaat ist Geschichte geworden. Die Geschichte gibt nichts zurück. Aber sie rechtfertigt die Vergangenheit. Und das ist gut für die Kirche. Ich will es milde sagen: Vieles, was die römische Kirche je getan, ist gerechtfertigt unter der Notwendigkeit der Entwicklung, die nicht von dem Willen der Menschen abhängt. Auch ich glaube an die Unfehlbarkeit. Die Geschichte ist infallibel, darum läßt sich an ihr nichts rühren und protestieren."

„Ah, ist das Emil Zola, der so spricht? Der große Niederreißer und Umbauer? Gibt sein Leben aus, um die Menschen zu ändern, in seiner Art zu bessern mit Zureden und leugnet ihren freien Willen und meint, sie seien die Beute des Ungefährs, aus dem hinterher die Geschichte wird! Das stimmt ja nicht, mein Sohn?"

„Es stimmt, Papa Leo. Unsere Unzufriedenheit, unsere Kritik, unser Mut und unsere Ideale sind

eben die Werkzeuge, mit denen das Geschick die Geschichte meißelt. Es wird nicht immer, wie wir wollen, aber es wird besser, als wenn wir nicht gewollt hätten. Leo, Du bist der erste Papst gewesen, der über das Abendland geherrscht hat, über alle Kulturvölker, über die Fürsten, über die Seelen, auch die nicht katholischen. Die politische, die geistige Welt war unter Deinem Banne, sie mochte es wissen und wollen oder nicht. So siegreich war noch kein Papst in der modernen Zivilisation, als Du gewesen bist, Leo, und Du bist der erste Papst gewesen, der keinen Kirchenstaat gehabt hat."

„Emil Zola", sagte nun der Greis. „Man siegt über die Welt, wenn man ihr imponiert. Der Gefangene im Vatikan, der die persönliche Freiheit eines Lebens opfert, um immer und ohne Ende zu protestieren gegen den Raub des Kirchenstaates, er imponiert dem Freunde und dem Feinde. Er imponiert mehr als ein Papst, der auf sein historisches Recht verzichtend vergnügt in Stadt und Land herumreiste. Dazu kommt, daß der gefangene Papst, der für die meisten unsichtbar und unzugänglich ist, gleichsam über den Wolken thront. Glaube mir, mein lieber Sohn, die Kirche tut nichts ohne Grund. Es mag für die Weltkinder noch so töricht aussehen, was sie tut, es hat einen tiefen Grund,

ist praktisch aus den Verhältnissen herausgewachsen und weitschauend für künftige Zeiten berechnet."

„Wie könnt Ihr nur für künftige Zeiten berechnen, wenn Ihr in den alten sitzen bleibt?"

„Siehe doch auch hier einmal genau zu, mein Kind", sagte Leo. „Es sieht nur so aus, als ob wir in den alten Zeiten sitzen blieben. Hast Du nie bedacht, weshalb der Kutscher hinter den Pferden sitzt?"

„Nicht jeder Kutscher ist so klug, als es Leo war", sagte Zola, schlau ablenkend. „Man kann begierig sein, zu erfahren, wie sich an einem törichten, despotischen, boshaften und wahnwitzigen Papste die Unfehlbarkeit ausnehmen wird."

„Das hat die Geschichte leider schon gezeigt", antwortete Leo. „Ist gleichwohl die Kirche als göttliche Einrichtung unfehlbar, der Mensch in ihr ist es nicht. Der Papst ex cathedra ist es."

„Der Papst unfehlbar, das ist für unsereinen verzweifelt zu hören!" rief Zola aus. „Ein schwacher, irrender, vielleicht böser Mensch steigt auf den römischen Lehrstuhl und plötzlich ist vollkommen, unfehlbar und unumstößlich alles was er ex cathedra sagt und tut! Das ist für uns gewöhnliche Vernunftwesen nicht ausdenkbar, ohne wütend zu werden. Auf eine Person kommt es an und dreihundert Millionen Menschen müssen widerspruchslos das

ihnen diktierte Schicksal ertragen. Ist das nicht eine unbeschreibliche Trostlosigkeit? Ist das nicht wie jenes Höllentor, an dem jeder Eintretende alle Hoffnung fahren lassen muß?"

Leo lächelte fein und entgegnete: „Mich wundert, daß Zola in seiner Weisheit immer nur die Kehrseite der Medaille sieht. — Siehe, im Vatikan tagt eben die Papstwahl. Auf eine Person kommt es an, sagst Du. Wie nun, wenn diese Person einmal ein großer humaner Geist wäre, ein Mann des Fortschrittes, der Aufklärung, um in Eurer Sprache zu reden, ein starker, tatkräftiger Mann radikaler Reform? Und er säße auf dem Stuhle Petri und wäre unfehlbar, könnte er aus solcher Machtvollkommenheit die Kirche nicht ändern? Selbst in deinem Sinne ändern?"

„Sagst Du das im Ernste, Papa Leo?"

„Ich sage nur: mich wundert es, daß von allen, die so sehr auf die Reform der Kirche warten, diesen Gedanken noch keiner ausgesprochen hat. Wäre die Kirche eitel Theorie, festgesetztes Prinzip, dann — könntet Ihr sagen — laß alle Hoffnung fahren. Nun aber liegt es an einem Menschen, an einem warmblütigen, erleuchteten Menschen, der, zum Papst gewählt, ex cathedra gleichsam über Nacht die Kirche reformieren, modernisieren kann."

„Das aber wäre ein offenes Zugeständnis, daß die früheren Päpste mit ihren Grundsätzen geirrt hätten."

„Wieso, mein Sohn? Alle früheren Päpste haben ebenso unfehlbar das gelehrt und getan, was für ihre Zeit das Richtige gewesen. Das ist ja die geschichtliche Entwickelung in Deinem Sinne. — Die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes ist Euere Verzweiflung. Könntet Ihr nicht gerade so gut sagen, sie sei Euere Hoffnung?"

Zola blickte dem Greis unsicher ins schmunzelnde Gesicht. Soll das — dachte er — etwa ein leiser Spott sein? Baut er auf meine Unkenntnis der innerkirchlichen Prinzipien? Es war, wie wenn einer in guter Laune der Menge einen Brocken hinwürfe, an dem sie sich festnagen könnte, um dafür anderes unbenagt zu lassen. Oder war doch ein Funke Wahrheit in der Sache? Warum hatte dann Leo selbst die Reform nicht vollführt, der kluge, wohlwollende, weitschauende Geist? Wäre es denn noch immer nicht an der Zeit, den Katholizismus zu reformieren? Oder wäre es überhaupt untunlich, gefährlich? Würde die Einbuße, die dadurch etwa die Kirche erfahre, größer sein, als der Segen für die Völker? Oder sollte ein solcher Segen überhaupt nicht in Betracht kommen? Wäre es allein

nur auf eine herrschende Kirche abgesehen? — Dann stünde man wieder an dem alten, leidigen Tor: Wer hier eintritt, laß alle Hoffnung fahren!

„Papa Leo", sagte Zola plötzlich, „ich hasse die Kirche. Ich hasse sie sehr."

Da legte der Greis ihm die leichte Kindeshand auf die Achsel und sprach ernst und sanft: „Mein Sohn, Du liebst sie sehr. Deine Seele ist erfüllt von dieser Kirche. Bei Tage denkst Du an sie, in der Nacht träumst Du von ihr. Dein geistiges, Dein sittliches und Dein religiöses Leben kann sich nicht unbefangen entwickeln, es steht im Schatten dieser Kirche. Es ist vielleicht ein Licht, das nur in diesem Schatten leuchtet. Oder wäre manchem die Kirche zuwider, weil sie sein Licht überstrahlt? Ihr könntet ja gelassen abseits stehen und Euch Euerer Welt, die Ihr geschaffen, hingeben. Aber die Kirche beunruhigt Euch. Ihre Herrlichkeit müßt Ihr bewundern, ohne sie für Euere Zwecke brauchen zu können. Diese Herrlichkeit, diese Gewalt über die Seelen, dieser ewige Bau im Wandel der Zeiten, er erfüllt Euch mit Entsetzen, aber es ist das Entsetzen vor der Größe, es ist die Ehrfurcht. Lasset nur einen Augenblick ab von Eurer Welt, nähert Euch mit Eueren Interessen nur einen Schritt dieser Kirche, und Ihr liebet sie."

„Was Du da sagst, das mag für andere gelten", entgegnete Zola, „bei mir trifft es nicht zu. Ich habe sie gehaßt, Deine Kirche, so lange ich noch hassen konnte. Allerdings, hier auf diesen kühlen Höhen bin ich ruhiger geworden. Das Christentum gebe ich zu, es ist notwendig, aber man muß es immer wieder sagen, es soll im Geiste sein."

Da sagte Leo: „Du bist doch der große Naturalist, Du weißt, daß auf Erden jeder Geist seinen Leib haben muß, um sich bemerkbar machen zu können. Wie soll das Christentum denn bestehen und erhalten werden können, als durch den Unterricht, das Vorbild, die Gemeinde, den Kultus? Und das ist die Kirche. Ohne eine sichtbare Kirche, ohne sinnfällige Einrichtungen würde das Christentum sich nicht vergeistigen, vielmehr verflüchtigen. Du wirst das einsehen, mein Sohn, Du bist Künstler."

„Wenigstens begreife ich, daß die Menge einer Kirche bedarf. Wenn sie der Vernunft gemäß reformiert würde – "

„Emil Zola," sprach der Greis. „Was denkst Du Dir darunter, daß die katholische Kirche reformiert werde?"

„Ich sage Dir nur, was die Zeit verlangt. Rückkehr zu den Evangelien. Dazu unerläßlich: Abschaffung des Heiligendienstes, der Marienanbetung,

des Beichtzwanges, der Transsubstantiation, des Ablaßwesens, der Dogmen von der Dreifaltigkeit, von der Infallibilität, Abschaffung der Priesterhierarchie."

Als Zola das gesagt hatte, lächelte Leo, daß sein freundlicher Mund weit über die vertrockneten Wangen ging. Dann fragte er: „Ist das alles? Und das nennt Ihr eine Reform der katholischen Kirche? Das erinnert daran, wie vor hundert Jahren bei Euch in Paris die Jakobiner das Königtum „reformiert" haben."

Mit einer abweisenden Bewegung sagte Zola: „So behalte diese Kirche für sich, was sie nicht lassen kann. Aber dränge sich nicht in fremde Kreise, um Seelen zu fangen, sie dann mit dem ewigen Feuer zu ängstigen und Höllenkinder aus ihnen zu machen. Nimm ihr den Haß gegen Andersglaubende und Andersdenkende! Und das wars, Papst Leo, was ich Dir in Rom, wenn ich damals in Deinem Palast vorgelassen worden wäre, das wars, was ich Dir zugerufen hätte in flehentlicher Bitte, in schreiendem Verlangen: Nimm Deiner Kirche den Haß!"

„Die Kirche, mein Freund, kann nicht hassen. Ihre menschlichen Diener hassen leider oft die, von denen sie gehaßt werden."

„Nimm ihnen den Haß und sie werden geliebt sein, so wie Du geliebt wurdest, Leo, weil Du nicht haßtest."

In diesem Augenblick hörte man hinter sonnigem Gewölke ein Glöcklein läuten.

„Hörst Du", sagte Leo, „es ist Zeit für den Empfangsabend bei Gottvater. Du gehst sicherlich auch hin."

„Ich will ferne bleiben", sagte Zola. „Die Unterredung mit Dir, die Du mir gegönnt hast, hat zwar zu nichts geführt, aber ich danke Dir dafür. Ich habe an Dir, wenn schon nicht den Papst, so doch stets den vornehmen Geist geachtet."

Hierauf Leo: „Ich habe mich auch immer gut vertragen mit vornehmen Geistern, und selbst wenn es die Heiden Virgil und Horaz waren. Und wisse, was mich hier im Himmel am meisten freut? Daß ich reichlich Muße habe, Oden zu dichten. Doch nun muß ich zum Alten."

Auf den Stock gestützt humpelte der Greis hastig, aber mühselig voran. Da Zola ihn mehrmals wanken sah, so eilte er ihm nach, und indem er seine Hand unter den Arm nahm, sagte er: „Darf ich Dich führen, Papa Leo?"

„Du bist gut, mein Sohn, Du bist gut", antwortete der Greis dankend. Und so gingen Leo

und Zola Arm in Arm in den lichten Kreis hinein, wo alle schon versammelt waren um den Herrn, von dessen Herrlichkeit Himmel und Erde voll ist.

Als Gottvater die beiden nahen sah, sprach er: „Ihr habt warten lassen, Kinder. Ihr habt Euch verplaudert. Lasset doch endlich einmal die irdischen Phantastereien und kommt zu mir."

Warum dieses Geschlecht verworfen ist.

Ein Gesicht.

Der Herr der Welten, der ewig alte, der ewig junge Herr, saß im Gewölke und stützte seinen Ellbogen auf den Mond. Vor seinen gleichmäßigen Atemzügen — wir nennen jeden ein Jahr — tanzten im Raum die Sterne wie Staubfünklein im Sonnenstrahl. Da kam der Menschen Schicksalsengel hinaufgestiegen. Lange stand er vor dem Herrn und getraute sich nicht zu sprechen. Er war sehr betrübt. Endlich blickte der ewige Vater ihn gütig an und fragte: „Engel, du kommst aus der Tiefe. Wie geht es unten?"

„O Herr!“ antwortete der Schicksalsengel leise und legte die blassen Hände ineinander. „Ich weiß nicht mehr, was zu tun ist. Mit diesen Menschen weiß ich mir nicht mehr zu helfen.“

„Ich kenne das“, sagte der Herr gelassen, „sie wenden sich wieder von mir ab.“

„Nicht allein das“, berichtete der Engel, „sie wenden sich auch von der Natur ab.“

„Von der Natur? Die nur sinnlich genießen wollen, die immer nur der Natur ihren Lauf lassen wollen, die alles auf Natur setzen, alles mit Natur entschuldigen wollen. Sie wenden sich von der Natur ab? Wie können sie denn das? Außerhalb der Natur können sie ja garnicht bestehen.“

„Eben darum sehe ich sie zugrunde gehen und kann nichts machen. — Jetzt haben sie sich von den feuchten Wäldern, von den grünen Matten, von den fruchtbaren Feldern abgewendet und sich zu Hunderttausenden, ja zu Millionen in Städten versammelt, die so groß sind, daß alle Natur darin erstickt wird.“

„So ist es ihnen jetzt einmal lieber ohne Licht und Luft und Wald.“

„Nein, Herr, das wollen sie nicht entbehren. Sie machen sich künstliches Licht, künstliche Luft und einen künstlichen Wald. Die freie Sonne ver-

schmähen sie, machen sich mit riesigen Anstrengungen Lichter, die nicht viel besser sind, als das Leuchten der Glühwürmer. Die Blumen des Feldes waren ihnen zu gemein und wollen sie doch nicht missen. Solche züchten sie kümmerlich zwischen ihren Mauern, solche tragen sie von ihren Spaziergängen buschenweise mit sich, um sie in ihren dunklen Wohnräumen einzufrischen, wo sie doch in wenigen Stunden welken."

„Nun", sagte der alte Herr, „da haben sie ja recht, wenn sie ihre Wohnungen schmücken. Ich an ihrer Stelle würde zwar lieber die Natur aus erster Hand haben, anstatt stückweise in armseligen Surrogaten. Aber wahre Vernunft darf man bei diesen da unten nicht voraussetzen, das weißt du doch."

„Der Torheit wegen will ich sie auch garnicht anklagen", sagte der Schicksalsengel, „aber unsagbarer Roheit und Herzlosigkeit klage ich sie an und weiß nicht, welche Strafe du über sie verhängen willst. — Lasse dir sagen. Sie wollen sich in ihrer Stadt auch einen Frühling herrichten, nachdem sie den natürlichen großen Gottesfrühling auf dem Lande verlassen haben. Wie sie sich Blumen in ihre Höhlen tragen, so tragen sie auch die Vögel der Lüfte hinein, damit diese sie mit Gesang er-

freuen sollen. Sie reißen die Tiere von ihren Genossen fort, sperren sie — die für den freien Äther im Sommerlichte geboren sind — in enge Käfige, hängen sie in dunklen Kammern auf, geben ihnen schlechte Nahrung, behandeln sie mit einer dummen Liebe, die den Vöglein nur Widerwärtigkeit und Qual bereitet, und da sollen die Tierchen nun lustig singen."

„Das werden sie hoffentlich bleiben lassen", sagte der Herr.

„Natürlich lassen sie's bleiben", rief der Engel erregt. „Aber was geschieht ihnen, wenn sie's bleiben lassen, was geschieht ihnen, damit sie doch noch singen?"

„Nun?"

„Ich vermag's nicht auszusprechen, ich fürchte deinen Zorn, Herr."

„Hast du dich denn je zu beklagen gehabt über mich?"

„Ich habe dir dergleichen auch nie mitgeteilt, bisher. — Du, o Herr, hast in deiner Güte deinen Geschöpfen das Licht gegeben, als den größten Schatz des Lebens, auch den ärmsten Wesen. Der Vogel, der im engen Raum gefangen gehalten wird, eine Lust hat er noch, das Fenster, durch das seiner freien Heimat Himmelslicht, wenn auch

spärlich zu ihm hereingrüßt. Dürstend nach Sonnenstrahlen macht das Tierchen seine runden, hellen Äuglein auf, daß von diesem Himmelsquell ihm doch etliche Tropfen ins bange Herz rieseln sollen. Und siehe, diese zwei runden hellen Äuglein werden ihm ausgestochen mit glühender Nadel, geblendet wird der Vogel —"

Der alte Herr sprang auf. „Geblendet? Von wem? Warum?"

„Von Menschen wird er geblendet. Damit er schöner singen soll in seiner Gefangenschaft."

„Das hat ein Wahnsinniger getan. Das kann nur ein Wahnsinniger getan haben", entgegnete herbe der Herr.

„Das tun viele, das tun tausende", sagte der Schicksalsengel, „ganze Volksschichten fristen ihren Unterhalt mit dem Fangen der Vögel; der Vogelhandel ist in manchen Ländern ein großes Geschäft, das Vogelblenden ein einträgliches Gewerbe geworden. Den gefangenen, den geblendeten Vogel haben die Menschen sich zum Vergnügen erkoren."

Hoch aufgerichtet stand der Herr und der Blick seines Auges war wie ein erstarrter Blitz, der sich nicht lösen kann.

Dann sprach er in gedämpftem Ton: „Ich werde dich kaum verstanden haben, sage es noch einmal."

„Diese Menschen, denen du wie keinem anderen deiner Geschöpfe Vernunft und Liebe gegeben hast, haben solches Himmelsgeschenk verworfen. In ihrem Hochmut, daß sie die Größten und Gottähnlichsten seien unter allen Wesen der Welt, wollen sie sich alles erlauben, um ihre Sinne und Begehren zu ergötzen. Alles was schwächer ist als sie, opfern sie ihren Lüsten und täglich unzählige Geschöpfe quälen, töten sie ihren Launen zulieb. Du hast in deiner Liebe ihnen gestattet, die Tiere nutzen zu dürfen ohne Grausamkeit. Aber daß sie deine kleinen Lieblinge —"

„Daß sie meine Lieblinge gefangen halten, blenden — blenden! Damit sie ihnen in ihren lasterhaften Kammern den Frühling vorsingen sollen, das ist so über alle Grenzen schlecht und dumm — und dumm!" Des Herrn Worte erstickten in Zorn und Leid. „Nein", sagte er dann gelassener zum Engel, „das ist ein Irrtum, da ist ein Betrug dahinter. Das sind nicht meine Menschen, meine nicht. Das sind solche, die der höllische Widersacher ins Nest geschmuggelt hat."

„Nein, Herr, es sind deine Menschen, sie nennen sich so, sie nennen sich human. Aus allen giftigen Wesen haben sie Bosheit und Grausamkeit in sich gesogen und ins maßlose gesteigert, so daß ihnen

darin keines gleichkommt. Aber täglich führen sie im Munde, wie sie dem Höchsten zustreben, nennen die Liebe, nennen dich —"

„Alle Feuer des Himmels sollen sie treffen, wenn sie mich noch einmal nennen, diese Entarteten!"

„Befiehl, o Herr!" sagte der Schicksalsengel. „Wie soll ich sie strafen? Soll ich sie schlagen mit Krieg und Hunger, soll ich sie töten mit Wetter und Seuchen, begraben durch Überschwemmungen und Erdbeben?"

„Nein", antwortete der Herr mit eherner Ruhe. „So gut soll's ihnen nicht werden. — Ich lasse sie sein, was sie sind — schwerer können sie nicht gestraft werden. Aber ich nehme ihnen, was sie den Vöglein nehmen — die Freiheit, den Frühling und das Licht. Die Freiheit ihres Willens soll erlahmen, sie sollen gerade stets das Gegenteil tun von dem, was sie wollen, sie sollen die erbärmlichsten Knechte ihrer Vorurteile, die niedrigsten Sklaven ihrer Leidenschaften sein. Den Frühling des Jahres blase ich ihnen aus, den schönen, lieblichen Rosenmai; hart und wetterwendisch soll der Übergang sein vom kalten Winter zum heißen Sommer. Veröden sollen die Sträucher und die Wipfel des Waldes, statt heiteren Vogellebens soll Geziefer die Büsche und Bäume bedecken, und was an Wald

dergestalt nicht selbst hinstirbt, das soll die Gewinngier dieser Menschen vernichten. Und wie die Natur ihnen den Frühling des Jahres versagt, so sollen sie ihn auch in ihrem Leben verlieren. Die liebliche Kindheit nehme ich ihnen weg und die reinen Freuden der Jugend. Altklug und wühlerisch sollen die Knaben sein, gierig und früh abgestumpft, an dem Schönen und Guten sollen sie keine Freude mehr haben, so daß sie in ihren Jugendjahren verbrannt und vergiftet den Tod suchen. Und die welken Gestalten, die noch leben bleiben, wandeln unsicher, Kinder wie Greise, mit beglasten Augen ihren Pfad. Aber noch blinder sollen ihre Seelen sein. Sie tappen und tasten, unsicher, zweifelnd in allem. Sie sehen nicht die wahre Schönheit, betäuben sich an der falschen. Sie sehen nicht die schöne Wahrheit, wühlen sich nur in die häßliche hinein. Das Wissen soll ihnen ein Irrlicht werden, soll ihnen alles Herzblut aussaugen, soll ihnen nicht Erkenntnis bringen, sondern Wahnsinn, ihre Ichsucht soll zum Selbsthaß werden. Lichtlos und freudlos flattern sie im engen Kreise, angstvoll und verzweifelnd flattern sie, zerschlagen ihre Flügeln an den Spangen bis sie zu Tode erschöpft hinfallen und verenden, wie der arme geblendete Vogel im Käfig. Alles, was dieses Geschlecht den hilflosen

Tieren hat angetan aus Roheit, aus Torheit, aus Übermut, aus Bosheit — es komme ihm zurück. Aller Vorteil, den der Mensch grausam aus schwächeren Geschöpfen ziehen wollte, verwandle sich in Unheil und die furchtbaren Sünden, die, seit der Mensch Erkenntnis hat, an Tieren begangen wurden, die unendlichen schreienden und stummen Klagen der gepeinigten Kreatur, sie haben sich verdichtet zu einem Fluch und das Verhängnis wird sich erfüllen. — Jetzt geh. Walte deines Amtes, kalter Schicksalsengel. Ins Feuer, das verzehrt ohne zu leuchten und zu wärmen, lege dieses Geschlecht und sage ihm, warum es verworfen ist."

So hatte der ewige Herr gesprochen. Da flog der blasse Jüngling auf schwarzen Riesenflügeln zwischen Sonnen und Wolken dahin, niederwärts, der dunklen Erde zu und streute den Fluch aus über die Menschheit.

* * *

Nach tausend Jahren stiegen auf dunklen Wolkenstufen drei graue Büßergestalten hinan und riefen: „Herr, sei uns gnädig!"

Der Ruf erstickte in den Nebeln, die in zerrissenen Floren flogen. Den blassen Mond umsausten Meteore, sonst alles wirr und öde.

„Herr, wo bist du?“ riefen die Büßer. „Das schreckliche Feuer! Wir rufen nach dir. Sei uns gnädig!“

Aber schwarzes Gewölk wölbte sie ein.

„Wir rufen nach dir, wir weinen nach dir! Wir haben uns zur Liebe gewendet.“

Da durchzuckten Blitze das Gewölke und zerrissen es. Ungeahnte Strahlen fielen in trübe Augen, zwischen den Rissen schimmerten im bläulichen Äther sieben Sternlein.

Da hoben die Büßer ihre Arme und riefen wieder: „Das Feuer, das dunkle, das schreckliche Feuer! Herr, erbarme dich unser!“

Nun begann es in den Höhen zu leuchten und zu klingen und von unsichtbarem Chor kam leiser Gesang:

Das Kalte und Harte
Muß zur Tiefe neigen,
Das Warme und Lichte
Kann gen Himmel steigen.
Liebesflammen heben
Zum ewigen Leben.
Wer im Feuer sich feget
Nach Erkenntnis sich reget,
Und im Lichte badet,
Der sei begnadet.

Bleibet daheim!

In einer Gesellschaft von reichen Stadtleuten hörte ich vor kurzem die folgenden Aussprüche: „Daß es jetzt den Bauern so schlecht gehe, ist garnicht wahr. Den Bauern und Arbeitern ist es nie so gut ergangen als heute; man sehe nur, wie sie wohnen, was sie für Luxus haben im Verhältnis zu früheren Zeiten. In den meisten Bauernhöfen und fast in jeder Arbeiterwohnung findet man einen Sparherd, einen Wandspiegel, ein Sofa!"

So ist's, sie wohnen manchmal recht hübsch, aber die Häuser, in denen sie wohnen, gehören nicht ihnen. Und nun wissen wir's, der Wohlstand und das Glück besteht in einem Sparherde, in einem Wandspiegel und in einem Sofa. Doch ist's eine kleine Frage, ob der Sparherd sparen hilft, der Wandspiegel dem Beschauer ein zufriedenes Gesicht zeigt und das Sofa Behaglichkeit macht. Wer Schulden hat, für den ist es schwer zu sparen; wem's schlecht geht, der macht ein saures Gesicht; wer unzufrieden und ohne Behaglichkeit ist, der

geht endlich davon, trotz des Sofas, er muß davongehen, weil er auf dem Sparherd nichts mehr zu kochen hat und auf dem Sofa vor Sorge keinen Schlaf findet.

Ich habe einmal gesagt, die Bauern werden rutschend, sie rutschen in die Fabriken, in die Werke, in die Städte. Nun zeigt es sich, daß sie noch weiter rutschen, gar nach Südamerika. Man wundert sich über die Mengen von Auswanderern in Steiermark, Kärnten, Krain und vielen andern Ländern. Wer das wirtschaftliche Elend unserer bäuerlichen Bevölkerung kennt, der wird sich nicht darüber wundern, daß die Leute aus solchen Zuständen in ein unbekanntes Schicksal springen. Sie meinen nichts mehr verlieren zu können; so oft und eindringlich man ihnen die amerikanische Not auch schildern mag, sie lassen es darauf ankommen, sie wagen es und wandern aus.

Gibt das nicht zu denken? Auch die Bürger klagen über schlechte Zeiten, doch warum hört man nichts davon, daß Bürger scharenweise auswandern? Die Arbeiter sind ganz und gar unzufrieden, weshalb wandern diese nicht in solchen Massen aus? Gerade die Bauern, sonst die feststäudigsten, gehen haufenweise davon. Warum? Weil es ihnen am allerschlechtesten geht. Wer den gesprochenen und ge-

schriebenen Schilderungen des Bauernelends nicht glaubt, der sehe die Tatsache, wie sie auswandern, auswandern, auswandern, dem wahrscheinlichen Untergange entgegensehend, um, wie sie glauben und fühlen, dem sicheren zu entfliehen.

Auch in Obersteier hört man immer häufiger und häufiger vom Auswandern sprechen, und das will bei den heimatliebenden Menschen viel sagen. In früheren Jahren war es mehr aus Spaß, wenn im Wirtshause einer ausrief; „Werden halt übri schiffen auch, ins Amerika. Goldgraben."

„Goldgraben oder Erdäpfelgraben, ist mir schon alles eins, wenn ich nur von diesem Frettwinkel fortkomm'." Das ist heute darauf die Entgegnung. Es ist kein Spaß mehr.

Sie wissen nicht, was sie sagen, sie ahnen nicht, was sie tun, wenn sie anfangen sich loszuankern von der Heimat. Der Staat macht ein unmutiges Gesicht dazu, doch schließlich wird man ja noch froh sein müssen, wenn sie auswandern; auf dem Lande ist kein Platz für sie, da soll ja alles Großgrundbesitz und als solcher womöglich Wald und Jagdrevier werden. In den Fabriken ist auch kein Platz für sie, weil man dort die schon vorhandenen Arbeiter kaum zu beschäftigen weiß, so daß jeder täglich nur wenige Stunden Arbeit verrichten will, damit

sie für alle reiche. In den Städten ist endlich erst recht kein Platz für sie, weil dort ohnehin alle passenden Stellen besetzt sind und ein großes Proletariat vorhanden ist, vor dem sich die Besitzenden fürchten. Wohin mit den Leuten? Dorthin, wo Boden für Tätigkeit ist und eine, wenn auch noch so zweifelhafte Möglichkeit, von Arbeit anständig leben zu können oder gar wohlhabend zu werden.

Wenn nun der Staat mit wohlwollender Miene zu den verzweifelten Leuten sagt: Wandert nicht aus, dort in der Ferne werdet ihr Sklaven, werdet das Spielzeug gewinnsüchtiger Agenten, sterbet am Fieber usw., so können die Leute antworten: Wird es uns daheim besser ergehen? Sind wir jetzt nicht auch daheim der Gewinnsucht anderer ausgesetzt, droht uns nicht auch hier die Leibeigenschaft? Und ob wir am Fieber sterben oder anderswie zugrunde gehen, das ist alles eins. Willst du, daß wir da bleiben, so mache, daß wir da auch leben können, gib uns Arbeit, die Früchte bringt, sichere uns ein Bestehen, in welchem wir mit Fleiß und Ausdauer es auch zu was bringen können.

Leute, die dem Staat ihre Pflicht erfüllt haben, mit Gewalt zurückhalten! Mit welchem Rechte? Es sind freie Menschen. Wenn die Zustände daheim

nicht so sind, daß sie freiwillig bleiben, dann ist kein Rat. — Es mögen die Auswanderungslustigen wohl auch selbst schuld sein an ihrem wirtschaftlichen Ruin, oder sie lassen sich betören von Vorspiegelungen, von Gier nach Neuem, Fremdem, es hat sie der Zeitgeist erfaßt: die Ruhelosigkeit, die Genußsucht — unser aller Verhängnis. Aber zum anderen Teile ist an dieser Erscheinung gewiß auch wer anderer schuld, und dieser andere möge sich besinnen!

Der deutsche Schulverein sucht ihnen an den Grenzen das Deutschtum zu wahren, es ist schön, aber bevor die Leute deutsch sein können, wollen sie erst leben. Der Verein „Südmark" sucht sie wirtschaftlich zu stärken, es ist schön, aber ein Verein ist zu schwach, um die elementar auftretende Not zu dämmen. Wenn überhaupt einer helfen kann, so ist's der Staat. Aber, wie der helfen soll, das weiß kein Mensch. — Also Selbsthilfe. Auswandern, eine andere Selbsthilfe kennen sie nicht.

Ja, wenn die Armen wüßten, wie falsch diese Selbsthilfe ist, wie schrecklich gefahrvoll! Auch Selbstmord ist Selbsthilfe, und die Auswanderung eines mittellosen, vielleicht auch unkräftigen Menschen ist dem Selbstmorde aufs Haar ähnlich. Am Stricke sterben, oder an der Täuschung, oder meuchlings

an der Lüge — hin ist hin. — „Der Kaiser von Österreich wünscht das Auswandern!" Diese freche Lüge gaunerhafter Agenten ist ein Haken an der langen Lügenkette, an welcher die Armen hinübergezogen werden in die Sklaverei.

Das Herz tut mir weh, wenn ich meinen auswandernden Landsleuten nachdenke. Nachdem sie mit erhitzter Phantasie den Rest ihrer Habe zusammengerafft haben oder bettelarm fortgezogen sind von der Väter Scholle, nachdem die bittere Abschiedsträne getrocknet ist, wird ihr Herz wohlgemut. Einem neuen Leben geht's zu in einer neuen Welt! Sie kommen an die Hafenstadt, sie sehen das Meer, höher steigt ihr Mut trotz mancherlei Plackereien, und mit Freuden verlassen sie den europäischen Boden. Aber ich habe in Bremerhafen einmal einen heimkehrenden Auswanderer gesehen, der sprang von der Schiffsbrücke aufs Land, mit ausgebreiteten Armen warf er sich zu Boden und küßte weinend die heimatliche deutsche Erde. Das war der wenigen Glücklichen einer; die meisten kommen nicht mehr zurück, so gerne sie auch möchten. Aber an derlei denkt jetzt keiner, flott gleitet das Schiff hinaus. Die Passagiere sind auf dem Zwischendeck zusammengepfropft wie Schweine in einem ungarischen Kobelwagen, und bald wird

das Schiff ein schwimmendes Spital ekelhafter Art. Während den Miséren der Seekrankheit will keiner und keine etwas anderes, als nur sterben. Endlich ist sie überwunden, und auf hoher See erinnert sich mancher nun der Heimat, die ach wie weit schon ist. Etwas wie Bedenken, wie Reue steigt auf, aber noch richtet sich der Blick nach vorwärts, hoffend auf die neue Welt. Die Beschwerden und Widerwärtigkeiten der wochenlangen Seereise sind kaum zu beschreiben, aber sie werden ertragen, etwa wie man die Todeskrankheit und das Sterben erduldet, wenn man von dieser Welt in eine andere geht. Endlich gelandet, erfahren die Unglücklichen sachte, daß der Agenten Lockgesang ein falscher gewesen, daß sie nach dem Absterben von der alten Welt nicht in den Himmel, sondern in die Hölle gekommen sind. Haben sie kein Geld, so werden sie wie Viehherden gezählt, getrieben, eingesperrt und verschachert. Unerfahren, kenntnislos, abgespannt, müssen sie sich allem fügen, was die Agenten über sie verhängen; in dumpfe Bergwerke werden sie geführt, oder auf stickend heiße Plantagen, oder auf sumpfige Niederungen oder in unbezähmbare Urwälder. Da sollen sie nun kaufen oder werden gekauft und das gepriesene neue Leben beginnt. Wer schildert die Mühen, Entbehrungen,

Krankheiten und das Zugrundegehen! Im heftig wechselnden Klima — jetzt heiß zum Wahnsinnigwerden, jetzt frostig zum Zähneklappern — in giftigen Fieberdünsten, ohne Haus und Herd! Man will ein Dach, einen Rock, einen Schuh, einen eisernen Nagel, aber es ist kein Zimmermann, kein Schneider, kein Schuster, kein Schmied vorhanden. Schlangen züngeln im langen Grase, bösartige Mücken umschwirren stechend das Haupt, reißende Tiere drohen von allen Seiten, der Einwanderer weiß sich nicht zu helfen. Man erkrankt, aber es ist kein Arzt, man ist sterbend, aber es ist kein Priester — Wüste, Wüste, alles weltfremde Wüste! — Was sie da leiden, 's hat's noch keiner genügend können aussprechen. Zwei Gefühle besonders zerfleischen das Herz, Zorn und Rache gegen die lügnerischen Verlocker und Agenten, Heimweh, unendliches Heimweh nach dem trauten Dorfe in Österreich, wo sie so arm waren und — wie sie erst jetzt wissen — so glücklich! Mancher sinnt nun Tag und Nacht, wie er wieder zurückkönnte, aber er ist ärmer als je, und es gibt keine Agenten in Amerika, welche Auswanderer nach Europa befördern. Der erste Brief, den sie an ihre Bekannten und Verwandten heimgeschrieben, war vielleicht noch voll der Hoffnung und des Lobes über ihr neues Land, denn

sie wollen auch die Kameraden drüben haben, um leichter vorwärts kommen zu können. Nach Monaten der zweite Brief ist kleinlaut und verzagt, nach längerer Zeit ein Schreiben über Krankheit und Elend — dann nichts mehr.

Einem oder dem anderen kann's ja glücken, aber die meisten der Auswanderer nach dem südlichen Amerika gehen elendlich zugrunde.

In einer Gegend des Böhmerlandes, wo heute große und reiche Fabriken stehen, lebte früher ein armes, aber genügsames und zufriedenes Volk. Es wurde verdrängt, viele wanderten aus nach Amerika. Von einem solchen Auswanderer liegt mir ein Brief vor aus Neu-Granada. Da heißt es unter anderem, daß der Schreiber in einer Baracke aus ein paar Brettern und Struppwerk auf welkem Grase liege. Diese Hütte heiße man dort das Spital. Links und rechts Fieberkranke, Sterbende. Ums Lager Nattern, Kröten, Ratten und anderes Ungeziefer. Zum Tranke gelbes, stinkendes Wasser. Und weiter: „So viel ich Haare auf dem Kopfe habe, gereut es mich, daß ich mein Vaterland verlassen habe. Dort wäre mir jetzt keine Arbeit zu schlecht, kein Brot zu hart. Noch ein junges Blut und muß schon sterben. Und bete noch alle Tage, daß ich bald sterben kann, denn was das für ein Leben ist in diesem Land —

o Gott! Wenn's nur alle wüßten drüben und daß sich keiner mehr verleiten ließe! Mein Geld ist im ersten halben Jahr schon hin gewesen, jetzt lebe ich nur von der Barmherzigkeit eines alten Holzhändlers, der hier Priesterstelle vertritt, obschon er von Haus aus Gerbermeister ist. Seinen Segen werde ich wohl haben, wenn ich abfahre, sonst aber ohne alle Umstände in die Grube." —

Bleibe im Land und nähre dich redlich! Welch schönes Sprichwort, aber es gehören zwei dazu, um es zu erfüllen: einer, der im Lande bleibt und einer, der es möglich macht, daß er sich redlich nähre. Ach könnte ich beide beschwören, den Auswanderungslustigen: Bleibe daheim! Den Staat: Wende es nach allen Kräften, daß die Leute wieder zu sich kommen können, daß sie wieder leben können auf ihren Bauerngründen. Es sind nicht Abenteurer, die da fortziehen, es sind tüchtige Arbeiter, meist fleißige häusliche Menschen, von solchen, die deinen Grundstock, deine Macht, deinen Reichtum ausmachen. Viel wirst du dir kosten lassen müssen, um den Bauernstand wieder aufzurichten, Gesetze wirst du ändern, ganze Stände und Klassen verschieben, einen großen Teil der Volkswirtschaft umkehren müssen, um den Bauernstand zu retten; nicht leicht wird's dir ankommen, aber

wenn du der sein willst, der du bist und bleiben sollst, weil du im Grunde und für die Dauer nichts anderes sein kannst — ein Rohstoffstaat, ein Agrikulturstaat, so muß es geschehen. Von der Industrie kann kein Mensch und kein Staat leben, sie kann nichts wachsen lassen; sie ändert, setzt zusammen, beschäftigt und lohnt eine gewisse Anzahl Leute, bringt Geld in Umlauf, und ziert das Leben mit einer Menge schöner Dinge. Aber nähren kann sie nicht. Ein Industriestaat verhungerte in wenigen Wochen, wenn es keine ackerbautreibenden Staaten gäbe. Heute will alles Industrie und Handel sein, wir beschwören ein Verhängnis herauf!

Weil der ackerbautreibende Staat kein ackerbautreibender Staat mehr sein will, so ist es freilich kein Wunder, daß der Bauer kein Bauer mehr bleiben will. Soll sich das wenden, so muß zuerst der Staat umkehren und sich erinnern, daß es seine Aufgabe ist, auf seinem möglichst fruchtbaren Grund möglichst viele Menschen leben und gedeihen zu lassen. Nicht hier die großen, üppigen, blasierten Städte, da den Haufen von Fabriken mit ihren drohenden Arbeitermassen, und dort weites menschenleeres Land, bestanden von Wald und Strupp, bevölkert von Jagdwild. In einem sehr großen Teile unseres Vaterlandes aber ist es so!

Neben dem Ackerbau besteht in Steiermark naturgemäß Bergbau und Eisenproduktion. Das ist freilich ein Muß und wird den Bauernstand nicht umbringen. Im weiteren ist dringend zu verlangen, daß bei uns die Landwirtschaft obenan stehe, nicht etwa, um mit fremden fruchtbaren Ländern zu konkurrieren, sondern um eine heimische Bevölkerung zu ernähren, daß sie nicht gezwungen sei, auszuwandern.

Denn eine Erscheinung, daß die Leute aus ihrem angestammten Lande auswandern müssen, um unter Not und unendlichen Gefahren fremde Wildnisse urbar zu machen, während ihr bisher fruchttragender Heimatsboden zur Wildnis wird, ist ein so unerhörtes Zeichen der Zeit, daß uns davor angst und bange werden muß.

Wie wird's unseren Brüdern im fremden Land ergehen?

(1906.)

An wetterschönen Sonnabenden, wenn die Werkswoche vorüber ist und das Fest der Geisteserhebung beginnt, finden sich die Leute gerne zusammen auf

dem Rasenplatz bei der Linde in deutschen Städten. Die Alten sitzen auf der Rundbank, sehen den spielenden Kindern, den schäkernden Burschen und Mädchen, den in froher Ernsthaftigkeit sich ergehenden Männern und Frauen zu; so zieht in einem bunten und lieblichen Wandelpanorama ihre eigene Vergangenheit neuerdings zu ihnen herauf. Und wenn dann vom Turm die Abendglocke läutet, mit dem trautsamen Klang das Lied vom freien deutschen Vaterland singend, dann kommt es in die Herzen wie Heimatsandacht.

Aber mitten in diesem Abendfrieden des Städtchens sehe ich Männer und Greise ernsthaft vor sich hinschauen, und es schluchzen Frauen. Bis eine von ihnen die auf dem Schoße gefalteten Hände hebt, sich damit über das Gesicht fährt und einen tiefen Atemzug tut.

Fragt sie der vertraute Nachbar: „Woran denkst Du, Elisabeth, daß Du so schwer mußt seufzen?“

„Da wirst Du nicht lange zu raten brauchen, Vater. An die Unseren habe ich gedacht. Wie es ihnen wohl ergehen wird im fremden Land!“

Denn ein Jahr vorher waren viele aus diesem Städtchen fortgezogen. Daheim fehlte der Erwerb, in fernen Ländern lockten Wohlstand und Glück, dort wollten sie hin und sich eine neue Heimat

gründen. Auf diesem Lindenplatz sind wenige anwesend, die damals nicht einem Bruder, eine Schwester, einem Sohn, einem Vetter nachzuwinken hatten mit dem weißen, tränenfeuchten Tüchlein.

Seither waren allerhand Nachrichten heimgekommen, von schönen Ansiedlungen, gutem Erwerb, von Enttäuschungen und Heimweh, von Wohl- und Mißgeschick verschiedener Art. Das Bedenklichste aber war ein anderes, das in Briefen oft und öfter laut ward: Ihre Sprache verlernten sie unter fremden Völkern, ihre Sitten und Gewohnheiten müßten sie aufgeben, denn es fehle an Mitteln, um in Schulen, in Kirchen und im Leben die deutsche Art zu behaupten.

An das vor allem hat jene seufzende Frau gedacht. An dem Tage, als ihr Sohn in die Fremde zog, war ihr nicht zumute gewesen, als verliere sie dieses ihr Kind. Aber als dann der Brief kam, sie hätten keine deutsche Schule, keine deutsche Kirche, keine deutschen Bücher, sie müßten die fremde Sprache lernen, da gab's ihr im Herzen einen Stich. Jetzt erst hatte sie ihr Kind verloren. Ihr Kind und ihre Kindeskinder.

Und wie diese Frau, so empfanden andere im Städtchen. Viele trugen es heimlich, mit schwerem Gewissen, denn sie hatten zur Auswanderung ge-

raten, hatten anfangs mit den günstigen Erwerbsnachrichten der Ihrigen geprahlt. Manchen war bange, ohne daß sie wußten warum, und andere waren völlig betäubt, weil es so unerhört ist, daß ein Mensch seine Muttersprache in sich muß absterben lassen und eine fremde Zunge annehmen für sich und sein künftiges Geschlecht.

Jetzt aber, da das Wort gesprochen ist: „Wie es ihnen wohl ergehen wird im fremden Land! Bei fremden Völkern!“ Da widerhallt die Frage in allen Gemütern, da wird das bange Leid laut auf dem Lindenplatz. Die Schwalben um den Giebel singen auf einmal anders als gestern, und die Glocken auf dem Turm reden von den Ausgewanderten, deren deutsche Seele im fernen Lande sollte sterben müssen.

Da springt einer der Ältesten auf die Lindenbank — ganz jugendlich flink springt er hinauf — und ruft ein schallendes Wort über die Menge hin: „Heimatgenossen! Unsere Brüder unter fremden Völkern dürfen wir nicht verlassen. Ihr weltlich Gut, das sei ihre Sorge allein. Aber ihre deutsche Seele, die müssen wir ihnen helfen schützen und erhalten. Die Hauptsache daran, die Treue, die müssen sie selbst halten. Wir können nur für äußere Kräfte sorgen, und das soll geschehen. Ich

rufe zu dieser Stunde die Wackersten unserer Stadt. Wir wollen morgen hinaustreten in den weiten Gau und das Volk aufrufen, daß es mithelfe, die Mittel spende, unseren Brüdern im Auslande das Ahnenerbe zu bewahren!"

Dieses Städtchen nun, es steht hundertmal im deutschen Land. Und wenige Wochen nachher rollt über die Grenzen, über die Ebenen, über die Alpen, über die Meere das Geldstück. In diesem prosaischen Wertzeichen haben die Deutschen daheim ihre Dankbarkeit zu den Vorfahren, ihre Liebe zu den Nachkommen, ihre Treue zur Nation lebendig gemacht. Und in diesem Zeichen sind viel tausend Keime deutschen Lebens zu den Stammesgenossen ins Ausland gekommen. Ebenso gern wie dem groben Genuß und der Gemeinheit, dient das Geld hohen, idealen Zwecken. An vielen Orten der Welt, wo Deutsche beisammen wohnen, können nun deutsche Schulen und Kulturanstalten aller Art befestigt oder neu gegründet werden. Und dort, wo Deutsche in Gefahr sind, von ihrer Väter Scholle verdrängt zu werden, ergeben sich Mittel, wirtschaftlich und national wieder festen Fuß zu fassen und geistig zu erstarken.

Im vorigen Jahre haben die Deutschen in Österreich den fünfundzwanzigjährigen Bestand des

deutschen Schulvereins damit gefeiert, daß sie durch Spenden im großen und kleinen eine Jubiläumssumme von 600 000 Kronen zusammenbrachten, die zur Kräftigung des deutschen Geistes und Sinnes in ihren national schwerbedrängten Gegenden verwendet wird. Eine solche Feier lasse ich mir gefallen, statt klingender Phrasen klingende Münze und die übertragen in geistige und sittliche Werte. Es sieht ernst aus um die Deutschen in Österreich, aber noch ungleich trauriger sähe es aus, wenn im Laufe der Zeit nicht die zehn Millionen Kronen des deutschen Schulvereins an den umstrittensten Punkten Bollwerke errichtet hätten! — Und nun begeht im Norden der Allgemeine deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland den Gedenktag seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes. Das ist die deutsche Mutter, die bei allem Glück und Segen in deutscher Heimat kummervoll ihre Hände über der Brust faltet: Wie wird es meinen Kindern ergehen in der Fremde! Und das ist der deutsche Mann, der zur Wehr greift. Aber nicht zum Schwert, das etwa die nationalen Rechte fremder Völker verletzen wollte. Zur Wehr der eigenen inneren Kräftigung durch deutsche Kultur und Geistesbildung. Die so mächtig erwachten Selbsterhaltungsbestrebungen fremder Nationen will der Deutsche

nicht bekämpfen, er muß sie vielmehr ehren, sie sind ihm ein Vorbild, eben mit derselben Entschiedenheit auch für sein Volkstum, für seine Scholle zu arbeiten. Was da die Natur entfaltet, nicht ein Vernichtungskampf soll es sein, sondern ein Wettstreit, und das Volk, das an geistiger Kultur und Gesittung das stärkste, für seine Stammeskinder das opferfähigste ist, wird Sieger bleiben.

Aber das ist noch die gelindere Seite der Sache, die prinzipielle. Viel weher tut die andere — die menschliche. Ihr mitten im lieben deutschen Land da draußen habt es nie erfahren, wie das ist, wenn man geglaubt, mit seinen Kindern auf deutscher Heimatsscholle fest für alle Zeit gesichert zu sein; und sachte, aber unaufhaltsam wie das Meer bei immer wachsender Flut, rückt ein fremdes Volkstum näher und näher. An der Sprachgrenze fällt eine deutsche Ortschaft um die andere, die Städte halten noch stand, über das flache Land von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof greift's heran. Immer mehr fremde Laute hört man, immer mehr fremdsprachige Namen liest man auf den Hausschildern. Die behördlichen Verordnungen, seit Urvaters Zeiten deutsch, werden zweisprachig. Die Straßentafeln zweisprachig, die Ämter zweisprachig, die Postdrucksorten zweisprachig, die Lehranstalten zweisprachig. Damit

ist aber die immer weiter und weiter ausgreifende fremdsprachige Bevölkerung nicht zufrieden, sie will Einsprachigkeit haben, ihre Sprache allein. Sie verlangt durchaus ihre einsprachigen Schulen, Kirchen, Ämter. Und schrecklich korrekt sagt der Staat: jedes Volk hat das Recht auf seine Sprache. Die Deutschen haben vorher den Fehler begangen, fremdsprachige Arbeiter und Dienstboten ins Land zu rufen, weil sie billiger und williger waren als die deutschen Arbeiter, die alle hoch hinaus wollen. Und derweilen sie hoch hinaus wollen, nisten sich im Untergrund sachte die Fremden ein, klammern sich an die Scholle, die der Deutsche oft so leichtsinnig verläßt, sind arbeitsam und sparsam und — fruchtbar, und auf einmal sind sie im Land die Mehrzahl. Der Ursachen solchen Vordringens gibt es viele. Die Deutschen sind nicht ohne Schuld! Um so verzweifelter ist ihre Lage. Nun aber denkt euch einmal, wie einem deutschen Familienvater, der wohl auch tüchtig war und vielleicht unschuldig muß mitleiden, wie ihm zumute sein muß, wenn der deutsche Boden gleichsam unter seinen Füßen ihm weggezogen wird, wenn er sieht, wie seine Kinder und Kindeskinder aufgehen müssen in einem fremden Volk, das keinen Goethe und Schiller hat! — Die entdeutschten Gegenden verlassen? Ja, wenn

das Heimatgefühl nicht doch noch stärker wäre als das Stammesgefühl! Auch die wirtschaftlichen Ketten zwingen ihn nieder auf seine Scholle, und das nationale Wesen hebt rasch an zu verkümmern. Von stumpfer Verzagtheit wird es gelähmt, aus praktischen Gründen wird es verleugnet, aus Unterrichtsmangel wird es vergessen — und so geht eine deutsche Familie um die andere unter im fremden Element. — Wie soll man da helfen?

Ist Geld die Hilfe? Ist mit Geld allein wirklich was getan? Geld ist Mist, sagt der Philosoph, und der Bauer fügt bei: durch Mist wächst die Frucht. Wer persönlich beispringen, moralisch aufrichten kann, der leistet freilich noch das bessere Teil. Aber auch das Geld, es gründet deutsche Wohnstätten, baut deutsche Schulhäuser, bildet deutsche Lehrer, unterstützt deutsche Studenten, schafft deutsche Bücher, bringt deutsches Leben. Und wie sehr stärkt solcher Beistand des Muttervolkes das Selbstvertrauen jener bedrohten Kinder! Wie sehr nährt eine solche Gemeinsamkeit hüben und drüben die Liebe zu dem großen Volk der Deutschen!

Ihr glücklichen Freunde im Reich! Greifet jetzt wieder einmal in euer Herz — und zwar in jene Kammer, wo der Geldsack ist.

Es gibt schreckliche Zeitläufte, da man für sein

Volk Blut und Leben einsetzen muß. Wie froh sollten wir sein, nun auch mit milden Geldspenden, wenn ihrer nur recht viele sind, Erkleckliches leisten zu können. Wer in den Büchern des deutschen Schulvereins blättert, der wird sehen, wie erstaunlich viel er seit fünfundzwanzig Jahren geleistet hat. Viele Hunderte von Familien sind durch ihn dem deutschen Volk erhalten geblieben. Und wer die Zeit versteht und die Tatsachen beobachtet, der sieht, wie erstaunlich viel immer wieder geopfert, geleistet werden muß. Inmitten des furchtbaren Ringens aufstrebender Gegner, die nicht bloß das politische, mehr noch das kulturelle Deutschtum bedrohen, darf keiner von uns auch nur einen Tag lang sorglos leben, ohne für die heilige Sache der Nation etwas zu tun.

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen?

Der Hofrat hatte einen Sohn und drei Töchter. Der Sohn kostete in seiner langen Studentenzeit viel Geld und verursachte noch mehr Ärger. Aber endlich war er auf dem Wege zum geborgenen

Beamten. Die Töchter kosteten weniger Geld, machten fast keinen Ärger — hingegen aber schwere Sorge.

Wohin mit diesen Töchtern? Jede war nach der Normalschule — die sie zu Hause absolvierten, damit sie nicht mit ungezogenen Kindern zusammenkommen konnten — ein paar Jahre in Mädcheninstitute gebracht worden. Aber diese Jahre waren kurz, als die Töchter wieder ins Vaterhaus zurückkehrten, waren sie immer noch halbe Kinder, es zeigte sich, daß mit den tieferen Wissenschaften und schönen Künsten des Institutes eigentlich viel zu früh eingesetzt worden war; das Interesse an Puppen und Bonbons war noch wesentlich größer als das an Philosophie, Literatur- und Kunstgeschichte. Nun waren sie zu Hause, ganz unausgebacken, und die Mutter wußte sie nicht zu beschäftigen. Häusliche Arbeiten konnten und wollten sie nicht verrichten, weil sie erstens derlei nicht gelernt hatten und weil es zweitens unter ihrer Würde war. Hofratstöchter und waschen, kochen, Zimmer aufräumen — wohin mit der Welt! Höchstens, daß sie manchmal häkelten und stickten, aber ja nicht etwa brauchbare Sachen, sondern allerhand Vorhänglein, Decken für Tischchen, Sofas, Fauteuils, Spiegel, Lampen usw. Etwa ein Hemd

nähen oder einen Strumpf stricken? Dafür waren ja die gewöhnlichen armen Frauen vorhanden. In fremden Sprachen, besonders im Französischen, bildeten sie sich weiter. Es zeigte sich zwar nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sie einmal in Frankreich leben würden, aber die „gute Gesellschaft" spricht eben französich. Dann wurde viel Klavier gespielt, obschon kein besonderes Musiktalent vorhanden war; eines der Fräulein lernte auch Zitherspiel, das andere übte sich im Malen und das dritte machte in heimlichen Stunden gar Gedichte und schrieb einen Roman. Hausfreunde bewunderten die Sachen und versicherten, die Damen hätten Talent. Aber die Papierkörbe der Zeitschrift-Redaktionen werden zumeist mit Manuskripten von Damen gefüllt, die — „Talent" haben. Mama war stolz auf ihre genial veranlagten, hochgebildeten Töchter; Papa aber hatte schwere Sorgen.

Was soll werden aus diesen Kindern? Von der Pension kann kaum die Frau leben, geschweige auch noch die drei Töchter. Der Frau Mama machte das aber keinen Kummer, denn die Mädchen sind nicht bloß gescheit und gebildet, sie sind auch schön! Wenn die jungen Männer, die ins Haus kamen, auch nur halb so in die Töchter verliebt gewesen wären als Mama, dann freilich hätte alle

Not ein Ende gehabt. Es wurde ja zugegeben, daß es sehr nette und liebe Mädchen wären, aber den meisten Männern fehlt der Mut, eine hochgebildete Dame heimzuführen, wenn sie kein Vermögen hat. Große Ansprüche und kleine Wirtschaftsfähigkeiten. Wie viele Männer gibt es, die vermöge ihrer Stellung eine solche Ehe wagen können? Die Hofratstöchter blieben sitzen. Heute sind sie alte, verbitterte Jungfern, deren ganzes Bestreben darauf hinausgeht, die Armut, in der sie leben, möglichst zu verdecken. Sie möchten Französischstunden, Klavierstunden, Malstunden geben, finden aber nur wenige Schüler, weil es zu viele Schicksalsgenossinnen gibt, die ihnen Konkurrenz machen. Ach, wie ließe sich dieses traurige Kapitel ausspinnen, ich habe nur das Allgemeinste angedeutet und nur ahnen lassen das Elend, in das so viele Töchter sogenannter besserer Familien heute treiben.

Nicht daran liegt es, als ob das weibliche Geschlecht überhaupt zu wenig Möglichkeit hätte, sich selbständig fortzubringen; im Bauernstande, Arbeiterstande, kleinen Bürgerstande gelingt es den Mädchen und Frauen so gut wie den Männern, etwas zu leisten, ja da sind sie sehr oft die Hauptstütze der wirtschaftlichen Existenz ihrer Familie.

Nein, der Fehler liegt darin, daß die vornehmeren Kreise ihren Mädchen eine ganz unrichtige Erziehung geben.

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen? Diese bange Frage habe ich sehr oft gehört, nicht aber diese: Wie sollen wir unsere Töchter erziehen und für das Leben vorbereiten? Als ob man gar keine Ahnung hätte, daß es an der Erziehung und Ausbildung fehlt. Allerdings gebietet es vielen schon frühzeitig die drohende Not, daß sich die Mädchen zu Lehrerinnen, Post- und Telegraphenbeamtinnen usw. ausbilden; das heißt, sie resignieren auf die natürliche Aufgabe des Weibes. Warum auf den Beruf der Gattin und Mutter verzichten? Im Gegenteil, alle Erziehung soll darauf ausgehen, daß ein Mädchen, und selbst wenn es von „besserem Hause“ ist, geeignet werde, eine unter Umständen auch recht kleine Hauswirtschaft zu versorgen, die häuslichen Arbeiten nicht bloß anschaffen, sondern nötigenfalls auch persönlich leisten zu können, die Kinder persönlich zu pflegen und zu erziehen, Weib, Mutter und zur Not auch Magd zu sein. Im schlimmen Falle immer noch besser, als einen Beruf zu haben, aus dem die Erfüllung der Bedürfnisse des Frauenherzens, Liebe und Familie, zumeist ausgeschaltet ist.

Wenn die Mädchen fürs praktische Leben erzogen werden, dann wird an ehelustigen Männern nicht mehr der Mangel sein, wie jetzt. Denn die jungen Männer heiraten eigentlich sehr gerne. Sie haben nur Angst vor wirtschaftlichem Elend, wenn die Frau gerade für feine Genüsse ausgebildet ist und nicht auch ein wenig für gröbere Arbeit.

In Deutschland — wo man immer ein paar Jahrzehnte früher sieht als bei uns in Österreich, was not tut — entstehen Anstalten zur praktischen Ausbildung der Hausfrau. Ein erster Grundsatz ist dort: Nicht bloß die Knaben, auch die Mädchen müssen behufs der Erziehung vom Elternhause fort, und zwar ganz soldatenmäßig. Haben sie schon nicht beim Militär ihr Freiwilligenjahr zu leisten, so müssen sie doch durch ein paar Jahre der Strenge, der Konsequenz, der Gleichheit mit Genossinnen und herber Pflichterfüllung gehen. Zu Hause bei den Eltern können sie das nicht oder nur in den allerseltensten Fällen haben. In den Erziehungsanstalten, wie ich sie meine, werden die Mädchen unterrichtet im bürgerlichen Haushalte, als Kochen, Nähen, Waschen, und sie müssen dabei körperlich mitarbeiten, Mägdedienste verrichten. Sie werden angeleitet zur Kinderpflege, haben Krankenpflege zu verrichten, in der Nacht wie am Tage; und gerade

in der Krankenpflege sind sie voller Verläßlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ein Beweis, welch ein Fond von Tüchtigkeit und Güte in unseren jungen Mädchen ruht. Zu Hause wären die meisten nicht imstande, solche Dienste zu leisten — weil es eben gegen die Sitte ist. Man empfände derlei Arbeiten einfach als standesunwürdig, es wäre nicht möglich, sich neben oder unter gewöhnlichen Dienstboten zu bescheiden und bei Vater und Mutter als einer strammen Autorität gleichmäßig, geduldig und fröhlich sich zu fügen. In den Anstalten, unter einer Reihe gleich behandelter und gleich verpflichteter Kolleginnen kommt ihnen die Sache leicht an. So unerhört es der Professors-, der Werksdirektorstochter am ersten Tage scheinen mag, daß sie den Strohlappen ergreifen und den Fußboden scheuern soll, so lustig erscheint ihr das nach einer Woche. Nach einem Jahre kommen Mädchen, die schmächtig, bleichsüchtig, nervös waren, körperlich entwickelt, blühend und munter nach Hause. Und sie bitten die Eltern, auch noch ein zweites Jahr in der Anstalt zubringen zu dürfen. Im dritten Jahre kommt auch schon der Bräutigam.

Das sind Erfahrungen aus den Anstalten für Hausfrauenerziehung, wie sie in Deutschland mehr und mehr eingerichtet werden.

Der Grundsatz, der Knabe soll vom Vater, die Tochter von der Mutter erzogen werden, klingt sehr gediegen, ist aber nie ganz wahr gewesen. Daß der Knabe nur in der Fremde endgiltig erzogen und für die Welt brauchbar gemacht werden kann, das hat man längst eingesehen; daß es bei den Mädchen vielfach ähnlich ist, wird man erst einsehen. Es gibt ja gewiß sehr viele Fälle, wo gerade die Mutter ihre Tochter am besten, praktischsten und zweckmäßigsten erzieht, eben dort, wo sie selbst die verständige, vernünftige, praktische und herzensstarke Hausfrau ist, wie das gerade in den unteren Ständen noch vorkommt. Viele unserer modernen Mütter haben leider nicht dazu das Zeug. Die wollen gar zu gerne aus ihren Mädchen „Fräuleins" machen und tun das so gründlich, daß diese dann ihr Lebtag — Fräuleins bleiben.

Die Zeit wird — nachdem der Höhepunkt der Kultur überschritten ist — ernster und rauher. Das Herren- und Dienerspiel hört auf, jeder muß für sich selbst stehen können. Wir brauchen nicht bloß starke Männer, wir brauchen ebenso auch starke Frauen, die sich in jeder Lage praktisch zu helfen wissen. Je langsamer wir in dieser Selbsthilfeschule, in diesem Schaffen mit eigener Hand, anderen Völkern nachhinken, je größer wird unser

Nachteil sein. Wir wollen uns durch „feine“ Erziehung zu Herren machen und werden dabei Knechte. Lerne arbeiten, als wärest du allein auf der Welt. Beginne dein gesellschaftliches Leben mit Dienen und du wirst es mit Herrschen beschließen. Von solchem Leitsatze gehen die „Töchterheime“ in Deutschland aus, welche den Mädchen vornehmerer Familien jene Befähigung beizubringen suchen, die im praktischen Leben nötig ist, besonders für ein Weib, das einst der gute Kamerad des Mannes werden soll.

Unsere Dienstboten.

In einem Sommerfrischorte fanden sich täglich städtische Familien zusammen. Sie waren aus der gleichen Stadt und obschon sie sich in der Stadt — so nahe sie auch seit Jahren beisammen wohnten — bisher fremd geblieben, hier auf dem Lande kamen sie sich näher und wurden miteinander vertraut. Schnurgerade zu Liebesgeschichten könnte das führen, doch wollen wir nach dieser Seite hin diskret sein, um so aufmerksamer aber den Haus-

frauen zuhören, um von ihnen etwas zu lernen. Sie sitzen am Waldrande und stricken oder sticken, sie sitzen beim Kaffee und stricken oder sticken und ergehen sich redegewandt über ihre wirtschaftlichen Angelegenheiten und Sorgen. Besonders die Dienstboten, die geben einen unerschöpflichen Stoff für drastische Schilderungen, Klagen und Entrüstungen. Die Köchinnen, die Stubenmädchen! Das ist ein wahres Elend. — Es ist schon bald so, daß die Frau ihre Magd bedienen soll und sie stets mit aller Ehrerbietigkeit behandeln, oder selbige „geht in vierzehn Tagen".

Das könnte mir einfallen. Wenn mir eine sagt, in vierzehn Tagen gehe sie, so sage ich: Meine Liebe, dann gehen Sie gleich heute!

Das wollte ich auch. Aber wissen Sie, Frau Schuster, was mir da einmal eine gesagt hat? Gnädige Frau, Sie können mich nicht gleich so fortschicken. Wir Dienstboten sind nach dem Gesetz verpflichtet, wenn's verlangt wird, nach der Kündigung noch vierzehn Tage zu bleiben, und die Parteien dürfen uns vor dieser Zeit nicht fortschicken, wenn wir nicht damit einverstanden sind.

Sehen Sie! Eine solche Frechheit!

Ich habe gemeint, ich muß ihr eine ins Gesicht geben. Aber das will wieder mein Mann nicht.

Ach, diese Männer halten es immer mit den Dienstmädeln!

Das möchte ich bei dem meinen zwar nicht behaupten. Aber — unter uns — um die fünf Gulden tut's ihm leid, die er allemal zahlen muß, so oft mir bei einem Dienstboten die Hand auskommt.

Der meinige brummt über die viele Inseratengebühr, so oft man eine durch die Zeitung sucht. Er sagt, dreißig Gulden glängen nicht im Jahr. Ich sag's, wenn's nach so einem Mann ginge, hätte man jahrelang eine und dieselbe.

Warten Sie nur! Ein paar Jahre vielleicht, so lang eine noch jung ist. Wird sie älter oder ist sie siech, dann sind die Männer die ersten, denen sie den Braten verbrennt oder die Stiefel nicht recht putzt. Ich sage das, Frau Nachbarin, sobald der Mann mit dem Dienstmädel zufrieden ist, tut man gut, sie wegzugeben. —

Dann kommt in solchen Gesprächen die drastische Kennzeichnung der Fehler solcher Dienstboten. Es werden in lebhaftesten Farben gezeichnet der „Schmutzhammel", die „Schnadern", der „Trutzbock", die „Lachtaube" und der „Schimpfspatz". Mit jeder kommt eine andere Unart ins Haus und ein anderer Ärger. Die eine hat Nachtmahlgeld, kocht aber für

die Herrschaft so viel, daß reichlich übrig bleibt für sie und ihren Korporal. Des Stubenmädels wegen muß die Hausfrau sich ihre Kleider ändern lassen, weil es doch nicht angeht, mit den Dienstboten gleichen Schnitt zu haben.

Zuerst — die neuen Besen kehren alle gut. In wenigen Tagen schon hebt die Schlamperei an. Auf den Möbeln liegt Staub, daß man mit dem Finger darauf das Entlassungszeugnis schreiben könnte. Dann das Tratschen mit der Hausmeisterin, mit dem Briefträger, mit dem Zeitungsmann, überall Hochverrat gegen die Herrschaft. Dann die zerschlagenen Gläser, die Unzufriedenheit mit Kost und Bett, plötzlich sogar Streik, „heut' haben wir Ausgehtag!" Die Köchin macht „Körbelgeld". Wird ihr die versalzene Suppe ausgestellt, so versalzt sie nächstens auch das Gemüse. Bestellt die Frau für Mittag Rahmstrudel, so backt sie Pfannenkuchen; zum Strudel habe sie keine Zeit gehabt. Bis Mitternacht lesen sie Romane oder schreiben Liebesbriefe, am nächsten Morgen muß der Mann ohne Frühstück ins Amt, weil „der Milchmann nicht gekommen ist"; in Wahrheit, weil die Köchin verschlafen hat. Und rügt man, dann kündigt sie. „Ich krieg' Plätze genug!" Natürlich Plätze genug, wenn überall der häufige Wechsel ist. Die Vermittelungsbureaux

haben auch keine Ursache, Stabilität zu fördern; rascher Dienstbotenumsatz bedeutet für sie blühendes Geschäft. Es scheint, daß manchmal so etwas existiert, wie eine Dienstbotenbörse. Dort werden auch die Dienstplätze sortiert in gesuchte, mittelmäßige und schlechte. Es werden die Eigenschaften der Hausfrauen und Dienstherren, der Kinder und Hausfreunde erörtert, je nach Art der Berichterstatterin entstellt und übertrieben; es wird Buch geführt über „Geizkrägen“ und „Bisguren“, und manche Frau, die mehreren Dienstboten nicht angestanden, wird in Verschiß erklärt, so daß keine an den Platz will. Kommt heute eine gestern unter bestimmter Zusage aufgenommene Magd und erklärt, sie habe sich's überlegt, sie werde doch nicht eintreten. — Ja und warum nicht? Nun, eben so. Sie wolle es nicht sagen, warum. — Über manche Hausfrau gibt es Lügengewebe, die durch die ganze Dienstbotenwelt der Stadt ausgebreitet zu sein scheinen, ohne daß es gelingt, die Urheberin zu fassen. Geht man den Fäden nach, so zerläuft alles zwischen den Fingern — und doch wirkt die unfaßbare Nachrede fort und zersetzt den guten Ruf eines Hauses. Schon mit Vorurteil und Abneigung kommt die Magd ins Haus, „ein paar Wochen werden mich nicht umbringen.“ Oder sie kann sich

noch früher krank melden. Dann fühlt sich manche Familie in ihrem Hause von Feinden umgeben; der Dienstbote hinwiederum kommt sich vor, wie ein gefangener Spion in der Festung des Feindes, trachtet alles im Hause nur für sich und seinen Vorteil auszunützen. Das Wohl der Herrschaft ist ihm absolut gleichgültig, daß heißt, wenn er nicht boshaft ist.

— Dazu muß man diesen — Persönlichkeiten noch gute Zeugnisse ausstellen, wenn sie den Dienst verlassen. Jeder Zotte muß man „treu und ehrlich" hineinschreiben, Ja, das können sie verlangen nach dem Gesetz, auch die diebischen. Stiehlt eine positiv, so kann man sie anzeigen, wenn nicht, so muß ins Zeugnis „treu und ehrlich" kommen.

O, sie wissen sich auch bei schlechten Zeugnissen zu helfen. Ihr Büchel haben sie verloren, oder noch nicht ausgefolgt bekommen. Einmal versicherte mich auf meine Frage ein aufgenommenes Stubenmädchen, daß sie drei Jahre lang auf einem und demselben Platz gewesen sei. Nun, das ist schon was, drei Jahre lang auf einem Platz! Daß sie so lange im Zuchthause gesessen, habe ich erst später erfahren —

Wenn es auch nicht immer so arg ist, so kommt es doch auch selten vor, daß man einen Dienstboten heutzutage zur Zufriedenheit ein paar Jahre lang

hat. Auch der Bescheidenen und Gutmütigen kommt plötzlich der Rappel, sie wolle sich einmal „verändern".

Eine ländliche Weiblichkeit — besonders die deutsche — geht doch nicht in die Stadt, um dort wieder zu dienen, wieder der „Fußhadern" anderer zu sein, sondern um frei zu werden, womöglich einen Dienstmann oder einen Hausmeister, wenn nicht gar einen Geschäftsmann zu ergattern und so ein bißchen Stadtfrau zu werden. Dazu heißt's natürlich viel in den Häusern herumzukommen, verschiedene Leute und Verhältnisse kennen zu lernen. Das Dienen ist einer solchen Magd nicht Berufs- noch weniger Herzenssache, sondern ein Mittel zum Zweck. Und nichts demoralisiert einen Menschen mehr, als eine erzwungene Stellung innehalten zu müssen, anderer Wohlhabenheit und Genußleben zu sehen, daran mitwirken zu sollen, ohne selbst davon etwas zu haben. Selten noch findet man in der Stadt einen Dienstboten nach altem Schlag, treu und fleißig, Arbeit, Freud und Leid mit der Familie teilend, zur Familie gehörend, die Sache der Familie zur seinen machend, aber nicht in dem Sinne, wie es die modernen Dienstleute manchmal halten. Ein wahrer Segen, so eine alte verläßliche Person für das ganze Haus, während die

jetzigen dienstbaren Geister manchmal nicht bloß den Wohlstand des Hauses gefährden, sondern die Herrschaft mitsamt ihren Kindern demoralisieren, allerdings, nachdem sie eben auch von Herrschaften demoralisiert worden sind. —

All derlei, und vieles, vieles andere noch wird besprochen von den Frauen auf der Sommerfrische und nicht genug loben können sie die Sorglosigkeit dieser Wochen, da sie einmal ohne Dienstbotenmisere in der Pension leben und sorglos an der Wirtstafel speisen können. In manchem übertreiben die Damen oder schneiden Dinge in das Kerbholz der Dienstboten, woran sie selber schuld sind. Aber in sehr vielem haben sie recht. Unsere gegenwärtigen Dienstbotenverhältnisse sind für die Länge ganz und gar unmöglich.

Nun setzt sich ein alter Herr zu den kritischen Damen, und hört ihnen lange zu. Er ist einer der wenigen Männer, die sich nicht lustig machen über die Dienstbotengespräche der Frauen, die vielmehr diese Sache für eine hochwichtige halten, aber sich nicht mit dem Besprechen und Klagen allein zufrieden geben mögen.

Meine Damen, sagte er, ich an Ihrer Stelle wäre nicht imstande, eine so unwürdige Abhängigkeit von solchen Leuten zu ertragen.

Mein Gott, was kann man machen? Was würden Sie tun, Doktor?

Streiken, meine Damen.

Gegen die Dienstboten streiken. Wieso?

Einfach, indem ich keinen Dienst vergebe. Ich würde im äußeren Notfalle meine eigene Köchin und mein eigenes Stubenmädchen sein. Wenigstens würde ich mich auf diese Möglichkeit einrichten und auch meine Töchter dazu abrichten. Sie müßten alle häuslichen Arbeiten selbst machen können.

Lieber Gott, in gewissen gesellschaftlichen Stellungen geht das einfach nicht.

Was heißt das, es geht nicht? Ist der Hände Arbeit zum Wohle des Hauses entehrender, als Sklave solcher Dienerschaft zu sein? Wer wirklich und ganz Herr sein will, der muß sein eigener Diener sein können.

Wäre ich doch begierig, Herr Doktor, ob auch Sie sich selbst bedienen würden.

Aufzuwarten, meine Damen, ich bediene mich immer selbst. Ich mache mir das Bett, ich stelle das Zimmer in Ordnung, ich reinige mir die Kleider. Ich bin sozusagen ein freier Mann, und wenn ich aus meiner Wohnung trete, kann ich hinter mir abschließen.

Ja, gesagt ist das schön, doch in einer größeren Familie es ausführen? Wir Hausfrauen müssen praktisch vorgehen.

Wollt ihr das? Dann wüßte ich noch einen Ausweg. Eine Anzahl von Familien soll sich vereinigen zu einer Art von Pension. Wenn alle Familien eines großen Hauses oder einer Gasse ihre gemeinsame Küche hätten, die Köchinnenfrage wäre zum Teile gelöst. Ein gemeinsamer Speisesaal, oder man läßt sich durch gemeinsame Dienerschaft die Speisen in die Wohnung bringen. Statt Mägde Burschen, statt Köchinnen Köche. — Ja ja, Einwendungen genug dagegen, ich weiß es. Räsonnieren kommt ja bei allen Neuerungsprojekten vor dem Probieren. Ich meine nur, daß gemeinsame Bedürfnisse auch gemeinsam besorgt werden könnten und sollten. Wozu braucht eine Familie von drei bis vier Köpfen ihre eigene Küche mit allem Zugehör; die Nachbarsparteien sind in demselben Fall. Warum nicht zusammenhalten? Eine Küche mit etwa fünfköpfigem Küchenpersonal versorgt, rationell betrieben, mit Leichtigkeit acht bis zehn Familien, vielleicht auch mehr. Selbst Aufräumpersonen könnten für mehrere Familien gemeinsam sein.

Ach, liebster Doktor, das ist ja ganz sozialdemokratisch!

Egal, wie man's nennt, es wird kommen. Die Vorschläge dafür werden immer zahlreicher, die Witze dagegen werden immer schlechter, und endlich wird es eingeführt sein, verlassen Sie sich d'rauf. Gemeinsamer Haushalt. Denken Sie bloß einmal darüber nach, meine Damen. Es ist durchaus nicht so schlimm kasernenmäßig, wie es anfangs scheinen mag, jede Familie kann immerhin noch ihren individuellen Neigungen und Gewohnheiten nachkommen; selbst unter der Gemeinsamkeit im ganzen wird sich das recht gut machen lassen.

Köche statt Köchinnen, Diener statt Stubenmädchen, das gefiele mir schon. Aber, was soll denn nachher mit den vielen Dienstmädchen geschehen.

Ja — das ist ihre Sache. Vielleicht werden sie dann ein wenig vernünftiger und man kann auf Umwegen zu dem älteren Systeme zurückkehren, daß das Verhältnis zwischen Herrschaften und Dienerschaft wieder ein mehr beständiges, ein herzlicheres und patriarchalisches werde. Das Beste wäre es. Aber dann allerdings — um Entschuldigung — müßten auch die Hausfrauen anders werden. Weniger Hochmut, mehr Freundlichkeit und Liebe.

Liebe! Ich lache auf. Freundlichkeit. Sie kennen unsere Dienstboten nicht, Herr. Freundlichkeit und

Liebe ertragen sie nicht. Ist es nicht wahr, Frau Nachbarin?

Ganz buchstäblich. Die allermeisten unserer Hausdragoner sind nur zu dirigieren, wenn man sie kurz und barsch behandelt. Ich glaube, sie fühlen sich anders garnicht wohl. Ich habe es oft versucht mit Güte, habe mit ihnen gemütlich über häusliche Arbeiten beratschlagt, habe ihre Fehler und Verkehrtheiten mit aller Freundlichkeit bemerkt oder gar schweigend ertragen, habe teilnehmend und oft nur allzuvertraulich über ihre persönlichen Angelegenheiten geplaudert und es herzlich mit ihnen gemeint. Es taugt nicht. Gerade solche haben plötzlich gekündigt ohne Angabe des Grundes. Es sind halt doch Dienerseelen, trotz ihrer Aufgeblasenheit und Obenhinausgier, es sind Dienerseelen und da hilft alles nichts. Die Fuchtel wollen sie zwar nicht fühlen, aber pfeifen hören müssen sie sie, sonst verlieren sie die Dressur oder werden mager.

Ich habe derlei oft gehört, meine verehrten Damen, aber ich glaube es nicht. Ernst und Strenge muß ja freilich sein, um die häusliche Ordnung aufrecht zu halten, aber das schließt Güte gegen die Person nicht aus. Wenigstens dürfen Dienstboten nie das Gefühl haben, als seien sie beim Feinde,

als geschehe ihnen Unrecht. Erlittenes Unrecht macht sogleich kopfscheu. Ich habe in meinem langen Leben durch Zank, Grobheit und Gewaltsamkeit nichts, aber schon garnichts Gutes vollführt. Was ich ausgerichtet, besonders bei Untergebenen und Dienstvolk, das geschah durch Wohlwollen und Güte.

Ei ja, es ist nicht dasselbe, ob eine Frau mit dem Dienstmädchen gütig verkehrt, oder ob das ein Herr tut —

Ah, meine Gnädige! lachte der alte Herr, wenn Sie das Kapitel auf diese Seite hinüberspielen wollen, dann muß ich annehmen, daß Sie sich in der Sache selbst geschlagen fühlen. Es ist am besten, Sie geben es offen zu. Gestehen Sie im Namen vieler Ihrer Berufsgenossinnen nur ein, daß das Benehmen der gesellschaftlich weit überlegenen, bevorzugten Hausfrau zu ihrem Dienstmädchen sehr oft ein ganz verfehltes ist und daß Güte und gleichmäßiges Wohlwollen in den allermeisten Fällen eine gute Wirkung hat, indem sie die Zuneigung weckt, die Leistungsfähigkeit stärkt, die Treue nährt. Man braucht sich mit der Dienerschaft ja nicht in Zutraulichkeit einzulassen, das ist den Leuten schon instinktiv unheimlich; auch haben sie zumeist lieber den kurzgemessenen, strengen Befehl, als das unentschlossene,

weichmütige Herumreden — aber all das schließt die Güte, die Sorge für das Wohl des Dienstboten nicht aus. Das Wohlwollen erweckt in der Regel Gegenneigung. Und ein solches Band gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens muß geschlossen werden zwischen Herrschaft und Dienstboten, wenn die warme friedliche Heimlichkeit wieder zurückkehren soll ins deutsche Haus.

Ich wiederhole: Sollte das nicht mehr möglich sein, sollten auch Frau und Töchter zu „gut" sein, die häuslichen Arbeiten zu besorgen, so sehe ich kein anderes Mittel, als das Haus in seiner bisherigen Form mit dem „eigenen Herde" aufzulösen und sich mit anderen Familien zu einem gemeinsamen Herde zu vereinigen.

Mich dünkt, ich sehe es kommen.

Reformkleidung?

(1903)

Es ist jetzt viel von der „Reformkleidung" die Rede, die eingeführt werden soll. Man horcht auf. Das wäre einmal etwas! Aber mein Glaube ist

nicht groß. Es kann Schneiderspekulation, kann Modesache sein. Ich habe von der Vernunft in der Kleiderfrage eine sehr geringe Meinung. Da kommen die Leute aus den Torheiten nicht heraus, von einer fallen sie in die andere.

Mein alter Lehrmeister — der in dieser Sache wohl mitreden konnte — hat gerne gesagt: Zu einer modernen Weiberjoppe gehören zwei Ellen Tuch, fünf Ellen Bandelwerk und sieben Ellen Geduld. Denn die Joppe war nie recht. War sie nicht zu kurz, so war sie schon zu lang. War sie weit genug, so mußten wir sie so lange verengen, bis sie zu enge war, und dann schimpften sie, daß sie „zu knapp wäre für das viele Tuch". Alle Ränder mußten mit Bandelwerk eingefaßt sein, doppelt und dreifach. „Die Schulmeisterin hat's jetzt auch dreifach." „Vierfach müßt's noch besser stehen." „Aber jetzt tragt man gar nit mehr Bandelpaspolaturen, jetzt tragt man auf den Bunschurln Schnürlpaspolaturen." In Modesachen sprechen sogar die steirischen Bauern französisch oder sonst was. Hatte mein Lehrmeister zum Verbrämen Samtstreifen, so verlangte man Seide. Hatte er Häkeln, so wollte man Knöpfe, und zwar nicht Glasknöpfe, wie sie die Kreuzwirtin noch immer trägt, sondern „übersponnene", wie sie die Frau

Verwalterin hat. Und war eine Joppe genau nach den Angaben fertig gestellt, dann mußte sie erst noch jedesmal „übermacht“ werden, denn sie paßte nicht, oder der Besitzerin war es anders eingefallen. Nein, da werden sieben Ellen zu wenig, da müssen neun Ellen Geduld sein. Bleibt ein Fleckel Geduld übrig, so kann man's für die Männer brauchen, denn ihrer gibt es auch die —. Hatte man sich in die Schößelröcke eingeschossen, so wollten sie Spenser. Hatte man für die engen Kniehosen den richtigen Schnitt, so verlangte es ihnen nach einer „Pantalong“. Nur eines blieb sich gleich, so oft eine neue Mode aufkam, verlor die Kleidung an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit und bekam Eigenschaften, in die Schneider und Eigentümer sich erst mühsam hineingewöhnen mußten. Mit der Mode war's ja immer so.

Und weil es immer so war, fürchte ich, wird es immer so bleiben. Denn die Mode entwickelt nicht, sie ändert nur. Sie ist nicht da, um die Sachen besser zu machen, sondern um Eitelkeiten zu erfreuen und — ich deute es noch aufs beste — den Handwerkern Arbeit zu geben. Ohne Mode hielten wir es mit den Möbeln des Großvaters unser Leben lang aus, und einen Anzug trügen wir, wie einst unsere Väter, zwanzig Jahre lang, das heißt, wenn's

der Stoff aushielte. Auch das Tuch wird viel schlechter gemacht als einst, schlecht und billig wegen der Konkurrenz, und dann, sagen wir eben wieder aus — volkswirtschaftlichen Gründen, nämlich, damit die vielen Tuchfabriken stets Arbeit haben. Insoferne hat die Mode ja ihr Gutes. Wem es die Mittel erlauben, sie stets mitzumachen, der mag's tun, kommt er auch manchmal recht ins Unpassende, Lächerliche hinein, so unterstützt er doch die Gewerbe, die Arbeiter, und die Armen kommen billig zu den abgelegten Sachen. Es ist gut, keine Steuer wird so willig entrichtet, als die Narrensteuer, nur darf sie nicht so heißen.

Also die neueste Mode heißt — Reformkleidung. Sollte es aber keine Mode sein, sondern wirkliche Hinkehr zum Zweckmäßigen und Praktischen, dann Respeckt! — Dann bekämen wir etwas Beständiges, denn die Bedürfnisse der Gesundheit, der Bequemlichkeit, der Zweckmäßigkeit überhaupt bleiben sich unter denselben Himmelsstrichen ziemlich gleich. Wir bekämen also eine Kleidung, die sich von Generation gleich bliebe, der ewigen Norm des menschlichen Körpers vernünftig angepaßt. Ist das denkbar? Dann müßten die Leute andere geworden sein.

Aber es wäre eine Freude zu leben. Keine Schnürbrust mehr, die unseren Frauen bisher einen

häßlichen Ameisenleib geformt, das Blut gehemmt, die Nerven gedrückt, die Leber, die Lunge gepreßt und das arme Herzlein verkümmert hat. Keine Schleppe mehr, die uns den Straßenstaub mit allen Miasmen und Bazillen aufgewirbelt, sich selbst und uns beschmutzt hat. Keine unsinnigen Damenhüte mehr, die weder vor Sonne noch vor Regen schützten, uns aber in Theatern, Konzerten usw. die Aussicht beschränkt haben. Keine zehenverkümmernden, hühneraugenfördernden engen Schuhe mehr, die ihre Herrin nachgerade zum Krüppel machten. Keine Ohr- und Halsgehänge mehr, wie sie die Wilden tragen, überhaupt keine Torheit mehr an dem schönen, heiligen Menschenleib. Und wir Männer! Wir sollen erlöst werden von Frack und Zylinder, von brettsteifen Halskrägen, Chemisetten und Manschetten, von ärgerlicher Kravattenbinderei und halsstarriger Zuknöpfearbeit an der bocksteif gestärkten Wäsche! Erlöst von Beinkleidern, die oben zu eng und unten zu weit sind und von allen möglichen Verrücktheiten. Jeder könnte sich die Kleider nach seiner Bequemlichkeit, nach seinem Geschmack, nach seinem Farbensinn machen lassen, ohne Spott und Gelächter und ohne förmliche Ausstoßung aus dem „Salon“ befürchten zu müssen.

Es wäre zu schön. Aber ich glaube nicht daran.

Man weiß ja noch gar nicht, was die Kleideränderung, deren Schlagwort „Reformkleidung“ ist, eigentlich will. Die einzelnen Förderer derselben werden recht Unterschiedliches wollen, aber einig, fürchte ich, werden sie sein in der Unduldsamkeit gegen andere. Die Reformkleidung wird eine — Uniformkleidung werden wollen. Eine Uniform, die überall und immer, wo sie auftritt, Individualität und Persönlichkeit vernichtet.

Wenn gleichwohl unser Himmelsstrich und die daraus sich ergebenden Umstände eine entsprechende, sich gleich bleibende Kleidung bedingen, so ist damit nicht gesagt, daß alle in der gleichen Wolle stecken, die gleiche Farbe und den gleichen Schnitt tragen müssen. Es sind innerhalb einer vernünftigen Normalkleidung hunderterlei Abstufungen des persönlichen Bedarfes und Geschmackes möglich und nötig. Eben der Kleiderzwang ist es, der Modeterrorismus, an dem wir gegenwärtig leiden und der durch eine freie vernünftige Kleidung gebrochen werden sollte. Ich gebe mich nicht einen Augenblick der Hoffnung hin, daß je einmal alle sonst normal vernünftigen Leute sich normal vernünftig kleiden werden. Aber den Erfolg einer Kleiderbewegung halte ich für denkbar, daß jeder sich kleiden darf, wie er will, wie es seiner Gesundheit

und Behaglichkeit entspricht, ohne in der „Gesellschaft unmöglich“ zu sein. Wer ungesittet genug wäre, um Ärgernis zu geben, bei dem stäke es nicht im Gewand, sondern im Charakter, und ein solcher müßte immer und unter allen Umständen in der Gesellschaft unmöglich sein. Wer aber zur heißen Sommerszeit in Sandalen und nur in einem langen Linnenkleide durch die Gassen gehen will, der sollte weder vom Pöbel verhöhnt, noch von der Polizei abgeschafft werden können. Ja, die Freiheit müßte so weit gehen, daß jemand ungeniert selbst in Frack und Zylinder einherstolzieren dürfte, ohne ausgelacht zu werden! Nach meinem Gefühle wäre das so ziemlich die höchste Konzession, die man einer Leibestracht gestatten kann. Erlaubt sollte sein das Vernünftigste wie das Törichteste, denn das Äußere des Menschen soll dem Innern stets entsprechen; so weit ist selbst gegen das dümmste Gewand nichts einzuwenden, und auch ich würde mein Spotten sein lassen, wenn der „Schwalbenschwanz“ und die „Angströhre“ nicht das offizielle Kleid der Minister und — Kellner wäre.

Wenn sonst Schneider Schriftsteller geworden sind, weil ihnen die Feder handlicher schien als die Nadel, so müßten Schriftsteller jetzt Schneider werden, um auch mit Händen mitzutun, so wichtig

wäre die Einführung einer wahren Kleiderreform. Über das Reformkleid der Damen kann nur eine kluge Frau das Richtige sagen, da mag ich mich nicht zu tief hineinmischen. Was die männliche Kleidung anbelangt, da wüßte ich was gut ist. Reform vom Fuß bis zum Kopf! — Etwa: Stiefel mit dicken Sohlen, weichem Überleder und Strupfenzügen. Wadenstrümpfe aus grober Schafwolle, bis an die Knie reichend. Weites Beinkleid aus Wolle, dessen Gürtel sich über den Hüften leicht festhält, es reicht über die Knie hinab, wo es leicht gebunden durch Gummi oder Hafteln die Strümpfe hält. Nirgends durch festes Binden eine Hemmung des Blutumlaufes. Das Beinkleid möglichst ohne Taschen. Das Hemd im Winter von weißer Seide; Kragen, Brust und Manschetten also — ungestärkt. Weste aus leichter Wolle, vorne bis hinauf geschlossen, so daß vom Hemdkragen nur der Rand hervorsteht. Halsbinde, Kravatte und dergleichen überflüssig. Rock aus Tuch oder Loden, bis an das Gesäß reichend, mit zwei Seitentaschen und einer Brusttasche. Der Rock ohne liegenden Kragen und ohne Brustflügel, vielmehr durch Beinknöpfe oder Stahlhafteln bis hinauf verschließbar, die Ärmel ziemlich weit, aber vor dem Handgelenke verengt. Handschuhe nur, wenn es kalt ist, und dann nicht

Leder-, sondern Wollenhandschuhe. Die Kleidung hat nicht den Zweck, den Zutritt der Luft abzuhalten oder die Ausdünstung zu verhindern, vielmehr beides zu regeln und durch Reibung der Haut Blut und Wärme auszugleichen. Auch muß die Kleidung so beschaffen sein, daß zwischen ihr und dem Körper keine Zugluft streichen kann, deshalb enger Abschluß am Handgelenke und an den Knien. Für den Winter ein Mantel aus weichem Loden, der bis an den Rand der Schuhe geht, weit und bequem, von unten bis oben zuknöpfbar, allenfalls mit einer Kapuze versehen, am Handgelenk ebenfalls geschlossen, an den Seiten zwei Taschen. Der Hut aus weichem Filz, nieder und mit nicht zu schmaler Krempe.

Auf diesem Hut ein Sträußchen oder eine Feder wird gut stehen. Im übrigen ist an Kleidern jeder Schmuck mehr Nachteil als Vorzug. Die größte Einfachheit mit der größten Zweckmäßigkeit vereint macht die Schönheit des Gewandes aus und der schönste Schmuck daran ist die Reinlichkeit. Die Farbe der Kleider soll die Naturfarbe ihrer Stoffe sein. Sind wir nur erst aus dem schwarzen Banne befreit, der allein uns heute „salonfähig“ macht, so wird sich bald ein richtiger Farbensinn ausbilden.

Also das ungefähr wäre die männliche Reformkleidung nach meinem Sinne. Aber ich finde keinen Schneider, der mir sie macht. „Ist nicht modern, trägt man jetzt nicht", sagen sie. Und ich finde keine Zeitgenossen, die mich in solchem Anzug „gesellschaftsfähig" erklären. Habe ich auf die „Gesellschaftsfähigkeit" gleichwohl seit jeher sehr willig verzichtet, so fühle ich mich doch in meinem alten Handwerk nicht mehr so sattelfest, um die sonst unter allen Umständen beste und erfolgreichste Politik der — Selbsthilfe einzuschlagen.

Also vor allem wird ein Schneider gesucht, der ein gutes Reformkleid zu machen versteht, und dann werden Leute gesucht, die sich nicht schämen — vernünftig zu sein.

Der Armen Freund — der Armut Feind.

(1894)

Die Habenden wären einmal zu fragen, ob sie denn nie nachdenklich werden. Ob sie denn fest glauben, daß ihr Besitz von rechtswegen vollkommen ihnen gehört oder ob sie auch andere daran teil-

nehmen lassen sollen, und wen? Tag für Tag, zu jeder Stunde klopft und klingelt es an ihrer Tür. Arme sinds, Hungernde, Frierende, Obdachlose und Siche. Den Baum im Walde können diese Enterbten der Welt um nichts bitten, beim Steine können sie nicht betteln, so kommen sie zum Mitmenschen, der nicht allein soviel hat als er braucht, sondern auch noch etwas darüber.

Der Habende aber wird in seiner Häuslichkeit, in seinem Geschäfte plötzlich aufgestört und öffnet die Tür, ein fremdes Gesicht steht vor ihm, ein klägliches Gesicht. „Hier wird nichts geteilt!“ und die Tür fällt in das Schloß. Dem aber, der den Bettler abgewiesen hat, ist jetzt nicht ganz behaglich zumute. — Wenns ein Schuldloser gewesen sein sollte, der heute nichts zu essen hat, während ich im Überfluß lebe! Wenn er Weib und Kind in Not und Elend verkommen sehen muß! Seinen unendlich traurigen Blick, ich sehe ihn noch. Wenn meine Herzlosigkeit ihm die letzte Hoffnung an die Menschen zerstört, ihn dem Wasser zutreibt? — Und er bereut es, dem Armen nichts gegeben zu haben.

Wieder schrillt die Glocke, wieder steht ein demütig Bittender vor der Tür. Der Habende zieht seine Börse und reicht ihm ein Almosen.

Aber schon während jener es hastig angreift, ist etwas wie Schnapsgeruch zu spüren und der Bettler eilt davon. Dem, der Almosen gegeben hat, ist wieder nicht behaglich zumute. — Wenns ein Lump gewesen ist! Wenn er nicht arbeiten will und mit der Gabe jetzt geradewegs in die nächste Branntweinschänke geht! — Und der Mann bereut es, den Bettler beteilt zu haben.

Wenn ein Mittel gefunden werden könnte, die Lumpen und Gauner auszuscheiden von dem Trosse der Mittellosen und die Würdigen, die wahrhaft Armen vorzuführen, wie sehr müßten die Habenden diesem Mittel und dem, der es erfand, dankbar sein! Denn das Herz hat kein Vermögender, das ihn lossprícht von der Pflicht, wohltätig zu sein. Wenn es mancher auch nicht gerne tut, wenn er auch Ausflüchte nimmt: „Sie sollen selber arbeiten und sparen, habe ich auch meine Sache sauer verdient!“ im Grunde rufts doch in ihm, oder flüsterts wenigstens: Gedenke des Gebotes Gottes! Gedenke des besonders in unserer sozialistisch-revolutionären Zeit drohenden Weltgerichtes! — Und er möchte geben, wenn er wüßte, wer der Gabe würdig ist, wer zugrunde gehen muß, wenn er nicht gibt. Denn diese Erfahrung hat auch der Hartgesottene schon gemacht: das Geben hat mich für die Dauer noch

nie gereut, das Verweigern oft. Es ist ein Bedürfnis in uns, wohltätig zu sein und je vermögender wir sind, desto größer sollte dieses Bedürfnis werden. Wenn der Reiche aber trotzdem oft hartherziger ist, als der Arme, so kommt das davon, daß er das Elend nicht kennt und daß sein ursprünglicher Wohltätigkeitssinn vielfach mißbraucht wurde. Mancher würde das Fünffache, das Zehnfache leisten von dem, was er heute leistet, wenn er versichert sein könnte, daß es dem richtigen und würdigen Armen zugute kommt. Aber das ist so nebelhaft, so vage, so unzulänglich. Die Gemeindeanstalten genügen nicht, am wenigsten die großen in den reichen Städten. Es ist nicht möglich, in dem Heer der verschiedenartigsten Bittsteller jedem das zu geben, was ihm gebührt. Der eine geht von der Beteilung schnurgerade ins Wirtshaus zum Kartenspiele, während der Unbeteilte hungernd und fröstelnd in einem Kellerloche schlafen muß. Und doch gäbe es auch für diesen Hilfe, wenn er sie nur zu finden wüßte. Für alle Not Wohltätigkeitsanstalten in der großen Stadt, nur müßten solche Anstalten für die Sucher an den Straßenecken angekündigt werden.

Es wird oft gesagt, wir sollen durch Almosengeben nicht Bettler züchten, und daß nicht die Barm-

herzigkeit eine soziale Reform durchführen könne, sondern nur die Gerechtigkeit. Es ist auch klar, daß man mit aller denkbaren Wohltätigkeit die Armut nicht aus der Welt schafft. Harte Herzen lassen sich das nicht zweimal gesagt sein und geben nichts.

Das Geben allein ist aber noch lange nicht genug. Wer Geld hat, für den ist gar nichts leichter, als in die Tasche zu greifen und dem Armen eine Münze, eine Banknote hinzugeben. Das heißt nicht Wohltun. Wohltun heißt Selbsttun, persönlich um den Armen sich kümmern, ihn nicht bloß für den heutigen Tag zu füttern, sondern ihm aufzuhelfen suchen zur eigenen Kraft und eigenem Erwerb. Das verlangt persönliche Bemühung des Wohltäters und in den meisten Fällen ist die Mühe gesegnet.

Oft kann man's hören von gutgestellten, wohlhabenden Leuten: „Ach, wie schlecht ist es mir einmal ergangen. Wenn der und der nicht gewesen wäre, so hätte ich müssen zugrunde gehen!" — Mit Geldgeschenken allein ist solchen kaum geholfen worden! Persönlich eingreifende Freunde fanden sie. Nur solche sind die wahren, edlen Wohltäter. Und ein Mann, der stets einigen Armen ein tatwilliger Freund ist, braucht sich weiter kein

Gewissen daraus zu machen, wenn er fremde Bettler von seiner Tür weist.

Also was sollen wir? Wie kann es eingerichtet werden, daß man in der Wohltätigkeit dem Richtigen nahe kommt?

In unseren Städten gibt es eine amtliche Armenpflege: Armenhäuser, Krankenhäuser, Erziehungsanstalten usw., und eine freiwillige teilweise Privatarmenpflege, als: Volksküchen, Wärmstuben und verschiedenerlei Beteilungen durch Wohltätigkeitsvereine und einzelne Personen. In den größeren Städten genügen diese beiden Quellen aber nicht, da ist die Armut so vielfältiger Natur, daß man sie unmöglich überschauen, prüfen und ihr abhelfen könnte. In den großen Städten ist noch ein weiteres Organ nötig, um auch solchen Armen in äußerster Not zu helfen, die von der geschlossenen Armenpflege in amtlichen Anstalten und der Privatwohltätigkeit leer ausgehen. Und da gibt es folgenden Rat und Plan: die städtische Armenverwaltung stellt in allen Stadtbezirken Bezirksvorsteher auf, welche sich um die Armen ihres Bezirkes kümmern. Jeder dieser Bezirksvorsteher hat unter sich eine gewisse Anzahl von Bürgern, welche in den einzelnen Teilen des Bezirkes, vielleicht nach Gässen oder Häusern abgeteilt, die Ehrenstelle eines Armen-

pflegers verwalten. Solche Armenpfleger haben die Aufgabe, die Armen ihres ganz kleinen Bereiches zu übersehen, zu überwachen, ihre Verhältnisse zu prüfen, ihre Anliegen zu hören, ihre Unterstützungsgesuche anzunehmen. Alle vierzehn Tage versammeln sich diese Armenpfleger um ihren Bezirksvorsteher, bringen die Unterstützungsgesuche ihrer Armen vor, begründen dieselben und stimmen darüber ab, ob die Unterstützung bewilligt wird oder nicht. Der Bezirksvorsteher bekommt die Unterstützungsgelder — ist es Steuergeld — von der städtischen Armenverwaltung oder von wohltätigen Instituten, Privatwohltätern usw., und verteilt sie dann je nach Maßgabe und Beschluß der Bezirksversammlung an die Bittsteller. Ein Armenpfleger, der ja auch seine Berufsgeschäfte hat, darf — um nicht überladen zu sein — höchstens drei bis vier Arme zu beaufsichtigen haben, hat dieselben jedoch umso genauer zu überwachen und zu prüfen. Alle vierzehn Tage einmal muß er jeden seiner Armen besuchen, um zu sehen, was vor allem not tut. Arbeitsschaffung wird in den meisten Fällen das Wichtigste sein. Arbeit statt Almosen! Er muß dem Armen dazu helfen, daß dieser sich möglichst aus eigenem Willen und eigener Kraft wieder aufraffe, muß ihm Ratgeber und moralische Stütze

sein, und besonders auf die Pflege und Erziehung seiner Kinder ein wachsames Auge haben. Das allerletzte erst, wenn alle anderen Hilfsmittel erschöpft sind, ist eine Geldunterstützung. Dem Armen soll ein Selbsterwerben leicht, aber ein Almosen schwer gemacht werden, nie darf ihm geschenktes Brot besser schmecken als verdientes. Öffentliche Geldunterstützung wird nur gegeben, wenn der Arme ohne eine solche nicht mehr weiterleben kann, der höchste Satz für einen Armen wöchentlich: etwa vier Mark. Es ist schwer, damit auszukommen, gewiß, allein, was er vielleicht darüber bekäme, das müßte einem noch Ärmeren entzogen werden.

Der Besuch des Armenpflegers in der Wohnung des Armen ist begreiflicherweise von günstigstem Einfluß. Die armen Leute werden sich der Ordnung und Reinlichkeit bestreben, eines anständigen Lebenswandels sich befleißigen, sie werden nicht verzweifeln, weil sie wissen, für die größte Not haben sie einen Freund und Helfer. Der Armenpfleger kann den Armen aber nicht gleich nach eigenem Ermessen beteilen oder er tue es auf Kosten seines Privatsäckels, er kann den Fall, wie gesagt, erst bei der nächsten Bezirksversammlung vorlegen, ihn prüfen und darüber im Rate entscheiden lassen.

Wäre das nicht, so würde der Armenpfleger manchmal parteiisch, vom Mitleid oder von Bettlerschlauheit bestochen handeln, und dabei käme selten was Gutes heraus. Nicht Mitleid allein, auch Gerechtigkeit muß in der Armenpflege walten. Ja die Gerechtigkeit wird Größeres und Besseres leisten und gerade sie hat in der Gegenwart bei dem ungeheuren Unterschiede zwischen arm und reich, zwischen unschuldig Verkommenden und unverdient Emporgekommenen ein ungeheueres Feld. Die Barmherzigkeit schützt den Armen nur vor dem knappen Zugrundegehen, die Gerechtigkeit wird ihn auf weiteres existenzfähig machen. Die Barmherzigkeit im hergebrachten Sinne belohnt mit ihrem Almosen die Armut, die Gerechtigkeit aber belohnt die Leistungsfähigkeit, den Fleiß, die Tüchtigkeit. Und einer, der solcher Tugenden sich nicht bestrebt, sondern lediglich aus seiner Armut ein Gewerbe machen will, der mag nach den neuen Einrichtungen wohl darauf gefaßt sein, verhungern zu müssen.

Wo aber sind diese neuen Einrichtungen, die jedem Armen gewissermaßen einen Schutzengel an die Seite stellen? Ist es nicht wieder ein Hirngespinst des Poeten, der die Welt nicht sieht, wie sie ist, sondern wie sie sein sollte? Darauf kann ich sagen, daß der Poet hier nachhinkt, daß die

Tatsache schon vorausgeht, daß es eine Armenpflege ähnlich wie die oben angeführte wirklich gibt. In der Stadt Elberfeld ist sie zuerst eingeführt und erprobt worden, bald ist diese Art der Armenpflege auch in andere deutsche und österreichische Städte gekommen. Auch in der größten Stadt der Alpen, in Graz, ist dieses System vor einiger Zeit eingeführt worden, mit vollstem Erfolge.

Dieses Elberfelder System ist aber gar nicht einmal etwas Neues. Schon die ersten Christen haben es ähnlich gemacht. Den Ältesten standen die Diakone zur Seite, welche freiwillig die Dienste der Barmherzigkeit übten. Und weit näher, ganz nahe gerückt: in der bisherigen Armenpflege mit ihren Armenvätern der Bezirke — liegt in ihr nicht der Keim zu dem, was nun angestrebt wird? Nur, daß nach jetzt in vielen Städten bestehender Einrichtung ein Armenvater statt etwa vier Arme, deren oft an hundert zu versorgen, zu überwachen, zu prüfen hat, was er natürlich nicht genügend kann. Der Armenvater aber soll „das Auge der Armenverwaltung sein, welches in die dunkle Hütte der Armut dringt und hier das wahre Elend erforscht".

Bei den gegenwärtigen Zuständen ist es in der Armenfrage auch nicht überflüssig, zu betonen, daß in der christlichen Nächstenliebe, auf die unsere

Armenpflege gegründet ist und gegründet bleiben muß, bei Ausübung der Wohltätigkeit kein Unterschied gemacht werde in der Rasse, Konfession und Partei. Mensch ist Mensch und als solcher unser Bruder.

Zu bedenken wäre bei uns in Österreich vielleicht nur das eine. In Deutschland wird jeder dort, wo er zwei Jahre lebt, unterstützungsberechtigt. In Österreich aber gehört jeder (mag er sich aufhalten in der Fremde so lange er will) in seine Heimatsgemeinde, die nötigenfalls sorgen muß, daß er nicht verhungert. Hier liegt, nebenbei bemerkt, ein Unrecht. Die Stadt nützt den Mann aus, die Landgemeinde hat ihn in seinem arbeitsunfähigen Zustande zu versorgen. Wenn nun jeder in der großen Stadt durch die Armenpflege im Notfalle Hilfe zu finden glaubt, so könnte möglicherweise der Zulauf vom Lande in die Städte ein noch größerer werden, als er es schon ist. Weil aber, nach der neuen Einrichtung das Hauptgewicht weniger auf Unterstützung, als auf Beistand zur Wiedererlangung des Selbsterwerbes gelegt wird, so dürfte sie für die absichtlichen Müßiggänger doch kein allzugroßer Anziehungspunkt sein. Das Abschieben in die Heimatsgemeinde kann und wird ja immer noch geschehen.

Graz z. B. hat rund dreißigtausend heimatsberechtigte[1]) und hunderttausend fremdständige Einwohner. Darum soll Graz aber ja nicht glauben, daß es nur für dreißigtausend oder zweiundvierzigtausend Personen im Notfall zu sorgen hat. Jeder, der in dieser Stadt wohnt, arbeitet oder Geld ausgibt, hat ein Recht, in den Tagen der Not von seinen Stadtgenossen gestützt zu werden. Manch arme Landgemeinde hat gar keine Freude daran, wenn die arbeitsfähigen Heimständigen, die zu Hause oft so schwer zu entbehren sind, fortziehen und dann ganz verbraucht als Krüppel oder Siechе wieder zurückkommen. Und wenn man weiß, wie so ein Armer dann daheim empfangen und behandelt wird, dann wundert man sich kaum mehr, daß mancher lieber in einer Stadthöhle stirbt und verdirbt, als daß er in seiner Not zur Heimatsgemeinde zurückkehrt. Daher soll um der Gerechtigkeit willen das Heimatsgesetz so geändert werden müssen, daß dort, wo der Mensch ausgenützt wird, auch seine Armuts- und Altersversorgung zu finden ist.[2]) Jedenfalls darf einstweilen

[1]) Etwa zwölftausend geborene Grazer dürften in der weiten Welt draußen sein.

[2]) Wird seitdem bei uns angestrebt.

für plötzliche und vorübergehende Notlagen die Wohltätigkeit keinen strengen Unterschied machen zwischen Zuständigen und Nichtzuständigen.

Der Großteil der Armenpflege wird vom Steuergulden bestritten. Und uns ist es auch lieber, wenn die so wie so immer erhöhte Steuerlast den Armen und Notleidenden zugute kommt, als anderen Dingen, die für das allgemeine Wohl oft nur einen zweifelhaften oder gar keinen Wert haben.

Der alte Brauch, daß der Arme betteln geht, muß abkommen; der Notleidende hat sich nur zu melden und die Gesellschaft muß ihm mit dem Notwendigsten helfen, womöglich mit Zuweisung von Arbeit. Da die Arbeit aber bekanntlich niemanden ernährt, sondern erst der Arbeitslohn, so hat dieser ein anständiger zu sein und ist es nicht vornehm, die Notlage der Arbeiter zur Herabdrückung des Lohnes auszunützen.

Der Arme als Bettler hat nicht bloß sich, sondern auch den Geber demoralisiert. Wenn dieser täglich zehn Bettler an der Tür mit je einem Kreuzer bedachte, so meinte er schon wunders was für ein gutes Herz zu haben, und weiter rührte er sich nicht mehr für wohltätige Zwecke. Der Bettler blieb sein Lebtag Bettler und der Geber blieb ein Knauser.

Wenn die heutige Gesellschaft es noch spät versuchen will, den ungeheuern Abstand zwischen Reich und Arm mit einer Reform der Armenpflege zu begegnen, so muß diese Reform eine radikale sein. Dann ist eigentlich das Elberfelder System auch noch ungenügend, es steuert bloß der äußersten Not und immer nur von Woche zu Woche. In seiner praktischen Seite will es nur das buchstäbliche Zugrundegehen verhüten, in seiner idealen Aufgabe liegt aber erziehliches und sittigendes Moment und deswegen halte ich es besonders hoch. Es macht den Hausierbettel unmöglich, weil das Verbot desselben mit Recht verschärft werden kann, es sucht den Müßiggänger zur Arbeit zu erziehen, gibt womöglich statt Almosen Arbeit und endlich, es zeigt dem Armen, daß er von seinen Mitmenschen nicht ganz verlassen ist. Mancher Arme empfindet einen warmen Händedruck als größere Wohltat, als ein herrisch hingeworfenes Geldstück. Liebevolle Teilnahme weckt seinen Mut und seine Kraft von neuem. Und was ich nicht gering anschlage, es erzieht die Gesellschaft zur Wohltätigkeit. Nicht zur Wohltätigkeit in Konzertsälen und Spielanstalten, bei der wie sich's zeigt, wenig Segen ist, sondern zur Wohltätigkeit durch direkte Berührung mit der Armut. Wohltätigkeit ist für edle Menschen ein

Vergnügen, aber nicht eines, bei dem man tanzt. Wohltun heischt Opfer, persönliche Opfer, und darum wird die Stelle eines Armenpflegers ein Ehrenamt sein und zwar eines, das nicht bloß nach außen freundlich leuchtet, sondern auch innerlich erwärmt und befriedigt.

Unsere Armenpflege muß daraufhin gerichtet sein, nicht die Armen durch „milde Gaben“ in der Armut zu erhalten, sondern sie derselben zu entreißen, die Armen müssen aus ihrem tatlosen Elende herauswollen und die anderen müssen ihnen die Hand dazu reichen, das ist der ethische Gedanke des Elberfelder Systems, welches wohl auf seine Fahne schreiben kann: der Armen Freund, der Armut Feind.

Nur ein kleines Stüberl.

Morres Volksstück „Nullerl“ hat den Städtern die Augen darüber geöffnet, wie es den armen alten Leuten, den Einlegern, auf dem Lande ergeht. Man nennt sie Einleger, weil sie in die Bauernhäuser zur Kost und

Pflege eingelegt werden wechselweise auf kürzere oder längere Zeit, je nach Größe des Hofes. Diese Einlegerschaft ist zumeist recht ungern gesehen, verwahrlost; oft gar unsauber kommen die Leutchen an, um womöglich in demselben Zustand weiter geschoben zu werden. Mancher dieser Armen zieht, wenigstens während des Winters, den Kotter vor, dem elenden Leben im Bauernhofe, wo er sein Lebtag lang gearbeitet hat und nun in Alter und Siechtum der Verlassene und der Verachtete ist. Das schlechteste Gewand muß er tragen, die verdorbenen Bissen muß er essen, mit gänzlich ungepflegtem Körper muß er häufig im Stall wohnen beim Vieh. Gerade hungern läßt der Bauer niemanden, aber sonst ist er oft hart. Hart gegen die, denen er manchmal seinen Wohlstand verdankt. Und wenn er selber verarmt und dann von anderen hart behandelt wird, so findet er's zwar auch selbstverständlich. Aber weh tuts doch.

Und nun das Merkwürdige. So schlecht es dem Einleger in den Bauernhöfen geht, fort will er doch nicht, außer der eine oder der andere als Halblump in den Kotter, wo es manchmal mit gleichgesinnten Gesellen guten Zeitvertreib gibt. Man baut Siechenhäuser, Versorgungshäuser, wahre Paläste oft — wenigstens nach außen — aber die Leutchen wollen

nicht hinein. Aus mancherlei Gründen. Sie sind das Zusammenleben mit vielen anderen nie gewohnt worden, sie fürchten die strenge Ordnung, sogar den Zwang zur Reinlichkeit. Sie vermissen die Freiheit, in Wald und Flur umherzugehen und bei gutherzigen Menschen bisweilen einen Bissen zu ergattern, weil das Erjagte und Erbettelte halt besser schmeckt, als was für gewöhnlich so in die Schüssel getan wird. Im Versorgungshaus, im Siechenhaus sind sie ja gut aufgehoben, sie sehen es ein. Aber die Empfindung: Jetzt ist es aus, jetzt hast du nichts mehr zu erwarten, du gehörst zu den alten Krüppeln, Kranken, bist lebendig begraben — diese Empfindung läßt sie nicht mehr los. Auf dem Bauernhof draußen könnten sie doch manchmal noch ein wenig mittun. In altgewohnter Arbeit vergessen sie auf Stunden ihres traurigen Zustandes und hegen Hoffnung: Vielleicht wird's wieder besser mit mir, so daß ich als Knecht (oder Magd) meine Sach' leiste und wieder ins gewohnte Leben komme. Das ist im Siechenhause nicht. Da müssen sie nach der Hausordnung leben, eins wie das andere, und immer sind die Aufseher da, die Herren Doktoren, die Ärzte, wovon doch keiner gesund machen kann. Im Garten spazieren gehen ist ihnen zu langweilig, zum stillen Hinträumen fehlen die lauschigen Winkel, zu einem

traulichen Geplauder fehlen die alten Bekannten. Es ist eine Geselligkeit, in der man sich nicht zerstreuen und eine Einsamkeit, in der man sich nicht sammeln kann. Es ist das bei den Bauern seit jeher gescheute Kasernenleben.

Viel tut die allgemeine Wohltätigkeit heutzutage, um den Armen solche Zufluchtsstätten zu bauen und zweckmäßig einzurichten. Licht, Luft, Reinlichkeit, gesunde Nahrung, gleichmäßige Wärme, Ruhe und Ordnung — alles ist da, um den alten Leutchen das Leben zu verbessern und zu verlängern.

Und was sagt die Erfahrung?

Die Erfahrung sagt, daß Bauersleute, die in solche Versorgungshäuser und Siechenanstalten kommen, in diesen bald sterben. Daß sie es verhältnismäßig weniger lang aushalten, als daheim in ihrem gewohnten Elende.

Wie es eben den alten Bäumen geht, wenn man sie versetzt. Da mag der Boden noch so gut sein, sie gehen alsbald zu Grunde.

Ich glaube, es gibt auch Gemütsursachen, die da stark mitspielen. Was die Gewohnheit über den Menschen für eine Gewalt hat — wir wissen es alle. Und je weniger geistig einer veranlagt ist, je sicherer verfällt er der Gewohnheit. Trotzdem es in der Bauernschaft gemeinsame Arbeit und gemein-

same Wohnung gibt, leben die Leute doch mehr oder minder jeder so für sich dahin. Jeder, auch der letzte Knecht, weiß im Hof einen Winkel, der ihm gehört, wo er seine Gewandtruhe hat und wohin er sich in der freien Stunde einmal zurückziehen kann. Auch auf dem Felde, im Walde ist er oft allein und läßt sich gehen. Und wenn jemand mit ihm meistert, so ist's seinesgleichen, ein Bauersmensch, das geht nicht stark in die Nerven und man tut im täglichen Geleise willig oder vielleicht auch ein wenig störrisch mit. Und jetzt auf einmal die Kaserne, wo man numeriert wird, wo man von fremden, herrischen Aufsehern kommandiert wird wie ein Rekrut, gescholten und gestraft wie ein Kind, wo alle an einer Tafel essen, in einem Saale schlafen müssen, wo jeder und jede einzig nur darum da zu sein scheint, damit sie die Ordnung einhalten. Die Ordnung, eine ganz neue Ordnung, die sie erst jetzt, mit siebzig, achtzig Jahren sich angewöhnen sollen. Und was trotz der strengen Hausordnung doch stets vorhanden ist unter den verschiedenartigen Einwohnern: das Mißtrauen gegeneinander, die Scheelsucht, die Zanksucht, die Bosheit, Hohn, Spott und andere Unarten, mit denen sie sich quälen und denen keines entfliehen kann im gemeinsamen Raum. Diese Armen haben keine

Feinde, als sich untereinander, aber die sind oft schlimm, und so kann ein solches Zusammenleben zur Hölle werden. Und dazu noch das Heimweh, die Sehnsucht nach den freien Weiden, nach dem grünen Wald, nach dem Leben im Bauernhofe, nach der schlechten Kost, nach dem schlechten Bett, nach dem Fluchen des Bauers, nach dem Greinen der Bäuerin, nach dem Necken der Kinder, nach den Grobheiten des Gesindes, nach allem, was sie ein ganzes Leben lang genossen und ertragen hatten. Aber am Tore ist der Pförtner, der läßt niemanden hinaus, oder es ist das Tor zugesperrt, wie in einem Gefangenhause. Kommt einmal ein Verwandter auf Besuch, so lauert die Umgebung, was gesprochen wird, und kriegt der Arme vom Besucher einen altgewohnten Bissen zum Essen, so wird untersucht, ob er wohl auch nach der Regel ist. Der Besucher bewundert anfangs das schöne Haus, die bequeme Einrichtung, „und wie gut ihrs da habt!“ Bald jedoch wird ihm langweilig, das Getrappel und Umherhuschen der Pfründner macht ihn nervös, er geht wieder davon, hinaus in die freie weite Welt — und der andere bleibt doppelt traurig und hoffnungslos in der Anstalt zurück.

Die Wärter oder Wärterinnen sind ja gut, der „Herr Direktor“ ist ja gerecht, es kann über nichts

eigentlich geklagt werden, aber die alten Leute sind und bleiben mit ihren Gebrechen, mit ihren unausgesprochenen kindischen Wünschen fremd, und ihr bischen Seele verkümmert und verdorrt, oder verblutet sich.

Und da habe ich mich manchmal gefragt, ob sich da nicht etwas machen ließe, in einem solchen Armenleut-Heim? Ihre altgewohnte Bauernwelt kann man ihnen nicht nachtragen, von ihren Bauernsitten und Unsitten kann man ihnen manche nicht gewähren, ihre besonderen törichten Verlangen kann man ihnen gar oft nicht erfüllen. Aber eines könnte man vielleicht. Daß man ihnen Gelegenheit gebe, manchmal ein wenig für sich selbst zu sein. Daß man jeder Person eine Kammer für sich gebe, in welcher Bett, Tischchen und Strohstuhl Platz hätte. Mit billigen Bretterverschlägen könnten solche Stübchen abgeteilt sein. Und da zöge sich nach gemeinsamem Spaziergang, nach gemeinsamem Gottesdienst, nach gemeinsamem Mahl das alte Männlein oder Weiblein nach Gefallen zurück. Wie warm würde bald das Heimatsgefühl der Leute zu ihrem Zimmerchen erwachen, in welchem sie ihren Besitz beisammen hätten, die paar Kleidungsstücke, den Nähkorb, das Gebetbuch, ein Zimmerchen, das sie je nach Lust und Geschick schmücken könnten

mit Bildchen und Flitter, und in welchem ihnen niemand dreinreden möchte. „Nur a kloans Stüberl wenn ih hätt!“ kann man sie seufzen hören, die armen Fremdlinge im Versorgungshaus. So arm, so alt, so gebrechlich sie auch sein mögen, ganz sind sie ja doch noch nicht Sache geworden, ein bischen sind sie ja doch noch Menschen mit den alten Neigungen, Wünschen und Freuden des Herzens. Es kommt ja auch nicht allein darauf an, ihnen das sogenannte Leben so lange als möglich zu erhalten, sondern auch, um ihnen dieses Restchen Leben so angenehm als möglich zu machen. Möge man diesen Lebenden wenigstens das noch gönnen, was jeder Tote hat — eine eigene Kammer!

Wie ich die Leute kenne, besonders die Steirer, viele würden fast ein wenig aufleben, wenn sie in der großen volkreichen Anstalt ein solch eigenes Heim hätten. Ein kleines Heim, in welchem sie ihre Individualität noch einmal ein wenig auspacken könnten, wo sie unbeobachtet ihren lieben, rührend nichtigen Kram unbelauscht, unbeneidet betasten, betrachten könnten, wo sie endlich, unbehelligt von der Umgebung, krank sein und sterben könnten.

Also ein Zellengefängnis! spottet man vielleicht. Ich denke aber, daß gar mancher dieser Spötter von der menschlichen Gemeinsamkeit und Gesellig-

keit nicht die hohe Meinung hat, um nicht bisweilen das einsame, beschauliche Stübchen vorzuziehen. Sogar die Gesellschaft leidlich glücklicher und guter Menschen ist für die Länge unausstehlich, wie erst eine aus lauernden, greinenden, oft boshaften armen Leuten! Und gar am Feierabend des Lebens, wo man soviel mit sich selber zu sprechen hat, mit sich und seiner Vergangenheit und seiner nahenden Ewigkeit — wie tut da ein ruhiges Stübchen wohl! Und wenn so ein alter abgerackerter Mensch schon nichts mehr zu sprechen weiß mit sich und Gott, nichts mehr zu denken hat, wenn er nichts mehr zu tun vermag als schlafen — auch dem tut das ruhige Stübchen wohl.

Mein Millionär.

(1907.)

Es wird immer schöner. Jetzt necken mich schon die Millionen. Aber sie necken mich bloß, treiben mit mir Versteckenspielen, streifen an mich, zupfen mich am Rockschößel, lassen sich aber nicht erwischen.

Vor einiger Zeit ist folgender Brief an mich gekommen:

„Lieber Herr Doktor Rosegger! Ich höre, daß Sie sich mitunter das Vergnügen machen, den Zeitgenossen Gutes zu tun — mit fremdem Gelde. Sie scheinen selbst wenig Geld, hingegen ein gewisses Auge zu haben, zu sehen, wo es besonders recht angewendet wäre. Ich habe kein solches Auge, hingegen viel Geld. Ich stelle mich Ihnen vor als ein Mann, der mit seinem Geld nichts anzufangen weiß. Mir kam die Idee, unter mir zusagenden Umständen Ihnen zwei Millionen Kronen zu übermachen. Die Bedingung wäre, daß sie dieses Geld für einen gemeinnützigen Zweck verwenden. Vorher möchte ich aber wissen, was sie mit einer solchen Summe anfangen würden. Mein Anerbieten ist solid gemeint, antworten Sie mir unter der Adresse Wien, Hotel Imperial. Ab 1. Juni treffen mich Briefe in Chicago, L. Cook Street 17, effektiv „J. H. Honech„ (oder Houech).

Über dieses Schreiben hielt ich mit meiner Frau eine Ratsversammlung ab. Ihr erstes Wort als sie den Brief sah: „Der hat kein Geld. Das ist eine Schulmeisterschrift."

„Natürlich", antwortete ich, „hat so ein Mann seinen Sekretär. Die eigenhändige Unterschrift,

siehst du, ist so unleserlich, daß sie sicherlich von einem hohen Herrn stammt. Honech oder Honech."

„Ein Autograph will er von dir."

„Das soll ihm nicht gelingen. Ich gebe kein Autograph für zwei Millionen, die man nicht bekommt."

Damit glaubte ich die Sache abgetan. Das war sie aber nicht. Sie klammerte sich fast brutal an meine arme Seele, Tag und Nacht. Zwei Millionen! Was ich damit anfinge! So eine Frage beantwortet man im Leben nur einmal. Und auch das eine Mal nicht. Ich hatte ja längst mein Problem. Mit zwei Millionen Kronen wäre es gelöst, meine Aufgabe auf Erden erfüllt. Wenn es dem Engländer oder Amerikaner doch ernst wäre? Es gibt solche Leute. Und mir ist in meinem Leben manches Fabelhafte schon begegnet, das sich schließlich doch als solide Wirklichkeit erwiesen hat.

In der dritten Nacht stand ich auf und schrieb diesen Brief:

„Geehrter Herr J. H. Honech!

Wenn Sie mir zwei Millionen Kronen für einen altruistischen Zweck zur Verfügung stellen, so stifte ich damit keinerlei Wohltätigkeitsanstalten. Ich schenke keinem Menschen was, aber gebe vielen

Gelegenheit, durch Arbeit sich was zu erwerben. Ich nehme mir eine Anzahl Leute und stelle sie so, daß sie bei Geschick und Fleiß aus sich selber bestehen, und sogar ohne Handel und Wandel ein Edelleben führen können. Wenn sie klug sind. Aus unseren Ländern wandern jetzt viele Leute aus, weil es heißt, es wären ihrer zu viele da und hätten nicht mehr Platz. Nun weiß ich im Gebirge weite Strecken, die Wildnis geworden sind, obschon einst dort viele Menschen so glücklich und zufrieden gelebt haben, als man es von der menschlichen Zerfahrenheit eben verlangen kann. Sie haben Weltgift geleckt, sind gestorben und verdorben. In den großen Fabriken kann man noch verelendete Trümmer jener Gemeinde finden. Sie müssen heimatlos, hablos und friedlos sein — ihre Herzoge wollen es so. Am Werktag Sklaven der Arbeit, am Sonntag Sklaven der Führer. Doch genug von diesem Proletarierelend, darauf ziele ich nicht hin. Ich weiß im Gebirge eine schöne Waldgegend, und in dieser Gegend würde ich — sie sind zu haben — 2000 Joch Boden kaufen und 30 Bauerngüter daraus machen. In jeden dieser ungefähr 70 Joch weiten Gründe würde ich einen Bauernhof hineinbauen. Dann würde ich in den deutschen Alpen 30 tüchtige Männer suchen, vielleicht solche, die sonst aus ihrer ver-

fallenden Heimat in fremde Länder auswandern wollten, und würde jeden auf eines meiner Bauerngüter setzen. Ihre Weiber bringen sie mit, ihre Kinder kommen nach. Die ersten zehn Jahre wären sie frei von Abgaben, um zu roden und sich einzugründen. Die zweiten zehn Jahre müßten sie Robott und Beiträge liefern für gemeinsame Anstalten, als Straßen, Wasserbauten, Elektrizitätswerk, Sägemühle, Zeugschmiede, Lodenwalche, Kornmühle, Milch-, Butter- und Käsebetrieb usw. nach rationeller Art. Ein Schulhaus, ein Kirchlein mit Pfarrhaus. Alles das ist Gemeingut. Nach zwanzig Jahren würde jeder dieser Bauern völliger Eigentümer seines Besitzes werden, aber unter der Bedingung, diesen Besitz fünfzig Jahre lang nicht aus seiner Familie zu verkaufen. Da hätten wir eine frische Bauernkolonie, die von alten Vorurteilen losgerissen wäre; da hätten wir neue Fruchtbarmachung des Bodens, da hätten wir das moderne Genossenschaftswesen, vereint mit persönlicher Festständigkeit, da hätten wir endlich wieder einmal die Erstarkung der Persönlichkeit und eines patriarchalischen Heimatsgefühls. Ein Hauptgrundsatz der Kolonie müßte sein, daß sie sich möglichst unter sich geschlossen hielte, ohne viel schnödes Zeug aus der Fremde herein; daß — es möge draußen was immer vor-

gehen — diese Gemeinde in sich zur Not leben könnte. Ein paar Generationen so, und wir hätten ein starkes, arbeits- und heimatsfrohes Völklein, wo früher Wildnis gewesen. Das, mein Herr, könnte man machen mit zwei Millionen Kronen. Sobald das Geld für diesen Zweck in einer guten Bank festgelegt wird, können die Vorarbeiten beginnen. Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung usw."

Solches Schreiben ist abgeschickt worden an den Mann, der mit seinem Gelde nichts anzufangen weiß und mich fragte, wie ich zwei Millionen Kronen verwenden würde.

Und dann wartete ich aufs Geld. Meine Frau neckte mich, so oft der Geldbriefträger in Sicht kam: „Jetzt sind die zwei Millionen da!" Und in schlaflosen Nächten kam mir das Grauen. Es ist schon geschehen, daß Milliardäre aus der Art schlugen und etwas für ein Experiment springen ließen. Dann ist meine Ruhe hin. Dann geht mein Lebensrest dran, mitten im alten Vaterland eine Wildnis zu roden und eine Kolonie zu gründen. Welch eine Aufgabe! Und ohne den Erfolg erleben zu können! Ade, du stilles, friedsames Poetenleben!

Aber so schlimm kam es nicht.

Eines Tages, auf einer Fahrt nach Wien, kam ich im Eisenbahnzug mit einem Manne zusammen, der sehr gedrückt und mißvergnügt aussah. Im Speisewagen nach dem Essen wurde er munterer und redselig. Wir plauderten über mancherlei, und dann begann er, mir sein Mißgeschick zu erzählen. Er sei ein ziemlich vielfacher Millionär, und zwar durch Vererbung. Das sei die Hauptursache seiner Lebensüberdrüssigkeit. Es freue ihn nichts. Es interessiere ihn nichts, außer der Kurszettel. Wenn seine Verhältnisse niedrig stünden, so ärgere er sich, und stünden sie hoch, so sage er sich: Wozu den Plunder! Sehr zuwider seien ihm die Leute, und er müsse schon halb besoffen sein, wenn er sich mit einem einließe. Ich verneigte mich und sprach höflich: „Eurer Besoffenheit gnädige Herablassung macht mich glücklich." — „Ich weiß nur zu gut, daß sie mich verachten", fuhr er fort, zu sprechen, „so artig sie auch sein mögen. Die Artigkeit geht ja nicht mich an, sondern den Geldsack. Den bohrt jeder an, dessen Finger so weit reicht. Es gilt nicht bloß als höchst intelligent, sondern geradezu für tugendhaft, einen Reichen über den Löffel zu balbieren. Ich habe Freunde gehabt, von deren Treue ich überzeugt war. Da blieben durch das Versehen eines meiner Verwalter

eine Weile die materiellen Vorteile aus, die sie von mir hatten. So haben sie sich verzogen, einer nach dem anderen. Ich habe ihnen die Vorteile dann wieder zuwenden lassen. Sie wurden neuerdings liebenswürdig und umkrochen mich im Kreise. Ich habe sie wie Hunde behandelt, die man lockt und ködert, um sie dann — bildlich gesprochen — mit der Peitsche zu traktieren. Denn auch unsereiner hat das Bedürfnis, zu verachten. Wenn ich wieder auf die Welt komme", plauderte er entfesselt weiter, „so wolle mich Gott vor reichen Eltern bewahren, wolle mich in Zuständen geboren werden lassen, in denen man gezwungen ist, zu arbeiten."

„So zwingen Sie sich selbst dazu", riet ich.

„Ich?" Er lachte auf. Selten habe ich einen armen Mann so giftig lachen gehört als diesen reichen.

„Ein reicher Mann kann schon auch durch seine Mittel Großes leisten. Er hat tausend Köpfe und Arme, er ist ein vervielfachtes mächtiges Wesen."

„Hören Sie mir auf!" unterbrach er. „Eine degenerierte Kreatur ist er, der das Geld Mark und Hirn ausgesogen hat."

Da sagte ich: „Er kann ja das Geld an gesunde Menschen abgeben und zusehen, was sie damit Schönes leisten. Vor einiger Zeit hat jemand —

ich nehme an, daß es ein reicher Mann gewesen — brieflich an mich die Frage gestellt, was ich anfinge mit zwei Millionen Kronen, wenn sie mir für irgend einen großen Zweck zur Verfügung gestellt würden."

„Ah, da sind Sie am Ende der Rosegger", rief er aus. „Schön. Freut mich. Dann sollen Sie wissen, daß jener Fragesteller — hier vor Ihnen sitzt."

„Herr Honech?"

„Housch, bitte, Housch. Sie konnten meinen Schriftzug nicht lesen. Schadet nichts, Ihre Antwort habe ich trotzdem erhalten. Hat mich aber — offen gestanden — wenig befriedigt. Ich glaube, Bauern machen, oder so etwas, wollten Sie mit den zwei Millionen. Ich bitte Sie, Bauern gibt's ohnehin mehr als genug. Wissen Sie, ich liebe solche Leute nicht. Man hält sich die Nase zu."

Das war impertinent.

„Was haben Sie eigentlich gedacht, wie ich sonst etwa verfahren würde mit der Summe?" so meine Frage.

„Nun, ich habe gedacht, dem Rosegger wird schon was einfallen, wie ich mit soviel Geld was Richtiges leisten könnte."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, daß er . . . daß man . . . Es

gibt ja allerhand so . . . Man könnte zum Beispiel . . . Offen gesagt, ich habe garnichts gedacht."

Nichts denken und kein Geld geben — so ein Mensch kann furchtbar langweilig werden. Ich ging in mein Gelaß zurück.

Nach Hause gekommen, teilte ich meiner Frau sogleich mit, daß mein Poetenfriede gerettet sei.

Ich habe selten das Vergnügen, mit Millionären zusammenzukommen, aber einer, der sie besser kennt als ich, Bernhard Shaw, sagt das harte Wort: die wahren Opfer des Reichtums sind nicht die Obdachlosen und Arbeitslosen, sondern die Reichen selber. — Das sei zum Troste jener armen Leute gesagt, die hinter dem Reichtum weiß Gott was für Glückseligkeit wähnen. Wir anderen haben manchmal nicht genug Geld, um unsere Bedürfnisse zu decken; jene haben nicht genug Bedürfnisse, um ihr Geld anszunützen. Das muß erst ein Elend sein. Nichts zu leben haben ist schlimm, aber nichts mehr zu wünschen haben, das ist der Armut größte. Ihr Dasein ist nichts als die Empfindung eines verdorbenen Magens. So daß sie entmarkt hingeworfen liegen auf ihrem Faulbett, zum Selbstmord so reif, daß man sich auch die Nase zuhalten möchte. Alle will ich nicht treffen, die Milliardensucher; viele wissen, was sie wollen, und Wildnisse fruchtbar

machen für heimlose arbeitstüchtige Menschen, das wird noch das faustische Ideal der Krösusse werden.

So viele vermögende Leute möchten gern wohltätig sein, haben aber nicht mehr das Herz dazu. Und endlich ahnen sie es, daß Echtes und Rechtes mit Geld überhaupt nicht gestiftet werden kann; für Lebendiges muß man Lebendiges einsetzen — sich selber. Es zeigt sich überall, daß die landläufigen Wohltaten der Reichen im letzten Grunde nur Faules fördern. Diesen Wohltätern mangelt nicht der Wille, sondern die Weisheit, mangelt nicht das Mittel, sondern das Herz.

Zeit lassen!

(1907.)

„Zeit lassen, Zeit lassen!“ war vor noch zwanzig Jahren ein beliebter Gruß in den Alpen, den man Arbeitenden und Wandernden gern zurief. Gegendweise kann man das heimliche Wort heute noch hören. „Zeit lassen!“ oder „Nimm dir Zeit!“ Eile, haste

nicht zu sehr, du wirst noch immer fertig, du kommst noch rechzeitig ans Ziel! In meiner Jugend hatte ich mir bei diesem Gruße, ob ich ihn nun gab oder empfing, nichts gedacht, als daß er eben ein freundlicher Zuruf sei. Heute denke ich mir dabei etwas, nämlich daß er eine gemessene, ruhige, würdige, vornehme Lebensführung bedeutet. Ganze, ebenmäßig beschaffene Menschen haben für alles Zeit. In jedem Stadium der Arbeit fühlen sie sich behaglich, sie denken nicht immer nur ans Fertigwerden, sie denken auch ans Gutmachen ihrer Arbeit und freuen sich daran. Und der Wanderer gelangt nicht allzu übermäßig nach dem Ziele, es ist ihm auch das Unterwegs recht, er denkt, daß jede Minute zum Leben gehört und daß man jede Minute mit dem, was sie bringt, bedächtig wahrnehmen soll.

Das war das Geheimnis jener glücklicheren Zeit.

Es ist anders geworden. Dem jetzigen Menschen ist gerade die Stunde nicht recht, in der er eben lebt, er denkt schon an die nächste und übernächste; ist gerade das Plätzchen nicht recht, auf dem er eben steht, er will anderswo sein. Er will weiter, er will fort, er steckt sich ein möglichst fernes Ziel, um — wenn er es erreicht hat — auch von diesem wieder in größter Eile fortzukommen. Einen anderen Beweis braucht es nicht, um festzustellen, wie un-

behaglich und glücklos das menschliche Leben geworden ist.

Schon das Schlagwort „Fortschritt" ist bezeichnend. Fortschreiten, weitereilen, dann ist ein Dahinrasen daraus geworden. „Vorwärts" bedeutet nur mehr ein Weitereilen in die Richtung der Nase hin. Wendet man sich etwa, so nennt man das Eilen nach der entgegengesetzten Richtung wieder „vorwärts". Hauptsache ist nur, vom Fleck zu kommen. Schnell Waren fabrizieren und schnell weiterkommen, darin besteht so ziemlich das Um und Auf dieses Zeitalters der Technik. Und wie stolz sind sie darauf! Nein, so bescheiden wäre ich nicht. Allerdings reise auch ich lieber schnell als langsam, wenn es leicht sein kann, weil mir darauf eine um so längere ruhige Stabilität in Aussicht steht. Und wir Alten sind überhaupt noch so altmodisch, den Gruß „Glückliche Reise!" vorzuziehen einem zeitgemäßen: „Schnelle Reise!" Und was die Ware anlangt, ziehen wir noch gute der schnellen vor.

Wir — ich meine die jüngeren — möchten jetzt immer reisen, aber keine Zeit damit verlieren. Wir möchten überall dabei sein, alles sehen und haben und machen es so ungeschickt, daß wir schließlich gar nichts sehen und haben.

Demnächst wollen wir von Wien so gerade in drei Stunden nach Berlin fahren, die Ingenieure sind schon beim Zeug dazu. Ein bequemer Nachmittagsausflug, um in Berlin Kaffee zu trinken und ein paar Stunden zu bummeln. Bummeln? Nein, da wollen wir doch lieber ein Ruckerl nach Hamburg machen, in zwei Stunden sind wir wieder in Berlin und dann immer noch bequem Abends beim Stammtische in Wien. Diese schnelle Fahrt wird nur den einzigen Fehler haben, daß sie den Leuten — zu langsam ist. „In einem halben Tage müßte man bei exakter Fahrt doch nach London oder Edinburg kommen können! Und da soll einer sagen, daß wir's nicht „weit" gebracht haben! Aber — unsere ganze Hexerei besteht in der Geschwindigkeit, und die ist bekanntlich keine.

Da hat das Automobil sein besonderes Prinzip. Das meint, am besten sei es, man verläßt sich gar nicht auf die Eisenbahn, sondern geht ohne zu fragen, und zu warten seiner eigenen Wege. Das Automobil ist überhaupt ein Patentkerl! Der Selbster! Der große Selbster! . . . Der alte Seume, der von Leipzig eine Fußpartie nach Syrakus gemacht, war zwar auch ein großer Selbster. Aber man bedenke, was hat dieser Mann nicht alles sehen, erleben und

erfahren müssen, bis er ans Ziel kam, während der moderne Reisende die fernsten Städte erreicht, ohne auch nur das Mindeste zu schauen, zu erfahren, zu lernen. Nach wenig Zeit- und Geistesaufwand kommt er so klug zurück, als er ausgefahren ist. Es ist nicht leicht, durch weite, schöne Landschaften, durch interessante Städte zu rollen, ohne etwas zu sehen, aber der Schnell-Selbster bringt's zuwege. Hingegen, wenn der Fahrer nachher in seinem Klub sitzt, da kann man ihn vergleichen mit dem Taschenspieler, der hundert Ellen Bänder aus seiner Gurgel hervorspinnt; ebenso bringt er die hundert und tausend Kilometer zum Vorscheine, die er auf seiner Fahrt gefressen hat. Er betrachtet sich im Vereine mit seiner Maschine vorwiegend als einen Kilometerhaspel Aber was er mit den vielen Kilometern, die er „zurückgelegt" hat, anfangen will, das weiß ich nicht. Ein paar Groschen, die man gelegentlich zurücklegt, können einmal gut herzunehmen sein. Kann man zurückgelegte Kilometer brauchen?

Insofern habe ich es immer mit dem „Auto" gehalten, als mir der Automann imponiert, der sich aus eigenen Kräften weiterbringt. Aber gerade der braucht kein Automobil; ungebunden, nicht den Launen einer Mechanik unterworfen, geht er talaus und -ein, bergauf und -ab, schafft, was er mag,

genießt, was ihn freut, und sein Wahlspruch heißt: Zeit lassen!

Doch siehe! Die Zeit, der man sich überläßt, treibt mit uns allmählich auch, was sie will. Sie macht uns „mit der Zeit“ alt und kniesteif. Und wenn dann die Wagen, Lokomotiven, Radler und Motorschnober rechts und links an uns vorüberrollen, dann ist eine andere Autokraft, die Selbstüberwindung nötig, um nicht irgendwo — aufzusitzen.

Von einer Bergwanderung mürbe gemacht, ist der alte Griesgram eines Tages der Versuchung unterlegen. In Mürzzuschlag war's, als ein Automobilfahrer mir zurief: „Fahren S' mit?“

„Wo hinaus?“

„Talwärts.“

„Mein Fall.“

Für schwache Beine wäre es eine starke Stunde gewesen nach Langenwang, wohin ich zielte. Sollte ich's also mit dem Wundertier versuchen? Wenn das „Schnauferl“ von Petersburg bis Neapel gerade siebenundfünfzig Minuten braucht, wie ich einmal einen Sportidealisten singen gehört, so kann es bis Langenwang doch höchstens ein paar Atemzüge währen.

„Also fahren S'?„

Da saß ich auch schon auf dem Ungetüm, hinten im Lehnsitze. Das pustete und schnob, als ob ihm etwas nicht recht wäre. Der Kutscher, oder wie man sagen muß, bog ihm den Schweif. Oder war's eine Kurbel, die er drehte? Ich sah es nicht, was in den Eingeweiden vorging. Das Zeug tat einen Ruck und rollte davon wie der Satan, wenn er die arme Seele hat. Das ist wieder einmal so ein moderner Faustmantel, auf dem man lustig in die Hölle fährt.

„Zeit lassen, Zeit lassen!" rief ich.

Da machte das Ding einen Schwubs, daß ich beinahe einen Purzelbaum über den Kutscher hinweg geschlagen hätte, und blieb stehen. Stand bummfest still und rührte sich nicht. Der Kutscher warf mir einen zornigen Blick zu. Natürlich, durch meinen Zuruf „Zeit lassen!" hatte das Automobil sich tötlich beschimpft gefühlt, nun und so war es denn tot. Der Mann war abgesprungen und guckte an dem Zeug hinten und vorn, tat an den Hebeln, Drückern und Schrauben herum, was weiß ich, wie man all die Bestandteile technisch nennen muß, um die gebührende Hochachtung zu wahren. Kurz, das Ungeheuer schnob aber rührte sich nicht.

„Na, vorwärts!" rief der Kutscher.

„Ich gehe nicht!" schnob das Ding. Ich wundere

mich heutzutage über gar nichts mehr, also auch nicht, wenn ein Automobil die menschliche Sprache spricht. Sagt man doch, daß all derlei Maschinerien eine Verkörperung des menschlichen Geistes sind. So eine Art eiserner Menschenleib, der eben so wie der von Fleisch und Knochen sein Futter braucht, seine Ordnung und gute Behandlung, der sich also seiner blechernen Haut auch wehren wird. Der Kutscher ward nicht müde, allerhand Griffe und Kniffe zu versuchen, und da dies vergeblich war, fing er mit gütigem Zureden an.

Aber der Motor: „Heute gehe ich nicht."

„Ja, Herzchen, so sage mir doch einmal, warum gehst du nicht?"

„Und ich geh' einmal nicht. Mit dieser Schneckenseele fahre ich nicht!"

Der Kutscher wendete sich um: „Mir scheint, er meint Sie!"

Das Automobil quixte: „Der da hint'n oben hockt, das ist mein Feind. Der hat mich zu oft schon schlecht gemacht. Mit dem fahre ich nicht."

„Nun, Rösserl, meines, was hat er dir denn angetan?" fragte der Fahrer und streichelte den Blechkasten.

„Mir? Der? Der hat schon immer einmal gesagt, daß ich dem Teufel zu schlecht wäre; deswegen

hätte mich derselbige aus der Hölle gejagt. Seither täte ich die Erde unsicher machen und hätte nicht einmal einen Reisepaß. Leute zusammenrennen täte ich, hätte aber keinen Gewerbeschein dazu. Und so ein häßliches Beest wäre noch nicht auf der Straße gewesen, und man solle mir die Räder und die Fänger und was weiß ich, krumm- und kleinschlagen — hat er gesagt."

„Haben Sie das gesagt?" verhörte mich der Fahrer.

„Nicht um eine Silbe weniger. Ja, eher um einiges mehr, damals, wie so ein Beest mir meinen kleinen Dackel zu schanden geführt hat."

„Siehst du," sprach er zum Auto, „du bist nicht ganz unschuldig. Nun zeige dem Herrn aber, daß du nicht so schlimm bist wie dein Leumund, sei gescheit und fahr'!" Er streichelte wieder die Maschine. „Siehe, du nimmst ja sonst fünfzig Kilometer die Stunde. Geh', mach' dich munter dran und laß' dich nicht spotten."

„Und ich fahre einmal nicht."

„So. Du fahrst einmal nicht," sagte der Mann nun barsch und sprang neuerdings ab. „Wer ist denn der Herr von uns beiden, he? Du wirst wohl fahren müssen, wenn ich will!"

Das Zeug tat einen wütigen Ruck und blieb

stehen. Mir fiel der Eigensinn ein, den diese Rasse auch sonst manchmal zeigt, zum Beispiel, wenn das Unding trotz aller Lenkkünste klippab schwankt und eine Hauswand einrennt oder mit Mann und Maus in den Straßengraben stürzt. „Sie, Kutscher," sagte ich, ihm auf die Achsel klopfend, „ich glaube beinahe, das Ding sollte man statt Automobil — Autowill heißen."

„Das werden wir sehen, wer hier der Autowill ist! rief der Fahrer aufgebracht, stellte sich vorn hin, faßte das Ungetüm an und schüttelte daran so derb, daß es knarrte und ächzte. Ganz recht. So macht's auch der Bauer mit dem widerspenstigen Buben, er nimmt ihn bei den Ohren und beutelt ihm den Trotz aus dem Leibe. Es kommt nur darauf an, wer der Stärkere ist; derselbe ist auch — Autowill.

Diesmal schien es wirklich der Kutscher zu sein. Als er die Maschine so recht hin- und hergerüttelt hatte, begann sie plötzlich zu rasseln und so schrecklich zu schnauben, daß ich auf die Straße springen wollte. Aber es war zu spät, das Automobil machte einen Ruck und rollte wie rasend dahin. Jetzt genade mir Gott, der Drache ist gereizt! Ein heftiger Sturm schlug mir ins Gesicht und hinterher die kilometerlange Staubschlange mit ihren berstenden Bäuchen, alles erstickend auf der

Straße, was das Ungetüm etwa nicht zermalmt. Übrigens ich war vom Teufel bereits besessen. Wir sollten ja schon längst in Langenwang sein. Sind wir denn nicht wenigstens schon zehn Minuten gefahren? Das kriecht ja wie —. War vorher nicht von einer Schneckenseele die Rede? In dem Augenblicke, als wir in Mürzzuschlag abgerollt waren, war „diese Schneckenseele“ mit ihren Gedanken schon in Langenwang, in Neapel, um die ganze Welt herum. Das ist eine Schnellläuferin, die holst du nimmer ein, du thörichter Kilometerhaspel. Du kommst doch überall zu spät an. Wohin du erst kommen willst, ist die menschliche Seele längst gegewesen mit ihrem hohen Schwunge und mit ihren göttlichen Freuden. Der schönen Mechanik ohnmächtige Ausgeburt du, heißhungeriger Meilenfresser mit dem Ideal der Eintagsfliege, die nicht Zeit hat und an einem Tage alles erreichen will. Fahr' zu, ich bleibe, ich habe Zeit!

Aber diese Gedanken behielt ich für mich. Da es dem Untiere nicht gelungen war, durch sein Stoßen und Rütteln mir diese verhaßte Seele, die ihm so weit überlegen war, aus dem Leib zu schütteln, so konnte es leicht noch andere Mittel versuchen. Keine Wand wäre ihm zu hart, um mich hineinzustecken, kein Graben zu tief, um mich

hinabzuwerfen. Endlich war es in Sicht, das Haus, aus dessen Fenstern das rotwangige Enkelein herausguckte und mit beiden Händchen dem Großvater zuwinkte. Das Automobil stellte sein Schnauben und Schnoben ein, fuhr langsamer und ruhiger und gerade vor dem Hause hielt es still.

Wunder nahm's mich. Das hier war ja gar artig von ihm. Am Ende ist das Beest doch nicht ganz so schlimm, als es sich stellt. Vielleicht weiß einst der Junge, der dort aus dem Fenster herablacht, dich besser zu schätzen, als jetzt der Alte, und ein ruhigeres Geschlecht wird auf gefälligem Motorwagen glatt und bequem durch der Väter Land gleiten und — sich Zeit lassen. Zeit ist ja überall genug vorhanden, und für alles. Wer sich Zeit nimmt der hat sie. Und ich habe auch die höchste Zeit, die Fexereien mancher Automobile für eine Flegeljahreerscheinung zu erklären, die sich wohl endlich legen wird. Je übermütiger der Bursche gewesen, je tüchtiger wird der Mann sein. Schüttle, du toller Roller, den Spott vom Kilometer-Haspel nur recht bald ab, sei ein braver Selbster, der ein bischen dazu beiträgt, die Menschen zur Selbständigkeit zu erziehen. Somit rufe ich dir nach, weit in die Zukunft hinein: Fahre wohl!

Kunst und Volk.

Nichts Unrichtigeres kann es geben, als den Ausspruch jenes Gelehrten, daß die Kunst — Luxus sei. Die Kunst ist für den Menschen ein Naturbedürfnis, wie das tägliche Brot oder der Rock am Leibe. Ja, wer weiß es, ob der erste Anlaß zur Kleidung nicht das Bedürfnis nach schmückender Kunst gewesen ist! Von allen Künsten dürfte die bildende zuerst den Menschen bei der Hand genommen haben. Wir kennen wilde Völker, die aller Kultur in unserem Sinne bar sind, und sie tätowieren ihre Haut, sie zieren ihre Waffe. Daß unterschiedliche Völker, Volksschichten und Personen zur bildenden Kunst in unterschiedlichem Verhältnisse stehen, das versteht sich. Aber selbst der nüchternste, prosaischeste Geselle vermag es nicht, sich ihr ganz zu entziehen.

Ich will in unserer Zeit für die bildende Kunst drei Arten von Kunstgenießern unterscheiden.

Da gibt es Leute, die bei einem Bilde sich nur für den dargestellten Gegenstand interessieren, die Mache ist ihnen gleichgültig — erste Art, die große Menge des Volkes.

Da gibt es Leute, die bei einem Bilde sich für

Gegenstand und Mache gleichmäßig interessieren — zweite Art, die gebildeten Laien.

Endlich gibt es Leute, die sich nur für die Mache interessieren, den Gegenstand als vollkommen nebensächlich betrachten — dritte Art, die zumeist nur bei Künstlern und Kunstliebhabern vorkommt.

Wenn ein Bauer, ein Arbeiter oder ein Mensch aus dem unteren Bürgerstand ein Bild sieht, so ist sein erster Gedanke: Was stellt es vor? Je seltsamer der Gegenstand, je interessanter. Ein wildes Tier, ein Vulkan, ein Schiff im Sturm, eine Schlacht, ein Mord, ein Fürstenaufzug, eine Papstkrönung, ein Erdbeben, bei dem die Türme brechen und aus den berstenden Häusern die Flammen züngeln. Man geht auf das Bizarre. Die Hölle mit Teufeln und Verdammten, das himmlische Jerusalem mit goldenen Türmen, blutige Marterdarstellungen aus der biblischen Geschichte oder Heiligenlegende. Auch komische Szenen und Karrikaturen. Man erinnere sich an die Papierbilder auf Haustüren, Stubenwänden, Kapellen und Kegelbahnen. Man denke auch an die Martertafeln und Kruzifixe, die an Wegen und Straßen stehen. Oft die abgeschmacktesten Machwerke. Das Volk sieht oder fühlt die Abgeschmacktheiten garnicht, es sieht gleichsam mit einem inneren Auge nur das, was dargestellt sein

soll. Das Christusbild, die Muttergottes mag eine Fratze sein, es sieht hinter ihm die Himmlischen in idealer Schönheit. Der Beschauer mit dem ungeschulten Auge merkt es nicht, daß die Darstellung das Dargestellte bei weitem nicht deckt. Das tut nichts, er freut sich an dem Bilde, es gibt ihm die Anregung, die Stimmung, es ist ihm der Erreger eines inneren Gesichtes, und seine Phantasie vervollständigt alles, das Bild macht ihn gleichsam künstlerisch produktiv. Andererseits hat der Naturmensch doch wieder Formen- und Farbensinn. Die Engel in der Kirche müssen pausbackig sein und recht fette Glieder haben, Wangen und Mund der heiligen Jungfrauen sollen hübsch rot, die Kruzifixe recht blutig sein. Bunte Bänder, Fahnen und Kränze, das helle Rot voran, zieren die Bildnisse und Altäre der Dorfkirchen. Es ist bemerkt worden, daß besonders die Slaven Freude an sehr grellen Farben haben.

Wenn dieser Teil des Volkes jetzt eine Raphael'sche Madonna sieht, so wird er sagen, das sei schön, aber noch lange nicht den kolossalen Unterschied empfinden, der zwischen dieser Madonna und etwa einem alten Zerrbild in der Wallfahrtskirche besteht. Das Zerrbild hat vielleicht den Vorteil, daß es sich seit Kindheit ins Menschengemüt eingelebt hat, daß

es Stimmungen und Erinnerungen wachruft, daß es vom Glauben verklärt wird, während die neu in die Seele tretende kunstvolle Madonna dort keinen rechten Platz mehr findet und ohnmächtig bleibt.

Wenn, wie mir ein Freund mitteilte, jener schlichte Landmann in der Bildergalerie vor einem modernen farbenprächtigen Bilde ausrief: „Däs sein Farben!", so will das besagen, daß der Mann an dem Bilde sonst nichts gefunden hat, als eben — Farben. Daß er von den Farben allein befriedigt war, ist nicht wahrscheinlich, diese Befriedigung hätte er daheim in seinem blühenden Hausgarten oder in seiner Dorfkirche an den grellen Fahnen und bunten Bändern billiger haben können.

Naive Menschen fragen zuerst stets nach dem Was, erst in zweiter Linie nach dem Wie. Und so denken sie auch in der bildenden Kunst wohl an das, was gemacht ist, nicht aber, wie es gemacht ist. — In Bausch und Bogen darf man allerdings auch das nicht behaupten. Dem Älpler wohnt ein größerer Kunstsinn inne, als dem Flachländler, und so sagt sich der Bergbauer vor einem Kunstwerke wohl manchmal verwundert: Sakra, der kann's! wobei er natürlich an den Künstler und seine Mache denkt. Man hat den Kunstsinn des Älplers von der Vielgestaltigkeit seiner Berge und Felsen ableiten

wollen. Ich vermute aber, er hat ihn von den nachbarlichen Italienern und dem uralten Bilderkultus der katholischen Kirche. Draußen im Norden sieht man nur wenige Bildwerke in den Kirchen und gar keine an Gassen und Straßen. Ausgenommen die moderne Denkmalkunst in den Städten. Man kann manchen Deutschen finden, der gerne zur evangelischen Konfession übertreten möchte, wenn ihn die kirchliche Kunst des Katholizismus nicht fesselte. Wenn man der katholischen Kirche den Vorwurf machen kann, daß sie den deutschen Gesang vernachlässigt, so muß man andererseits bedauern, daß der Protestantismus die bildliche Kunst vernachlässigt. Man soll einmal zwischen den Süddeutschen und den Norddeutschen die Volkstrachten vergleichen, die Häuserbauart, die Hausgeräte, die Werkzeuge: ungleich geschmackvoller, malerischer, künstlerischer wird es sich beim Süddeutschen zeigen, dem die bildende Kunst ein treuer Lebensgefährte ist, von der schön bemalten Wiege an bis zum zierlich gedrechselten Grabscheit des Totengräbers. Und gleichen Schritt mit der blumigen Thonschüssel, dem kunstreichen Zinnkrug, dem zierlich geformten Axtstiel, der feingeschnitzten Tabakspfeife hält das Volksgemüt in seinen heiteren Scherzarabesken und klingenden Kehlen.

Wie reich sind in einem älplerischen Bauernhause die Stuben mit Bildern geschmückt, vom Hausaltare über dem Tisch an bis zum „Weihbrunn-Christus“ am Türpfosten! Und wenn die Magd ihren Gewandkasten öffnet, so sieht man die zahlreichen Heiligenbildchen, die auf der Innenseite der Kastentür kleben und hängen. Keine Wallfahrt wird verrichtet, ohne daß man bunte Bildlein oder Statuetten oder sonst einen sinnigen Kunstgegenstand mit nach Hause bringt. Denkmünzen mit Heiligenbildern bekommt der Landmensch schon bei der Taufe, solche Denkmünzen trägt er sein Leben lang um den Hals, solche Denkmünzen und Bildchen legen sie ihm in den Sarg. Kurz, all Leben und Sterben dieser Leute ist geschmückt mit Bildwerk. Woher diese Kunstinnigkeit in den Alpen? — Ist es der romanische Blutstropfen? Ist es der Einfluß der kirchlichen Kunst? Ist es die wunderbar gestaltige Bergwelt mit ihren unendlichen Lichtspielen und Klängen? In Tirol, wo die Straßen aus Italien ziehen, sind sie daheim, die Herrgottschnitzer, die Altarbauer und viele große Bildhauer und Maler. Dieses Land beweist, daß auch das Bauernvolk mitsprechen darf, wenn es sich um bildende Kunst handelt. Und gerade die Tiroler bieten uns den richtigen Über-

gang von der ersten in die zweite Art der Kunstgenießer:

Leute, die sich an einem Bilde für Gegenstand und Mache gleichmäßig interessieren.

Sie fragen mit gleicher Entschiedenheit nach dem Was, als nach dem Wie. Ihnen muß der Gegenstand der Behandlung und die Behandlung des Gegenstandes würdig sein. Die herrlichste Landschaft, die lieblichste Idylle ist ihnen zuwider, wenn sie schlecht gemacht ist. Und keinen wiederlichen, abscheulichen Gegenstand verzeihen sie, selbst wenn er noch so virtuos dargestellt wäre. Ist der Gegenstand unbedeutend, gleichgültig, so fragen sie sich, weshalb der Künstler seinem Können nicht größere Aufgaben stellt. Ist der Gegenstand häßlich, so meinen sie, daß ihn keine noch so vollendete Ausführung schön machen könne. Ja, der widerliche Gegenstand wird in der Hand des großen realistischen Künstlers noch widerlicher als in der des geringeren. Auch große Häßlichkeit kann künstlerisch wirken, wenn sie in ihrer dämonischen Stimmung wiedergegeben ist. Aber das Alltägliche, Uncharakteristische kann nie Gegenstand einer großen Kunst sein. Das technische Virtuosentum allein läßt unser Gemüt kalt.

Die Kunstgenießer der zweiten Art schmücken ihre Wohnräume weniger mit religiösen, als mit

profanen Bildern. Werke nach alten Klassikern, Jagdstücke, Genrebilder, Landschaften vorwiegend. Gute Holzschnitte, Radierungen, Kupferstiche, Stahlstiche, am liebsten natürlich Originale in Öl. Man liebt hübsche, zumeist vergoldete Rahmen. Während es dem Bauern ganz gleichgültig ist, von wem das Bild stammt, das er sein Leben lang in der Stube hängen hat, kümmert sich der gebildete Laie schon angelegentlich nach dem Namen des Künstlers, und ist es wohl wahr, daß er ein Bild mit ganz anderen Augen ansieht, wenn es den Namen eines berühmten Malers trägt. Und bringt es diese Gesellschaftsklasse in einzelnen ihrer Kunstenthusiasten mit Leichtigkeit über sich, das feinste Kunstwerk zu ignorieren, wenn es von einem noch Unberühmten stammt, und einen aufgelegten Schund bis in den Himmel zu preisen, wenn ein berühmter Name dabeisteht. Da hätten wir eine Abart, die im Bildwerk weder dem Gegenstande, noch der Ausführung Wert beilegt, sondern nur dem Namen. Im ganzen ist es das Ideal des wirklich Gebildeten, daß der Gegenstand menschlich interessant, genial und fleißig durchgeführt sei. So war das wohl zu aller Zeit und wird es bleiben, und kleine Modeschwankungen werden daran nichts ändern.

Hier möchte ich die Frage einschieben, weshalb

der Landmann im allgemeinen weniger der Kunst huldigt, als der Stadtmensch? Da Kunst nicht vom Wissen, sondern vom Können herstammt, so läge sie dem einen just so nahe wie dem anderen, und hätte der Bauer schon die technischen Mittel nicht dazu, so würde er sich mit seinen natürlichen Fähigkeiten begnügen und zufrieden sein damit, wie er's machen kann. Nein, der Landbewohner gibt sich deshalb weniger mit Kunst ab als der Städter, weil er sie nicht so notwendig braucht wie ein Eingemauerter, welchem die Kunst ein Ersatz für Natur sein muß. Der Städter bedarf des Bildes einer Landschaft, der Bauer hat die Landschaft selbst. Dem Bauer wird ein abgebildetes Stadthaus oder eine Dampfmaschine interessanter sein, als der schönste Sonnenuntergang auf Leinwand.

Nun zur dritten Art. Das ist die kleinste, aber die leidenschaftlichste. Sie ist die vieler Künstler und Kunstfreunde. Der Gegenstand ist nichts, die Mache ist alles — Der Gegenstand ist nur das Mittel, um den Zweck einer guten Technik zu zeigen, eine gute Farbenwirkung zu erzielen. Besonders also in der Malerei. Der Gegenstand als solcher kann ganz mißraten sein, so daß man ihn kaum wiedererkennt. Das Bild kann durchaus verzeichnet sein, das macht nichts, der Maler ist ja kein Zeichner,

er ist Maler. Die Geheimnisse der Farbe, des Lichtes sind sein Bereich. Wenn es ihm für einen beabsichtigten Farbeneffekt paßt, so malt er bei einer Landschaft den Himmel grün, die Erde blau und die Bäume rot. Er erinnert hierin an die alten böhmischen Glasmaler, die ihre Heiligenbildchen ganz in ähnlichem Sinne malten und nachher bei den Bauern die Tafel um fünf Groschen verkauften. Und wenn er überhaupt nicht eine Landschaft, nicht Menschen oder Tiere darstellen will, sondern vielmehr einen Farbenkasten, so hat er ja recht in seiner Art. Man hat es wohl schon gemerkt, daß ich besonders auf die Sezessionisten stichle.

Wir anderen aber hätten — wenn diese neue Art allgemein würde — kein Bild mehr. Wir könnten uns von einer bestimmten Landschaft oder Situation keine richtige Vorstellung mehr fixieren, wir könnten unseren Nachkommen keine treuen Porträts mehr übermitteln. Denn unsere modernen Porträtmaler wollen nicht so sehr die Ähnlichkeit, als vielmehr ein brillantes Kunstwerk schaffen. Und unseren Enkeln wird es wahrscheinlich gleichgültig sein, welcher Farbentechnik der X. mächtig war, sie werden bloß wissen wollen, wie der Großvater ausgesehen hat.

Nun ist es ja aber garnicht so gemeint, wie sie

bisweilen sagen, um im Gegensatz zu alten Schulen ihren Standpunkt zu bezeichnen. In der Tat wollen sie doch ihr Können dazu ausnützen, um von etwas ein bestimmtes Bild zu geben. Dann behaupten sie, nur die charakteristischen Momente erfassen und scharf herausarbeiten zu wollen und alles Nebensächliche beiseite zu lassen. Dann möchten sie den Gegenstand über die banale Natur hinausheben, ihm eine besondere Seele einflößen: die Stimmung. Man weiß zwar nicht immer, was man sich unter dem denken soll, was sie Stimmung nennen. — Man sieht, die Absichten solcher Maler und Malerfreunde sind sehr löblich, eigentlich ganz die der alten Meister. Nur daß sie's nicht so weg haben mit dem Können. Sie malen Studien und in den Studien bleiben sie stecken. Das Bild kommt unfertig in die Ausstellung, auf den Markt, und manche finden gerade das ganz entzückend und modern, was im Grunde nichts ist, als die Unfertigkeit und Schlampigkeit.

Durch die unverhältnismäßige Hervorkehrung des Charakteristischen eines Gegenstandes gerät diese Manier mit der Karrikatur zusammen, so daß sie sich besonders für Witzblätter schickt. Durch die einseitige Mache der Farbenwirkung eignet sich solche Kunst ausgezeichnet für Reklamebilder, wie sie sich tatsächlich das Plakat rasch erobert hat.

— Karrikatur und Reklame, ich weiß nicht, ob die Künstler mit solchen Endzielen einverstanden sind. Sie wollen ja ernst genommen werden. Sie wollen nicht, daß ihre gewiß auch mit Herzblut genährte Kunst Gegenstand der Belustigung sei. Sie wollen doch auch nicht, daß, während ihr Ehrgeiz nach Unsterblichkeit lechzt, ihre Bilder an den Straßenecken ein philisterhaftes Eintagsleben führen sollen.

Dahin kommt es, wenn man geringschätzig und undankbar begangene Straßen zu plötzlich verläßt, um „neue Pfade durch die Wildnis zu suchen". —

Mein persönliches Verhältnis zur bildenden Kunst — wenn davon schließlich noch die Rede sein dürfte — ist ein sehr lebhaftes. Es ist nicht theoretisch, nicht kritisch, es ist unmittelbar empfindend. Eine große Anzahl von alten oder neuen Bildern läßt mich zwar gleichgültig, solche aber, die mir gefallen, liebe ich, und solche, die mir mißfallen, hasse ich. Bilder, die eine aufdringliche Manier haben und eigentlich doch nichts sagen, hasse ich ebenfalls. Bilder, die frivol das verneinen, was mir bisher für schön galt und dem ich Genüsse verdanke, hasse ich erst recht. Darum stehe ich mit den Sezessionisten im allgemeinen nicht auf gutem Fuß, wenn mir auch manchmal etwas von ihnen recht wohl gefällt.

Ich stehe bei den Kunstgenießern der zweiten Art: interessanter Gegenstand, gute Ausführung. Aber mir ist auch die erste und die dritte Art nicht fremd. Ein halbes Leben lang habe ich es mit jenen kindlichen Kunstgenießern gehalten, denen in einem Bilde der Gegenstand alles, die Mache fast nichts ist. Und ich halte es bisweilen doch wieder mit jenen, die das Hauptgewicht auf die Mache legen. Das ist der Fall, wenn ich gelegentlich einmal selbst — ausübender Künstler bin. Schon als Kind war ich Skulpturist. Wenn die Mutter den Nudelteig auszog, erbat ich mir davon ein Stückchen Material, aus dem ich dann Figuren knetete, mit Vorliebe den „Herrgott auf dem Kreuz". Das Kunstwerk wurde dann im Ofen gebacken, um es für die Unsterblichkeit tauglich zu machen, und am nächsten Tage — verzehrt. Aus Papier schnitt ich Häuschen und Bäume, um sie dann auf dem Tische zu einer Landschaft zusammenzustellen. In einer weiteren Epoche dieser Kunstentwickelung griff ich zu Pinsel und Wasserfarben und malte. Und derlei treibe ich noch heute in gutgelaunten Stunden. Und zwar ganz modern. Ich male Landschaften, Phantasiestücke, Stimmungsbilder, Karrikaturen. Aber nie etwas nach der Natur, immer nach einem inneren Gesichte. Will ich nach äußeren Vorbildern und Modellen malen,

so ist die Hand befangen und ungeschickt und es wird nichts. Es ist viel zu schwer. Male ich Freikonturen, Freilicht, dann geht's flott voran und es wird was. Wenn auch nicht das zuerst Gewollte, so was anderes. Irgend was. Das Studienmachen ist so lästig, die schrankenlose Willkür ist so lustig. Das ist so genial und es kann nichts mißlingen, denn im schlimmsten Fall ist es ein Symbol, das man nicht zu verstehen braucht, ein Stimmungsbild, bei dem man nichts zu empfinden braucht, weil es ja auch apathische Stimmungen gibt. – Wenn ich mich nun so zum Malkasten setze, so denke ich nicht: Was willst du malen?, sondern: Was kannst du malen? Und gewählt wird ein Gegenstand, wobei ich gerade meine Fertigkeiten am besten anbringen kann. Hauptsache ist mir eben die Mache.

So wird's auch meinen Kollegen von der Sezession gehen. Je kleiner ein Künstler ist, desto mehr muß er an seine Mache und an ihre Grenze denken, je mehr auch muß er mit verblüffenden Mätzchen arbeiten. Der Große kann jeden beliebigen Gegenstand wählen, er wird ihn ausführen, realistisch und idealistisch zugleich, und daß es die richtige Harmonie gibt zwischen Stoff und Form.

Nun hat aber die bildende Kunst nicht bloß eine ästhetische, sondern auch eine ethische Seite, obwohl

diese im ganzen nicht klar zu sein scheint. Moses verbot, von Gott ein Bild zu machen. Andere Glaubensstifter und Kirchen wollen gerade durch Bilder sittlich wirken. Ich glaube fast, daß ein gutes Bild sittlich nicht viel nützen, ein schlechtes Bild aber viel schaden kann. Aus dem Volke, und zwar aus jeder Schichte desselben, lassen sich unzählige Beispiele anführen, wie durch Bilder die Jugend verführt wird. Der Mensch ist noch zu wenig ästhetisch gestimmt, als daß das künstlerische Interesse das sachliche zurückdrängen könnte. Er ist zu naivsinnlich, als daß er sich nicht dem Gegenstande hingebe und ihn auf sein Herz wirken ließe. — Es geht nicht leichthin an, zu sagen: Die Kunst heiligt alles, dem Reinen sei alles rein, und es handle sich nur um das Schönheitsgefühl. Die großen, besonders die antiken Künstler haben es allerdings verstanden, auch das in gewöhnlichem Sinn Unschickliche und Verfängliche mit so reichem Schönheitsglanz zu umgeben, daß im Beschauer die Begierde durch Schönheit betäubt wird. Aber anders steht es, wenn moderne Maler ihre geschlechtlichen Offenheiten ausstellen und den Sinn der Jugend nach Richtungen lenken, wo das sittliche Verderben steht. Solche moderne Maler verstehen es durchaus nicht, ihre Lascivitäten mit dem Glanze der Schönheit zu

verhüllen. Wir sahen in neuester Zeit nackte Bilder von so großer Häßlichkeit menschlicher Körper, daß man allerdings versucht ist zu glauben, der Künstler wollte durch die Abschreckungstheorie sittlich wirken. Wenn euch die Schönheit verführt, mochte der Sezessionist denken, gut, so sollt ihr die Häßlichkeit haben! Dem gegenüber steht aber die liebe Jugend ganz auf dem ersten Fall: Der Gegenstand alles, die Mache nichts. — Der größte Stümper kann mit ein paar häßlichen Strichen die Sünde wecken, wenn sie einen so leisen Schlaf hat wie im warmblütigen Menschenleib der Jugend.

Kunst und Provinz.

(1899.)

Mit meinem heutigen kleinen Gastspiel als Standredner in Wien werde ich bei den Großstädtern nicht gar viel Beifall finden — am wenigsten bei meinen verehrlichen Zeitgenossen von der Feder. Die Schuld daran fällt aber lediglich auf Hermann Bahr, der mich eingeladen hat, den Großstadt-

geistern ein kleines älplerisches Donnerwetter zu machen. Bahr kennt meine Schwächen, die Abneigung gegen große Städte, die Vorliebe für das Landleben. Und da hat er die Großstädter halt ein wenig bei mir verklagt, weil sie alleweil just meinten, das geistige Leben mit Löffeln gefressen zu haben, während da draußen in der Provinz alles gründlich verphilistert, wenn nicht gar verbauert sei. Sofort falle ich 'rein.

Ja, meine lieben Wiener! Wir da draußen auf dem Lande sehen euch schon lange zu, wie ihr ganz auf eigene Faust Kultur, Zivilisation und Fortschritt spielt, so selbstbewußt und ausschließlich, als ob es hinter den Bergen keine Leute gebe. Die Hauptstadt geht voran! Das wäre ja ganz natürlich, wenn es — natürlich wäre. In vielen Dingen mag es stimmen, was jedoch das geistige Leben anbelangt? — Freilich gibt es in der Großstadt eine Menge Bildungsanstalten, aber solche gibt es auch auf der Provinz und verhältnismäßig sogar mehr. Freilich gibt es in der Großstadt überall gesellige Kreise, man geht in dieselben aber nur zumeist um geistreich zu sprechen, statt gelehrig zuzuhören. Man will sich nicht sammeln, man will sich zerstreuen. Der Geist geselliger Menschen gibt sich in Kleingeld aus; es mögen

glänzende, klingende Münzen sein, aber sind nicht viel wert.

Wie sehr die Großstadt einen verlottern kann, davon ein Beispiel. Ich hatte in Graz einen jungen Freund. Das war ein frischer, für alles Ideale glühender, in seiner edlen Begeisterung fast revolutionärer Bursche. Der ging auf einige Jahre nach Wien — und wie kam er zurück? — Was er früher in langen Oden gepriesen, das verlohnte ihm jetzt kaum eines Wortes. Natur? „Nur in schönen Weibern.“ Menschenliebe? „Fängt bei sich selber an.“ Nationalität? „Unsinn!“ Religion? „Blödsinn.“ Menschenrechte der arbeitenden Klassen? „Torheit!“ Kunst und Wissenschaft? „Ach, laß mich. Ich will das Leben genießen.“ — Er war ein „fescher Wiener“ geworden. Anderseits kenne ich auch Wienerkinder, die, von der Provinz in die Großstadt zurückgekehrt, nur mehr naturbummeln oder büchergucken wollen und für's Kaffeehaus kein Talent mehr haben. Sie sind eben „verbauert“.

Die Mutter des Geistes, der Seele und des Könnens ist die Einsamkeit. Freilich gibt es auch in der Großstadt Einsamkeiten, aber es sind die zerstörenden Einsamkeiten der Mauern, des Gefangenen, sie sind nicht kräftigend und fruchtbar, wie die Einsamkeiten der Auen, Wälder und

Berge. In der Stadt liegt zwischen Natur, Leben und dem Dichter fast immer das Buch. Und über den Buchrand blinzelt er hinaus, was es Neues gibt im Salon, im Atelier, in der Literatur. Der Großstädter ist ein sehr naiver Patron, von allem, was der Tag Auffallendes, Neues bringt, glaubt er, es sei Fortschritt. Es ist aber zumeist nur ein Witz des Momentes, im besten Fall eine Mode. Der Provinzler sieht erst zu, welches Lehrgeld der Großstädter für die Neuheit zahlt; wenn sie sich bewährt, dann greift er auch danach. Der Provinzler übersieht oft die Mode, nie aber den Fortschritt.

Manchmal will auch mich die Einförmigkeit des Landlebens, der Provinzstadt verdrießen, dann gehe ich sofort in die Großstadt. Nach längstens zwei Tagen komme ich geheilt zurück und pfeife mein Liedel: „Wie schön ist das ländliche Leben!“ Dort in den Höhlen der ungeheuren Steinhaufen gibt es ja gewiß manch großes und edles Genießen, doch im allgemeinen ist das Dasein des modernen Großstädters kein Leben mehr, bloß eine Jagd nach Leben. Er sucht alles, nur sich selbst nicht, findet vieles, nur sich selbst nie. Er muß in einem äußerst gespannten Verhältnis mit sich stehen, denn zu allen möglichen Leuten kommt er, nur zu sich nicht.

— Donnerwetter, das klingt so witzig als hätte es ein Großstädter gesagt!

Es ist also durchaus nicht sehr natürlich, daß die Großstadt stets der Vorort geistigen Lebens sei. In ihr ist — trotz aller Talente, die sie erzeugt — das geistige: das politische, besonders aber das schöpferische Leben vielfach erschwert. Ganze, starke Menschen lassen sich freilich auch von der Großstadt nicht unterkriegen, wissen vielmehr aus ihr Gewinn zu schöpfen. Oder sie ziehen doch fort in kleinere Wohnorte, wo Kultur und Natur sich harmonischer vereinigt und der Mensch sich nach beiden Seiten ruhiger und doch tatkräftiger ausleben kann. Wer in der Großstadt zum Beispiel poetisch etwas Bedeutendes leisten will, der muß sich wohl in strenger Selbstzucht halten, das kommt ja vor. Das geistige Durchschnittsleben großer Städte — ich behaupte es dreist — steht auf einer niedrigeren Stufe, als das kleinerer Kulturzentren der Provinz.

Anstatt mit dem prophezeiten Donnerwetter komme ich demnach mit einer Tracht aufrichtigen Bedauerns. Vom armen Großstädter — es ist hier geradehin der Literaturmensch gemeint — ist es gar nicht zu verlangen, daß er sich sammle, vertiefe und große Werke schaffe. Seine Sache ist es viel-

mehr zu karren, wenn Könige bauen, nämlich die anderwärtig entstandenen Meisterwerke der Literatur und Kunst zu kritisieren und womöglich zu demolieren. Es wird denn auch nirgends so viel über Schrifttum und Kunst gesprochen, geschrieben, als in großen Städten. Die Ansichten und Meinungen, wie schlecht es die Schaffenden gemacht haben und wie sie es nicht hätten machen sollen, bilden also auch den Hauptgesprächsstoff der geistigen Kreise. Kurz und gut: Auf der Provinz wird mehr geschaffen, in der Großstadt mehr kritisiert. Kritisiert vorwaltend allerdings wieder nur das, was aus Großstädten kommt. Die Provinz wird am liebsten ignoriert.

Nun ist es nach solchem Befunde für den Provinzler wohl keine allzugroße Anmaßung, wenn er das geistige Leben der Provinz dem der Großstadt als mindestens ebenbürtig an die Seite stellt. Die Dreistigkeit wird einer Prüfung unterzogen werden. Man will eine Rundschau halten lassen über die deutschen Kronländer Österreichs, wie es dort mit dem geistigen Leben aussieht, ob — mit der Lupe geforscht — nicht am Ende auch in den Sudeten, im Böhmerwald, in Oberösterreich oder gar in den dunklen Alpenländern Dichter und dergleichen zu finden wären. Wenn man manchmal ein Wiener Blatt in

die Hand bekommt, so findet sich darin fast immer ein ausländisches Buch behandelt; wie häufig werden Bücher fremder Zungen vorgeführt, die jedenfalls immer den Vorteil haben, weit her zu sein. Unsere Provinzler sind nicht so weit her, hingegen stehen sie uns näher. Sie sprechen die Angelegenheiten unseres Herzens, unseres Lebens, unseres Volkes, sie haben manche Offenbarung, die den lieben Wienern mindestens so gefällig und wertvoll sein kann, als die eines französischen oder russischen Autors, der uns deshalb interessant ist, weil man von ihm spricht, und von dem man nur deshalb spricht, weil die ausländische Reklame klingelt, die wieder nur deshalb klingelt, weil die Verleger Geld haben wollen. Wir haben in unserem eigenen Lande Dichter, die nicht modern sind, nie modern waren und nie werden, weil sie für keinen Geschmack schreiben, sondern aus frischem Menschenherzen und für solche. Mit Stolz dürfet ihr auf die großen Geister eures alten kleinen Wiens weisen; mit Stolz aber auch weist die Provinz auf die ihren: Adalbert Stifter, Franz Stelzhamer, Anastasius Grün, v. Leitner, Robert Hamerling, Hermann Glim, Adolf Pichler, Karl Morre. Dann die Jüngeren und Jungen, A. v. Hörmann, W. Fischer, Wolf, Schönherr, Greinz, Renk, Langmann, Wichner, Keim, Ertl, Kienzl (ganz sicher

vergesse ich in der Eile vorzügliche Namen) — sie kommen frisch angerückt zu einem lustigen Strauß mit den Kollegen der Hauptstadt. Und wollte man aus der Provinz, von Gelehrten gar nicht zu sprechen, auch die Musiker, Maler, Bildhauer und Schauspieler laden, so würden sie vielleicht gesellschaftlich und geschäftlich etwas ungeschickter sein als die Kollegen der Großstadt, aber kaum weniger können, als diese. Da draußen wachsen die Originale, die eckigen markigen Kerle. Sie sind — um im Tone eines altberühmten Predigers zu reden — nicht Schöngeister und nicht Höhngeister, sie sind **Könngeister.**

Ich wünsche Glück zur Entdeckung der Provinz, sie wird dem geistigen Leben der Groß-stadt eine recht beträchtliche Bereicherung bringen, vor allem aber die Einsicht, daß die „Elite der Intelligenz" nicht bloß in großen Städten sich aufhält.

Der Provinzler will ja gerne bescheiden sein, aber erst dann, wenn der Großstädter — seinen Größenwahn aufgibt.

Das Recht der Dorfgeschichte.

Irgendwo lebt ein Mann, der die Dorfgeschichte nicht leiden kann. Das wäre nun gar kein Unglück; ein Unglück aber ist es, daß genau derselbe Mann Bücherrezensent einer Zeitung ist und also auch die einlaufenden Dorfgeschichten beurteilen soll. Wenn er wenigstens so viel Unbefangenheit hätte, um nach berühmtem Muster ein- für allemal zu gestehen: die Dorfgeschichte mag ich nicht! so wüßte man, wie man dran ist, und er selbst wüßte es auch. Statt dessen aber glaubt der Mann seit vielen Jahren mit rührender Einfalt, daß er von der Dorfgeschichte etwas verstehe, doziert drauf los nach grauester Theorie, behandelt alles, was von weitem etwa wie eine Dorfgeschichte aussieht, nach einem Leisten, und richtig, allemal kommt derselbe Stiefel heraus.

Er hegt folgenden possierlichen Grundsatz: Obschon nach Darwin die Menschen von Bauern abstammen sollen, so gehört das Bauerntum, das ländlich Volkstümliche, doch nicht in die Literatur oder höchstens nur als komisches Moment. Der Bauer ist nicht ernst zu nehmen, läuft in der Literatur nur so nebenbei mit und schlägt seine Purzelbäume. In die Literatur gehören nur die Prinzen und

Prinzessinnen, die Grafen und Barone, die Generale und Kardinäle, die Professoren und Künstler, die Demagogen und die Rezensenten, die Bankiers und die Demimonde; beim Kleinbürger hört sie schon auf; der Handwerkerstand, der Bauernstand, der Lehrer- und Soldatenstand, der Arbeiterstand usw., das ist Pöbel. — Nun, vielleicht hat der Mann in gewissem Sinne recht, vielleicht ist dieser „Pöbel“ in der Tat zu lebendig, zu welterhaltend und weltgestaltend, um in dem verstaubten Mausoleum, „Literatur“ genannt, Platz und Fach finden zu können. Das unendliche Volk ist zu bewegsam, als daß es sich fixieren ließe. In „höheren“ Ständen hat eine gewisse Formgleichheit die Gestalten faßlich und handlich gemacht, und aus Backsteinen ist es leichter, ein zierliches Haus zu bauen, als aus unbehauenen Felsblöcken und immer bewegtem Gerölle. Es hat wohl auch das Volk seine starrren Typen, seine konventionellen Formen, seine seelischen Verknöcherungen, ja diese sind selbstverständlich auch dort weitaus häufiger, als die Eigenarten und absonderlichen Kräfte. Und doch ist keine Frage, daß im Volke weit mehr Originale ursprüngliche Charaktere, schöpferische Geister vorkommen, denn in ausschließlich „gebildeten“ Ständen jener sogenannten Gesellschaft, welche Gesellschaft als Gegen-

satz zum „Volke“ gelten will, und die eine höllische Angst davor hat, mit diesem in Berührung zu kommen. Man soll doch nur einmal ein bißchen in die Geschichte gucken mit klaren, klugen, vorurteilslosen Augen, und man wird wohl sehen, daß fast alles Große und Bewegende aus dem Volke hervorgekommen ist, wenn auch nicht stets unmittelbar, so doch gewiß mittelbar. Ein berühmter Nationalökonom hat die Behauptung aufgestellt, daß eine Familie, welche durch drei oder vier Generationen in der Stadt lebt, körperlich und geistig verkommt, und daß die frischen körperlichen wie geistigen Kräfte immer aus den unteren Ständen, gewöhnlich vom Landvolke herein nachgefüllt werden müssen. Und wer sind auf Mittelschulen und Hochschulen im allgemeinen die fleißigeren und talentierteren Schüler, die Kinder der feinen, reichen Stadtfamilien oder die vom Lande hereingekommen sind? Freilich muß gesagt werden, daß in den „besseren“ Kreisen jeder Junge studiert, während vom Lande nur die besonders Talentierten und Strebsamen kommen. Allein sie könnten nicht hereinkommen, wenn sie nicht draußen wären. Im Landvolke liegt eine unerschöpfliche Kraft, auch in geistiger Beziehung. Wo finden wir heute die höchsten Flüge des Ideals, die bis zu Gott reichen, noch so kräftig, wie im

Landvolke? Wo ist mehr unermüdliche Arbeit und stille Heldenhaftigkeit zu finden, als im Volke? Ich kenne Volk und Gesellschaft und sage ganz offen, an Tüchtigkeit ist ersteres letzterer überlegen, an Seelenadel kann ersteres mit letzterer den Wettkampf zum mindesten aufnehmen.

Recht häufig schon habe ich beobachtet, daß literarisch gelehrte Männer für das Volkstümliche wenig Sinn haben. Ja selbst solche, die sich in sozialer Beziehung als Freunde des Volkes aufspielen, zeigen eine gewisse Geringschätzung gegenüber der volkstümlichen Dichtung. Ich schließe aus dieser Tatsache, daß bei den betreffenden Persönlichkeiten das wirkliche Interesse und Verständnis für das Volk doch mangelt. Es sind die Doktrinären, die sich bei allem immer mehr fürs Buch interessieren, als für das täglich schöpferische Leben; bei solchen soll alles nur literarisch sein; was unmittelbar aus dem Leben kommt, das ist ihnen zu wenig akademisch. Die Schule hat sie in eine gewisse Literatur eingeführt, und dadrin bleiben sie hocken. Da steht's z. B. zu lesen: es gibt die historische, die politische, die soziale, die komische Erzählung, und damit Punktum, und das ist ihre Welt und ihre Weisheit. Sie lesen wohl allerlei Neues durcheinander, aber das, was sie nicht in ihre Schulformeln zu bringen

wissen, bleibt ihnen fremd, und dem versagen sie das Heimatsrecht im eigenen Hause. Steckt's im Kritiker allein? Manche Dorfgeschichtenschreiber machen den Fehler, aus dem Volke bloß die komischen Seiten herauszugreifen, sich mit hochmütiger Überlegenheit darüber lustig zu machen und geistige und körperliche Gebrechen der Leute zu verspotten. Das nennen sie dann Humor. Ich danke schön! Und andere zeigen mit Vorliebe die idyllische Einfalt, ohne je in die Tiefe der Menschenseele zu dringen. Wieder andere stecken den Stadtmenschen in die Bauernjoppe, lassen ihn ein paar mundartliche Wörter radebrechen und glauben, die Dorfgeschichte sei damit fertig. Ist schon beim Schriftsteller im Salon die Unnatur von Übel, wie erst dort, wo er die Natur zu schildern hat!

Wenn die Dorfgeschichte, das Volksstück in der Tat nicht entsprechen, so liegt die Ursache nicht im Volke, sondern im Dichter. Viele „Volksdichter", die nur zwischen Mauern und Büchern hindurch manchmal einer volkstümlichen Gestalt ansichtig werden, wursteln nach der alten literarischen Methode fort, glauben schon ein Volksstück, eine Dorfgeschichte gemacht zu haben, wenn sie die abgebrauchten Schemen, wie gesagt, in die Lederhose oder in die Arbeiterbluse stecken. Wenn der Rezensent

die volkstümliche Dichtung nach solchen Machwerken aburteilt, dann beweist er, daß er die tatsächlichen Vertreter der Volksliteratur nicht kennt oder nicht versteht. Ein weiteres mag ja noch sein, weshalb er der Volksdichtung keinen Geschmack abgewinnen kann: etwa, weil er zu ausschließlich in einer falschen Ästhetik steckt oder weil ihm in seinem verkünstelten oder verweichlichten Lebenskreise die derbe Naturkraft unheimlich ist. Auch geht er gerne vom Aberglauben aus, als mangele den einfachen Leuten aus dem Volke jene Seelenenergie, jene vertiefte Weltanschauung, jene Tatengröße, jener Herzensadel, die nötig sind, um einen Gegenstand der Kunst abzugeben. Dieser Aberglauben zeigt, daß sein Träger — und er mag sich zehnfach Gelehrter nennen — das Volk ganz und garnicht kennt, oder höchstens nur von der Seite, die es dem Städter zukehrt; und das ist freilich nicht die vorteilhafteste. Dieser Aberglauben des zünftigen Literaturgelehrten zeigt uns aber noch etwas Schlimmeres an. Denn daß ein Gelehrter Volk und Leben kennen müsse, ist eigentlich garnicht zu verlangen, wenn aber der Literarhistoriker die Literatur nicht kennt, das ist schon recht schlimm.

Jener kritische Mann, der in Bausch und Bogen die volkstümliche Dichtung verwirft, oder mindestens

sie der antivolkstümlichen nicht für ebenbürtig hält, weiß nichts von der Odyssee, nichts vom Nibelungenlied, nichts vom Volksmärchen und Volkslied, nichts von Hans Sachs und Walther von der Vogelweide. Er weiß auch nichts von Goethes „Hermann und Dorothea" und nichts von Schillers „Wilhelm Tell". Daß er demnach auch die volkstümliche Muse Jeremias Gotthelfs, Gottfried Kellers, Immermanns, Boz Dickens, Fritz Reuters, geschweige die der Neueren nicht versteht — wer verargt ihm's noch?

Wenn der gewisse Literarhistoriker sich nun wehrt und sagt, das Volkstümliche bei Homer, bei Walter, bei Goethe und Schiller usw. sei in die höchste Kunst gebracht, und das sei dann etwas anderes, das sei Kunstdichtung! so gesteht er damit etwas ein, was er sonst geleugnet hat. Er hat ja des öfteren gesagt, das rohe, ungebildete, engherzige, geistesbeschränkte Volk eigne sich dem Stoffe nach nicht für die Dichtung. Sind die Helden der Odyssee oder des Nibelungenliedes akademisch gebildet gewesen? War Wilhelm Tell ein Generalfeldmarschall? War Andreas Hofer ein gefürsteter Graf von Tirol? Nein, alle diese Leute gehören nicht zur „Gesellschaft", sondern zum Plebs, also fort mit ihnen aus der Literatur! Doch das meint der Herr ja wieder nicht so. Den Stoff erkennt er schließlich ja an,

wenn derselbe künstlerisch behandelt ist. Aber künstlerisch behandelt sein, das verlange ich auch vom Gesellschaftsroman, von der Lyrik, vom Drama. Was heißt aber eine künstlerische Form? Was im alten ästhetischen Katechismus darüber steht, das kümmert wohl noch den Schüler, aber nicht den Meister, nicht den wirklichen Künstler, den modernen noch am wenigsten. Nach meiner Meinung ist die künstlerische Form jene Form, in welcher ein Kunstwerk am meisten wirkt. Sie richtet sich je nach dem Stoff und kann keine Schablone sein. Einen Stoff zur größtmöglichen Wirkung bringen, daß ist die Aufgabe des Künstlers, mit welchen Mitteln er die Wirkung erzielt, das ist seine Sache. Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre" ist nichts anderes, als eine Dorfgeschichte; wird sie der Mann, der die Dorfgeschichte nicht leiden kann, darum aus der klassischen Literatur reißen wollen? Wenn dem Pfarrer Bitzius vorgeworfen wird, daß seine Dorfgeschichten tendenziösen Charakter haben, so ist daran nicht die Dorfgeschichte, sondern der Pfarrer Bitzius schuld. Bitzius' Dorfgeschichten haben jedoch mit denen anderer gemein den Fehler, daß die Stallmägde vom Stalle riechen. Das tadelt derselbe Kritiker, der anderswo sich beklagt, daß die Dorfgeschichten-

schreiber ihre Bauern zu sehr zu idealisieren pflegten. Es gibt übrigens Leute, und zu solchen gehöre ich, denen der zweifelhafte Parfümduft des Boudoirs zuwiderer ist, als der natürliche Geruch einer Melkkuh. Doch der Dichter macht weder eine Kuh, noch einen Düngerhaufen zum Helden seiner Dorfgeschichte, außer er wäre einer jener „Naturalisten", welche ihr Ideal im Dreck erblicken.

Der Dorfgeschichtendichter stellt Menschen dar. Mit Vorliebe nimmt er sie aus jenem Bereiche, wo sie noch gesund sind und von der Überkultur nicht verdorben wurden. Ob sie von einem Konversationslexikon je etwas gehört haben, das kümmert ihn nicht, ob sie manchmal eine Erholungsreise nach Italien unternehmen, um Kunstsammlungen zu besuchen oder nicht, ob sie eine Havannah von einer „Kurzen" unterscheiden können, ob sie das Wort „arbeiten" deklinieren können, ob sie über neue literarische Erscheinungen räsonnieren können oder nicht, all das kümmert ihn sehr wenig. Ihr Menschenwesen, das kämpfende, leidende, jauchzende ist es, was ihn interessiert, was er wirksam wiedergeben will. — Das seelische Bereich des Bauers ist zu klein, um das Interesse des Gebildeten ausfüllen zu können, sagt unser Literarhistoriker sehr schön. Das seelische Bereich des Bauers jedoch ist, genau

besehen, gerade so groß, wie das anderer Menschen, nach oben wird es vom Himmel, nach unten von der Hölle begrenzt, sein oberer Nachbar ist der Engel, sein unterer der Teufel. Dazwischen liegt die weite Erde. Nur an Äußerlichkeiten hat der Gesellschaftsmensch mehr, oder anderes als der Volksmensch. Er weiß mehr, jedenfalls aber anderes als der Bauer; und was der Bauer weiß und kann, das weiß wieder der Gesellschaftsmensch nicht, und wenn der eine wie der andere einmal auf Robinsons Insel verschlagen werden sollte, so weiß der Bauer sich dort am Ende leichter zu helfen, als der Stadtmensch. In Volkskreisen findet der Dichter einen weitaus mannigfaltigeren poetischen Stoff als in den Gesellschaftsklassen, nur wird er seine Helden weniger schwatzen und mehr handeln lassen müssen, als der Gesellschaftsdichter die seinen. Gelehrte und geistreiche Gespräche sind oft recht amüsant, aber mit der Kunst haben sie blutwenig zu tun. Und was die menschlichen Leidenschaften anbelangt, so wissen wir alle aus Erfahrung, daß sie hier wie dort dieselben gewesen sind und bleiben werden.

Dem Dichter Auerbach hat man gerne zum Vorwurfe gemacht, daß es philosophierende, in die moderne Gedankenwelt eingreifende Bauern, wie er sie geschildert, nicht gebe. Ich kann aber sagen,

es gibt in jedem Dorfe wenigstens einen „Philosophen", der über allerlei nachgrübelt, sich seine besonderen, oft sehr krausen, aber oft auch sehr klugen Gedanken macht, und im Reichsrate sitzt mancher einfache Bauer, der es an Vernunft und klarer Weltanschauung mit den hochgelehrten Herren aufnehmen kann.

Der Dorfgeschichtenfeind stellt sich konsequent vor, in der Dorfgeschichte sei nichts, als Hansel und Grethel, die gerne zusammenheiraten möchten, und ein polternder Vater, der's nicht zugeben will. Ich hinwiederum habe mein Lebtag nirgends so viel Monotonie in Liebessachen mit Hindernissen gefunden, als in den Novellen, Romanen, Theaterstücken und lyrischen Gedichten aus der Gesellschaft. Das Bereich der Dorfgeschichten ist weit genug. Der ganze unerschöpfliche Mensch ist da, und die unmittelbare, große Natur. Allerdings erweckt die Natur im Landmanne nicht so viel superkluge Gedanken, als in dem über alles spintisierenden Städter, sein Verhältnis zur Natur ist entweder innige Vertrautheit oder scheue Ehrfurcht. Und die Weltgeschichte? Ist sie am Dorfe still vorübergeschlichen? Hat sie ihre Helden und Opfer nicht vielmehr im Volke gewählt, als im Salon? Kann Liebe, Feindschaft, Rache, Opfermut,

Verrat, Treue, Rechtssinn, Erdengier, Himmelsbegeisterung, Heimweh, Ergebung, Trotz, Humor sich anderswo so unmittelbar ausleben, als im Landvolke? Und sind der Gestalten denn so wenige? Ich nenne bloß den Großbauer, den Knecht, den Bettler, den Wirt, den Handwerker, den Hausierer, den Stromer, den Musikanten, den Studenten, den Soldaten, den Lehrer, den Pfarrer, den Prälaten, den Schloßbesitzer, den Amtmann, jeder in den verschiedensten Epochen und Verhältnissen seines Lebens und Wirkens und Wünschens, in seinen Konflikten mit der Welt! Und das Weib in seiner unahmbaren Verschiedenartigkeit. Dasselbe allbekannte und nirgends gekannte rätselhafte Weib! Gibt das nicht Kombinationen? Und in außerordentlichen Zeitläuften, sind die Geschehnisse, Bestrebungen und Kämpfe auf dem Lande nicht ebenso vielfältig und unberechenbar als anderswo? Daß man dort nicht aus jeder Kleinigkeit eine Staatsaktion macht, nicht über jeden Zufall in fieberhafte Aufregung gerät, zeugt durchaus nicht von Stumpfsinn, sondern von Gesundheit. Wenn Sie, mein gelehrter Herr Literarhistoriker, noch eine Odyssee oder ein Nibelungenlied haben wollen, aus den Stadtleuten läßt sich sowas nicht kneten, das Ding müßte aus festem Holze geschnitzt

werden. Die größte Heldentat des vorigen Jahrhunderts, wo ein kleines Volk seiner Freiheit willen dreimal gegen die Kriegsheere des Welteroberers aufgestanden ist, in den Tiroler Bauerndörfern hat sie sich vollzogen. Und noch heldenhafter als ihr Siegen war ihr Fallen.

Übrigens ist weder der Dorfstoff noch der Stadtstoff dazu geeignet, um bloß abgeschrieben zu werden, wie es die Fanatiker der „Wahrheit" verlangen. Der Stoff muß ausgewählt, von Spreu befreit, verdichtet und komponiert werden. Wenn man das idealisieren nennt, gut, dann muß jede Dichtung idealisiert werden, denn anders kann sie eine größtmögliche Wirkung nicht hervorbringen, und die angedeuteten Arbeiten sind absolut nötig, wenn die Darstellung nicht ein öder, sinnloser Brei von alltäglichen Dingen und Vorgängen werden soll. Und das wäre nichts weniger als Kunst, nichts weniger als Dichtung, das wäre nur ein Protokoll des Banalen.

Ich gestehe, daß man noch in einer anderen Art idealisieren kann und soll. Man idealisiere das Volk, aber man idealisiere nicht den einzelnen. Wie soll man denn das anfangen? Einfach so: man greife die besseren und interessanteren Gestalten aus dem Volke heraus und stelle sie dar,

wie sie sind. Also gibt man dem Idealismus und dem Realismus das Seine. Eine andere Aufgabe hat der Volksschilderer, eine andere der Novellist. Der erstere wird die Regel geben, der letztere die Ausnahme. Wenn Novelle soviel heißt als Erzählung einer Neuigkeit besonderer Art, so wird man nicht gleich das Erstbeste erzählen dürfen, vielmehr, dann wird man Umschau halten müssen nach Besonderem, Seltsamem, sei es in einem Charakter, sei es in einer Handlung, sei es in einer Begebenheit. Es muß sich natürlich nicht gerade so zugetragen haben, wie der Novellist erzählt, aber es muß sich gerade so zutragen können. Diese Grundsätze haben so gut für eine Dorfnovelle, als für eine Stadtnovelle Geltung, oder anders gesagt, künstlerisch wird von der einen nicht weniger verlangt, als von der andern. Gute Dorfgeschichten kommen dem Kunstideal oft sogar näher als gute Stadtnovellen, weil in ersterer ein Haupterfordernis der Kunst, die Einfachheit, leichter zu erreichen ist, und weil beim Naturmenschen die Einheitlichkeit der Charaktere leichter gefunden werden kann, als bei durch ein vielfältiges Weltinteresse zwiespältig gewordenen Leuten. Endlich ist eine titanische Tat viel leichter dem Naturmenschen zuzutrauen, als dem Bewohner des Salons. Die

Dorfgeschichte steht ihrer ganzen Natur nach der Antike näher, als die Stadtnovelle. —

Doch, die Sache wird gegenstandslos, während ich noch rede. Die gegnerischen Stimmen von gestern sind heute verstummt und keinem Vernünftigen kommt es bei, der Poesie ihre Stoffe vorschreiben zu wollen. Kein Stoff eignet sich für die Dichtung, wenn ihn der Stümper behandelt, und jeder, wenn ihn der Dichter ergreift.

Die Dorfgeschichte, wenn sie in ihrem ganzen Gehalte auftritt, ist ja in der Literatur nicht bloß berechtigt, sie ist vielmehr einer ihrer besten Bestandteile. Außerdem hat gerade in der Gegenwart die Dorfgeschichte eine besondere Bedeutung. Denn ein welthistorischer Prozeß ist es, der heute sich auf dem Dorfe vollzieht, der Übergang von der alten Kultur zu einer neuen. Diese Konflikte und Kämpfe geben Stoff genug und großartigen. Und selbst wenn der Dichter noch einmal das alte, jetzt untergehende Dorfleben darstellt, hat das einen besonderen Wert. Es werden Zeiten kommen, da die Menschheit sich heiß zurücksehnen wird zur Idylle des alten Dorflebens, das an und für sich freilich nicht immer eine war, jedoch im Vergleiche zu künftigen Zuständen eine gewesen sein wird.

Inhalt.

	Seite
Ein Ruf an unsere Priester	1
Wie ich mir die katholische Kirche der Zukunft denke	11
Leo und Zola (eine Begegnung im Himmel)	19
Warum dieses Geschlecht verworfen ist. (Ein Gesicht)	31
Bleibet daheim!	41
Wie wird's unseren Brüdern im fremden Land ergehen?	52
Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen?	61
Unsere Dienstboten	69
Reformkleidung?	82
Der Armen Freund — der Armut Feind	91
Nur ein kleines Stüberl	105
Mein Millionär	113
Zeit lassen!	123
Kunst und Volk	135
Kunst und Provinz	150
Das Recht der Dorfgeschichte	158